Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift

für

Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Zweiter Jahrgang.

1836.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Frankfurt a. M.

Expedition des Frankfurter Museums.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift

für

Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Zweiter Jahrgang.

1836.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Frankfurt a. M.

Expedition des Frankfurter Museums.

Digitized by Google

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

der zwei ersten Jahrgänge des Frankfurter Museums.

Bemerkungen. Der erste Jahrgang (1855) umfaßt nur das Quartal October bis December. Die zu ihm gehörigen Artikel sind außer der Nummer des Blattes, in dem sie zu finden sind, noch durch I. bezeichnet; diejenigen, bei denen die römische Ziffer fehlt, gehören dem zweiten Jahrgang an. — Die Artikel, deren Autor nicht mit dem Namen oder mit einer Chiffre bezeichnet ist, sind von Th. Creizenach verfaßt.

Gedichte.

Abend. Sonnette von Friedrich Tesch. I. 1.
Das Stündchen. Von Heinrich Hoffmann. 2.
Spanien. Von A. Hornfeck. I. 12.
Der Tod. Nach Calderon, von L. Braunfels. I. 4.
Der lurdersche Schulmeister in Nauheim. Von Th. Creizenach. I. 4.
Epigramme von J. W. Hoffemer. I. 9.
Schöne Meinung. Von Rudolf Rodt (Eichrodt). I. 10.
Egeria, von A. B. 8.
Epigramme, von C. P. 8.
Räthsel von Scheidemacher. 9.
An Ludwig Uhland, von Th. Creizenach. 12.
Vermischte Distichen, von K. Braunfels. 13.15.21.
Ein Musterbild, von J. W. Hoffemer. 12.
Die Rose, von Leop. Stein. 14.
Michel Angelo's letztes Gedicht, von A. Dörr. 14.
Die Meeresmaid, von Wilh. Jordan. 15.
Die seltsame Belagerung, von Wolfgang Müller von Königswinter. 16.
Theocrits Cyclop, übersetzt von A. Eberz. 19.
Die Bache, von Louise Büchner. 19.
Isabelle, von J. Hornfeck. 20.
Eine Grabschrift in Weinsberg, von Justinus Kerner. 22.
Metamorphosen, von L. B—r. 23.
Philosophische Distichen, von C. P. 23.
Wiener Epigramme, von C. P. 24.
Die stille Wiese, von Karl Braunfels. 25.
Mittag auf dem Forum, von A. Dörr. 26.
Gedichte von A. Grimminger. 31.
Malvine. N. v. Weill. 31.
Gedichte von Leopold Stein. 32.
Altfranzösischen Trinklied, von A. Laun. 34.
Abendsang, von J. W. Hoffemer. 34.
Der Schwan, von Ludwig Bibl. 36.
Das Opfer von Wiesbaden, von Th. Creizenach. 37.
Abendlied von der Via Mala, von Alleonymus. 43.
Sprüchlein Lieb, von B. 43.
Der Thauperlen, von H. Hoffemer. 45.
Gedicht nach Körner, von A. B. 45.
Gedicht nach A. de Musset, von A. B. 46.
Die fallenden Blätter, von Hoffemer. 46.
Bei einer Begräbniß, von Emil Rendberger. 49.
Moriana, französische Romanzen, übersetzt von Adolf Ebert. 50.

Novellen und Erzählungen.

Kaiser und Staatsschuldheil. Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller. I. 1 bis II. 10.
Die Macht der öffentlichen Rachrede. I. 5.
Die Bitte der Braut. Von J. Schrader. 27.
Aus dem Leben eines Heiligen, von Ch. 31—35.
Ein Heidelberger Studentenumzug aus der Reformationszeit. Von Otto Müller. 34. 35.
Der gerechte Fürst. Erzählung von A. Weill. 36—39.
Die Blumenmine. Novelle v. Alex Büchner. 41-44.
Brändel. Elsässische Dorfgeschichte von A. Weill. 48—51.

Biographie, Charakteristik, Geschichtsbilder.

Dobrutzki-Franz, der polnische Seiltanzkünstler in Offenbach, von J. W. Appell. I. 3. 4.
Franz Grace's Schulzeit. I. 7.
Friedrich Maximilian Klinger. 1—5.
Thomas Babington Macaulay. 8. 9. 10.
Zu Goethe's Lebensgeschichte, von W. Stricker. 8.
Konstantin Simonides. 16.
Schiller's Jugend, von O. M. 11—15.
Arthur Schopenhauer, von E. Plaroduc. 11.
Johann Hermann Detmold. 12.
Das Märchen von der eisernen Maske, von B. 13.
Simrock, der neue Jude. 15.
Louis Palavicini, der wiedererstandene Kämpfer für Gesetzesfreiheit. 16. 17.
Mittheilungen über Heine. 16.
Die Offenbacher Unbekannte, von E. P. 16.
Der Pfarrer Johann Melchior Goeze, von O. M. 18. 19.
Mirabeau in Berlin. 20. 21.
Der Pfeiffergefang. Historische Skizze aus dem Rheinbauerl. Von Ch. Schirges. 21. 22.
Johann Liebergen, von B. 22.
Augustin Thierry. 23. 24.
Zu König Jerome's Carneval, von B. 25.
Gradbe in Frankfurt. 26.
A. Pichmer. 27.
Das Reichsarchiv Sand in Berlin. 29.
Samuel Gurney. 29.
Jean von Leyden. 30.
Die Astrologie in Rom, von Z. 30.
Goethe in Offenbach, von J. W. Appell. 31.
Das russisch-deutsche Wörterbuch. Zur Kenntniß des Jahres 1813. 31. 35.
Der dänische Dichter Johann Wessel, von J. W. Appell. 36.
Der Herzog von St. Simon, von L. 37. 40.
Ein Briefsteller aus dem elften Jahrhundert. 40.
Der Fürst von Montenegro. 42.
Der Schulmann Friedrich Jacob. 44.
Shakespeare als Liebender, nach H. Hugo. 45.
Edgar Poe, ein amerikanischer Dichterleben. 46.
Franzosen bei Tagen von Zgara von Zürtingsfeld. 46.
Die Königin Friederike von Schweden, von L. B—r. 47.
Die deutsche Jugend. Eine culturhist. Studie. 48. 50.
Joseph von Hammer-Purgstall. 50.
Satanday. 52.

Reisebilder, Länder- und Völkerkunde, Correspondenz.

Brief aus Venedig, von J. W. Sch. I. 2.
Die unbekannte Republik. Von ra. I. 4.
Briefe aus Wien, von C. M. I. 5 11. II. 6. 50.
Silber aus Oesterreich, von Julius Gundling. I. 7. 10. 13.
Briefe aus München. 2. 14.
Brief aus Paris. 4.
Volksleben in Polen, von Julius Gundling. 6. 7.
Die Gräber von Merrsburg. 6.
Die barmherzigen Schwestern in Sebastopol. 7.
Die Opfer central-afrikanischer Entdeckungsreisen, von B. 7.
Versailles und Montmorency, von E. Glaser. 9.
Aus den tirolerischen Alpen, von J. B. Scheffel. 11. 12. 13.
Die Moskito-Küste. (8) 15.
Dante's Spuren in Florenz. 16.
Jeffsonee. 16.
Culturbilder aus der Wetterau, von J. Schaub. 18. 20. 25.
In einem ungarischen Eisenbahn-Waggon, von J. Gundling. 22.
Die Theater in Rom. 23.
Der Friedhof von Hernan. 25.
Wanderung in die deutsche Schweiz, von L. Kalb. 33.
Dresden und München. 38.
Aus dem Elsaß, von J. B. Appell. 38.
Urtheile über Amerika und literarischer Quellen derselben, von Th. Hilgard. 40. 41.
Amerikanische Staatsparteien und Alten, von Demselben. 43.
Das Schlachtfeld von Waterloo, nach A. de Saniez. 51.
Franke, Virginier, Westman. Nach Xaver Eyma. 52.

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Menschen und Dinge. (M.) I. 1.
Reismüllers Geschichte der Erde. (M.) I. 3.
Der Parallelismus in der Natur, von Hermann Riehl. 17. 18. 20.
Die Erfindungen des Bliges, von W. Stricker. 41.
Ueber die Einwirkungen des Mikroskopes auf die Natur- und Heilkunde, von C. Mettenheimer. 42—44.
Naturwissenschaftliche Schriften, besprochen von Emil Glaser:
Reichenbach's Jahreszeiten. 39.
Mayns Naturstudien. 46.
Ohm, die Dreieinigkeit der Kraft. 48.
Kosmographische naturw. Unterhaltungen. 49.
Das Buch der Pflanzennell, von Karl Müller. 51.

Literaturkunde.

Der Landvetsiger von Walefeld; eine Skize von Hermann Hettner. I. 2.
Der ältere Faustbuch. I. 3.
Volkslieder aus Shakespeare's. I. 3.
Verse von Nicht-Dichtern. I. 5.
Das Auto Sacramental, von L. Braunfels. I. 6.
Das Lustschloß Nimrod, von L. Bierimann. I. 6.
Zur Goethe-Literatur. — Christiane Vulpius, von J. W. Appell. I. 8.
Neuberins Briefwechsel. I. 9.
Zur englischen Literatur. (M.) I. 9.
Südlied von Trunberg, der jüdische Minnesänger. I. 11.
Die Poesie der Alten, von H. Weismann. I. 12.
Urtheile über Kopernikus. I. 12.
Heine's Reisebilder nach Krolaar, von B. I.
Heine und Gustav Schwab. I.
In Rathan dem Weisen. 2.
Karl Hohnbaum, von A. Clemens. 3.
Der Januarmond. 5.
Die Sylvesstage. 8.
Scholien zum Faust. 8.
Vergleichende Literaturgeschichte, von Alexander Büchner. 11.
Der Aechter von Karenna, ein Rechtsgutachten von L. Braunfels. 12.
Das Gastes in der französischen Dichtung. 13.
Aus Briefen Platens an C. Fr. von Rumohr, von J. Glaser. 16.
Politische Poesie der Jüngsten, von W. S. 18.
Ueber Anachronismen in der dramat. Dichtung. 19.
Kerner's Jugendbilder. 21.
Byron's Darstellung des Satan, von Konrad Schmeck. 21.

Digitized by Google

Andreas Schmeller. 21.
Zwei Dichterinnen, von Alexander Büchner. 23.
Lyrischer Universalismus, von J. W. Appell. 33.
Schmidt von Werneuchen, von W. S. 36.
Deutschland und die russische Dichtung. 27.
Die Bürgschaft, nach Menschen= und Lokalton, von L. Tendlau. 28.
Die bedrohte Jugend, von J. W. Appell. 30.
Hyazinth Laube. Von e. 30.
Der Vater des französischen Lustspiels, von Adolf Lann. 31.
Schiller und Lotte, von Leopold Feist. 31.
Der Schwerpunkt in der französischen Dichtung, von Alexander Büchner. 33. 34.
Die neueste Forschung über die Xenien. 35. 36.
Goethe im Monitrat. 35.
Zur Beurtheilung Herder's. 42.
Deutsche Forschung über England. 42.
Lichte und Schattenseiten im Musen, von M. B. 44.
Zur politischen Poesie der Italiäner, von Adolf Dörr. 47.
Das Gerücht der Maria Stuart. 47.
Ein Shakespeare-Document. 51.
Anna Bibovich, von Ida von Düringsfeld. 52.

Kritik.

Gedicht von Friedrich Teich. (M.) I. 1.
Winfried, von K. Freytich. I. 3.
Akragorra, Geschichte von Spanien. I. 3.
Kaiser und Kanzler, Trauerspiel von A. Widmann. (M.) I. 3.
Weigand's deutsches Wörterbuch. I. 5.
Novellen von Paul Heyse. J. W. A. I. 5.
A. Boberl gesammelte Schriften. I. 6.
Ideal und Kritik, von Prediger. (M.) I. 7.
Genanonymische Briefe von L. Schücking. I. 9.
Verirrt und erlöst. Roman von Max Ring. I. 10. (J. W. A.)
Das deutsche Volk, von L. O. Weigel. I. 10.
Schlosser's und Krigk's Weltgeschichte. I. 10.
Der Weihnachtsfund von H. Kurz. (M.) I. 11.
Der höfische Schiller von Magister Graf. I. 12.
Dichtung und Musik für Kinder, von S. v. W. 8.
Gedichte von J. Caspar Buol. 8.
Paul Heyse's romanische Novellen. 10.
Goethe's Faust von C. J. Sauer. J. W. A. 11.
Venetey's Geschichte des deutschen Volkes. 8. 11.
Buddeus' europäische Chronik. 8. 11.
Sophokles, übersetzt von Donner. 11.
Schenkel, über die Reformatoren und die Reformation, von C. C. Stolz. 26.
Alfred Meißner's Erinnerungen an Heine. 28.
Dunder's Geschichte des Alterthums, von K. Schmidt. 29.
Kobb'e Reisen in Canada, von W. S. 29.
Hugo Delbermann, Gedichte. 30.
Herrig et Burguy, la France littéraire, von A. B. 30.
Schurz: Lenau's Leben, von H. Prodber. 32.
Schmidt-Weißenfels, französische moderne Literatur, von A. B. 35.
J. Rank, Schillerhäuser, von A. B. 35.
Wilhelm Heine's Reise nach Japan, A. 36.
Gerd Eilers Denkwürdigkeiten. J. W. A. 39.
Mommsens römische Geschichte, von A. B—n. 39.
Hocker, der Rhein. 39.
Moderne Walpurgisnacht, von L. F. 39.
Berthold Auerbach als Gesellschaftsmann. 40.
Gegenwart und Zukunft. 40.
Mathilde Reichardt, Wissenschaft und Sittenlehre. 40.
Biedermann's Frauenderein, von L—r. 43.
A. Zoll über Goethe. J. W. A. 43.
Hoppe, Erfindungen und Entdeckungen. 43.
J. J. Weber's Neisebibliothek. 8. 44.
Reichardt, Longfellow's Gedichte. G. 44.
Cartier's religiöse Reform. 45.
C. Wilkomm's Ahdver und Malrofe, von L. Diefenbach. 45.
M. Ring's John Milton, von Demf. 45.
Hoffmann über Franz v. Baader, von W. 46.
Spielhagen: Clara Vere, Novelle von Pr. 49.
Friedwelle Frau: Herdha. 50.
Leben und Liebe, Gedichte von L. Eichrodt. (A.) 51.
Schad's Midenalmanach. L. F. 52.
Weber's Dichterstimmen. L. F. 52.
Brüstein's Geschichte des Herzogthums Sachsen-Meiningen, von M. v. d. W. 52.

Theater.

Ueber das Verhältniß der Bühne zur Gesellschaft sonst und heute. M. 1 1.
Theaterbrief, von Richard Stelnan. I. 2.
Der erste Rang in Stadt und Theater. I. 5.
Bühnenschau, von Louise Firrien (Ludwig Braunfels). I. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13.
Ein Wort über Theater-Kritik, von X. I. 9.
Proben von Theater-Censur. (S.) I 11.
Der Paria, von Michael Beer. (M.) I. 12.
Dramaturgischer Briefwechsel, von Quintus Firrlin. 3.
Bühnenschau, von Demf. 6. 7. 30.
Goethe's Clavigo, von Demf. 9.
Der Kaufmann von Venedig, von Demf. 13.
Schiller's Phädra, von Demf. 14.
Laube's Graf Essex, von Demf. 17. 18. 19.
Gustow's Uria Nafe, von Demf. 20.
Kegelsuv'sche Lustspiele und Faase, von Demf. 28.
Theaterbrief. 34.
Das Lustspiel-Terzett. 37.
Das Publikum-Feuilleton. 37.
Signora Ristori, von Q. F. (L. Braunfels.) 39.
Temperley's Kyphäuserkrieg, von Demf. 41.
A. Haase: Lessing's Emilia Galotti, von Demf. 48.
Kabale und Liebe, von Demf. 50.
Der Schauspieler Salvini. 50.

Bildende Kunst.

Launig' Arbeiten im neuen Theaterfaal. I. 2.
Die Kartei-Stanne. I. 2.
Bilder von Schell und Engel, von N. I. 6.
Feuerbach's Krenino. I. 10.
Frankfurter Kunstverein. (E.) I. 13. (E.) II. 17. 31. 36.
Thorwaldsen's Alexanderzug, von F. C. 2. 22.
Zeichnungen von Steinle. 3.
Ueber Kunstherbste. 4.
Die Poesie, Statue von Launig. 15.
Thorwaldsen's Basrelief's in der Bethmann'schen Familiengruft, von F. C. 17.
Veit's Ausfegung Mosis. 23.
Oppenheim's Mendelssohn und Lavater. 33.
Paul Delaroche. 47.
Ein Gang durch die akademische Kunstausstellung zu Berlin, von M. D. 49. 51. 52.

Musik.

Schubart über Frankfurts musikalische Zustände. I. 7.
Unächte Werke von Haydn und Mozart. 8.
Julius Stockhausen, von m. 11.
Mozart's Leben, von Otto Jahn, berichtigt von Sonpher von Wartensee. 26.
Beethoven's letzte Quartette, nach J. B. Sabattier. 45—47.
Das Frankfurter Orchester. Von n. 51.

Aufsätze vermischten Inhalts.

Stimmen der Opposition in Frankfurt. 16.
Römischen Recht, über deutsche Gesetzgebung, von A. Ty. 24.
Staatslexicon und Staatswörterbuch, von J. G. 28.
Politische Grabreiten, von Ludw. Braunfels. 43
Politische Volkslage, von H. W. 49.
Bursen's Zeichen der Zeit. B. I. 9.
Das Zeitverderben der Correspondenzverschaft. 49.
Bemerkungen über höhere Töchterschulen. I. 6.
Zur Unterrichtsfrage, von J. S. 8.
Schranke und Freiheit in der Erziehung, nach Klüpfer von J. W. Jos. 14.
Jugendschriften. I. 6. 10.
Lateinische oder deutsche Lettern. I. 6.
Erfundene Wörter. I. 12.
Rechtschreibliche Orthographie. 25.
Ueber Anagramme, von Sonpher von Wartensee. 5. 6.
Die vier Temperamente, von Edmund Zoller. I. 12.
Das Siebreden, von Karl Enslin. 4.
Feuschmenschen, M. 7.
Gesellschaftliche Miniatur-Revolution. I. 10.
Nordeutscher Gemüthlichkeit. 23.
Georg Forster noch einmal. I. 9.
Sprüche aus der Gegenwart. 1.
Ein Erdaunungsbuch für Denkende. 45.
Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst 1.
Die Schillerstiftung in Frankfurt am Main; Rundschreiben. 2.
Das hiesige Museum. H. 4.
Das Sammlerwesen vor hundert Jahren, nebst Schulen zu „Shakspeari und Dichtung". Von W. S. 37.
Die Zeitschrift „Iris". Von W. S. 47.
Notizen: Graf Montgo in Frankfurt. I. 2. — Liberalismus bulgaria im Mittelalter. I. 9. — Brief Luther's über einen Frankfurter. I. 13. — Die Zeit. 2. — Der Kaiserlaal. 2. — Ein Brief von Goethe's Großvater Textor. M. 11. — Frankfurter Bartholomäusmarkt. 12. — Die Weißfrauenkirche. 26.

Feuilleton.

Durch alle Nummern gehend. Eine Anzahl der anschließlichen feuilletonistischen Artikel sind unter den betreffenden Rubriken verzeichnet.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Dr. Theodor Creizenach** und **Otto Müller.**

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei ausbleibigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 1. Frankfurt a. M., den 5. Januar 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.
Friedrich Maximilian Klinger.
Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst.
Sprüche aus der Gegenwart.
Feuilleton. Urtheile von Ludwig Simon. — Die Wallfahrt nach Kevlaar. — Heinrich Lee über Goethe. — Heine und Gustav Schwab. — Der silberne Eisel u. s. w. u. s. w.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **Otto Müller.**

(Fortsetzung.)

Mein goldig Kapitals-Weib! Wär'st noch einmal jung wie damals, als ich um dich freite, und Gottes Wille stünd' dahin, daß ich die liebe lange Zeit, die wir zusammen verlebt haben, mit der ganzen Wissenschaft von ihrem Leid und ihrer Freud noch einmal mit dir durchmachen sollte, siehst du, um des einzigen Fünfwinkelzeichens willen besänn' ich mich schon keine viertel Minute, sondern nähme dich beim Kopf wie damals, als du nicht gleich Amors Order pariren wolltest und küßte dich ab — so, so und nochmal so, weißt's noch, 'o war am heiligen Dreikönigs-Abend — schriest freilich als wenn du am Spieß steckest, hieltest aber doch zuletzt stille, trotz des krausen Bartes und der demolirten Hochfrisur — na, schrei' doch, schrei' doch!

Aber Frau Anna Margaretha that ihm diesen Willen nicht, er mochte sie in der Ueberfülle seiner Freude, die ihm ihre glückliche Sinnesänderung in Betreff des Doctors bereitete, küssen und abherzen, soviel er wollte.

Hör' auf, Alter, hör' auf, das ist nun Sache der jungen Leute, sagte sie überglücklich. Ach, wann ich nur gleich den braven Menschen hier hätte und seine kohlbare Mutter dazu!

Was meinst? Wir schicken unsere Staatsfänste nach dem Hirschgraben und lassen Madame Cornelia abholen?

Bei Leibe, Johann Wolfgang, so geschwind geht das nicht, erwiederte sie bedächtig; denn sind auch wir, Gottlob! im Klaren und Glatten, so hab' ich dir doch schon gestern Abend mein Bedenken gesagt, oder vielmehr du hast's gesagt und vergißt's jetzt bloß in deiner übergroßen Herzensfreude; besinn' dich doch, Ehgemahl, die Elisabeth dürfen wir schlechterdings noch nicht herausgeben, ein bischen Geduld muß der Doctor schon noch haben.

Meiner Seel', daran dacht' ich wahrhaftig nicht! rief der Stadtschultheiß und klatschte mit der flachen Hand ärgerlich auf die Lederhosen. Aber Etwas muß doch geschehen, damit ich meinen gestrigen Fehler wieder gut mache. Denn nach der Hand ist mir's selber vorgekommen, als wär' ich doch ein wenig zu aufrichtig gegen ihn gewesen! Warum ist er aber auch so schnell davon gelaufen, wir hätten uns gewiß noch über den Schneiderösohn verständigt, statt daß er mich mitten in meinem hitzigen Sermon im Stich ließ und auf Einmal zur Thüre hinaus war wie weggeblasen! Wundern thut mich's nur, wo er überhaupt die Courage hergekriegt hat, mir mit einem solchen Anliegen zu kommen.

Hinter dem steckt mehr als wir Beide uns vermuthet haben, sagte Frau Anna Margaretha. Daher ist auch mein Rath, daß wir die Sache schlechterdings nicht über'm Knie abbrechen, sondern ihr ihren ruhigen Verlauf lassen. Seit ich ihm gestern in's Nest geschaut, hat der Vogel ein ganz anderes Gesicht für mich gekriegt; ja, ich meine beinahe, es werde schwer halten, ihn zum zweitenmal in die Falle zu bekommen. Darum hört meinen Rath, alter Herr Polterer, und gefällt er Euch nicht, so erfindet selber das Pulver, das Ihr beständig so mit nichts dir nichts in's Blaue verpufft.

Na, was hast für'n Anschlag? fragte der Stadtschultheiß neugierig.

Weil das Mädel weiß Gott noch zu jung zum Heirathen ist, kann sich's den Doctor einstweilen zum Provisor nehmen, heißt's nicht so? sprach Frau Anna Margaretha nicht ohne Verlegenheit über diesen ihren Vermittlungs-Vorschlag.

Aha, ich verstehe! Die Praxis sammt vom Wetzlarer Reichskammergericht, wo auch Alles auf Provisorien hinauslänft, rief der Stadtschultheiß heiter.

Hat's mit deinen juristischen Faxen wie du willst! entgegnete sie ärgerlich. Was aber den Doctor anbetrifft, so will ich in Gottes Namen die schlimme Commission übernehmen und ihm dein barsches Wesen anbreden, so gut ich's vermag. Während du daher in der Rathssitzung bist und mit den andern Vätern der Stadt über das Wohl des Staates wachest, red' ich das Weitere mit meiner lieben Cornelia ab, und ich weiß, sie vergibt mir's schon, daß ich einen so rauhbaarigen Mann habe; dann verzählt' ich ihr auch die Geschichte mit dem Fünfwinkelzeichen, und zu allerletzt messen wir's noch auf den Zoll aus, ob der Schneiders- oder der Weberstuhl höher steht.

Nun, und was weiter? fragte der Stadtschultheiß immer gespannter.

Nebenbei machen wir's zusammen aus, daß der Doctor die Elisabeth kriegt, erwiderte Frau Anna Margaretha. Die jungen Leutchen haben dann Zeit, sich auf den Ehestand gehörig vorzubereiten; er kann sich derweilen noch ein bischen tourniren, und sie lernt mehr und mehr ihrem kindischen Liebermuth den Kappzaum anlegen. Zwei Jährchen sind in einem glücklichen Brautstand wie zwei Grünfinken im Weinberg; eins fliegt dem andern nach, ehe man sich umsieht, sind sie fort, husch husch, piep piep!

Aber war's nicht noch gestern Abend deine ganz ernsthafte Meinung, sie müßten wenigstens noch vier Jahre warten? fragte der Stadtschultheiß hoyschäutelnd und gab sich dabei die Miene, als sei ihm diese unerwartete Terminverkürzung nichts weniger als angenehm.

Digitized by Google

Das scharfe Auge der Frau Anna Margaretha entdeckte jedoch den Schalk, der hinter seinem bedenklichen Gesicht lauerte, sie sagte daher mit recht spöttischer Gelassenheit:

Er freilich ist's auch noch jetzt meine Meinung, daß sie vier Jahre warten, er zwei und sie zwei, macht accurat vier. Oder weißt du das etwa besser?

Ah so! Ah so! stotterte der alte Herr, und sah sie mit einem Gesicht an, so lang, als hätt's wirklich der Schneider mit der Elle gemessen. Doch war er darum noch lange nicht gewillt, ihrem diplomatischen Scharfsinn das Feld zu räumen, vielmehr zog er die Stirne abermals in bedenkliche Falten zusammen und sagte nach einer Pause:

Zwei mal zwei macht freilich vier, aber ebenso gewiß gehören zum Heirathen zwei, und ich sehe es darum schlechterdings nicht ab, was wir anfangen wollen, wenn zum Exempel die Elisabeth den Doctor nicht nach ihrem Gusto fänd'. He? Was blickt mich jetzt so verpler an? Soll ich dir's noch einmal verzählen, wie mir's nun schon achtzehn Jahr hindurch partout nicht glöcken will, die arabische Kirsche, die hinten im Garten steht, auf einen inländischen Stamm zu pfropfen? Jedes Jahr versuch' ich's mit einem neuen Reis und jedesmal schämelt mein alter Gärtner Josi den Kopf und spricht: „Bhat Alles nix, herr Stadtschultheiß, was nicht zu einander gehört, bindet weder Bast noch Eisen zusammen.“ Nun, Madame Superklug, hat das Mädel etwa weniger seinen Willen als die arabische Kirsche?

Ach, die Gewalt! die Gewalt! rief Frau Anna Margaretha auf's Aeußerste bestürzt über diesen allerdings gewichtigen Einwand ihres Eheherrn. Thuß dem Unglück freventlich Thür und Thor auf, lieber Mann, wo es doch so oft durch's Schlüsselloch oder den Fensterbleiris den Weg findet! Was braucht denn auch Allem gleich so scrupulös nachzuspintisiren? Wenn die arabische Kirsch, die du auf den inländischen Stamm pfropfest, nicht wachsen will, so ist das ihre Sach'; und wenn zum Exempel der Doctor Goethe spräche: für einen solchen Schwiegervater bedanke ich mich schön, so wäre das auch wiederum nur seine Sach'.

Holla, Frau Stadtschultheißin, was will Sie eigentlich damit sagen? fragte der alte Herr, der es darauf abgesehen hatte, sie in Harnisch zu bringen. Wer war's gestern Abend, der den Schneidersohn nicht zum Essen Gfatter bitten wollte? Der sich mit aller Gewalt gegen diese Mesalliance sträubte? Und der sich erst nachgehends, notabene, nachdem man vorher unter's Salzfaß geschaut, eines Besseren besann und mir bei stichdunkler Nacht in die Audienz nachlief? He, wer war's, Sie oder ich?

Davon ist hier gar nicht die Rede, sagte Frau Anna Margaretha pikig; sondern davon, ob unser Kind jemals einen braveren Mann kriegt wie den Doctor Goethe, der sein reichliches unabhängiges Auskommen hat, viele rare Kenntnisse besitzt, summa summarum, eine höchst reputirliche Partie für ein Mädchen ist, dem seine Eltern dermaleinst nur ein geringes Vermögen hinterlassen werden. Was brauchst du mir also noch mit deinen arabischen Kirschen zu kommen? Seit wann ist's Mode geworden, daß eine Tochter ihrem eignen Kopf folgen will, wenn ihr Vater und Mutter nach reiflicher Prüfung einen Mann ausfuchsen, wie er sich am Besten für sie schickt?

Nun hast du wiederum Recht, liebe Anna Margareth, versetzte Herr Johann Wolfgang einlenkend, denn in der Hauptsache war er ja schon längst mit ihr einverstanden gewesen. Alles in der Welt, nur keine ungare Liebschaft! War das nicht eine Geschichte mit Kleutenbergs Susanne, daß die Fische im Main die Köpfe aus dem Wasser streckten. Na wart', na wart', Prinzeß Tochter, mit so was kommst du deinem alten Vater nicht unter die Augen. Der Doctor Goethe ist ganz und gar mein Mann . . . .

Und meiner gleichfalls! fiel ihm die Stadtschultheißin in's Wort.

Darum soll ihm auch die Stange rechtschaffen von uns gehalten werden; was aber das Mädel anbelangt, weißt du was, lieber Schatz, gesund ist's halb zehn, bis zur Rathssitzung bleibt mithin noch eine volle Glockenstunde; wenn du also gleich zur Frau Cornelia nach dem Hirschgraben gingest und mit ihr die Sache abredetest, so könnt' ich derweilen die Elisabeth ins Gebet nehmen, versteht sich, vorbehaltlich deiner mütterlichen Zusprache, da ich ihr nur ein Bissel auf den Zahn fühlen wollte, ob sie schon einen Pendant für den Doctor hat, damit wir wüßten, was je nachdem von unserer Seite weiter geschehen muß.

Laß' dir aber bei Leibe sonst nichts merken! versetzte Frau Anna Margaretha besorgt. Denn überhobt, das sag' ich dir zum Voraus, überhobt ist sie dem Doctor nicht gesinnt; sie, sie hat ihn sogar, wie man zu sagen pflegt, stark auf den Mucken, von wegen seinen heidnischen Capricen und seiner Scrisköpfigkeit.

Thut nichts, thut nichts, lieber Schatz, sagte der Stadtschultheiß wohlgelaunt. Die besten Ehen sind die, wobei der Schall den Freiwerber macht und die jungen Leutchen sich erst die Hörner ein wenig aneinander abstoßen. Weißt's noch, wie du mich lange Zeit, bevor du die Segel deines Muthwillens einzogst, zum Besten hattest und mir immerfort Pfeffer statt Zucker zu schmecken gabst? Und ich war doch wahrhaftig ein Galant comme il faut, hatte sechen manchem feinen Frauenzimmer den Kopf verrückt gemacht, bis ich freilich an die meine Meisterin fand und zu Kreuz kriechen mußte. Ach, all mein Lebtag vergeß' ich's nicht, wie du und die Leen, da ich einsmals spät Abends ganz schwachherzig aus einer Hausthüre auf den mondhellen Domplatz von Wetzlar herausschritt, mir aus der oberen Etage die Mehlmulde über'n Kopf schüttetest, daß ich aufsah, als hätt' ich drei Wochen in einem Mehlsacken gelegen! Und ich merkte auch, weiß Gott der Herr! nicht eher etwas von dem Schabernack, als bis ich in meine Wohnung kam und meine muntere Hauswirthin hoch und heilig schwur, ich sei gewiß bei der schönen Müllerin gewesen und hätte mit ihr Trauer angelegt um ihren verstorbenen Mann, den Dillmüller.

Nach diesen Worten faßte sie der Stadtschultheiß noch einmal am Kopfe und faßte sie so herzhaft ab, als wollte er sie noch heute, nach so vielen Jahren für den Possen strafen, den sie ihm einstmals mit der Mehlmulde angethan hatte. Dann aber trieb er sie zur Eile und sagte freigelaunt:

Hast mich seitdem schon gar manches Mal mit deiner Liebe weiß angestrichen, wo mir's pechrabenschwarz zu Muthe war, — so versuch' nun auch deine glückliche Gutsaagabe beim Doctor Schwiegersohn in spe und mach' ihn mir wieder weiß, nachdem er gestern durch meine Schuld so tief in die Tinte hineingeritt. Mir aber schick' die Elisabeth herab, daß ich ihr eine arabische Kirsch zu kosten gebe, davon ihr schon der Mund wässern soll.

Die Stadtschultheißin sah bei dieser Aufforderung ihren Mann wiederum mit einem gar bedenklichen Blicke an, wagte aber keine weitere Einrede, sondern sagte bloß:

Vergiß nur nicht, daß das Mädel erst zwischen vierzehn und fünfzehn steht, mithin von Dem, was du ihr sagen willst, vermuthlich noch weniger begreift, wie du. — Aber sie ist ja meine Tochter und wird sich im Nothfall schon zu helfen wissen! fügte sie in verändertem Tone mit Nachdruck hinzu. Empfehle mich also getrost einem bedweisen Herrn Stadtschultheißen zu fernerer Gnad und Gewogenheit!

Ein tiefer ehrfurchtsvoller Knix, so feierlich und gravitätisch, wie ihn selbst der Kaiser kaum gemacht hatte, als er sie einstmals auf dem Braunfels im „Adelsfräuchen“ zum Menuet führte — und fort war sie zur Thüre hinaus; der hochweise Herr Stadtschultheiß aber sah ihr bewundernd nach, kratzte sich hinterm Ohre — ja, hän' er sich nicht vor sich selber noch mehr geschämt wie vor seiner Frau, er hätte seinen Befehl, ihm die Tochter zu schicken, zum Liebsten zurückgenommen, so ganz und gar war er plötzlich mit sich

Digitized by Google

darüber im Unklaren, was er dem Mädchen „zwischen vierzehn und fünfzehn“ eigentlich sagen wollte.

Alle Wetter! Da hat sie wieder mal Recht wie immer, wann sie mich in der Patsche sitzen läßt! sagte er kleinlaut vor sich hin. Was versteh' ich auch im Grund von derglechen Narrenspossen und wozu brauche ich mich in den albernen Kram zu mengen? — Aber halt! Jetzt weiß ich's, wie ich mir aus dem Dilemma helfe: Zustement so wie es Kaiser Friederich der Dritte auf dem Regensburger Reichstag gemacht hat, den man den „ewigen“ nannte. Auf seinem kaiserlichen Stuhl, am hellen Mittag, vor den versammelten Ständen des heiligen römischen Reichs schlief der gute Herr ganz sänftiglich ein, derweilen man über die Abwehr der Türkennoth rathschlagte, denn er dachte gewiß bei sich: Wenn du schläfst, thut dir kein Türk was und kein obstinater Reichsstand. —

Als einige Minuten später die schöne Tochter in die Stube trat, saß der Vater, in seinen Holzsessel zurückgelehnt, sanft schlummernd am Schreibtisch, die Schwanenfeder mit der langen Fahne zwischen den halbgeöffneten Lippen haltend. Ach, er schlief so sanft den Schlaf des Gerechten, schnarchte dabei so ehrwürdig patriarchalisch — sachte, ganz sachte nahm ihm Elisabeth die Feder aus dem Munde, legte sie vor ihn auf's große Tintenfaß, dachte bei sich: Da wird's ja wohl nicht so pressiren wie die Frau Mutter meinte, und schlich leise auf den Zehen wieder zum Zimmer hinaus, ärgerlich, als die Thüre beim Zumachen knarrte.

Sie lauschte von Außen; Gottlob, das Schnarchen währte fort, der gute Vater schlummerte ungestört weiter — verschlief das Reiches Türkennoth und des Töchterleins ungare Liebschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Maximilian Klinger.

Zur Kenntniß seines Lebens und seiner Schriften.

Das Leben Klingers ist seltsam im Zusammenhang dargestellt worden. Die Art des Beifalls, die ihm in seiner Jugend zu Theil wurde, ist von dem Ruhm, den er als Greis gewann, so grundverschieden, daß es fast als doppelte Person erscheint. Etwas Aehnliches, ob auch nicht in gleichem Grade, läßt sich von Tieck sagen; denn wer erkannte noch in dem feinen und anmuthigen Beobachter dieselbe Persönlichkeit, die in den neunziger Jahren von ihrem Talent einen so ungetreglichen und verschwenderischen Gebrauch machte? Der jugendliche Klinger hatte das zweideutige Glück, mit einer dramatisirten schottischen Familiengeschichte „Sturm und Drang“ einer ganzen Epoche den Namen zu geben. Dieses Werk zeugt von der Hypersthenie, welche alle Schöpfungen jenes Dichterkreises charakterisirt. Kein Dichter trat so sehr in den Vordergrund der allgemeinen Theilnahme; auf Klinger wurden diejenigen Hoffnungen gesetzt, die späterhin erst Schiller erfüllte. Er stellte dem idealen Drang, der in Jugend und Voll lebte, einen ungestümen Ausdruck verleihen; er sollte Lieblingsdichter der Nation werden. Wie grundverschieden von diesen Aussichten ist die Stellung, die er noch bei Lebzeiten endgültig gewann! Er ist der eigentlichen Lesewelt fremd geworden und besteht als der Hort einer unsichtbaren Gemeinde von Denkern, die mit ihm in den Wirren des Lebens, in Staat und Gesellschaft dem rothen Faden ewiger Grundsätze nachforschen. Gleichwohl rühmt Goethe von seinem Jugendfreund, daß gerade er die Ständigkeit der Entwickelung wie des Andenkens immer festgehalten habe; und in der That führten ihn sein äußerer und innerer Lebensgang in gleichlaufenden Linien zu seiner eigenthümlichen Höhe.

Klinger wurde am 18. Februar 1752 (nicht, wie die Lehrbücher und das Conversationslexicon besagen, 1753) zu Frankfurt im Rittergäßchen, das jetzt Klingergasse heißt, getauft; seinen Geburtstag finden wir nicht angegeben. Sein Vater war Conssabler bei der städtischen Artillerie, und nebenbei Holzhacker; seine Mutter, eine Wäscherin, hielt später am Mainquai neben dem Fahrthor ein Lädchen mit Schwefelfäden, Klöckern und Feuersteinen. Den jungen Max liebkoste sein väterlicher Schutzheiß, ihm öffnete sich kein Freitheater, er träumte nicht als Sechsjähriger Paris von den Nymphen des Zaubergartens. In redlicher, froher Armuth, geraden Ganges, lebhaften Blickes schritt der schöne Junge durch die Gassen, oft geleitet von der ebenso schönen und braven Schwester, oft auch als Gehülfe des Vaters. Letzterer starb im Januar 1760, als der Sohn kaum acht Jahre zählte. Derselbe wurde nun hie und da zur Hülfe bei allerlei Arbeit verwendet; so eines Tages zum Holztragen im Hause des Professors Zink, der Lehrer an der Quarta des Gymnasiums war. Zink, nach Anderen dessen Frau, wurde durch einige treffende Aeußerungen des Knaben bewogen, ihn weiter auszufragen; Klinger berichtete, daß er zum Schulbesuch zu arm sei, aber freilich Alles zu lernen wünsche. Zink verschaffte ihm nun einen Platz unter denjenigen Gymnasiasten, die man Schüler nannte. Dieselben standen unter einem Präfekten, der sie zweimal wöchentlich vor den Häusern frommer Leute kirchliche Lieder absingen ließ; bei feierlichen Begräbnissen zogen sie, in schwarze Mäntelchen gekleidet, vor den Leichenwagen einher. Im Gymnasium selbst war Klinger eine Zeitlang Famulus oder Calefactor (Ofenheizer); diese Klasse von Schülern war wegen ihrer Abhängigkeit und Wohlthaten wenig geachtet, und Kalfakter ist noch jetzt in Frankfurt und anderwärts ein Schimpfwort, das übrigens auf den sehr soliden Klinger nicht paßte. Ob er schon in der Knabenzeit mit Goethe bekannt war, ist ungewiß. Fast möchte man es aus dem Anfang eines Spruches schließen, mit welchem ihm Goethe im Jahr 1822 eine Abbildung seines Vaterhauses auf dem Hirschgraben nach Petersburg übersandte:

> An diesem Brunnen saß auch du gesprützt,
> Im engen Raum das Weite vorgestützt;
> Den Wanderstab aus frommer Mutter Hand
> Nahmst du getrost ins freyste Lebensland,
> Und magst nun gern verlochnes Bild erneu'n,
> Am hohen Ziel des ersten Schritts dich freu'n.

Neunzehn Jahre alt, bezog Klinger die Universität Gießen. Zuvor machte er, auf den Wunsch der Mutter, seinem reichen Paten Herrn G. einen Besuch; dieser übergab ihm beim Abschied ein Geschenk von zwei Ducaten, in ein Papier eingewickelt, welches Klinger an der Hausthür dem Bedienten uneröffnet als Trinkgeld für's Hinunterleuchten einhändigte.

In Gießen hörte er juristische Collegien, mit besonderer Vorliebe Naturrecht bei Höpfner. Doch überwog bald jene Theilnahme an literarischen Dingen, die in Darmstadt so eifrig geübt wurde und von dorther auf einen Kreis von Studenten überging. Klinger schrieb einige Komödien, schlug sich mehrmals mit Glück, war aber kein Trinker und hielt sich von studentischer Rohheit fern. Am liebsten war ihm der Umgang mit gebildeten Officieren.

Als Klinger wieder nach Frankfurt kam, war der poetische Kreis schon gebildet, in den er nun als genialer Bolldut eintrat. Die jungen rheinischen Dichter waren nicht in dem beschränkten Kreise der Göttinger Landpastorssöhne aufgewachsen; sie hatten ihr beschieden Theil von Sinnlichkeit wie von Weltersahrung, und setzten den Stolz der freien und schönen Persönlichkeit dem steifen Herkommen in Leben und Literatur entgegen. Goethe schildert aus eigner Erfahrung die sonderbare Lage eines jungen Autors, der nach außen hin gesucht und gefeiert, in seiner Familie noch der eingeschränkte Hassohn ist. Noch weit entschiedener war dieser Zwiespalt bei Klinger; denn während er in jedes Zeile seiner vielen Schriften ungebundene, starkgeistige Lehren verkündete, verfuhr er daheim mit alle dem Bedacht und der gesetzten Rücksicht, die das Dasein einer redlichen, dürftigen Mutter, einer unversorgten wackeren Schwester erheischte. Nur ein leidlich geschulter Charakter konnte in diesem Kampf der Gegensätze bestehen. Klinger fühlte wohl nur geringen Verdruß,

Digitized by Google

als seine Bemühungen um eine Actiengesellschaft fehlschlugen. Der Ertrag seiner Schriften kam, bei sehr mäßiger Lebensweise, den Seinigen zu gut. Für gewählte Toilette gab er viel, für Essen und Trinken unglaublich wenig Geld aus. Das arme Zimmer im Rittergäßchen vereinigte damals jeden Sonnabend die ersten Namen der neuen Schule zu Besprechungen, in welchen eine leidenschaftliche Offenheit vorherrschte. Briefe an wirkliche und erträumte schöne Frauen, an die ungesehene, an die künftige Geliebte wurden vorgelesen. Noch lange, nachdem die rasche Wege der siebziger Jahre verrauscht war, sah man an der niedrigen Lehmwand der armen Frau Klinger noch die Silhouetten von Lavater, Maler Müller, Heinse, Füßli u. a. Aus dieser Zeit blieb noch manches werthvolle schriftliche Denkmal in Frankfurt zurück, so z. B. die treffliche gereimte Epistel, die Goethe bei Erscheinen des Götz an Gotter nach Wetzlar sandte, und Gotters Antwort darauf.*) Die Zettel, die Klinger im Jahre 1775 an seinen Freund Schumann nach Mainz schrieb, geben in ihrer heftigen Raschheit ein Gegenstück zu Goethe's gleichzeitigen Briefen an die Gräfin Stolberg; sie zeigen, wie sehr man sich die knappen Wendungen des Götz als Gemeingut angeeignet hatte: „Ueberall Liebs und Trübs, mehr Elend als Freude. — Jeden Andern müßt' es niederschmeißen, und daß ich steh', weiß ich nicht wem ich's zuschreiben kann und soll."

Diese Aeußerung datirt vom Februar des bezeichneten Jahres; Klinger hatte bereits eine ziemliche Anzahl von Schauspielen gedichtet. Zu diesen gehört Otto und das leidende Weib, von welchem letzteren er ausdrücklich sagt, er habe es in vier guten Tagen niedergeschrieben. Tief hat dasselbe irrigerweise in die Sammlung von Lenz' Schriften aufgenommen. Das Versehen ist in gewissem Sinne zu entschuldigen; denn Klinger hat in seinen zwanziger Jahren, auch noch weiterhin so fabelhaft viel mit oder ohne Namen deuken lassen, daß er in höherem Alter sich an ganze Reihen oder Dramen, selbst wenn sie ihm vorlagen, nicht mehr erinnerte.**) Einem der Helden dieses Stücks legt Klinger den Zuruf an Werther in den Mund: „Unglückliche, ich hab' die immer nachgewein, als wärst du mein Bruder." In demselben Februar erließ Sophie Charlotte Ackermann, Directrice des Hamburger Theaters, im Verein mit ihrem Sohne erster Ehe, Schröder, eine Aufforderung an deutsche Dichter, aufführbare Stücke nach Hamburg zu senden. Sie bestimmten 20 alte Louisd'or für jedes drei- oder fünfactige Drama, das in sittlicher Beziehung nicht bühnenwidrig und dessen Aufführung nicht mit übergroßen Kosten und Umständen verknüpft sei. Ohne Trauerspiele in Versen auszuschließen, ziehen sie doch Prosadichtungen vor. Sie maßen sich zwar die Kritik nicht an, unterziehen sich aber doch natürlich nicht der Verpflichtung, jedes eingesandte Stück ohne Weiteres zu honoriren. Der Verfasser behält sein Verlagsrecht, wenn er es nicht vertragsmäßig der Hamburger Bühnenverwaltung übergeben will. Für anonyme Einsendung der Stücke, wo diese vorgezogen wird, sind Vorkehrungen getroffen; endlich wird für jede gute dramatische Uebersetzung aus fremden Sprachen ein Honorar von 6 Louisd'or zugesagt, mit der verständigen Erinnerung, daß der Uebersetzer ganz fremde Sitten und Gebräuche mit einheimischen vertauschen möge. Die Ankündigung, wird am Schlusse bemerkt, gehe aus keiner anderen Absicht hervor, als um den Wunsch der Unterzeichneten auch solchen Gelehrten kund zu thun, mit denen sie nicht die Ehre haben bekannt zu sein. — Wohl niemals ist eine derartige Veröffentlichung mit solchem Anstand und entschiedenem Hinblick auf einen edlen Zweck erlassen worden.

Dies ist das vielerwähnte Schröder'sche Ausschreiben. Die Angabe sämmtlicher Literaturgeschichten, daß Schröder einen Preis auf das beste Stück ausgesetzt, daß er Trauerspiele und als Gegenstand derselben einen Brudermord verlangt habe, ist demnach eine der vielen haltlosen Anekdoten, die aus den betreffenden Büchern nicht zu vertreiben sind und die auch die Biographen Klingers ohne Weiteres nachsprechen. Gewöhnlich werden aus der Wahl des Motives auch Folgerungen auf den Ungeschmack Schröders und seiner Zeit gezogen, die in Bezug auf den ersteren rein aus der Luft gegriffen sind.

Die bis zum Schlusse des Jahres angenommenen Stücke, vier an der Zahl, wurden veröffentlicht. Zwei von denselben sind aus dem Englischen übersetzt; ein drittes, die reiche Frau, hatte Karl Lessing, den Jüngeren, zum Verfasser; als das vorzüglichste waren Klingers „Zwillinge" bezeichnet. So wurde sein Ruhm rascher als vorher über Deutschland verbreitet, obwohl von einer Concurrenz, also auch von einem Sieg im eigentlichen Sinne keine Rede war. Der Irrthum rührt daher, daß zufällig mit den Zwillingen gleichzeitig noch zwei Trauerspiele eingesandt waren, die einen Brudermord behandelten; eines von diesen war der berühmte „Julius von Tarent" von Leisewitz, ein Stück, das Lessing, als er es im Buchladen durchgelesen, für ein Werk von Goethe hielt und das jedenfalls an verständiger Anlage und Charakteristik weit höher steht als Klingers wilder Entwurf. Beide Dichter hatten eine italienische Familiengeschichte zum Stoff gewählt, nämlich die Erzählung vom Tode zweier Söhne des Großherzogs Cosimo I. von Florenz (1562). Mucatori berichtet die Sage, daß der eine derselben, der Prinz Garcia, seinen Bruder, den Cardinal Giovanni, auf der Jagd erwordet habe und dafür von dem Vater mit derselben Waffe getödtet worden sei. Klinger hält sich weit weniger als Leisewitz an diese Geschichte; beide nehmen Eifersucht als Beweggrund der That. Klinger wurde vorgezogen, weil seine Brüder Zwillinge sind und man in seinem Stück einen eigenthümlichen Reiz in dem Umstande fand, daß der Jüngere, Guelfo, zweifelt, ob er wirklich später als der Bruder ans Licht gekommen oder nicht vielleicht ein verdrängter Esau wäre. Klinger war nun hochberühmt, wofür selbst die Satyren zeugen, die man gegen ihn richtete. Unter den Freunden hieß er der Löwe, und die Feinde der Kraftgenies behaupteten, daß er wie der König der Thiere rohes Fleisch esse. Seine Thätigkeit wurde noch „profuser" als vorher. Unter den neunzehn Werken, die er im nächsten Jahrzehend veröffentlichte, befindet sich eine tragisch-komische Geschichte „Oeydens", die zu Genf in sieben Bänden erschien; aus derselben wurde ein moralisches Drama „Prinz Seidenwurm der Reformator", besonders abgedruckt. Bedeutendes Aufsehen machte „die falschen Spieler", ein Drama, worin er die charakterlosen Glücksjäger, den Abschaum einer zerrütteten Gesellschaft, sehr grell, aber mit Sachkenntniß zeichnet und das Schillern eine mächtige Anregung für die Ränker bot. „Sturm und Drang" ist späteren Ursprunge; die Härte und Schroffheit dieses Stückes überfah man zu einer Zeit, wo ein Talent wie Gerstenberg sich so weit verirren konnte, in seinem Ugolino ein Drama zu liefern, dessen wenige Personen fast sämmtlich verhungern und in der Sterbestunde Verse aus Klopstocks Oden („im Thale des Todes tönt Wonnegesang") hersagen.

Klinger unterstützte vorwährend die Seinigen und es muß ihm nachgerühmt werden, daß er in schlimmen Zeiten sich mit heroischem Tugendstolze seiner Entbehrungen freute. Wenn die dichtende Jugend jener Zeit den Stolz der freien und schönen Persönlichkeit allem bloßen Herkommen in Literatur und Sitte entgegensetzte, so war Klinger dazu berechtigter als andere. Er wollte mit Bewußtsein einen ganzen Menschen darstellen und „den Ernst der Klopstock'schen Ansicht mit dem Wieland'schen sinnlich warmen Reiz vereinen." In ihm erhielt sich seiner Naturdrang

*) Beide Stücke haben wir vor Jahren in einer Zeitschrift abdrucken lassen, aus der sie, einschleichlich einer von uns gemachten Conjectur, den Weg in Goethe's Werke (Bd. VI.) gefunden hat. So hat der Verfasser das Schicksal, eine von ihm interpolirte Zeile in Goethe's Gedichten zu lesen.

**) Daß Klinger der Verfasser des „leidenden Weibes" ist, hat J. W. Appell in seiner schönen Monographie „Werther und seine Zeit" (S. 185) zur Evidenz gebracht.

Digitized by Google

demzufolge der Emil sein Haupt- und Grundbuch war, und dem auch Goethe noch folgte, als er auf seinen Götz das bekannte Motto aus Hallers Usong setzte. Die Kluft, die zwischen Beiden früh entstand, zeigte sich im Jahr 1776, als Klinger einige Wochen in Weimar zubrachte. Es ging ihm fast ebenso wie Bürger, der statt des Dichters Goethe einen Minister fand und denselben zum Kukuk wünschte. „Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogeneität wird sich herausschwären." Noch in demselben Jahre schloß er sich als Theaterdichter an die Seiler'sche Gesellschaft in Leipzig an, bei der er ungefähr acht Monate verweilte, ohne alle Verbindlichkeit, bloß um das Theater kennen zu lernen. Dies hielt jedoch eine Frankfurterische alte Tante nicht ab, noch unseres Gedenkens über den mißrathenen Klinger zu klagen, der unter die Komödianten gegangen sei. Freilich brachte dies Verhältniß einiges Wanderleben mit sich. Bald finden wir ihn in Mainz, von wo er mit Heinse, damals in Düsseldorf, einen ausführlichen Briefwechsel im Geniestyl führte über die Vorzüge des Schachs vor dem Billard, welchem Heinse leidenschaftlich ergeben war. Hier schrieb er auch „der verbannte Göttersohn, eine Unterhaltung". Nachdem er die Truppe verlassen, entschied sich seine Neigung für den Militärdienst, für den er nicht nur durch seinen graden Gang und durch die Contenance, die Goethe an ihm rühmt, sondern noch mehr durch seinen Sinn für Subordination geeignet war. Klinger war trotz allem Tyrannenhaß dem Maschinenmäßigen zugethan und verzweifelte schon früh an freier geistiger Bewegung des Menschengeschlechts. Der sogenannte einjährige oder Kartoffelkrieg brach aus. Er trat in das Walter'sche Freicorps, das unter dem Oberbefehl des österreichischen Feldzeugmeisters Baron v. Riese stand, als Unterlieutenant ein. Nach dem Frieden von Teschen schrieb er wieder, doch in etwas veränderter Richtung. In Basel erschien „das Geniewesen", in welchem er seine Umwandlung ankündigte und der geschraubten Uebertrieb entsagte. Noch ausführlicher that er dies in „Plimplamplaabs der hohe Geist, heut Genie; eine Handschrift aus der Zeit Knipperdollings und Dr. Martin Luthers;" die Titelvignette zeigt zwei ausschlagende Esel. Die Frankfurter Stadtbibliothek besitzt diese selten gewordene Schrift; sie ist wenig besser als die darin gezüchtigten Unarten; wir erinnern uns kaum ein rohreres Product gelesen zu haben. Die Nachahmung des Altdeutschen ist selbst für jene Zeit kenntnißlos und widerwärtig; die Lehre soll in dem Satze bestehen: „ich hab so thun müssen, durch euch zu lehren die Narren, die sich thun überheben und meinen sie wollen machen aus dem Menschen ein andre und größer Ding als er ist". Man sollte nicht glauben, daß Klinger einem derartigen Geschmack noch ergeben war in einer Zeit, wo sein großer Landsmann schon den Prometheus gedichtet hatte (1780).

(Fortsetzung folgt.)

Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst.

Das siebente Heft dieses Archivs bringt einen Bericht von Rüppell über die Schaumünzen, welche zum Angedenken von Bewohnern Frankfurts oder in dieser Stadt wohnenden Personen geprägt wurden. Der durch seine Verdienste und seinen uneigennützigen Charakter ebenso wie durch die schroffe Gradheit seiner Urtheile bekannte Verfasser weiß sechsundvierzig Angehörige unserer Stadt nach, deren Andenken durch Medaillen für die Nachwelt erhalten wurde. Einige unter diesen haben allgemein geschichtliches Ansehen, Andere sind durch vaterländische Verdienste ersten Ranges ausgezeichnet; nur wenige Münzen beziehen sich einfach auf goldene Hochzeiten und andere Familienereignisse. Dr. Rüppell knüpft an die Erwähnung der einzelnen Namen manche werthvolle Angaben, die keineswegs bloß für Frankfurt von Interesse sind, und die wir bei dem beschränkten Leserkreise, dessen das Archiv leider selbst am Orte seiner Entstehung sich erfreut, mitzutheilen für Pflicht halten. Einige starke Aussprüche werden, hoffen wir, nur zu heilsamer Discussion Veranlassung geben.

Herr Rüppell beschwert sich mehrfach wegen der Schwierigkeit, Auskunft über einzelne Personen von Seiten der Familien, denen es an Sinn für ihre berühmten Mitglieder zu fehlen scheint, oder von zuständigen Stiftungen zu erhalten. Von den verdienten Frankfurtern hebt er besonders diejenigen hervor, die sich durch Freigebigkeit für die Senckenberg'schen Stiftungen ausgezeichnet haben.

Justinian von Holzhausen, mit dem das Verzeichniß eröffnet, ist derselbe, der im Jahr 1525 in Wittenberg studirte (es also nicht, wie bei Herrn A. steht, erst im Jahre 1526 bezog). An ihn richtete sein Vater „Hamman von Holzhusen" den merkwürdigen Brief, den Pfarrer Steig auf S. 103 des Archivs mittheilt und mit Erläuterungen begleitet. Denselben theilen wir in einer mehr zugänglichen Schreibweise mit:

„Mein freundlichen Gruß und alles Gutes zuvor. Lieber Sohn! Deine drei Schreiben und wie der Martinus Luther sich in die Ehe began hätt, hab ich verlesen und ich beserge, es wird ihm nit wohl nachgeredt werden und mag ihm einen großen Abfall bringen. Er hätt, wie man ihm beileyt, ein Büchlein ausgehen lassen wider die Bauern, darinnen Doctor M. heftiglich anhält die Bauern zu würgen. Wo er das hätt lassen ausgehen (was ich gern wissen wollt) brächt ihm ein gewisse und bös Gerächt, als ob er gegen seine zuvor ausgegangene Schrift geschrieben und klugierig sei. Laß mich mit der nächsten so du haben magst Botschaft wissen was daran sei. Vale. Datum 16. Juli 1525."

In der Nachschrift ermahnt Hamman seinen Sohn, die Dialektik bei Philippus (Melanchthon) zu hören, da es sehr an beredten Männern fehle; auch soll er der Liebung halber seine Briefe lateinisch abfassen, ob auch der Vater „deutz" schriebe.

Ueber den berühmten J. v. Sandrart gibt Rüppell nichts Neues. Der Wahlspruch „Alles zum Nutzen" wurde dem berühmten Kunstschriftsteller nicht beim Eintritt in die Nürnberger Malerakademie beigegeben, wie S. 21 bemerkt wird; vielmehr war der indianische Palmbaum das Sinnbild und „Alles zu nutzen" die Devise der Fruchtbringenden Gesellschaft, die ihren Sitz in Thüringen hatte und deren Mitglied Sandrart war. Sandrart nahm an diesem zur Hebung der deutschen Sprache gestifteten Palmenorden den eifrigsten Antheil und fertigte ihm zu Ehren ein großes allegorisches Bild im Geschmack der Zeit: Apollo, von den Musen umgeben, sitzt im Strahlenglanz vor einem Tempel, ihm zur Rechten und Linken Minerva und Germania. Aus dem Gefolge der Letzteren nähert sich die Nymphe Tentilis, um dem Gotte die Stiftung der Gesellschaft zu melden. Die Häupter derselben treten heran, an ihrer Spitze der Fürst von Anhalt; sie tragen antike Helme auf ihren Perückenlocken und folgen einer Fahne, die seinen Wahlspruch zur Inschrift hat.

Auf den großen Reformator des evangelischen Kirchenwesens, Philipp Jacob Spener, beziehen sich vier Münzen; am meisten dem Charakter des Gefeierten angemessen scheint die dritte, auf deren Kehrseite ein Sämann mit der Umschrift: Und etliches fiel auf ein gut Land.

Die Medaille, die im Jahr 1774 auf die fünfzigjährige Ehe verkündung von Johann Maria Alesina und Franziska Clara, geborne Brentano, geschlagen wurde, spielt zufällig eine Rolle in Goethe's italienischer Reise. Man kennt die köstliche Beschreibung des Abenteuers in Malsesina am Gardasee, wo Goethe einen alten Thurm zeichnete und dadurch in Verdacht gerieth, ein österreichischer Kundschafter zu sein. Da er sich vor den Beamten und dem Volk als Frankfurter bezeichnete, wurde auf den Rath einer jungen Frau ein Mann Namens Gregorio gerufen, der früher hier bei Bolongaro gedient hatte und sich nun eifrig nach den italienischen Familien in Frankfurt erkundigte. „Er war sehr vergnügt manches Einzelne zu hören; z. B. daß der Herr Alesina seine goldene Hoch-

Digitized by Google

zeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geschlagen worden, die ich noch besitze. Auch von den Kindern und Enkeln dieser Häuser wußte ich ihm zu erzählen."

Die Beihängnisse Gedächtnißmedaille bezieht sich auf Johann Philipp, den Vater des Staatsraths Simon Moritz v. B., und wurde von der Gesellschaft „Froschcollea" gestiftet.

Bei Erwähnung Constantin Fellners, dessen Verdienste die Freimaurerloge durch eine Denkmünze feierte, erzählt Rüppell die Geschichte von dem Bleichgarten, den die Senckenberg'sche Stiftung für 14,000 Gulden erwerben konnte und der später für das Dreifachfache verkauft wurde. Da die Klinge nun einmal zuckt, thue der Verfasser noch einen scharfen Ausfall, der eigentlich nicht unter die Rubrik gehört. Er sagt nämlich: „Ueber den in neuester Zeit gemachten Erwerb eines großen Bauplatzes Seitens des Städel'schen Kunstinstitutes für 125,000 fl., welches Geld zusammenzubringen die Administration desselben zehn Jahre lang gewissermaßen keine Oelbilder ankaufte, mit der Absicht dieses Verhältniß andere 30 Jahre fortbestehen zu lassen, damit die Geldmittel erspart werden, um ein großartiges Museum für einige wenige Bilder zu erbauen! — ließen sich mancherlei Bemerkungen machen. Jedenfalls wird durch diese Handlungsweise dem Frankfurter kunstliebenden Publikum alle Aussicht benommen, Seitens der Städel'schen Stiftungs-Administration eine erhebliche Leistung zu erfassen, woran, wie böse Zungen sagen, man schon längst gewohnt ist. Es war sicher ein großer Mißgriff des Stifters dieser Anstalt, zu verordnen, daß ihre Administration sich immer selbst zu ergänzen und keinerlei Rechenschaft über ihre Verwaltungsweise abzulegen habe! Es gibt ein altes Sprichwort, nach welchem in ähnlichem Verhältniß die mit den Ergänzungswahlen des Verwaltungsconsortium Betrauenten, mehr oder weniger Sorge nahmen, daß der neu Aufzunehmende nicht klüger sei als die bereits im Conclave Sitzenden. Dieses spiegelt ein unerfreuliches Zukunftsbild." Diese Stelle wird selbst von denen, die den Ankauf des Leerse'schen Gartens bedauerlich finden, kaum gebilligt werden. Die Art der Cooptation, die beim Verwaltungsrath des Städel'schen Kunstinstituts besteht, ist schon von Herrn Jügel in seiner bekannten Schrift auf eine geistvolle und originelle Art angefochten worden. Aber auch wenn die Ansichten, die bei jenem Ankauf obwalteten, irrig wären, so sind sie durch diesen nachträgliche Seitenhieb über die Schranken eines der ruhigen Forschung gewidmeten Werkes hinaus nicht zu widerlegen. Ueberhaupt kann wohl die mürrische Ausdrucksweise bei einem redlichen, stoischen Charakter erklärlich, selbst achtbar gefunden werden; nur dürfte sie nicht in unedle Verunglimpfung ausarten, die Rüppell sich sogar gegen längst verstorbene Gegner, z. B. gegen Creyßchmar bei Besprechung der zu Ehren des Verfassers selbst geprägten Münze gestattet.

Johann Carl Brömmer, nach dem jetzt eine neue Straße benannt ist, wird von Rüppell ganz nach seinem hohen Verdienste gewürdigt. Ueber unsere Stadtbibliothek heißt es bei dieser Gelegenheit: „Man erwichtete an das äußerste Ende der Stadt für eine Summe von einer Viertel Million Gulden ein Gebäude, in dem nur beiläufig fünfzig tausend Bände passend aufgestellt werden können, mithin der Raum für einen jeden Band 5 fl. kostet; dabei hat die Baute eine so fehlerhafte Einrichtung, daß bereits eine sehr große Zahl der Bücher durch Wasser und Schimmel zerstört sind, oder durchaus sporstreckig wurden! Kein einziges ruhiges behagliches Arbeitszimmer zum Gebrauch von Studirenden ist da, wie denn überhaupt zum Lesen nur Raum für vier Personen vorhanden ist!! Die colossale, aus großen Steinplatten gefertigte Stiege ruhet auf Holz! entspricht also gar nicht ihrem Hauptzwecke, Schutz bei Feuersgefahr zu geben; und da nach der Construction des Daches es fortwährend massenhaft einregnen muß, welcher große Mißstand nicht beseitigt werden kann, so droht in nicht gar ferner Zeit das ganze Innere des Gebäudes nebst den aufbewahrten wissenschaftlichen Schätzen der ärglichen Zerstörung anheimzufallen."

Ueber die Sammlung von Kupferstichen, die Brömmer dem Museum vermachte, und von Oelgemälden, die man aus säcularisirten Kirchen und Klöstern derselben Anstalt zur Aufbewahrung überwies, ist es jetzt, nach einer Bemerkung S. 52, authentisch nachgewiesen, daß der permanente Aufseher, Maler Schütz, das Beste daraus gestohlen und verkauft, ja zur Bemäntelung dessen den Katalog beseitigt hat.

Auch die Mittheilungen über Goethe's Austritt aus dem Bürgerverband und über die Versuche, ein Denkmal für ihn zu Stande zu bringen, geben den Eindlick nicht nur in ein unerfreuliches Philisterireiben, sondern sogar in entschiedenen Skandal. Wenn nur ein kleiner Theil von Rüppels Angaben sich bewahrheitet, so gebt schon zur Genüge daraus hervor, daß in der gepriesenen alten Zeit auch Frankfurt zwar edle, hervorleuchtende Charakter hatte, daß diese aber meist durch herkömmliche Verstechung von Privatvortheilen ihre Absichten behindert sahen. In jener guten Zeit beherbergte eben das officielle Gesellschaftsgebäude auch bei uns manches Rattennest elender Mißbräuche, während in unseren geschwätzen Tagen wenigstens die Controle besser, wenn auch die Abhülfe nicht immer bei der Hand ist.

Sprüche aus der Gegenwart.

Das „deutsche Stammbuch", ein autographisches Album der Gegenwart, das bei Franz Schlodtmann in Bremen schon vor Jahren erschien, ist für diese Weihnachten neu ausgegeben worden. Es kleidet sich in großes Quartoctav, wie dasselbe früher bei den Erinnerungsbüchern der Schüler beliebt war. Die Sammlung zeichnet sich vor ähnlichen durch einen geistvolleren Plan und in Folge dessen durch interessantere Beiträge aus. Der Herausgeber (zugleich Verleger) hat sich an die berühmtesten deutschen Zeitgenossen, namentlich an Dichter, Gelehrte, Künstler gewendet und von denselben manchen charakteristischen Spruch erhalten. Die Handschriften betreffend, wird es bei der Zusammenstellung immer klarer, wie wenig es mit der Kunst, den Charakter aus den Schriftzügen zu erkennen, auf sich hat. Der städtische Schreibehrer gibt das entscheidende Moment; dazu kommt noch Uebung und Lebensgewohnheit. Es ist eine Ausnahme, wenn man bei Barnhagen von Ense's geperlter Schrift an seine feine Darstellung oder bei Schlossers derben Zügen an seine Ausdrucksweise erinnert wird. Den Inhalt angehend, erscheint es vor Allem bezeichnend, wie mancher bald oder ganz Bekühmte mit Noth und Anstrengung eine „inhaltreiche Aeußerung" herausdrechselt, während Andere nachlässig den anfgeruhtesten Einfall hinwerfen und gerade hierdurch uns angenehm beschäftigen. Dichterische Citate sind am beliebtesten, und unsere lieben Klassiker, die für Alles anshelfen müssen, bringen Manchen aus der Verlegenheit. Von Quandt schreibt mit Recht: Gedanken stets bereit zu haben, gehört zu den gar seltnen Gaben. Unter den Schauspielern präsentirt sich E. Devrient mit einer auffallend kaufmännischen Hand; er citirt einen Spruch aus Faust. Auch Lessing muß noch einmal erscheinen mit seinem banalen: „wenn Kunst sich in Natur verwandelt, dann hat Natur mit Kunst gehandelt." Henriette Sontag liefert ein aus zwei Distichen bestehendes Gedicht, das wir ebenso wegen der schönen und edlen Auffassung des Künstlerberufs als wegen der mangelhaften Form für ihr eigenes Werk halten. Berühmte Tonkünstler wie Spohr, Meyerbeer, Liuppainner, Moscheles, Richard Wagner geben kleine Kompositionen. Die Sprüche der Maler und bildenden Künstler sind oft energisch und inhaltreich, doch in der Form etwas ungelenk. J. Schnorr sagt: „unter vielen Fehlern die ich habe, beunruhigt mich kaum einer öfter als der, daß ich mich immer wieder verleiten lasse, mit Blinden von der Farbe zu reden". Der verstorbene Hasenclever begnügt sich mit dem Refrain: „Ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel". Der

Digitized by Google

Bildhauer Hähnel schreibt: Bombasten und Philister sind mir gleich verhaßt. — Dr. Peter Cornelius:

Ungekraft bleibt nie ein Deutscher, der nach männlich Hohem ringt
Und das große Heer der Genauen aus dem Elfenbeine dringt,
Das an helle Geisteoflammen legt die Rechenmeisterlatzkanonen
Und die Thyrsoteene leitet in die Waschfrau-Badewannen.

Das erinnert an sein Pereat für die Schacherjuden der Kunst. Wir hätten lieber seinen berühmten Trink- und Wahlspruch wiedergegeben:

Die Kunst hab' ich getiebet
Die Kunst hab' ich geübet
Mein Lebetang.
Künste hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit stets getrachtet;
Darum ist mir nicht bang.

Die Sprüche von Kaulbach, Rauch, Lessing, Beudemann, Leo v. Klenze, Peter Heß, Führer verdienen im Buche selbst nachgelesen zu werden, obwohl der Letztere meint: „Maler sollten nur mit dem Pinsel schreiben". Das meiste Gezwungene und Anfruchtbovolle befindet sich unter den Beiträgen von Dichtern und belletristischen Schriftstellern. Man glaubt zu sehen, wie sie das Piedestal besteigen und ihren Faltenwurf zurechtlegen, um ein sicher bleibendes lapidares Orakelwort vorzubringen. Dies gilt selbst von sehr Anerkannten z. B. von dem verstorbenen, edeldenkenden aber freilich auf kaum glaubliche Weise affectirten Max Waldau. Der noch junge, aber schon beinah verschollene Oskar von Redwitz preist das Christenthum aber vielmehr sich selbst in dem bekannten koketten Vers:

Am Kreuze schwebt mein Saitenspiel
Den Herrn besingen ist mein Ziel.

Vom entgegengesetzten Pol her läßt sich Julius Mosen vernehmen mit dem Spruch:

Der Schwache mag zum Kreuze treten,
Der Starke soll durch Thaten beten.

Dies ist etwas bombastisch, doch läßt sich mit einem Manne, der das schwere Loos der Krankheit seit Jahren mit Fassung trägt, nicht darüber rechten. Saphir witzelt nicht übel: „zum Dichter muß man geboren, zur Anerkennung muß man gestorben sein". — „Nicht müde werden," sagt Fanny Lewald mit ungewohntem Lakonismus. Von Geschichtsforschern bemerken wir Wachsmuth, Raumer, Dahlmann; der Letztere gibt die urgothaische Lebensregel: „wenn man das Beste thut, was unter gegebenen Umständen möglich ist, handelt man nicht bloß zweckmäßig, sondern auch rechtmäßig". Einen merkwürdigen Gedächtnißirrthum finden wir bei F. C. Schlosser:

„Schiller sagt mit Recht: Grün ist des Lebens goldner Baum und grau, grau jede Theorie". Fallmerayer läßt sich durch einen Spruch aus Gustow's Rittern vom Geist vertreten. Die Einzeichnungen von Lee und Hengstenberg sind kräftig und charakteristisch; Hr. von Gerlach tagegen verliert sich mehr ins Blaue. Theologen wie Naturforscher haben manches Jndalterliche beigesteuert; der aufleimende große Gonstict kündigt sich besonders in den Aeußerungen von Tholuck, Fechner, Justinus Kerner an. Der große Geograph Karl Ritter schreibt einfach den Vers des Psalmisten: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes und die Veste verkündet seiner Hände Werk". Der Schulpoet des ganzen Buchs, von der Hand Ferdinand Wolf's in Wien, lautet: Mein Wissen ist Zweifeln. — Auf die politische Lage Deutschlands nehmen nur Wenige Rücksicht; unter diesen zeigt besonders Jakob Grimm ungebrugte Hoffnung:

Wie nach Krieg und Brand
Gottes Segen kommt ins Land,
Steigt auf einmal weiter
Deutschlands Reiter auf der fernen Höhe wieder!

Admiral Bremmy vergleicht die Seeherrschaft der Nachkommen von Hengst und Horsa mit der allubescheidenen Stellung der Zurückgebliebenen im Sammlande „die ganz vergessen haben, daß das Meer an ihre Küsten schlägt".

Meist liefern bei solchen Sammelwerken die berühmtesten Personen das Gewöhnlichste. Hier aber finden wir manche wohlthuende Spende gerade von den Männern, mit deren Namen man die Höhen der deutschen Geistesbildung zu bezeichnen pflegt; einfache, fernhafte Worte von Gauß, von Böckh und Anderen. Alexander von Humboldt citirt aus Goethe den Spruch:

„Am meisten ärgert sie, sobald wir vorwärts gehen!"

An diesen schließt sich ein Satz aus Tacitus (Ann. IV, 35), den wir verdeutscht wiedergeben: „man darf die Thorheit Derjenigen verlachen, die durch ihre Machtstellung in der Gegenwart auch das Andenken bei der Folgezeit auslöschen zu können glauben. Im Gegentheil, das Ansehen der Geister wächst durch die Bestrafung und die Könige oder Andere, die gleich ihnen verfuhren, haben Nichts zu Wege gebracht als Schande für sich und Ruhm für die Verfolgten".

Man sieht, das deutsche Stammbuch ist für jeden Büchertisch eine Zierde; doch bleibt die Erinnerung Karl Simrocks nicht ungegründet, der unter der Aufschrift: „ex ungue leonem" (den Löwen erkennt man an der Klaue) den Autographenjägern zuruft:

Anstatt die Klau' und zu begucken,
Les't lieber was wir liesen drucken!

Feuilleton.

— Urtheile von Ludwig Simon. Zu den Reden, die ein Dr. philosophiae aus L. für den Arbeitervercin zu Bern drucken ließ, kam die Stelle vor: „Hätte Robespierre noch zwei Jahre gelebt, so gäbe es heute keine Bonapartiste mehr." Dagegen bemerkt Ludwig Simon sehr richtig: „Wäre der Dampfkessel nicht gesprungen, so wäre er noch heute ganz; hätte Frankreich Lust gehabt, sich zu einer konstitutionellen Gleichheit zusammen quillotiniren zu lassen, so wäre es heute um einen Kopf kleiner und gleich; dieses ist über jeden Zweifel erhaben." — Ueber den zweiten Band von Daumers Hafis schreibt Simon: „Ich fand zwar Schönes, Leben- und Lustweckendes, doch schien er mir verhältnißmäßig ärmer als der erste. Dieser liebenswürdige Sänger ist im Ganzen mein Mann nicht. Er hat mir ein zu anarchisches Blut und zu wenig Würde und Seelenhoheit. Bei allem Dag gegen Beschränkung kann ich denn doch nicht die zu dem Grade der Freiheit mit ihm forschreiten, welche selbst die harmonische Einheit des eigenen Wesens als eine Sklavenfessel betrachtet, um jeden Blutstropfen jenen Jugendtrieb nach den verschiedensten Richtungen hin beliebig schalten und walten zu lassen. Da halte ich es denn doch lieber mit Goethe und suche seinen höchsten Genuß, der zwar nicht gerade in jenem Jugendtrieb wiederkam ist, sich aber als solcher erweist, wenn wir den Anfang und das Ende unserer Lebens in Eins zusammenziehen. Was dann insbesondere die vollständige Auflösung in der Liebe betrifft, so ist das schon ganz schön und recht schmeichelhaft für das zarte Geschlecht. Aber abgesehen davon, was hat man an einem haltlos aufgelösten Menschen? Was nicht widerstehet, darauf kann man sich nicht stützen; je fester dagegen jener Existenzen, eine jede in sich selbst gewurzelt, dastehen, um so größer ist der gegenseitige Genuß in der Freundschaft, der Liebe und aller Menschenbethätigung." So zeigt sich bei Simon, dem Manne der äußersten Opposition, in vielen Letzpeilen das schöne Maß einer sittlich edlen Natur. Selbst politische Dinge, z. B. die Stellung Preußens in der orientalischen Frage, bespricht er mit Billigkeit: „man muß zugeben, daß für Preußen mehr Gründe zur Neutralität vorliegen als für Oesterreich. Ich denke dabei nicht an Verwandtschaftsbande; Preußen ist nicht die Schwägerin Rußlands; auch nicht an die sonst begreifliche Pietät für den testamentarischen Rath eines verstorbenen Vaters. — Preußen ist nicht

Digitized by Google

so scharf im Gedränge zwischen Ausland und der Revolution wie Oesterreich. Oesterreich mochte sich breiten, die Stellung der Frage der Nationalitäten durch ein Bündniß mit den Westmächten zu verbinden. Zwar haben auch Deutschland und Preußen einen Respect vor dieser Frage, weil damit noch Anderes verbunden ist, was sich nicht im Voraus berechnen läßt. Auch der einzelne Mensch sträubt sich ja oft vor sich selbst und zwar gerade vor der Aufrichtung seiner tiefsten Kräfte. Wenn aber die Frage der Nationalitäten dereinst wirklich gelöst werden wird und zwar mit gemüthlicher Rücksichtigkeit, nicht als bloßes Mittel zum Zweck, dann ist es noch eine große Frage, ob die Kreuzzitter fast genug sein werden, Preußen von der Erfüllung seines nattelichen Berufes dauernd abzuhalten.

— Die Wallfahrt nach Kevlaar von H. Heine war zuerst am 10. Juni 1822 in dem „Gesellschafter“ abgedruckt und dort von einer Anmerkung begleitet, welche im Buch der Lieder vermißt wird, obgleich sie zum Verständniß des Gedichtes erforderlich ist. Sie lautet: „Der Stoff dieses Gedichtes ist nicht ganz mein Eigenthum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimat. Als ich ein kleiner Knabe war und im Franziskanerkloster zu Düsseldorf die erste Dreffur erhielt und dort zuerst buchstabiren und stillsitzen lernte, sah ich oft neben einem andern Knaben, der mit immer erzählte, wie seine Mutter ihn nach K. mitgenommen, wie sie fort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert, und wie sein eigner schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben trat ich in der oberſten Klasse des Gymnasiums wieder zusammen und er erinnerte mich dadrum an jene Mirakel-Erzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu, jetzt würde er der Mutter Gottes ein wächsernes Bein opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laborirt und lange vernahm ich dann nichts mehr von ihm. Vor einigen Jahren, als ich zwischen Bonn und Godesberg am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichſte den gedehnten Refrain hat: „Gelobt seyst du, Maria!“ und als die Prozession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrern meinen Schulkameraden, von seiner alten Mutter geführt. Er sah sehr blaß und krank aus.“

— Heinrich Leo über Goethe. Im vierten Bande seines „Lehrbuchs der Universalgeschichte“ inſbyte Heinrich Leo an die Epoche der tiefſten politiſchen Erniedrigung Deutſchlands eine Besprechung Goethe's und der Wahlverwandtſchaften. Dieſelben erſchienen zwar erſt 1809, gehören aber dem Entwurfe nach in die matte Zeit der preußiſchen Neutralität. „Dieſes Werk, eines der größeſten Goethe's, iſt zugleich für die Nation eine Schmachſäule zu ewigem Andenken; — das kranke Produkt der geiſtigen Atmoſphäre, in der die ganze Zeit der größeſte Theil der vornehmern deutſchen Welt bewegte. — Die allgemeine Gleichgiltigkeit, die Sattheit des Todes ſpiegelt ſich auf jeder Seite der Wahlverwandtſchaften.“ — Goethe's Religionsanſchauungen werden in einem Tone beurtheilt, der weit eher auf die kirchlichen Gemüths-Charlatane der heutigen Zeit zu paſſen ſcheint: „von religiöſen Anfperklichkeiten iſt viel die Rede; von der Art und Weiſe, wie ſich die Menſchen die Dinge dieſer Welt zurecht zu legen hätten, um ſie ſelbſt bequemlich führen zu können; auch ein Bapelchen wird gemalt und eine Leiche mit Kränzchen hineingelegt und ein Kötzchen mit Weberkrimskrams und ſentimentalen Liebeserinnerungen; aber vom Glauben, von einem urſprünglich und aus dem Verſtändniß der Menſchenherze mit Gott auffprudelnden Lebensquell, davon iſt nirgends die Rede.“ — Uebrigens erkennt Leo jede leidſtrigere Kraft ſo entſchieden an, daß er ſogar von Danton mit bewunderndem Hauchung ſpricht; vermaß preiſt er auch Goethe als Meiſter des Styles und des Ausdrucks, als ein reiches Füllhorn als Schatz, mit welchem Worte unſere Alten einen ſchaffenden Geiſt (Poeten) bezeichnetten.

— Heine und Guſtav Schwab. Die rebittert und ſchonungslos Heine in früheren Jahren die ſchwäbiſche Dichterſchule bekämpfte, iſt bekannt. Die nächſte Veranlaſſung dazu war eine perſönliche. Der von Chamiſſo und Guſtav Schwab herausgegebene Muſenalmanach pflegte mit jedem Jahrgang das Bildniß eines ausgezeichneten Lyrikers zu bringen. Als Heine's Porträt gegeben werden ſollte, kamen von Stuttgart abmahnende Stimmen und da Chamiſſo auf dem Vorſchlag beharrte, ſo traten Guſtav Schwab von der Leitung und mehrere feiner Landsleute von der Mitarbeit zurück. Das Kleinliche dieſes Verfahrens erſchien in jener Zeit um ſo auffallender, als es gar nicht im Charakter eines ſo milden und neidloſen Mannes wie Schwab liegen konnte. Derſelbe brach im Gegentheil, auch nach Heine's ſchärfſten Angriffen, ſtets die höchſte Achtung vor deſſen Dichtergaben aus und erkannte gern an, daß kein Anderer ſich ſo völlig den lyriſchen Volkston in ſeinem geheimſten und ſüßeſten Reiz angeeignet habe. Als Schwab im Jahr 1839 eine dichteriſch geſchmückte Beſchreibung der ſchweizeriſchen Ritterburgen herausgab, ſchilderte er mit beſonderer Liebe ein aus dem Schutte neuerdings aufgegrabenes Bergſchloß und war freimüthig und arglos genug, dieſelbe ſeinem Gegner Heine mit dem Sprache zu widmen:

Dieſe Burg haß zu erlangen;
Nimm ſie hin aus Sängerbund.
Laß uns einzieh'n arm in arm,
Laß uns ſingen liebereinstand.
Laß uns eins zuſammen bechern
In dem Ritterſaal geſchwind,
Eh' uns einfällt, trotz'gen Zechern,
Daß wir ew'ge Feinde ſind.

Da dies Buch von Schwab (Bern und Leipzig 1839) nur langſam Verbreitung fand, hörte Heine erſt nach Jahren vom Schreiber Dieſes den an ihn gerichteten Vers. Er bemerkte darauf: „Es iſt ſchrecklich, daß Derjenige, den ich ganz behaglich herumtermache, mit Schlöſſer beheirt; in dieſer verdorbenen Welt kann man faſt nicht einmal mehr auf ſeine Feinde verlaſſen!“

— Der ſilberne Eſel. Xöpyell erzählt, es müſſe in einem Zimmer einer jeden Familie, die zu den Freiherrn von Rothſchild gehört, ſich ein in Silber gearbeiteter Eſel befinden, der zwei Körbe trägt. Das ſei eine Verordnung des Stammherrn, die zum Zweck habe, ein orientaliſches Hilfsmittel im Gedächtniß der Seinen zu erhalten. Dasſelbe handelt von einem Thierarzte, der die Lehrung ſeines ſchiefen beraubten Eſels auf den Rath eines Miterzieherin anwachte; da er aber hörte, daß der Rathgeber ein Menſch von Ungeſchick in ſeinen Unternehmungen, ein Schlemihl ſei, ſtellte er die alte Lahung wieder der und lieh das Thier weiter hinten. Die Moral iſt: Laß dich mit Menſchen, denen Alles mißlückt, in keinen Verkehr ein; befolge ihre beſten Rathſchläge nicht, denn ſie bringen als Unterſtützt ein Gedeihen! — Vielleicht weiß ein gelehrter Forſcher nach, daß der fragliche Gebrauch mit dem Eſel des Tacitus im Tempel von Jeruſalem in Zuſammenhang ſteht.

— Es geſchehen nach Bünder. Ein reicher Landedelmann, Herr A. Morrifon, hat der Londoner Geſellſchaft zur Verbeſſerung des allgemeinen und ewigen Friedens bedeutende Summen vermacht. Der Verein als ſolcher erhält dreihundert Pfund; die Hälfte dieſer Summe iſt für jeden der drei Abgeordneten beſtimmt, die im Jahr 1852 zum Kaiſer Nikolaus nach Petersburg reiſen, um ihn nachgiebig zu machen. Damals verglichen die „Times“ das ernſte politiſche Schauſpiel mit dem Beginn eines großen Wettrennens und eine Friedensgeſandtion mit ein paar Hunden, die während der allgemeinen Spannung plötzlich über die Bahn laufen und für den Augenblick eine ſogerechte Aufmerkſamkeit erregen; Hr. Morrifon war anderer Meinung. Derſelbe hat, wie wir hören, den zwei einſtapfreichſten Mitgliedern des Vereins, Hrn. Cobden und dem Cuäker Beigbe von Manchester, „propertien“ (worin dieſelben beſtehen, wiſſen wir nicht) im Werth von je 18000 Gulden teſtamentlich zugewieſen.

— Welche große Bedeutung die Pariſer Theater während der Zeit der franzöſiſchen Revolution hatten, iſt bekannt. Von den Lobeserhebungen unſrer Könige ging man zu denen großer Männer über: Mirabeau, Voltaire, Franklin, Rouſſeau erlegten Louis XII. und Henri VI. Ende Januar zog man im Theater des Italiens ein Stück unter dem Titel: „Rouſſeau's letzte Stunden“ von Bouilly. Die Begebenheit ſpielt zu Ermenonville ſtatt. Beim Anfang des Vorhangs erwartet Mad. Rouſſeau ihren Gemahl von ſeinem gewöhnlichen Morgenſpaziergang. Er kommt, in der Hand einige Pflanzen und ein Grasmuſternaß. Ach! ruft Mad. Rouſſeau, indem ſie die Jungen, die kaum aus dem Ei gekrochen, erblickt, wie haß du ſo grauſam kein Wesen! — Nein, ſo eben hat ein Sperber dieſen Jungen ihre Mutter geraubt, deiner Sorge empfehle ich die unglücklichen Waiſen. Sobald ſie flügge haben, ſollen ſie die Freiheit erhalten. — Das ganze Stück war in dieſem ſentimentalen und recht albernen Geſchmad gehalten. Bei der zweiten Vorſtellung brachte man die Büſte Rouſſeau's auf die Bühne, wo ſie gekrönt ward, während das Orcheſter die Ouverture zum Dorfprophelen (Rouſſeau's eigne Compoſition) ſpielte.

— Der Orden des goldenen Vließes, von Herzog Philipp III. von Burgund im Jahre 1430 zum Schutz der Kirche geſtiftet, kann bekanntlich nur von Katholiken getragen werden. Als deshalb nach der Schlacht von Waterloo der Herzog von Wellington mit dieſem Orden decorirt werden ſollte, beſeitigte man jenes ſchwierige Ordenszeichen dadurch, daß man dem Herzog das goldne Vließ mit dem ausdrücklichen Vorbehalt überſandte, er dürfe es nur proviſoriſch tragen, man gönne ihm zwanzig Jahre Bedenkzeit, ob er Katholik werden wolle. Dieſe unſere Wiſſens bis jetzt wenig bekannte Anekdote wird uns von glaubwürdiger Seite verbürgt.

Den neu hinzutretenden Abonnenten diene zur Nachricht, daß der Roman „Kaiſer und Stadtſchultheiß“, ſoweit er bis jetzt erſchienen auf Verlangen nachgeliefert wird, gegen Vergütung von 6. 1.

Verlag von Franz Benſamin Auffarth. — Druck von Aug. Oſterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den örtlichen Postaufschlag.

№ 2. Frankfurt a. M., den 12. Januar 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.
Friedrich Maximilian Klinger.
Thorwaldsen's Alexanderzug.
Die Schiller Stiftung in Frankfurt a. M.
Feuilleton. Die Wissenschaft hetzet der Unkeet. — Kaulbach's Shakespeare-Gallerie. — Louise Aleksandre Victorie Louise. — Die Zeit. — Zu Rathen dem Weisen. — Johannes Müller. — Letzte Reise des Kaiserpaares u. s. w. u. s. w.
Brief aus München.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Elisabeth ahnte nicht, in welcher nahen Beziehung dieses Morgenschläfchen des Vaters zu dem Schicksal ihrer Zukunft stand; man war es an dem alten Herrn gewohnt, daß er zuweilen selbst mitten in einer lebhaften Unterhaltung plötzlich einnickte, wobei wir es freilich nach dem Vorgang am heutigen Morgen dahin gestellt sein lassen, ob es wirklicher Schlummer war, oder nur ein ebenso bequemes als sicheres Mittel, um alle Beziehungen zur Außenwelt abzubrechen und unter Morpheus' schützendem Zaubermantel eine strenge Neutralität zu beobachten.

Als daher die Stunde gekommen war, wo der Vater gewöhnlich zur Sitzung zu fahren pflegte und auch die Rathschaise schon im Hofe hielt, ging sie wieder hinunter, um ihn zu wecken und zugleich, wie ihr die Mutter eingeschärft, nach seinem Befehle zu fragen. Sie fand ihn schon aufgewacht und bereits in seinem Ornate. Er band gerade den Aktenfascikel zusammen, welchen er mit sich nehmen wollte; ohne sich umzusehen, fuhr er sie unmuthig an:

Wo bleibt man so lange? Warte ich nun schon eine volle Glockenstunde auf die Mademoiselle und warte vergebens! Hat dir die Frau Mutter nicht gesagt, daß du zur mir kommen sollest?

Ich bin auch richtig dagewesen, entgegnete Elisabeth, betroffen über diesen ungewöhnlich strengen Ton. Aber der Herr Vater schlief so sanft, selbst als ich Ihm die Feder aus dem Mund nahm, regte Er sich nicht — nun, dacht' ich da bei mir, so sehr wird ja die Sache nicht pressiren, daß du Ihn um sein Morgenschläfchen bringst, und ging wieder fort. Was hat der Herr Vater zu befehlen?

Frag' mich nicht darnach, jetzt ist keine Zeit mehr dazu, erwiederte der alte Herr drummig. Ab, wie bin ich nun so rad und träge, der Kopf so schwer, alle Glieder wie verschlagen . . . .

Und er streckte sich, dehnte sich, gähnte, und machte in der That ein so verschlafenes sauertöpfisches Gesicht, daß ihr der Muth verging, ihn noch einmal nach seinem Befehle zu fragen.

Während dessen war der alte Herr mit dem Zusammenbinden der Akten fertig geworden, auf den Klang einer großen Schelle erschien der Rathsdiener und empfing den Fascikel mit der Weisung, ihn in den Wagen vorauszutragen; der Stadtschultheiß setzte seinen großen dreieckigen Hut auf, nahm sein langes spanisches Rohr mit dem buntgemalten Porcellangriff, Elisabeth stand während dessen noch immer zaudernd, eines Befehls gewärtig, da; schon im Fortgehen begriffen, drehte sich der Vater noch einmal nach ihr um, betrachtete sie, als werde er erst jetzt ihrer ansichtig, verwundert vom Kopf bis zu den Füßen, und sagte plötzlich in ganz verändertem Tone mit schmunzelndem Gesicht:

Diesmal soll's der Prinzeß Tochter verziehen sein, daß sie den Vater schlafen ließ und sich derweilen in allerhand verliebte Träumereien vertiefte. Hm! Hm! Wie doch ein solcher Bachfisch schon an's Heirathen denken mag! Und wie kann ein sonst so gescheidter Mann nur einen solchen Kindskopf freien? Aber zum Glück haben Vater und Mutter auch noch ein Wörtlein mitzureden; so verweise ich Dich denn, weil's mir jetzt an der nöthigen Zeit zum Exponiren gebricht, mit deiner Liebeleiegeschichte an die Frau Mutter, wir Zwei reden dann später noch das bewußte Wörtlein miteinander — verstanden?

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ob sie ihn verstanden oder nicht, schritt er aus der Stube, und wenige Augenblicke nachher hörte sie den Wagen aus dem Hofe fahren.

Wie betäubt blieb sie stehen, wußte kaum, ob sie wache oder träume, so groß war ihre Verwirrung, so wenig konnte sie sich anfangs des Vaters räthselhafte Worte erklären. Aber gleich Schuppen fiel es ihr plötzlich von den Augen, als sie sich an der Mutter aufgeregtes Wesen am gestrigen Abend, ihre zärtliche stumme Umarmung und ihr spätes Weggehen erinnerte und dies Alles mit dem gestrigen Besuche des Doctors beim Vater und seinem längeren Verweilen in der Arbeitsstube des Letzteren in Verbindung brachte.

Elisabeth war bei all ihrem schwärmerischen Gemüth doch ein viel zu kluges Mädchen, als daß sie diese Umstände nicht in Zusammenhang mit dem hätte bringen sollen, was der Vater ihr soeben gesagt hatte; und fast unbewußt traf sie daher das Rechte, als sie auf den Doctor riet und sich zugleich dessen befangenes Benehmen gegen sie in den letzten Tagen vergegenwärtigte. Kalt und heiß überlief sie's bei dieser Betrachtung. Hatten die Eltern den Sonderling wirklich in Affection genommen? Aber wo sollte der schlichterne abgezirkelte Mensch, auch wenn er in der That Absichten auf sie hatte, den Muth hernehmen, einen offenen Antrag zu wagen? Fast hätte bei dieser Vorstellung ihr guter Humor wieder die Oberhand über ihre Sorge gewonnen und sie wäre in lautes Lachen ausgebrochen, so närrisch, so abenteuerlich kam ihr der Doctor vor, wenn sie sich ihn als feurigen Liebhaber oder als zärtlich schmachtenden Sclabon dachte. Nein, nein, es war nicht möglich, an diesem kalten Herzen mußten alle Pfeile Amors machtlos ab-

Digitized by Google

prallen; und doch — welcher schreckliche Zweifel peinigte sie immer von Neuem, so oft sie der letzten Worte des Vaters gedachte! Warum mußte es gerade der Doctor, und nur er sein, auf den diese Worte zielten? Konnte sich nicht eben so gut ein anderer, vielleicht ein recht liebenswürdiger, angenehmer Freier eingefunden haben? Aber vergebens suchte sie sich's einzureden, daß ihre Furcht bloß durch ihre Abneigung gegen den neuen Hausfreund hervorgerufen werde; vergebens bot sie ihren ganzen muthwilligen Spott auf, um in ihm einen Menschen zu erblicken, von dem sie sich einer solchen Gefahr nimmer zu versehen brauche; der ernste, gravitätische, schweigsame Doctor, so lange der Gegenstand ihrer geheimen Schadenfreude, hatte plötzlich eine unerklärliche, schreckhafte Bedeutung für sie gewonnen, und mit allem ihrem Uebermuth, ihrem Spotte vermochte sie nicht die immer stärker wiederkehrende Sorge zu bannen, daß ihn und nur ihn der Vater unter dem Freier gemeint habe.

Sie konnte es bei dieser ängstlichen Vorstellung nicht länger mehr in der Stube aushalten und trat daher in den Garten, um durch einen Gang im Freien das aufgeregte Blut zu beschwichtigen.

Es war ein herrlicher Morgen und prächtig prangte der schöne große Garten im letzten Schmuck der Herbstnatur. Dabei schien die Sonne so warm, als wolle sie noch einmal die ganze Erhabungslust vergangener Tage in die Welt zurückzaubern und jedem Wesen der Erde die Trennung von ihrer holden Nähe doppelt schwer machen. Ach, was sind solche Herbsttage voll Sonnenscheins und himmlischen Glanzes einem jungen Herzen, in das zum Erstenmal des Lebens dunkle Sorgen einziehen und der Kindheit seligen Frieden für immer daraus verscheuchen! Und welcher tiefere, empfänglichere Sinn hat sie nicht empfunden, diese lähmende Schwermuth, diese Trauer ohne Namen, wenn im Herbste der Himmel noch einmal in goldner Verklärung leuchtet, und doch jeder Strahl aus seiner reinen Bläue wie ein zweischneidig Schwert unser Herz durchzuckt?

Auch Elisabeth fühlte, ohne sich dessen klar bewußt zu werden, bis zur tiefsten Niedergeschlagenheit den schweren Doppelsinn des Daseins, den ihr dieses sonnig heitere Leben in Mitten der dahinsterbenden Natur veranschaulichte. Sie wußte es an diesem Morgen klar und bestimmt, daß auch für sie die Zeit der schönen glücklichen Kindheit für immer dahin sei, und unter dem glänzenden Weben ihrer holden Erinnerungen schon die rauhe Hand der Wirklichkeit an dem Werke der Zerstörung arbeite. Sie wußte, daß ihr in der nächsten Zeit Kämpfe und Prüfungen bevorständen, die zu bestehen sie sich weder Muth noch Kraft zuerkannte und die doch nur ein standhafter besonnener Sinn glücklich überwinden konnte, sollte sie nicht im ersten Andrang des Geschickes erliegen.

Wie viele abenteuerliche Pläne durchkreuzen nicht die Phantasie eines jungen Mädchens, wenn es sich zum Erstenmal darum handelt, die sentimentale Gewohnheit mit der kalten Verstandesreflexion zu vertauschen! Wie viele Romane mit den wundersamsten Verschlingungen und unglaublichsten Lösungen umschwirren da nicht den jungen heißen Kopf, und doch will kein einziger Faden des lähmenden Gewebes länger halten, als bis die kunstschimmernde Seifenblase, die er umspannt, zerplatzt, und der noch eben so sicher angelegte rettende Plan in Schaum und Nichts zerrinnt. Vergebens sind alles Sinnen, alles Dichten und Trachten — der einzige Helfer in der Noth bleibt der Mensch doch zuletzt sich selber und verloren ist, wer Ja sagt zu seinem Unglück.

Des Doctors Frau werd' ich nicht, eher lege ich ihm brennendes Stroh unter's Dach oder laufe fort, soweit mich meine Beine tragen. Himmel! Was will der Mensch von mir? Wie kann er sich auch nur einfernt einbilden, daß er mir mehr als vollkommen gleichgültig wäre? Ist er noch nicht zufrieden damit, daß ich ihn zum Besten halte und meinen Spott mit ihm treibe, so oft sich's schicklicherweise thun läßt? Am Ende glaubt er gar, ich bät' ihn eine besondere Ehre damit anthun wollen? Ihre gehorsame Dienerin, Herr Doctor, was bildet Er sich ein! Ehe ich Ihn heirathe, springe ich von der Mainbrück herunter, oder nehme das Sixtskreuz wie meine arme Susanna.

Dieses Selbstgespräch unterbrach hier plötzlich die Stimme der Mutter, welche nach Hause zurückgekehrt war und von der Hinterthüre aus ihren Namen rief. Als sie Elisabeths am sonnigen Rebgelände ansichtig wurde, ging die Frau Stadtschultheißin ihr eilig entgegen und auf den ersten Blick sah's ihr die Tochter an, daß sie ungewöhnlich erregt war, denn ihr ganzes Gesicht strahlte Glückseligkeit. Ehe Elisabeth noch recht wußte, wie ihr geschah, hatte die Mutter sie in die Arme geschlossen, küßte sie auf's Zärtlichste, und rief mit freudezitternder Stimme, indem sie ihr mit der Hand über die Stirne fuhr:

Ach, der böse Herr Vater, wie hat er meinem armen Kinde heiß gemacht! Hast ja einen Kopf, so blutroth, als wärst bei den drei Männern im feurigen Ofen gesessen! Aber laß' dich's nicht kümmern, wenn er vielleicht aus übergroßer Liebe ein Wörtlein zu viel gesagt hat. Das ist so seine Art, darum braucht nicht gleich die Augen so verschämt niederzuschlagen. Aufgesehaut, Töchterchen, aufgeschaut!

Von der übergroßen Liebe hab' ich heute wenig zu sehen gekriegt, erwiederte Elisabeth beklommen.

Was sagst du, Kind? Der Herr Vater . . . .

War eingeschlafen, als ich auf der Frau Mutter Geheiß herunterkam, um nach seinem Befehle zu fragen, und weil ich ihn nicht weckte, sondern wieder fortging, so war er nachgehends bitterböse auf mich und hat mich angeschnurrt, als wenn ich, weiß Gott, was verbrochen hätte.

Nun, nun, und was weiter? fragte Frau Anna Margaretha voll Ungeduld.

Wenn ich weiß, wohin er mit seiner sonstigen Rede gezielt hat, so will ich nicht gesund vor Ihr stehen, erwiederte Elisabeth so unbefangen als ihr möglich war. Denk' Sie doch, Frau Mutter, er warf mir vor, ich sei noch ein Backfisch und dächte schon an's Heirathen, sagte, er begriffe gar nicht, wie ein sonst gescheidter Mann um einen solchen Kindskopf freien möcht' — und das Alles sagte er mir mit einem so heiteren Gesicht, als hätte er ordentlich sein Plaisir daran mich zu quälen, die ich doch gerade so viel davon verstand wie die Kathrinka, das häßliche Mopsgesicht.

Aber daß du ihn denn nicht gefragt, was er eigentlich mit Alledem wolle? fragte Frau Anna Margaretha voll gehrmen Aergerd über die in ihren Augen ebenso ungeschickte als voreilige Einmischung ihres Mannes in diese wichtige Angelegenheit.

Das mußt' ich wohl bleiben lassen, erwiederte Elisabeth mit schlachtender Stimme. Er glaubte ja steif und fest, daß ich um die ganze Geschichte wisse, schalt mich eine verliebte Träumerin — ach, wer nur dem Herrn Vater diese schlimme Meinung von mir beigebracht hat! Ich sollte an's Heirathen denken, ich? Und es solle sich Einer unterstanden haben, um mich zu freien? Den frechen Menschen möcht' ich sehen!

Nur gemach! Nur gemach, liebes Kind! sagte die Stadtschultheißin, welche diese eifrige Vertheidigung der Tochter in nicht geringe Verlegenheit setzte. Wer weiß auch gleich Erbsen und Linsen zusammenschütten! Ein Freier hat sich allerdinge eingestellt, da redete der Herr Vater die pure Wahrheit, und ich meine, ein höchst reputirlicher, raisonnabler Freier, rath' mal, rath' mal, wer zwischen Licht und Dunkel, grad als wir die weiße Katze im Dorfeller einen Topf Sahne ausnaschte, in aller Zucht und Ehre um deine Hand angehalten hat?

Ach, Frau Mutter, nun red't Sie ja selber so unklar wie vorhin der Herr Vater! stotterte Elisabeth und wechselte die Farbe.

Bei Leibe, das thu' ich nicht, bestes Kind! versetzte Frau Anna Margaretha lebhaft. Wär's meinem Willen nachgegangen, so hätt' es der Herr Vater mir überlassen, dich von dem großen Glück in Kenntniß zu setzen, das dir bevorsteht.

Digitized by Google

Wie? Ist's möglich! Sie sagt Das im Ernste? rief Elisabeth, allen ihren Muth zusammennehmend. Nun, so weiß ich beim allmächtigen Gott nichts weiter dagegen zu sagen, als daß ich nimmermehr den elenden Menschen zu ertragen noch zu wissen begehre, der so um mich freit!

Rebell du im Fieber, Mädchen! stammelte die Stadtschultheißin, ganz aus der Fassung gebracht durch den verächtlichen Ton und den flammenden Blick, womit die Tochter diese Worte begleitete.

Das Fieber mag wohl meinen unbekannten Herrn Freier plagen, ich aber fühle mich vollkommen frei davon, sagte Elisabeth und hielt sicher den zornigen Blick der Mutter aus. Denn was muß das für ein Hase von Liebhaber sein, der um eines Mädchens Herz und Hand freit und sich hinter Vater und Mutter steckt, um zu erreichen, was er sich nicht durch eignen Muth zu gewinnen getraut! Und an einen solchen Menschen wollte die Frau Stadtschultheißin ihr Kind wegwerfen! Nein, Frau Mutter, dazu hat Sie Ihre Tochter Elisabeth — und das lohn' Ihr Gott noch in seinem gehnten Himmel — nimmer erzogen; dazu ist Ihr der eigne Sinn lange nicht eng und knapp genug zugemessen, und dazu hat Sie mir nicht von früh auf die Lehre eingeprägt, daß der Mensch seines Glückes Schmied sei und nur ein Thor nach Anderer Willen und Meinung frage, wo ihm das Herz in der eignen Brust doch die beste und sicherste Auskunft geben kann.

Sie hatte bei diesen Worten der Mutter Hand ergriffen und sah ihr dabei mit einem so zärtlichen und zugleich so muthigen Blick ins Auge, daß Frau Anna Margaretha von dieser rührenden und doch so entschlossenen Sprache aufs Tiefste ergriffen wurde und staunend die Tochter ansah, die so demüthig und so stolz vor ihr stand, als wisse sie sich der Mutter gegenüber in einem Rechte, das sie selbst vor dieser zu vertreten den Muth habe.

Wer sagt denn, daß du zu deinem Glücke gezwungen werden sollst? sprach Frau Anna Margaretha nach einer Pause. Weiß's ja noch nicht einmal, wer der brave Mann ist, der in seiner angeborenen Bildsamkeit deine Eltern zu Fürsprechern seines innigsten Herzenswunsches bei dir machen wollte, und damit in deinen Augen ein so grausames Kapitalverbrechen begangen hat. Ach! Was bin ich nun seelenfroh darüber, daß er es gethan hat! Denn wie würdest du ihn in deinem kindischen Uebermuth behandelt haben! Presst Mahlzeit, Mademoiselle! Die schöne Aussicht zum Wenigsten wäre uns für diesmal verdorben! — Freilich, als ich noch jung war, da fand's Niemand an einem Manne lächerlich, wenn er zuerst seine Werbung bei den Eltern seiner Auserkorenen vorbrachte und sich vor Allem ihrer Zustimmung versicherte. Aber damals heiratheten sich auch die jungen Leute nicht bloß zum Zeitvertreib, nicht bloß um des „göttlichen" Sentiments willen wie heutzutage; sondern sie wußten gar wohl, daß hinter den Flitterwochen die Bitterwochen kommen, daß der Schmachtlappen in den Schornstein gehängt werden muß, und das zarte Girren, das verliebte Schäkeln und Schäfern sich gar bald von selber legt, wann die Sorge erst einmal mit ihrem rauhen Reißerstiefen den Staub aus den Ecken fehrt. Und nicht die Eltern allein, auch die beiderseitige Sippschaft wurde zuvor gefragt und mit gebührendem Respecte angehört; wie ich denn selber nicht weniger denn neunzehn Consense aus meiner Familie theils mündlich, theils schriftlich einholen mußte, bevor Vater und Mutter zu meiner Verbindung ihre Einwilligung gaben. Nun, Gottlob! die Stadtschultheißin von Frankfurt braucht es nicht zu bereuen, daß sie als Jungfer Lindheimerin dem Manne am Altar ihre Hand reichte, den ihr die Eltern bestimmt hatten, du aber willst deinem eignen Kopfe folgen, — wohlan, so sieh zu, mein Kind, daß dir dieser Kopf nicht einen Possen spiele, davon du dein Leben lang den Schaden zu tragen hast.

Nach diesen Worten wandte sich Frau Anna Margaretha ohne Ummuth von der Tochter ab und ging in das Haus zurück; betroffen und verwundert blickte ihr Elisabeth nach, denn diese Nachgiebigkeit von Seiten der sonst so energischen Frau hatte sie nicht erwartet und unwillkürlich bemächtigte sich daher ihres Herzens ein Gefühl der Unsicherheit und des Zweifels, das sie vorhin bei ihrem Widerstandsplan nicht mit in Rechnung gebracht hatte. Sie war auf Kampf, schweren Kampf gefaßt gewesen, und siehe da — die Mutter deutete statt dessen bloß mit Rührung und Genugthuung auf ihre eigne Jugend zurück, als ob in dem ähnlichen Falle auch immer nur ein und der nämliche Weg zum sichteren Ziele führe.

Was weiß sie aber von *meinem* Herzen! rief Elisabeth mit überströmenden Gefühle. Ihr mag es gut und leicht genug geworden sein, ihr Glück in Einklang mit den Wünschen ihrer Eltern zu bringen, während ich an dem Höchsten festhalten muß, weil ich einmal daran geglaubt habe! Mag die Welt auch meine große schöne Liebe zu dem herrlichen Manne verdammen oder mitleidig belächeln, so ist und bleibt er doch meiner Seele Abgott, die ihn mit ihren schönsten Empfindungen verziert. Aber der Stimme in seiner Brust folgt, der wird ein Ziel nimmer verfehlen, dem wächst aus der Seele ein Baum, daran jede Tugend und jede Kraft blüht. Wer aber dieser Stimme nicht folgt, der ist blind und taub, und muß sich von Andern dahinführen lassen, wo ihr Vorurtheil sie selber hinverbannt hat. Und bliebe denn nicht Alles beim Alten, wenn's keiner weiter treiben wollte, wie der vorige? Nein, der Mensch muß sich für sein Lieben und Hoffen stets den besten Platz erwählen, und den muß er behaupten sein Leben lang, muß alle seine Kraft daran setzen, nur dann ist er edel und wahrhaft groß!

Erst als Elisabeth über jedes kleinliche Bedenken, jedes ängstliche Erwägen hinaus diese muthvolle Entschließung gefaßt und ihr gesunkenes Vertrauen wieder aufgerichtet hatte, ward sie sich's klar bewußt, was sie vorhin nur dunkel und unbestimmt gefühlt hatte, daß die Weihe, welche ihre schwärmerische Liebe zu dem schönen Kaiser über ihr ganzes Gefühl ausgoß, nicht von Außen als ein Zufälliges in ihr Herz gekommen, sondern mit ihm zugleich erstarkt und aufgewachsen war, und darum diesem Herzen nimmer verloren gehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Maximilian Klinger.

Zur Kenntniß seines Lebens und seiner Schriften.

(Fortsetzung.)

Gleichzeitig mit dem Beginn der inneren Umwandlung trat auch in die äußeren Verhältnisse Klingers eine große Veränderung. Der württembergische Prinz Friedrich, der als Stanhalter der Landschaft Mümpelgard (Montbéliard) an dem gleichnamigen Orte residirte, war ihm schon früher zugethan. Derselbe gehört zu den Fürsten, die an dem weltbürgerlichen Aufschwung der regsamen Zeit den lebhaftesten Antheil nahmen. Der vortreffliche Johann Georg Schlosser, Gemahl der Cornelia Goethe, hatte in seinen Diensten gestanden und blieb auch als Beamter des Markgrafen von Baden mit ihm in anhaltendem Verkehr. Schlosser fühlte sich an seinen, um dreizehn Jahre jüngeren Landsmann Klinger durch geistige Verwandtschaft gekettet und empfahl ihn dem Prinzen. Durch Vermittelung des Letzteren war Klinger im Kriege gegen Preußen festgeteilt mit einer Charge belehnt worden, und jetzt dachte derselbe ihm eine neue Laufbahn zu eröffnen. Der württembergische Hof stand damals mit Rußland in naher Beziehung, da der Großfürst Paul sich vier Jahre vorher, nach dem Tod seiner ersten Gemahlin, mit der Prinzessin Sophie, einer Nichte des bekannten Herzogs Karl Eugen, vermählt hatte. Prinz Friedrich verschaffte dem Dichter treffliche Empfehlungen, ließ ihm das Reisegeld und hoffte, derselbe werde in Petersburg eine passende Stellung, vielleicht als Hofmeister der großfürstlichen Kinder finden. Prinz Friedrich ist derselbe, der einige Jahre später das ungemeine Talent des fünfzehnjährigen Cuvier, der als

Digitized by Google

Eingeborner von Montbéliard sein Unterthan war, erkannte und ihn an die Karlsschule nach Stuttgart brachte. Cuvier, Danneker und Schiller sind die berühmtesten Zöglinge dieser Akademie.

Klinger hatte sich eine Zeitlang in Basel und Zürich aufgehalten und neue Auflagen seiner Trauerspiele „die neue Arria“ und „Stilpo und seine Kinder“ besorgt. Auch entwarf er eine Erzählung in zwei Bänden: „Prinz Formoso's Fiedelbogen und der Prinzessin Sanaelara Geige, oder Geschichte des großen Königs“. Um die Mitte des Jahres begab er sich nach Deutschland zurück; in Karlsruhe nahm er von Schlosser Abschied, dem er Zeitlebens die innigste Anhänglichkeit bewahrte. Noch in seinen Apperçüonen bezeichnet er die Freundschaft desselben als einen Lichtblick in seinem Leben und nennt Schlosser als denjenigen Mann, bei dem er vorzugsweise Uebung der Tugend um ihrer selbst willen gefunden habe. Je schwieriger die reine Hingebung an ein Höheres ihm erschien, je seltener er an uneigennützigen Wohlwollen glauben durfte, um so mehr fühlte sich Klinger durch thatsächliche Beweise desselben verpflichtet. Ganz im Sinne jenes thätigen Wesens, das Goethe als Grundzug an ihm hervorhebt, war Dankbarkeit seine Lieblingstugend. In Frankfurt angelangt, suchte er seinen Wohlthäter Professor Zinck auf; derselbe hielt eben seine Ferien in Peterswil unweit Homburg und hier begrüßte ihn Klinger zum letzten Mal. Mit schwerem Herzen schied er von der treuen Mutter. Sie hatte ihm verschiedene Male vom Heirathen gesprochen; als der Sohn auf die eröffnete Laufbahn hinwies und jeden Wunsch, eine Familie zu begründen, in Abrede stellte, ensfagte sie auch diesem Gedanken und sprach adelnkend die schönen Worte: „wenn der Name Klinger denn ausserben soll, so wollen wir uns wenigstens mit Gutsthun einen Namen machen, daß Kinder und Kindskinder sagen sollen: die Klinger's haben sich gewaschen“.

Er reiste nach Petersburg ab und erhielt die Stelle eines Vorlesers beim Großfürsten, mit welcher die Ernennung zum Titularleutenant beim Fleetenbataillon verbunden war. Im folgenden Jahr trat Paul unter dem Namen „Graf vom Norden“ seine Reise durch Europa an und Klinger hatte das Glück ihn zu begleiten. Sie waren fast zwei Jahre unterwegs. Die Reise ging durch Polen nach den österreichischen Landen; der Winter wurde in Italien zugebracht. Nach längerem Aufenthalt in Frankreich kam Klinger wieder in die Schweiz und sah Burkhart in Basel, Pfenninger in Zürich. Hierauf besuchte Paul mit seinem Gefolge den würtembergischen Hof. Das war für den Herzog Karl Eugen eine Veranlassung, seine Prachtliebe und seinen hohen Geschmack hervortreten zu lassen. Der Umstand, daß man Paul zu Ehren das Gerippe Süß Oppenheimers nach beinahe fünfzig Jahren vom Galgen herabnahm, paßt weniger für Europa als für orientalische Hofgeschichten, wie Klinger sie gerne dichtete *). Unter den Festlichkeiten, mit welchen man das großfürstliche Paar feierte, wird besonders die großartige Parforcejagd vom 17. September 1782 hervorgehoben. Aus allen Waldrevieren des Landes hatte man bei der Solitüde sechstausend Hirsche zusammengetrieben; Tag und Nacht hatten die Bauern bereit gestanden, um jedes Durchbrechen zu verhüten. Das Wild wurde von der Anhöhe herab in den Bärensee gehetzt; in dessen Nähe war ein prachtvolles Zelt errichtet, von dem aus die Herrschaften nach den verfolgten Thieren zielen konnten. Den Abend verbrachte Paul mit seiner Reisebegleitung, darunter Klinger, auf der Solitüde, deren Schloß mit seinen Nebengebäuden im vollsten lichtglanze strahlte.

Gegen Mitternacht fuhr in der Nähe des Schlosses ein einsamer Wagen einher, der zwei Flüchtlinge aus dem Lande bringen sollte; es waren Friedrich Schiller und der Musikus Andreas Streicher. Sie hatten die geräuschvolle Nacht gewählt, um weniger beachtet aus den Thoren der Hauptstadt zu entkommen. In dem leuchtenden Roth vermuthete sie befremdet eine Feuersbrunst, bis sie es endlich als ein Freudenlicht erkannten.

Auf Klingers Schriften übe diese Reise in doppelter Hinsicht einen tiefen und bleibenden Eindruck. Erstens blieb ihm die landschaftliche Natur Italiens in ihrem Reiz und ihrer Hoheit zeitlebens gegenwärtig und er benutzte diese Erinnerungen mit Glück dazu, jenen Gemälden einer verlornen paradiesischen Idealwelt, die er gerne in seine Romane verflocht, einen passenden Hintergrund zu geben. Sodann hatte er Gelegenheit, in das prahlende Schaumesen der damaligen Höfe und Fürsten, namentlich auch solcher, die sich als Aufklärer und als Freunde des Menschengeschlechts benahmen, einen tiefen Blick zu werfen. Hauptsächlich Motive der letzteren Art sind es, die er in eines seiner besten Werke „Mahuls Reisen vor der Sündflut“ niederlegte; einem Buch, das durch geschichtlichen Werth vollkommen aufwiegt, was ihm an schöner Abrundung fehlen mag. Einzelheiten sind leicht zu erkennen, auch jene tollen Feste des Stuttgarter Hofes fehlen nicht. Das Werk erschien erst 1794; die Ereignisse der Revolution bewogen ihn dazu, das Fürstenleben vor dieser Epoche als „vorsündflutlich“ zu bezeichnen. Auf der Reise entstand auch das Trauerspiel „Elfrida“; es prägt in ergreifenden Zügen die leider sehr unangenehme Wahrheit ein, daß unser sittliches Selbstvertrauen uns oft den bedenklichen Streich verleiht, Versuchungen herbeizuführen, denen wir sodann saft immer erliegen müssen.

Von Stuttgart kam Klinger nach Frankfurt. Mit Orden geschmückt und in der Uniform eines russischen Officiers trat er in das Stübchen seiner Mutter, die ihn nicht sogleich erkannte *). Sein Benühen, sie zur Uebersiedelung nach Petersburg zu veranlassen, war vergeblich; nur mit Mühe bewegte er sie, einen Jahrgehalt von vierhundert Gulden von ihm anzunehmen. „Ich brauche das Geld nicht, sagte sie; ich nehme es blos unter der Bedingung, daß ich meinen Handel am Fahrthor, der mir zur Gewohnheit worden ist, fortführen kann.“ Hier sah man sie denn auch noch lange Jahre an ihrer bekannten Stelle im braunen Zigmantel; eine Frau von hohem Wuchs, großen Gesichtszügen und sehr bestimmtem Wesen, die nie überforderte, die sich mit Messerchen gerne unterbiet und von vielen derselben jedes Halbjahr als werthe Freundin begrüßt wurde.

Als die Reisenden wieder in Petersburg eingetroffen waren, hegte Klinger den Wunsch, die Kriegeslaufbahn nochmals zu versuchen. Eine Gelegenheit dazu schien vorzuliegen. Die Unabhängigkeit der Krim war zwar drei Jahre vorher auf's Feierlichste von Rußland verbürgt worden; durch Umtriebe Potemkin's aber, der wohl das Verdrid für manchen Klinger'schen Bezier abgab, hatte man den Tatar-Chan der Halbinsel, Schahin Gherai, dahin gebracht, sein Land der Zarin unterthänig zu erklären; „dasselbe könne nur unter ihrer weisen und sanften Regierung Glück finden“. Da die Brüder des Chans und viele Stämme sich widersetzten, rückte Paul Potemkin in das Land, das nun Taurien heißen sollte, und eroberte es unter gräuelvollen Vorgängen (1783). Die Pforte machte Miene ihr Recht zu wahren; es wurde daher ein russisches Heer zum Zuge gegen die Türkei bestimmt. In ein Infanterieregiment dieses Heeres, das von Romanzoff geführt wurde, trat Klinger als Officier ein. Aber die Pforte sah sich von Frankreich und England verlassen und mußte sich in die Abtretung fügen. — Von dieser Zeit an war Klinger's Beruf in Rußland ein friedlicher. Die Ereignisse seines Lebens, wie der kaiserliche Collegien-Assessor Musäus (ein Sohn des Märchenerzählers) es aufzeichnet hat, bestehen fast ein halbes Jahrhundert lang großentheils in Erhöhungen des Rangs und in Verleihungen von Orden.

Bevor wir auf diesen Abschnitt seines Wirkens näher eingehen,

*) Stricker, deutsch-russische Wechselwirkungen, S. 143.

*) Die verfehlte Zeitangabe auf S. 112 des Gedenkbuchs der Frankfurter Gutenbergfeier ist nach dem Obigen zu berichtigen.

Digitized by Google

übrigt noch im Allgemeinen das Verhältniß Klingers zu den ihm anscheinend so wenig entsprechenden Hofkreisen ins Auge zu fassen. Die Weltanschauung, die sich bei Klinger ausbildete, hat ihm, wie oben angedeutet, eine kleine Gemeinde der eifrigsten Verehrer erworben; meist schroffe Charaktere, unter denen der Geschichtschreiber Schlosser am wärmsten seine Sache führt. Von der anderen Seite wird Klinger heftig getadelt; man bemerkt mit Nachdruck, wie wenig sein Tyrannenhaß und seine Brandmarkung jeder Heuchelei zum Eintritt in eine despotische Verwaltung paßte. Wenn er zu so manchem Unrecht schweigen, an so mancher Härte vielleicht Theil nehmen mußte, so war es, sagt man, ein wohlfeiler Vorwand, daß er die sittliche Befähigung der Menschheit wegbedute und die Unterdrückung als ihr natürliches Loos darstellte. Gerwinus führt uns vor, wie Klinger am Zarenhof allerdings keinen anderen Ausweg finden konnte, als entweder menschenfeindlicher Einsiedler oder Gesell der Despotie, Derwisch oder Satrap zu sein. Von anderen Regierungsformen aber, in welchen ein freies Streben immerhin seine Säfte finden kann und also das Ideal nicht so entschieden zu einem schmerzlichen Traume wirft, nahm er geflissentlich keine Kenntniß. Er habi England, er mißkennt Amerika, obwohl er nach Nicolai's Angabe im Jahr 1776 selbst die Absicht gehabt hatte, gleich einem Steuben und anderen Braven sich unter die Fahne Washingtons zu stellen. Am heftigsten greift ihn Eichendorf in seinem meisterhaft geschriebenen Buch „Der Roman des achtzehnten Jahrhunderts" an; er nennt ihn einen Exerciermeister und spricht ihm also solchem das Recht ab, über die Fehler, denen der Menschengeist in seiner freieren Bewegung verfallen kann, mürrisch abzuurtheilen. Um nicht ungerecht zu werden, müssen wir uns jedoch in der Beurtheilung Rußlands auf den Standpunkt des achtzehnten Jahrhunderts begeben. Dasselbe hatte zunächst keinen Sinn für eine andere Bedeutung des Staatswesens, als die von außerordentlichen Personen geleitet und von oben herab wirksam wurde. Seine Erzählungsliteratur begann mit Fenelons Telemach, und der Gedanke, daß das Wohl der Gesammtheit von edeldenkenden Fürsten ausgehen müsse, war tief in ihm gewurzelt. Die bequeme Form, die Xenophon in der Cyropädie angewandt, wurde gern ergriffen, um die schönsten Träume über Einrichtung eines musterhaften Staats romanhaft auszuspinnen. Das Gebiet solcher Erzählungen veelegte man nach dem Morgenlande; Wielands König von Scheschian ist ein vorleuchtendes Beispiel. Es bedurfte zu solchen utopischen Darstellungen weniger der strengen Kunstform, als des guten Willens und der Gewandtheit. Die Zeitrichtung, die einen Friedrich und Joseph, einen Pombal und Struensee bei ihren Reformen belebte, war auch jener Dichtungsart günstig. Ueberall jedoch traten die Zustände in ihrer hergebrachten Zähigkeit den Besserungsgelüsten entgegen. Weder irgend ein germanischer noch romanischer Staat bot jene unbeschriebene Tafel, auf die ein Idealfürst seine Schöpfung einzeichnen konnte. Daher wandte sich der sehnsuchtsvolle Blick nicht nur des Abenteurers, sondern des Menschenfreundes und Weltverbesserers nach Rußland, das weniger als das alte Europa „krank an der Geschichte" war. Peter der Große hatte dem Ausländer einen Boden eröffnet, wo er sich nach seiner persönlichen Kraft erproben konnte. Katharina hatte zum Erzieher ihres Sohns d'Alembert gewünscht, später für ihre Enkel den Republikaner Laharpe berufen. Am Schlusse des Jahrhunderts noch hieß der junge Großfürst Alexander der Telemach des Nordens. Die Erziehungsreform im Sinne der Menschenbeglückung lag Keinem so sehr am Herzen, als dem Freunde Klingers, dem edelgesinnten Schlosser. Wie leicht mochte bei den hochstrebenden Männern der Gedanke entstehen, es könne durch persönliche Einwirkung auf einen künftigen Welthersscher Großes für die Menschheit erzielt werden. Freilich drang allmälig die entgegengesetzte Ansicht durch, daß jede Verbesserung von den Wurzeln aufwärts, durch das Wirken der im Volk liegenden Kräfte stattfinden müsse; eine Ansicht, die endlich auch den Lenkern des Staats als die einzig heilsame erschien. Gleichlaufend mit diesem Umschwung war das Bestreben, einen andern, von der Geschichte unberührten Boden zu finden, nicht blos für die Construction eines Musterstaates, sondern für die Entwickelung eines freien Volkslebens. Die Aussichten der Abenteurer wie der Idealisten erheelten eine andere Richtung, und an die Stelle Rußlands trat Amerika.

(Fortsetzung folgt.)

Thorwaldsen's Alexanderzug.

Im Sommer 1812 erwartete man einen Besuch des Kaisers Napoleon in Rom. Der Quirinal-Palast auf Monte-Cavallo sollte schleunigst zu seiner Aufnahme eingerichtet werden. Der Architect Stern, oder Sterni, wie ihn die Italiener nannten, ein Römer deutscher Herkunft, hatte diese schnelle und peachtvolle Restauration übernommen, und bereits seit Ende des Jahres 1811 waren die ausgezeichnetsten Maler und Bildhauer Roms mit der Ausführung einer Menge von Kunstwerken beschäftigt, welche diesen Palast schmücken sollten. Thorwaldsen war aus Gründen, die wir nicht kennen, vielleicht in Folge seiner damaligen Kränklichkeit, übergangen worden und hatte sich auch nicht selbst genähert. Im März 1812 führte ein Zufall ihn mit Stern in der Akademie S. Luca zusammen, und als der Architect im Verlaufe des Gespräches dem Künstler einen Vorschlag machte, ergriff Thorwaldsen denselben, und erklärte sich bereit, einen Fries in Gyps für eines der Gemächer zu liefern, ungeachtet die Zeit schon so weit vorgerückt war, daß ihm nur wenig über zwei Monate zu dieser Arbeit gestattet werden konnte. Er wählte den Einzug Alexanders in Babylon, und obgleich er noch vom Fieber heimgesucht war, griff er die Arbeit doch mit einer solchen Kraft und Begeisterung an, daß dieses Kunstwerk, welches den Triumph Alexanders darstellte, und auf den Napoleons anspielen sollte, in der Wirklichkeit sein eigner wurde.

Unter Beschränchungen, durch Krankheit in der Ausführung des großen Werkes gehemmt zu werden, und unbeirrt durch die wiederholt und gerade jetzt wieder anlangenden dringenden Einladungen des Prinzen Christian nach Dänemark, arbeitete der Künstler mit einer bewunderswürdigen Geisteskraft Tag für Tag, Stück für Stück an dem Friese. Wenn er ein Stück Basreliefs fertig hatte, wurde dasselbe sofort von der Staffelei genommen, gegossen und durch das darauf folgende Stück ersetzt. Da er bei dem Gusse sich der sogenannten verlorenen Formen bediente, die nach dem ersten Gusse vernichtet werden, so war es eine Sache von Wichtigkeit, daß, während es noch Zeit war, ein zweiter Abguß vor der Ablieferung des ersten an den Quirinal-Palast, besorgt wurde. Das Verdienst, im Interesse der Kunst ebensowohl, wie in dem des Meisters selber ein Modell für das Atelier Thorwaldsens aufbehalten zu haben, erwarb sich der dänische Architect Peter Malling, der dem Künstler in dieser Zeit als Freund mit Rath und That zur Seite stand. Dieser trug Sorge, daß eine sogenannte Calque, oder ein Abdruck in Thon über das Gypsbasrelief genommen wurde. Ihm ist es zu verdanken, daß dem Künstler später eine Ausführung in Marmor ermöglicht und er darauf hingeführt wurde, seine in der Eile entworfene Skize durchzuführen und sein berühmtestes Werk zu vollenden.

Während einer so rastlosen schöpferischen Thätigkeit hatte Thorwaldsen noch immer mit dem Fieber zu kämpfen. Mitte April hatte er aufs Neue einen heftigen Anfall zu bestehen. Seine Freunde haben, nach einem Briefe Bonstetten's an Friedrich Brun (6. April 1812), um diese Zeit sogar für sein Leben gefürchtet. Allein er arbeitete Tag für Tag weiter „er hatte nicht nur einen Contract zu erfüllen, sondern auch neidische Gegner zu besiegen". Sein Genius erhielt ihn aufrecht.

Digitized by Google

Im Juni 1812 war der Fries abgeliefert und jetzt konnte Thorwaldsen in Wahrheit auf seinen Lorbeern ausruhen. Er hatte in einer Zeit von weniger als drei Monaten einen Fries in der Länge von ungefähr 29 dänischen Ellen (circa 140') componirt und modellirt. Von einer sorgfältigen Ausführung konnte hier natürlich nicht die Rede sein, aber er hatte die Wirkung seiner Arbeit so meisterhaft berechnet, daß der Fries, als er zusammengesetzt an Ort und Stelle stand, die Erwartung Aller übertraf und diejenigen beschämte, die früher die Achseln gezuckt hatten, wenn sie die einzelnen Theile in seinem Atelier gesehen hatten. Selbst die Italiener legten nun dem Künstler den Namen bei: „der Patriarch des Basreliefs".

Napoleon, zu dessen Verherrlichung der Alexanderzug ausgeführt war, kam jedoch, wie bekannt, nie nach Rom, und insofern blieb das großartige Werk Thorwaldsens ohne Bedeutung für den Ouirinal.

Der hohe Werth dieser wahrhaften Gelegenheitsschöpfung für die Kunst ward indeß alsbald so allgemein anerkannt, daß man von den verschiedensten Seiten her dem Künstler eine Aufbewahrung seines Werkes für die Nachwelt in einem dauerhafteren Material zu ermöglichen suchte. Kronprinz Ludwig von Bayern kam in seinen Verhandlungen zu keinem Resultate, vielmehr einigte er sich mit dem Künstler zur Composition eines neuen Frieses, ebenso der englische Herzog Bedford. In Dänemark versuchte man anfänglich durch Nationalsubscription, auf Anregung des Prinzen Christian Frederik, die Mittel zur Ausführung zu beschaffen. Während der Sammlung der dazu erforderlichen Gelduittel kam den Dänen ein lombardischer Edelmann, Graf Sommariva, mit einer Bestellung zuvor, der Contract mit Thorwaldsen ward am Neujahrstage 1818 unterzeichnet. Die Interessenten in Kopenhagen hielten bei der Nachricht davon die Ehre, dem König für das neue Christiansburger Schloß ein Originalwerk zu überreichen, für compromittirt. Schon ersuchte man Thorwaldsen um die Composition eines neuen Frieses; allein dem Künstler, dem daran gelegen war, sein „Lieblingswerk" in seinem Vaterlande zu wissen, machte die Aussicht gelend, daß er bei einer gleichzeitigen Ausführung ein Original und seine Wiederholung liefere, zumal er die Gruppen des Zuges für die Kopenhagener Maße um 1/3 erweitern müsse. Von der Subscription stand man demungeachtet in Dänemark ab, der König bestellte dagegen feinerseits die Ausführung im Juli 1818.

Sonach existiren zwei in carrarischem Marmor ausgeführte Exemplare des Alexanderzugs: auf der Christiansburg und auf der Villa Sommariva am Comersee. Ein nunmehr bekannter Schüler Thorwaldsens entfernt sich aus dem Jahre 1822—24 der Anfertigung einer kleineren Marmorcopie; wohin dieselbe gekommen, konnten wir leider zur Zeit nicht ermitteln. Das eigentliche Original befindet sich noch auf dem Monte Cavallo.

Jener zweite Abguß aber, der zugleich mit demjenigen für Monte Cavallo besorgt wurde, also ganz eigentlich von Thorwaldsens Hand berührt, von dem vermuthlich die punktirten Modelle für die Ausführungen genommen wurden, kam später nach Kopenhagen und in neuster Zeit — und darin liegt das erneute Interesse für Thorwaldsens Alexanderzug gerade jetzt und in diesen Blättern — nach Frankfurt.

Freiherr Moriz von Bethmann hat nämlich denselben erworben, zur Ausfüllung des Frieses in seinem neuerbauten Museum vor dem Friedberger Thore, und dadurch unsere Stadt um eins der bedeutsamsten Werke der neueren Sculptur bereichert. Zur Zeit der Eröffnung des Bethmann'schen Museums, die im Frühjahr stattfinden soll, werden wir diesen geschichtlichen Vordemerkungen über den Alexanderzug eine näher eingehende ästhetische Würdigung des berühmten Meisterwerkes folgen lassen.

Die Schiller-Stiftung in Frankfurt a. M.

Als im verwichenen Sommer, von Dresden aus, die erste Kunde über die Begründung einer deutschen Schiller-Stiftung und damit die Aufforderung zu uns gelangte, derselben auch hier eine Stätte zu bereiten, wurde die dabei zu Grunde liegende Idee als ein neuer Akt nationaler Humanität auf das Freudigste begrüßt. Man erblickte darin ein weiteres Fortbilden der Bestrebung, den Geist, der die deutsche Literatur belebt, nicht blos zu ehren, sondern ihn auch mehr und mehr zu heben, zu tragen und zu schirmen. Was die Vergangenheit an demselben verschuldet, will die Neuzeit wieder gut machen; sie stellte seine Werke unter nationalen Schutz; seinen Koryphäen errichtete sie Monumente und in Baierns Walhalla drückte ein kunstsinniger Monarch den Lorbeer auf ihre Marmorstirnen. — Aber bei allen Bestrebungen äußerlicher Anerkennung gebrach es den Lebenden an einer rettenden Zuflucht in den Stürmen der Noth, und diese will ihnen die Schiller-Stiftung ergänzend bereiten; sie will ihre schützende Hand halten über das anstrebende Talent und darüber wachen, daß das Leben im Geiste nicht den Sorgen des Tages verfalle.

Es ist so natürlich und darum auch so leicht, das Gute und Edle einer Idee zu erkennen und sich bis zu einem gewissen Grade dafür zu erwärmen. Aber diese Wärme auf Andere übertragen und damit den Gedanken zur That zu gestalten, ist eine Aufgabe, deren Schwierigkeiten auch die kleine Zahl derer nicht verkannte, die zuerst zusammentraten, um Hand an das Werk zu legen, das wir soeben näher besprochen. Doch gleich wie der ins Wasser fallende Tropfen sein Wirken durch stets sich vergrößernde Kreise kund gibt, so erweiterte sich auch hier allmählich das Interesse und die Wirksamkeit für den angeregten Gedanken, und heute stehen wir uns durch die geräuschlose Thätigkeit derer, die sich am 10. November v. J. als ein erweitertes Comité dazu vereinten, bereits in den Stand gesetzt, zu verkünden, daß Frankfurt nun eine Stiftung und damit um eine Humanitäts-Förderung reicher ist!

Unsere Schiller-Stiftung ist ins Leben getreten und erfreut sich bereits nicht allein zahlreicher Beiträge zur Bildung eines Fonds, sondern auch der Zusicherung jährlicher Erneuerung derselben für die nächstkommenden vier Jahre.

Je umfassender der Zweck ist, den die deutsche Schiller-Stiftung zu erreichen strebt, je größer müssen natürlich auch die Mittel sein, die ihr dabei zu Gebote stehen. Darum hat sie Recht gehabt, den Beginn ihrer Wirksamkeit um wier Jahre hinauszuschieben, nicht nur um der Bildung zahlreicher Filiale Raum zu gönnen, sondern auch um den Ertrag ihrer Sammlungen zu einer nambaften Summe zu steigern. Um nun dazu auch hier wenigstens den Anfang zu machen, werden wir uns erlauben, bei unseren verehrten Mitbürgern Subscriptions-Listen circuliren zu lassen, wobei wir uns trotz der ungünstigen Zeitumstände, der Hoffnung hingeben, eine zahlreiche Theilnahme zu finden. Der Noth des Augenblicks wird damit kein Abbruch geschehen, da wir uns von selbst jeder Anforderung bescheiden, wo die in erster Linie stehende Unterstützung der Bedürftigen, das Budget für Humanitäts-Zwecke bereits erschöpfte.

Um denjenigen aber, welche unserer Stiftung ihre wohlwollende Theilnahme angedeihen lassen, einstweilen die Beruhigung zu geben, daß ihren Beiträgen auch eine zweckentsprechende Verwendung im Sinne ihrer Geber geschehrt ist: hat sich das unterzeichnete Comité über nachstehende Beschlüsse geeinigt. Nämlich:

1) Sämmtliche hier eingehende Beiträge werden einstweilen capitalisirt und hier verzinslich angelegt.
2) Der Bereich der Wirksamkeit der allgemeinen deutschen Schiller-Stiftung bleibt den Beschlüssen sämmtlicher Filial-Vereine anheimgegeben, welche 1859 darüber in Berathung treten werden.

Digitized by Google

3) Ob zur Ausführung derselben seiner Zeit das ganze bis dahin hier angesammelte Capital oder nur die jährlichen Zinsen desselben zur Verfügung gestellt werden sollen, bleibt bis zum Jahre 1859 eine offene Frage.

4) Sollte man sich über eine allgemeine deutsche Schiller-Stiftung seiner Zeit nicht einigen, so wird jedenfalls eine solche für Frankfurt nach dem Vorbilde der Mozart-Stiftung, unter angemessenen Modificationen hier ins Leben treten und die eingegangenen Beiträge dazu verwendet werden.

Daß das Wirken einer solchen unter allen Umständen zu segensreichen Erfolgen gelangen wird, darüber herrscht gewiß bei allen denjenigen kein Zweifel, die das Mühe- und Sorgenvolle eines Geistesleidens zu verfolgen Gelegenheit hatten, was sich in seinem Streben nur allein auf sich selber angewiesen sieht, und darum empfehlen wir unsere Sammlungen um so vertrauungsvoller der wohlwollenden Aufnahme unserer verehrten Mitbürger.

Professor Becker, Dr. Braunfels, Dr. A. Christ, Dr. Creizenach, Dr. A. Fester, H. H. Goldschmidt, Carl Jügel, Wm. Metzler, Banquier, Otto Müller, Ober-Finanzrath Rommel, Schnyder von Wartensee, Dr. Heinr. Weismann.

Feuilleton.

— „Die Wissenschaft bedarf der Umkehr". Dieses Wort bewahrheitet sich neuerdings in einigen, der Erforschung des Mittelalters gewidmeten Werken, jedoch in einem anderen Sinn als wie sein berühmter Urheber (Staht) es verstand. Der Wunsch, einer jeden Zeit nach ihrem Sinne gerecht zu werden, hat viele Geschichtschreiber zur Parteilichkeit gegen die Kaiser veranlaßt, so daß man alle Ränke der Fürsten, alle Anmaßungen Roms beschönigte und selbst nach dem Auftritt von Canossa nur Bewunderung gegen den Gedemüthigten hatte. Unter den Büchern, die hierin eine Umkehr ankündigen, nennen wir „Heinrich der Vierte und sein Zeitalter" von Hermann Floto. Das Achselzucken über die Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts, von denen selbst der große Hume das Mittelalter und das Christenthum nicht verstand, ist in vieler Hinsicht gerechtfertigt. Jetzt aber, wo uns die Quellen zu Gebote stehen, ist wiederum das entschiedene, andächtige Verstürzen nicht mehr statthaft. Floto, der sich als Schüler Ranke's bezeichnet, vertheidigt den sehr bedächtigen, aber vielfach gefeierten Kaiser, klagt die Fürsten und Prälaten heob an und beschuldigt die Chronisten, namentlich auch den hochberühmten Mönch Lambert (dessen Jahrbücher so eben in der Sammlung von Grimm, Pertz u. A. in deutscher Uebersetzung erschienen) der Parteilichkeit für die Feinde des Reichs.

— Von Kaulbachs Shakespeare-Gallerie, die wohl das prachtvollste Illustrationswerk zu nennen sein wird, behandelt die erste Lieferung den Macbeth. Sie veranschaulicht auf drei großen Blättern die bedeutendsten Momente des tragischen Ganges: die Weissagung der Hexen, das Schlafwandeln der Lady Macbeth und die Auftauung des Helden zum letzten Kampfe. Wie sehen demnach die Veranlassung des Frevels, die Strafe des Gewissens durch grauenhafte innere Zerrüttung und die Strafe des Schicksals, das dem Thäter einen vergweiflungsvollen, aber durch das Aufgebot einer riesigen Kraft noch immer großartigen Sturz bereitet. Die Erläuterungen zu Kaulbachs Gallerie haben Moritz Carriere zum Verfasser. Gewöhnlich werden solche Werke fabrikmäßig als Nebensache betrachtet; um so erfreulicher ist es, hier in das Verständniß der Bilder wie des Dichters selbst von einem Aesthetiker eingeführt zu werden, der auf der Höhe seiner Wissenschaft steht. Die Erläuterungen können auch gesondert von den Zeichnungen bezogen werden und bieten zum Goethe Shakespeares und seiner Hauptwerke einen Commentar, der nicht in die Breite geht, aber den neuesten Standpunkt behauptet und das Ergebnis gründlicher Studien zusammenfaßt. Schon in seiner Schrift über das Wesen und die Formen der Poesie hat Carriere die Normen des Dramas ebenso von Shakespeare hergeleitet, wie er für die Theorie des Epos an Homer, für die lyrische Dichtung an Goethe anknüpft.

— Louise Adelgunde Victorie Gottsched, geborne Kulmus, bekannte als Mädchen dem berühmten Professor ihre Liebe in folgendem Vers:

Sobald ich, Damon, dich gesehen,
Sobald war meine Freiheit hin.
Wie kommt ich die auch wiederstehen?
Du feuerest den freien Sinn.
Ein Etwas, das ich nicht kann nennen,
Nahm mir so Herz als Sinnen ein.
Der Mann zwar wollt' es nicht bekennen,
Allein mein Herze war schon dein.

Dies ist bei weitem inniger und lebhafter als das Liebesbekenntniß, das Portia in Gottscheds Trauerspiel Cato ihrem Bruder ablegt:

Wie wenig kannst du doch den Grund von meiner Pein!
Je mehr ich mich bei sch. je stärker muß sie sein.
Und soll ich meinen Sinn recht kurz und deutlich fassen,
So nimm die Antwort an: Ich kann dich gar nicht hassen.

Auch die Gedichte, die Victorie als Gattin an ihrem Gemahl richtet, bezeugen eine zärtliche Anhänglichkeit. Daß Gottsched sie liebt, soll ihr Lorbeer sein; die Nachwelt soll hören, daß er sie unsterblich hat, und „nur solchen Meister hat, da sterbt der Schüler nicht." Nähres über die vortreffliche Frau berichtet Gustav Klemm in dem „Dresdner Album", auf das wir noch zurückkommen.

— Im Briefwechsel von Goethe und Schiller wird die Zeit in Frankfurt als der geringste Ort gerühmt, um das Gedicht von der Theilung der Erde zu lesen. Wenn wir erwägen, daß dieselbe vor sechzig Jahren noch durchaus keine Handelsstraße war (denn die ganze glänzende Ladenreihe ist erst unseres Gedenkens entstanden), so kann man dieses Urtheil auffallend finden. Die Beziehung zwei Gasthöfe ist sich ungefähr gleichgeblieben; denn wenn auch das Schwarzrische Haus damals noch nicht zu diesen gehörte, so bestand dafür der Weidenhof, vordem das Eigenthum von Goethe's Großmutter, Frau Schelhorn, und das rothe Haus (jetzt Postgebäude). Dagegen war freilich die Zeit ein Hauptweg für den Reiseverkehr und der Punkt, wo sie an die Friedbergergasse stößt, begünstigte eine Kreuzfahrt für den großartigsten dunnenländischen Güterdurchzug. Auch gaben die Uebereste einer älteren Zeit, vom Pranger-Esel am Paradeplatz bis zum Zieghrunnen und den Planken an der Konstablerwache, der Zeit ein buntered eigenthümlicheres Ansehen als heutzutage.

— In Nathan dem Weisen. Wilhelm Wackernagel hat dieses Hauptwerk des großen Lessing zum Gegenstand einer Festrede gewählt. In derselben sind namentlich die Angaben über den Uebergang der Geschichte von den drei Ringen so erschöpfend, wie man es von diesem trefflichen Forscher erwarten konnte. Der Verfasser geht auch die nahetiegende Frage, ob um wie viel der Kreuzzüge solche Gesinnungen, wie der Sultan (Soldan, in den alten Büchern oft geradezu mit Saladin verwechselt), wie der Tempelherr und Nathan sie äußern, möglich gewesen seien. Jedenfalls geht der Vortrag derselben nicht aus dem Charakter der Zeit heraus und Lessing verstand auch rein dichterisch seine schwere Aufgabe besser zu lösen als Schiller im Don Carlos. Aber geschichtlich ebenfalls bietet das Geschlecht der Hohenstaufen und die Geschichte der Tempelherren manchen Anknüpfungspunkt. Ein Dichter in türkisch erklärte im Jahr 1217, er wäre als rechter Moslem sich nicht zum Christenthum wenden. Walther von der Vogelweide sang im gelobten Lande selbst während des Kreuzzuges, auf dem er den Kaiser Friedrich II. begleitete:

Christen sagen, Juden, Heiden
Daß dies Land ihr Erbtheil sei;
Möge Gott den Streit entscheiden,
Er bei seinen Namen drei. —

Eine wichtige Bemerkung von Tieck scheint Wackernagel nicht gekannt zu haben. Lessing selbst meinte nämlich, Nathan könne in den nächsten hundert Jahren nicht aufgeführt werden und rief Heil der Stadt, wo man ihn zuerst auf die Bühne rufen werde. Das solches weit früher eintrat, wurde als ein schneller Sieg der Aufklärung betrachtet. Tieck aber bemerkt nicht ohne Grund, der allgemeine Beifall bereise nur, wie das Theaterpublikum selbst ein Werk von dieser Tiefe und Würde nur von Seiten der schönen Sprache und der anziehenden Fabel zu würdigen verstehe.

— Als der große Geschichtschreiber Johannes Müller in seinem achtzehnten Jahre stand, reiste er von seiner Vaterstadt Schaffhausen ab, um sich nach der Universität Göttingen zu begeben (1770). Unterwegs hielt er sich in Frankfurt an und besuchte die Synagoge. „Die Juden, erzählt sein Bruder Georg, prägten ihm ihre Hauptschriften und erkannten ihn an seiner Art, hebräisch zu lesen, sogleich

Digitized by Google

für einen Schweizer. Drollig war seine Verwunderung über die Freundlichkeit der Israeliten gegen ihn. Er, noch ganz voll von den Ihren einer sternen Theologie, der noch nie in seinem Leben einen Juden gebrochen hatte und dessen Phantasie achtzehn Jahrhunderte wie ein Gestern überstieg, erwartete sie noch immer in der gleichen Erbitterung gegen Jesum zu finden wie da sie ihn vor Pilatus verklagten; er schrieb also: „am Sabbath in die Synagoge; die Feinde Jesu empfingen mich dennoch liebreich."

— Das merkwürdige Verhängnis, das in die letzte Nische des Kaiserhaus auf dem Römer den letzten deutschen Kaiser brachte, ist in der Geschichte der neueren Zeit nicht ohne Gegenstück. Die Pantheriche in Rom (S. Paolo fuori le mura) war zur Aufnahme der Bildnisse sämmtlicher Päbste bestimmt. Aber wie Päbste und Kaiser in der Geschichte in beständiger Wechselwirkung standen, so regab sich auch in Bezug auf die Zusammenstellung ihrer Abbilder die gleiche Schwierigkeit; nach Pius VII. war in Rom, wie nach Franz II. in Frankfurt kein Platz für einen Nachfolger. Aber die Lösungen des Problems waren verschieden; unter seinem Nachfolger in der Paulskirche wurde, unter Franz wurde das Reich aufgelöst. Im Regierungsgebäude zu Lima war ebenfalls ein Saal für die Bildnisse der Vicekönige von Peru bestimmt; doch fanden gerade nur eine Reihe von vierundvierzig Köpfen, von Pizarro bis Pezuela ihren Platz; der Saal war gefüllt, als das Heer der Patrioten in Lima einrückte und das Vicekönigthum ein Ende nahm.

— Der verhältnißmäßig geringe Antheil, den die allgemeine Kunstausstellung bei den einheimischen Pariſern fand, geht mit aus einer Zahlenangabe hervor, die von der Revue des deux mondes mitgetheilt wird; unter den beliefig 906,000 Besuchern befanden sich nämlich nur 170 Monnaie (d. h. Jahrer von Eintrittskarten für die ganze Dauer der Ausstellung). Bei dem Besuch des Industriepalastes stellt sich das Verhältniß etwas anders; unter 3,626,935 Personen, die in denselben eintraten, waren 4617 mit solchen Karten versehen. Die Gesammteinnahme für den Besuch beider Ausstellungen belief sich auf beiläufig 2,970,000 Francs.

— Das tödtliche Gewerb. Ein bekanntes lateinisches Distichon ist im Jahr 1632 von Johann Reander also übersetzt worden:

Ein Arzt drei Angeschickt hat:
Engliſch, so er dem Kranken naht.
Und beſſert ſich des Kranken Noth,
So ſtehet der Arzt wie ein Gott.
Wenn aber der Arzt um Lohn anſpricht,
Hat Er ein Teufliſch Angeſicht.

— Gedicht von Rogers. Das beliebteſte Gedicht des zu Ende des vergangenen Jahres im 93. Lebensjahre verſtorbenen englischen Dichters Samuel Rogers, »Pleasures of memory« iſt von dem in Frankfurt a. M. lebenden Dr. Bruchſius, einem Landsmanne des berühmten Hiſtorikers Schloſſer, im Versmaß des Originals vortrefflich überſetzt worden.

— In der Stadt Cincinnati hat ein Frauencongreß unter der Leitung der bekannten Frau Lucy Stone Blackwell stattgefunden. Derſelbe hat der Regierung des Staats Ohio das Folgende, von der Verſperrin abgefaßte Gesuch überreicht: „In Anbetracht daß die Frauen des Staates Ohio kraft der Verfaſſung als Bürgerinnen anerkannt, gleichwohl aber um ihres Geſchlechtes willen ihrer Freiheiten beraubt ſind, verlangen wir ehrerbietigſt für ſie das Wahl- und Abſtimmungsrecht, ein Recht, das alle anderen Bürgerrechte einſchließt und von ihnen nicht getrennt werden kann. 1) Alle Menſchen ſind frei und gleich geboren. 2) Jede Regierung erhält ihre rechtmäßige Macht durch die Zuſtimmung der Regierten. 3) Besteuerung und Vertretung müſſen Hand in Hand gehen. 4) Wer gehalten iſt, ſich den Geſetzen zu unterwerfen, muß auch bei Abfaſſung der Geſetze betheiligt ſein. — Wir Endesunterzeichnete bitten demnach, der Staat möge die nöthigen Maßregeln zu dem Behuf treffen, daß auch alle Staatsangehörigen ſich im Genuß gleicher Rechte befinden mögen."

— Zur Namensforſchung. Der Theolog Martin Bucer überſetzte nach dem in ſeiner Zeit allgemein üblichen Gebrauch ſeinen Namen ins lateiniſche und nannte ſich Aretius Felinus. Nun könnte ſo gut wie für die Etymologie des ſchwerſten Rebus einen Preis für die Erklärung dieſes Gelehrtennamens ausſetzen. Wir wollen es den Leſern leicht machen: Martinus kommt von Mars, griechiſch Ares, daher Aretius. Ein Bucer iſt ein Puper; kein Thier putzt ſich ſo gern wie die Katze, dieſe heißt auf Latein felis, daher Felinus.

Brief aus München.

(8. Januar.)

Ich kann meine Correſpondenz für das „Frankfurter Muſeum" mit nichts Geeignetem eröffnen, als mit der eben angegebenen Ueberſicht über das Repertoire unſers k. Hof- und Nationaltheaters, alſo mit einem Rückblick auf deſſen Leiſtungen während des abgelaufenen Jahres; und wie die Dichter, welche die Welt bedeuten, wirklich ein Spiegelbild unſerer bewegenden Geſchmacks wie unſerer Zuſtände überhaupt ſind, darf ich erwarten, daß dieſe flüchtigen Bemerkungen auch für weitere Kreiſe nicht ohne Intereſſe ſein werden. Vor Allem gewährt uns dieſer Jahresbericht die Befriedigung, die Leitung der Bühne in den rechten Händen zu wiſſen. Gegenüber den vielfachen Anfeindungen, die Frau Dingelſtedt als Intendant erfährt, ſprechen am beſten die Thatſachen, die Erfolge ſeiner Bemühungen. — Das Repertoire des vergangenen Jahres bot trotz allen Dennmniſſen, die in Perſonalien und den Rückſichtnahmen der Verwaltung liegen, eine Mannigfaltigkeit und Abwechslung, die nicht nur eine ungewöhnliche Thätigkeit der Intendanz beurkundet, ſo wurden zwanzig neue Schauſpiele und drei neue Opern gegeben,) ſondern auch in der Wahl dieſer Novitäten zeigt dat, daß ſie keine neue dramatiſche Erſcheinung, von der ſich ein Erfolg der Vorſtellung erwarten läßt, uns vorenthält, und die Produkte junger Autoren mit einer Bereitwilligkeit an's Lampenlicht fördert, die denſelben nicht überall entgegen kommt. — Mit Ausnahme von Deinhardſtein's Schauſpiele C. Geibel, Melchior Meyr, Paul Heyſe, Otto Ludwig, Aug. Mop, Otto Prechtler, Otto Müller. Dem Erfolg nach iſt der anonyme Verfaſſer des Zehrers von Ravenna Sieger geblieben, im Trauerſpiele nämlich, daſſelbe iſt am 1. Januar dieſes Jahres zur achten Darſtellung gekommen. — Eine Aufnahme und Wiederholungen erfuhren die Muſikalien von Otto Ludwig, Liebe um Liebe von Melch. Meyr, Eheriolette Adermann von Otto Müller, die Poſſen von Julius von Paul Heyſe und Cäcilie von Otto Prechsler. — Als Luſtſpiele gefielen beſonders Eine kleine Erzählung ohne Namen von A. Görner und die Gäſte von Bell' Eſperanze von A. Mop, weniger Griebels Meiſter Andreas. Dagegen erfuhr Ed. Schleich's (des Redakteurs des Punſches) Bürger und Junker, altbürgerliches Charakterbild aus dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts, die häufigſten Wiederholungen; es wurde bei Mörz des vorigen Jahres achtmal bei Gelegenheitsſtücken Ehren gegeben. — Eine intereſſante Erſcheinung in der Bühnenwelt war Shakſpeare's Sturm, bearbeitet von Dingelſtedt, und Julius Cäſar in der Bearbeitung von Laube; letzteres Trauerſpiel war in München ſeit dem Jahre 1829 nicht mehr gegeben worden. — Das erſtere Licht auf den Stand und die Kräfte der Bühne und den Geſchmack des Publikums werfen unſtreitig die als Wiederholungen gegebenen Vorſtellungen. — Hier ſteht Shakſpeare mit elf Schauſpielen obenan; dann folgen Schiller mit acht, Goethe mit ſechs, Leſſing mit Emilie Galotti und Minna von Barnhelm, Scribe mit ſechs, Benedix mit vier, Guzkow nur mit Uriel Acoſta. Von neuern Dichtern kamen Dingelſtedt's Hand Barneveldt, Freitag's Valentine, Daſtänkre's Geheimer Agent, Hebbel's Judith, Mosenthal's Sonnenwendhof wieder zur Aufführung; ebenſo tauchten wieder auf das Käthchen von Heilbronn, dann Kopebue's arme Poet und die beiden Klingsberge, wie das alte treffliche Luſtſpiel Schröder's: Stille Waſſer ſind tief! — Ebenſo hehre wie von den Opernvorſtellungen beſonders heraus: Mozart's Don Juan, Zauberflöte, Hochzeit des Figaro, von Meyerbeer Prophet, Robert der Teufel, Hugenotten, von Auber vier Opern, Bellini drei, Donizetti vier, Beethoven nur mit Fidelio, Weber mit Freiſchütz, Perſiello und der neu einſtudirte Curpantine; am häufigſten wurde ſich Nicolai gefreut mit den luſtigen Weibern von Windſor, die ſiebenmal gegeben wurden. — Ueberſchauen wir dieſe flüchtige Skizze, ſo können wir der Leitung unſerer Hofbühne die verdiente Anerkennung nicht verſagen; ja. es iſt für den Einheimiſchen wie für den Fremden, der länger unter uns weilt, damit die Ueberzeugung nahe gelegt, daß unſer Theater den Freund der Kunſt mit ihren intereſſanteſten Erſcheinungen bekannt macht und zwar in einer Weiſe der Darſtellung, die mit den übrigen deutſchen Bühnen kühn in die Schranken treten darf.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°, und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 3. oder Thlr. 2. 20 Sr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei außerdeutschen Postämtern erhebt sich derselbe um den örtlichen Portozuschlag.

№ 3. Frankfurt a. M., den 19. Januar 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Familiennovelle aus dem vorigen Jahrhundert.

Friedrich Maximilian Klinger.

Eine Reliquie von Carl Hohnbaum. Von Dr. A. Clemens.

Der Reiter und sein Schatz. Gedicht von A. Feodi.

Feuilleton. Zeichnungen mit Aquarelle von Steinle — Tonmeer und das enharmonische Concertsaal. — Frequenzzug von Tivoli u. s. w. u. s. w.

Dramaturgischer Briefwechsel und Bahnwesen von Julius Fürstein.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Familiennovelle aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Elisabeth hätte sich's wohl nicht träumen lassen, daß derselbe Mann, gegen den sie eine so entschiedene Abneigung hegte, wenigstens darin eine wunderbare Gefühlsübereinstimmung mit ihr bekundete, daß er nach einer schlaflos verbrachten Nacht schnell zu dem nämlichen Entschluß gelangt war, den sie selber seitdem, indem er sich vornahm, jeden ferneren Gedanken an eine Verbindung mit ihr auszugeben und für immer ein Haus zu meiden, in dem ihm diese kränkende Behandlung widerfahren war. Zu tief hatte der Stadtschultheiß das Ehrgefühl dieses reizbaren und strengen Charakters an seiner empfindlichsten Seite verletzt, als daß nicht die Rückwirkung davon ein Gefühl der Bitterkeit im Herzen des Doctors hätte erzeugen sollen, welchem der Gedanke an Versöhnung ebenso fremd blieb, wie der an die Möglichkeit einer Genugthuung überhaupt.

Als daher am frühen Vormittag die Frau Stadtschultheißin ihre neue Freundin am Hirschgraben zu besuchen kam, um das liegengebliebene Mutterherz durch die frohe Kunde von ihrer und ihres Mannes vollkommener Uebereinstimmung mit den Wünschen des Doctors wieder aufzurichten, ward sie zwar von Frau Cornelia unter Jauchzen und Freudenthränen ans Herz gedrückt, auch folgte der erschütternden Scene des ersten Wonnerausches zweier glücklicher Mütter eine lange und klage „Absprache" über Gegenwärtiges und Zukünftiges, über Nahes und Entlegenes; die Hauptfrage aber blieb demungeachtet in der Schwebe, die Frage nämlich, wie man die jungen Leute zusammenbringen und Eins aus das Andere so sicher und unauffällig leiten wolle, daß daraus ein rechtes, ein glückliches Paar werde, so wie's die Alten wollten und die Jungen — sollen!

Davon war nicht die Rede, sei's nun, weil beide Mutter weislich nicht emsternt daran dachten, daß nach einer so glücklichen Wendung der Dinge ein Widerspruch unmöglich wäre; oder sei es, weil Eine der Andern ihre Sorge verdenklichen wollte und sich im Stillen es zurechte, jedes Hinderniß der Art leichtlich durch die Kraft der mütterlichen Ueberredung zu beseitigen.

Des Sohnes war ja Frau Cornelia soweit sicher; und auch die Stadtschultheißin, als sie von der Freundin Abschied nahm, wußte es in ihrem übervollen Herzen nicht anders, als daß eine Tochter in dem Punkt niemals einen anderen Willen habe, wie ihre Eltern; eine Voraussetzung, in der sie sich freilich bald auf's Bitterste getäuscht sah.

Aber sogar sollte es nicht bei einer Vereinigung sein Bewenden haben, und es hat ein Umstand ein, der selbst der scharfsinnigsten Vorausberechnung spottete: Der Doctor wollte auch nicht!

Er wollte nicht — Frau Cornelia mochte sagen was sie wollte. Sein Entschluß stand fest, niemals zu heirathen und sich an der einen Lehre für immer genug sein zu lassen.

Bin ich denn solch ein verächtlicher Mensch, daß man mich heute schimpflich zur einen Thüre hinausjagt und morgen mich höflich ersucht, zur andern wieder hereinzukommen? Als wenn ein Schultheiß von Frankfurt Alles thun dürfe, ohne daß er den geringsten Widerspruch zu fürchten brauchte! Dringe Sie nicht weiter in mich, liebwerthe Frau Mutter; denn eh' ich mich so tief erniedrige und diesem Manne noch ein einziges gutes Wort gönne, eher soll mein ganzes Lebensglück in Trümmer gehen, zumal ich nun selbst der sichren Meinung bin, daß der Himmel es gar wohl mit mir verhalte, als er es so und nicht anders zwischen den Aeltesthern und mir zum Austrag brachte. Ja, der Mensch denkt, Gott aber lenkt! rief er in feierlicher Erregung. Hätt' ich gleich Anfangs besser auf mich selber geachtet, so wär' mir dergleichen nimmer geschehen! Ein Mensch, der bis zu seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr diese unverwindliche Scheu vor dem Frauenzimmer gehegt hat, ist wahrlich nicht zum Heirathen geschaffen; denn wenn dann' ihm sonst sein Schöpfer diese innerliche Widerstrebung in's Gemüth gelegt?

Ach, Johann Kaspar, wie sollte es mit der Menschheit hinaus, wenn Jeder dächte wie du? rief Frau Cornelia in schmerzlicher Bewegung. Wenn Jeder sich seine Vorbestimmung aus der eignen Kaune entzifferen wollte? Da brauchte man ja nur dem ersten besten blinden Wahn zu folgen und hätte seine Aechtschnur für's ganze Leben! Nein, nein, lieber Sohn, das ist nicht das Rechte, dahinter sieckt ein die wahre Selbsttäuschung, da du dich überreden willst, der Irrthum gebe von deinem Herzen aus, während doch nur dein gekränktes Ehrgefühl an deinem Herzen zum ungerechten Richter wird. Wie? Oder hast du mir nicht noch am gestrigen Abend, wo doch Alles in dir so gewaltig sich auflehnte gegen den Stadtschultheißen rauhes Wort, hast du mir da nicht aufrichtig bekannt, du liebest Elisabeth Textor? Hat mir's da nicht jedes Zucken deiner Wimper, jeder Athemzug deiner bellommenen Brust verrathen, daß du sie liebst? Ach, und nun trägst du kaltblütig mein letztes seliges Erdenhoffen zu Grabe! Weil ein alter wunderlicher Mann in einer mürrischen Stunde dich hart angelassen hat, wirfst du die kostbare Perle von dir, die er dir doch nachher mit aller Oeffnheit, allem Vertrauen anbietet, handelst eben so hochmüthig, eben so

Digitized by Google

schnöde gegen ihn, den Verehrenden, wie er zuvor gegen dich, den Bittenden! Sag', stimmt dies Benehmen zu deiner sonstigen Denkart? Sie kommen zu uns, ihm förmlich Absitte, die Stadtschultheißin gab mir sogar ihr Wort zum Pfand, sie sei schon das erste Mal, als sie bei mir gewesen, mit dem innigen Herzenswunsch aus dem Hause gegangen, daß aus dir und Elisabeth dermaleinst ein Paar werden möge — nun, du stolzer unbeugsamer Mensch, ist dir das noch nicht Satisfaction genug?

Was aber sagt die Tochter? entgegnete er unbewegt von der Mutter flehenden Worten. Wer bürgt mir dafür, daß sie nicht bei dem Hohn triumphirt, mit dem mich der Alte heimsuchte? Muß sie's nun nicht erst recht glauben, daß sie mit mir nach Herzenslust ihren Spott treiben dürfe, weil ich, eines Schneiders Sohn, mir noch Wunder was darauf einbilden könne, wenn sie, des hochedlen Herrn Stadtschultheißen Tochter, ihren Muthwillen mit mir treibe? Was mir der Vater gesagt hat, kann ich ihm allenfalls vergeben; denn von ihm verlangte ich nicht mehr als sein Jawort, ich muß es mir daher schon gefallen lassen, wenn er mir's verweigert und mich im Gefühl seiner hohen Würde an den niederen Stand meines Vaters erinnert. Wenn aber die Tochter, die ich von ihm zur Frau begehre, mir mit dem nämlichen Hochmuth begegnet, so ist das eine andere Sache, denn bei ihr liegt der Stolz im Blute, nicht in der Wahlkunst, nicht im kaiserlichen Rathstitel.

Frau Cornelia schöpfte aus diesen bitteren Worten des Sohnes gegen seine junge muthwillige Auserkorene neue Hoffnung und sagte im Tone sanften Vorwurfs:

Hab' ich dich gestern Abend recht verstanden, so gefiel dir grade dieses muntere neckische Wesen an ihr und nahm dich für sie ein. Und jetzt legst du's ihr auf einmal zum Schlimmsten aus? Was sind die Launen und Stimmungen eines jungen kaum fünfzehnjährigen Mädchens mehr als leichte lustige Sommerfäden, denen der leiseste Windhauch die Richtung ihres Fluges vorschreibt? Und wie willst du aus dem Flimmern und Zittern, das dir des Wassers Oberfläche zeigt, mit Gewißheit errathen, was der tiefere Grund verbirgt? O, da hab' ich, ohne sie zu kennen, eine ganz andere Gewähr für den inneren Werth Elisabethe; das ist ihre Mutter, Johann Kaspar, diese liebreiche und doch so kernhafte Frau, die wahrlich nicht danach aussieht, als wenn ihr eine Tochter aus der Art schlagen sollte.

Doch alles Zureden, alles Bitten und Ermahnen halfen Frau Cornelia nichts; der Sohn beharrte auf seinem Entschluß, unbeweidt zu bleiben, mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß das Mutterherz, nachdem es alle seine Wärme ausgestrahlt, selber kalt wurde und endlich es aufgab, diesen starren Willen zu einer Sinnesänderung zu bewegen.

Gut denn! rief sie entschlossen und ihre Hand legte sich fest auf des Sohnes Schulter, während ihre wunderbar glänzenden Augen ihn mit ihrem durchdringendsten Strahl anblickten. So habe ich dir nichts mehr zu sagen, als daß ich noch in dieser Stunde zur Terrorin gehe und ihr und dem Stadtschultheißen rund heraus erkläre, daß du ihr Kind verschmähst, nicht aus einer triftigen Ursache, nicht weil du ihm Wohlgefallen mehr an ihm hast, sondern weil dein beleidigter Stolz sich deines ganzen Herzens bemächtigt hat und weil du es nicht auf sich nehmen willst, die dein Glück durch ein hohes, edles Selbstverrathen zu verdienen. Aber erfahren soll's der Herr Stadtschultheiß, daß ich wenigstens frei von diesen anderen Stolze bin, der sich, weil er kein Adelsdiplom, keinen weitgestreiften Stammbaum aufzuweisen hat, mit der nämlichen Einbildung auf seine Niedrigkeit steift und demselben traurigen Vorurtheil, nur umgekehrt, verfällt, das sich mit Ordenssternen und vergilbten Pergamenten brüstet. Lebte dein Vater noch, Johann Kaspar, du solltest mal hören, was der ehemalige Schneider über diesen Punkt für ritterliche Gesinnungen hatte; du und der Herr Stadtschultheiß zusammen könntet noch von ihm lernen, was den rechten Menschen adelt, gleichviel, ob er nun den kaiserlichen Rathsmantel auf der Schulter trägt, oder ihn zusammennäht. O wie stolz bin ich jetzt erst auf meinen seligen Schneider, der sich noch als stattlicher Weidenhofherr Grafen und Baronen gegenüber rühmte, daß er drei köstliche Dinge in der Welt mit seiner Nadel gewunnen hätte: erstens, daß er seine alterschwachen Eltern, geringe Dorfleute, mit demselben Wein erquicken könne, den der hispanische König trinkt; sodann, daß er einen Geibock mästern dörfen könne, ohne sich seines ehrlichen Gewerbs zu schämen; und drittens, daß ich ihm den Vorzug gegeben habe vor vielen vornehmeren, angesehenen Freiern!

So hatte Frau Cornelia noch nie zuvor zu dem Sohne gesprochen, und ihre Erschütterung übermannte sie daher auch so heftig, daß sie bei den letzten Worten in ein krampfhaftes Weinen ausbrach und lautschluchzend das Zimmer verließ. Aber sie war noch nicht die halbe Treppe hinuntergestiegen, als sie auch schon ihre volle Fassung und Festigkeit wiedergewonnen hatte und der Köchin mit ihrer gewohnten Ruhe die nöthigen Befehle geben konnte, da sie noch vor dem Mittagetisch nothwendig eine Visite machen müsse. Sie begab sich hierauf in ihre Kammer, hatte bald ihre einfache Toilette zu Stande gebracht, und ging dann aus dem Hause, gefolgt von den verwunderten Blicken ihrer Mägde, die es sonst oft einen ganzen Tag vorher wußten, wenn die Herrin, was vielleicht mit Ausnahme des Kirchenbesuches kaum dreimal im Jahre geschah, das Haus verließ. —

Auch auf der Straße machte die seltene Erscheinung der Wittwe Goethe Aufsehen; einzelne Nachbarinnen blickten ihr neugierig aus den Fenstern nach, und von den ihr begegnenden Personen blieben Mehrere stehen, die in der hohen, ganz in Weiß gekleideten ehrwürdigen Matrone mit den tiefblassen Zügen und den dunklen Augen die ehemalige Besitzerin des „Weidenhofs" wiedererkannten, welche ihnen seit vielen Jahren aus dem Gedächtniß gekommen war. — Wie Manchem hatten einst die jetzt so ernsten Augen freundlichen Gruß zugewinkt, wenn er Abends beim Schoppen im grünen Saale des „Weidenhofs" saß und Frau Cornelia von der Küche aus, wo sie selber die Oberaufsicht über das zahlreiche Gesinde führte, durch das Lugfenster die zahlreich besetzten Tische umspähte, um sich zu überzeugen, daß ihre Gäste, besonders die am sogenannten Altbürgerrisch, auch gehörig bedient würden. Wie Mancher hatte da bald lauf, bald im Stillen das teigende Frauenantlitz bewundert, wie Mancher ließ sich da nicht durch ihren anmuthvollen Anblick verführen, noch einen Schoppen extra zu bestellen, um ihn auf das Wohl der schönen Gasthofsbesitzerin zu leeren — aber das war schon eine geraume Weile her, seitdem besuchte der einfache Bürger schon lange den stattlichen „Weidenhof" nicht mehr, wo jetzt die vornehmen Cavalierr vom kaiserlichen Hofe mit ihren Gästen wilde Zechgelage hielten, um enorme Summen hazardirten, oder das neumodische Noble jou de Billard spielten.

Aber sie selber erkannte Niemanden mehr. Wie der letzte übriggebliebene Mensch aus einer längst vergangenen Zeit kam sie sich vor in diesem neuen buntbewegten Treiben, selbst viele Häuser hatten ein fremdes Aussehen für sie bekommen, und erst, als sie von der Zeil aus in die alte Friedberger Gasse einbog, traten ihr wieder wohlbekannte Erinnerungen entgegen.

Jetzt stand sie vor dem Terror'schen Hause mit der hohen burgähnlichen Mauer, beide Thorflügel waren geöffnet, drum eben rollte die leere Rathschaise aus dem Hofe, die den Stadtschultheißen aus der Session wieder nach Hause zurückgebracht hatte.

Auch war er es selber, der ihrer zuerst ansichtig wurde; im vollen Rathsornat stand er noch auf der Hausflur und streichelte die große weiße Katze, die ihm, ganz gegen die Gewohnheit ihres falschen Geschlechtes, ihre Anhänglichkeit dadurch bewies, daß sie seberzen an der Thüre seine Rückkehr erwartete, — da sah er die fremde weißgekleidete Dame und rief, von einer sicheren Vorahnung ergriffen:

Digitized by Google

Meiner Seel', Madame, wenn Sie nicht die Mutter unseres Doctors ist, so will ich nicht der Vater des Mädchens sein, das er zur Frau begehrt!

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Maximilian Klinger.

Zur Kenntniß seines Lebens und seiner Schriften.

(Fortsetzung.)

Obwohl im Jahr 1783 das Amt, die Erziehung Alexanders zu leiten, nicht unserem Klinger übertragen wurde, blieb er doch nicht ohne Einfluß auf das kaiserliche Haus. Bei der Wahl Laharpes war vorzugsweise die Empfehlung des bekannten Barons Grimm von Gewicht, so wie das günstige Vorurtheil, das man schon damals für Pädagogen aus der französischen Schweiz hegte. Klinger wurde zwei Jahre später bei dem adeligen Cadettenhaus angestellt und erhielt den Rang eines Oberſten. Unterdeß war er als dramatischer Dichter unermüdlich thätig; seine Schauspiele aus dieser Zeit haben einen regelmäßigeren Gang, enthalten aber auch nur allzuviele dialogische Betrachtungen, die sich meiſt um den Gegensatz der thätigen und der beschaulichen Weltansicht bewegen. Im Jahr 1786 gab er sein „Theater" zu Riga in vier Bänden heraus. Hier behandelte er die Schauspiele in der Zusammenstellung ebenso wie später die Romane; was aus den verschiedensten Zeiten herrührt, wird unter eine zwingende Einheit des Stoffs und der Grundgedanken gebracht, das ältere durchgearbeitet und zugestutzt. Die neuen Stücke in dieser Sammlung: Aristodemos, Damokles, die Günstlinge, behandeln Fragen der Politik oder vielmehr des Hoflebens und der staatsmännischen Praxis; auf das letztgenannte hat nach Gervinus' Urtheil, Schillers Fiesko bedeutend eingewirkt. Neu waren ferner Medea in Korinth, Medea auf dem Kaukasus, Conradin, Roderige. Vier Jugendſtücke blieben ganz weg, darunter Sturm und Drang; letzteres ist daher, ungeachtet seiner literarischen Wichtigkeit, so selten geworden, daß es in Frankfurt nicht aufzutreiben ist.

Einer Mittheilung zufolge soll Klinger der Kaiserin Katharina bei Abfassung des Lustspiels: die Verblendeten, behülflich gewesen sein, welches sie zur Verspottung des bekannten Cagliostro schrieb. Dieser Wundermann war von Potiom, wo er die Gräfin Elisa von der Recke und ihren Kreis wahrhaft bezaubert, nach Petersburg gekommen. So sehr auch aufgeklärte hohe Häupter sich damals im Zwielichte magischer Geheimnisse gefielen, bestand doch der schlaue Charlatan vor dem scharfblickenden Auge Katharina's die Probe nicht. Er war kurz vor Klingers Ankunft (1780) aus Rußland wieder abgereist; aber noch sieben Jahre nachher versprach Nicolai der deutschen Lesewelt einen neuen Abdruck jener dramatischen Satire, außer welcher Katharina unterdeß noch eine zweite Komödie: der Betrüger, gegen Cagliostro verfaßt hatte. — Noch während der Regierungsjahre dieser Kaiserin schrieb Klinger drei Romane, nämlich außer jenen Reisen des Mahul noch Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt und einen „Faust der Morgenländer." Letzteres Ueberwerk ist „der goldene Hahn", dem er später den Namen „Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese" verlieh. Von diesem Buch heißt es in Lauke's Literaturgeschichte, es sei zart und sanft gehalten; der Verfasser scheint es einzig nach dem Titel zu beurtheilen; denn nirgendwo findet man eine so nackte, schneidende Verhöhnung der Gesellschaft und namentlich der Art, wie weibliche Theilnahme in dieselbe einzugreifen pflegt.

Im Jahr 1792 starb zu Moskau im äußersten Elend und im Wahnsinn Klingers Genosse, Reinhold Lenz. Daß Klinger sich nicht für ihn bemüht haben sollte, ist um so weniger zu glauben, als der gemeinschaftliche Freund Schlosser vorher in so aufopfernder Weise den Unglücklichen beherbergt und durch den Einfluß des ruhigen Wohlwollens zu heilen versucht hatte. In ergreifenden Worten schildert Lenz das eigene Loos:

Ach, ihr Wünsche junger Jahre
Sind zu gut für diese Welt!
Eure schönste Blüthe fällt,
Unser bestes Theil gesellt
Lange vor uns sich zur Bahre.

Kaiser Paul bestieg im Jahr 1796 den Thron. Während seiner fünfjährigen Regierung erweiterte sich Klingers Wirkungskreis; er wurde Director des Cadettenhauses und des Pagencorps; in ersterer Eigenschaft hatte er von nun an seine Wohnung in dem unermeßlich langen Menschikoff'schen Palaſt. Im Allgemeinen mischte er sich so selten wie möglich in die Maßregeln der Autorität; nur so bewahrte er sich vollkommene Unbefangenheit in seinem Fach und, was noch schwerer war, das Vorrecht, in allen Verhältnissen sein Urtheil mit beschwingter Geradheit kundzugeben. Gleichwohl wird versichert, daß er der erste gewesen, der des Kaisers Gedanken auf die Freigebung Kosciusko's und auf großmüthige Behandlung der bei dem letzten Aufstand betheiligten Polen hingelenkt habe. In den ersten Schülern, die unter seiner Leitung in das Cadettenhaus aufgenommen wurden, gehörte der junge Lithauer Bulgarin, dessen Vater unter Kosciusko gefochten; er selbst wurde später Russe mit Leib und Seele und ist als Redacteur der „nordischen Biene" allgemein bekannt. Auch Otto von Kotzebue war mit seinem Bruder Zögling dieser Anstalt; als Kotzebue der Vater im Jahr 1800 die Beiden besuchen wollte, wurde er an der Grenze angehalten und nach Sibirien geschickt. Klingern war dieser berühmte Lustspieldichter sehr zuwider; gleichwohl war er zu dessen Rettung behülflich. Es geschah nämlich mit auf seine Veranlassung, daß dem Kaiser die russische Uebersetzung eines kleinen Stücks von Kotzebue „der Leibkutscher Peters des Großen" vorgelegt wurde, in welchem Paul eine Lobrede auf sich selbst erkannte. Der Dichter wurde zurückgerufen und mit Ehren überhäuft. Von demselben Kaiser wurde Klinger zum Generalmajor ernannt; später nahm er auch ein Adelswappen an. Goethe erzählt, daß er als zweiter Alleged in dasselbe die Merkmale seiner Herkunft aufgenommen habe; doch finden wir das Wappen nirgendwo verzeichnet und die Angabe, es sei darauf die Holzart seines Vaters abgebildet gewesen, ist unzweifelhaft. Klingers Gemahlin, eine Tochter des Obersten Alexieff, war sehr begütert (sie besaß 6000 leibeigene Bauern) und von hoher Abkunft; einige nennen sie sogar eine Enkelin Katharina's. Sie gebar Klingern drei Söhne, von welchen zwei als Säuglinge starben; nur einer erreichte das Jünglingsalter.

Im Jahr 1799 starb Schlosser, den man als ein Musterbild für die reinsten und schönsten Bestrebungen der deutschen Aufklärung hinstellen konnte. Er hatte seiner Vaterstadt immer die lebhafteste Anhänglichkeit gewidmet und sie schon von Karlsruhe aus in einem Brief an Georg Forster, der die Republikaner in Mainz gegen Frankfurt aufregte, warm vertheidigt. Als Syndikus der Stadt hatte er nur ein Jahr gewirkt, als ihn ein schmerzloser Tod ereilte. Klinger wurde von der Trauerkunde tief ergriffen und weihte ihm in seinen „Betrachtungen" (1803) einige Worte der innigſten Liebe. „In ihm hatte sich die menschliche Natur veredelt und er selbst leitete sein ganzes Leben hindurch alle seine erworbenen großen Kenntnisse einzig auf diesen Zweck. Kein unreiner Faden läuft durch das reine Gewebe seines Lebens, und er führte ein sehr thätiges Leben. Nur die Tugend war sein Genie und machte es aus, so kräftig, so ganz und vollkommen stellte er sie dar."

Im März 1801 wurde Kaiser Paul in seinem Schlafzimmer nächtlich überfallen und nach heftiger Gegenwehr mit einer Schärpe erdrosselt. In dem Buche „zwei Jahre in Petersburg, aus den Papieren eines alten Diplomaten" (Leipzig 1853) wird erzählt, wie Morgens um neun Uhr nach der Todesnacht der Thronfolger Alexander, einstellt, sein blondes Haar aufrüstet, vor dem Hof erscheint und seine Mutter Marie Fedorowna (diese Namen hatte Prinzessin Sophie bei ihrer Vermählung angenommen) geisterbleich und

Digitized by Google

fußfällig ihm huldigte. Die Hoffnungen derjenigen Menschenfreunde in Europa, die von ihrem Ideal noch nicht lassen wollten, waren nun zwischen dem ersten Consul von Frankreich und dem russischen Herrscher getheilt. Der sechsundsiebzigjährige Klopstock machte sich noch einmal auf und feierte Alexandern in der berühmten Ode an die Humanität. Auch Klinger hegte von demselben große Erwartungen; der Zögling Labartres „trug im Herzen ein hohes Urbild von Fürstenwürde". Die Verfasserin des genannten Buches, Fanny Tarnow, berichtet, Alexander habe in Klingers Gegenwart mit seiner Mutter Gespräche von sehr vertrauter Art gepflogen; sie bemerkt sogar: „Klinger wußte um das traurige Geheimniß seines Unglücks." Mit der Kaiserin selbst blieb der Dichter bis zu ihrem Tode im schönsten Verhältniß, das den Charakter einer edlen Freundschaft trug. Sie hatte ihm um die Erziehung ihrer neun Kinder oft befragt; die Gemeinschaftlichkeit der deutschen Abkömmlinge und der Theilnahme für Literatur, auch die Erinnerung an die schöne Reisezeit knüpfte zwischen ihnen ein Band, das mit den Jahren stets fester wurde, so daß er, wie Rommel erzählt, in den Zimmern der Kaiserin seine vergnügtesten Stunden zubrachte. Noch im Testament vermachte sie ihm eine kostbare Tabaksdose und zehntausend Rubel in Gold.

Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung brachte Alexander einen Gedanken seines Vaters zur Ausführung, indem er die zuerst von Gustav Adolph gestiftete, aber im vorigen Jahrhundert eingegangene Universität Dorpat auf neuen Grundlagen wieder ins Leben rief. Klinger wurde zum Curator derselben ernannt; ein Amt, das er mit Ruhm verwaltete, wenn auch der Glanz dieser Akademie sich noch mehr an den Namen eines seiner Nachfolger, des Fürsten Lieven, anknüpft. Bei den Berufungen der Lehrer war er ebenso gerecht als gewissenhaft, namentlich im Einziehen der genauesten Nachrichten unermüdlich; nach Frankfurt wie nach Weimar gelangte manche vertrauliche Anfrage. Freilich brachte ihm diese Stellung auch Ungelegenheiten; viele Deutsche, die sich einiges Talent zutrauten oder durch belletristische Thätigkeit dem wohlwollenden Manne wahlverwandt zu sein wähnten, suchten ihn als Bittsteller heim. Solche irrten sich leicht in ihm; nach Fanny Tarnow's Aussage war er vorzüglich unduldsam gegen junge Leute, die als Enthusiasten und Weltverbesserer auftraten; „sie waren ihm nicht bloß lästig, weil ihre Thorheit seinem Verstande mißfielen; sie verwundeten auch sein Herz, weil er wußte, welchen Preis die Besseren unter ihnen für ihre zu erwerbende Welt- und Menschenkenntniß zu zahlen haben würden." Ueberhaupt dachte er wohl, daß Rußland mehr auf Dressur als auf freie Geistesthätigkeit Bedacht nehme. Bulgarin bemerkt wenigstens in seiner Schilderung Rußlands, von welcher er 1838 eine deutsche Bearbeitung veranstaltete, er wisse aus persönlichem Umgang mit Klinger in dessen letzter Zeit, daß derselbe Rußland nicht geliebt habe. Die Aufklärung, wie er sie im Herzen trug, schien ihm für ein als Barbarei und raffinirter Ueberbildung zusammengesetztes Geschlecht nicht passend, und geistig strebsamen Männern rieth er ab, ihr Heil in Rußland zu suchen. Als Beispiele führt Bulgarin den schon genannten Musäus und den berühmten Semme an; Klinger habe sie ermahnt: „Bleibt mit einem guten Kopf in Deutschland; hier muß man nur einen guten Magen haben."

Die beiden Genannten selbst erwähnen Nichts von einer solchen Aeußerung. Semme hatte bereits im Jahr 1794 in russischen Diensten gestanden; er war Secretär bei dem General Jgelström, als dessen Palast am Gründonnerstag des genannten Jahrs von den empörten Polen gestürmt wurde. So lange Katharina noch lebte, hatte er die besten Aussichten, einen hohen Posten zu erreichen. Da Semme als entschiedener Waahrheitsfreund auerkannt ist, so entnehmen wir seinen Denkschriften über russische Verhältnisse einige Angaben, die beweisen können, in wie schönem Lichte das damalige Zarenreich den Aufgeklärten erschien, und die also im Sinn unserer obigen Bemerkungen auch für Klinger sprechen. In Rußland herrschte volle Preßfreiheit und die freieste Meinungsäußerung; man fand dort Bücher verbreitet, die in Deutschland streng verpönt waren, und in Bezug auf Beamets und Schicheleen fand sich Niemand gehindert. Die religiöse Duldsamkeit war schrankenlos, bei Verleihung eines Amtes wurde Niemand nach seinem Bekenntniß gefragt. Im Namen des Mitgefühls für die Dürftenden wurden die Freunde der Freiheit gegen Polen eingenommen. Die Todesstrafe war abgeschafft, außer Pugatschieff und einigen seiner Genossen wurde unter Katharina Niemand hingerichtet. So hatte auf drei Sechzworte des Jahrhunderts Rußland am bereitwilligsten gegenworfen, erst unter Paul veränderten sich diese Einrichtungen. Den ihm erhielt auch Lieutenant Semme seine Entlassung. Im Jahr 1805 aber kam derselbe als Führer eines jungen Mannes nach Dorpat, wo er schöne Spuren von Klingers Wirken verfand, und von da nach Petersburg. Während er einst hier mit seinem Hausherrn in vertraulicher Unterhaltung begriffen war, „trat ein großer, ernster, charakteroller Mann ein, mit finsterem, fast mürrischem Gesicht, warf seinen Federhut und Stock nachlässig auf einen Seitenstuhl und schritt einigemal im Zimmer auf und ab. Der Mann war Klinger; er kam von der Kaiserin. Kinder, sagte er mit dem Tone der tiefen, männlichen Rührung: Schiller ist todt! — Semme fügt hinzu: „Werther hätte mir Klinger in langer Zeit nicht werden können, als in diesem einzigen Moment durch diesen Ton."

Im Sterbejahr des vorangegangenen Jahrs (1804) war eine Schwester des Kaisers Alexander, Maria Paulowna, mit dem Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar vermählt worden und am 12. November hatte man dies Ereigniß am neuen Wohnorte der Großfürstin durch die Aufführung von Schillers Huldigung der Künste gefeiert. Das Zusammenleben der großen Geister war der jungen Fürstin als der vorzüglichste Reiz ihres zukünftigen Landes gepriesen worden und sie widmete Schillern die innigste Verehrung. Sie hatte den Todesfall sogleich mit den kleinsten Umständen und „dem ganzen Ausdruck einer schönen Seele" ihrer Mutter nach Petersburg gemeldet; und nie, sagt Semme, ist wohl ein Nationaldichter so allgemein betrauert worden, als Schiller an der Newa. Semme machte von der Erlaubniß, bei Klingern zu sein, so oft als möglich und schilderte Gebrauch und zählt diese Stunden zu den besten seines Lebens, obwohl es zwischen den beiden Barken Köpfen manche Reibung gab. Auch die Kaiserin Mutter lud den berühmten Wandersmann zu sich und ließ ihn über Schiller, dessen Dichtungen sie mit der feinsten Kritik besprach, Manches erzählen. Auf ihre Frage, warum er die Anträge, in Rußland zu bleiben, nicht annehme, erwiderte er, daß er eine alte Mutter zu Hause habe, der er für seine Entfernung seinen Ersatz zu geben wisse.

Klinger hatte sich in einigen Schriften gegen die Art, wie Schiller das Schicksal in der Tragedie anwandte, sehr herb geäußert; dies that selbstverständlich einer Thronahme seinen Eintrag. Ebenso hatte er im Jahr 1804 den Tod des großen Kant innigst betauert und ihn als einen der Wenigen bezeichnet, die würdig seien, die ewigen Geheimnisse zu schauen. Gleichwohl war die Kantische Formel für das sittliche Handeln, der sogenannte kategorische Imperativ, stets ein Gegenstand seiner bittersten Angriffe; er fand in der Vorschrift, daß man Grundsätze von allgültigem Werth festhalten solle, eine Verneffenheit und hat sogar in einem seiner Romane seinen Imperativ in der Gestalt eines naseweisen jungen Menschen persönlich dargestellt.

Zur Zeit von Schillers Tod war man noch nicht daran gewohnt, das Leben eines neueren Dichters kritisch zu behandeln*); die Kai-

*) Die Untersuchung über „Schillers Jugendjahre" wurde erst ganz neuerdings durch ein nachgelassenes Werk des gewiß-scharfen Strauß Band, das unter dem eben genannten Titel von Bernhard von Mallzahn herausgegeben wurde (Hannover, bei Rümpler, 1856), zum Abschluß gebracht. In diesen gründlichen und

Digitized by Google

serin und Klinger ahnten schwerlich, wie nahe ihnen Schiller einst, und zwar unter den sonderbarsten Umständen, gewesen war. Nur einmal fand zwischen beiden Dichtern eine persönliche Berührung statt; als nämlich im Jahr 1800 Woltzogen in Petersburg verweilte, schrieb ihm sein Schwager Schiller: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor fünfundzwanzig Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich.“

Bald nach Seume kam Musäus nach Petersburg; er war von Weimar aus durch die Verdrießlichkeiten seines im Jahr 1787 verstorbenen Vaters, sodann aber auch durch Briefe des ihm nahe verwandten Kotzebue empfohlen. Klingers Wirkungskreis hatte sich inzwischen erweitert; er war Mitglied der Oberschuldirection geworden, hatte auch die Oberaufsicht über das St. Katharinen- und das Fräuleinstift übernommen. Er galt nun als einer der einflußreichsten Männer und stand dem Minister der öffentlichen Aufklärung, dem geistvollen Grafen Alexei Peter Rasumowsky, am nächsten. Musäus arbeitete unter Klinger zehn Jahre lang und hat nach dessen Tod einen biographischen Abriß über seinen Gönner veröffentlicht, der aber zu sehr im Hofstyl gehalten ist und weder auf die Persönlichkeit des Gefeierten, noch auf dessen innere Entwickelung ein neues Licht wirft. Um so zuverlässiger und vollständiger ist er in den Angaben über Aemter, Titel und Auszeichnungen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reliquie von Carl Hohnbaum.

Mitgetheilt von Medicinalrath Dr. A. Siemens.

Der Verfasser dieser Mittheilung hat in mehreren seiner Schriften und namentlich in dem kürzlich erschienenen Aufsatze: Ueber Wissen und Gewissen, Sein und Handeln des praktischen Arztes, als Anhenung zu einer künftigen Psychologie enthalten in Arnsyh Henke's Zeitschrift für die Staatsarzneikunde, fortgesetzt von Dr. Fr. J. Behrend, dritter Vierteljahrsheft 1855, die Behauptung aufgestellt, daß der Arzt mit seinen Sinnen an die sichtbare Natur angewiesen, frei in sich aufnehmen soll, was diese ihm darbietet; daß aus den einzelnen Erscheinungen sich ihm das dem körperlichen Auge unsichtbare Ganze zu einem geistigen Bilde zusammenfügen müsse und so seine ganze Handlungsweise aus Analyse und Synthese zusammengesetzt sei. Daß er hierzu einer schöpferischen Phantasie bedürfe, könnte wohl Niemand bestreiten. Daher verlangt auch Goethe vom Arzte, er müsse, um wahrhaft zu heilen, produktiv sein. Ja die Griechen, welche in dem Gotte der Musen zugleich den der Heilkunde verehrten, sprachen symbolisch in dieser sinnigen Mythe ein ebenso tiefe als heitere Wahrheit aus. Dieselbe wird bei den denkendsten und geistreichsten Aerzten, wenn sie gleich selbst keine Dichter sind, unverkennbar eine vorwaltende Liebe zur Poesie, bei vielen eine ausgesprochene Anlage, bei manchen ein entschiedenes Talent dafür gefunden.

Diese Worte mögen als Einleitung zu den folgenden dienen, die wir dem Andenken eines edlen Entschlafenen, eines der würdigsten Priester Aeskulaps hiermit auf vollem Herzen widmen. Karl Hohnbaum war fünfundsiebenzig Jahre alt, als er am 17. September 1855 nach redlich vollbrachtem Tagewerke die Augen schloß, die von Klarheit, Geist und Wohlwollen strahlend ihm unwiderstehlich alle Herzen gewannen. Anfangs Arzt zu Rodach, wurde er 1809 Physikus in Hildburg und kam 1814 als Hofrath und Leibarzt des Herzogs nach Hildburghausen, wo er 1820 den Titel eines Obermedicinalraths erhielt. Im Verein mit Dr. Jahn in Meiningen als Herausgeber des in den dreißiger Jahren erschienenen „Medicinischen Conversationsblattes“ trat ich mit ihm als damaliger Mitarbeiter in literarische Berührung. Die persönliche Bekanntschaft des Trefflichen zu machen wurde mir erst vergönnt, als er, trotz seines vorgerückten Alters, sich noch der Umarmung seiner geliebten Tochter, der Gamin unseres würdigen Dr. Kühner, Direktors der hiesigen Musterschule, erfreuen wollte und deßhalb einige Zeit hier im Kreise der Seinen verweilte. Hohnbaum gehört zu jenen seltenen Menschen, denen ein gütiges Geschick die Frische des Geistes bis in das höchste Greisenalter bewahrte. Auf dem engeren Schauplatze seiner Thätigkeit als ausgezeichneter Arzt gesucht, als trefflicher Mensch hochgeehrt, machte er sich dem größeren Publikum durch seine geistreichen schriftstellerischen Arbeiten — ich brauche hier nur an seine interessante Schrift „Physische Gesundheit und Irrsein“ zu erinnern — die einen Meister in der Sprache verkünden, auf das Vortheilhafteste bekannt. Ein treuer Jünger seiner Wissenschaft, trug er zugleich einen offenen Sinn und ein empfängliches Herz in sich für alles Schöne und Gute, in welchen Kreisen der Wissenschaft, der Kunst oder des Lebens dasselbe auch zur Erscheinung kommen mochte. Es spricht für die Zartheit seines Gemüthes, daß der ihm freundschaftlich verbundene Friedrich Rückert unter seinen Lieblingsdichtern der Erkorene war. Mir aber sei es vergönnt, zur Bekräftigung meiner oben angeführten Behauptung, daß Arzt und Dichter beisammen wohnen, folgende durch sinnige Zartheit ausgezeichnete Gedichte des theuren Dahingeschiedenen hier zu seinem Andenken mitzutheilen:

Als eine Biene sich auf Rückerts Gedichte setzte, während ich in ihnen las.

Nicht hat dich dein Instinkt auf falsche Spur geführt,
Denn Blüthenwürze sind's, die deinen zarten Sinn berührt,
Vermagst du auch mit allen deinen Gaben
Nicht Honig draus zu zieh'n für deine Waben.
Die Blüthenwürze sind für mich,
An ihnen stärket meine Seele sich.
Und ob ich auch dem süßen Stoff kann keine neuen Formen geben,
Doch dank ich Gott, der mir damit verhilft das ird'sche Leben.

Der Schlaf.

Du wundersame Schöpferin Natur,
Sag' mir, wie machst du's nur,
Wenn du mich unbemerkt führst an der Hand
In das mir unbekannte Land
Des Schlafs? Du lässest mich in einen Zauberspiegel seh'n
Und Bilder eignre Art an mir vorüberzieh'n;
Bald scheinst du meinen Sinnen in's Morgenrosh zu tauchen
Und malst mir himmlische Gestalten vor die Augen,
Bald stellest auf nächtlich düst'rem Grunde
Des Grabes Schreckensbilder du vor mir an der Runde,
Dann hebst du leise mir die Augenlider
Und führst zum milden Strahl des Lichts mich wieder.
So hältst du schwankend zwischen Tod und Leben
Mein irdisch Wesen, um mir Kraft zu geben,
Den Blick nach oben hinzulenken
Und mich in's Ueberird'sche zu versenken.

---

werthvollen Buche wird selbst Lavaynens Biographen, die man bisher für maßgültig ansah, mancher handgreifliche Fehler nachgewiesen. In der Einleitung ist durch ergötzliche Mißdeutungen dargethan, welche nichtige Fabeleien nach Schillers Tod ein sonst tüchtiger Literator, J. C. Gruber, über den Dichter vorzubringen wagte. Ein anderer Schriftsteller, Oemler, berichtete über Schillers Aufenthalt in Frankfurt folgenden Unsinn: „Goethe, den Schiller vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit ihm das arrogante Genie zu nennen pflegte, kam durch Frankfurt, als er die Herzogin Amalia nach Italien begleitete. Schiller wünschte sehnlich, die vortreffliche Dame kennen zu lernen, und er suchte deßhalb Goethe's Bekanntschaft. Hier und späterhin auch in Mainz schloß er das freundschaftliche Bündniß mit Goethe, das nur der Tod trennen konnte“. Die Schrift, welche diese Notiz mittheilt (Schiller der Jüngling, Stendal 1846), war viel verbreitet, sie belegt auch ein Urtheil, das Schiller über Klinger (1791, IV, 31) gefällt haben sollte: „Das war ein Mann, der viel gesagt haben würde, hätte ihn nicht der Tod übereilt“. Noch und wurde in der Schule eine ganz obenunterste Lebensgeschichte Schillers vorgetragen; die kritische Behandlung des Gegenstandes begann erst mit dem Jahr 1836, in welchem die Gotta'sche Buchhandlung Auerens Streitschrift berühmte Schrift, kurz nach dessen Tod, veröffentlichte.

Digitized by Google

Fährst du dereinst zur ew'gen Ruh'
Einschiffend deine Hand mir zu,
So weichen von mir alle Todesschrecken,
Und mir ist bang nicht mehr vor Stürmischem Erwecken.
Die Hand, die Schlaf und Wachen kann verbinden,
Werd' ich auch einst beim Gang zum Grabe finden.

Wir aber rufen dir, gläubige Seele, gerührten Herzens nach:
Have, pia anima! Sit tibi terra levis.

Der Reiter und sein Schatz.

Trompeten blasen, Fahnen wehn,
Ade mein Schatz, leb wohl!
Ich bin ein armer Reitersmann
Mit Säbel und Pistol.
Mein Roß, mein Roß, mein blank Gewehr,
Mein Leben ist nicht mein,
Doch habe nur Vertrau'n zu mir,
Mein Herz, o Schatz, ist dein!

Vertrauen dir in Ewigkeit,
Du bleiber treu'ger Mann,
Seit ich dich nur mit Augen schaut'
Das hab' ich ja gethan.
Doch ach! Vertrau'n, was hilft das uns,
Das Schicksal ist so karg,
Und mein Vertrau'n, ach, ist am End
Der Nagel an deinem Sarg.

O Lieb, es ist kein leeres Wort,
Die Treue die zum Tod;
Das macht mich unerschütterlich
Für Alles, was uns droht.
Um dich, du Engel, o wie gern
Ertrag' ich jede Pein,
Laß und der liebelosen Welt
Ein großes Beispiel sein!

Hochmüthig ist die Welt und kalt,
Lacht vornehm unsrer Qual,
Zu lieben hat sie ganz verlernt,
Und ahnt es nicht einmal.
Sie rechnet treue Lieb' sogar
Zum bittern Schimpf und an,
Und nimmer traut sie ihr und ihm
Was Gutes zu fortan.

O meine nicht, mein theures Kind,
Was hat man die gemußt?
Am Ende kriegt die Welt Perfekt
Vor dem, was sie nicht glaubt.
Die Welt, sie traut sich selber nicht,
Ist selber ohne Halt,
Wenn Einer nur was Tüchtig's will,
Wird sie gar scheu alsbald.

So zieh hinaus, ich bleib' dir treu,
Sei wacker im Gefecht!
Dein Mädchen soll zu glücklich gemacht,
Und bist ihr immer recht.
Sie zaget nicht, sie klaget nicht,
Sie greint nicht ohne Noth,
Und nur wenn du nicht wieder kommst,
Dann weint sie sich zu Tod.

Trompeten blasen, Fahnen wehn,
Jetzt hab' ich gute Ruh,
Und alle Kugeln treffen nicht,
Du lieber Engel du!
Und trifft es mich und wirft es mich
Ade immer auf den Platz,
So bettle dich zu meinem Grab
Und sind bei deinem Schatz!

Rud. Robt.

Feuilleton.

— **Die Zeichnungen und Aquarelle von Steinle,** die gegenwärtig in der Städel'schen Gallerie ausgestellt sind, geben das herrliche Zeugniß für den schaffenden Reichthum dieses großen und seltenen Künstlers. Eine nähere Würdigung derselben ist uns von kundiger Seite zugesagt. Die Darstellung aus dem Kaufmann von Venedig behandelt die Gerichtsscene; Klarheit, schöne Vertheilung und edle Charakteristik zeichnen sie aus und erinnern an das Gegenstück, in welchem uns Steinle schon vor Jahren die Entführung Zellika's vorgeführt hat. Das letztgenannte Blatt war kunstvoller componirt, indem hier nicht eine Scene des Stücks den Stoff gab, sondern die verschiedenen Motive des bedeutungsvollen Spiels an eine erzählte Begebenheit angeknüpft waren. Von den eben ausgestellten Aquarellzeichnungen beschränken wir unseren Laienbericht auf die Darstellung des cardinale penitentiario, die jeden unbefangenen Sinn innig ergreifen muß und mit den einfachsten Mitteln den Eindruck einer tiefgehenden Rührung hervorbringt. Das Motiv zu diesem kleinen der Zeichenkunst ist folgendes: Während das Jahr über die Beichte und Lossprechung für leichtere Vergehen in der päpstlichen Pfarrkirche, dem Lateran, stattfindet, überträgt für die Charwoche der heilige Vater einem Cardinal die Befugniß der Absolvirens für die sogenannten reservirten Fälle. Der Künstler sah aus dem Zuge der Gläubigen, die bei dieser Gelegenheit an dem Cardinal vorüberwandeln, einen Bauer heraustreten und mit seinem derben Schuhwerk die Stufen beschreiten, worauf der Würdenträger der Kirche den Arm um ihn schlang und seine Beichte anhörte. Diesen Augenblick hat er in dem Bildchen festgehalten, dessen Ausdruck um so bewunderbarer ist, als man von beiden Gesichtern kaum einige Züge fassen kann. — Auch in den Räumen des Kunstvereins befindet sich ein größeres Aquarellbild von Steinle, das oft gemalte sposalizio der heil. Katharina, d. h. die Vermählung derselben mit dem Christuskinde. In dem letztgenannten Lokal wird diese Woche auch eine Reihe von sehr merkwürdigen photographischen Bildern aufgestellt, welche den Schauplatz der Kriegshandlungen in der Krim, Sebastopol, den Malakoff und seine Umgebungen, auf die unmittelbarste Weise veranschaulichen.

— **Dammer und das österreichische Concordat.** Christus hat die Kindlein zu sich gerufen, weil er im Verein mit den Jüngern die jungen Schwärmer schlachten und aufessen wollte. Judas hat sich vom Abendmahl entfernt, weil der Biedermann an Menschenopfern seinen Theil nehmen mochte, sondern in loyaler Weise lieber der hohen Obrigkeit Anzeige machte. Solche Erläuterungen der heiligen Schriftstellen finden sich in dem 1847 erschienenen Werke von Dammer: „Geheimnisse des christlichen Alterthums." Das ist freilich Tollheit mit Methode. Wenn aber in einer Schrift: „die Genesis des österreichischen Concordats" (Leipzig 1856) aus dem Dasein des Dammer'schen Buches die Nothwendigkeit des Concordats hergeleitet wird, so finden wir darin eben auch keine besondere Logik. Den vielbesprochenen Vertrag mit der Kirche hat man seiner inneren Bedeutung nach nicht gegen Dammer oder Heinrich Heine, sondern gegen weit solidere Richtungen ins Werk gesetzt. Dammers Buch ist ohne Einfluß geblieben. Man schützt den Verfasser wegen seines hohen theologischen Talentes, das sich, wo nicht in freien Schöpfungen, doch in der schönsten und vielseitigsten Reproduction kund gibt. Aber seine messianischen Gelüste sind spurlos vorüber gegangen oder beschränken sich auf eine sehr unchristliche Propaganda gegen das Fleischessen zu Gunsten der Mehlspeisen und Gemüse. Dies Ergebniß rührt hauptsächlich eben daher, daß man den naiven Mystiker der Aufklärung nicht von Staatswegen belächelte, sei es aus billiger Klugheit, oder weil kurz darauf die Absetzung Ludwig Philipps anderweitig zu thun gab.

— In unserer letzten Nummer wurde Thorwaldsens Verunehrung besprochen, dessen Original in einem der Säle des quirinalischen Palastes angebracht ist. Neben denselben befindet sich der Trajanstag von Tinelli, aus welchem unter Pius VII. ein „Triumph des Constantin" gemacht worden ist, indem man das Zeichen des Kaisers in ein Kreuz umgestaltete. Jetzt ist er wieder in den früheren Stand gesetzt worden.

st.

Digitized by Google

— In den achtziger Jahren erschien bereits für Deutschland eine Zeitschrift „Pot pourri“ in französischer Sprache. Dieselbe brachte über die erste Aufführung der Räuber von Schiller einen Bericht aus Mannheim, in welchem Folgendes zu lesen war: „Un y voit sans émotion, sur la moindre alternation, le fils empoisonner le père, le frère assassiner le frère. Il est surprenant qu'une telle si long tems renommée pour la beauté de ses spectacles, ait laissé sitôt corrompre son goût. Mais comment peut on prendre pour succès le suffrage du peuple? Ce n'est qu'une curieuse passagère; encore quelques représentations de cinq heures, et le parterre sera lui même justice. — La Noblesse n'y a point paru.“

Dramaturgischer Briefwechsel.

1. Mimulus an Quintus Fixlein.

(3. Januar.)

Sie haben das Amt eines Bühnenschauers übernommen; nicht um es mit der Würde zu üben, die dem Träger des Richterstabes wohl ansteht, sondern um Scherz mit der heiligen Kunst zu treiben. Sie sollten den Dichter belehren, wo er fehlte; den Künstler des rechten Weges weisen, wo er irrte: allein Ihre Belehrung hielt beständig in den Ton der Verhöhnung über; nur statt gerecht zu weisen und aufrecht zu halten, geben Sie dem Strauchelnden einen Fußstoß, daß er vollends zu Boden falle. Sie vergessen, daß Witz nur ein Nothbehelf ist, wenn das rechte Verständniß fehlt, oder der beziehende Ernst des Ausdrucks abhanden gekommen. Witz ist ein Deichstoß; der ächte Kritiker [illegible]kommt das Schwert, und auch dies nur gegen bebartische Verächter des [illegible]rn, nicht gegen strebsame Rekruten der Kunst. Ein Schauspiel will beurtheilt, nicht bespöttelt, — ein Schauspieler will Gründen getadelt oder gelobt, nicht beleidigt werden. Mangelhaftigkeit, selbst wo sie gegen den Dichter und den Künstler ihren Spruch gibt, hat die berubigende Wirkung des Wesbwollens und die guten Folgen eines reinen Bestrauds.

2. Quintus Fixlein an Mimulus.

(6. Januar.)

Die Kunst ist eine Göttin; darum verlangt sie Opfer. Mir ist als Opfer anvertraut, das Theater zu kehren, und meine Ansichten über dasselbe nicht für mich zu behalten. Sie aber fordern noch ein Opfer: ich soll etwas schreiben, wenn ich irrthüre. Immer etwas? Und wenn ich mich gelanweilt habe, soll ich auch das Publikum langweilen? Nein; es ist besser, ja es ist auch würdiger, über sein Unglück zu schweigen. Wenn ich bei so vielen Gelegenheiten, die unsere Bühne bietet, mein Urtheil den künstlerischen Thaten anpassen wollte, dann könnte man mich leicht beschuldigen, ich wolle mich für ausgestandenen Leid rächen. Aber Sache ist vorbei; an Unschuldigen gehts, ist sie Verbrechen: und ich möchte nicht gern der Verbrecher sein, wo das Publikum der Unschuldige ist. Ich gebe zu, daß der Ernst der Kunst den Ernst der Kritik fordern darf; allein dieser setzt zuerst jenen voraus. Sie meinen, man müsse den Dichter wie den Künstler belehren. Ich aber hatte dafür, daß keine Belehrung je die Kräfte zu bauen vermag, die von Wiltelmi zu Scribe und von Herrn Schreinaf zu Dawison führt. Nie haben Schule und Lehre schöpferisch gewirkt; sie vermögen nur Nachahmte zu ziehen, wo die Natur Achtes Talent verlieh. Und obschon ich es jedem Künstler gönne, daß er sich solches zutraut, so müssen Sie auch mir verstatten, in der Regel nicht der Meinung des Künstlers zu sein. Aber ich höre schon Ihre heftige Frage: Und was soll denn eigentlich die Kritik? — Sie soll ein Wahrdrief sein an die Leiter der Bühne, wenn sie die Pfänder ihrer gedrenen Anlagen auswegeiß lassen; sie soll ein Warnungsschreiben sein für die wenigen Künstler, die auf falschen Pfaden irrend, noch so viel Sympathien im geistigen Auge dirrig haben, um den rechten zu erkennen. Sie soll, — und das ist ihre Hauptaufgabe, — gegen den Andrang des Schlechten das Publikum schützen; den galvanischen Strom in sein erschlafftendes Bewußtsein leiten, wenn das Mittelmäßige sich ihm aufdrängen, und im Hause der Kunst den noch übrigen schmalen Raum einnehmen will, der dem Guten und Schönen vorbehalten bleiben muß, daferne nicht die letzte Geschichtsspur der Poesie verlören sein soll. Wenn die Rothhunde gekommen, da Läuter sie die Feuerglocke, und ruft die Bürgerwehr zum Helfen und Retten herbei. Aber zuweilen wähnt sie wohl auch, die rechte Gefahr sei noch nicht da; und dann wird sie am Ende gar der Gefahren gewohnt, blickt sorglos in den Abgrund, pflückt an seinem Rand kleine Blumen des Scherzes, und hofft so, wenn sie der Kunst nicht nützen kann, doch wenigstens eine flüchtige Minute des Lesers erheitrend anregen zu dürfen. Aber eine solche besperdrene Wirksamkeit dünkt Ihnen eine Abirrung vom Lebensstrenge der Kritik. Sie wollen nur nackte Beurtheilung, als schriebe die Kritik nur für den Künstler, und nicht auch für den Leser. Sie erössnen mir, der Künstler sendze nach wohlwollender Unparteilichkeit, und verschweigen mir, daß er unter diesem Wort nur die Parteinahme für ihn versteht. Wie hat der Gelobte das Lob als unverdient gescholten, wie der Getadelte den Tadel als unparteiisch gerühmt. Der Gelobte fragt nicht nach Gründen; der Getadelte fragt nichts nach Gründen. Bede fordern nur Eines von mir: Lob, und hören aus all meinen Gründen nur Eines heraus: Nichtigerklärung des Lobes. Und ist die Kritik denn gezwungen, dem Künstler zu mißfallen, so darf sie sich wenigstens freuen, wenn sie dem Publikum nicht mißfällt.

3. Mimulus an Quintus Fixlein.

(7. Januar.)

Sobald Sie erst einen ferien Blick auf die Hindernisse gewonnen haben, die von Anfang an unserer Bühne unwegsam und gesährlich machten, mögen Sie die Leistungen unserer Bühne gerecht beurtheilen. Vor wenig Wochen kann sollte ein neues Unternehmen zugleich begonnen und vollendet werden. Um neue und alte Mitglieder der Bühne mußte ein geistiges Band gewoben werden, das sie zu einem Ganzen verknüpfte. Zerren noch einige Ringe, um die schöne Künstlerkette zum vollen reichen Kreis zu schließen, so geben Sie denen nicht die Schuld, die nach solchen Kleinoden vergeblich suchten, aber sie nicht finden konnten. Das wäre ein Wunderdäher, der Tenore über Nacht reifen lassen, und Schauspielerinnen von unvollkommenem Krankenbett bervadren könnte! Nehmen Sie einstweilen die Damen so manche Zerren unserer Bühne als ein Pfand dafür, daß sie ihnen sich andere würdig gesellen werden. Krausser hat eine Theaterverwaltung vom Zapfel laufen lassen, die unbesümmert auf den Wellen der Kunst voran segelte kann, gleichviel ob die Zeit der Zuckanreschaft komme oder gehe, ob der Pegel an der Kaffe ein Wachsen oder Sinken zeige. Die dramatischen Werke, an denen unsere Bühne bis jetzt ihre Kraft erprobte, sind ein vollgültiger Beweis, daß die Leiter dieser Kunstanstalt den richtigen Begriff von der geistigen Höhe des Krankfurter Publikums haben. Und so versehen Sie es denn einmal mit dem Ernst, mit der gründlichen Belehrung, mit der kunstgerechten Prüfung; und Sie werden bald die Genugthuung erleben, daß Künstler und Publikum den Versuch als gelungen preisen, und ihn als den ersten Schritt auf einer neuen Bahn betrachten werden, die Sie nie mehr verlassen sollen.

4. Quintus Fixlein an Mimulus.

(8. Januar.)

Alles sünfzehn Wochen genügen nicht zur Rekrutenschule. Sie sagen es; mir bleibt, wo das Wissen fehlt, nur der Glaube. Also Hand es in den Sternen geschrieben, daß wir eine zweite zugendliche Liebhaberin, eine Anstandsdame, einen älteren Charakterspieler, einen feinen Komiker, einen ersten Tenor, eine erste und dritte Sängerin, gar nicht oder nicht nach unserem Bergen haben sollten. Also haben freundliche Mächte gegen uns eine Kunst-Conkurrentsherre verhängt, ähnlich jener Napoleonischen, wo Nait des zu verendenen Kaffees die wackere Cichorie sich bei uns einheimelte. Also hat die Vorsehung es nicht gestattet, zuweilen diese und jene Lücke durch Gastspiele auszufüllen, und uns die Frage verboten, weshalb Dawison zu Mainz und Weimar, Hauste in Karlsruhe, Gmurri in Darmstadt spielt. Also hat Frankfurt jenes Vorrecht, mit seinem Beifall das Siegel auf den deutschen Künstlerruhm zu drücken, und jene Anziehungskraft verloren, die den Zuzug die Spielenmen und von der Sonntag bis zur Zind an ihm gerühmt wurde. O Himmel und alle Musen! Es sordert vereinende Anerkennung, daß dem Heißhunger des Publikums die erschwingen Ambrosia-Gerichte dargereicht wurden, in erreulicher Bedarrtichkeit stets das Vorrerschte, als: Känke und Schmänke, Karl XII., Valentine, Er weiß nicht was er will, die Verlenmung, der letzte Zeugnis, Graf Essex und ähnliche mehr. Werke, wie Donna Diana, der Kaufmann von Venedig, sind höchstens noch eine Würze für den Gaumen literarischer Kleinfädler. Und weil das Publikum ein schwaches Gedächtnis hat, so muß man ihm, als einem schlechten Schüler der Aesthetik, vielleicht Musterstücke recht oft wiederholen; und zwar in der Regel solche, die das Gemüth in seiner Dämmerungsruhe lassen und die geistige Verdauung nicht erschweren. Nur der Mißverstand kann die Behauptung wagen, es sei die Ehre einer zweiten Provinzialen Aufführung meist solchen Stücken geworden, die eine einmalige nicht verdient hätten; und wir im Leben so oft, so gebe auch auf dramatischem Gebiete die Mittelmäßigkeit das beste Anrecht auf Beliebtheit und Gunst. Die so reden, kennen die Neigungen der Menge nicht. Wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, so schreit das Publikum nach Töpfer. Töpfer, Töpfer! Die Leute zu Berlin und Karlsruhe, Dresden und Weimar, München und Würzburg, die die Stücke mit vornehm klingenden Dichternamen vorziehen, krönten an ruhmsüchtiger Eitelkeit. Ich bekenne es trennütig: wir haben, was wir verdienen.

Digitized by Google

5. Mimulus an Quintus Fixlein.

(8. Januar; eilterig.)

Sie selbst leiden an Gedächtnißschwäche; Sie wärten sonst nicht vergessen haben, daß der Kaufmann von Venedig allerdings aufgeführt, und das Haus nie zahlreicher besucht worden ist, als da Shylock und Portia es beseelten; daß Donna Diana, in zwei Wochen zweimal erscheinend, begeisterte Zuhörer fand, die das Werk des Seelenmalers den Arbeiten des Tünchers vorzogen.

6. Quintus Fixlein an Mimulus.

(9. Januar.)

Also ist doch das Frankfurter Publikum noch das alte, sehr, verständige, gefühlklare! Also begeisert es sich für das Schöne, wenn man nur geruht, es ihm zu vergönnen! Nun so vergönne man es ihm denn geschwindigst. Die Kunst ist nicht schwer und die Wahl nicht schwierig; man braucht nur das Repertoire von Dresden, oder meinetwegen von Mainz und Bleibaden einfach auf unsern Theaterzettel nachzudrucken. Ich bitte, Sie werden das Zeug zur Verwirklichung dieses meines Wunsches beitragen. Einflweilen sache ich den Ihrigen zu beferiegen: in der Anlage haben Sie eine Kritik von der Art jener ernsten und wohlmeinenden, mit Grünen reich durchwachsen, wie schwerflüssiges Erz mit Metalladerrn, von denen es erst den wirklichen Werth gewinnt. Sagen Sie mir gefälligst, ob Sie mit diesem Versuche zufrieden sind, und ob er als Muster und Vorbild meiner künftigen teilichen Thaten dienen soll?

Anlage zum obigen Brife, enthaltend die

Bühnenschau.

(9. Januar.)

Auf dem Lande, Lustspiel von Roderich Benedix. Die Menschen in der Stadt sind prosaisch, kleinlich, nur mit dem täglichen Bedürfniß beschäftigt; der Eigennutz ist ihre Religion, Selbstanbetung ihr Gottesdienst; ihre Bildung hat sie der Natur entfremdet, ohne sie empfänglicher für Kunst und Poesie zu machen. Aber die Leute auf dem Lande sind nicht besser, nur derber; ihr Laster trägt keine Larve, aber es zeigt darum nicht ein schöneres Gesicht. Das Schlechte schleicht im Kunstgarten empor; aber es wuchert nicht minder auf dem Aderfelde. Wer weiß das nicht? Adelheid von Waldhaus weiß es nicht. Sie hält das Dorf für einen Rest vom Garten Eden, und will da die Eva (vor dem Sündenfall) spielen; sie verliebt sich in ein schlichtes Bürgermädchen, und geht ans Dorf. Da erlebt sie zum Willkommen, daß ein armes Weib mit ihren Kindern über die Gränzen der Gemarkung getagt wird: die Unglückliche hat durch Verheirathung mit einem „Herzenlosen", (feinbenannten) Auswurf sie den Fremden, wenn er reich an Wünschen und arm an Gelt ist,) ihr Heimathsrecht verloren. Adelheid schenkt ihr zehn Thaler. Sogleich geräth sie in den Ruf großen Reichthums. Matthes, der reichste Bauer des Orts, mit der Tochter des weitentlegenen Bauern verlobt, wird auf der Stelle von großer Hitze erfüllt nach den vermutheten Schätzen der armen Ausstoßmitzigen; und diese, wiewohl sie die Braut des Regierungsraths Reinhold ist, kann sich die Lust nicht versagen, (o Poesie des Naturzustandes!) mit dem gutthigen Matthes zu tobentanzen. Inzwischen kommt sie aber in böses Gerede, weil sie im Haus ihres Pächters die Abschiedsarie genommen; denn obschon dieser das Fräulein für seine Base ausgegeben, so pünkt doch den Bauern (und auch den Zuschauern) dies Besammenleben gar nicht anständig. Adelheid hat auch eine Freundin, Rosamunde Wiesenau, eine Person, die immer nach dem Tatte des beissen Beitgeistmusels einherstirkt: die abgeschmackt sein soll, und der es auch sehr gut gelingt. Rosamunde kommt, romanschreibend, in die Nähe des schlechten Dorfes, trifft im Park ihre Freundin, theilt ihr ein Romanstück mit des zue Stelle, wo ein Fürst ermordet werden soll, und bemerkt, daß sie noch nicht wisse, ob sie ihn mit Gift oder Dolch tödten werde. Ein kauschender Zuschauf verhaftet sie auf solchen Anlaß hin wegen beabsichtigten Fürstenmordes; ein Spaß, der sein den Zeiten von Kabelais schon oft dagewesen. Inzwischen kommt der verschten Rosamunde ihr verlichter Verlobter Bach, wird mit in den politzeilichen Verdacht gezogen und mit verhaftet. Beide werden mit Steicken aneinander gebunden; ein Spaß, der sein den Zeiten von Kabelais noch nicht dagewesen. Nachdem nun noch die hartherzigen und bösartigen Bauern, um Aeriteit von ihrer Dorfluft: zäuftich zu heilen, sich in der Schenke haben prügeln müssen, kommt der Regierungsrath, und erlöst sämmtliche Personen und das Publikum aus allen Nöthen. Das ist die Handlung des Stückes, wovon nun noch wahr: für ein Lustspiel ist sie zu sehr alt, für eine Posse zu matt; ohne heitgen Hintergang, ohne Steigerung, ohne Verknüpfung und Lösung. Aeriteit hat sich ein schönes Ideal von dem Landleben und von der höflichen Unschuld geschaffen; aber dies Ideal wird uns nirgends deutlich vorgeführt. Eben so wenig stellt man uns nachher die höflichen Seiten, die das Landleben als solches ausgezeichnet, richtig und in scharfbegränzter Eigenthümlichkeit dar. Was dem Städter ihren Landaufenthalt verleidet, das Mürrische weiß sie in der Stadt wiederfinden. Dem Stadt- und Landleben haben denselben Inhalt; die Formen sind verschieden. Diese Verschiedenheit hätte man gemacht, dort die verderbte Bildung, hier die Naturwüchsigkeit in denselben Fehlern und denselben Schwächen nachgewiesen, und die endliche Entscheidung Aeriteits für die Rückkehr in die Stadt hätte darauf begründet werden müssen, daß sie, bei gleichem Inhalt, die schönere und glattre Außenseite der höflichen und gebuten vorziehen muß. Aber unser Stück spielt nur an der obersten Oberfläche. Die Charaktere sind ein ferner Nachklang aus Raupach und aus Benedix selbst. Fräulein Adelheid ist eine in der Schule der Allzügtnichtsi erwachsene Dame. Man begreift kaum, wie dieser fade Geist von jener närrischen Dorfgesellschaft geschweigt zu werden vermag; denn jene Narrheit sest ein Wenigee von Genialität voraus. Rosamunde und Bach sind so unbedeutung in all ihrem Thun und Reden, daß ich anfangs nicht anders glaubte, als daß sie sich selbst ironisiren. Aber ich that ihnen Unrecht; sie meinten es ganz ernst mit ihren Thorheiten. Der Zuschüß, den die Ehrzeit fvornt, einmal einen gebrigen Verbrecher zu fangen, damit er zur Würde eines Gendarmen emporstrige, ist die einzige Person des Stückes, die noch allenfalls eine Idee vermeichtigt; aber der Verfasser schentte ihm nicht den derben Mutterwitz, auf den eine solche burleske Gestalt angewiesen ist, sondern belehnte ihn mit will unfruchtbaren Zügen und jener Dummheit, die man nur dann begreifen kann, wenn sie sich über sich selbst lustig macht. Herr Stolz schien sich zu bemühen, den Verfasser noch zu überbieten. Er schuf seinen Zuschüßen in Tracht und Bewegung zu einem Spiegelbild des bekannten Jägers aus dem Sennweiyeter, und zog ihn in die unterste Schichten roher Abgeschmacktheit herab. Er bedachte nicht, daß für die Jadrmaetzbude Manches gut ist, was der Bühne nicht ziemt. Herr Schneider, (Bach) tonnte freilich eine Gestalt, welche die Schöpfer des Lebensathem nicht eingehaucht, mit Geist nicht nachträglich erfüllen; allein es war darum nicht nöthig, sich so anzustellen, als sammerte er stets, armausbreitend und telegraphirend, über die Nichtigkeit seiner eigenen Rolle. Fräulein Jana ischet that für die Adelheid, was man für diese Person überhaupt thun kann; und das ist nicht viel. Fräulein Dettmer pflegt Bauernmädchen recht gut darzustellen; sie konnte von ihrer Gewohnheit auch diesmal nicht abgehen. Herr Starke war ein ganzer Matthes, und verdiente es, der erste unter diesen Bauern zu sein. Fräulein Liebich lachte ihre Rosamunde aus; Niemand kann es ihr verargen. Die Uebrigen sind zufrieden, wenn ich schweige; objectiven wüßte ich nichts über sie zu sagen.

Nachschrift. Bah ich's Ihnen diesmal recht gemacht?

7. Mimulus an Quintus Fixlein.

(10. Januar.)

Abscheulich! ungerechter als je! Ernst haben Sie zwar geschrieben, aber dafür höchst parteiisch; Grünze haben Sie vergebraeht, ohne grünlich zu sein; Ihr Urtheil hat viel Gutes bloß das Bösmachen? Freilich muß man sich seine Feinde zu Verbrechen, ohne ihm machen den Rücken mit Beilhiebe zu streichen. Sie durften nicht verschweigen, sogar wenn drei Lustspiel minder gelungen sein sollte, daß es denselben Verfasser hat, dem Druckfehlers Bäumen für so viel Gelungenes dankbar sind. Ihre Prüfung ist in falschem Tone geschehen; Sie verstehen nichts von der Kunst; ihre Laune ist das Gegegbaud, nach welchem Sie Ihre Urtheile fällen. Eben die Fräulein Dettmer und Herrn Starke haben so haben Sie freilich Recht; aber wenn Herr Schneider und Stolz tadeln, so sind Sie im höchsten Unrecht. Und kurz, Sie bleiben nach wie vor der unbillige Kritiker, der abscheuliche

Quintus Fixlein.

Es sind nun fünfundzwanzig Jahre, daß Meck an der Frankfurter Bühne wirkt; ein Künstler der schon alten Art, der uns sein Herz erschließt, wenn er uns erfreuen will; der uns zu ergötzen und froh zu machen versteht, ohne Pas zeit hinterstein unsres Lachens und zu schönen Thränen. Wenn das Leben so viel trübe und laute Stunden hat, wenn es ein schöner wohlthätiger Beruf ist, sie mit dem Hertzieur gemüthlichen Humors zu erhellen und zu wärmen, so ist Meck der größte Wohlthäter von Frankfurt. Und Frankfurt ist ihm dafür Dank schuldig, und heut sich, am Montag den 21. Januar Gelegenheit zu finden, eine Abschlagszahlung auf diese Dankesschuld zu leisten. Traun an diesem Tage wird es in dem „Meister" von Bruyère und in dem „Armen Poet" wie klatschenden unsres Lachens und zu schönen Thränen sein; sie wird ihm denn auch des Guten recht viel bringen, den Ehren im Frankfurtern, d. h. zugleich im ästhetischen wie im kaufmännischen Sinne. Also, verehrte Leser, auf Wiedersehen Montag Abends.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 4. Frankfurt a. M., den 26. Januar 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Friedrich Maximilian Klinger.

Das hiesige Museum.

Das Siebdrehen. Kulturgeschichtliche Skizze von Karl Gutzkow.

Proben altfranzöischer Romanzen. Von L. Braunfels.

Feuilleton. Zur Mozartfeier. — Brief aus Paris. — Ueber Kunsturtheile. — Neue Aeußerungen über die Streitfrage des Materialismus. — Theresie Artaulds, Ernst und Bieweirmpfs. — Der Romancier des Ghetto. — Pädagogische Mittheilung u. s. w. u. s. w.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte verschweigt uns zwar das unmittelbare Ergebniß, welches dieser Besuch der Frau Cornelia beim Stadtschultheißen und dessen Frau hatte; aus verschiedenen Umständen ist jedoch zu schließen, daß man zu einem allseitig befriedigenden Resultate kam; was aber eigentlich verabredet wurde, welche Entschlüsse erwogen, welche Pläne entworfen wurden, darüber können wir zur Zeit nichts Bestimmtes melden; denn vergebens lauschte unser Ohr an der Thüre von des Stadtschultheißen Arbeitsstube, worin die drei alten Leute über die Widerspenstigkeit der beiden Jungen Berathung hielten; wir hörten nur ein heimliches Flüstern und Piepern, wobei die Stimme der Frau Anna Margaretha am häufigsten zu unterscheiden war; dazwischen brummte der alte Herr seinen tiefen Baß, dann wieder entstand eine lange Pause, nur zuweilen durch einen Seufzer unterbrochen, während der Stadtschultheiß mit schweren Schritten das Zimmer durchmaß.

Jetzt läutete die große Küchenglocke, zum Zeichen, daß die Suppe angerichtet sei; aber es währte noch einige Zeit, bevor sich die Thüre öffnete und Frau Cornelia wegging. Der Hausherr und seine Frau gaben ihr das Geleite durch den Hof bis an's Thor, und wer gerade vorüberging, konnte es mit seinen eigenen Augen sehen, wie der Herr Stadtschultheiß hier der blassen weißgekleideten Dame mit großer Galanterie die Hand küßte, während die Frau Stadtschultheißin sie sogar auf's Zärtlichste umarmte. Mancher Nachbar, manche Nachbarin schaute da verwundert und neugierig aus dem Fenster; gewiß mußte es ein vornehmer Besuch sein, dem so große Ehre beim Abschied erzeigt wurde, und die alte Dame mit der hohen Gestalt und den edlen Zügen sah auch ganz darnach aus, als wenn sie eine Standesperson von ausgezeichnetem Rang wäre.

Auf Wiedersehen! Auf recht baldiges frohes Wiedersehen! rief ihr noch die Stadtschultheißin nach, worauf der alte Herr, der sehr wohl aufgeräumt schien, seiner Frau den Arm bot und sie unter lebhaftem Gespräch in's Haus zurückführte. —

Dagegen waren Beide während des Mittagessens ungemein schweigsam und selbst den jüngeren Kindern entging es nicht, daß es mit dem Besuch der fremden Dame eine ganz besondere Bewandniß haben müsse. Auch Elisabeth sprach während der ganzen Mahlzeit kein Wort und aß nur zum Scheine einige Bissen; aber aus ihrem ernsten Wesen sprach der entschlossene Wille, sich durch Nichts den starken muthigen Sinn beugen zu lassen, und selbst den forschenden, durchdringenden Blick, womit der Vater sie mehrmals während der Mahlzeit ansah, hielt sie ruhig aus.

Nachdem die sänfte Tochter den üblichen Dankvers gesprochen hatte, legte der Stadtschultheiß mit gewohnter Umständlichkeit seine Serviette zusammen, und unterbrach dann das lange Schweigen, indem er zu Elisabeth sagte:

Ich wünsche, daß du in Zeit von einer halben Stunde zu mir heraufkommst, da ich Etwas mit dir zu reden habe.

Wie der Herr Vater befohlen, entgegnete sie, und legte nun auch ihre Serviette mit der nämlichen Genauigkeit zusammen. Es war ein sonderbar langer, aufmerksamer Blick, womit der Vater ihr dabei zusah, als beobachte er es zum Erstenmal, wie sie in Allem, selbst im Kleinsten, ihm so gänzlich gleichgeartet, daß sie sogar die Serviette in die nämlichen Falten legte, wie er es selber zu thun gewohnt war.

Elisabeth begab sich, nachdem der Vater weggegangen, hinauf in ihre Kammer, setzt entschlossen, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen. Zugleich aber benutzte sie die ihr vergönnte kurze Frist, um sich so geschmackvoll und anmuthig als möglich zu kleiden, indem sie sehr wohl wußte, daß dies des Vaters schwächste Seite war. Sie putzte sich daher, während es ihr wie Cennerlast auf dem Herzen lag, so sorgfältig heraus, als wolle sie den sprödesten Jüngling in ganz Arkadien erobern, und bald sagte ihr der kleine Spiegel, daß selbst Circe dem Odysseus nicht reizender erschienen sein konnte.

Nun soll er mir den gradlinigen Doctor mit dem trockenen Holländergesicht aufdrieben, wenn er das Herz dazu hat! sagte sie im Vorgefühl ihres Sieges. Und hilft Alles nichts, wohl denn, so will ich nicht umsonst seine „Prinzeß Tochter" gespielen haben, so will ich ihm sagen, welchen Mann ich liebe und für wen allein dieses Herz in hoher Liebe schlägt!

Mit diesem muthigen Vorsatz ging sie hinunter und trat festen Schrittes in des Vaters Stube, eben als der alte Herr seinen letzten Sprung vom Motionssattel herunter gemacht hatte, noch ganz roth im Gesicht von der anstrengenden Leibesübung, die er täglich nach Tische vorzunehmen pflegte.

Alle Wetter, mein Kind, hast dich ja wie zum Verspruch aufgeputzt! rief er und sah sie mit großen staunenden Augen an, denn so schön und stattlich war sie ihm noch niemals vorgekommen.

Digitized by Google

Sprich, was bedeutet der Criminalstaat? Denn für mich, das machst du mir nicht weiß, hast du die neue himmelblaue Kommode mit den feinen Falbeln nimmermehr angelegt!

Wenn's nun aber doch an dem wäre? entgegnete das kluge Mädchen und sah ihn dabei mit einem so zärtlich treuherzigen Blicke an, daß der alte Herr ganz davon bezaubert wurde. Oder weiß etwa der Herr Vater einen Mann, dem ich lieber gefallen möcht' als Ihm?

Nun, nun, was nicht ist, kann noch werden, sagte Herr Johann Wolfgang, faßte sie dabei unterm Kinn und schien eine Weile ganz in ihr Anschauen verloren. Da aber besann er sich plötzlich auf den Zweck ihres Hierseins, der Ausdruck seiner Miene wurde ernst und feierlich, und in einem sonderbar bewegten, fast wehmüthigen Tone sagte er:

Warum mußtest du dich aber auch gerade am heutigen Tag so schön machen, mein Kind? Hättest lieber dein schlichtes Hauskleid anbehalten sollen, anstatt mich durch deinen jungfräulichen Liebreiz daran zu gemahnen, daß die Zeit nahe bevorsteht, wo du dich nicht mehr für deinen alten Vater und deine liebe Frau Mutter so ziertich benehmen wirst. Ad vocem Frau Mutter! Hat sie dir von dem bewußten Casus gesagt, worüber ich jetzo ein Näheres mit dir reden will?

Ich höre den Namen zum Erstenmal in meinem Leben, wer ist der Herr Casus? erwiderte Elisabeth so unbefangen und treuherzig als ihr möglich war.

Ich wollte sagen von dem bewußten Casus mit dem Doctor Goethe, sprach Herr Johann Wolfgang und hatte Mühe, sich des Lachens zu enthalten.

Ah so! Den meinte die Frau Mutter? rief Elisabeth und stellte sich auf's Höchste überrascht. Nun freilich begreif' ich's, daß sie mir den Namen dieses Freiers nicht sagen wollte. Wie hätte sie auch sonst bei ihrem Sermon ernsthaft bleiben können! Gott sei Lob und Dank, daß es bloß der Doctor Goethe ist!

Bloß der Doctor Goethe? Wie soll ich das verstehn, mein Kind? fragte Herr Johann Wolfgang und runzelte die Stirne.

Das ist doch sehr klar und natürlich, versetzte die Tochter und hielt sicher seinen ernst forschenden Blick aus. Denn einen andern Freier als eben den guten Doctor, würden vielleicht meine theuren Eltern für einen passenden Mann für mich gehalten und in der gütigen Fürsorge um ihres Kindes künftiges Lebensglück seine Werbung willkommen geheißen haben; wäre nun aber, was ich für alle Fälle zum Voraus betheuern kann, mein Herz ihm entgegen gewesen, ach, wie schwer hätte es mir da werden müssen, meine guten, hebevollen Eltern zu betrüben und ihnen durch meine Weigerung Leid und Kümmernis zu verursachen! Nun ich aber weiß, daß es der Doctor und kein Anderer ist, der um mich freit, bin ich beruhigt; denn ich weiß zugleich, daß der Vater nicht im Scherz, geschweige denn im Ernste daran denkt, mich zu einer solchen Wahl zu überreden, der mein ganzes Herz widerstreben würde.

Was ist dir denn an dem braven, grundsoliden Menschen so conträr? fragte der Stadtschultheiß mehr verwundert als erzürnt über diese unverhoffene Abneigung der Tochter gegen den von ihm begünstigten Freier.

Ich habe nichts gegen seine Bravheit einzuwenden, sagte Elisabeth; setze auch keinen Zweifel in seine Solidität. Conträr ist mir nur der ganze Mensch, wie er geht und steht, wie er den Kopf dreht und an den Mundwinkeln zupft; weil er in Allem ein auswendig gelernter Mensch ist, an dem kein natürlicher Faden, kein Funke freien, schönen Gefühles aufzuspüren ist.

Ei, ei! Hm, hm! Das thut mir ja wirklich sehr leid für den Doctor! brummte der Stadtschultheiß wie zerstreut vor sich hin. Hätt' ihn mein Lebtag nicht für so unehen gehalten! Freilich, wo kein Funke an ihm ist, soll mich's auch nicht Wunder nehmen, daß du kein Feuer gefangen hast. — Wie? Wie? Was sagst?

Diese Aussuche, plötzlich und ohne Uebergang im rauhesten und heftigsten Accent hervorgestoßen, verriethen Elisabeth, daß der Zorn in ihm zu kochen anfange, wobei seine Augen unter den buschigen Brauen hervor so röthlender Blitze auf sie schossen, als wolle er sie zugleich durchbohren und zu Boden schmettern.

Was sagst? Ein auswendig gelernter Mensch? fuhr er in fürchterlicher Heftigkeit fort und schüttelte die grauen Locken wie ein zürnender Olympier. Woher hat die Jungfer Gnädigenweil diese neumodische Redensart? Wer gibt ihr das Recht, so despectirlich von einem Manne zu reden, den ihre Eltern doch zu ihrem? Auf der Stelle will ich wissen, wer dir das eingeblasen hat?

Ach, Herr Vater, Herr Vater — !

Nir da mit dem Gestenn und Gezimper! Die Parole verlang' ich: Was heißt ein auswendig gelernter Mensch? Hast wohl den Doctor schon inwendig beschaut?

Ach, Herr Vater, habe Obacht, sonst springt Euch die Schuhschnalle wieder ab! rief Elisabeth, als Jener, kaum noch Herr seiner selbst, mit dem Fuß so heftig gegen den Boden stampfte, daß die ganze Stube davon erdröhnte.

Der Alte verstand augenblicklich, was sie damit sagen wollte; die plötzliche Erinnerung an seinen neulichen Wutbausbruch auf dem Rellenbeet brachte ihn zurecht aus der Fassung, um ihm gleich nachher seine Besonnenheit wiederzugeben; er sah das kluge Mädchen groß an, schaute dann auf seine Schuhschnallen, sein Zorn wich der Beschämung über sein leidenschaftliches Aufbrausen, alsbald mäßigte er seinen blinden Eifer und sagte in einem ungleich ruhigeren, fast niedergeschlagenen Tone:

Ja, ja, so erlebt man's, daß Einen die eignen Kinder in die Anschauung hineinbringen! Wozu brauchst mich auch durch dein schnippisch Gerede so sehr in Fürzorn zu setzen? Können wir die Sache nicht mit Ruhe und Gelassenheit abfrechen? Wozu die große Gewalt, wo sich's doch um einen so friedfertigen, zuhergiegen und modesten Menschen wie den Doctor Goethe handelt! Sprich, ist er dir denn so ganz und gar zuwider? Wenn ich dir nun sage, daß ich und deine Mutter ihm schon so gut wie gewiß das Jawort gegeben haben, wirst du dann noch auf deiner Abneigung gegen ihn beharren?

Letztere Frage, in einem ebenso herzlichen als bestimmten Tone an sie gerichtet, drohte Elisabeths Muth gänzlich niederzuschlagen; eine noch tiefere Blässe bedeckte ihr Antlitz, Thränen stürzten ihr aus den Augen und ein heftiges Zittern überfloß ihren ganzen Körper.

Was sagst der Herr Vater? stammelte sie. Ich soll des Doctors Frau werden? Nimmermehr!

Das wird sich finden! sprach der Stadtschultheiß kurz und finster. Er hat das Jawort deiner Eltern, willst du uns Lügen strafen, Mädchen?

Nimmermehr werd' ich seine Frau, denn mein Herz gehört einem Andern!

Was saselst du, Mädchen? rief der Stadtschultheiß und lauschte hoch auf.

Ich liebe einen andern Mann und werde darum nimmermehr des Doctors Frau! wiederholte Elisabeth mit dem Muth der Verzweiflung.

Auf der Stelle bekenne die volle Wahrheit! Wer ist der schändliche, der ehrlose Mensch?

Mäßige Er Seine Rede, Herr Vater, sprach sie mit feierlichem Ernste und auf ihrem Antlitz strahlte der Triumph ihrer hohen Liebe. Wenn ich Ihm den Namen des Mannes sage, dem ich mein Herz für immer zu eigen gab, dann wird Er schnell Sein voreiliges Wort bereuen; denn mein Liebhaber ist von hoher Geburt . . . .

Am Ende gar ein Baron, wie der saubere Narcis! hohnlachte der Stadtschultheiß wuthschäumend.

Höher hinauf, Herr Vater!

Digitized by Google

Ein französischer Marquis Flatterdieu? Ein Graf aus dem Mond?

Höher hinauf, Herr Vater!

Ein Prinz aus dem Schlaraffenreich? Ein Herzog aus dem sauren Gurkenland?

Höher hinauf, Herr Vater! Die Leiter hat noch viele Sprossen.

Ein Reichsfürst? Ein Palatin von König Arnos' Tafelrunde?

Immer noch höher!

Wie, du ungerathene Dirne, so treibst du schulden Spott und Ulk mit deinem alten Vater? Hol' dich der Geier lothweis, du sündhafte Aar!

Halte ein, Herr Vater! rief Elisabeth glühend, riß ein kleines Medaillon aus ihrem Gewande, hielt es ihm dicht vor die Augen und fragte mit leuchtendem Blicke:

Kennt Er den Mann, Herr Vater?

Der Kaiser? stammelte er und prallte drei Schritte von der Tochter zurück.

Mein einzig und ewig Geliebter! rief sie und drückte in schwärmerischem Entzücken das kleine Bild auf ihre Lippen.

Herrn Johann Wolfgang aber stierte und stimmerte es vor den Augen, er mußte sich wankend am Sessel festhalten und ihm war dabei zu Sinne, als schaue er noch einmal, wie jüngst im Traume, so jetzt in der Wirklichkeit, den Gottstern auf der Tochter Stirne, der ihre ganze Gestalt wie mit überirdischem Scheine verklärte.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Maximilian Klinger.

Zur Kenntniß seines Lebens und seiner Schriften.

(Fortsetzung.)

Um die Anfangsjahre des neuen Jahrhunderts erkennt man in Klinger völlig jene durchgebildete sittliche Erscheinung, als welche er sich in seinen acht großen Romanen kundgibt. Die Epoche der Umwälzungen hatte er mit eindringendem Blick beobachtet; vor Allen waren es zwei Beziehungen derselben, die ihn anzogen. Zunächst die Einwirkung der Revolution auf Deutschland und die Versuche, neue Ideen auch in das heimische Staatswesen einzuführen. Die letzteren berührten seine Lieblingsgedanken über das Verhältniß des Idealen zur verdorbenen Wirklichkeit so nahe, daß er sie nicht unbeachtet lassen konnte. Mit wunderbarem Scharfblick bringt er, obwohl in der Ferne lebend, in diesen Theil unserer inneren Geschichte ein, und ein künftiger Darsteller derselben wird, wenn auch nicht für das Einzelne, doch für die Stimmung und Auffassung bei Klinger schöne Studien machen können. Er war nie ein Mitglied des Illuminaten-Ordens und glaubte nicht, daß ein Sitz unter dem flammenden G, dem Symbol der Erleuchteten, zu höheren Einsichten bringe. Schlosser dagegen, mit dem er in beständigem Verkehr war, zählte zu den eifrigen Genossen solcher Bündnisse; es ist derselbe Schlosser, den Tieck im geistesleeren Kater unter seinem wirklichen Namen eingeführt; er wird im Lustspiel als ein wärdiger Mann bezeichnet, doch aber wegen der übertriebenen Erwartungen, die er für das Wohl der Menschheit von den geheimen Gesellschaften hegte, arg verspottet.

Was Klinger zweifellos nie aus den Augen verlor, war die innere Entwickelung Bonaparte's, die er aus seinem äußeren Lebensgang zu erkennen suchte. In demselben sah er, wie damals noch Tausende, den letzten Anhaltspunkt für eine ideale Weltanschauung; in ihm sollte gleichsam noch einmal, zum letztenmal, erprobt werden, was die selbständige Geistesgröße, beseelt durch wohlwollende Absichten, von ihrem erhabenen Ausnahms-Standpunkte zum Heile der Welt wirken könne. Schon im Jahr 1802 schien die Probe verfehlt, und als Napoleon sich mit byzantinischem Kaiserprunk umgab, zeigte sich die Anzeigung bei Klinger eben so heftig wie bei einem Beethoven und Anderen; sie galt nicht mehr dem Einzelnen, sondern trug einen fast menschenfeindlichen Charakter.

Unter dem Wechsel der Ereignisse hatte sich Klinger eine so gebrungene, feste, durch und durch makellose Persönlichkeit bewahrt, daß die an ihm gemachten Ausstellungen spurlos zerstieben. Er hatte sich durch Biederkeit und strengen Sinn das Vorrecht der Aufrichtigkeit „trotz der Eifersucht so vieler Magnaten" erworben. Auf dem schlüpfrigen Boden, wo sein Menschhof dem Bäckersohn die abenteuerlichsten Glücksspiele stattgefunden, hielt er sich in dem Gunstgetriebe mit rauhem Ernst aufrecht. Seine Weltanschauung war durch die herbe Ansicht bedingt, daß jedes Ideal von Tugend und Glück in dieser Welt zu unterliegen bestimmt sei. Ein Thor ist, wer an den leichten Sieg des Guten um deswillen glaubt, weil es sich seiner Vorstellung als unzweifelhaft einprägt. Gleichwohl sind die Momente, wo ein Eifer für die Tugend im Kampfe steht, Silberblick und Lichtglanz der Menschheit; sie leuchten als eine Sternenreihe durch die Nacht und deuten auf das höher Wallende, das Niemanden seine Gründe enthüllt, warum es Steffen solchicher Art die Herrschaft verleiht. Dem Tacitus in mancher Beziehung ähnlich, glaubt er wie dieser an die Macht des Schlechten, aber auch an das kämpfende Streben der Tugend, die er das Aeckeldiplom der Menschheit nennt. Jedoch dieses Streben ist auch des Edlen einziger Lohn, weder gelangt er zur Durchführung dessen, was er im Herzen trägt, noch erkennt er die nothwendigen Ursachen, warum solches nicht sein könne. Dies ist der Weltlauf, wie Klinger ihn ohne Beschönigung darstellt, da ihm die Wahrheit höher steht als die Kunstforderung der dichterischen Gerechtigkeit.

Insoweit ist seine Anschauung nicht trüber als diejenige, die Schiller in den „Worten des Wahns" kundgibt und die uns, im Zusammenhang mit dem philosophischen Idealismus jener Zeit, bei Hölderlin und Anderen begegnet. Wir finden sie noch in einem der herrlichen deutschen Gedichte, dem „Rückblick" von Ernst Moritz Arndt:

> Wir sind mit Hand und Fuß im Netz.
> Mit Schandel und mit Schwange;
> Und woh'n wir drehen aus der Brin,
> Wir jerren uns nur fester ein.
> Doch über all' der Saus und Braus,
> Ueber all' die grausen Säge
> Schwingt oft das Herz sich hoch hinaus
> Und glaubt an keine Netze.

Durch seine Ansichten über den Weltlauf wäre Klinger nie so verletzend erschienen, wenn er nicht dem persönlichen sittlichen Streben ein so geringes Maß von Werth zusprächte. Allgemeine Grundsätze des Handelns hält er für hohle Formeln; der zwingende Gang der Ereignisse, die Macht der persönlichen Zusäude scheint ihm so überwältigend, daß er dem Menschen nur eine bedingte Willensfreiheit zu Gute kommen läßt. Der Schwache schmeichelt sich mit seinem erhabenen Streben, wie der Schlafende mit seinem Zing im Traum, der, wie Jeder weiß, nie aufwärts geht, sondern einem sanften Fallen gleicht. Der gute Wille wird beinahe verächtlich, wo das nöthige Maaß von Kraft fehlt. Mit durchdhdrehendem Scharfblick zeigt der Dichter oft in den anscheinend schönen Bestrebungen seiner Helden die versteckte Eitelkeit und Selbstsüchtigkeit. Klingers Werke, sagt der feindlichende Wachler, hinterlassen einen herzerwundenden Eindruck und machen mit geheimen Zuständen bekannt, deren Beschaffenheit ein räthselhaftes Dunkel birgt.

Der Mann, der die Welt in so mannigfachen Sphären beobachtet hatte, faßte im fünfen Jahrzehnd seines Lebens den Plan, seine Kenntniß derselben in einer Reihe von großen Romanen anschaulich zu machen. Wir glauben nicht, daß er sämmtliche Entwürfe gleichzeitig gefertigt hat; zu den oben genannten Werken war schon 1793 der Rafael de Aquilas gekommen. Aber aus seiner Sturm- und Drangzeit war ihm der Trieb übrig geblieben, in seine Schöp-

Digitized by Google

fungen den vollständigen Inhalt seines Selbst niederzulegen, und der Rahmen eines Werkes schien ihm dafür nicht auszureichen. So ordnete er das bereits Erschienene in Gedanken mit Demjenigen, was er noch zu geben gedachte, in ein erschöpfendes Ganze, worin er die Summe seiner inneren Erfahrungen aussprechen gedachte. Alles und Neues wurde in jene gleichmäßigere Form gebracht, in welcher seine sämmtlichen Werke später (1809—16) zu Königsberg erschienen. So auch werden sie, als wichtige Ergänzung zu den ganz-Klassikern, auf die Nachwelt kommen. Ihm fehlt die durchsichtige Klarheit der Goethe'schen Kunst und noch mehr jene feierliche Grazie des Ausdrucks, die Schillers Ideal umweht. Aber er besitzt eine Schreibart von starkem Nerv, ohne Verzierung der Redekunst und des Witzes, dazu eine seltene Festigkeit der Umrisse. Goethe rühmt die Sicherheit, womit er seine Figuren nach Alter und Gattung zu unterscheiden weiß. Wie jeder wahre Menschendarsteller richtet er ein scharfes Auge auf die geschlechtlichen Beziehungen, deren heben- den oder herabdrückenden Einfluß er mit fast erschreckendem Kennerblick enthüllt. Für den dürftigen Rahmen unserer heutigen Mädchen- schulenpoesie würden daher seine Gemälde nicht passen. Von sprach- lichem Reiz und feiner Ausarbeitung hat er nur soviel, als er zu seinem großen Zweck bedurfte. Wollte er ja bloß in starken Zügen die menschlichen Triebe darstellen wie sie in Staat und Gesellschaft ausgebildet erscheinen; den Kampf zwischen dem idealen Schwung und dem gemeinen Gange der Dinge, zwischen einer höheren Ur- sprünglichkeit und der zähen Macht des Herkommens.

Sein Styl ist ohne Vorbild; nur in den Sentenzen merkt man zuweilen die Einwirkung des Tacitus, den er so gerne las. So zum Beispiel wenn er mit schneidendem Spotte dem rechtschaffenen Manne den Rath gibt, sich einige Lächerlichkeiten zuzulegen, damit er der Gesellschaft die Last der Achtung, die sie ihm widmen muß, leichter mache.

Von den Romanen sind die „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" und der in Gesprächsform abgefaßte „Weltmann und Dichter" noch die liebarsten im gewöhnlichen Sinn; aber auch sie enthalten viel Verlegenes. Wenn die Humanität lehrt, daß jeder Einzelne seinen Werth und seine Berechtigung zum Glück habe, so sind nach dem Urtheil des Weltmannes die Menschen ent- weder dazu bestimmt, Andere zu gebrauchen, oder von Anderen ge- braucht zu werden. Leute der letzteren Art können große Gaben besitzen, es mangelt ihnen aber die nöthige Selbstheit, um Etwas mehr als Werkzeuge zu sein. Es ist ungefähr die Ansicht von Albano's Vater in Jean Pauls Titan. Wenn solche Ergebnisse hinreichen, um selbst Goethe'sche Werke, wie den Großcophta, bei der Leserwelt unbeliebt zu machen: wie konnte Klinger volksthümlich werden, bei dem dieselben scheinbar den Grundton ausmachen? Glücklichere, leichtere Talente haben den Schatz gehoben; und aus manchem verbreiteten Werk, wie z. B. aus Zschokke's Millionär und dessen köstlichem „Narren des neunzehnten Jahrhunderts" blicken uns die Gestalten Klingers freundlicher und klarer, wenn auch mit flacheren Zügen entgegen. Daß auch das anziehende Buch der Be- trachtungen nicht die verdiente Würdigung erlangte, mag auffallender sein. Professor Weber (vordem Lehrer am Frankfurter Gymnasium) sagt darüber: „Ihren Labruyère und Larochefoucault erheben die Franzosen; du bist tausendmal mehr, und du liegst".

(Schluß folgt.)

Das hiesige Museum.

Das Institut, worüber ich Ihnen berichte, ist dasjenige, dessen Namen Ihr Blatt adoptirt hat, mit der Absicht, in literarischer Be- ziehung das zu sein, was jenes einst als Kunststiftung war, eine Repräsentantin des hohen Sinnes unserer Stadt für alles Gute und Schöne. Das alte Frankfurter Museum hat freilich schon lange aufgehört, die verschiedenen Richtungen der Künste und Wissenschaften zu pflegen, und nachdem es besonders in den dreißiger Jahren sich nach allen Seiten hin verflacht hatte, hat es sich jetzt ganz der Ton- kunst gewidmet, und seine Sitzungen haben sich in einfache Abonne- mentsconcerte verwandelt. Diese Metamorphose, zu der freilich der alte Name nicht mehr ganz paßt, hat aber doch ihr Gutes; es wird doch wenigstens in einer Gattung der Kunst Ernstes und Erkleckliches erstrebt. Das Museum ist jetzt die Vereinigung, in welcher der musikliebende Frankfurter seinen Jahresbedarf an Beethoven'schen und anderen Symphonieen genießt, und wo er als leichtere Kost Ouvertüren, größere Kammermusikstücke und Gesangspiecen aufge- tischt bekommt. Es ist keine Frage, daß das Publikum der Museums- abende ein sehr ständiges ist, welches sich alle Winter regelmäßig wieder einfindet, nur daß es in den letzten Jahren ernster, aufmerk- samer und strenger in seinen Anforderungen geworden. Desgleichen ist aber auch die Bemühung des Vorstandes und des Dirigenten ersichtlich, auch dem früheren Einerlei der Programme herauszukom- men, und neben den klassischen Werken der großen Meister auch sonstige interessante Erscheinungen der musikalischen Literatur vor- zuführen. Trotz Alledem kann es dem Unbefangenen nicht entgehen, daß diese Museumsconcerte nicht Das sind, was sie in einer be- völkerten, reichen und kunstsinnigen Stadt wie Frankfurt sein könnten. Woran liegt das? Der einzige Grund, der das Aufblühen des Museums als Concertinstitutes hindert, ist die äußerst mangelhafte Localität, in welcher die Concerte stattfinden. Ein trüber, nackter Saal ohne alle Bequemlichkeit, ohne genügende Größe, mit engen, häßlichen, unreinlichen Zugängen! Kein Wunder, daß ein Theil des Publikums, wenn es auch gerne seine Abende dem Dienste der Tonkunst weihen wollte, sich nicht angezogen fühlt durch enge und unbequeme Sitze, Kälte des Raumes, völligen Mangel an Comfort, während bei der schon jetzt stattfindenden Unzulänglichkeit des Saales eine größere Theilnahme des Publikums ohnedies unmöglich gemacht ist. Gerade durch die ungenügende Größe der Localität wird aber auch die Einnahme der Museumsgesellschaft geschmälert, und daraus folgt, daß bei den Aufführungen, namentlich in Hinsicht auf die An- zahl der Orchesterproben und in Hinsicht auf das Engagement tüch- tiger und zumal fremder und etwa berühmter Solisten, ein Spar- system beobachtet werden muß, welches der Kunst selbst und den Concerten insbesondere nicht förderlich sein kann. Es kann dem ver- ehrlichen Vorstande des Museums daher gewiß nicht verargt werden, wenn er die wohlgemeinte Absicht hegte und durchführen wollte, die Concerte aus dem Weidenbuschsaale in die heiteren, prächtigen Räume des Schauspielhauses zu verlegen; denn bei dem Mangel eines wür- digen Concertsaales wäre dies der einzige Raum gewesen, der Be- quemlichkeit, Schönheit und hinlängliche Größe in sich vereinigt. Allein die Erfüllung dieser Absicht ist an dem entgegengesetzten Willen der Museumsmitglieder gescheitert; ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir hier nicht untersuchen. Jedenfalls wurden viele musikalische und gesellschaftliche Bedenken geltend gemacht. Dagegen scheint uns hier der passende Ort, um das alte Klaglied von Neuem anzustimmen, daß das reiche Frankfurt bis jetzt nicht dahin gekom- men ist, für Concerte und sonstige Festlichkeiten einen anständigen, geräumigen und vielleicht gar künstlerisch ausgeschmückten Saal zu besitzen. Wie lange wird es wohl noch dauern, bis die hiesigen Musikfreunde sich zu einem solchen Unternehmen vereinigen, welchem gewiß die Geldbeutel reicher Mäcene nicht verschlossen bleiben würden, und das, von der richtigen Hand erfaßt und geleitet, nicht mißlingen könnte? Jetzt ist die Hoffnung dazu, nachdem der Plan des Bürgervereins, einen großen Saal zu bauen, längst im Meere der Vergessenheit versunken, gar klein geworden.

Wenn ich Ihnen jetzt noch eine Uebersicht der Leistungen der fünf ersten Museumsabende gebe, so geschieht dies in kurzer und übersichtlicher Weise, indem ich nur Dasjenige hervorhebe, was als besonders interessant oder als neu erwähnt zu werden verdient.

Digitized by Google

Von Symphonien wurden aufgeführt die in d dur, b und f von Beethoven, die a moll Symphonie von Mendelssohn, die d moll Symphonie von Spohr. Neu für uns war die letztere, ein reizendes melodiöses, frisches Werk aus Spohr's bester Zeit, für die philharmonische Gesellschaft in London componirt. Diese und das Octett von Spohr, gleichfalls aus dessen Blüthenzeit, mit herrlichen Variationen über eine Melodie von Händel, repräsentirten diesen Meister aufs würdigste. An Ouvertüren hörten wir die zur Genovefa von Rob. Schumann, welche nicht zu erwärmen vermochte und den Mangel an frischer Melodie durch kunstreichen Bau nicht ersetzen kann; die grandiose Ouvertüre zu Coriolan von Beethoven; die hübsche Salon-Ouvertüre „Najaden" von Sternsdale Bennet; die lärmende Ouvertüre zur Olympia von Spontini, keine gerade glückliche Wahl; endlich die zu Mozart's Zauberflöte in einem so gemäßigten Tempo, daß manche an das Absagen dieses Tonstückes gewöhnte Musikphilister unruhig wurden und zum Theil ihre Mißbilligung aussprachen; trotzdem erklärten die meisten Kunstfreunde, und insbesondere die Kenner, daß sie dieses Meisterwerk nie mit größerem Genusse angehört und nie sich an dem klaren, durchsichtigen, wundervollen Bau desselben mehr zu ergötzen Gelegenheit gehabt hätten.

Von den Gesangstücken müssen wir besonders die schönen Chorgesänge erwähnen, die von Dilettanten (meist Mitglieder des Cäcilienvereins) im zweiten Concert vorgetragen wurden, nämlich „Verleih uns Frieden" von Mendelssohn, und ein „Adventslied" von dem tüchtigen Dirigenten Messer. Letzteres ist eine äußerst brillante Composition, fast mit zu viel Orchesterzauberei. Auch scheint uns durch den zu wirkungsreichen Satz der ersten Strophen eine Steigerung bis zum Schlusse unmöglich gemacht zu sein.

Zum Schlusse kommen wir zum Resultate, daß das Museum unter den gegebenen Verhältnissen, falls man es nämlich als einen Verein zur Abhaltung von Abonnementsconcerten ansieht, und falls man die ihm angewiesene ungünstige Localität, in welcher das Institut nicht zur vollen Gesundheit erstarken kann, in Anschlag bringt, in seinen Leistungen nicht zurückgegangen ist, sondern in den letzten Jahren seine Aufgabe ernster und würdiger erfüllte als früher.

Das Siebdrehen.

Kulturgeschichtliche Skizze.

Das Sieb galt im Alterthum und Mittelalter als ein heiliges Geräth. Obgleich es im Sprichworte heißt: „Wasser mit dem Siebe schöpfen" —

„Wer lernen will ohne Buch,
Schöpft Wasser mit 'nem Sieb in den Krug."

womit man eine nicht ausführbare, unmögliche Sache andeuten will, so wurde doch bei den Alten Glück und Unglück, Schuld und Unschuld erprobt, indem der betreffende Mensch Wasser in einem Siebe tragen mußte; lief es nicht durch, so bedeutete dies Glück und Unschuld. Die alten Polen ließen vor ihrem Herre ein Sieb mit Wasser tragen, lief es nicht durch, so war dies ein Zeichen des sichren Sieges. — Plinius schon spricht von einem Mädchen, dem eine Here aufgibt, Wasser in einem Siebe zu holen. Die Vestalin mußte Feuer in einem ehernen Siebe tragen, und ein altes hänisches Mährchen spricht sogar vom Tragen der Sonne in einem Siebe. (Grimm, deutsche Mythologie). Shakespeare (Macbeth, I, 3.) läßt eine Here sagen:

„Ihr Mann ist nach Aleppo, führt den Tiger;
Doch schwimm' ich nach im Sieb, ich kann's,
Wie eine Ratte ohne Schwanz."

Eine volksthümliche Neckräthselfrage heißt: „Wie kann man Wasser in einem Siebe tragen?" — Antwort: „Wenn das Wasser gefroren ist." — Das Sieb wurde auf allerlei Arten und Weisen zum Wahrsagen und Weissagen gebraucht. Ob es auch in der Art gebraucht wurde, daß man durchsah, um das Verborgene zu erkennen, mag wohl unausgemacht sein, obgleich in Goethe's Faust folgende Stelle vorkommt:

(Hexenküche.)

„Mephistopheles.
Was soll das Sieb?

Der Kater (holt es herunter).
Wärst du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.
(Er läuft zur Kätzin und läßt sie durchsehen.)
Sieh' durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb,
Und darfst ihn nicht nennen?"

Und im 1. Act von Clemens Brentano's Drama, die Gründung Prags:

„Libussa.
Es starrt ihr struppichts Haar gleich einem Besen,
Und aus den Augen blickt sie, wie nach Dieben
Die Here durch die Zauberfiebe sieht." — —

Weniger durch das Sehen des Menschen, als vielmehr durch das Drehen des Siebs ward geweissagt, und zwar bei den Griechen auf die Art, daß das Sieb an einem Faden in die Höhe gehalten wurde: man betete zu den Göttern, sprach die Namen der Personen, die man wegen eines Diebstahls oder dergleichen im Verdacht hatte, der Reihe nach aus, und bei dem Namen des Thäters gerieth das Sieb in Drehung. Auch Lucian (im Pseudomantes) gedenkt des Siebwahrsagens, und in Theokrits dritter Idylle (Amaryllis) findet sich folgende Stelle:

„Wohl erfuhr ich es jüngst, mich erkundigend, ob du mich liebest;
Denn ein Gerücht verjagte das angeschlagene Mondlicht;
Völlig tauch' ereplatzt' es, am Reischigen Myrre verwettend.
Auch hat wahr Agröe, die Siebprophetin, gewerissagt,
Die jüngst Kräuter zu spähn abbreete: daß dir mein ganzes
Herz anhängt, du aber im mindesten meiner nicht achtest." —

In einigen Gegenden Griechenland soll noch gegenwärtig die Sitte bestehen, daß eine Verlobte, wenn sie in das Haus des Bräutigams eintritt, sich auf ein Sieb aus Linnen stellen muß: zerbricht dasselbe, so wird das Mädchen für unbescholten und rein gehalten; zerbricht es nicht, so wird sie, als unkeusch und unzüchtig in's elterliche Haus zurückgeschickt. — Die Weissagung durch's Sieb hieß Keokinomantie, und die sprichwörtliche Redensart: „Cribro divinare — durch's Sieb weissagen" war noch in den letzten Jahrhunderten gebräuchlich. In Deutschland, Frankreich, Dänemark war das Siebdrehen (Siebtreiben, Sieblaufen, Siebjagen, der Siebtanz) sehr im Gebrauch, und mag wohl hier und da vielleicht noch in Ausübung sein, besonders in abgelegenen Dörfern, an welchen die Dampfwagen noch nicht vorüberbrausen. Unähnlich andern Gottesurtheilen des Mittelalters, bei denen der Angeschuldigte allemal selbst, mit dem eigenen Körper, die seine Schuld oder Unschuld entscheidende Handlung (glühendes Eisen anfassen, im Wasser nicht untersinken 2c.) vornehmen mußte, ward das Siebdrehen stets von andern Personen ausgeführt, von weisen Frauen, Hexen, Zauberern, oder durch die Vorgesetzten der Angeschuldigten, z. B. die Hausherren, gegenüber dem Gesinde. — Man wandte das Gottesurtheil des Siebes gegen verborgene, unentdeckte Uebelthäter und Verbrecher an, die man unter einer verdächtigten Menschenanzahl auf seine andere Weise herausbringen konnte, allermeist gegen Diebe; doch wahrsagte man auch durch Sieb verborgene Dinge der Zukunft, z. B. den einstigen Bräutigam eines Mädchens. In Rommel's hessischer Geschichte heißt es: „Während der ärdlichen Krankheit des Landgrafen (1605) lassen die Jungfrauen (Hofdamen) im Nebengemach ein Zauberfieb laufen, um zu erforschen, ob Baumbach nach dem Tode desselben seine Wittwe heirathen werde." — Die Handhabung und Anwendung des Siebs zum Weissagen hatte Aehn-

Digitized by Google

lichkeit mit dem Gebrauch des Erbschlüssels, den man in die Bibel, zwischen das erste Kapitel des Evang. Joh. steckte, und nun, von Zweien gehalten, sich drehen ließ. Eine oder zwei Personen, die die Entdeckung des Uebeltäters herbeiführen wollten, nahmen das Sieb zwischen die ausgestreckten Mittelfinger, sprachen einige Zauberworte, um den Geist in das Sieb hineinzutreiben, und nannten nach der Reihe die Namen derer, auf denen der Verdacht lastete; beim Namen des Thäters drehe und schwang sich das Sieb um. Anstatt der bloßen Finger, nahmen auch wohl zwei Personen eine große Scheere oder Zange, in die sie von oben herab das Sieb einklemmten, die Scheere oder Zange mit den Mittelfingern hielten und ebenso verfuhren, wie vorhin; bei Nennung des Verbrechernamens fiel das Sieb herab. Noch eine andere und vielleicht am häufigsten in Anwendung gebrachte Art war die, daß das Sieb in der Mitte der durchlöcherten Kreisfläche auf die Spitze einer Scheere oder Zange im Gleichgewicht gehängt (lose gesteckt) wurde; zwei Personen faßten nun die runden Griffe der Scheere mit der Hand, drückten dieselben fest an einander, und hielten so das Sieb hoch in die Luft, daß es frei auf der Scheerenspitze schwebte; sodann wurden die Namen der Anwesenden abgelesen, und bei wem sich das Sieb am meisten bewegte, herumdrehte, auf- und abschwankte, der war der Thäter.

Karl Enslin.

Proben altspanischer Romanzen.

Schiffers Tod.

Zieht ein Schiffer in das tiefe
Meer am Sanct-Johannistage.
— Was gibst du mir, Schiffer, wenn ich
Aus dem Meer ans Land dich trage?
— Gieb dir alle meine Schiffe,
Die voll Gold und Silber prangen.
— Nicht hab ich nach deinen Schiffen,
Gold und Silber nicht Verlangen;
Wenn dein Leib zu Grabe gehet,
Will ich deine Seele haben.
— Meine Seele geb ich Gott,
Meinen Leib dem Meeresgrabe.

Moriana und Galban.

I.

„Auf, ihr Hunde! Mohrenhunde!
Mög euch Wuth und Pest verderben!
Donnerstags da fecht ihr Schweine,
Um sie Freitags zu verzehren. *)
Schon seit sieben Jahren geh ich
Berg' und Thale zu durchstreifen:
Meine Schuhe sind zerrissen;
Blut rann aus den wunden Zehen;
Rohes Fleisch muß ich verschlingen,
Rothes Blut aus Wunden trinken.

II.

Auf der Burg sitzt Moriana
Bei dem Mohren, bei Galvan;
Saßen beide vor am Spielbrett,
Indem da zu spielen an.
Und verlor der Mohr, so gab er
Eine Stadt im Mohrenland;
Und verlor die Frau, so gab sie
Ihm zum Kuß die weiße Hand.
Und den herzergötzlichen Mohren
Ziel ein süßer Schlummer an.
An dem grünen Abhang saß sie

Und aus ihrem Aug die Thränen
Auf den Bart des Mohren rann.
Und der Mohr vor Schreck erwachte;
Und er hub zu reden an:
„Was ist Euch, o meine Herrin?
Wer hat Leides Euch gethan?
Thaten Leids Euch meine Mohren,
Rollt ihr Kopf gleich in den Sand;
Thaten weh Euch Eure Fräulein,
Straft sie meine grimme Hand;
Thaten Euch die Christen Böses,
Raub' ich weg das Christenland.
Mein Geschmeide sind die Waffen;
Meine Ruh ist Schwerterschlacht,
Und mein Schlummer stets Wachen
Harter Zelt' mein Bett zu Nacht." —
— „Leide gelabt mir nicht von Mohren;
Und ein Blut fürw' in den Sand.
Weh nicht thaten mir die Fräulein;
Straft sie nicht mit grimmer Hand.
Und Ihr braucht auch nicht den Christen
Abzustreiten Leid' und Land.
Klar und wahr will ich's Euch sagen:
Große Trübsal sei mir ein,
Als ich sah am grünen Abhang
Kommen einen Rittersmann;
Und mit Macht, es sei mein Gatte,
Daß ich denke Nacht und Tag." —
Und der Mohr hub seine Hand auf,
Gab auf's Haupt ihr einen Schlag.
Daß ihr um die weißen Zähne
Rothes Blut in Strömen rann.
Und er rief des Schlosses Wächtern:
„Werfet in den grünen Thurm,
Bis sie ihren Gatten schaute;
Dorten schlagt das Haupt ihr ab." —
Dorten, eh' des Schlosses Wächter
Ihr den Streich des Todes gab,
Rief sie laut: „Ich sterb' als Christin,
Ohne Beicht' und Abendmahl;
Meine Sünd' allein ist treue
Lieb' zu meinem Ehgemahl."

III.

Auf den Knien lag Moriana,
Drückt ihr Haupt dem scharfen Tod.
Ihrer Augen Paar, umbunden,
War vom steten Weinen roth;
Ihre Hände sind gefesselt:
Wer sah jemals größer Noth?
Und das reine Gold der Locken
Auf den Boden niederfloß;
Wie Krystall so weiß der Busen,
Den kein teuftes Tuch umschloß.
Und wie sie in ihrer Schönheit
Sah der Henkersknecht, der Mohr,
Brach da seine stille Liebe
Und den Herzen ihm hervor;
Sprach er in der Mohrensprache,
Sie verstand ihm jedes Wort: —
„O verzeiht mir, Moriana,
O verzeiht mir diesen Mord!
Mir befahl Galvan, der König,
Euch zu rödten hier am Ort.
Unter einer grünen Buche
Stand Galvan in seinem Biele,
Schaute nach dem Schloß zu Brenia,
Ob er Moriana spähte;
Hält sein gutes Roß am Zügel,
Daß es frei im Felde nicht gehe.
Und des Waldes Vögelein hören
Jammervoll ihn die Stimm' erheben,
Hören seine wilde Klage
Durch die Morgenlüfte beben:
„Moriana, Moriana,
Meines Wehs Beginn und Ende,
Kann's geschehen, daß mein Schmerz nicht
Deinen Sinn zu Mitleid wende?
Kennt ich Liebe dir geschenket,
Wüßt ich Tod dafür mir schenken?
Möchtest du noch einmal, Herein,
Jener guten Tage denken,
Wo auf meiner Burg wir saßen,
Säßen unter frommen Scherzen;
Wenn ich Spiele mit dir spielte,
Lostes du in meinem Herzen.
Und wenn ich verlor im Spiele,
Gab ich frod die höchste Spende;
Und wenn ich gewann im Spiele,

IV.

Küßt' ich dir die weißen Hände.
Denk, wir ich auf deinem Knieen
Mit dem wilden Haupte lehnte;
Wie, im Zwiegespräch entschlummert,
Ich im Traum nach dir mich sehnte.
War nicht bittres Leid', o Herrin,
Gibt es Liebe denn auf Erden?
Und war's Lieb', o Moriana,
Darf denn Lieb' vergessen werden?" —
Auf den Thurm trat Moriana,
Glänzend wie zu Nacht die Sterne,
Rief hernieder zu dem Mohren,
Und der Mohr vernahm's nichtigen nie:—
„Wollteß du, o Mond, den Dügel
Mit dem milden Lichte breiten?
Raubest du mich nicht, ein Mägdlein,
Mit Gewalt um Lieb' zu werben?
Hoffnung hab ich dir gegeben,
Deinen Grimm in Ruh zu beiten,
Bis mein edler Gatte käme,
Mich aus deiner Burg zu retten." —
Und aus Brenia ferragt der Ehrist nun.
Ritter ohne Furcht und Fehle,
Stach ins Herz dem braven Mohren;
Und vom Leib sticht seine Seele.

Ludwig Braunfels.

*) Diese eigenthümliche Schmähung ist ein Gemisch von maurischer und spanischer Schimpferei. Dem Mauren war's ein tief krankender Vorwurf, daß er Schweine fleche; dem Spanier, daß er am Freitag Fleisch esse. Der Ehrist weiß also hier dem Mosiem vor, was Beiden schmählich dünkt.

Digitized by Google

Feuilleton.

— **Zur Mozart-Feier.** Zur Jubelfeier unserer großen Landsmann *Amadeus*, die in einen festlichen Anlauf unter den hiesigen Einwohnern findet, hat der Verband des Kunstvereins eine kleine *Mozartausstellung* veranstaltet, welche für die Mozartverehrer von hohem Interesse sein muß. Wie schon hier namentlich das treffliche, von Johann Heinrich Tischbein gemalte Bildniß, welches dem Besitzer des „Daules Mozart," Herrn Carl A. Andre gehört und aus dem Nachlasse des weiland kurfürstlich mainzischen Hofsängers Stuppi herrühren soll. Die sprechende Aehnlichkeit dieses Porträts ist von Zeitgenossen, welche Mozart persönlich nahe kannten, hinlänglich verbürgt; doch ist dasselbe noch auffallend wenig bekannt, obgleich in letzterer Zeit mehre wohlgelungene Nachbildungen davon angefertigt wurden. Wer auch an dem Menschen Mozart, an der Persönlichkeit des theuren Meisters einigen Antheil nimmt, der versäume darum ja nicht, das Bild zu sehen. Dieses unzweifelhaft lebensgetreue Porträt spiegelt uns, wie sich von einem so tüchtigen Maler voraussetzen läßt, den Geist und Charakter seines Urbildes mit einer Auffassung wieder. Es ist ein bedeutungsvoller und zugleich überaus liebenswürdiger Kopf; ein Antlitz voll harmonischer Besonderung. Nichts verräth sich von jener genialen Ueberschwänglichkeit, von jenem trotzenden Selbstgefühl und dem gereizten Wesen, das unsere modernen Künstlergrößen zur Schau zu stellen pflegen. Im Gegentheil, der Schöpfer des Don Juan trägt in seinen Zügen vorherrschend den Ausdruck weicher Seelenzüge und jener offnen kindlichen Naivetät, welche dieser „Wunderknabe unter den Tonkünstlern" bekanntlich im Leben ausgezeichnete und die überhaupt ein Kennzeichen des wahren Genies ist. — Neben dem Tischbein'schen Bilde hat der Kunstverein ein anderes Porträt zur Schau gestellt, das Mozart in ganzer Figur, am Klavier stehend zeigt. Dieses gleichfalls von einem Zeitgenossen gemalte, nicht uninteressante Bildniß befindet sich im Besitz eines kunstliebenden Privatmannes zu Mainz, welcher es zur Mozartfeier hierhergesandt hat. — Von besonderem Interesse ist ferner noch das gestrierte Porträt des allen Klingewelten wohlbekannten, einst gefeierten Sängerin *Marie Antonie Lange*, geb. Weber, der Schwägerin und Schülerin unseres Mozart. Diese ausgezeichnete Künstlerin war zuletzt in Frankfurt engagirt und starb auch hier, nachdem sie sich von der Bühne zurückgezogen hatte, im Jahre 1830.

J. W. A.

— **Paris**, im Januar. (Korrespondenz). Die große, langerwartete Theaternovität, welche uns das neue Jahr gebracht hat, ist die Oreste des Herrn A. Dumas, Drama in drei Acten und in Versen nach dem Griechischen, sein Antheil des Monats täglich dargestellt auf dem Theater der Porte St. Martin. Der Erfolg war dem großen Publikum war sogleich gemacht, vor der Literarkritik dagegen ist er vorerst noch gerettet und weder die Schlechten, wohl gegen den Verfasser entschieden. Mit sehr hoch- und vollönenden Worten hat derselbe in einer Vorrede verkündet, daß ihn eine Vorstellung des Oreß von Alfieri auf den Gedanken dieser Dichtung gebracht habe, oder vielmehr nicht auf den Gedanken, denn gleich darauf erklärt er es für einen Abgrund, an die Behandlung dieses Stoffes zu denken. Er selbst hat diesen Abgrund nur darum vermieden, daß er an das Drama „nicht gedacht, sondern es gemacht hat." Anfänglich beabsichtigte er, in dem großen Wintergarten eine antike Bühne herrichten und dort, noch während der Aufstellung, die Aufführung vor einem Publikum von zehntausend Menschen geschehen zu lassen. Das Gouvernement gab hierzu die gewünschte Autorisation, verlangte aber, als Garantie für die Kosten, die Hinterlegung von 50,000 Franken. Diese Hinterlegung verweigerte der Dichter mit dem Bemerken, daß er die Gewißheit habe, sich diese Stücke bezahlen zu lassen, hatt Geld dafür vorzuschießen, und trug sein Drama vor einen gemeinen Bühne an, welche nach der französischen Oper die größte in Paris ist. Den Oreß Alfieri's meint er in seiner Vorrede „so schlecht als möglich" und Euripides ist ihm nicht viel mehr werth; dagegen behagen ihm Aeschylus und Sophokles besser und in der That hat er nicht viel mehr gethan, als dieselben in Einzelheiten übersetzt, während er das Ganze im Geschmack der modernen Romantik, unter Verwerfung der Einheiten der Orts und der Zeit, aber mit Beibehaltung der Einheit der Handlung, arrangirte. Im ersten Act kommt Agamemnon's Tod zur Sprache und wird ermordet, im zweiten erfolgt die Bestrafung der Schuldigen durch den heranwachsenen Oreß, im dritten plaidirt und gewinnt der Verfolgten Schwester, Electra, welche Dumas an die Stelle des Apollo der Alten gesetzt hat, dessen Sache vor dem Areopag zu Athen. Ein geistreicher Feuilletonist, Herr Jules de Premaray, demerkt in der Patrie, das Drama des Herrn Dumas sei weder griechisch, noch französisch, sondern gastognisch, und in der That würden die erwähnten, hohen Tiraden der Vorrede leicht diese Urtheil entschuldigen, wenn dasselbe nicht durch die Sache selbst gerechtfertigt wäre.

— **Ueber Kunstmeyerleie.** Gespräche über blödende Kunst sind in Folge der seit immer mehrenden Vereine jetzt in Südwestdeutschland sehr an der Tagesordnung und gar eine neue Auflage von Deinerlei gestlesaller Anmerkung, in drei Tagen ein Kenner zu werden, wäre vielleicht am Platze. Hier in Frankfurt erhielt dieser Theil der geistigen Unterhaltung oft einen unangenehmen Beigeschmack durch die Art, wie unmodernige Philister über die Werke der einheimischen Meister absprechen. Ein Theil der Schuld liegt an gewissen Künstlern selbst; sie geben dem vorlauten Aberwitz Stichwörter an die Hand, weise zunächst nur einer gegnerischen Richtung scharfen Lehren. Man vergißt darüber ganz und gar, daß solche Gegnerschaft sich eigentlich auf den Kreis der Ebenbürtigen beschränken müßte. Das schaffende Talent bedarf einer Energie, von welcher die Einseitigkeit des Standpunktes oft kaum zu trennen ist; dem Zuschauer aber steht ein beschiedenes, ästhetisches Urtheil am schönsten, sowohl zur Bildung seiner Einsicht, als insofern er zum Genießen der Kunst sein Scherflein beizutragen wünscht. Was im Munde des Künstlers ein achtbares Urtheil sein kann, für Denjenigen wenigstens, der es zu benutzen versteht, das wird, selbst von wirklicher Wiederholung, im Munde des Unverständigen oft zu einer unverantwortlichen Plattheit. Nichts kommt ungeschickter heraus, nichts verdirbt gründlicher die Theilnahme, als wenn der Laie sich das Urtheil des Mannes vom Fach, der ja auch nicht beständig auf dem mythischen Dreifuß sitzt, anzieyen will. Er kann dem Kenner Aufklärung oder Belehrung abfragen; nur aber ein Urtheil zu geben, muß er in jeder Hinsicht eigenes, gesundes Gefühl und einen durch Anschauung der besten Muster gebildeten Geschmack besitzen. Mächten Künstler immer bedenken, daß, wenn sie dem Unverstand Waffen geben, dies nur zum Nachtheil der Kunst und zu ihrem eigenen Schaden ausschlägt.

— **Neue Aeußerungen über die Streitfrage des Materialismus.** Die „leipziger Illustrirte Zeitung" hat sich, mit ungewohnter Abweichung von ihrer harmlosen Richtung, die Aufgabe gestellt, die „neue Weltanschauung" in besonders gründlichen Lehre darzustellen. Sie ist, wie Jeder, zur Kundgebung ihrer Ansichten vollkommen berechtigt. Wenn aber ihr Geschäftsmann erklärt, er führe die Gründe, welche gegen die Lehren von Vogt und Consorten sprechen, deshalb nicht an, weil jeder Leser damit auferzogen werde: so ist dies eine große Vermessenheit. Die Gründe die für ein göttliches, ideales, im Stoffe nicht aufgehendes Princip sprechen, sind doch wohl nicht lauter herkömmliche, nachgebetete Gemeinplätze. Sie haben als Ergebnisse der freien Gedankenarbeit wohl nicht geringeren Anspruch auf Achtung als die Sätze aus Büchner, wenn die Illustrirte ihren Artikel schmückt. In letzterem heißt es wörtlich auch die schon von Schopenhauer breit zurechtgewiesene Albernheit nicht, als ob Jeder der nicht der Physikprofessor nachspürt und Nervenfasern zerlegt, in der vorliegenden Frage als Laie schweigen müsse. Der Bekenner einer höheren Idee längnet von vorn herein, daß irgend eine Zergliederung jemals Aufschluß über die letzten Dinge geben könne. Er wird sich erlauben, allen Leichnamen der physischen Beobachtung gegenüber fest und fest nach dem unerklärlichsten Lebensgrunde zu fragen. In dieser Frage steckt liegt die Laienschaft auf der Seite derjenigen, die sich ihrer physiologischen Unbildung rühmen. — Inzwischen hat sich Liebig in München als entschiedener Gegner der „neuen Weltanschauung" ausgesprochen. Mit der schärfsten Rüge beschreibt er den Uebermuth derjenigen, die in den chemischen Behandlungen des Organismus erfahrt zu haben glauben und die Entzauberung der Welt als ein Ergebniß der Wissenschaft anpreisen: ja er bezeichnet sie geradezu als „Dilettanten in der Naturforschung."

— **Theresie Milanollo, Ernst und Vieuxtemps**, beurtheilt von Ludwig Simon. — Ich glaube, fast Jemen in seinem Buch „und dem Ernst", man muß den Ernst über die Milanollo stellen, die ihn wohl in diesem oder jenem zarten Detail übertreffen mag, aber durch die Fülle und Kraft seines markigen und genialen Spiels in den Hintergrund gestellt wird. Aber wie Unrecht thue ich, die Beiden zu vergleichen! Sie ist ja ein Weib, er ein Mann. Die Milanollo ist weit ein schöner Lied, ein Elegie, der Ernst ist eine heroische Epos. — Was ich ihn aber vor der Milanollo bob anrechne, das ist, daß er uns nicht nur seine Bravourstücke, sondern auch Quartette von Haydn und Mozart und mit Adler zusammen die große A Dur Sonate von Beethoven gab. Das Opfer der völligen Verstimmung der klassischen Musik sollte doch kein Künstler seinem Mobegeschmack bringen, welcher lieber zerstreut den Kunstrend von Beethoven hört. — Vieuxtemps wird in der Technik von Niemanden übertroffen, auch durch seine Auffassungen hat er mich mächtig bewegt. Er will mit vorkommen, als wenn Bleuxtemps nach kastroller und beherrschender, Ernst dagegen tiefer und inniger sei. — — Ernst hat sich einmal ein Stück des vierten Zingers

Digitized by Google

der linken Hand angekrenkt, wodurch der Finger auch nach der Heilung etwas länger geblieben ist als er vorher gewesen war. Daraus sieht er nun den Vortheil, daß der verlängerte Finger Decimen greifen und andere Dienste thun muß, die ein anderer Finger gar nicht oder nicht so gut verrichten kann. 's ist kein Schade so gros, daß nicht ein Vortheil daraus zu ziehen wäre.

— Unter dem Titel „der Romancier des Ghetto“ beförcht Saint-René Taillandier die neue Erzählung „am Pfluge“ von Leopold Kompert sehr wohl führlich und mit besonderer Vorliebe. Dies tüchtige Werk behandelt, wie die früheren desselben Verfassers, jüdische Verhältnisse mit besonderem Bezug auf die österreichischen Lande. Kompert hat bekanntlich in derartigen Schilderungen eine wahrhaft virtuosenhafte Vollkommenheit erreicht. — Taillandier beförcht bei dieser Gelegenheit auch die neuhebräische Dichterschule, die ihren Ausgangspunkt in Prag hatte. Wir lernen geistige Sterben, daß die Juden zu Anfang des Jahrhunderts der allgemeinen Bildung zuflüchte, waren die Dichtungen Schillers aus seiner zweiten Periode besonders wertheoll; seine energische Sehnsucht nach dem Ideal durchdrang auch die geistige Bewegung der Zurückgesetzten. Taillandier nimmt allmählig einen zu lebhafte Farben, ehnen er berichtet: „in Wien, in Prag, in Presburg rectiiren die Mädchen des Ghetto (?) Verse aus Don Carlos, wie die jungen Schwäbinnen Goethes Lieder und Uhlands Balladen sagen“. — Uebrigens nehmen sich die aus Kompert's Erzählung genommenen jüdischen Namen Reb Schtome Hahn, Jaikel, Refele im französischen Druck wunderlich genug aus.

— In einer neuerdings erschienenen pädagogischen Schrift finden wir folgende Mittheilung des verstorbenen Naturforschers Hofrath Meier in Offenbach: „Im Jahre 1807 besahen an einem Sonntag Morgen zwei junge Leute meine Sammlung ausgestopfter Vögel. Nachdem sie einige Stunden in meinem Kabinet gewesen, trat ich selbst ein und war nicht wenig erstaunt, sie noch zu finden. Der One, und zwar verständige, besaß äußeres Ansehen am wenigsten Etwas versprach, kam auf mich zu und sagte: er könne viele Namen in meinem Kabinet, die nicht im Linné vorkämen, und bat mich, ihm dieses zu erklären. Ich war voerlaut und unbescheiden genug ihn zu fragen, ob er denn auch Etwas von Linné wüsse? O ja, gab er zur Antwort. Vogelkunde ist mein Lieblingsstudium und freilig Kudire ich im Linné. Beschämt, wie ich es verdiente, stand ich vor ihm und frug um seinen Namen. „Ich heiße Freierich, bin der Sohn eines Schuhmachers und beginne einer Handlung in Frankfurt. Dieses Jahr besuche mich aber nicht, um gern mehmer ich mich ganz der Naturgeschichte, wenn ich nur die Mittel dazu hätte. Abends und Sonntags kriehe ich Vögel aus und suche diese zu verkaufen und schaffe mir dafür Bücher an“. Nun wendete ich mich an den andern und börte von ihm, er sei ein Glaser, Namens Bloß aus Frankfurt und sein Lieblingsstudium Entomologie. Er kannte die Systeme von Linné und Fabricius und war bewandert in seinem Fach. Jetzt drückte ich Beiden die Hand, bebeirt sie noch einige Stunden bei mir, bat sie, mich oft zu besuchen, versprach ihnen Bücher zu leihen so viele sie haben wollten, und ihnen in ihren Studien nach allen meinen Kräften dienstlich zu sein, was ich auch treulich hielt.“ Der hier erwähnte Freierich ist derselbe, der im Jahr 1825, erst 36 Jahre alt, zu Leopoldina in Südamerika als „Naturforscher des Kaisers von Brasilien“ starb.

— Als der Knabe Mozart sich in Neapel auf dem Klavier hören ließ, bewunderten die Schüler des conservatorio della pietà in Neapel, er habe einen Ring von magischer Gewalt. In einem wenig bekannten Gedichte heißt es darüber:

In Weihnacht hört' er einst, daß leise
Bei seinem Spiel die Rede ging:
„Der Deutsche zwingt's geheime Weise
Durch seinen mächt'gen Zauberring.“
So raunten kundbeflis'ne Jünger
Vom Reiz besangen sich ins Ohr;
Er aber sprach: den Ring vom Finger
Und freilie schöner als zuvor.

— Ein ungedruckter Brief Jean Paul. „Hochgeschätzter Herr Groote! Leicht hätte Ihr trefter Graves-Wein mein Grabes-Wein werden können, wenn ich mir mehr als 20 Boutteillen davon eingenöthigt hätte; so schimm wirkte er auf meine Lunge und auf den Herzschlag. Im Winter ertrag ich nur den reinsten Wein; jener aber war bei der Unterfuchung zwar nicht mit Schwefel, aber Metall versetzt, jedoch hatt' er — wie oft Trinker selber — sich durch Mengerlei oder Acid majorum und geschrieb machen wollen. Ich ist freilich zum Theil Strafe meiner Schuld. Denn bisher hatt' ich mir von Ihrem Haut-Sauterne erbeten, und jedesmal den trefflichsten Wein erhalten. Ich mußte das Orbois gegen ein bloßes Fanillot weißen Burgunder vertauschen — weil ihre wenig Aechtes von weiß Bordeauxer Wein zu finden ist —; und auch diesen mit wenig zusagenden Burgunder muß ich wieder mit anderm eingetauschten rothen Wein abwechseln lassen. So bin ich denn in meinen alten Tagen ein Weinhändler nicht soweol als ein Wein-Wechsler geworden; aber auf Kosten meines Körpers und meines Beutels; denn ich bezahle für jede Flasche gerade das Doppelte meiner gewöhnlichen Bedarfs. — Ich bitte Sie daher, mir — sobald der Main schiffbar wird — was wahrscheinlich Ende künftiger Woche geschieht — ein halbes Orbois Haut-Sauterne der früheren köstlichen seinen Art gütigst zuzusenden. Ich überlaß es nun Ihrer Billigkeit und Ihrem diskretigen Wohlwollen gegen mich, in wie weit Sie bei dem Preise für den Sauterne Rücksicht auf einigen Trost über den wahren schweren (Grave) Baßartwein nehmen wollen. Ein Seitenblick auf die jetzo um 1/4 erhöhte Maut würde auch zu dem Troste gehören. — Uebrigens erfuch' ich Sie, in der Antwort an mich — die ich Sie beingend mit recht bald zu geben bitte — nur mit einem Wort meiner Bezahlung allez bisherigen Weinschulden gefällig zu gedenken. Mit aller Hochachtung Ihr ergebenster Jean Paul Richter. — Baireuth, 23. Februar 1821.

— Die Umgebung von Rom war zu allen Zeiten unsicher, der Grund davon die Unbewohnheit der Campagna, welche statt dichtiger Bevölkerung nur bewoffnete Hirten hat, die zum Dilettantismus im Räuberhandwerk neigen; die Räge der wilden Berge, die Erbärmlichkeit römischer Polizei und Rechtspflege, in früheren Zeiten auch der Schutz des Asyls. Die Verwirrung und die Unsicherheit in Rom stiegen unter der Regierung Pauls Gregor XIII. aufs Höchste. Die Banditen vermittelten. Ein gewisser Giovanni Balestri ober mit seinem Bortsgenossen: der Priester von Brea, titulirte sich König der Campagna. Erst Sixtus V. gelang es ihn einzufangen; sein auf der Engelsburg auf einen Pfahl gepflanztes Haupt war mit einer meßingenen Krone geziert. Der Hälchertauptmann (Bargello) Giambattista Pree aus Assisi hatte vernommen, daß ein Bandit aus Monte Rotondo im Hause des Lodovico Orsini verdeegen stede und ging ihn zu verhaften, ohne auf die Privilegien des römischen Adels zu achten. Als der Gefangene weggebracht wurde, kam Raimondo, Lodovico's Bruder, mit Cesario de Meratici und Gilio Sarelli bazwischen. Sie begannen einen Streit mit den Häschern, der allen drei das Leben kostete. Der Adel und das Volk begannen zu tumultuiren, und der päpstliche Gouteal Giacomo Buonrompagni vermochte die Ordnung nicht wiederherzustellen. Der Gouvernator, Vincenzo Portico mußte sich verbergen; der Bargello und die Sbirren, die bei der Sache zu thun gehabt, flüchteten. Der Papst, um Ruhe zu erhalten, und die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, setzte den Gouvernator ab und erließ gegen den Bargello strenge Verordnungen, so schwer es ihm auch wurde. Der Pöbel aber begnügte sich nicht damit, und wo er Sbirren aus ihren Schlupfwinkeln hervorzog, mißhandelte er sie auf die grausamste Weise. Endlich gelang es mit Hilfe einer stärkeren Truppenzahl den Tumult zu unterdrücken. K.

— Die Witwe des ehemaligen Ministers Leon Faucher hat der französischen Akademie die Summe von 20,000 Franez zu dem Zweck angewiesen, daß alle drei Jahre ein Preis von 3000 Franez für das beste Staatswirthschaftliche Werk oder sie die beste Lebensbeschreibung eines Staatsökonomen vertheilt werde. Ganz in derselben Weise hat Baron Stassart einen Preis von gleichem Werthe bestimmt für die besten Schriften über moralische Fragen oder über das Leben berühmter Moralisten.

— Bei der neuesten Autographenversteigerung in Paris wurden 14,500 Franes eingenommen. Am theuersten bezahlte man einen Brief von Rabelais, nämlich mit 350 Franes; zunächst kamen Handschriften von Maria Antoinette, Richelieu, Luther, Bayard, Marie Stuart. Die bloße Unterschrift von Molière kostete 135 Franes.

Aus dem „Herbstbüchlein“ von Victor Hugo.

Siehst du den Baum mit seinen schwarzen Zweigen,
Die sich im Sturm und Schnee des Winters neigen.
Trostlos und starr? Laß nur den Frost entweichen,
Dann fragst Du mich, wie's möglich, daß so licht
Das zarte Reis die rauhe Hülle bricht?

Und weiter wirst Du, holde Schöne, fragen,
Warum mein Herz, so kalt in andern Tagen,
So scheu, so leidengleich, so trübergeschlagen,
Vor Deines Athems Hauch sich neu erschließt,
Und Dir ein Kranz von Liedern traus entsprießt?

Und ich antworte Dir: Weil allerorten
Der Wechsel herrscht, weil auch den Wind aus Norden
Der West folgt, und zum Lenz der Winter worden!
Drum trß auch mich aus Frost und Nacht und Pein
Dein Lächeln und des Frühlings Sonnenschein!

A. B.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°, und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 5. Frankfurt a. M., den 2. Februar 1856. II. Jahrgang.

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Friedrich Maximilian Klinger.

Ueber Umgangssprache. Von L. Schauder von Wartensee.

Zur Unterrichtsfrage. Von J. E.

Feuilleton. Die Briefe des Junius. — Ueber Freimaurerei. — Wörterbuch der mittel-hochdeutschen Sprache. — Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel. — Odin und Thor. — Goethe's Rücktritt aus dem Frankfurter Bürgerverband. — Ewald von Kleist u. s. w. u. s. w.

Schiller-Stiftung.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Auf diese Entdeckung war der Stadtschultheiß nicht gefaßt gewesen, und der Mann des sicheren praktischen Verstandes und der strengen Ordnungsmäßigkeit verlor darüber fast den Boden unter den Füßen. Er, der in schwierigen und bedenklichen Zeitläufen das Ruder des Staats mit fester Hand geführt und bei der verwickeltsten Action stets den klaren Blick des bewährten und besonnenen Lenkers behalten hatte, er ward von dieser abenteuerlichen Geschichte, wobei ihm jedes auch nur annähernde Verständniß fehlte, in einer Weise ergriffen, daß er sich weder zu rathen noch zu helfen wußte und, von seiner eignen Täuschung befangen, ganz und gar überfaß, daß das Unglaubliche, das Unmögliche, auch wenn es in der Fantasie eines jungen schwärmerischen Mädchenherzens einen Schein von Wahrheit gewinnt, doch darum im Bereiche der Thatsachen und von dem kaltprüfenden Verstande beurtheilt, ein Hirngespinnst bleibt, so gut wie ein anderes Gaukelspiel der Einbildung. Von jeher ein abgesagter Feind jedes unvorhergesehenen Ereignisses, jeder gewaltsamen Ueberraschung, machte die Nachricht von der romantischen Liebe seiner Tochter zu dem schönen Kaiser Karl einen so heftigen Eindruck auf ihn, den einfachen und in Sachen der Empfindsamkeit und verliebten Schwärmerei so gänzlich unerfahrenen Mann, daß er alle Faßung verlor und in dieser seiner Rathlosigkeit das Unglaubliche für wahr und ausgemacht hinnahm. Es war ihm zu Muthe, als sei er plötzlich, ohne zu wissen, wie, auf eine steile Höhe gestellt worden, vor sich einen unermeßlichen Abgrund, und könne nun nicht vor- noch rückwärts.

Fast den nämlichen betäubenden Eindruck machte die Nachricht auf Frau Anna Margaretha; auch sie stand einen Moment wie aus den Wolken gefallen sprachlos da und die ganze Stube drehte sich um sie. Ein Kaiser der Liebhaber ihrer Tochter! Nein, zu diesem schwindelnden Gedanken konnte sich ihr einfacher Sinn nimmermehr erheben; aber dennoch fand das Außerordentliche an ihrem energievollen Character einen Widerstand, der es ihr möglich machte, das Ganze bald in einer weniger abenteuerlichen Gestalt zu erblicken wie ihr Eheherr, dem freilich das Verständniß für eine derartige Gefühls-Romantik gänzlich abging.

Sie aber fand und ergriff bald mit sicherem Takt das Rechte, indem sie das schwärmerische Gemüth der Tochter mit der von früh auf an ihr beobachteten Vorliebe für alles Außerordentliche und Besondere in Zusammenhang brachte und daraus den Schluß zog, daß Elisabeth von einer krankhaft überreizten Einbildung beherrscht werde, wie es bei Mädchen ihres Alters und ihrer Erregbarkeit öfter beobachtet wird.

Dem alten Herrn fiel ein Stein vom Herzen, als seine Frau ihn in dieser natürlichen Weise über einen Fall aufklärte, den er in der ersten schreckhaften Ueberwältigung seiner Lebensgeister ohne jede weitere Prüfung für eine ausgemachte Sache hingenommen hatte; da sie ihm besonders die baare blanke Unmöglichkeit vorstellte, daß ein junges Mädchen zwischen vierzehn und fünfzehn Jahren in einen Kaiser des heiligen römischen Reichs anders als in seiner kindischen Einbildung verliebt sein könne, zumal sa dieser Kaiser längst vermählt war und, wie weltkundig bekannt, seiner Gemahlin die musterhafteste und zärtlichste Treue bewies.

Jetzt erst gingen Herrn Johann Wolfgang die Augen auf über den gewaltigen Irrthum, zu dem ihn seines Töchterleins heroisches Liebesbekenntniß verführt hatte; und bald gab er kleinlaut seine Resolution dahin ab, daß er, was derlei übernatürliche Sentimente und verliebte Schwärmerei anbelange, ein Stümper sei, und Gott inbrünstiglich dafür danke, daß er ihm eine Frau gegeben habe, die besser als er eine Ziege von einem Elephanten zu unterscheiden wisse. Gestand er ihr doch sogar ein, daß der allergnädigste Antrag des Kaisers, ihn in den Adelsstand erheben zu wollen, ihm dabei plötzlich in einem ganz anderen Lichte erschienen wäre, als sei es bei dieser Standeserhöhung mehr auf die Tochter wie auf ihn abgesehen gewesen . . . .

Alles ein Beweis mehr, sagte er mit einem recht ernsthaft gemeinten Spott gegen sich selbst hinzu, daß der Mensch, wenn er alt wird, dem Wahnwitz anheimfällt, sobald er sich um Dinge bekümmert, die außerhalb seiner Capacität liegen. Aber einmal und nicht wieder, das sag' ich dir, Frau! Dem halsstarrigen hochmüthigen Doctor will ich allenfalls noch die Satisfaction geben und ihm in seinem eigenen Hause meine unmanierliche Behandlung abbitten; dann aber mach' ich den Laden zu und sage Basta! Bin ich doch seit gestern so dickhäutig, daß es schier Noth thäte, ich schickte zum Schröpfer und ließe mir, der larmoyanten Komödie zu Liebe, einen halben Schoppen von meinem väterlichen Blut abzapfen, damit es ein wirkliches Spektakel würde, nach dem Muster der französischen Acteure, wenn sie zur Meßzeit in ihrer Schaubude auf dem Roßmarkt allabendlich gange Eimer voll Dchsenblut vergießen, damit unsere zarten Frankfurter Jüngferleins bei Zeiten lernen, wie man in Ohnmacht fällt und vor lauter Schwachnervigkeit zum Scandal der Leute wird.

Digitized by Google

Damit hatte der alte Herr zum andern Male, aber diesmal gewiß ernstlicher als zuvor, jede fernere Betheiligung an der Tochter Liebesgeschichte abgelehnt; denn von Allem war ihm wenigstens das Eine klar geworden, daß er zu derartigen zarten und heiklen Verhandlungen nicht tauge, wie's seine Frau auch vorausgesehen hatte. Freilich war mit dieser Erkenntniß noch das Wenigste erreicht; und der Stadtschultheißin blieb es überlassen, nicht nur die große Abneigung Elisabeths gegen den Doctor zu beseitigen, sondern auch einen Nebenbuhler unschädlich zu machen, der um so gefährlicher war, als er im Grunde gar nicht einmal existirte. Einer Fantasieliebe voll Gluth und Schwärmerei gegenüber sollte Elisabeths Herz für einen ungeliebten Mann gewonnen werden, gegen dessen kalt verständiges, wenig einnehmendes Wesen sich ihre ganze Natur auflehnte, der zu ihrer schönen poetischen Liebe ungefähr den nämlichen Gegensatz bildete, wie ein reizendes Feenmährchen zu einem nüchternen Rechenexempel.

Aber die kluge Frau Anna Margaretha ließ sich durch dies Alles nicht abschrecken; neben der großen Jugend der Tochter rechnete sie dabei auf die siegreiche Gewalt, welche die Zeit auf das Gefühlsleben ausübt, und vorzugsweise rechnete sie noch auf den allerdings wichtigen Umstand, daß sie und ihr Mann und Frau Cornelia sich das Wort gegeben hatten, aus diesen beiden, so spröde und darinnäckig widerstrebenden Naturen ein Paar zu machen, wenn auch auf die Gefahr hin, daß man sich zu einiger Geduld und selbst zu einer scheinbaren Nachgiebigkeit bequemen müsse.

Wieder hatte der Kaiser den Stadtschultheißen zu sich bescheiden lassen und Herr Johann Wolfgang leistete sofort dem Befehle Folge. Bei seiner Ankunft im Palaste herrschte daselbst eine ungewöhnliche Bewegung, alle Cavaliere und Würdenträger des Hofes waren in voller Gala in den Vorsälen versammelt, mehrere der vornehmsten Gesandten erschienen in kurzer Audienz beim Kaiser, und selbst die Damen vom Dienste der Kaiserin fehlten nicht bei dem bunten Durcheinander. Bald hörte der Stadtschultheiß die Veranlassung zu dieser lebhaften und augenscheinlich freudigen Bewegung: Ein Courier, der vor einer halben Stunde angelangt war, hatte die Nachricht überbracht, daß Graf Seckendorf, der kaiserliche Feldmarschall, die Oesterreicher aus München vertrieben habe, und der Kaiser in Folge dieser glücklichen Wendung der Dinge schon in den nächsten Tagen in seine kurfürstliche Residenz zurückkehren werde.

Eine volle Glockenstunde und drüber mußte Herr Johann Wolfgang warten, bis der letzte der Gesandten, es war der preußische, das Kabinet des Kaisers verließ und die Reihe der Audienz an ihn kam. Bei seinem Eintritt ging ihm der Kaiser in der bayerischen Generals-Uniform, mit dem großen Orden seines Hauses geschmückt, entgegen, umarmte ihn aufs Herzlichste und rief in freudiger Bewegung:

Victoria! Victoria, Freund Textor! Gott und die heilige Jungfrau haben unseren Fahnen den Sieg verliehen, Sieg verliehen; der Feind befindet sich bereits im vollen Rückzug aus unserem treuen Stammland, in wenigen Tagen ist das letzte bayerische Grenzdorf von seinen Drängern befreit und bald, so Gott will, seh' ich mein schönes München wieder! Euch aber, dem treusten Mann, den ich in der Noth kennen lernte, kennen lernte, kennen lernte, Euch wollte ich diese Freudenbotschaft selber mittheilen; denn Ihr habt es wahrlich um mich verdient, daß ich die Wiederkehr meines Glückes nicht ohne Euch begrüße, nicht ohne Euch mich der Gnade meines Gottes freue, meines Gottes freue!

Dem Stadtschultheißen traten bei diesen Worten seines kaiserlichen Gönners Thränen in's Auge, seine Lippen zitterten und kaum vermochte er in seiner Rührung zu antworten:

Ach, mein allerdurchlauchtigster Kaiser! Was braucht Ihr Euch jetzt noch an die überstandene Trübsal zu erinnern und meine geringen Dienste so hoch anzuschlagen? Wozu wäre denn die Treue in der Welt, wenn sie sich nicht einem so vortrefflichen Herrn gegenüber bewähren sollte? Meiner Seel', Herr Kaiser, Ihr thut mir zu viel Ehre an.

Ihr wißt es ja, Textor, darüber streite ich nicht mehr mit Euch, sagte Karl, gleichfalls tief gerührt. Ihr lehntet, als mich noch das Unglück verfolgte, jedes Zeichen äußeren Dankes von mir ab, da werde ich mich nun doppelt hüten, Euch noch einmal damit zu kommen. Aber dessen seid versichert, Freund, einen Lohn müßt Ihr dennoch von mir annehmen, den Ihr nicht verschmähen werdet, nicht verschmähen werdet. Und dieser Lohn ist zugleich als heiliges Gelöbniß tief in meine Brust gegraben, das lautet: Ehre dem freien deutschen Bürger! — O was wären wir Könige dieser Welt für glückliche und geborgene Menschen, suchten wir unsere Freunde und Rathgeber in der Treue und dem Patriotismus des Bürgerstandes, in der Tugend, der Einsicht und Uneigennützigkeit derjenigen Männer, die das Volk ehrt und denen es sein Vertrauen schenkt! — Ja, mein edler Freund! Ich mußte ein landesflüchtiger Fürst, mußte ein mitten im prunkvollen Glanze der Scheinmajestät verlassener Kaiser Deutschlands werden, um durch Euch diese große Lehre zu empfangen, Lehre zu empfangen. Darum nehmt als besten Lohn das Bewußtsein mit Euch nach Hause, daß ich durch Euch den deutschen Bürgerstand erst wahrhaft kennen und ehren lernte, ehren lernte.

Herr, Allergnädigster, es gibt, so Gott will, noch viele bessere...

Versteht sich, versteht sich, noch viele bessere deutsche Bürger! fiel ihm Karl rasch in's Wort. Ich wollt' auch nur sagen, daß mir, die besten und die besseren ausgenommen, der alte Stadtschultheiß von Frankfurt der Liebste bleibt. Nun aber zur Hauptsache! Wie steht's zu Hause? Hat das Fünfzehnkreuzerchen seine Kraft bewährt? Oder ist die Frau Stadtschultheißin dem Galant des Töchterleins noch immer abhold?

Wie? Eure kaiserliche Majestät denkt in dieser großen Stunde an solche kleine Dinge! rief der Stadtschultheiß staunend.

Warum nicht? entgegnete Karl mit Wärme. Jetzt, wo mir der Himmel die frohe Aussicht öffnet, daß ich bald mit meinen Freunden Friede schließen werde, soll' ich nicht auch an des treuen Freundes Hausfrieden denken? Sprecht, sprecht! Wie steht's mit dem Töchterlein?

Was die Liebesaffaire anbelangt, schlimmer als schlimm, wenn überhaupt noch die Rede davon sein kann, entgegnete der Stadtschultheiß.

Wie so? Saget Ihr mir nicht gestern, der Freier sei Euch schon recht? fragte der Kaiser verwundert. So ist wohl die Frau Stadtschultheißin gegen die Heirath? Ei! Ei! Freund Textor, seid die erste Person im Staate, aber zu Hause führt Frau Anna Margaretha das Regiment, nicht so?

Wohlgelaunt erwiderte der Stadtschultheiß:

Kann wohl sein! Kann wohl sein, Herr Kaiser! Sitzt doch gar Mancher breit und mächtig da auf dem curulischen Stuhl, und muß daheim ganz piano zu Kreuze kriechen! Aber auf meine gute Anna Margaretha paßt das doch nicht ganz, wenigstens ist sie, was den Doctor Goethe anbelangt, nun eines Sinnes mit mir; dahingegen will das Mädel absolut nichts von ihm wissen.

Wie? Sie mag ihn nicht?

Und er wiederum mag sie nicht, darüber wären vor der Hand die Beiden einig.

Was? Ist der Doctor Goethe ein so unbeständiger Mensch? rief der Kaiser auffahrend und seine Miene drückte eben so viel Ueberraschung als Aerger aus.

Halten zu Gnaden, Majestät, der Doctor Goethe ist ein ganz vortrefflicher Charakter, entgegnete der Stadtschultheiß. Aber weil ich ihm gestern bei seiner Bewerbung ein wenig unsanft auf die Schneiderzehe trat ....

Ah so, ich verstehe, da hat der Doctor nicht so ganz Unrecht — ich sage' Euch schon meine Meinung darüber — hm! hm! Was

Digitized by Google

ist da zu machen? sprach Karl zerstreut vor sich hin und ging einigemal mit kurzen raschen Schritten im Kabinet auf und ab.

Dem Stadtschultheißen kam das ganze Wesen des Kaisers während dieses Gespräches höchst sonderbar vor und er vermochte sich seine lebendige Theilnahme an dieser Sache schlechterdings nicht zu erklären.

Aber Eure Tochter, was hat sie denn eigentlich gegen diese Verbindung einzuwenden? fuhr Karl nach einer Pause fort. Ihr's blos eine Mädchenlaune, daß sie den Doctor nicht mag, oder liegt der Grund tiefer? Wie? Hat das Fräulein am Ende schon eine anderweitige Amourschaft?

Accurat trifft Eure kaiserliche Majestät den Nagel auf'n Kopf, entgegnete der Stadtschultheiß und lachte dabei so herzlich, als sei es ihm völlig Ernst mit seiner Lustigkeit. Der Kaiser sah ihn befremdet an; denn dieser Humor seines alten Freundes stand nicht nur in seltsamem Widerspruch mit der Sympathie des alten Herrn für den Doctor Goethe, sondern war auch dem Kaiser um deswillen unerklärlich, als Herr Johann Wolfgang doch sonst für einen sehr strengen Vater galt, und bei einer ihn und seine Familie so nahe berührenden Angelegenheit gewiß keinen Spaß verstand. Doch unterdrückte der Monarch sein Befremden und sagte blos kopfschüttelnd:

Ei! Ei! das ist freilich sehr schlimm, das verdirbt mir ja den ganzen Calcul! Wäre denn dieser Nebenbuhler des Doctors gar nicht zu beseitigen?

Meiner Seel', Herr Kaiser, den nämlichen Anschlag hab' ich auch! versetzte der Stadtschultheiß und zwinkerte sonderbar verlegen mit den Augen.

So redet doch, Freund! rief Karl voll Ungeduld. Ihr seht, ich interessire mich lebhaft dafür, daß diese Liaison zu Stande kommt; denn Ihr selber erzählter mir so viel Gutes von dem Doctor Goethe, daß ich mich entschloß, seine Herzensangelegenheit zu der meinen zu machen und ihm zum ersehnten Ziele zu verhelfen. Ach! Wer ist denn der fatale Nebenbuhler meines unbekannten Protegés?

Ja, Majestät, darüber ließe sich freilich ein curieses Lied singen, sagte Herr Johann Wolfgang, und wieder lachte er dabei ohne alle weitere Veranlassung so herzlich, daß der Kaiser zuletzt auf die Vermuthung kam, der Stadtschultheiß müsse noch etwas Anderes auf dem Herzen haben, was er ihm aber nicht sagen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Maximilian Klinger.

Zur Kenntniß seines Lebens und seiner Schriften.

(Schluß.)

Dem gestählten Manne war für das sechzigste Lebensjahr noch eine harte Probe seiner sittlichen Kraft aufbewahrt. Jenes alte Wort: Nemo ante obitum beatus, überspez Goethe: „Prüfungen erwarte zuletzt;" es sollte sich auch bei Klinger bewähren. Im Spätsommer des Jahres 1812 stand die große Armee Napoleons in Rußland; in das Herz, das derselben entgegenzog, war auch der nun einzige Sohn Klingers als Officier eingetreten. Er wurde bald Adjutant des Feldmarschalls Barclay de Tolly; als solcher nahm er Antheil an der furchtbaren Schlacht bei Borodino (7. September 1812), wurde schwer verwundet und nach Moskau gebracht. Hier unterzog er sich einer schmerzhaften Amputation, an deren Folgen er bald verschied. Die Mutter beweinte den Verlust, bis die Sehkraft fast erloschen war; sie besteht nur einen matten Schimmer des Augenlichts; und geraume Zeit verging, bis der Vater in der Sphäre des Wissens und Denkens einen sanften Trost fand. Der rauhe Mann begegnete seiner Gattin mit rührender Sanftmuth und knüpfte auch außerhalb des Hauses die gebrechenen Fäden wieder an, wenn er gleich seiner Schwester schrieb: „ich fühle mit jedem Pulsschlag, daß mein Leben nichts mehr ist".

Petersburg war gegen Ende dieses verhängnißvollen Jahres ungewöhnlich belebt. Man ahnte, daß von hier aus das Schicksal der Völker entschieden werden sollte. Hier waren auch die Häupter der europäischen Bewegung gegen Napoleon versammelt; darunter Frau von Staël, der Freiherr von Stein und als dessen Beauftragter Ernst Moritz Arndt. Der allgemeinen Aufregung und dem trüben Loose, das Klingers Haus betroffen, mag es zuzuschreiben sein, daß wir über ihn in dieser Epoche so wenig hören. Stein besuchte in Gesellschaft der Frau von Staël das Katharinenstift, in welchem fünfhundert Mädchen unter dem Schutze der Kaiserin Mutter erzogen wurden. Stein bemerkt: „Die Erziehung ist sorgfältig und das Anssehen der jungen Mädchen ländigt Gesundheit und inneren Frieden an." Der Vorsteher der Anstalt, Klinger, wird hier nicht erwähnt. Nur Arndt suchte ihn auf und schildert ihn, nachdem er vorher des Astronomen Schubert und seiner merhsitzepheischen Weltanschauen gedacht, in wenigen Worten: „Klinger war eine hohe mächtige Gestalt, schon mit schneeweißem Haupt, ein Leib wie aus Metall gegossen, ein hoher tiefer Blick, eine gewaltige Stimme. Aber auch dieser Frankfurner war hier zu einem fürchterlichen Weltmann abgeschlossen, geglättet und gehärtet. Es kam der Jammer über ihn (der Tod des Sohnes)." — Ob das „auch" sich auf Schubert oder auf Goethe bezieht, wissen wir nicht. *)

Bald nach dieser Zeit kam der ausgezeichnete Geschichtschreiber von Hessen, Christoph von Rommel, nach Petersburg. Er war einige Jahre vorher auf Empfehlung des berühmten Philologen Heyne an die Universität zu Charkow in Südrußland berufen worden. Vor der Abreise hatte ihm der Letztere geschrieben: „Ich preise das Geschick, das Ihnen ein so gutes Loos zubereitet. Hier (im Königreich Westphalen) bricht der völlige Despotismus überall durch; Alles wird Maschine. Kriechende Speichelecker! Sie verdienen es nach und nach, daß sie so behandelt werden; und nun denken Sie sich die Lage dessen, der sich nicht erniedrigen will!" Auch ihm erschien demnach Rußland als ein Reich der freieren Bewegung. Rommel besuchte Klingern, dessen lehrreiche Bekanntschaft er zu den schönsten Erinnerungen rechnet, bald nach dem Trauerfall. Er war noch in der derben, fast misanthropischen Stimmung, die, seiner äußerlich rauhen kolossalen Gestalt so entsprechend, stark mit dem sanften liebenswürdigen Wesen seines Secretärs Musäus contrastirte. Klinger war „ungewöhnlich belebt, wenn er im Schlafrock, die häufig gestopfte Türkenpfeife in der Hand, auf sein Lieblingsthema, den ehrgeizigen Wahnsinn Napoleons und die Servilität deutscher Fürsten gerieth". Rommel erhielt von Klinger ein empfehlendes Schreiben an Goethe.

Die Ansichten, welche in den eben geschilderten Gesprächen entwickelt wurden, liegen auch Klingers letztem kleinen Werke zu Grunde, welches unter dem Titel „das allmächtige Erwachen des Genius der Menschheit", 1815 zu Königsberg erschien. In demselben bringt er seine Gedanken über die Anwendung hoher Ideale auf eine bereits verdorbene Welt in Zusammenhang mit einer Uebersicht der Zeitgeschichte.

Das Leben, das Klinger von nun an führte, hat der „alte Diplomat", oder vielmehr Fanny Tarnow, die von 1816 an einige Jahre in Petersburg zubrachte, trefflich geschildert. Sie widmet dem Manne, der ihr belehrender Freund wurde, ein Andenken der dankbarsten Rührung. Sie schildert ihn dem Aeußeren nach als eine Gestalt, deren Gleichen an Hoheit und Adel sie noch nie erblickt.

*) Unter den Personen des Kaiserhauses, welche nach der Schlacht an der Moskwa um Frieden „schrien oder flüsterten", wird auch Klingers Gönnerin, die Kaiserin Mutter, genannt. Bald aber änderte sie ihre Ansichten und äußerte in Stein's Gegenwart, wenn von dem französischen Heer ein Mann bis an den Rhein gelangte, würde sie sich schämen, eine Deutsche zu sein. Stein sagte: „Sie haben nicht das Recht, gegen das brave deutsche Volk zu sprechen. Sie sollten Ihre Worten ermessen, die deutschen Fürsten." Nach einer Pause erwiderte die Kaiserin bezeichnend: „Sie haben Recht; ich danke für die ertheilte Lection." Pertz, III, 199.

Digitized by Google

Obwohl schon Greis, hielt er sich, wie vordem seine Mutter, stolz und gerade, doch ohne Steifheit. In der Art, wie er den Kopf trug, lag Entschlossenheit und Kraft; kein Zug von Milde, aber durchaus nichts Abstoßendes und Herbes. Sein Sprachton war hohl, der Accent herzerschütternd. Es war Jedem unbegreiflich, wie er ohne Intriguen und ohne Coursmachrei auf ganz geradem Wege so hoch emporgestiegen. Er machte was man Glück nennt, obwohl er es nie als Zweck seines Handelns beabsichtigte. Er beachtete Nichts, als daß man ihn auf seine Weise leben lasse, und man war schon gewohnt, ihm, was seinen Grundsätzen entgegen war, nicht zuzumuthen; früher hatte man ihn oft in Versuchung gebracht. Er sagte einmal: „der häufige Umgang mit Menschen erzwingt eine gewisse Nachsicht und Gefälligkeit, die man nicht leicht gegen Andere übt, ohne sie auch auf sich zu übertragen". Seine Verbindungen lösten sich nach und nach, man sah ihn selten bei Hofe, zuletzt nur noch bei der Kaiserin Mutter. Er liebte den Umgang mit wenigen Freunden und wenigen Büchern; am höchsten galten ihm Plato und Tacitus. Er galt für witzig; aber sein Humor entsprang aus dem Herzen. Was man liebenswürdig nennt, sagt Fanny Tarnow, nämlich eitel sein und fremde Eitelkeit ins Spiel ziehen, mag er auch in der Jugend nicht gewesen sein. Er liebte den Ruhm, vorzugsweise die Anerkennung in Deutschland; aber er schrieb doch nur aus Bedürfniß, sich auszusprechen. Er erkannte die Verirrungen aus den siebziger Jahren und äußerte bei Erwähnung des Werther: „die Männer sind auf der Welt, um Beweise ihres Verstandes und ihres Muthes zu geben". —

Klinger behielt das Vorrecht freier Meinungsäußerung auch dann noch, als Alexander die Grundsätze der heiligen Allianz mit demselben Gefühlsdrang, wie früher die Aufklärung umfaßte, und als die vornehme Welt in Petersburg auf jene Lehren schwor, die Joseph de Maistre in seinen dortigen Vorlesungen predigte. Er war übrigens selbst damit einverstanden, daß seine Schriften verboten wurden; sei es, daß er seine Enthüllungen der Menschennatur für die eigenthümlich zusammengesetzte russische Gesellschaft nicht passend fand, oder daß er nach Bulgarins Meinung seinen Feinden die Gelegenheit nehmen wollte, ihm zu schaden.

An seinem siebzigsten Geburtstag, 1822, legte Klinger seine sämmtlichen Aemter nieder; nur die Aufsicht über die von ihm so lange verwalteten Erziehungs-Anstalten behielt er bei. Sein Rücktritt wurde auch in deutschen Zeitungen gemeldet. Goethe, der um drei Jahre älter war, sandte ihm damals die Zeichnung des Hauses mit den drei Leiern und außer den oben erwähnten Zeilen noch den Gruß:

> Eine Schwelle blieb im's Leben
> Uns verschied'ne Wege geh'n;
> War es doch zu einem Streben,
> Drum auf frohes Wiedersch'n.

Acht Jahre später, unter Kaiser Nikolaus, zog Klinger sich völlig zurück. Er erhielt bei dieser Gelegenheit die Auszeichnung der Schnalle für vierzigjährige Dienstleistung, und den Alexander-Newsky-Orden. Schon früher waren ihm der Wladimir-Orden zweiter, der (militärische) Georgs-Orden vierter und der St. Annen-Orden erster Klasse verliehen worden.

Während Rußland durch die Vorbereitungen zu einem großen Feldzuge gegen die Polen aufgeregt war, im Februar 1831, wurde Klinger von einer Erkältung befallen und starb am 25. dieses Monats, kurz nach dem Antritte seines achtzigsten Lebensjahres. Am vierten März wurde er mit großer Feierlichkeit bestattet. Auf seinem Grabstein liest man unter den Namen und den Zeitangaben die Inschrift: ingenio magnus, pietate major, vie priscus. (Groß an Geist, größer an frommem Sinn; ein Mann von alter Art.)

Seine vortreffliche Bibliothek fiel, als Geschenk seiner Wittwe, der Universität Dorpat zu *). Sein nächster männlicher Verwandter ist, wenn wir recht berichtet sind, der gelehrte Germanist Dr. Rieger, Privatdocent in Gießen.

Klingers Werke, als Bekenntnisse für die innere Geschichte seiner Zeit, sind am eingehendsten von Schlosser im siebenten Bande der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts dargestellt worden. Von genauer Einsicht und warmer Hingebung an den großen Geist zeugt ferner die Beurtheilung Klingers von Konrad Schwenck in dessen „Charakterstiken und Kritiken"; derselbe gibt besonders über den sittlichen Gehalt der Romane werthvolle und tiefgedachte Andeutungen. Neben diesen Arbeiten ist noch die feine Darstellung F. G. Kühne's rühmend hervorzuheben. Solche Schilderungen sind erfreulicher als die Urtheile der Handbücher, welche einen so merkwürdigen und bedeutenden Charakter bei der Besprechung einer ganzen Gruppe gelegentlich abthun. — Die Werke selbst liest man am Besten in der zwölfbändigen Cottaischen Ausgabe von 1842; sie ist weit gefälliger als die früher in Leipzig und in Königsberg erschienenen.

Zum Schlusse führen wir nach Fanny Tarnow, die für Klinger annähernd leisten mochte, was Eckermann für Goethe, einige Aussprüche des Greises an, die uns von besonderem Werthe zu sein scheinen.

„Es gibt einen Geistespöbel, der durch Nichts gadelt werden kann; wie wäre sonst zu erklären, daß Leute, die von Jugend auf das Schönste und Beste, was der menschliche Geist hervorgebracht, kennen gelernt haben, — gleichwohl so niedrige unliberale Gesinnungen hegen?"

„Die Produete unserer jetzigen schönen Literatur sind mit wenigen Ausnahmen an Lähmung des Wahrheitsgefühls und an Erkältung des Herzens krank. Das Sittlich-Schöne wird nur mit der Einbildungskraft aufgefaßt und so wenig für die Kraft wahrer Sittlichkeit berechnet, daß es dem erfahrenen Manne kindisch und abgeschmackt erscheinen muß."

„Der deutsche Weltbürgersinn entspringt nicht, wie man so oft behauptet, aus Mangel an Nationalcharakter, sondern wirklich aus dem aufrichtigen, treuen, die Menschen liebenden und achtenden Herzen unseres Volkes."

„Wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe" war in meiner Jugend Soldatenlied, jetzt wird es von Gelehrten und Dichtern so laut gepfiffen, daß Einen die Ohren schmerzen."

„Die Poesie hat alle Eigenschaften der Tugend; sie ist eine angeborene Virtuosität; sie erfordert idealischen Sinn, Erhabenheit und Stärke der Seele; sie beruht auf der natürlichen inneren Kraft."

Th. Creizenach.

*) S. Jegor von Sivers, deutsche Dichter in Rußland.

Ueber Anagramme.

Nach dem Holländischen bearbeitet von L. Schneider von Wartensee.

Die Entdeckung der Anagramme, oder der Buchstabenversetzung, um neue Wörter zu erhalten, gehört zu denen, auf welche Salomons Spruch: es gibt nichts Neues unter der Sonne, recht gut anzuwenden ist. Der Dichter Lycophron, welcher im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt lebte, wird allgemein für den Erfinder dieses Buchstabenspiels gehalten; wenigstens war es dieser Grieche, der in dem Namen des ägyptischen Königs Ptolemaios die griechischen Wörter: Apo melitos (von Honig) fand, und aus demselben von dessen Gattin Harsinoë zog er die für eine Königin gewiß sehr schmeichelhafte Bezeichnung: Jon Heras (Juno's Veilchen). Diese beiden Anagramme müssen sicherlich dem ägyptischen königlichen Paare auf das Höchste angenehm gewesen sein, weil nicht allein die Gelehrten von Alexandrien sich auf diese nichtigen Künsteleien legten, sondern nachher auch einige heidnische Orakel sich in Form von Anagrammen aussprachen.

Digitized by Google

Im fünfzehnten Jahrhundert, bei der Wiederbelebung der schönen Wissenschaften, erschien das Anagramm zum erstenmal in Europa. In diesem Zeitpunkt veränderte das fürstliche Haus von Lorreinen seinen französischen Namen Lor(r)aine in das griechische Wort Alérion (Nachteule) und setzte diesen nächtlichen Vogel in seinen Wappenschild. Es war aber Jean Daurat, oder Auratus, der die Anagrammen im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts am meisten in Schwung zu bringen wußte. Wahrlich, dazu brauchte er nicht mehr Verstand und Witz, als der Himmel gewöhnlich jedem guten Hofdichter verleiht.

Daurat machte hauptsächlich aus den Namen seiner vornehmsten Zeitgenossen, sowie auch aus denen der angesehensten Großen des französischen Hofes Anagramme, und da er ein ausgemachter Fuchsschwänzer war, so wußte er aus jedem Namen eine angenehme oder schmeichelhafte Veränderung zu finden. Seine Berühmtheit in diesem Fach ward endlich so groß, daß er den Titel, und, was noch besser war, den Jahrgehalt von einem Hofpoeten bekam. Ein glückliches Anagramm seiner Umstände!

Das Vorbild von Daurat fand bald Nachfolger. Der Schreiber vom Pantagruel, der possierliche Rabelais, unter andern, bemühte sich in Buchstabenversetzungen, die er contrepoleries nannte, und während der Regierungszeit von Karl dem Eilften und Heinrich dem Dritten war das Anagramm so sehr in der Mode, als die Bocksoder Knebelbärte. Das Handwerk der Buchstabenverkehrer war aber damals nicht so armselig, daß es nicht demjenigen, der es ausübte, manchen Pfennig einbrachte. *)

Es war für Einige schon ein sehr großer Triumph, wenn durch die Buchstabenverkehrung irgend Etwas aus ihrem Namen gemacht werden konnte, wenn auch nur das abgeschmackteste Zeug herauskam; und die Abergläubigen ermangelten nicht, daraus Schlüsse für ihre Zukunft zu ziehen, oder zum Wenigsten Anspielungen auf ihren Charakter darin zu finden. Wir werden später sehen, daß der Zufall die eine oder die andere Folgerung auf die sonderbarste Weise rechtfertigte.

Unterdessen ging der Strom der Anagrammen im siebzehnten Jahrhundert, trotz dem Spott des Dichters Colletet, seinen Gang. Der gelehrte Ménage schämte sich nicht, sich unter Andern um den Anagrammenpreis zu bewerben. Mairat schrieb einen ganzen Band voll von Wortverdrehungen zur größeren Ehre und Glorie des Kardinalministers Richelieu. Ein gewisser Carmelitermönch Ludovicus besang die heilige Maria in Anagrammen und hatte noch obendrein die unglaubliche Geduld, die Namen von allen Heiligen des ganzen Kalenders, nebst denen von allen Kaisern, Königen, Fürsten und durchlauchtigen Personen der ganzen Welt zu anagrammatisiren. Endlich verfertigte ein anderer Buchstabenmaler eine Litanei von Anagrammen, um der heiligen Jungfrau seine Ehrerbietung zu bezeigen; aus den Worten des englischen Grußes: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum **).

Es war übrigens nicht Frankreich allein, wo man in diese und andere Artigkeiten von gleichem Sauerteig (doesem), vernarrt war. In andern Ländern von Europa hielten die Gelehrten noch mehr darauf. Man fand in Deutschland z. B. Leute, die diesen Gegenstand ex professo betrieben. So schrieb Celspiriüs, ein Gelehrter von Regensburg, zwei Bücher de Anagrammatismo ***).

Auch Antwerpen konnte sich rühmen, einen solchen Buchstabenhelden unter seinen Kindern zu haben; nämlich in der Person des Stadtpensionars Iodocus De Weerdt, der von Dietrerens ein scharfsinniger und verständiger Mann genannt ward, und im Jahr 1609 bei Plantijn ein Werk: Concordiæ Belgicæ panegyricum parnassicum herausgab, in welchem verschiedene Anagramme vorkommen.

Im achtzehnten Jahrhundert war die Anagrammenkunst noch nicht ganz außer Mode. Wenigstens findet man eine große Anzahl Vorwerferbringen in der damals sehr berühmten Zeitschrift Mercure galant. Man hat selbst zur Lust der Liebhaber gewisse Hülfsmittel erfunden, um leicht und schnell ein Anagramm in einem Namen zu finden. Die unglückliche Königin Marie Antoinette hatte besonders viel Vergnügen an diesem kopfverrechenden Zeitvertreib, und man sagt, daß der Redner Cazette diese französische Fürstin sehr durch ein Anagramm erschreckte, welches ihr das traurige Loos weissagte, das sie einst auf dem Blutgerüste treffen sollte.

Heut zu Tag, da die Anagrammenwuth vorbei ist, findet man sehr wenig Leute, die Geduld genug haben, ihre Zeit an dergleichen Nichtigkeiten zu verschwenden. Wenigstens muß man dieses hoffen, und wir beabsichtigen keineswegs, durch gegenwärtige kurze Abhandlung die Kunst des Namenverkehrens wieder neu zu beleben. Unsere Absicht geht blos dahin, einige merkwürdige Anagramme der Vergessenheit zu entreißen, und sie aufzubewahren. Doch zeigen wir zuerst, was eigentlich ein Anagramm ist.

Das Wort Anagramm ist griechisch und besteht aus den zwei Wörtern Ana (aufwärts, bezeichnet die Ausdehnung von unten nach oben zu: davon hinauf, entlang; dient auch zur Angabe des distributiven Verhältnisses) und gramma (Buchstabe). Eigentlich bezeichnet es eine Buchstabenversetzung oder Wortumformung. Denn wenn man ein Wort anagrammatisiren will, so braucht man blos die Buchstaben desselben in eine andere Ordnung zu fügen, damit ein neues Wort daraus entstehe. Dies ist die allgemeine Regel davon. Bei der Versetzung mag man wohl ein c für ein z, ein i für ein j, ein u für ein v, ein b für ein p, ein d für ein t, ein f für ein v, ein x für ein e und s, und umgekehrt, nehmen, je nachdem die Sprache beschaffen ist, in welcher man das Kunststück machen will. Wenn man es nicht sehr genau nimmt, so kann man auch von zwei gleichen Buchstaben, die nacheinander vorkommen, einen weglassen, wie man oben bei dem Wort Lorraine bemerkt haben wird.

Wir können die folgende Reihe von Anagrammen nicht besser beginnen, als mit denjenigen, welche man auf Johann Calvin und Martin Luther gemacht hat.

*) Wir sagen damals; denn die gedrene Zeit der Anagramme dauerte nicht lange. Die folgende Anekdote wird hier wohl am Platz sein. Ein armer Teufel bei dem König von Frankreich, Heinrich dem Vierten, eine Buchstabenverkehrung von dessen Namen an, und bestte auf eine gute Belohnung. Der König fragte, was für einen Beruf er habe. Sire, war die Antwort, den von einem Anagrammisten; aber ich bin dabei sehr arm. Das ist kein Wunder, entgegnete der König, denn du hast einen armseligen Beruf aus.

**) Außer diesen alten Formen des Anagramms erfand man auch neue, wie das mathematische Anagramm, welches im Jahr 1680 erfunden ward.

***) Vor einigen Jahren ward von dem französischen Bibliophilen Jakob zu Paris ein Roman unter dem Titel: Médianoches (Mitternacht-Mahle) heraus-

gegeben. Unter den Personen, die in diesem Werke handelnd eingeführt worden sind, bekennt sich auch ein unermüdlicher Anagrammatist und der Verfasser benutzt diesen Umstand, um eine große Anzahl von Anagrammen an einander zu reihen. Wir wollen hier einige Sonderbarkeiten mittheilen, um zu zeigen, wie eine Biene selbst aus den gemeinsten Blumen Honig zu saugen vermag. Aus Bonaparte machte man unter andern auch das Anagramm Nabot pare (gezupfter kleiner Knirps). Als im Jahr 1814 der riesenhafte Glücksstern des Corsifanes unterging, fand man in den Worten: Napoléon, empereur des Français, durch Umsetzung der Buchstaben: un papa ocef a sacré le noir démon; und: ce fol empire ne durera pas un an. Fürsten hatte man aus den Worten: Révolution française, wenn man vorher die Buchstaben, die das berühmte Wort: vote bilden, daraus entfernte, durch Umsetzung der übrig gebliebenen, die Verbersagung geschmiedet: un corse la finira. Das wunderbarste Buchstabenspiel aber, welches man auf diesen wunderbaren Mann aufgefunden hat, ist gewiß das Folgende: der Name Napoleon ist aus zwei griechischen Worten zusammengesetzt, welche Löwe der Mittnacht bezeichnen. Dieser Name gibt uns durch ein sinnverwirrend Anschneiden eines Buchstabens am Anfange folgende Worter: Napoléon, apollon, poléon, léon, eon, on, welche man im Griechischen ertuen kann: Νικητὴν ὁ ἀπὸ λέων τὸν ἀνάκτων, das heißt: Napoleon, eine Löwe der Heller, sing die Städte zu verschönen. Auf Friedrich den Großen machte man das Anagramm: ich rede! Ja assemblée nationale entreclen die Freunde dieser Versammlung: les âmes la blanissent. In Roma fand man: Amor, aber zugleich auch das passendste mora. Die galanten Franzosen fanden in Marie das Wort: aimer, und ein Deutscher in Elisabeth: ah liebste!

Digitized by Google

Der ertgenannte Erzieher *) ließ eine seiner Schriften unter dem Namen Alcuinus, Anagramm von Calvinus, erscheinen (eine Aeußerung von Eigenlob dieses Glaubensverbesserers), und gleich ward ihm dies durch seine Widersacher vergolten, die aus Jean Calvin das heißende, aber um einen Buchstaben hinkende Anagramm: Io vrai Caïn bildeten.

Was Luther betrifft, so machten seine Feinde aus Martinus Lutherus das Anagramm: ter matris vulnus (du hast dreimal deine Mutter, die Kirche, verwundet). Seine Freunde antworteten darauf: Aber er ging als ein sehr erfahrener Wundarzt zu Werk und hat seiner Mutter nur die gefährlichsten Geschwüre aufgeschnitten, so daß sie durch das Abzapfen der bösen Säfte wieder gesund werden konnte. Dann schrieben sie folgende Anagramme: Vir multa struens, nud: ut turris lamen das, welches so viel heißt, als: du bist ein viel aufbauender Mann und du gibst Licht wie ein Leuchtthurm.

Zu allen Zeiten hat man viel gegen das schöne Geschlecht gesprach und geschrieben, aber kaum hat man ihm eine schmeichlichere Beleidigung zugefügt, als durch zwei lateinische Anagramme. Aus Mulier (Frau) hat man nämlich l lemur (weg Teufel), und aus Uxor (Gemahlin) Orcus (Hölle) gemacht.

Der zu seiner Zeit berühmte, aber jetzt als unbedeutend geachtete französische Liederdichter Ronsard enthält in seinem Namen das folgende niedliche Anagramm, durch welches man dieses Mannes Verdienste bezeichnen wollte: Pierro de Ronsard gibt Roso de l'indare.

Voltaire, dessen Name der Dichter Gilbert in Vol-à-terre (niedrig Fliegender) umwandelte, ward durch seine Bewunderer gerochen, indem sie O alte vir (o großer Mann) darin fanden.

Ein Feind des protestantischen Gottesgelehrten Samuel Scheilweg machte aus diesem Namen das Anagramm: schweig, Maulesel!

Der bekannte französische Liederdichter J. B. Rousseau schämte sich seiner Abkunft (sein Vater war ein Glaser) und veränderte seinen Namen in den von Verniettes, welchen er für viel wohllautender hielt; aber einer seiner Neider, der Dichter Saurin, untersuchte denselben und fand darin: tu te renies (du verläugnest dich).

Ein gewisser Eanlas Staudgrinus hatte über eine Kleinigkeit ein sehr wohlbekleibtes Buch geschrieben, und äußerte nach der Gewohnheit seiner Zeit, daß sein Name Gelegenheit zu einem Anagramm geben möchte. Man sandte ihm Folgendes zu: Asinus tu grandis es (du bist ein großer Esel!).

Ein Anderer versetzte die Buchstaben seines Namens: André Pujom, über hundert Mal und fand endlich darin: pendu à Riom. Er betrachtete mit Entsetzen dieses Anagramm als sein Todesurtheil, fügte sich in sein Loos, zog nach Riom, gerieth dort mit Einem in Streit, erschlug seinen Gegner in der Hitze der Prügelei und kam deßwegen an den Galgen.

(Schluß folgt.)

Zur Unterrichtsfrage.

Der Ruf nach Erziehung, namentlich nach weiblicher Erziehung, ist seit geraumer Zeit eines der Hauptlosungsworte der organischen Reformationsbestrebungen geworden. Natürlich hat sich demgemäß auch die Presse auf dies Feld gewandt, und männlichen wie weiblichen Federn ist ein Strom der verschiedenartigsten Theorien entflossen, welche Alles, was zwischen den beiden Extremen der Stellung des Weibes, der absolutesten Emancipation und der orientalischen Sklaverei liegt, in Vorschlag brachten. Auf diese Weise wurde, neben vielem Verdienstlichen, auch mancher Unsinn laut, und im Allgemeinen kann man sagen, daß auf dem Gebiet der weiblichen Erziehungsfrage bis jetzt mehr ideologische Theorien als praktische Vorschläge aufgetaucht sind, und daß man mehr oder weniger von dem bösen Geist der Spekulation auf dürrer Heide im Kreise herumgetrieben worden ist, statt die fette, grüne Weide des gesunden Menschenverstandes zu betreten. Dieses letztere Verdienst scheint uns das vor Kurzem erschienene und bereits in zweiter Auflage weider gedruckte Büchlein: „Die Frauen und ihr Beruf, ein Buch der weiblichen Erziehung, niedergeschrieben von Frauenhand", (Frankfurt bei Meidinger) zu haben. Mit anerkennenswerther Bescheidenheit bemerkt die Verfasserin in dem kurzen, mit vieler Gewandtheit geschriebenen Vorwort, daß sie weder ein alleinseligmachendes System aufgestellt, noch ein höchstes Axiom, welches die Frage definitiv entscheidet, gefunden haben will. Sie verspricht uns Anregungen, Gedanken, Beiträge zu dieser Frage, allein sie hat mehr gethan, als dieses Versprechen gehalten, sie hat in vielen streitigen Punkten die sicheren Fingerzeige gegeben, welche die Entscheidung auf den richtigen Weg führen müssen. Die „Frauenhand" ist keine Anhängerin der Emancipationstheorien, sie reagirt vielmehr gegen dieselben in der Weise, daß sie, vielleicht allzuängstlich, eine Rückkehr zur weisen Selbstbegränzung der Frau innerhalb des häuslichen Lebens verlangt, allein ohne dadurch in den entgegengesetzten Fehler der Theorie vom nützlichen Hausthier zu verfallen, indem sie das geistige Element, namentlich die Beschäftigung mit Literatur und Kunst, welche die Frau oft irrthümlich außerhalb ihres häuslichen Kreises sucht, in denselben hineinzuführen empfiehlt. Dieser ebenso schöne als richtige Grundgedanke zieht sich als Leitfaden durch sämmtliche Kapitel hindurch, welche von der Gleichberechtigung des Mädchens mit dem Knaben, von dem Segen der Arbeit, von der Erziehung für das Haus und der geistigen Erziehung, von der Handarbeit, dem geselligen Leben, den Instinkten u. s. w. handeln. In der Besprechung aller dieser Punkte gewahren wir eine völlige Abwesenheit von Prätention und Tendenz, und an deren Stelle das wohlthuende, schon erwähnte Wirken des gesunden Menschenverstandes, in richtigen und tüchtigen Ansichten. Von Besprechung der verschiedenen Seiten der Erziehungsfragen kommt die Verfasserin immer wieder auf ihr Hauptresultat, das Verlangen der Gleichmäßigkeit der Erziehung der Frau für das materielle wie für das geistige Leben, für das Haus wie für die Gesellschaft, für die Küche wie für den Tempel der Musen, zurück, und weist nach, wie bei einer weisen Benutzung der gebotenen Mittel in den meisten Fällen eine solche befriedigende Gleichmäßigkeit hergestellt werden kann, wenn man nur der modernen Sucht des übertriebenen Glanzes, der Ueberbildung und Ueberfeinerung ohne solide Grundlage, entsagen will.

Neben der schätzenswerthen Vielseitigkeit dieser Ausführungen hätten wir die Erörterung noch eines wichtigen Punktes gewünscht, den die geistvolle Verfasserin ganz außer Augen gelassen hat: den wechselseitig bildenden Einfluß der beiden Geschlechter untereinander. Die gesellschaftliche Trennung der Männer und Frauen nimmt leider in einer sehr betrübenden Weise überhand, und der verfeinernde Einfluß, welcher für den Mann aus weiblichem Umgang entspringt, die ernstere und tiefere Richtung, welche die Frau aus der häufigen Unterhaltung mit unserem Geschlecht schöpft, verschwinden mehr und mehr. Wir wollen hier nicht einer etwaigen Vermehrung der Salonfreuden in Frack und Glacés das Wort reden; nein, sondern einem zwanglosen, abendlichen Zusammensein in kleinen Kreisen, welches die Männer der Bier- und Tabakrauchstube der Wirthshäuser, die Frauen ihrem Theetlatsch oder der Gesellschaft ihre Mägde entzöge. Einige kleine Conessionen von beiden Seiten, die Entwöhnung von einigen Salonprätentionen der Frauen und manchen schlechten Gewohnheiten der Männer, würden leicht ein neutrales Terrain schaffen, auf welchem der einen Seite eine tiefere und gründlichere Bildung, der anderen Eleganz des Benehmens und des Ausdrucks nothwendig erwachsen müßten.

J. S.

*) Dieser Ausdruck steht, man möchte das heut zu Tage kaum glauben, in dem Belgischen Original! Anmerkung des Uebersetzers.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Die Briefe des Junius, unter den großen literarischen Erfindungen der jetzigen Jahren eine der bedeutendsten, beschäftigen in England noch immer manchen Forscher. Schon im Jahr 1841 hat Macaulay für sicher angenommen, daß Sir Philipp Francis der Verfasser sei. Das Eigenthümliche des berühmten Staatsmannes wird von englischen Beurtheilern in einer Weise geschildert, die auffallend an Lessing erinnert: „Sein Geschmack war an den besten alten und neuen Mustern geläutert und rein bis zur äußersten Strenge. Seine Schreibart war bewundernswerth, von höchster Klarheit, rein an sprachlichen Irrthümern, frei von Ueberladung mit Worten und Redensarten, wenn er auch passenden Schmuck nicht verwarf; zuweilen sentenzenhaft oder etwas abgerissen; sie floß nicht mit Glätte dahin, aber noch weniger mit Ungestüm; doch war sie reich an Kraft und Wirkung. Einige Vorliebe für Antithesen gibt ihr manchmal einen etwas mühsameren Anschein; gewöhnlich ist die Darstellung immer so ungesucht, daß sie über dem Gedanken nicht den leisesten Schein hat, als trägt sie Verlangen nach Sprüche und den Beifall des Gemüthsarm, daß er selbst bei der kunstreichen Anordnung durchaus natürlich erscheint. Im Ausdruck ist er äußerst rein; auch mochte Francis selbst in der Unterhaltung seine feine modischen Redensarten, die die reine englische Mundart entstellen.“ — Was hier von Francis gesagt wird, gilt völlig für die Junius-briefe, welche Schlosser gern mit Lessings und mit Rousseau's Streitschriften zusammenstellt. Sir Philipp war Kramer in Indien zu einer Zeit, wo Warren Steinsgleichen sich wie Satrapen bereicherten; aber er kam, wie Brougham sagt, aus dem Gold- und Perlenlande mit so reinen Händen und so mäßigem Vermögen zurück, daß man selbst im heftigsten Kampfe seinen Ruf nicht anzutasten wagte. Sein übertriebener Geiz schien übermerth, weil er des Volkes Geld nicht minder als das seinige schonte; sein einziger Lohn war nach Burke's Ausdruck die innere Sonnenschein der Seele, den ein gutes Gewissen sich selbst vertheilt. So denkt man sich gerne Junius, den heftigen Bekämpfer all-britischer Vorurtheile. Nachdem sein Verfasser gemacht worden sind, die Briefe dem gelehrten Horne Tooke oder dem Lord Georg Sackville zuzuschreiben, haben Lord Brougham und Fortunatus Dwarris wieder Gründe für Francis beigebracht und Macaulay stützt in dem neuesten Band seiner Geschichte (Taschenp. VI. 222) diese Meinung durch eine unscheinbare, aber schartsinnig benutzte Thatsache. Sir Philipp Francis, dessen Name vermuthlich wohl einhellig einen der größten englischen Prosaisten bezeichnet, hat nicht nur der französischen Revolution, sondern noch der heiligen Allianz erlebt; er starb erst im Jahr 1818.

— Im neuesten Hefte der zu Stuttgart erscheinenden Real-Encyclopädie für (evangelischen) Theologie und Kirche ist der Artikel „Freimaurer“ von unserm würdigen und gelehrten Pfarrer G. E. Steig bearbeitet. Da die größeren Werke, unter welchen die von Kloß erste Autorität bilden, nicht gar zugänglich sind, so ist eine zusammenfassender Bericht sehr willkommen. Schon das Conversationslexicon wandte diesen Artikel besonders Vorliebe zu, doch in trocken pfäfferischer Weise; Steig berücksichtigt mehr die Entwickelung des Geistes und der humanistischen Gesinnung in ihrem Einklang oder Gegensatz mit den christlichen Ueberzeugungen. Den jetzigen Zustand bezeichnet er in Folgendem: „Die Freimaurerei im Großen und Ganzen darf als die Repräsentantin der jetzt herrschenden Durchschnittsbildung gelten, die mit den ehrern und tiefergehenden Bildungsbestrebungen der Nation nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermag. Seiten wird man daher in ihr eigentliche wissenschaftliche Notabilitäten (z. B. Gelehrte und Dichter) häufiger finden Literaten und Publicisten, vorherrschend den bezüglichen Mittelstand, besonders den Beamten-stand (namentlich auch Officiere und evangelische Geistliche) anstreben.“ — Es gibt, nach Steig, nur einen Gewissensgrund, der einen Geistlichen, welche sonst Neigung hat, vom Eintritt in die Maurerei abhalten könnte, nämlich den Eidschwur. In Hengstenberg's Angriffen gegen das Institut ist vor Allem die Kirchi tadelnswerth, daß dem Orden angehörigen Geistlichen in den Augen der kirchlichen Behörden zu verdächtigen. Gegen diese lächerlich übertriebene Art, wie Eckert in Sachsen vor dem Institute, besonders den Beamten, warnt der Maurer hinweis, bemerkt unser Verfasser: „im Allgemeinen kann man annehmen, daß der Liberalismus des Publikums, welches sich in der Freimaurerei vereinigt, da seine Grenze findet, wo die Sicherheit des Besitzes und des ruhigen, behäbigen Lebensgenusses gefährdet wird.“ Auch während der Revolution gehörten die französischen Ordensglieder im Allgemeinen dem sogenannten „Geiste von 1789“ an, der durch Montesquieu's Geist der Gesetze, durch Lafayette's Freunde und durch den Clubb der Feuillants vertreten wird. Das Streben derjenigen Logen, die „wegen ihrer Stellung zur Judenfrage Verdächtigungen erfuhren“, ist wohl in einem zu günstigen Lichte dargestellt. Wir glauben nicht, daß diese Gesellschaften einen größeren Anspruch auf Christlichkeit haben, als die Logen in dem hochchristlichen England, wo man von seiner confessionellen Ausschließung weiß. Wie sind weit entfernt, den christlichen Staat oder die christliche Gesinnung für eine bloße Phrase zu erklären; aber um so wahrwürdiger erscheint es uns, wenn die letztere zu falschen Zwecken gebraucht wird. Zene Logen zählen viele Männer, bei welchen diese Gesinnung ächt und rein ist; aber mit ihnen vereinen sich wohl auch Antipathien von gemeinerem Ursprung. Wenn vor einigen Jahren hier in Frankfurt unter verbummert Unterschriften gegen die jüdischen Bürgerrechte wurde als hundert Metzgermeistern sich befanden: wer wird behaupten, daß die Metzger frömmere Christen sind als andere Leute? Gewiß kein Vernünftiger.

— Freunde der altdeutschen Literatur, namentlich auch solche Sprachlieber, die ihrem Fache nicht blos mit geschäftlicher Routine obliegen, werden mit Vergnügen vernehmen, daß endlich ein vortreffliches Wörterbuch der mittelhochdeutschen Sprache erscheint, nämlich dasjenige von Wilhelm Müller in Göttingen, welches seinem Werke den handschriftlichen Nachlaß des berühmten Benecke zu Grunde gelegt hat. Dasselbe umfaßt die Gesetzgebung der deutschen Sprache vom zwölften Jahrhundert bis auf Luther, in welchem Zeitraum dann das große Wörterbuch der Brüder Grimm eintritt. Bereits ist der erste Band erschienen (Leipzig bei Hirzel), welcher die Buchstaben A — L enthält. Ein bedeutender Theil des Werkes, M — S, wird von Zarncke in Leipzig, dem Herausgeber des literarischen Centralblattes, bearbeitet werden. Derselbe ist durch seine Betheiligung an dem von Hoffmann angeregten Streit über die Lachmann'sche Kritik der Nibelungen vielfach genannt. Schon früher bekundete er seine Tüchtigkeit durch seine gründliche und gewissenhafte Bearbeitung der neuen Ausgabe Dietrichs des Flavigsaal Gast oder vielmehr der deutschen Uebersetzungen, welche von Notker die auf Sebastian Brant von denselben verfertigten sind. Somit ist die Arbeit in den besten Händen und wird dem Studium des deutschen Mittelalters einen neuen, kräftigen Schwung geben. Bisher behalf man sich meist mit Zirmanne Wörterbuch, das vor achtzehn Jahren in Darmstadt erschien und als Einleitung einen sehr Kurz der Grammatik enthält. Jedoch ist dasselbe wissenschaftlich ungenügend und jener Bedürfniß dadurch nun seit Müllers Erscheinen nicht mehr.

— Odin und Thor. Vor zwanzig Jahren erschien Uhlands erstes kritisches Abhandlung über den Mythus von Thor, welche namentlich durch die klare Scheidung von Natur- und Geistesmythen einen mächtigen Fortschritt auf diesem Gebiet anbahnte. Uhland hatte sich für seinen Heldem oder Gott wahrhaft begeistert; er ließ ihn aus den Schuppturm der freien tüchtigen Arbeit, welche sich die feindlichen Gewalten unterwirft. Thor geht zu Fuß over fährt in einem mit Böcken bespannten Wagen; er hat durchaus nichts Vornehmes, er ist ein bauernstarker, demokratischer Gott, welcher an das Wesen des Adelsvorrechtes und der freien Volksgemeinde erinnert. Der aristokratische Odin, welcher dem Lebensverhältnis und den Gesellschaften näher steht, ist weit weniger der Dichtern Lieblings; doch hat er auch den Mythus dieses Gottes in einer Schrift behandelt, welche aber, bei der strengen Gewissenhaftigkeit, womit Uhland arbeitet, noch nicht zur Veröffentlichung kam. Diese Lücke hat nun vorigen Jahr Wolfgang Menzel mit einer besonderen Abhandlung über den Odin ausgefüllt. Wie lernen hier einen Gott von eigener, sehr moderner Art kennen. Odin ist nämlich nach Menzel der Gott der rücksichtslosen Praxis, des ohne Festhaltung eines sittlichen Grundsatzes durchgeführten thatsächlichen Erfolges, mit einem Worte der Gott des fait accompli. Er ist in der Welt ungefähr was Machiavelli's Fürst im Staate. Menzel verklärt hier seine alten Druschen weniger als er sonst pflegte, weil er es für wichtiger hält das Element christlicher Begriffe als nothwendig zu erwerben. Doch wird er schwerlich durchdringen; man wird nicht annehmen wollen, daß der modernere, deren ertsjährt Beschellung sich in der heidnischen wie in der christlichen Zeit stets um die beiden Pole des Naturlosen und der Idealität bewegte, einen Gott gehabt haben, in welchem der Begriff des Guten so wenig lebendig war. Uhland bober Dichterstan hat alle Kraft der Gottesleiter, die sich auf den Thor bezogen, wunderbar gelöst; Menzels Odin hat, wie wir aus der zweiten Auflage von Simrock's Edda sehen, keine solchen Gegenheit gefördert.

— Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel. Den meisten unserer Leser ist wohl die wahrhafte uns schöne Geschichte von dem auf der Buxtehuder Heide stattgefundenen „Wettlaufen“ zwischen dem Hasen und dem Swinegel bekannt, welche zwar ganz tugendhaft zu erzählen, aber nichtsdestoweniger wahr ist. Diese Geschichte ist kürzlich in einem besonderen „Prachtwerk“ illustrirt worden durch den humoristischen Genremaler Gustav Süs in Düsseldorf, der sich bereits durch seine schalkhaft grmütlichen Darstellungen, worin das Kinderleben und das Leben der Thiere, namentlich des Hühnervolks, in knniger Weise in einander verwoben sind, einen Namen macht.

Digitized by Google

Das Werk, im Verlag von Arnz und Comp. in Düsseldorf erschienen, besteht aus neun Blättern in Farbendruck; der künstlerische Werth der einzelnen Blätter ist jedoch ein ziemlich verschiedener, obwohl uns auch allen eine vergnügliche Laune anspricht. Besonders gelungen ist das erste Blatt, welches eine Illustration zu folgenden Worten des Textes bildet: „An einem Sonntagmorgen in der Dorfkirch, mit als der Buchwaizen blühte. Die Sonne war gestieg am Himmel aufgegangen, der Morgenwind ging leich über die Stoppeln, die Lerchen fangen in der Luft, die Bienen summten in dem Buchwaizen und die Leute gingen in ihren Sonntagskleidern nach der Kirche, tuz alle Creatur war vergnügt und der Swinegel auch. Der Swinegel aber stand vor seiner Thüre, hatte die Arme übereinander geschlagen, guckte dabei in den Morgenwind hinaus und trillerte ein Liedchen vor sich hin (quinkelerde en lüttet Leedtru), so gut und so schrickt als es nun eben am lieben Sonntagsmorgen ein Swinegel zu singen vermag". Gustav Süß hat es verstanden, diesem Blatte den Hauch einer Sommersonnengefrühe zu verleihen; auch erfreuen wir uns an dem behaglichen Ausdruck des Feiertagsbrowstseins weicher in der ganzen Figur des vor seiner Thüre lehnenden Swinegels herrscht. Unter den übrigen Blättern dürfte wohl kaum eines diesem reihen gleichzustellen sein. Die Farbenwälle sind sehr sauber aufgeführt, wie man bei den Werken der Verlagshandlung gewohnt ist; allein einfache Holzschnitte oder Lithographien würden doch solchen humzigerdrucken Blättern, die nicht selten an Kattenmusiker erinnern, vorzuziehen sein. Die weicheren, verschwebenden Töne lassen sich bei denselben fast immer vermissen, und wir finden überhaupt diese neu aufgekommene Modeindustrie, sogenannte Prachtwerke für die Salonentische in Farbendruck herzustellen, vom künstlerischen Standpunkt gar nicht erbaulich. A.

— Im „Frankfurter Archiv" befindet sich ein authentischer Bericht über Goethe's Rücktritt aus dem Frankfurter Bürgerverband, in welchem dargethan wird, daß er von wohlerwogenen Ehrangriffsichten geleitet war und in der That nach freundschaftlicher Uebereinkunft kündigte; er hatte den Schritt vorher mit dem Rath Schlosser (von Neuburg, einem Neffen des Syndicus) genau überlegt. Wir erinnern an Göthe's bekannten Toast:

Uns bleibt der Frankfurter Goethe theuer,
Zahlt er auch keine Einkommensteuer.

Goethe ist größer als Virgil, doch bildet sich Frankfurt noch nicht so viel auf ihn ein als Mantua auf seinen berühmtesten Sprößling. „Ja, Mantua hat auch nichts Anderes", werden unsere Bürger sagen.

— Für die deutsche Bildung in der Zeit des siebenjährigen Krieges ist die Art bezeichnend, wie man den tapferen Kriegsmann und achtungswerthen Dichter **Ewald von Kleist**, der 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf sank, nach seinem Tode zu ehren glaubte. Die Freimaurerloge in Frankfurt an der Oder ließ ihm ein Denkmal mit Inschriften in verschiedenen Sprachen errichten; die französische lautete: Ici gît le guerrier, poète et philosophe Kleist. Das ist nicht nur gegen den guten Geschmack, sondern eben so sehr gegen Moringer. Während Lessing seinen Grim ermahnte, kein Trauerstab zu dichten, sondern dem Todten Lieder, deren Verfasser die ganze Dichtergenossenschaft ehrte, den Zoll einer stillen männlichen Rührung zu widmen: sank sich die Kaschin veranlaßt, mit hergebrachtem deklamatorischem Apparat eine Feier zu veranstalten. Es war ihr schon zu gemein, daß wir sie zum feierlichen Anerkennen der Todesstrafe über das Gitter Bieg. ihre Gewänder sich in dem letzteren verfingen und sie von der Staatsanzeige aus verhöhnt wurde.

— Die Entstehung von **Mozart's Requiem** wird in dem in der vorigen Nummer angekündigten Gedicht in ergreifender Weise dargestellt:

Schon schwankend neigte sich zur Erde
Des großen Geistes enges Haus
Und bald es bald zerfallen werde,
Sprach abwendes Gefühl ihm aus.
Es flog ihn an, als ein sein Zimmer
Dereinst ein unbekannter trat
Und dringend mit des Goldes Schimmer
Um eine Seelenmesse bat.
Der Künstler, tenklam zum Gewähren,
Gelobte sie; der Fremde schied,
Und Jener sprach mit tiefen Zähren:
Ich dichte mir mein Todtenlied!
Und noch vom alten Geist durchdrungen,
Der Rhythmus und Herzen ihm erwoab,
Bis fast das Schwanenlied gesungen,
Da neigt' er sanft sein Haupt und starb.

— Der hier lebende Maler Hammel hat in Weimberg ein Bildniß von Justinus Kerner gefertigt, welches von dem berühmten Dichter selbst und von allen Freunden, die es bisher gesehen, in Bezug auf Aehnlichkeit ebenso wie auf zarte Auffassung und Behandlung gerühmt und entschieden als das vorzüglichste unter den Porträts bezeichnet wird, die man von Kerner hat. — Das neueste Werk des Letzteren, die Lebensgeschichte Medmers, zum Theil nach neu erschlossenen Quellen bearbeitet, wird in einigen Wochen von der literarischen Anstalt versandt werden.

— Amerikanischer Studentenstreich. Von den Studenten der Universität Charlottesville in Virginien ist Harriet Beecher-Stowe, die Verfasserin von Onkel Toms Hütte, kürzlich zur Strafe für ihre Bemühungen um die Abschaffung der Sklaverei in effigie verbrannt worden. Die Feierlichkeit wurde auf einem freien Platze vor dem Gasthofe vollzogen, in welchem die Schwester der berühmten Schriftstellerin sich aufhielt.

— **Universitäts-Anekdote.** Als Horkatz Mitscherlich im philologischen Seminar zu Göttingen den Catullus erklären ließ, kam in der Rede auf kühne dichterische Wendungen und ein Student führte Jean Paul an, der vernacnlo sermone (in deutscher Sprache) so viele gewagte Gleichnisse angewandt habe. Demnach entspann sich eine lateinische Verhandlung über den deutschen Dichter, welche dem kleinalten Philologen unheimlich wurde; letzterenmen rückte er an seinen Katheder und sprach: maximum istum Paulum! Man könnte es übersetzen: „Genug von diesem Paulus!" aber der klassische Dauch von Pedanterie, der über dem Ausspruch liegt, ist nicht wiederzugeben.

— **Frankfurter Jahrestage.** In dieser Woche war ein halbes Jahrhundert verüber, seit Augereau mit unmaßvoll Franzosen die Stadt in Besitz nahm; ein Vorspiel zu der bald nachher erfolgenden Lösung des Reichsverbandes; am 19. August verkündigte der Rath seinen Rücktritt. — In diesem Jahr schließt ein halbes Jahrtausend seit Erlassung der goldenen Bulle (1356); doch wurde die Urschrift derselben erst zehn Jahre später den Frankfurtern übergeben.

Zum Besten der Schiller-Stiftung.

An Deutschlands Dichter und Dichterinnen. Es ist die Absicht des Unterzeichneten, im Laufe dieses Jahres eine ausgewählte Sammlung vom Feste der deutschen Lyrik herauszugeben, welche ausschließlich der neuesten Zeit seit dem Jahre 1850 gewidmet sein soll und sich nicht allein mit gefeierten Namen schmücken und deren Dichterwerk ausbreiten, nicht nur Anerkanntes und Bekanntes bringen will, sondern sich die Aufgabe setzt, auch dem Ungekannten und Ungenannten eine Stätte zu bieten und das Gute, wo es sich findet, zur Anerkennung zu bringen. Denn in der namenlosen Masse geht so manches warmgefühlte Lied, so manches frische lebenvolle Bild, so manches schöne sinnige Gedicht verloren, ohne je nur bekannt worden zu sein. Dieses verborgene, halb verlorene Gut zu sammeln und zu erhalten und damit Manche zu geben den dem poetischen Gleite, der in der Gegenwart lebt und schafft, wird das Hauptbestreben des Herausgebers sein, und um zugleich der Zusammenstellung einen für die dichterischen Persönlichkeiten wie für die Richtung der Zeit bezeichnenden Charakter zu geben, soll in der Auswahl der Stücke dem Selbsturtheil jedes Dichters eine Stimme verliehen. Der volle Reinertrag des Werks ist dem Zwecke der Schillerstiftung bestimmt und schon um dieses Zweckes willen hofft der Unterzeichnete, daß ihm freundlich von allen Seiten die Hand zur Aufführung und Erleichterung seines Vorhabens geboten werde. Es ergeht daher an Alle, die in den letzten sechs Jahren poetische Arbeiten veröffentlicht haben, die Bitte, ein Exemplar ihrer Dichtungen an die Adresse des Unterzeichneten „Dr. Karl Weller in Dresden" durch die Buchhandlung von W. Türk baldigst portofrei gelangen zu lassen, der Sendung freundlichst kurze persönliche biographische wie literarische Notizen beifügen und auf der Rückseite ihrer Gedichte diejenigen zu bezeichnen, welche sie selbst für ihre besten halten und am liebsten aufgenommen sehen möchten. Die gleiche Bitte wird auch den Herrn Verlegern und Freunden derjenigen Dichter, die bereits aus denselben geschieden sind, ans Herz gelegt. — Zuletzt das Unternehmen, welches zugleich mit einer vollständigen Bibliographie der deutschen poetischen Originalliteratur seit 1850 erscheinen werden soll, die gedoppelte Theilnahme, so dürfte hoffen eine Zuversicht versehen als Jahrbuch vielleicht eine nicht unwillkommene Gabe für Freunde der Poesie werden. Mit der herzlichen Bitte auch an alle Freunde der Schillerstiftung, sich dieses Unternehmens, bei welchem Zweck und Sache in so gutem Einklang stehen, nach Kräften annehmen zu wollen, empfiehlt diese Zeilen allerseits freundlicher Beachtung

Dresden, im Januar 1856. Karl Weller.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 3. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 6. Frankfurt a. M., den 9. Februar 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.
Ueber Anagramme. Von X. Schnyder von Wartensee.
Volksleben in Polen. Von Julius Sundling.
Die Grafen von Merenberg.
Leben und Liebe. Gedicht von A. Clemens.
Feuilleton. Die Mozartfeier in Wien. — General Jochmus über den russischen Krieg. — Die neue Vierteljahrsschrift „Germania". — Ein Urtheil von St. Beuve über Deutschland. — Die Schriftstellerfamilie Büchner. — Aus dem spanischen Befreiungskriege u. s. w. u. s. w.
Bibliographisches. Von Q. F.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Die Vermuthung, daß hier noch ein Geheimniß walten möge, reizte des Kaisers Neugierde, von welcher er, wie viele hohen Herren, so wenig frei war, daß man ihm sogar nachsagt, er habe sich nicht selten um die kleinen Privatangelegenheiten von Personen seiner Umgebung mehr bekümmert, als um wichtige Regierungsgeschäfte; genug, er drang immer lebhafter in den Stadtschultheißen, ihm den Namen desjenigen zu sagen, der das Herz seines schönen Töchterleins erobert habe.

Herr Johann Wolfgang gerieth bei diesem Drängen seines kaiserlichen Gönners immer mehr in die Enge; er hatte bereits zu Viel gesagt, um sich noch durch die Ausrede seiner Unbekanntschaft mit diesem Liebesbandel aus dem schwierigen Conflict zwischen dem dem Monarchen schuldigen Gehorsam und der seiner erhabenen Person gebührenden Ehrfurcht herauszuziehen zu können; so blieb ihm denn keine andere Wahl, als dem Kaiser mit der ihm eignen jovialen Treuherzigkeit die volle Wahrheit zu bekennen, und ihm nach vielen sonderbaren Umschweifen und unterthänigsten Entschuldigungen zuletzt die große Neuigkeit mitzutheilen, daß — kein Anderer als er selber, der erwählte Kaiser des heiligen römischen Reichs, der Liebhaber sei, um dessenwillen Elisabeth den Doctor Goethe nicht möge, welcher freilich, wie er mit ernsthaftem Achselzucken hinzufügte, einem solchen Nebenbuhler nimmer gewachsen wäre.

Der Mann, der vor kaum einer Stunde die Nachricht von der Wiedererwerbung seiner Residenz und der Befreiung seiner Erblande von einem übermächtigen Feinde mit der Mäßigung eines im Unglück erprobten edlen Characters hingenommen hatte, wurde durch diese seltsamste aller Neuigkeiten in einer Weise überrascht, daß er Anfangs nicht anders glaubte, als der würdige Stadtschultheiß treibe seinen Scherz mit ihm, und wolle ihm zur Strafe für seine Neugierde zum Besten halten.

Als aber dieser, der wohl einen solchen Gedanken in der fragenden Miene seines Gönners lesen mochte, glücklicherweise der Sache eine rasche Wendung zum Heiteren gab, indem er mit dem vollen Ton seines guten Humors ausrief: Meiner Seel', Herr Kaiser, Ihr habt's meinem Mädel angethan, so daß es Euch seit Langem auf Schritt und Tritt nachläuft, — da belehten sich mit Einmal Karls Züge, haſtig ergriff er des Alten Hand und rief:

Wie, Textor, wär's möglich? Das schöne große Mädchen mit den herrlichen braunen Augen voll Milde und Hoheit, dem ich schon oftmals begegnete, wäre Eure Tochter?

Groß ist sie freilich, und braune Augen hat sie auch, und was die Hoheit anbelangt, so mag's auch damit seine Richtigkeit haben, denn zu Hause heißt sie nur die Prinzeß, entgegnete der Stadtschultheiß. Also kennt Eure Majestät meinen überspannten Kindskopf?

Der Kaiser machte wieder seinen raschen Gang mit den kurzen Schritten durch das Cabinet, und mit wachsendem Staunen beobachtete der Stadtschultheiß die lebhafte Erregtheit seines Wesens; doch sah er noch immer nicht auf den eigentlichen Grund dieser großen innerlichen Bewegung.

Jetzt stand Karl wieder vor ihm still, sah ihn eine Weile forschend an und sagte dann:

Ja, ich bin wirklich blind gewesen, daß ich meine junge schöne Freundin nicht aus der großen Aehnlichkeit mit Euch errieth; wißt, Textor, schon seit Wochen forsche ich nach dem Namen eines Mädchens, das mich wie ein unsichtbarer freundlicher Genius umwaltet, indem es mir saſt täglich auf die zarteſte Weiſe eine Freude bereitet; bald werde ich durch dieſe, bald durch jene ſinnige Anordnung überrascht; wenn ich Morgens aus meinem Palaſt trete, iſt die Pforte mit Blumen und Kränzen geſchmückt; an meinen Lieblingsplätzen, die ich beim Spazierengehen zu beſuchen pflege, finde ich meinen Namenszug von zarten Händen in Immergrün gewunden, oder man ſendet mir köſtliche Früchte, wie ich ſie liebe; wenn ich aber nach dem Namen des Gebers forſchen laſſe, kennt man ihn entweder nicht, oder der, von welchem die freundliche Gabe herrühren ſoll, weiß nichts davon; auch durch Lieder voll Innigkeit und frommer Erhebung ward ich ſchon mehrmals überraſcht, und immer fügte es ſich, daß ihr troſtreicher Inhalt zu meiner jedesmaligen Gemüthsſtimmung wunderbar paßte, und mich wie ein Zuſpruch meines guten Engels erheiterte und aufrichtete. Endlich glückte es mir, eine Nachricht über die Perſon meiner unbekannten Freundin zu erhalten; ein junges Frauenzimmer war von einem meiner vertrauten Diener in dem Augenblick belauſcht worden, als es einem friſchen Kranz von Herbſtaſtern an einer Linde vor dem Gallenthor in der Frühe des nämlichen Tages aufſing, an welchem ich gewöhnlich in jener Wandallee zu luſtwandeln pflege. Ich prägte mir ſorgfältig ſeine Beſchreibung ein, und bald ſchon ſah ich auf dem Kirchengang am Liebfrauenberg eine junge Dame, auf welche ſie vollkommen paßte; wir begegneten und ſeitdem zum Oefteren und jedesmal ſagte mir's ihr holdes Erröthen, daß ich die Rechte gefunden habe.

Digitized by Google

Der Stadtschultheiß sah den Kaiser lange ernst und nachdenkend an, dann sprach er kopfschüttelnd:

Das ist mir eine recht welsche Geschicht', Allergnädigster! Sollt' man nicht meinen, ein hungriger Schreiber habe sie zur Ergötzlichkeit und Rührung empfindsamer Leser in ein Buch gebracht? Ja, ja, das Alles paßt zu meinem Mädel, wie der Mandelkern in die Mandel! Aber wer soll ihn aufknacken? Ich nicht, Majestät, ich nicht!

In großer Bewegung versetzte der Kaiser:

Nehmt die Sache nicht ernsthafter, als sie ist, Freund Textor! Eurer Tochter Gemüth ist von hoher edler Art, hoher edler Art; davon zeugt neben den würdigen Eltern ihr eigner schöner Sinn, den keine schwärmerische Verirrung, wohl aber ein sicheres Mißgefühl bis zu den Stufen eines Kaiserthrones führte, um hier die bolden Opfer der reinsten Menschenliebe niederzulegen. Und das wolltet Ihr verkennen? Muß denn eine schöne That immer nur vor den Augen der staunenden Welt vollbracht werden, damit sie uns schön und bewundernswerth erscheint, bewundernswerth erscheint?

Er hielt sinnend inne, und fuhr sich mit der Hand langsam über die Stirne, über die Augen, dann sprach er in verändertem, heiteren Tone:

Aber wir vergessen ja über dem Nebenbuhler den eigentlichen Liebhaber Eurer Tochter. So erfahret denn vor Allem, daß Eure zukünftiger Schwiegersohn, wie ich in sichere Erfahrung gebracht habe, nicht blos der Sohn eines Schneiders, sondern auch sogar der Enkel eines Hufschmieds ist; was wohl, selbst wenn Ihr ihm wirklich den Stand des Vaters nachsehen wolltet, ein hinreichender Grund für Euch sein dürfte, jeden ferneren Gedanken an diese Verbindung aufzugeben. Nicht so?

Keineswegs, Herr Kaiser, entgegnete der Stadtschultheiß ohne langes Bedenken. Ich gab seiner Mutter mein Jawort, und daran ändert selbst Großvater Hufschmied nichts mehr.

Bravo! sagte Karl, nahm rasch ein zusammengefaltetes Papier vom Tische, warf einen flüchtigen Blick hinein und sprach hierauf mit herzlichem Wohlwollen:

Das Aktenduplum, welches ich Euch anbot, habt Ihr zwar abgelehnt, aus Gründen, die ich ehren muß, und habt Euch dadurch also den rechten Sohn einer freien deutschen Reichsstadt bewährt; damit Ihr aber auch niemals wieder in Versuchung kommt, Eurem künftigen Schwiegersohn an den Standesunterschied zwischen Euch und ihm zu erinnern, so haben Wir von Unserer geheimen Kanzlei dieses Dekret ausfertigen lassen, welches den Doctor juris Johann Kaspar Goethe zu Unserem wirklichen kaiserlichen Rath ernennt, und beschließen andurch Euch, Unserem wirklichen kaiserlichen Rath Johann Wolfgang Textor, dieses Schriftstück dem Rath Goethe persönlich einzuhändigen, als Zeichen Unserer kaiserlichen Huld und Gewogenheit.

Wie soll ich Eurer Majestät für so viel Gnade danken! stammelte der Stadtschultheiß auf's Höchste überrascht.

Seid glücklich, das ist der beste Dank, entgegnete Karl gerührt. Nun aber geht, damit der Doctor aus Euer Hand seine neue Ernennung empfange, die ihn Euch im Range gleichstellt, so daß er sich nun nicht länger mehr zu bedenken braucht, in die dargebotene Hand der Verlobung einzuschlagen.

Bewegt rief Herr Johann Wolfgang aus:

O nun seh' ich wohl, Gott gab Euch nicht umsonst den Sieg! Denn ein Kaiser, der so das Amt der Gnade und Menschenbeglückung zu verwalten weiß, wie Ihr, der muß in voller Gewalt und Herrlichkeit auf Erden regieren und seine Macht darf Ihm Niemand verkürzen. Der Himmel segne Eure Majestät tausendmal für die Freude, die Ihr mir altem Manne in dieser Stunde bereitet habt! Eure Gnade soll das Fundament werden, darauf sich meines lieben Kindes Glück sicher und dauerhaft zu bauen hoffe; ja, das Fundament, wie's der beste der Kaiser und der beste der Menschen mir zur guten Stunde gegründet hat!

Amen! sagte Karl, umarmte den alten Freund und trat dann rasch in das anstoßende Gemach, noch einmal mit der Hand ihm ein Lebewohl zurücknickend.

Der Stadtschultheiß aber begab sich sofort, dem ihm vom Kaiser ertheilten Befehle gemäß, nach dem Goethe'schen Hause; da der alte Herr sich fast niemals zu Fuß im vollen Ornat auf der Straße sehen ließ, so erregte seine Erscheinung ein nicht geringes Aufsehen; von allen Seiten ehrfurchtsvoll begrüßt, ging er an der Hauptwache vorüber, wo die Stadtsoldaten unter's Gewehr traten und das Magistrats-Oberhaupt mit den üblichen militärischen Ehren salutirten; dann wandte sich Herr Johann Wolfgang nach der Katharinenpforte, und hier war es, wo ihm der Doctor Goethe begegnete. Ohne ihn anzureden, nahm ihn der Stadtschultheiß am Arme und erst jetzt erkannte ihn Jener.

Wie? Herr Stadtschultheiß? stammelte der Doctor ganz verwirrt und entblößte rasch sein Haupt.

Hut auf, Herr Collega, mein Gang gilt Ihm, erwiederte der alte Herr, ließ aber seinen Arm nicht wieder los, sondern führte ihn durch die Katharinenpforte über den kleinen Hirschgraben nach seinem Hause zurück, was natürlich bei Allen, die es sahen, ein nicht geringes Erstaunen hervorrief. Der Stadtschultheiß sprach kein Wort, der Doctor gleichfalls nicht; denn diese unerwartete Begegnung, sowie des alten Herrn räthselhafte Anrede „Collega", und jetzt sein vertrauliches Zusammengehen mit der ersten Magistratsperson der Stadt in der volksbelebten Straße, das Alles dünkte Letzteren so wunderbar und unbegreiflich, daß er kaum wußte, ob er wache oder träume.

Vor dem Goethe'schen Hause stand Herr Johann Wolfgang stille, betrachtete dasselbe, beide Hände auf den Knopf seines spanischen Rohrs gestützt, aufmerksam bis hinauf zum Giebel, und sagte dann:

Ei, Er bewohnt ja ein recht stattliches Haus, Herr Collega. Aber was bedeutet denn das Wappen da über der Thüre? Wie? Seh' ich recht — drei Hufeisen? Ah, ich verstehe, das rührt von Seinem seligen Herrn Großvater liebden her? Nicht, Collega?

Um Vergebung, hochedler Herr Stadtschultheiß, stammelte der Doctor mit bleichen Lippen — es sind drei Lepern, das Wappen gehört nicht meiner Familie an, sondern befand sich schon an seiner jetzigen Stelle, als meine Mutter das Haus durch Kauf an sich brachte.

Ei, sieh' mal an, das ist ja curios! sprach der Stadtschultheiß. Drei Lepern, — besinne mich wahrlich nicht auf ein patrizisches Geschlecht, das drei Lepern im Wappen führte — ist wohl längst ausgestorben — aber gleichviel! Ich nehm' es als ein gutes Vorzeichen, daß ich unter Apell's Auspicien zum Ersternal sein Haus betrete, Herr Collega; denn die alten Heiden hielten streng an dem Glauben fest, daß da, wo dieser Gott weile, Frieden herrsche — also im Namen Apell's schreite ich über diese Schwelle, und spreche aussertem: Sei mir gegrüßt, altes Haus, darinnen bald, so Gott will, mein zur Neige gehendes Leben sich fortsetzen soll zu neuer fröhlicher Gestaltung und frischem Wachsthum — nicht so, Herr Collega?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Anagramme.

Nach dem Holländischen bearbeitet von L. Schnyder von Wartensee.

(Schluß.)

Ein Karthäuser Mönch zu Lier, Petrus Daems, von Antwerpen gebürtig, erhielt durch Umsetzung der Buchstaben seines Namens die Worte: Spes me durat, (die Hoffnung stärkt mich), mit welchem Anagramm sein Werk Encomiasticon solitudinis Carthusianæ im Jahr 1623 bei Verdussen in Antwerpen an das Licht kam.

Als der erste Luftschiffer, Pilâtre de Rosier, mit seinem Luftballon in das Meer fiel und ertrank, strafte er durch sein trauriges

Digitized by Google

Ende das Anagramm seines Namens sehr Lügen, welches heißt: tu es pr. roi dos airs (du bist der erste König der Küste). Ein anderer Naturforscher, l'abbé Miolan, dessen Lustballon zersprang, trug in seinem Namen das Horoscop: ballon abimé (in Abgrund gestürzter Lustballon).

Andreas Rudigerus von Leipzig fand in seinem Namen die Worte: Arare ras Dei dignus (würdig den Acker Gottes zu pflügen.) und schloß daraus, daß der geistliche Stand sein Beruf sei. Deswegen legte er sich auf das Studium der Gottesgelahrheit. Allein der berühmte Thomasius bemerkte ihm, daß er einen ganz verkehrten Weg eingeschlagen habe, indem nur Dei seinen Kirchhof bedeute, welchen Niemand besser bearbeite, als die Jünger Aeskulaps. Rudigerus stimmte in dieser Erklärung mit seinem Freunde ganz überein, und ward ein Arzt.

Im sechszehnten Jahrhundert entdeckten die Liebhaber vom Schnupftabak, daß in den Worten: herba Nicotiana, welches der erste Name dieser Pflanze ist, der Wunsch: in bona charitate, enthalten sei, was etwa so viel bedeutet, als unser: Gott segne dich, oder: zur Gesundheit.

Einen der glücklichsten Anagramme ist sicherlich dasjenige, welches auf die Frage: Quid est veritas? (was ist Wahrheit) ganz streng buchstäblich die Antwort gibt: Est vir qui adest (es ist der Mann, der vor dir steht).

Die Signora Martinori war eine Nichte des französischen Kardinal-Ministers Mazarin. Ein Anagrammist fand in ihrem Namen mari Conti, welche Worte Viele für eine Vorhersagung ihrer einstigen Erhebung hielten, und in der That, sie verheirathete sich später mit dem Prinzen von Conti.

Der Mörder König Heinrichs des Dritten, der Dominikaner-Mönch, Bruder Jakob Clemens (Frère Jacques Clément) ließ aus der Umformung seines Namens erraten, welch' ein abscheulich Ungeheuer er war; denn man fand darin: c'est l'enfer qui m'a exés (die Hölle hat mich geschaffen).

Der Mord Heinrichs des Vierten, bei dem man die Jesuiten als Mitschuldige oder gar Anstifter im Verdacht hatte, gab Gelegenheit, daß man auch auf diesen Orden Anagramme schmiedete, und unter andern gegen Pierre Coton, der sich zum Lobredner der Jesuiten hingab, und in dessen Namen man Perce ton roi (durchstechе deinen König) fand. Doch dagegen warb Petrus Dumoulin, Verfasser des satirischen Werkes Anti-Coton, anagrammatisch einem Wolf vergleichen und man sagte hurtweg: Petrus Dumoulin erit mandi lupus, das heißt: Petrus Dumoulin wird der Wolf der Welt sein.

Würde man glauben, daß in Logica (Denk- oder Verstandeslehre) Caligo (trüber Dunst) gefunden werden kann? Es ist dennoch so, und dieser zeigt sich nicht allein durch die Buchstabenversetzung, sondern auch oft in der That in Predigten, Prozessen und Redeführungen aller Art.

In Maria Magdalena findet man das Anagramm: grandis mala mea (meine großen Sünden), welche Worte auf diese berüchtigte Bäbrin vollkommen passen.

An der Südseite von dem großen Portal der St. Martinskirche zu Konstanz befindet sich ein blauer Grabstein, welcher dem Jodocus Matterlace gewesen ist, der in seinem Leben von Beruf ein Schmid, aber ein Prinz in der Versammlung der Rhetoriker oder Dialectiker der Kreuzbrüder der genannten Stadt war und in großem Ansehen mag gewesen sein, denn er allein ist in dem Zunftbuch abgebildet, und auf dem oben erwähnten Grabstein findet man sein Anagramm: Al met rast (Alles mit Homig; sollte aber unter rast das Wort rued oder raad gemeint sein, so heißt es: Alles mit Rath).

Brantôme rühmt uns ungemein Marie Touchet, Geliebte König Karls des Neunten, welchem sie einen Sohn gebar. Nach diesem Umfall verheirathete sie sich mit dem Herrn von Balzac. Dieses allein würde schon hinreichend sein zu beweisen, daß Marie Touchet eines der liebenswürdigsten Frauenzimmer zu ihrer Zeit am französischen Hof gewesen ist, und so wird man ihr Anagramm: Je charme tout (ich bezaubere Alle) einigermaßen für übertrieben halten.

Man weiß, daß Vater Noah den ersten Weinstock pflanzte, und auch zuerst die überwältigende Kraft des Bachusastes erprobte. Es ist also recht sonderbar, daß man in dem Wort Vigneron (Weinpflanzer) das Anagramm Ivrogne (Trunkenbold) findet.

Als im Jahr 1832 die asiatische Pest, die Cholera morbus, in Belgien wüthete, war dort in einer bedeutenden Stadt ein Leichenbitter, welcher Lurache hieß. Man kann leicht denken, daß der Beruf eines solchen Mannes in einer solchen Zeit für ein schlimmes Vorzeichen galt. Allein wie erschrak man, als man in seinem Namen das Anagramm der ostindischen Geißel, der erschrecklichen Cholera fand. Jetzt wird der gute Mann, Dank sei es diesem zufälligen Umstand, bis auf die fernste Zeit im Buche der Geschichte stehen.

Der oben erwähnte Jodocus de Weerdt machte bei dem Abschließen des zwölfjährigen Waffenstillstandes eine Masse von Anagrammen auf Albertus und Isabella, auf den Marquis von Spinola und auf andere Bevollmächtigte, welche zur Herbeiführung dieses Vertrages mit Hand anlegten. Die meisten von diesen Anagrammen sind so sämmerlich, daß wir uns schämen sie hier abzuschreiben. Man sehe hier nur Eines, und beurtheile nach diesem die übrigen: Albertus Isabella, archiducus et conjuges. — Christus cubile bonus, das curate jugales, das ist, wenn wir es richtig verstanden haben: Albert und Isabella, Erzherzoge und Ehegenossen. — Christus, der du das Hochzeitbett begläubest, du besorgt die Hochzeitsalet.

Wenig Anagramme passen so vollkommen zum veränderten Wort, wie dasjenige, welches man aus dem Wort minister gemacht hat; denn mentiris (du lügst!) ist gewiß ein Compliment, welches man an alle gewesene, gegenwärtige und vielleicht auch zukünftige Staatsmänner richten könnte.

Ein gewisser Fuchsschwänzer fand in Borbonius oder Bourbon, Orbi bonus (das Heil der Welt). Dies stimmt mit der Geschichte keineswegs überein, welche lehrt, daß die Bourbonen öfters eine Quelle von vielem Unheil für Frankreich gewesen sind.

Der Gelehrte Jacob Revius, der im Jahr 1651 seine Historia urbis Daventriæ herausgab, machte auf einmal fünfzig Anagramme auf das Wort Daventria. Adrian von Paets rühmt in seinen Katwykschе oudheden dies Anagrammatopfangnion als ein unvergleichliches Meisterstück. Inzwischen wurden im Jahr 1688 durch den Kirchenlehrer A. Monen aus demselben Daventria noch fünfzig neue Anagramme gemacht, und Paris fand sich gezwungen zu bekennen, daß sie an Güte den Revianischen gleich waren. Dies that er in seinem Jenden Batavicus mit dem Beifügen: daß er kein Beispiel wisse, weder in aller noch neuer Zeit, daß irgendwo ein solches Muster von Anagrammen erschienen sei, wo man im Stande war hundert und mehr sinnvolle Veränderungen aus einem kleinen Worte zu ziehen *).

*) Die Combinatiten der Anagramme geschieht auf folgende Weise. Wenn man ein Wort gewählt hat, zum Beispiel das oben erwähnte Roma, und man will wissen, wie viele Worter aus diesen vier Buchstaben durch Versetzung derselben können geformt werden, welches uns dann alle möglichen Anagramme des Wortes gibt, so muß man die Ziffern 1, 2, 3 und 4 mit einander multipliciren, und wir finden, daß es deren 24 sind. Die meisten davon sind barer Unsinn, allein das Wort enthält doch mehr als zweimal so viel Worter mit Sinn, als es Buchstaben zählt, und das ist für einen Anagrammatisten schon eine ergiebige Goldgrube. Man sieht, daß das obige erschöpfende Verfahren bei einem Worte mit vielen Buchstaben sehr mühsweil und langweilig, oder auch überflüssig ist; denn man kann gleich alle die Combinationen übergehen, die dem Geist der gewählten Sprache entgegen sind. Das oben genannte Wort Daventria besteht aus neun Buchstaben, und wenn wir die Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 und 9 mit einander multipliciren, so zeigt uns das Produkt davon, daß durch Buchstabenversetzung 362880 neue Wörter entstehen, von denen freilich fast alle Unsinn sind, allein es ist doch merkwürdig, daß darunter sich hundert und mehr Worter befinden, welche wirklich eine Bedeutung haben. Die Liebhaber mögen, wenn sie Lust dazu in sich fühlen, versuchen, wie viele von den letzteren sie herausgefunden im Stande sind. Anmerkung des Uebersetzers.

Digitized by Google

Im Jahr 1694 ward durch Hendrik von Soest, einem Tischler von Anwerpen, in dem alten Prinzenhof zu Brüssel ein Kabinet verfertigt, welches, laut einer herausgegebenen Beschreibung davon, sowohl in Beziehung der gebrauchten Stoffe, als auch der Ausführung ganz ungemein prächtig muß gewesen sein. Unter andern Zierrathen sah man darin auch eine Sonne auf einem silbernen Schild, die blendende Strahlen schoß, und dabei die Worte: a me lumen (das Licht kommt von mir), Anagramm von Emmanuel, Taufname von dem Kurfürst und Herzog von Baiern, damals Generalgouverneur der spanischen Niederlande, für welchen das künstliche Kabinet verfertigt wurde.

Die Anagramme, welche Jablonski, Rektor des Kollegiums zu Lissa, zur Ehre des jungen Stanislaus Leczinski (später König von Polen) ausfährte, sind allgemein bekannt. Dreizehn als Ritter gekleidete Tänzer hielten in der linken Hand ein Schild, und auf jedem stand ein Buchstabe gemalt, die zusammen die zwei Wörter: Domus Lescinia bildeten. Diese Tänzer tanzten sechs Tänze und nach jedem vereinigten sie ihre Schilde auf verschiedene Weise zu einer Reihe, so daß man abwechselnd folgende sechs anagrammatische Sprüche lesen konnte:

Domus Lescinia (Haus von Leczinski).
Ades incolumis (Du bist unverletzt).
Omnis es lucida (Du bist ganz glänzend).
Lucida sis omen (Glänzend sei uns Vorbedeutung).
Mane sidus loci (Bleibe das Gestirn dieses Orts).
Sis columna Dei (Sei Gottes Säule).
I scande solium (Geh besteige den Thron).

Dieses letzte Anagramm war gewissermaßen eine Vorhersagung der zukünftigen Erhöhung des Prinzen Stanislaus auf den polnischen Thron.

Die Unruhen in Brabant vom Jahr 1787 bis 1790 gaben zu einigen Anagrammen Gelegenheit, die auf die Zeitverhältnisse paßten und von welchen ein Paar hier stehen mögen. Der Graf De Belgioso war einer der vertrautesten Räthe des Kaiser Josephs. Man zog aus seinem Namen die Wörter: Odio es Belgio (Du bist Belgien verhaßt). Aus Religie-eas (Religionsklasse), eine der Geistlichen sehr verhaßte neue Einrichtung derselben Fürsten, erhielt man Sacrilegie (Kirchenraub). Der neu eingesetzte Rektor der Hochschule zu Löwen, der Doctor van Leempoel sah seinen Namen versetzt in Poenam velle (die Strafe wollen). Endlich van Havermaet, ein eigennütziger Mann, den der Kaiser als Abt des Klosters von Sanct Adrian zu Gerraerdsbergen anstellte, und dies gegen den Wunsch der meisten belgischen Geistlichen, mußte sich das Anagramm an den Kopf werfen lassen: vere anathema (wahrlich verflucht).

Das größte Vergnügen, ja vielleicht das einzige, welches Anagramme bieten, besteht in der Betrachtung des Zufalls, welcher bei der Buchstabenversetzung oft auf die sonderbarste Weise spielt, und manchmal die tiefste Weisheit, manchmal aber die bitterste Ironie zeigt. Oben sahen wir schon viele Beispiele davon, und ich füge hier zur Bestätigung des Gesagten noch eine kurze Reihe von englischen Anagrammen bei:

Presbyterian (ein Aeltester, Kirchen- oder Gemeindevorsteher). Best in prayer (das Beste im Gebet). Democratical (volksherrisch). Comical trade (possierliches Gewerbe). Old England (alt England). Golden Land (goldnes Land). Telegraphs (Fernschreiber). Great helps (große Hülfsmittel). Charades (Spitzenräthsel). Hard ease (beschwerlicher Fall). Parishioners (Pfarrgenossen). I hire parsons (Ich miethe Pfarrer). Christianity (das Christenthum). It's in charity (Es ist in Liebe). Napoleon Bonaparte. No, appear not at Elba (Nein, zeige dich nicht auf Elba). Penitentiary (der Beichtvater. Auch der Name eines Zuchthauses in London). Nay, I repent it (Nein ich bereue es). Astronomers (Sternforscher). No more stars (nicht mehr Sterne.) Moonstarers (Mondbegaffer). Lawyers (Advocaten) Sly ware (schlaue Ware). Misanthrope (der Menschenfeind). Spare bun not (entschuldige ihn nicht. Schone ihn nicht). Potentates (Die Potentaten): Ten tea pots (Zehn Theekannen). Revolution (Die Volksbewegung). To love ruin (Verderben lieben).

Volksleben in Polen.

Zweimal innerhalb zehn Jahren habe ich eine kurze Reiseraft an der interessanten Stelle gehalten, wo Deutschland aufhört und Polen anfängt. Die Eindrücke dieser beiden durch einen zehnjährigen Zeitraum von einander getrennten Tage sind so eigenthümlicher Natur, daß ich sie in den folgenden Zeilen wiederzugeben versuchen werde.

Es war im Jahre 1846. Die aus Böhmen und Mähren durch die schlesischen Lande gegen Polen hinführende Straße war mit Truppen bedeckt, welche gegen Krakau dirigirt wurden, in welchem der letzte Polenaufstand eben erst niedergeschlagen worden war. Die beiden Schwesterstädte Bielitz und Biala, davon die erstere auf schlesischer, die zweite schon auf polnischer Erde steht, obwohl sich beide über den Fluß, der sie scheidet, die Hand zu reichen scheinen, boten nicht jenes friedliche, handelsbeflissene Leben, welches sie in gewöhnlicher Zeit auszeichnet. Angst und Schrecken lagen auf jedem Gesichte und galten theils dem jüngst Erlebten, theils der ungewissen Zukunft, die so blutig heranzudämmern anfing.

Die Russen standen noch in der Weichselrepublik, die von den Bauern eingeäscherten Schlösser der polnischen Edelleute rauchten noch.

Ich stand bei dem Posthause, als der kaiserliche Eilwagen, von Polen herkommend, vorfuhr. Aus dem düstern Coupé stiegen drei Damen in tiefster Trauer heraus. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihnen an, und sie erzählten mir im eleganteften Französisch, daß die Bauern ihre Gatten bei lebendigem Leibe zerfägt hätten.

Nun muß man den polnischen Bauer, dieses Inkarnat unterwürfiger Gutmüthigkeit, aus persönlicher Berührung kennen, um die Wuth ermessen zu können, die sich seiner bemächtigt haben mußte, ehe er daran ging, seinem fast angebeteten Herrn die Säge an den Leib zu legen.

Aber nicht in der vergerrten Gestalt fieberhafter, momentaner Aufregung will ich den polnischen Bauern dem freundlichen Leser vor das Auge führen. Dieser soll das gutmüthige und fast liebenswürdige Geschöpf in seiner ganzen unwüchsigen Naivetät kennen lernen.

Was dort aus einiger Entfernung herüberklingt, ist der gedämpfte Ton eines Kirchenglockleins. Er übt auf die Schaaren der dem Gottesdienste zuströmenden Bauern einen eigenthümlichen Eindruck. Wie auf ein Kommandowort werfen sich diese Leute im buchstäblichen Sinne in den Staub der Straße, und fangen an sich zu bekreuzen. Sie haben erkannt, daß der Priester in dem wohl ein Viertelstündchen entfernten Kirchlein eben bei der Wandlung ist und feiern die heilige Handlung nun auf ihre Art mit. Erst nachdem das Glöckchen ausgeklungen, erheben sie sich und wandern weiter.

Nähert man sich der Kirche selbst, so begegnet man einem ähnlichen Schauspiele. Der ganze Platz vor der Kirchenthür ist mit Andächtigen bedeckt, welche der ganzen Länge ihres Körpers nach auf dem Bauche und dem Gesichte liegen und für nichts anderes Sinn haben als für ihr inbrünstigstes Gebet. Vorsichtig nur kann man sich in das Gotteshaus selbst Bahn brechen, um auch hier auf dieselbe Scenerie zu stoßen. Die ganze Kirche ist mit ausgestreckten menschlichen Körpern wie gepflastert.

Aber auch aus der Kirche heraus und in das praktische Leben trägt der polnische Bauer seine sabelhafte Demuth und Unterwürfigkeit. Sein einziger Gruß ist das devote: „Ich küsse die Ferfen", dem er allenfalls eine Variante durch das eben so drastische: „Ich falle zu Füßen" beigibt.

Diese Demuth ist ein dem polnischen Bauer so eigenthümliches Merkmal wie die Pelzmütze, mit welcher sein Kopf im buchstäblichen

Digitized by Google

Sinne verwachsen ist. Die Juliuße influenzirt die Kopfbedeckung des guten Mannes nicht im geringsten. Mögen die wirren Haare im frömmenden Schweiße zusammenkleben, die Pelzmütze bleibt doch oben. Aber der Pelz rächt sich auch. Er provozirt jene fürchterliche Krankheit, welche unter dem Namen Weichselzopf bekannt ist, und an welcher die im Lande herrschende Unreinlichkeit ihren guten Schuldtheil haben mag. Immer bleibt es aber verzugswerte die unmäßige Kopfwärme, durch die der heißen Jahreszeit so wenig angemessene Kopfbedeckung erzeugt, welche dem Uebel Vorschub leistet. In einem unheimlich anzusehenden, zopfartigen Geflechte hängt das dicke, fraushe Haar zusammen, und wehe dem Leidenden — und der daran Leidenden gibt es fast so viele, als man polnische Bauern zählt — wenn er den lästigen Zopf abschneiden wollte. Die Krankheit wirft sich dann unmittelbar auf einen anderen Körpertheil und reibt den Unglücklichen auf. Der Zopf muß getragen sein, und jeder trägt ihn wenigstens einmal im Leben. — Es gab eine Zeit in Polen, in welcher der Bauer gar nicht zählte. Der Edelmann sprach nur von seinen Dörfern, und nahm so die unedlen Seelen nur kollektiv. Wem zehn Dörfer gehörten, der war ein gemachter Mann, denn ein jedes Dorf galt seine zwei- bis dreitausend Dukaten. Aber wenn der edle Mann auch nur zwei oder drei Dörfer sein nannte, so sah man ihn doch nie anders als mit vier Pferden durch's Land jagen. Wie die vier Pferde erhalten wurden, das wußte nur der Jude, welcher den Intendanten der Obrigkeit machte. Der Bauer selbst kam mit seinem Grundherrn, der auch sein förmlicher Leibherr war, nur dann in Berührung, wenn es etwas zu befehlen galt, und in dieser Beziehung ist, was wir jetzt erzählen werden, keine müßige Anekdote, sondern ein selbsterlebtes Stück Wahrheit, welches auf die Zustände in Polen, wie sie bis 1846 herrschten, ein schlagendes Licht wirft.

Es war ein kalter Januartag, ein eisiger Wind strich durch das Land und trieb dem Wanderer die feinen glasscherbenartigen Schneeflocken ins Gesicht, oder peitschte ihm mit denselben den Rücken, wenn er zufällig mit dem Winde ging. Kurz, es war ein Tag, an dem man sich zweimal bedacht hätte, ehe man seinen Hund müßiger Weise vor die Thüre gesprengt hätte. Ich stand in einem Tabakverkaufslokale des Grenzstädtchens Podgorcze, das gleichsam eine Vorstadt der damals noch freien Stadt Krakau bildete.

Ein Bauer trat in das Lokal, und nachdem er die Kälte ein wenig von sich geschüttelt, bat er um Cigarren.

Von welcher Sorte wollt Ihr die Cigarren? fragte der Tabakshändler.

Das hat mir der gnädige Herr nicht gesagt. Er ließ mich nur rufen und befahl mir, ihm Cigarren zu bringen. Diesen Zwanziger gab er mir, um sie zu kaufen.

Und habt Ihr weit nach Hause?

Drei Stunden, wenn man sehr gut geht.

Der Bauer erhielt seine Cigarren und machte sich wieder auf den Weg, um die drei Stunden heimwärts zu schlagen.

Das hatte sich am Vormittag ereignet. Es dämmerte bereits, als ich mich in demselben Verschleißlokale, plaudernd mit dem Eigenthümer, befand.

Wir staunten nicht wenig, als der Bauer von früh wieder eintrat und fragten ihn verwundert, was es gebe.

Er legte dieselben Cigarren auf den Ladentisch, die er am Morgen gekauft, und sagte mit gerührter Stimme:

Der gnädige Herr sagte, es seien nicht die rechten. Er wolle bessere haben.

Und dieses müßigen Gelüstes wegen hat er Euch noch einmal bei diesem Wetter den meilenlangen Weg machen lassen? warf ich empört hin.

Das darf Sie nicht in Erstaunen setzen! belehrte mich der Tabakshändler. Ein solches Benehmen ist etwas Gewöhnliches.

So hatte der arme Bursche, der zu Hause Weib und Kinder zu ernähren hatte, einen ganzen Tag opfern müssen, um seinem Herren zehn Cigarren zu verschaffen.

Den Edelmann und den Bauer habe ich dem Leser vor das Auge geführt. Aber Polen hat noch eine dritte stehende Figur, die nicht weniger interessant ist in ihrer Art — den Juden.

Der Jude und die Allmacht und die Allgegenwart: das sind in Polen synonyme und zusammenfallende Begriffe. Das Verhältniß des Edelmannes zum Bauer hat seither eine gründliche Veränderung erfahren, der Jude aber ist sich gleich geblieben, und wird sich dort gleich bleiben in allen Tagen.

Im Sommer des Jahres 1854, als die große österreichische Armee-Concentration in Galizien stattfand, bewirthete ein österreichischer General eine Gesellschaft und sagte zu ihr:

Was Sie da vor sich sehen, danken Sie Alles dem Juden. Wir sind hier in einer Einöde, in welcher es keine Märkte gibt, keine Vorräthe und keine Magazine. Hier heißt es: nichts ohne den Juden — mit und durch den Juden Alles! Das ganze Geheimniß liegt darin, daß jeder Cavalier, der hier leben muß, sich einen Juden zum Hausintendanten ernennt. Der Intendant zaubert ihm den Luxus in das Haus, in welchem der Fasan und der Rebhraten nun eben so tägliche Gäste sind als es gewiß ist, daß ohne den Intendanten und seine Bemühungen auch kein magerer Rindsbraten auf den Tisch käme.

Aus dieser Tischrede eines österreichischen Feldmarschalllieutenants kann man die Tiefe und den Umfang der Thätigkeit des polnischen Juden erkennen. Wie er das perpetuum mobile ist, so ist er auch das perpetuum agens. Man sollte dem kleinen, schwarz- oder nach Umständen auch rothhärtigen Manne in seiner türkenartigen Kopfbedeckung und in dem weitwallenden schwarzen Talare die wichtige Mission nicht ansehen, die ihm hier geworden. Seine hohe Schule, die ihn bereinst zu der Stellung eines Intendanten befähigen soll, macht er in irgend einer Schänke. Es gibt ganz Galizien entlang kein Wirthshaus, welches sich in christlichen Händen befände. Aber es wird auch Niemandem einfallen, an die polnischen Wirthshäuser einen von den deutschen Kollegen entlehnten Maßstab anzulegen. Der Eilwagen, der den Berg, einen Ausläufer der Karpathen, langsam hinangekeucht, macht nun mit müden Pferden einen kurzen Halt vor einem kleinen einstöckigen Häuschen, das der Postillon dem Fremden als ein Wirthshaus bezeichnet. Wer sich nun die deutschen Begriffe von Wirthshauscomfort noch nicht ganz aus dem Sinne geschlagen hat, verlangt wohl dies und jenes, bis ihn endlich das ewige Kopfschütteln des Juden von der Unausführbarkeit seiner Wünsche überzeugt.

Was habt Ihr denn also? fragt der Gast endlich ungeduldig.

Nichts als Branntwein — gnädiger Herr — nichts als Branntwein. Von diesem kann ich Ihnen reichen die schwache — aber auch die prächtigste Sorte. Aber warum frage ich doch? Sollt' ich doch wissen, daß solch ein gnädiger Herr nur den Goldbranntwein trinken wird! — Und was Euch der Jude nun vorsetzt, ist wirklich Goldbranntwein, denn es sieht sich, gegen das Licht gehalten, nicht anders an, als ob flüssiges Gold in dem Fuselgeiste aufgelöst wäre. Die goldenen Fäden und Punkte schießen auf und nieder, um erwärmend im Magen zu versinken.

Es gehört zu den Ausnahmen, wenn der Wirth ein Atom zähen Nahrhaftes im Hause hat, das er den Gästen vorsetzen kann. Wehe dem aber, der ein Nachtlager in einer solchen polnischen Locanda zu machen genöthigt ist. Hat man einmal Krakau im Rücken, dann ist auch kein Bett auf der ganzen fünfzig Meilen langen Strecke bis Lemberg zu finden, auf das man sein müdes Haupt hinlegen könnte. Und wäre auch zufällig in den größeren Stationen, wie Bochnia, Tarnow u. s. w. eines zu finden, von einer Nachtruhe wäre doch keine Rede. Es gibt ein unsagbares Etwas, welches eine rastlose Bewegung in die polnischen Betten bringt.

Digitized by Google

Für den Juden, der sich nicht zum Intendanten aufzuschwingen vermocht, gab es in früherer Zeit noch eine schöne Stellung, welche aber seit dem Aufgehen der Republik Krakau in den österreichischen Ländercomplex in einigen Mißcredit gekommen. In dem gegen die Weichsel zu gelegenen Judenviertel Krakaus — Kasimir genannt — wimmelte es von verschmitzten, konfoscirten Gesichtern, deren Eigner insgesammt von der Umgehung der österreichischen Zollgesetze lebten. Insbesondere waren es gewisse Colonialartikel: Thee, Kaffee, Zucker und neben diesen die Cigarren, welche auf dem Wege eines in großartigem Maßstabe räthselhaft und geheimnißvoll organisirten Vertriebes auf österreichisches Gebiet geschmuggelt wurden. Beim Thee namentlich war es die ungeheure Billigkeit dieses Artikels innerhalb der Mauern der den Freihandelsprincipien huldigenden Freistadt, bei den Cigarren die ungleich bessere Qualität, welche dem Paschergeschäft unter die Arme griff.

Zu dichten Haufen gruppirt, umlagerten die Juden die Ausmündung der Brücke, welche aus dem österreichischen Grenzstädtchen Podgowcze nach Krakau führte, und nur auf Grundlage eines förmlich von der österreichischen Polizeibehörde ausgestellten Passes passirbar war, der nebenbei die vollständige Personalbeschreibung des zum Uebertritte nach dem Freistaate Berechtigten enthielt. Wie eine Rotte Wegelagerer warfen sich die lauernden Gruppen auf den harmlosen Wanderer, um sich seiner freischweg zu bemächtigen. Während ihn dieser nach rechts und jener nach links zerren, redeten hundert Jungen gleichzeitig in ihn hinein, und den weiten Vermessaften der Kaftane schlürften die Cigarrenbündel heraus, und des Anpreisens der Waaren wurde kein Ende. Oft waren es auch Artikel, welche das Tageslicht scheuten, und um diese an den Mann zu bringen, verschmähten es die Makler nicht, den Fremden in das erste beste Hausthor zu zerren, wo sie ihm im wilden Chore die Vorzüge ihrer Waare mit geheimnißvoller Miene in das gehörige Licht setzten.

In den Tagen, von denen wir sprechen, enthielt diese ungemein belebte Straßenscenerie noch eine eigenthümliche Illustration durch die Unmasse der verschiedenartigsten Uniformen, welche durch die Straßen wogte. Neben dem österreichischen und preußischen Soldaten tauchte auch die demüthige und gedrückte Gestalt des russischen Soldaten auf, der sich in seinen Mußestunden auf Beutel verlegte. Der russische Soldat ließ selten einen gut gekleideten Menschen unangesprochen seines Weges gehen. Ehe man sich dessen versah, war er herangetreten, hatte die Mütze vom Kopfe herabgedacht, die Hand ausgestreckt und flehte nun mit mitleiderregenden Blicken und Tönen um eine milde Gabe, auf den leeren, eingesunkenen Bauch und die ausgestreckte Kniestelle der Uniformhose hinweisend. Das waren die Eindrücke des Jahres 1846, wie sie der Wanderer aus Polen mitnahm.

(Schluß folgt.)

Die Gräber von Meersburg.

Erinnerung an Annette von Droste-Hülshoff.

Wo der Bodensee sich in die Bucht des Ueberlinger Sees verengt, liegt das freundliche Meersburg, ein kleines Oertchen, vorzüglich durch die Ueberfahrt nach Constanz belebt, dessen stiller Friedhof aber drei, für jeden gebildeten Deutschen bedeutungsvolle Ruhestätten birgt. Bei Meersburg hauste der edle Freiherr Joseph von Laßberg, dessen Name mit der Wiederbelebung des deutschen Alterthumskunde innig verknüpft ist und gleich dem der Brüder Boisserée an jene Zeit erinnert, wo diese Wissenschaft einen begeisterten, vaterländischen Charakter trug. Nach dem Namen Laßbergs, der im vorigen Jahr in Meersburg bestattet wurde, wird die ihm zugehörige Hohenemser Handschrift von „der Nibelungen Not" benannt. Eine Schwägerin dieses verdienten Mannes war die berühmte Annette von Droste-Hülshoff, die ausgezeichnetste lyrische Dichterin der deutschen Zunge. Auf Meersburg hat sie ihre letzten Jahre verlebt und gedichtet sich in der Nähe ankaufen, als am 24. Mai 1848 der Tod ihrem langjährigen Körperleiden ein Ende machte. Ueber dies Leiden hatte sie schon längst ein edler, idealer Sinn und ein religiöses Gefühl von mächtiger Gluth und Innigkeit emporgehoben. Unzweifelhaft hätte man diesen edlen Geist weit vor dem eitlen, unwahren, mattherzigen Redwitz als dichterischen Verklärer des Katholicismus preisen können; umsomehr, da ihrem tiefen, reinen Sinne nichts Gemachtes beigemischt ist, da sie von jedem Fanatismus frei blieb und sogenannte Parteiwerke ihrer schönen, naiven Denkungsart unbekannt waren. — Auf demselben Friedhof wurde im Jahr 1815 Mesmer, der Entdecker des thierischen Magnetismus, bestattet. Ueber den Letzteren hat Justinus Kerner ein besonderes Werk unter dem Titel „Mesmers Leben und Lehre" verfaßt, welches demnächst in der Literarischen Anstalt hier erscheinen und gewiß das höchste Interesse erregen wird. Aus der und mitgetheilten Einleitung zu demselben entnehmen wir ein ungedrucktes Gedicht Annettens, den „Sylvesterabend", welches von Todesahnung durchwoben ist und in der That der Dichterin Schwanengesang werden sollte. Sie starb in ihrem fünfzigsten Jahr; ihr Grab ist ganz nahe bei Mesmers Ruhestätte. Das Gefühl, welches den liebenswürdigen Kerner an dieser Stelle ergriff, hat ihn zu der wahrhaft rührenden Schilderung begeistert, welche uns in sein merkwürdiges Buch einführt.

Sylvesterabend.

Am letzten Tage des Jahres,
Da dacht' ich, wie Mancher todt,
Den ich bei seinem Beginne
Noch lustig gesehen und roth;
Wie Mancher am Sargesbaume
Gesacht unter laubigem Zelt;
Und wie vielleicht auch der meine
Zur Stunde schon sei gefällt.
Wer wird dann meiner gedenken,
Wenn ich nun gestorben bin?
Wohl wird man Thränen mir weihen,
Doch diese sind bald dahin!
Wohl wird man Lieder mir singen,
Doch bald verweht die Zeit!
Vielleicht einen Stein mir setzen,
Den bald der Winter verscheucht!
Wohl hab' ich viele Bekannte,
Die gern mir öffnen ihr Haus,
Doch wenn die Thüre geschlossen,
Dann schaut man nimmer hinaus.
Dann haben sie einen Andern
An meiner Stelle erwählt,
Der ihnen singt meine Lieder
Und meine Geschichten erzählt!
Wohl hab' ich ehrliche Freunde,
Die geht es härter schon an,
Doch wenn die Kette zerrissen,
Man sieht sie, so gut man kann.
Zwei Tage bleiben sie hänget,
Sie meinten es emst und treu,
Und gingen dann in die Oper
Am dritten Tage auf's Neu.
Ich habe liebe Verwandte,
Die trugen im Herzen das Leid,
Allein wie hörte verkümmern
Ein Leben, so Vielen gemeinsam?
Die haben sich eben bezwungen,
Für andere Pflichten gesonnt,
Doch schweben meine Züge
Zuweilen noch über dem Mund.
Ich habe Brüder und Schwestern,
Da ging in's Leben der Stoß,
Da sind viele Thränen geflossen
Und viele Seufzer um mich.
O, hätten sie einsam geklagen,
Ich lebte im ewigen Licht!
Nun haben sie meiner vergessen
Um ihres Kindes Gesicht!
Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Zu der kehr' ich im Traum' bei Nacht,
Die kann das Auge nicht schließen,
Bis mein sie betend gedacht;
Die sieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauschen des Hains; —
O, vergessen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht Eins!

Leben und Liebe.

Gedicht von A. Clemens.

Eil', o Geliebte, nicht schnell dem Wassertropfen verbleibt,
Sieh', die erstaunliche Welt birgt dir der winzige Punkt.
Wie in dem Schooße des Meers entwickelt hier Leben die Kräfte
Und vor der schaffenden Macht beugt sich in Demut der Sinn.
Leite zum Glase den Blick, das heimliche Wunder dir aufschließt.
Glaub' es, im kleinsten Bezirk wimmelt's von Leben und Gebild.
Surr', wie die Käfer sich regt und schwellend zum Körperchen sich ausdehnt,
Das von Fäden umfangt, fruchtend nach Beute sich wiegt.
Aber drohet Gefahr, wie rollt es behende sich zusammen,
Kaum noch entdeckt dein Blick schwimmend den runzlen Punkt.

Digitized by Google

Also durchzuckt Begierde und Furcht ein jegliches Wesen
Und der Wille durchdringt bildend das kleinste Geschöpf.
Hier dem belebten Atom erniedrigt euch, forschende Weisen,
Die ihr in Muskel und Nerv künstlich das Leben zerstreut.
Die ihr mechanisch ein Wollen erklärt, und im Wechsel der Stoffe
Seiner unendlichen Macht Deutung zu finden vermeint.
Sagt, was bietet dem Auge sich dar in dem winzigen Punkte,
Der dem geistlichen Druck willig im Schleime sich löst?
Doch verständet ihr Leben sein Reich in Kraft und Bewegung,

Sonder Nerven und Hirn spricht hier Empfindung und Trieb.
Und so erblickt ihr, Geliebte, auch hier das große Geheimnis,
Sichtbar und nimmer entdeckt wie in der ganzen Natur;
Herz erhebt sich das Herz, die Lippe nahet der Lippe,
Und vom entfesselten Blut röthet die Wange sich schnell.
Auge blitzet in's Aug' die zauberisch süße Gewährung,
Wenn noch dem Munde kein Laut jartes Geheimnis entdeckt.
So gibt im Drucke der Hand, im Blick, im Rhythmus des Herzens
Wie in dem wiederholten Hauch Leben und Liebe sich kund!

Feuilleton.

— **Wien**, 2. Februar. Von unserer hallverwundlichen Mozartfeier werden Sie durch hiesige Zeitungen unterrichtet sein. Unsere städtischen Behörden hatten das Ihrige redlich gethan, das Fest würdig hinzustellen, und die Sache scheiterte einzig und allein an der Engherzigkeit der diesigen Musiker. Ich glaube Franz Liszt wird an die Wiener Musikanten denken! Wie Sie wissen, ward er durch den Magistrat als Dirigent der Festconcerte berufen. Kurz vor seiner Ankunft brachten die Musikerlisten allerlei eingeflochtene Anstrengen, warum man einem „Fremden“ und nicht einem der diesigen Kapellmeister die Oberleitung der Productionen übertragen habe. Man appellirte an den Patriotismus und suchte so eine gewisse Mißstimmung im Publikum gegen den „Fremden“ Liszt hervorzurufen, der, nebenbei bemerkt, als Ungar wohl auch Oesterreicher sein dürfte. So geschah es denn, daß Liszt, als er bei der ersten (Sonntags-) Aufführung vor das Orchesterpult trat, mit eisiger Stille empfangen wurde. Ein weiterer Mißgriff war es, daß man unter die aufzuführenden Stücke das Finale des ersten Actes aus Don Juan aufgenommen hatte. Diese durch und durch dramatische Musik paßt nicht für den Concertsaal. Don Juan, Leporello, Don Ottavio und Mazzetto im schwarzen Frack und weißer Halsbinde; Donna Anna, Donna Elvira und Zerline im Balleyshme von Anno 1856 machen immer einen förmlichen Eindruck. Genug, das Finale machte Fiasko, und selbst der Freiheitsschwur vermochte kaum das mißgestimmte Publikum etwas zu erwärmen. Die Aufführung am Montag bot dasselbe Schauspiel, nur mit dem Unterschiede, daß nach der großen Symphonie die Orchestermitglieder Lisk selbst applaudirten, vielleicht als Aequivalent für allerlei Unannehmlichkeiten, welche der Gast der Stadt Wien hier zu erleiden hatte. Der Kaiser und die Kaiserin, welche der ersten Aufführung beiwohnten, verließen nach der ersten Abtheilung den Saal. — Die große Friedensnachricht aus Norden verlieh nicht den Proben Flügel, sondern dem dadurch so kurzen Carneval ein frendigeres Leben. Leider tönt manche Sterbeglocke in die Fanfaren der Tanzorchester. Seit Mitte December wüthet hiesige nämlich der Typhus hier auf eine gräßliche Weise. Ueberhaupt gestalten sich unsere Gesundheitsverhältnisse seit etwa zwei Jahren immer unangenehmer. Im Sommer Cholera, im Winter Typhus. Dabei hatten wir fast acht Tage lang unerträglichen einen so hartnäckigen Nebel, daß die Wiener Pumuhler anfingen, an der göttlichen Vorsehung zu verzweifeln. Erst mit voriger Woche trat besserer Wetter ein und damit eine erfreuliche Abnahme der Epidemie.

— Der ehemalige türkische General und spätere deutsche Reichsminister A. **Jochmus** hat im Verlag von Carl Jügel eine Schrift über den spritschen Krieg und den Verfall des osmanischen Reiches seit 1840 herausgegeben, welche höchst interessante Aufschlüsse aus einem größeren Werk enthält, das in demselben Verlag erschienen soll. Aus der Denkschrift, die General Jochmus, als er noch in türkischen Diensten stand, an Lord Ponsonby richtete, sieht man wohl, daß er lebenslang eine viel bedeutendere Persönlichkeit war, als wie man ihn einst in einer gothaischen Zeitung schilderte; dieselbe sagt nämlich an ihm, nach Dahlmanns Ausdruck, durchaus nichts weiter als die Erscheinung, die man einen schönen Mann zu nennen pflegt. Von den Mittheilungen über die Mißwirthschaft des Reichsministeriums erwähnen wir eine, die Englands Feindseligkeit gegen die deutsche Flotte betrifft. Lord Palmerston begründete die letzte Verweigerung damit, die Admiral Brommy hatte, als Piraten. Darauf hin, erzählt der Verfasser, habe er den Gesandten aus im Auftrag des Reichsverwesers dem Minister, Fürsten von Wittgenstein-Berleburg, die Weisung zugehen lassen, ernstlich dem britischen Gesandten, auf ohne Rücksage nach Gastein, seine Pässe zuzustellen. „Nur durch eine genugthuende Auseinandersetzung, durch das mäßvereolle Auftreten des Fürsten und durch die anerkennenswerthe ruhige Haltung Lord Cowley's wurde der diplomatische Bruch vermieden.“ Der Verfasser, die deutsche Ehre zu wahren, war gewiß in hohem Grade daranbesorgt; wenn aber nun jener Bruch wirklich erfolgt wäre? Die arme deutsche Flotte! Die armen Dienstboten und geringen Leute, die sich in jenen Tagen gläubig ein Schrecklein für dieselbe absparten!

— Von der neuen Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde, „Germania“ welche bei Metzler in Stuttgart unter der Leitung von Franz Pfeiffer erscheinen soll, ist bereits das erste Heft erschienen. In demselben räumt Jakob Grimm den Schulmeistern einen Stein des Anstoßes weg, indem er die Zahlwörter, namentlich auch die Deklination der Zahl zwei eingehend bespricht. Anzuführen ist ein Beitrag von Ludwig Uhland, „die Pfalzgrafen von Tübingen;“ derselbe entzieht eine schwäbische Jugschrift, welche aus der handschriftlichen Chronik der Herren von Zimmern entnommen ist. In nächstem Zusammenhang mit dieser Forschung steht Uhlands neueste, noch wenig bekannte Ballade: „der letzte Pfalzgraf.“ Ein neues Gericht des ruhmgekrönten Dichters, das saft einzigen vorbereitungen, den wir noch haben, sollte, wenn es auch noch so klein ist, mehr besprochen werden. Der letzte Pfalzgraf tritt sich in Art und Styl dem „Schenk von Limburg“ und dem „Singenthal“ vergleichen; doch scheint er uns die beiden an Frische des Tons und an Vollendung der knappen Form noch zu übertreffen. Die Pfalzgrafen von Tübingen sind namentlich durch ihre fromme Freigebigkeit in Schulden gerathen; der letzte des Stammes, ein tüchtiger Jägersmann, entschließt sich daher, seine noch übrigen Güter zu verkaufen und nur zwei Rechte zu behalten:

Kun Klöster schenken wir uns arm
Und bauen uns zu Grund;
Deßhalb der Ahl mir füttern muß
Den Habicht und den Hund.

Im Schönbuch, um das Kloster her,
Da hab' ich das Gejaid;
Behalt' ich das, so thut mirs nicht
Um alles Andre leid.

Er will von nun an taglaglich seine Jagdlust üben; kommt er einmal des Abends nicht zurück, so weiß man ihn sicher tott im Walde finden.

Begrabt mich dann in freier Erd'
Im grünen Vogelsang;
Und setzt mir eine Jägerweiß',
Die dauert nicht zu lang.

— **Ein Urtheil von Sainte-Beuve über Deutschland.** Der genannte geistvolle Essayist äußert in einer Schilderung des berühmten Vallemain, derselbe habe vorzüglich durch seine genaue Kenntniß des Alterthums, der Kirchenväter, der Zeit Gregors des Siebenten und der neuen Engländer ein vielseitiges Urtheil und einen Schatz von Vergleichungsmitteln gewonnen. Er sagt dann: Deutschland paßte wenig für Herrn Villemain; es sind wohl daran, es um Leute zu lassen over nur durch Dörenlagen Kenntniß davon zu nehmen; auf diesem Gebiete verliert man sich in Ueberreften des Schwarzwaldes. Schwerlich weiß Sainte-Beuve, daß im Landstriche des Schwarzwaldes jedes Städtchen, in manches Dorf ein fremdsiheres Ansehen hat, bessere Kost und Herberge bietet, überhaupt mehr Rettigkeit, ja mehr Civilisation zeigt, als die schmutzigen Provinz-Ortschaften von Frankreich. Villemain selbst sagt in Bezug auf Frau von Staël: „Wie selbst schildert sie diese Dichtung des Nordens, die etwas unbiesam ist, wie eine die alexandrinische? Zürichen Sie sich nicht: Deutschland ist noch großvoller in ihrem Buch als es an sich ist.“ — Gleichwohl ist es bei wahrhaft gebildeten Franzosen jetzt eine feststehende Thatsache, daß die Poesie unserer Nachbarn, wenn sie aus ihrem conventionellen Kreis heraustreten, wenn sie natürlicher, inniger und freier werden will, die Anregung bei dem germanischen Geiste findet. Die Zeiten sind vorüber, da Voltaire den Deutschen mehr Geist und weniger Confonnanten wünschte; aber der alte Trieb einer in sich verliebten Pedanterie kommt doch zuweilen noch an den Tag.

— **Die Schriftstellerfamilie Büchner.** Die Verfasserin der in unserer letzten Nummer besprochenen Schrift „die Frauen und ihr Beruf“ hat sich in der

Digitized by Google

zweiten Auflage genannt, nämlich Fräulein Luise Büchner aus Darmstadt. Ihre Brüder sind Georg Büchner, der hochbegabte Verfasser von „Dantons Tod“, welcher nach Julian Schmidts Urtheil faſt alle Poeten ſeiner Schule an Talent wie an Tiefe des Gefühls überragt; ferner Louis Büchner, bekannt wegen ſeines nun wohl zur Genüge beſprochenen Buches: „Kraft und Stoff“; und Alexander Büchner, Profeſſor der deutſchen Sprache am Collège libre de Nôtre-dame zu Valenciennes und ins Verfaſſer einer Geſchichte der engliſchen Literatur. Georg Büchner und Börne wurden ſeiner Zeit von Herwegh als deutſche Dioskuren geprieſen; beide ſtarben gleichzeitig, im Februar 1837.

— In dem ſpaniſchen Befreiungskriege 1808—13 fochten auf beiden Seiten Deutſche: auf ſpaniſcher Seite die tapfere King's German Legion und die braunſchweigiſchen ſogenannten Wallonen- und Schweizerregimenter, auf franzöſiſcher Seite die Rheinbundstruppen aus dem Königreich Weſtphalen, den Großherzogthümern Würzburg, Berg, Heſſen, Baden, Frankfurt und Naſſau und den thüringiſchen Staaten. Wie ſehr der Bruderkampf zwiſchen Deutſchen und Deutſchen dieſen Namen im eigentlichſten Sinn verbrannte, zeigt ſolgender Zug aus der Schlacht bei Medellin (27. März 1809). Preußen, Unteroffizieren des zweiten Bataillons Naſſau, war ſchwer verwundet in das Franzoſenkanellier bei Medellin gebracht worden, und fand dort ſeinen Platz neben einem ſchwerverletzten ſpaniſchen Zeltverbot, deſſen unaufhörliches Wimmern und Klagen Preußern die Ruhe raubte, ſo daß er in kräftigen deutſchen Flüchen ſeinem Unmuth Luft machte. Dieſer hatte der ſpaniſche Soldat nur ſpaniſch geſprochen, jetzt ſing er an deutſch zu erwiderem! Durch Preußers Ueberraſchung über dieſe unerwartete Sprachkenntniß ergab ſich aus dem Zank ein ruhiges Geſpräch, aus dem endlich hervorzing, daß jener Spanier Preußer's jüngerer Bruder war, der vor 16 Jahren das väterliche Haus verlaſſen und ſich bei einem ſpaniſchen Schweizerregiment hatte anwerben laſſen.

— Eine Herausforderung an Goethe. Es dürfte nur wenig bekannt ſein, daß unſer Dichter einmal zum Zweikampf gefordert wurde — und zwar von Heinrich von Kleiſt. Während Goethe's Zwiſchenamt ſollte nämlich einſt auf der Weimarer Bühne auch mit Kleiſt's „zerbrochenem Krug“ ein Verſuch gemacht werden, der indeß gänzlich fehl ſchlug. Der hypochondriſche Dichter ſchob die Schuld davon auf Goethe, und ließ ſich ſowohl hinreißen, ihm deshalb eine Forderung zuzuſchicken. Alſo erzählt Dorrient S. 372 im III. Bande ſeiner „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt.“ Wie aber Goethe das ſeltſame Anſinnen aufnahm — darüber ſchweigt die Geſchichte.

— In der bei G. Meyer in Leipzig erſchienenen Schrift „Geſchichte der Deutſchen in Spanien und Portugal und in den franzöſiſchen und portugieſiſchen Ländern von Amerika“ hat Dr. W. Stricker alles Beſonderne, das über deutſchen Einfluß in dieſen romaniſchen Ländern beigebringen war, in tüchtiger und beſſerer Weiſe zuſammengeſtellt. Eine intereſſante Ergänzung zu dieſem Werke bietet eine Abhandlung von Karl Klüden in der Zeitſchrift für Erdkunde. Sie behandelt ein höchſt merkwürdiges Verhältniß: wie nämlich Kaiſer Karl V., da er zur Ausrichtung ſeiner Hochzeit einer großen Geldſumme benöthigt war, für dieſelbe dem Wechſelhauſe Welſer in Augsburg das Land Venezuela zuwies. Eine deutſche Bürgerkolonie ſollte jenes weite, ergiebige Land in ordlicher Stadthalterſchaft beſitzen, ſollte Städte anlegen, die Bergwerke fördern, die Eingeborenen als Sklaven benutzen oder zu Chriſten machen, und von jedem Gewinn, der aus ihrem Lande gezogen würde, vier Procent zu eigen haben. Das Haus Welſer hatte in Amerika Truppen und talentvolle Anführer, wie Georg von Speier und Philipp von Hutten; aber es war auf die Dauer nicht ſo glücklich wie die ehrlindiſche Compagnie; nach zwanzig Jahren gab es den Beſitz freiwillig auf. Eine Tochter dieſes Hauſes war die berühmte, wunderſchöne Philippine, die im Jahr 1580 als Gemahlin des öſterreichiſchen Erzherzogs Ferdinand auf Schloß Ambras bei Inzbruck verſtarb.

Bühnenſchau.

Verſchiedene gattungsähnliche Perſonen haben ſich freundlich bei den Oberverſtehern des „Frankfurter Muſeums“ erkundigt, ob mit die geringe geiſtige Sehkraft, die zur Erhaltung einer Bühnenherrſchaft nöthig ſein mag, gänzlich ausgegangen ſei. Ich unter vielen wohlwollenden Anfragern vielleicht ein Einziger, ſo werden ihm die folgenden Zeilen zugleich zur Antwort und zur Treſtung dienen. Eine Bühnenſonne iſt keine mittelalterliche Mönchschronik, in welche die Ereigniſſe Tag für Tag mit gleichmäßiger Feder eingezeichnet werden. Nur diejenigen Geiſtesthaten unſerer Kunſtheiden, welche einer Unſterblichkeit, wie ſie ihnen das Muſeum verſichert, würdig ſind, dürfen hier ihren Geſchichtsſchreiber finden. — Somit muß ich gleich berichten, daß am 26. Januar, dem Tage der Mozartfeier, ein Feſtſpiel von Wilhelm Jordan aufgeführt wurde. Deſſen Inhalt Lüſt ſich leichter erzählen als begreifen. Der Ahn, bewaffnet mit einer hölzernen Trompete, und das Glück, mit einem pappdeckelnen Füllhorn, begegnen einander, Jener's Göttern gleich, im Gewölk hoch über der Irdiſchkeit. Sie unterhalten ſich von dem Kinde, das da eben auf niederer Erde geboren wird — von Mozart, wie ſich von ſelbſt verſteht. Das Glück erbietet ſich, mit den reichen Blumen und Früchten aus ſeinem Füllhorn dem Neugeborenen ein Pathengeſchenk zu machen; allein der Ahnm räth ihm ab, ſo dürftwillig in ſein. Denn ein Genie darf nach alter Regel weder Kapitalien noch Hausbeſitzer ſein. Cotzdem gelingt, nehmen Glück und Ahnm Abſchied von einander; die Wolken verſchwinden; wir ſind wieder auf der Erde, bei den Sterblichen, und mitten unter den gemeinen Beweiſen der Sterblichkeit: auf einem Kirchhof. Zwei Todengräber ſtehen in einem alten Grabe, das ſie leer geſchaufelt; frucht Leichenvolk wird vor unſern Augen gehäuft; ein paar Schädel liegen da, hiermal nicht auf Pappdeckel, ſondern ächte Schädel aus Menſchengebein: vielleicht nicht die paſſenſten Bilder für einen glänzenden, gaſtfreundlichen Feſtabend! Die Todengräber beſprechen ſich über einen vorſündigt Verſtorbenen, deſſen Grabesſtätte von vielen Leuten vergebens geſucht werde. Alsbald naht ſich eine ſchöne hochgewachſene Dame, im goldgeſtickten Purpurmantel, aber einen ſchwarzen Schleier über dem Geſicht. (Wir erfahren mit der Zeit, daß dieſe Dame Germania verſtellt.) Sie fragt die beiden Verſorger der letzten Menſchenbehauſung: Wo iſt das Grab meines großen Sohnes? Die Todengräber antworten, daß hier herum nur die Leichen der Armen liegen; die Vornehmen hätten an einer andern Stelle ihre Erbbegräbniſſe. Darauf Germania: „Ja ſuche nur das Grab des großen Todten; ich ſuche nicht die Gruft der todten Größen.“ Da die Todengräber ihr keine Auskunft geben können, ſo erbieten ſie ſich, bei dem Aufſeher des Kirchhofes einer Wem ſonſt die Leichenregiſter nachzuſchlagen, und verſchwinden mit ihrem Grab, ihrem Erdhaufen und ihren Todenſchädeln. Nun hofft der Zuſchauer, es könne ihm doch endlich bei dieſem Feſtſpiel feſtlig zu Muthe werden. Aber Germania hält erſt noch die öblichen Klagen, bevor ſie ſich in antike Knappheit zum Preiſe Mozarts und ſeiner Ehrentage ergießt. Es erſcheinen dann wiederum Glück und Ahnm, verſehen Germania mit geiſtlichem Troſt. Jegnen ihr: „Er braucht kein Grab; denn er iſt auferſtanden!“ ermahnen ſie, ihren Mittrauerſchleier abzulegen, und verſchwinden zum zweiten und letzten Mal. Germania legt ihren Mittrauerſchleier ab; ſofort zeigt ſich im Hintergrunde, von grauem Fernverglertem Gewölk umwahnt, in glänzender Verklärung, die Geſtalt Mozart's, im Mantel, die öbliche Notenrolle haltend; das Orcheſter bläſt und paukt einen Tuſch; der Vorhang fällt; das Publikum fatzt ſich verwundert an, und ſchweigt. — Zur Feſtoper war die Hochzeit des Figaro erſehen worden. Das Publikum, zahlreicher als je, war im Allgemeinen mit den Leiſtungen unſerer Sänger zufrieden, und inſbeſondere mit denen der Suſanna (Fräulein Reiſh) und des Pagen Cherubin (Fräulein Schmidt). Beide zeichneten ſich noch mehr, als durch die Lerchenklänge ihrer zugendlichen Stimmen, durch vortreffliches Spiel aus. Der Graf Almaviva, ſo gehab es ſcheint, will mit Vermauen zu ſagen. Er ſoll ein feiner, geiſtreicher Burſche ſein; er darf alſo nicht derb auftreten, ſonſt bleibt er ſicher nicht lange im Dienſte ſeines Grafen.

In der letzten Zeit hat uns die Intendanz eine Reihe vortrefflicher Dramen und Opern vorgeführt. Das Publikum iſt ihr dankbar dafür, wenn auch die Gabe der Kunſt nicht immer von den kunſtgeübteſten Händen dargereicht ward. Neben Opern, wie die Regimentstochter, die beiden Schützen, des Teufels Antheil, der Barbier von Sevilla, und ſogar die Nachtwandlerin und Mozart, mag denn auch hin und wieder das Mittelgut, ja ſelbſt das Schlechte ſich einſchieben; es ſoll überſehen werden. Aber ich muß es wiederholen, auf die Gefahr hin, immer wieder mißtönetzt zu werden: Die Frankfurter wiſſen recht gut, was ſie wollen, und worum ſie es wollen. War nicht im Romeo ein ſehr Blinkleichen im Hauſe mit vordergerigen, atzemlos lauſchenden. Alles miterlebenden, mitſühlenden und mitſprechenden Zuſchauern nicht beſetzt? Und wenn der Egmont weniger Freunde herzumzog, ſo geſchah es gewiß nur, weil man ihn Voraus ſich darüber ärgerte, daß er ſich von dieſem, dieſem Alba überliſten und tölpen laſſen mußte. — — Mancher Leſer hat vielleicht ſchon ſeine eigenen Gedanken darüber gehabt, daß bisher über Wilhelm Jordan's Luſtſpiel: „Tauſchen täuſcht,“ ein Bericht im Muſeum vergeblich geſucht wurde. Sollte er vermuthen, ich beſpreche es deshalb nicht, weil ich es nicht geſehen, ſo irrt er; ich ſchweige aus dem umgekehrten Grunde. Wenn ein mäßigbar begabter Mann mit raſchen Schritten auf einer ſolchen Bahn voranſchreitet, ſo gebührt es ſich, daß man nicht, wie ſonſt bei kritiſchen Bagatellſachen, in kurzen Nachtrabchen Lob und Tadel ergehen laſſe, ſondern daß das Urtheil, das man zu fällen ſich zutraut, mit ausführlichen Entſcheidungsgründen belegt ſei, welches Jenen, (mit Ausnahme der verſtierenden Partei,) zu überzeugen vermag. Zu ſolcher gewiſſenhaften Arbeit aber ſehlten bis jetzt die beiden Grundformen aller menſchlichen Thätigkeit, Zeit und Raum; Zeit mir, und Raum dem Muſeum. Sobald „Tauſchen täuſcht“ noch einmal aufgeführt ſein wird, ſoll das Publikum nicht länger „erworten, daß die Kritik ihre Pflicht thue.“

Q. F.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck den Aug. Oſterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°, und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 7. Frankfurt a. M., den 16. Februar 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.
Die barmherzigen Schwestern in Sebastopol. Von Franz v. B.
Volksleben in Polen. Von Julius Gunkling.
Florenz. Bericht von Adolf Doerr.
Feuilleton. Scheiermacher. — Musikalische Gegnerschaft. — Graf Reglestrobe. — Die Opfer centralafrikanischer Entdeckungsreisen. — Freischmenschen u. s. w. u. s. w.
Bibliauschau. Von Q. F. Mathilde von Roderich Benedix.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von dem Sieg der fast so gut wie verloren gegebenen Sache des Kaisers und von seiner bevorstehenden Abreise nach München durch die Stadt verbreitet. Auch im Textor'schen Hause langte die große Neuigkeit noch vor der Rückkehr des Stadtschultheißen an, und grade nach den Vorgängen des heutigen Tages zwischen Elisabeth und ihren Eltern mußte sie hier einen doppelt tiefen und bedeutsamen Eindruck hervorrufen. Auch zögerte Frau Anna Margaretha, die hierin eine ganz besondere, den Umständen dieses Tages vollkommen angemessene höhere Fügung erkannte, keinen Augenblick, sie der Tochter mitzutheilen. Elisabeth hatte sich mit ihrem Schmerze auf ihre einsame Kammer zurückgezogen und kniete, als die Mutter die Thüre öffnete, in betender Stellung vor ihrem Lager, das Antlitz mit beiden Händen bedeckt und die Stirne gegen die Bettlade gelehnt, wie sie's seit ihrer damaligen Begegnung mit dem Kaiser im Dome zu thun gewohnt war, so oft sie sich in stillen Stunden sein Bild recht lebhaft vergegenwärtigen wollte.

Der Abendschein, der durch die runden Fensterscheiben in das Gemach fiel, umwob mit seinem magischen Licht die edle Jugendgestalt, als wolle die Sonne ihr noch ein letztes Zeichen geben, daß nicht alle Rosen welken, die der Mensch im Frühling seines Lebens träumt; und daß, während wir noch mit von Trauer umnachteten Herzen dem zerstörten Traum unserer sehnsuchtsvollen Jugend nachweinen, schon ein neues Licht, ein neues goldnes Leben und Weben uns umgibt, dessen Glanz nimmer erbleichen soll.

Elisabeth bemerkte der Mutter Eintritt nicht eher, als bis diese neben ihr stand und sie mit liebevoll ernstem Tone anredete:

Vor welchem unsichtbaren Heiligen knie'st du denn da, mein Kind? Sieh' auf und laß' das Grämen und Weinen um Nichts und wieder Nichts! Ich habe dir eine Nachricht mitzutheilen, die dich, so Gott will, für alle Zeit von deiner kindischen Ueberspanntheit curiren soll.

Elisabeth richtete sich bei dieser Anrede der Mutter rasch in die Höhe, aber von Thränen, wie jene erwartet hatte, war in ihren Augen keine Spur zu finden. Sie sah die Mutter schweigend an, und erst, als diese ihr die große Neuigkeit von der bevorstehenden Abreise des Kaisers mittheilte, belebten sich ihre Züge, ihre Blicke, und immer höher lauschte sie auf. Wie staunte aber Frau Anna Margaretha, als ihr die Tochter, da sie geendet, plötzlich mit überströmendem Gefühl in die Arme sank und freudetrunken ausrief:

So hat Gott mein heißes Gebet erhört und Er geht siegreich, in voller Glorie aus dem Kampfe hervor! O nun gibt's kein Leid, keine Traurigkeit mehr für mich, komme auch was da komme mag! Sieg! Sieg! will ich jauchzen durch alle Gassen Frankfurts und seine elenden Feinde durch diesen Ruf zu Boden schmettern! Nein sag' Sie mir's noch einmal, herzliebste Frau Mutter, ist's wirklich so?

Bist du denn ganz und gar von Sinnen, Mädchen? rief die Stadtschultheißin in ihrer strengen heftigen Art. Glüht nicht dein Kopf, als wenn du im Fieber redetest! Was gehn dich des Kaisers Händel an und wozu brauchst's deines Triumphgeschreis? Weißt wohl zum Spott aller Welt werden mit deiner kindischen Aufstellerei, als wenn du, weiß der Herr, was für ein erhabenliches Interesse daran hättest, wer den Zepter Deutschlands führe! Ich hab auch eine Anführung für ein junges artiges Frauenzimmer! Meinetwegen lauf' auf den Roßmarkt und schrei Victoria! Die Tochter des Stadtschultheißen darf sich so was schon herausnehmen.

Aber wenn auch dies bittere Wort der Mutter Elisabeths Enthusiasmus dämpfte und dem Uebermaß ihrer Gefühle Schranken setzte, so war doch die Bewegung ihres Gemüthes zu groß, als daß sie ihre leidenschaftliche Erregtheit hätte bemeistern können. Die Freude über diese unverhoffte Nachricht hatte sie so mächtig ergriffen, daß sie, als ihr Jubel vor der Mutter zornigem Blick verstummen mußte, in einen Thränenstrom ausbrach und schluchzend ausrief:

Da hat Sie's, Frau Mutter! Weil ich nicht laut aufjauchzen darf, muß ich bitterlich weinen, sonst zerspringt mir das Herz in der Brust; und böte Sie mir gleich alle Kleinodien und Edelsteine in Kaiser Karls Krone an dafür, daß ich meinem Gefühl Gewalt anthäte, ich vermöchte es nicht — jetzt nicht; denn in Einem muß doch dem vollen Herzen sein Genüge geschehen, wenn es seinen heißesten Wunsch erfüllt sieht, wozu wäre ihm sonst so langes vergebliches Hoffen, so schmerzliches Sehnen auferlegt worden? Fragt mich aber meine liebwerthe Frau Mutter, was mich des Kaisers Händel angehen — o, da will ich's gerne laut und freudig bekennen, daß es der einzige Mann ist, der mich wahre Menschengröße kennen lehrte, dessen stillen Heldenmuth ich bewunderte, dessen erhabene Gesinnung mir die tiefste Ehrfurcht einflößte! Und eines solchen Mannes Schicksal sollte nicht in allen seinen Wandlungen, glücklichen wie unglücklichen, jedes guten Menschen innigste Theilnahme erwecken, der Triumph seiner guten Sache nicht überall die näm-

Digitized by Google

liche Begeisterung finden? Was ist denn nächst der Sonne, die uns Allen leuchtet, nächst der Erde, die uns Alle nährt, mehr der ganzen Menschheit schönes gemeinsames Eigenthum, als das Leben eines wahrhaft edlen tugendhaften Menschen? Und was könnte ein fühlendes Herz mehr zum innigsten Mitleid rühren, als seine Noth, was mehr es entzücken, als sein Glück?

Das ist Alles schon recht, entgegnete Frau Anna Margaretha, fast eingeschüchtert von diesen zwar unter Thränen und Schluchzen, jedoch mit dem vollen Ton der Begeisterung ausgesprochenen Worten der Tochter. Das ist Alles schon recht, aber darum brauchst du noch lange nicht deine Ehrfurcht für den Kaiser höher zu achten, als den deinen Eltern schuldigen Gehorsam; darum brauchst du noch lange nicht vor deinem Herrn Vater mit dem Medaillon des Kaisers eine verlieblte Comödie aufzuführen. Und wenn alle jungen Mädchen wie nicht klug, dem Monarchen auf Schritt und Tritt nachliefen gleich dir und deiner Freundin Susanna, was müßte er da von der Sitte und Reputation des Frankfurter Frauenzimmers denken? Oder bildest du dir etwa gar ein, er brauche deine Bewunderung, und du allein müßtest der Welt ein großes Beispiel geben, wie man einen solchen trefflichen Herrn nach Gebühr ehre? Laß das Geflenn bei Seite, es ist doch nur dein Hochmuth, der dir diese Thränen auspreßt; aber das sage ich dir hiermit allen Ernstes, mit der kaiserlichen Empfindelei hat es heute ein für alle mal ein Ende, und das heimliche Romanlesen mit glühig rothem Kopf hört mir auch auf, sonst geht die Demoiselle auf so lange Zeit in's Pensionat zur Mutwe Gretenade auf den Kuhhof bei Weglar, bis ihr das Butterfloßen, das Gänserupfen und Flachsbrechen ebenso geläufig ist, als jetzt das Canevasnähen und Perlenstricken.

Mit dieser Drohung verließ die Stadtschultheißin die Tochter, in einer so großen Aufregung, daß sie bei ihrem Eintritt in die Wohnstube, wo zudem bereits tiefe Dämmerung herrschte, den Herrn nicht erkannte, welchen ihr ihr Mann als den wirklichen kaiserlichen Rath (er sprach den Namen absichtlich nur undeutlich aus) vorstellte. Erst als dieser ihr mit einer stummen Verbeugung die Hand küßte, erkannte sie auf den ersten Blick an seinem gravitätischen Bückling den Doctor und rief auf's Höchste überrascht:

Was! Ist's wirklich, mein lieber Goethe? Und wie kömmt Ihn mein Mann?

War es nun diese sonderbare Doppelfrage der herzlichsten Freude und der lebhaftesten Neugierde, oder war es die dem alten Herrn eigne Art von Humor, die oft gerade seiner gerührtesten Stimmung den Ausdruck der ausgelassensten Lustigkeit verlieh, genug, Herr Johann Wolfgang brach bei ihrer Frage in ein schallendes Gelächter aus und rief:

Da haben wir's! Da haben wir's! Sagt' ich's nicht, Collega, daß meine Frau den kaiserlichen Rathstitel in ganz besondere Affection genommen hätte?

Bei diesen Worten eilte er auf die mit einem brennenden Licht eintretende Köchin zu, nahm ihr dasselbe aus der Hand, beleuchtete den Doctor vom Kopf bis zu den Füßen und fuhr in seiner muthwilligen Laune fort:

Da schau' Sie, Frau Stadtschultheißin, wie ein funkelnagelneuer kaiserlicher Rath aussieht! Ist auch da nur noch eine Spur vom ci-devant Doctor furis schlechtweg zu finden? Hat nicht der ganze Mensch mit Einmal ein anderes Air bekommen? Ist's nicht ein wahres Prachtexemplar von einem neugebackenen, wollt' sagen neucreirten kaiserlichen Rath?

Ach, so hör' doch endlich mal auf mit deiner Fopperei, Johann Wolfgang, und erkläre mir lieber, was das Alles zu bedeuten hat! sagte Frau Anna Margaretha in höchster Spannung. Sprich, welche Bewandniß hat es mit dem kaiserlichen Rath?

Da buchstabire dir's selber heraus, versetzte der Stadtschultheiß und hielt ihr mit freudestrahlender Miene das kaiserliche Dekret hin, wonach sie mit zitternder Hast griff, und im Eifer, seinen Inhalt so rasch als möglich kennen zu lernen, das Papier dem Licht so nahe brachte, daß ihr Mann erschrocken ausrief:

Sachte, sachte, Madame Huihui! Frischer Zirnß fängt leicht Feuer, verbrennt' Sie mir meinen neuen kaiserlichen Rath nicht!

Was? — der Doctor — wirklicher kaiserlicher Rath — und hier des Kaisers eigenhändige Unterschrift — Gott verzeih mir's, aber am Ende hat die Elisabeth doch Recht! stammelte die Stadtschultheißin und fügte unwillkührlich den kaiserlichen Namenszug mit dem nämlichen schwärmerischen Entzücken, womit die Tochter das Medaillon des Kaisers an ihre Lippen gedrückt hatte. — Gratulire, gratulire, Herr Rath, — Ihm zehntausendmal, und Seiner braven Mutter hunderttausendmal! Ach die Freude — die Freude meiner guten Cornelia muß ich sehen; komm' Er, lieber Doctor, begleit' Er mich zu Seiner Mutter, sie denkt gewiß schon lange: Wo nur die Teriorin bleibt, das ist mir auch eine schöne Freundin, die mich so in meinem Glücke allein läßt — ach Herr Rath — Herr Rath Goethe, je länger ich Ihn ansehe, um so besser, sink' ich, steht Ihm die neue Würde — erst vierundreißig Jahre alt und schon ein wirklicher! Ach, werd' Er mir nur nicht gar zu übermüthig!

Dafür sorgt schon die fünfzige Frau Räthin, erwiderte jener mit seiner alten Bescheidenheit.

Der Räthin wollen wir schon den Kopf zurechtsitzen! rief die Stadtschultheißin, durch dieses eine Wort des Doctors in Feuer und Flamme versetzt. Nur nicht verzagt, nur nicht bedenklich, bester Freund! Jetzt ist die Reihe, sich rar zu machen, an Ihm; jetzt hat Er das Prä; denn jedes Frauenzimmer, dem Er den Hof macht, wird sich dreimal bedenken, eh es einen solchen Galant abweist. Decores gibt's genug in der Welt, zumal in Frankfurt kann man sie schockweis auf der Straße auflesen; aber ein wirklicher kaiserlicher Rath — das ist ein anderer Vogel, der stellt schon was vor, da heißt's aufgrafft!

Ich schäs', Herr Collega, Er läßt sich lieber gleich in der Frau Schärfin ihrem Saal für Geld sehen, sagte der Stadtschultheiß. Was doch das Weibsvolk gleich bei der Hand ist, einem ordentlichen Mann den Kopf zu verdrehen! — Aber du wolltest ja mit dem Doctor zu Frau Cornelia gehen, ei, so spute dich doch, Frau, ich selber habe noch dringende Amtsgeschäfte; Schlag acht Uhr heut Abend versammelt sich der Rath zu einer außerordentlichen Sitzung und erwählt eine Deputation, die Morgen Vormittag dem Kaiser zu seinem Sieg gratulirt; also bon soir, Herr Collega, bon soir, liebe Frau, glüben doch deine Wängsein wie die einer jungen Braut, wenn endlich der Herzallerliebste die langersehnte Vocation erhalten hat!

So trennte man sich; der Doctor, um Frau Anna Margaretha zu seiner Mutter zu begleiten; der Stadtschultheiß, um dem versammelten Rath in außerordentlicher Sitzung Meldung zu thun von dem wichtigen Ereignis der Rückkehr des Kaisers in seine Erblande, und zu berathschlagen, wie man den Monarchen am Schicklichsten beglückwünschen und ihm zugleich für seinen langen allergnädigsten Aufenthalt in seiner getreuesten Stadt Namens der Bürgerschaft und des Rathes ehrfurchtsvoll danken wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Die barmherzigen Schwestern in Sebastopol.

„Des Liedes Stimmen schweigen von dem Ueberwundenen", und so haben auch die heldenmüthigen Frauen, welche während des jetzt ruhenden Krieges im russischen Lager wirkten, nicht den gebührenden Ruhm gefunden. Das aufopfernde Unternehmen der Fräulein Nightingale und ihrer Genossinnen hat in England verdientermaßen einen Sturm der Begeisterung erregt; aber die russischen barmherzigen Schwestern stehen an Muth und Selbstverleugnung

Digitized by Google

den Brüdern nicht nach. Die Krankenpflegerinnen in Rußland bilden nicht, wie die französischen grauen Schwestern, die zu St. Charles in Nancy ihr Mutterhaus haben, einen klösterlichen Verein, sondern eine freie Verbindung, welcher jedoch viele Nonnen sich zugesellt haben. Wie unerwünscht, wie unbesorgt um eigene Wohlfahrt jene Frauen in den Schreckenstagen von Sebastopol ihre Pflicht übten, zeigt sich am Besten in den brieflichen Schilderungen, die zwei derselben an ihre Familien in der Heimat gerichtet haben. Schwerlich wird man den Eindruck der Scenen voll Schrecken und Gefahr aus irgend einer anderen Mittheilung so lebhaft und unmittelbar erhalten.

Schwester B. schrieb folgenden Brief aus Sebastopol am 25. Mai des vergangenen Jahres, eine Woche nachdem General Pelissier den Oberbefehl übernommen hatte, und einen Tag nachdem die Wasserplätze vor der Malstbastion von den Verbündeten erkämpft waren; dasselbe Datum bezeichnet auch die Besetzung der Tschernaja-Linie und die Wegnahme von Kerisch und Jenikale.

„Nur ein paar Tage sind vergangen, seit ich Euch zum letztenmal schrieb, und mit dem, was in der Nacht vom Dienstag (22. Mai) auf Mittwoch geschehen ist, könnte ich zwanzig Seiten füllen. Mein Gott, wie schrecklich und grausam ist der Krieg! In der Nacht vom Montag auf den Dienstag war unsere Mannschaft beordert, neue Gräben zu ziehen, Batterien aufzuführen, mit einer starken Schutzwehr für die Arbeiter. Wir waren die ganze Nacht über auf einen Angriff gefaßt, aber sie ging still vorbei, auch den ganzen Dienstag über blieb es ruhig. Abends war wieder Alles in Spannung, Alles in Bereitschaft. In der weiten Halle wurden mehrere Reihen von Matratzen auf den Boden gelegt; kleine Tische wurden aufgestellt mit Licht und Schreibmaterialien. Die Gehülfen waren beschäftigt, auf einem großen Tische ganz Haufen von Charpie, Verband, Werkzeuge, Handleuchter mit Stearinkerzen und Arzneien in Ordnung zu stellen. In einer Ecke stand ein großer Wasserkessel, nahe dabei kleine Gestelle mit Kannen und Theetassen. Auf der anderen Seite Flaschen mit Branwein, Wein, Limonade, Bechern und Gläsern. Der große Raum ist beinahe dunkel und eine sonderbare Stille herrscht rundum, wie in der Luft vor einem Gewitter. Fünfzehn Wundärzte sitzen entweder um Pirogoff in der für Operationen bestimmten Abtheilung, oder gehen paarweise auf und ab. Der Offizier und der Oberaufseher, die Acht zu geben haben, daß Alles in Ordnung sei, gehen geschäftig umher, oder suchen noch mehr ärztlichen Beistand. Wenn ich mich an die Thür stelle oder auch an die hohen Fenster zu beiden Seiten der Halle, blicke ich in eine schöne, ruhige Nacht; der Mond scheint, die Sterne glitzern, der Himmel ist wolkenlos. Zwischen 9 und 10 Uhr ein blisgartiger Lichtglanz vor den Fenstern, und plötzlich ein furchtbares Dröhnen, bis sehr Glasscheibe rasselt. Sinfenweise folgen sich die Blitze immer häufiger und rascher; bald aber kann man die einzelnen Schüsse nicht mehr von einander unterscheiden. Die fünfte und sechste Bastion stehen im Feuerglanz, aber die Bomben des Feindes kommen nicht in die Stadt. Wir sitzen und lauschen, immer im gleichen Zwielicht; so vergeht ungefähr eine Stunde. Da kommt eine Bahre; noch eine; noch eine; es hat angefangen. Man zündet die Lichter an; Leute rennen hastig vor- und rückwärts; bald ist der weite Raum mit Menschen gefüllt. Der Vorplatz ist mit Verwundeten bedeckt; viele kriechen herein und nehmen Platz wo sie können. Welches durchdringende Geschrei! Welches Gestöhe! Die Hölle ist um uns losgelassen. Vor den Heulen, Stöhnen und Röcheln dort man den Kanonendonner nicht. Dort schreit Einer, aber nicht in Worten. „Rettung! Rettung!“ ruft ein Anderer. Der Dritte sieht Geträuk auf dem Tisch und flieht mich an: „Seid mir eine gütige Mutter, nur einen Zug!“ Von allen Seiten wimmernde Rufen Derjenigen, deren Wunden man eben untersucht: „Ach, guter Herr, zerreißt mich nicht, quält mich nicht!“ Ich selbst gehe mit großer Schwierigkeit durch die Reihen und rufe aus: „Hier, Leute, trägt den Mann nach dem Haus Gußschinski (wo die unrettbar Verwundeten liegen); den hier nach der Batterie Nikolaieff; diesen Mann auf das Bett.“ Nun werden auch Officiere gebracht. Der Saal ist schon dicht angefüllt mit Verwundeten; an Operationen ist noch nicht zu denken. Gott gebe uns nur die Zeit, alle Wunden zu verbinden; wir Schwestern sind eifrig am Werke. Ein Officier wird gebracht, Gesicht und Brust mit Blut übergossen; ich wasche es ab; mühsam zieht er etwas Geld aus dem Sack, als Trinkgeld für die Soldaten, die ihn hergebracht. Ich knie auf den Boden nieder, dem Doctor zu leuchten; der Mann ist durch die Brust geschossen; man muß sehen, ob die Kugel durchgegangen ist. Ich schiebe die Hand unter seinen Rücken, um nach der Wunde zu fühlen; da wälzt er sich ganz im geronnenen Blute. Genug. Ihr würdet schaudern, sollte ich euch von all der Marter und hinsterbenden Qual dieser Nacht erzählen. Der Morgen dämmert endlich, das Schießen hört auf. In der Nähe haben wir ein Gärtchen; dort, sagt man, liegen auch Verwundete. Ich nahm Branwein und eilte dahin; die Sonne ging glorreich über der nahen Bucht auf, die Vögel zwitscherten, mein Weg war von dichten, weiß blühenden Akazien überdeckt. Da sand ich etwa dreißig Leute, alle schwer verwundet, einige bereits im Sterben. Mein Schöpfer und Herr! an diesem süßen Frühlingsmorgen. Ich hat zwei von den Einwohnern, welche die ganze Nacht über sehr eifrig beim Transporte der Verwundeten geholfen hatten, sie nach dem Spital zu schaffen. Dem Himmel sei Dank, es kommen keine Bahren mehr. Diejenigen Wundärzte, die bei Tagesanbruch weggegangen waren, um etwas auszuruhen, kehrten bald zurück. Um 7 Uhr Morgens begannen die Operationen wieder. Es war mein Tag nicht, doch beschloß ich zu bleiben. Die Operationen dauerten bis Mittags 2 Uhr. Nach 5 Uhr kam Pirogoff (der Oberwundarzt) zurück und man operirte bis 8; nun war die Arbeit gethan, um 1 Uhr ging ich nach Hause. Das Kanonieren aber dauerte fort und wurde gegen Tagesanbruch heftiger. Um 7 Uhr meldete ich mich wieder zur Hülfe. Alles war in Ordnung; einhundert Verwundete waren in der Nacht angekommen. Das Amputiren dauerte drei Stunden, aber um 9 Uhr war Alles geordnet. Man brachte mir Euer Paket, ich öffnete es und riß Euer Linnen zu Verband. Alles ist ruhig, der Tag ist ein ruhiger, Gott sei Dank. Die Thür geht auf, man bringt eine Bahre nach der anderen. „Was bedeutet das? Arme Leute, wann sind ihr verwundet worden?“ *Seit vorgestern Nacht* liegen wir im Felde draußen, war die Antwort. Im Augenblick ist ein Waffenstillstand; ein paar mitleidige Franzosen gaben ihnen Brod und Wasser. Sie waren sämmtlich an den Beinen verwundet, Einige nicht gefährlich. Wiederum waren zwölf Operationen zu machen, und da Niemand um die Zeit Arbeit vermuthete, so waren Dr. Eßleinkoff und ich die Einzigen am Tische. In dieser Schreckensnacht hatte ich den Patienten Pirogoffs die Arterien zu verbinden, während er sie ausjog und die Pincette in der Hand hielt.“

Die Aufsicherin der Schwesterschaft, Frau von B., beschigtigte noch am 8. September, an welchem der Malakoff genommen worde, die verschiedenen Stationen, wo Pflegerinnen sich befanden. In ihrem Briefe zeigt sich, obwohl sie deutschen Stammes ist, doch neben dem menschlichen auch der patriotische, sehr schmerzliche Antheil an dem schrecknsvollen Hergang.

„Sebastopol, 10. September. — Mein letzter Brief athmete noch kein Vorgefühl des nahen Leides, das über uns gekommen ist. Ihr wißt schon, daß wir dem Feind Sebastopol überlassen haben; aber wie? Die ganze Stadt war ein Flammenmeer, die Batterien und Bastionen weggesprengt. Wäre ich lieber gestorben, als daß ich diesen schrecklichen Anblick, dieses Grauen erleben mußte! Freitag den 7., Abends um 4 Uhr, nahm ich Vorräthe in ein Boot und ließ mich rund um die Bucht nach der Michailoff-Batterie rudern. Bomben flogen umher, so daß wir vom Ufer aus ganz besprizt wurden. Die Schwestern erschraken sehr, da sie mich kommen sahen; sie hatten Alle ohne Ausnahme Tag und Nacht zu thun. Während ich

Digitized by Google

Thee trank, fiel eine Bombe auf das Gewölbe des Pulverkellers; es war glücklicher Weise mit Sandsäcken hoch bedeckt und die Explosion brachte ihm keinen Schaden. Auf dem Rückweg begleitete mich die Schwester K., die kürzlich vom Kaukasus hierher gekommen war. — Am anderen Morgen, Samstag den 8., waren wir Alle früh um 5 Uhr bereit. Wir hörten, daß der Angriff begonnen habe; der ganze linke Flügel und der Malakoff standen in Glut. Ich ging zurück wieder nach der Michailoff-Batterie; alle Schwestern waren wohl. Die Truppen wollten die Brücke überschreiten und hierbin besonders richtete der Feind sein Geschütz. Mit mir ging Mutter Seraphine, eine Nonne von Twer, die sich unserer Schwesterschaft bei ihrer Stiftung zugesellt hat. Als wir die Brücke betraten, um den Truppen zu folgen, hielt uns General Buchmeier zurück: es sei zu gefährlich. Wir baten ihn, uns gehen zu lassen, bekreuzten uns und eilten voran. Die Truppen zogen hastig im Eilschritt hinüber nach der Südseite. Der Wind war so stark, daß die Wellen über die Brücke schlugen, die schon durch das Gewicht der Truppen an den Wasserspiegel hinabgedrückt war. Die Kugeln flogen, tief gebückt wichen wir ihnen aus. Ich lief nach der Batterie Nikolajeff; mir schwindelte, auch war ich durch und durch naß bis auf die Haut, meine Kleider und meine Füße waren die ganze Zeit im Wasser gewesen. Die Schwestern gaben mir Tropfen; Schwester S. trug eine Binde um das Auge, sie war verwundet, jedoch Gottlob nur leicht. Ich stieg eine enge Flucht von Holztreppen hinauf zu Graf Osten-Sacken und fragte ihn nach seinen Befehlen über die Schwestern an der Nikolajeff-Batterie. „Nehmen Sie alle mit fort, sagte er; Gott weiß, was in ein paar Stunden geschieht.“ Jemand berichtete, die feindliche Fahne wehe schon auf dem Malakoff. Eine fürchterliche Niedergeschlagenheit befiel mich; ich bat die Schwestern, Alles stehen zu lassen und mir wieder nach dem Michailoff zu folgen. Auch die Kranken wurden über die Brücke nach der Nordseite geschafft. Es hieß, unsere Truppen hätten die Fahne wieder herabgerissen; wie groß, wie allgemein war der Jubel! Die Schwestern gingen nach dem Kommagazin, wo die Verwundeten lagen. Ein Officier kam, um eine Pflegerin für General Martineau zu verlangen, der in einem Fort auf der Nordseite lag. Ich fuhr dorthin mit zwei Schwestern; das war eine Fahrt! Ein heftiger Wind; Staubwolken flogen uns ins Gesicht, der Kutscher verlor den Weg, die Pferde wollten keinen Schritt weiter gehen. Wir schleppten uns zu Fuß und gelangten an das Thor. Der General war schwer verwundet, sein Arm an der Schulter zerschossen; er war kein junger Mann mehr; er litt viel, aber mit Engelsgeduld. Ich ließ ihm Schwester Bar— zur Pflege, er einschuldigte sich wegen der geringen Bequemlichkeit, die sein Quartier bieten könne. Von da fuhren wir nach der Batterie Nummer 4, wo Schwester V. Vorsteherin war; ich fand sie so mit Arbeit überhäuft, daß hier Kranke im Freien lagen, und ließ ihr Schwester S. als Gehülfin. Ich sah den Grafen Wilhoroki, der für die verwundeten Officiere so eifrig sorgte. Er brachte dieselben aus den Ambulancen in die Baracken. Ich sage Nichts von dem Geschrei und Stöhnen der Verwundeten; es zerreißt das Herz. Um 11 Uhr Nachts ging ich nach Belbek. Der ganze Weg war mit Verwundeten übersät. Als ich ankam, ließ ich die Feldkessel heißen und machte Thee für die Verwundeten. Um 2 Uhr Morgens legte ich mich zu Bett. Beim Erwachen sühlte ich meine Füße so schlecht, daß mir Thränen in die Augen kamen. Während der Nacht hatte mir Mutter Seraphine zwei verwundete Schwestern zugeschickt mit dem Zuhrwerk geboten, da sie in Gefahr war. Ich sandte zwei Wagen nach der Michailoff-Batterie und wollte selbst dahin gehen. Welch ein Anblick! Eine große, schwarze, durchglühte Wolke hatte Sebastopol ein; unsere Truppen hatten die Stadt in Flammen gesetzt und waren auf dem Weg nach der Tschernaja. Die Brücke war abgebrochen, die Linienschiffe und Fregatten versenkt, die Häuser in Flammen; schwarzer Dampf stieg in die Wolken empor und Explosionen von Pulver machten hier und dort überall die Erde beben. Ich sah den Grafen Osten-Sacken; er bat mich, die Schwester bei seinem Freund General Martineau zu lassen und fragte nach meinem Befinden, denn er sah wohl, daß ich mich kaum fortschleppen konnte. Er betrachtete aufmerksam die Inschrift auf meinem Kreuz und sprach: „Der Herr sagt wahr; du, o Herr, bist zeit unser starker Thurm.“ Von den Schwestern hat keine ein Auge geschlossen, so viel haben sie zu thun. Gott stärke sie! Ich bin nicht im Stande, ihren Eifer und ihre Aufopferung hinlänglich zu preisen.

Frau von B.“

Volksleben in Polen.

(Schluß.)

Acht Jahre später sah ich mich in demselben Grenzstädtchen-Zwillingspaare, wie man die Orte Bielitz-Biala nennen kann.

Die beiden Städte boten ein eigenthümliches Bild voll lebendiger Contraste dar, wie man es nicht leicht anderwärts wiedersehen wird. Um diesen Contrast, der sich in dem Getreide einer jeden dieser Schwesterstädte ausprägte, würdigen zu können, muß man wissen, daß in Oesterreich eine jede Provinz ihren eigenen Landespatron hat, dessen Fest als Landesfest gehalten wird, ohne daß es eben darum auch ein Reichsfest wäre. Es nimmt eben eine Provinz von dem Landespatron der benachbarten Provinz keine Notiz, und so kommt es, daß, wenn der Böhme einen Feiertag in seinem Kalender stehen hat, der benachbarte Mähren nur einen gewöhnlichen Werktag verlebt. Auf diese Art hat der Oesterreicher den Tag des heiligen Leopold, der Böhme jenen des heiligen Wenzel, der Ungar den des heiligen Stephan zum Landesfeiertage erhoben. Polen feiert den Michaelstag, Schlesien verehrt die heilige Hedwig als seine Schutzfrau.

Und der Tag der heiligen Hedwig war es eben, an dem ich in Bielitz und Biala war. In Schlesien gab es also einen hohen Feiertag, von dem das polnische Biala nichts wußte. Drüben in Bielitz waren alle Läden geschlossen, die Straßen angefüllt von festtäglich geputzten Leuten, die der Kirche zuströmten. Mitten in diese andächtige Stille fielen die sonoren Stimmen polnischer Ochsen ein, welche in Biala, wo eben Markt war, aufgetrieben standen.

Ueber Bielitz ruhte die feierliche Stille des Festtages — durch die schmutzigen Straßen von Biala heulte wildes Jahrmarktsleben. Die Brücke, welche die beiden Grenzstädte verbindet, repräsentirte gleichsam den neutralen Boden, auf dem sich die beiden Parteien begegneten.

Der Pole, dem das lustige Festtagstreiben in Bielitz drüben nicht übel gefällt, sobald die kirchliche Andacht vorüber ist, versucht wohl den kurzen Gang in das Nachbarland hinüber, um mit einem Satze im bunten Gewühle des Kirchfestes zu stehen. Die Scenerie eines solchen Festes ist eine zu originelle, als daß wir sie nicht ein wenig beleuchten sollten.

Auf dem Marktplatze haben tausend Menschen einen dichten Kreis geschlungen, in dessen Mitte eine Seiltänzerfamilie auf hochgespannten Seile ihre Künste producirt. Der jüngste Sprößling der Künstlerfamilie bewacht im Hintergrunde die zwei magern Klepper, welche sich am Ende ihrer Laufbahn dazu bequemen müssen, die Effekten der Gesellschaft, so wie diese selbst, von Ort zu Ort zu schleppen. Der Frachtwagen, welcher dort seitwärts steht, ist das Wohn- und Schlafzimmer, die Küche und die Toilette, die Garderobe und das Studiergemach der ganzen Familie, deren weibliche Mitglieder sich soeben auf das Seil geschwungen. Die türkische Trommel beginnt zu rasseln, der Vierlastän mengt seine schrille Melodie darein, Bajazzo bekredet unter tausend Possen die Flöhe des kleinen Mädchens, das, die Balancirstange in der Hand, auf dem Seile steht. Die Kleine beginnt ihre Pas und Sprünge, welche der Bajazzo parterre parodirt, die Monotonie der Production von Zeit zu Zeit durch einige kühne Sprünge kopfüber unterbrechend,

Digitized by Google

durch welche er ſicher iſt, das Wohlwollen der Mehrzahl der Zuſchauer zu gewinnen. Jetzt macht unter lärmendem Beifallruf das kleine Mädchen in dem rothen Mieder mit dem knappen Höschen und der geſchminkten Wange ſeine Verbeugung. Bajazzo thut ſeine Mütze herunter und ſchickt ſich an, die großmüthigen Honorare einzukaſſiren, wobei er es an derben Späſſen und maſſiven Witzworten nicht fehlen läßt. Er verſteht ſein Handwerk, der ſchlaue Bajazzo, und weiß, daß man den Menſchen zum Lachen zwingen muß, will man ihm etwas erpreſſen. So oft er an eine Gruppe kommt, wo die Zuſchauer bedenkliche Miene machen und ſich Angeſichts des wandernden Kaſſiers nach allen Windroſen zu zerſtreuen drohen, packt er einen Straßenjungen, der zufällig in der Nähe Poſto gefaßt, bei den Haaren, und beginnt mit ihm wegen des Honorars zu unterhandeln. Das Zauſen gefällt den Leuten, ſie bleiben ſtehen, greifen in die Taſchen — und Bajazzo hat ſeinen Zweck erreicht! Wirkt das eben angedeutete Manöver noch nicht, ſo greift der gute Spaßmacher zu noch energiſcheren Mitteln. Raſchen Umblickes erſchaut er einen Jungen, der es gewagt, ſich auf die erſte, den Honoratioren vorbehaltene Bankreihe zu ſetzen. Auf die Kopfbedeckung dieſes bedauernswerthen Individuums iſt es nunmehr abgeſehen — warum hat es ſich auch über ſeinen Stand hinaus erhoben, als es ſich auf die Bank ſetzte, wo die Herrſchaften nach hohem Belieben zahlen? Wie ein Lämmergeier auf ſeine Beute, ſo wirft ſich der Bajazzo auf die Mütze des argloſen Knaben und ſchleudert ſie in die Mitte des Kreiſes hinein. Während der Junge hinſtürzt, um ſein koſtbares Eigenthum zu retten, wirft ſich Bajazzo in die jubelnde Menge, und hält ſeinen Schnitt. Noch ſammelt der Bajazzo, und ſchon tritt die Frau Prinzipalin heran, um eine zweite Abtheilung von Kunſtſtücken vom Stapel laufen zu laſſen.

Es iſt ein wahres Zigeunergeſicht, dieſe Frau Prinzipalin; die Haufarde iſt kupferig, das rauhe, ſpagatartige Haar iſt zu einem dicken, langen Zopfe zuſammengewickelt, der hinten weit über den Rücken hinabfällt. Die kurzen Röcke der Dame wiſſen vom Seifenwaſſer ſo wenig zu erzählen, daß ſie mit dem Straßenſtaube ein Gründlichkeit wetteifern. Die liebenswürdige Frau Prinzipalin verzieht ihre dick geſchminkten Züge zu einem zarten Lächeln, und läßt dann eine Menge kleiner Fähnleins auf ihrer Naſenſpitze tanzen. Faßt man die rieſigen Dimenſionen der prinzipalichen Naſe ins Auge, ſo erſcheint einem dieſes Fähnchenbalancement als kein Wunder, ſo groß iſt die Fläche, auf welcher die Fähnchen ihre Evolutionen ausführen können. Inzwiſchen hat Bajazzo ſeine Einſammlungspromenade beendigt und akkompagnirt die Kunſtſtücke der Prinzipalin mit Leiſtungen auf dem Gebiete der Magie, welche den lindlich naiven Zuſchauern die Haare zu Berge ſträuben machen. Er verſchlingt unglaubliche Partbieen dicken Spagats, welchen er noch einige Lagen Bänder folgen läßt; als Zuſpeiſe nimmt er einige Baumwolle zu ſich, die er als leuchtende Flamme aus dem Munde ſpeit. Hat er ſeine Verdauungswerkzeuge auf eine ſo harte Probe geſtellt, ſo ſchneidet er ſich vollends ſeinen Kopf ab, um ihn, nachdem er das Publikum gebührend geängſtigt, wieder unverſehrt aufzuſetzen.

Einige Schritte weiter lockt eine mit den grellſten Farben bemalte Leinwand eine große Zuſchauermenge an. Auf zwei Stangen ſehen wir ein langes Band aufgerollt, das in mehrere Felder zerfällt. Der ganze abſcheuerregende Lebenslauf eines berüchtigten Räubers und Mordbrenners liegt da vor uns aufgerollt, und wird durch den noch abſcheckenderen Text eines Duo's illuſtrirt. Wir können den Spitzbuben von der Wiege bis zum Galgen verfolgen, und namentlich ſind es zwei Farben, mit denen hier eine unverzeihliche Verſchwendung getrieben wird, nämlich Roth und Gelb. Während ganze Städte, die der Verbrecher während ſeines laſterhaften Lebenslaufes anzündete, im ſchreienditen Gelb funkeln, über das ſich ein dicker, ſchwarzer Rauchqualm ſenkt, ſtrömt auf den übrigen Feldern das rothe Blut in ganzen Eimern von den Opfern, die der Stahl des Mörders meuchlings traf. Es iſt gar gräulich anzuſchauen, wie ſich die Ermordeten in den grellrothen Blutlachen inmitten der blendend weißen Betäubungsorte wälzen. Das Ehepaar, deſſen Eigenthum dies unſichtbare Gemälde iſt, erläutert durch einen wilden Strophenſang die grauſigen Partbieen des Bildes, die markantеſten Stellen durch ein pathetiſches Hinweiſen mit dem Stäbchen hervorhebend.

Tanzende Hunde im Coſtüme der Affen; Vögel, welche Kanonen abſchießen, die Leier ſpielen und Farben unterſcheiden, machen in einiger Entfernung gleichfalls gute Geſchäfte. Um dieſe anziehenden Kunſtetabliſſements herum haben eine Menge ſpeculativer Köpfe wandernde Buden aufgeſchlagen. Bei manchen Unternehmung durfte es nicht einmal der Bude — ein umgeſtürzter Korb, ein auf die Erde gebreitetes weißes Tuch markirt den Geſchäftsplatz. Auf dem Tuche liegt ein Bogen weißen Papiers, mit rother Kreide in ſechs Flächen getheilt, deren jede mit rieſigen Nummern bezeichnet iſt. Der Glückswürfel tanzt über die Fläche hin. Eine Batterie rieſiger Gebäckbrecen liegt als Lockmittel daneben; das kleinſte dieſer Backwerke hat die Stärke eines Mannesarmes und die Länge eines Kindes. Daneben iſt eine ganze Sammlung von Pfefferkuchenherzen, Marzipanreitern und Wickelkindern, die an Größe den natürlichen und lebendigen in nichts nachſtehen.

Durch die Reihen dieſer Spekulanten geht ein buntes Rufen, Lachen, Zanken. Einer ſucht dem andern die Kunden zu entreißen. Die beſten Geſchäfte machen die Lotteriebanken, in denen nach Art des rouge et noir auf „gerade" und „ungerade" geſpielt wird. Nur iſt es merkwürdig, daß, wenn man ſich für eine gerade Ziffer entſchieden hat, regelmäßig eine ungerade aus dem geheimnißvollen Beutel hervorkommt, und eben ſo umgekehrt. Agenten des Geſchäftes, „Handlungsreiſende" machen Streifzüge nach rechts und links, um eine Anzahl Loose unter das Publikum zu bringen. Der eigentliche Kern des Lotteriepublikums drängt ſich doch den Ständen zu, wo reellere Glücksgeſchäfte gemacht werden. Da iſt der Preis wirkliches Geld. In einem Augenblick ſind die ſechs Flächen mit Geldſtücken beworfen — der Würfel kollert hin, dreht ſich lang, und bleibt endlich auf der Ziffer fünf haften. Unter neidiſchen Blicken ſeiner Collegen ſtreicht der glückliche Gewinner das Geld von den ſechs Flächen ein. Die Sepiyſt der Geſellſchaft wird durch dieſen Glücksfall zu einer wahren Wuth aufgeſtachelt. Der Fünfer war die glückliche Nummer — auf den Fünfer hin ſtiegen jetzt die Münzen, aber auch die anderen Flächen werden von ſpeculativen Spielern bedacht, die da meinen, es könne auch eine andere Nummer neben dem Fünfer Glück haben. Nur dem Einer traue Niemand, er iſt zu ſehen an der Ecke, dahin wird ſich der Würfel kaum verirren.

Geſchloſſen iſt der Cinſatz, pfiffigen Blicks überſtieg ihn der Geſchäftsmann, gibt dem Würfel einen eigenthümlichen Schwung, der kollert hin, dreht ſich einigemal und bleibt endlich auf dem Einer ſtehen. Ruhig ſtreicht der Bankhalter ſeinen Gewinn von einigen Gulden ein, er hat ein gutes Geſchäft gemacht, und kann jetzt wieder einigemal die Spieler gewinnen laſſen, um neue Kunden zu fördern. Neue Münzen fliegen hin, als ein paniſcher Schrecken die Reihen der Bankhalter plötzlich erfaßt. Die Tücher und Spielblätter werden vom Boden fortgeriſſen und in die Taſchen geſteckt, ſo gut es eben geht. Die Unternehmer miſchen ſich unter das Publikum, als ob ſie unſchuldige Spaziergänger wären und unter die Menge gehörten, in der ſie mit einemmale aufgehen. Die Urſache, die ſie ſo eilig in die Flucht gejagt, wird bald ſichtbar; es iſt ein Gensdarm, der bis zu einer geſahrdrohenden Nähe herangekommen. Kaum hat ſich jedoch der gefährliche Gaſt wieder entfernt, ſo etablirt man das vor Kurzem aufgegebene Geſchäft von Neuem und betreibt es mit demſelben Glück und Eifer wie zuvor.

Das iſt des Volkes rouge et noir, dem es ſich am Kirchtage mit Leidenſchaft hingibt. Man denke ſich nun zu dieſer beliebten Scenerie eine Staffage von plumpen polniſchen Bauern, die mit offenem Munde alle dieſe Herrlichkeiten anſtaunen, die ihnen eine

Digitized by Google

fremde Welt sind, und man hat die schönsten Contraste nebeneinander. Aber die schlesische Dirne mit ihrem blauen Strumpfe und kurzen bis an das Knie hinabreichenden Rocke läßt den polnischen Nachbar nicht lange in behaglicher Ruhe stehen. Es gelüstet sie ein Verbrüderungsfest zu feiern, und so ordnet sie ihr Mieder, jenes merkwürdige Mieder, das man nur im Teschner Kreise des österreichischen Schlesiens sehen kann und beginnt ihre Coquetterie. Dieselbe verfehlt nicht ihren Eindruck auf den Polen, der sich bald gefangen gibt und mit seiner Eroberung der schlesischen Schänke zusteuert.

Wenn er zu mitternächtlicher Stunde mit durch die Doppelzeche, die er eben bezahlt hat, erleichterter Tasche über die Brücke hinwandert, die von Bielitz nach Biala, von Schlesien nach Polen hinüberführt, dann hat er Zeit darüber nachzudenken, wie hoch ein schlesischer Kirchtag unter Umständen einem armen polnischen Jungen kommen kann. Oft aber entstehen solide Verhältnisse aus solchen flüchtigen Kirchtagbeziehungen, und die Folge davon ist, daß die Brautzüge, in deren Mitte die Braut aus Schlesien nach Polen wandert, nicht zu den Seltenheiten gehören.

Julius Gundling.

Florenz *).

Wie schön lagst du im Abendstrahle
Vor mir, o Ros' im Arnothale,
Der Himmel schwelg in Gluth und Gold.
Und wie am festlich zu empfangen
Den Gast, von deinen Thürmen klangen
Der Glocken Vesperlone hold.

Als ich zum Thor hereingefahren,
Entgegen zogen frohe Scharen
Nach den Casinen, auf das Land.
Dort auf der Brück' ein bunt Gewühle,
Hier freuten sich der Abendkühle
Die Wandersleuten am Arnostrand.

Die schöne Welt entführt' in' Freie
Des Corso lange Wagenreihe,
Mit holden Mädchen, schönen Frau'n
Nach allen Seiten grüßend, lächelnd,
Sich mit den bunten Reisen fächelnd
Gleich einem Festzug anzuschau'n.

Welch' heitres Leben auf den Straßen!
Vor ihren Thüren plaudernd saßen
Die Nachbarn, vor dem Kaffeehaus
Die Gäste, und mit leichten Schritten
Genaht bot im Gewühle mitten
Ein Blumenmädchen seinen Strauß.

Und in die Gegenwart, die frohe,
Ragt die Vergangenheit, die hohe,
Herein mit Pracht, die nie verblaßt,
Mit manchem altersgrauen Reste,
Die zinnengekrönt, alte Veste
Dort ist ein guelfischer Palast.

Dort steh'n die Drei im prächt'gen Bunde:
Vom Wunderwerk der Kuppelrunde,
Der Dom, der hehre, überdacht:
Das Baptisterium, dessen Thüren
Werth sind, in's Paradies zu führen: *)
Der Thurm in bunter Marmortracht.

Und in der Nische an der Mauer
Sipt Brunelleschi, der Erbauer
Des Doms im marmornen Gewand,
Die Kuppel prüfend zu beschauen
Erhebt er die gewöthen Brauen
Und hält den Zirkel in der Hand.

Zur Seit' ist noch der Stein des Dante,
Dort träumt' er, wann die Kuppel brannte
Des Doms im rothen Abendlot.
Nicht dacht' er dann der Stadt der Qualen,
Denn Beatrice sah er strahlen
Als Engel in dem lichten Chor.

Denkmäler stehen auf den Plätzen,
Der reich an Tugend und an Schätzen
Ragt dort, der Mediceer Ahn:
Daneben sprüh'n in Marmorschalen
Ihr Wasser Brunnen, dort in Strahlen
Spritzt ein Triton es himmelan.

Dort im Palast ward Rath gehalten,
Die Frosken noch, die frommen, alten
Im Corridor gewahrt der Blick.
O könnten diese Hallen sprechen!
An großen Thaten und Verbrechen
War reich Firenzes Republik.

Pitti, Uffizienpaläste!
Kein Königshof hegt solche Gäste,
Als euch erfüllen, Saal an Saal:
Die Göttin, hülflos entblößet
Dem Pfeil, die Psyche neigend
Sich himmlisch schön in Todesqual.

Längst ist die Zeit dahingeschwunden,
Wo von der Freiheit Kranz umwunden,
Florenz, du groß warst und gehrt:
Wo mehr als adlig durften achten
Sich deine Bürger, wo in Schlachten
Sieg krönte ihrer Zünfte Schwert.

Nicht mehr die Fahne der Prioren,
Nicht ziehen mehr zu deinen Thoren,
Florenz, Sieg, Ruhm und Schätze ein:
Altrin die Kunst ist dir geblieben:
Du rufst, das holde Haupt umschrieben
Von alter Glorie Dämmerschein!

Adolf Dorer.

*) Ausspruch Michel Angelos.

*) Wir geben das obige Gedicht zugleich als Probe eines für den Druck vollendeten „Albums aus Italien" von demselben talentvollen Verfasser, welches wir den Freunden der Poesie wie der schönen Lande bei seinem demnächstigen Erscheinen empfehlen. Das Album, eine Sammlung von größeren und kleineren Gedichten, gibt ein vollständiges poetisches Gesammtbild Italiens. Venedig, Florenz, Rom und Neapel bilden die Hauptgruppen, denen einzelne Reisebilder, Kunstgedichte, Balladen, größere poetische Erzählungen angereiht sind. Der Stoff ist in drei Bücher eingetheilt, davon enthält das I. Buch: Venedig, Florenz, Francesca da Rimini, poetische Erzählung: das II. Buch: Rom, Neapel, Grazziella, eine Romanze auf Capri; das III. Buch: Balladen und vermischte Gedichte.

Feuilleton.

— Schleiermacher. Die im Nr. 7. dieses Blattes enthaltene Mahnung an Schleiermachers Freunde ist nicht neu. Längst schon hat Varnhagen von Ense die Frage: „Wo findet sich eine Schilderung dessen, was Schleiermacher als Mensch und Schriftsteller gewirkt?" aufgeworfen. Der Mangel einer Biographie dieses großen Kirchenlehrers ist ein Bedürfniß zumal unserer Zeit, wo ein gewaltiges Beben die Altäre umbraust. Aber die Aufgabe ist nicht leicht und gerade am wenigsten für Schleiermachers Freunde. Seine Persönlichkeit ist in ihrer ganzen Erscheinung eine so originelle, daß sie nicht einseitig historisch, sondern weit eher psychologisch begriffen werden kann. Hierzu ist in neuester Zeit ein bedeutender Schritt vorwärts gethan worden, indem Schleiermacher's Familie den Briefwechsel desselben in die Hand des Professors Dr. Heinrich Getzer in Berlin zur freien Benutzung gelegt

Digitized by Google

hat, von dem eine historische Charakteristik Schleiermachers und, wenn wir die Andeutung recht verstanden haben, später eine Biographie dieses Heroen der protestantischen Theologie verfrochen worden ist. Geizer ist hierzu durch seine Anzeigung zu Schleiermacher, durch seine kritische Schärfe, durch seine Wahrheitsliebe und seine frische Darstellung vornehmlich geeignet. Wir wünschen der deutschen Literatur und der protestantischen Kirche Glück wünschen, wenn Männer wie Jonas und Sydow, wie Nauen und Krabl sich mit dem Biographen verbänden, um durch Beiträge und Aufklärung die Lebensbild aufhellen zu helfen, über das Licht und Schatten in natürlicher Weise vertheilt wären. Der Briefwechsel Schleiermacher's mit Gaß, der von dem Sohn des letzteren vorigen Jahr veröffentlicht wurde, füllt eine wesentliche Lücke aus, klärt aber noch lange nicht das Dunkel auf, das über Schleiermacher's Berliner Aufenthalt schwebt. Die Liebe und die Freundschaft spielen eine mächtige Rolle in Schleiermachers Leben. Der Abenteurist in der Berliner Friedrichsstraße war Nathan's Eva, wo Jean Paul über dem zärtlichen Entwicklungsgange seiner Helden ihr Verhältniß zu der strahlenden Fackel hielt. Der Tugendbund, welchen Perwertirte Herz stiftete, gründete sich auf ähnliche freie Liebe; eine solche löste den Ring, der Dorothea Mendelssohn mit Veit verband, zu Gunsten Fr. Schlegel's auf; sie entzündete vielleicht auch in dem jungen Schleiermacher, dem begeisterten Freunde der hochbegabten Gelebten Wilhelmi von Humboldt, die Liebe zu dem Weibe einer Anderen. Diese Liebe kann Gegenliebe; die angeführte Schreibung unterbricht nur aus fast eingetretenem Skrupel der Geliebten. Soll auf dieses Verhältniß wohl die Stelle in Schleiermacher's Monologen sich beziehen: „Wo mag sie wohnen, mit der das Band des Lebens zu knüpfen mir ziemt? Wer mag mir sagen, wohin ich wandern soll, um sie zu suchen? denn noch hoffe Gut zu gewinnen, ich kein Opfer zu theuer, keine Anstrengung zu groß! Und ob ich sie nun finde fern, oder wenn unter fremdem Gesetz, daß sie mir nicht angehören mögen wie Ich mir selbst, lösen sie?“ — Jedenfalls verdanken dieser Atmosphäre Schlegel's Lucinde, wie Schleiermacher's Briefe über die Lucinde ihr Dasein. Und doch dürfte diese eigenthümliche Anschauungsweise der Ehe wie des Familienlebens bei Schleiermacher noch älteren Datums sein. In das eigene älterliche Haus, wie in das des Grafen Dohna zu Schlobitten, wo Schleiermacher als Informator schöne Tage der Freundschaft verlebte, — in die nach Nieky und Barby, den Vorbereitungsschulen der Herrnhuter, haben wir zurückzugehen, um diese Mysterium des Herzens zu enträthseln. Oder sollte das bräutliche Loos in der Herrnhuter Gemeinde, diese Prädestination des Zufalls, die einen so gewaltigen Widerspruch des freien Willens bei Schleiermacher zur Folge hatte, nicht auf sein Meinen und Handeln von bedeutendem Einflusse gewesen sein? Diese Verhältnisse mögen leicht einen bekannteren Biographen wie Schatten zurückscrecken. Die Verschleierlichkeit wird aber durch eine scharfsichtige, wahrheitstreue Darstellung, durch muthige Enthüllung von Schleiermachers innerstem Seelenleben am Besten zu heben sein. Sch—b.

Anmerk. der Redaction. Die angetretenen Verhältnisse sind von Kühne in seiner Charakteristik Schleiermachers, von Julius Schmidt und Anderen gewürdigt worden. In eine Lebensbeschreibung wollte er darum schwer zu verweben sein, weil sie fester, wie sie meint sind, nur das Aufsetzige herauswehen würden. Der Gluthat der Liebe an sich, — doch wohl nur der ersten Monate? — sich sie eine neue Dichtung, sondern eine neue Glut aus Religion schaffen wollten, war sumitten der nüchternen Auffärbung ein bedeutsamer, achtungswerther und freudbarer Gedanke.

— Musikalische Gegnerschaft. Während sich um das Jahr 1780 die Glucksten und die Piccinisten in Paris heftig bekämpften, lebten die Meister selbst, nach denen sich die Parteien benannten, in gutem Einvernehmen. Um den Rangstreit in ihren Aeußerungen zur Entscheidung zu bringen, hatte man Beide mit der Tonsetzung der Iphigenie in Tauris beauftragt; Piccini war der Ueberwundene, dachte jedoch groß genug, um sich dadurch nicht seinen Gegner ausgusöhnen. Als Gluck im Jahr 1787 verschied, erließ Piccini eine Aufforderung an die Musiker, allsährlich den Todestag, den 15. November, durch ein Concert feierlich zu begehen, in welchem nur Werke von Gluck zum Vortrag kämen, „damit ein Meister verewigt werde, dessen Name die auf der bewunderten Bühne Europa's durchgeführte Umwälzung bezeichnet; eine Umwälzung alle, die zu Piccini's Ungunsten stattgefunden. In einer ganz vortrefflichen Abhandlung über die musikalischen Zustände der Gegenwart, welche mit diesem Hefte der Collatischen Viertelsjahrschrift lesen, wird mit diesem edlen Zug der jetzige Ton der gegnerischen Kunstgenossen in Vergleichung gebracht. An einem deutschen Theater konnte Wagners Tannhäuser nicht zur Aufführung kommen; die Ursache glaubte man in der Abneigung des dortigen Kapellmeisters zu finden. Da schrieb eine Musikzeitung, welche für Wagner kämpft, über den vermuthlichen Gegner: „möge er nach Neapel reisen und das bekannte Sprichwort wohl machen (Sieh Neapel und stirb).“ — Eines ähnlichen Auftretens erinnern wir uns nur von Wolfgang Menzel, der einst über seinen Gegner Müllner, zehn Jahre nach dessen Tod, freylockend schrieb: „die Bestie hat alle Viere gestreckt.“ — Rängnen läßt sich nicht, daß in keine Potemik so viel Aeidyaftein, Perfönlichkeit, ja Gemeinheit eingemischt wird, als in diejenige, die von Tonkünstlern ausgeht. Woher kommt das? Gehört die Musik nicht zu den Künsten, deren Erfernung die Sitten veredeln und alles rohe Wesen ferne halten soll? Mancher macht eben Musik, ohne darum, nach Shakspeares Ausdruck, Musik in sich selbst zu haben.

— Ueber das Alter und den Geburtsort des russischen Reichskanzlers, Grafen Resselrode-Ehreskysten, sind vielfache sich widersprechende Angaben gedruckt worden. Robert Sheliehen: „Neue vervorragende Persönlichkeiten auf dem jetzigen Kriegsschauplatze“ (Leipzig bei Wundberg 1855) macht ihn um volle zehn Jahre zu alt, und gibt seinen und seines Vaters Vornamen falsch an; außerdem wird hier behauptet, er sei in Livland geboren, das Conversationslexicon dagegen gibt ihm Lissaben zum Geburtsort. Die Wahrheit liegt ziemlich in der geographischen Mitte zwischen beiden Angaben. Sein Geburtsort ist nämlich Frankfurt a. M., wo er am 14. December 1780 auf die Namen Karl Robert getauft wurde. Seine Eltern: Reichsgraf Maria Julius Wilhelm Franz, russischer Kammerherr und (ernannter) Gesandter am portugiesischen Hofe, und Luise Gontard waren am 26. December 1779 in Frankfurt getraut worden. Erst einige Zeit nach der Geburt des Sohnes trat der Vater seinen Gesandtschaftsposten in Lissabon an, wo die Mutter noch wenigen Jahren starb. Darauf wurde Karl Robert nach Frankfurt geschickt und im Hause seines Oheims Heinrich Gontard erzogen.

— Die letzten centralafrikanischen Entdeckungsreisen. Das Verdienst oder Glück Barth's wird erst in seiner ganzen Größe erkannt, wenn man die lange Reihe der Opfer mustert, welche gleicher Wissenstrieb bereits hingerafft. Die Stiftung der Africanischen Gesellschaft zu London 1788 gab die nächste Veranlassung, daß mit unermüdlichem Eifer europäische Forscher zur Unterforschung der afrikanischen Länder und namentlich des Gebiets des Niger abgingen. 1) Der Reisende der Africanischen Gesellschaft, Major Houghton, welcher beabsichtigte, von der Westküste aus den Niger zu erreichen, starb schon 1791 am Südrande der Sahara. 2) Mungo Park, ebenfalls von der africanischen Gesellschaft ausgesandt, fand auf seiner zweiten Reise 1805 zu Bussa in den Fluthen des Niger. 3) Hornemann aus Hildesheim starb zu Nissé am unteren Niger, wahrscheinlich im Jahr 1800, denn es ist das letzte gischte Gerücht der meisten früheren Reisenden gewesen, daß sie allein, ohne europäische Umgebung geblieben sind, daß über die Art und die Zeit ihres Todes nichts Gewisses verlautete und so auch alle Anstrengungen verloren gegangen sind. So hard Houghton, wahrscheinlich aus Hunger, weil die fanatischen Mauren ihm jede Nahrung verweigerten. 4) Röntgen, ein Deutscher, wollte von Marocco aus in das Innere Afrika's dringen, wurde aber in der Nähe der Küste ermordet, wahrscheinlich von seinen Führern 1809. Es war gleich Hornemann durch Blumenbach der africanischen Gesellschaft empfohlen worden. 5) Major Peddie starb bei einem Versuche, von Senegal aus das Innere des Festlandes zu erreichen, am 1. Januar 1817. 6—7) Der tapfere Naturforscher Kummer und der Leutn. Campbell, die an Peddie's Expedition Theil nahmen und sie nach seinem Tode fortsetzten, starben bei ihren Bemühungen an den Niger zu gelangen, ebenfalls 1817. 8) Campbell, ein englischer Marineoffizier, hatt während einer Unterhandung verschiedener Arme, in welche sich der Niger bei seinem Ausgang in die See theilt, 1824 am Cameroonfluß. 9) Oudney, der um die Kenntniß der Syramiden und die Erforschung der Nordküste Aegyptens und Nubiens so verdienstvolle Reisende, starb 1824 in der Gegend der Nigerwündung. 10—12) Dr. Dubourg, Jäbrich Toole und Lemin. Tyrwhitt, sämmtlich Theilnehmer an der großen deutschen Entdeckungsexpedition, die in den Jahren 1822—24 von Tripolis aus bis Borna und bis zum Fellata-Lande gelangte, unterlagen den Anstrengungen und dem Fieber. 13) Major Laing erreichte 1826 von Tripolis aus mit einer Karawane Timbuktu und wurde in dessen Umgebung auf einem Ausfluge von einem fanatischen Scheik gefangen und, weil er sich nicht zum Islam bekehren wollte, erdrosselt. 14—18) Captain Clapperton, der Begleiter Denham's und der ersten glücklichen britischen Forschungsreise nach Borna, starb 1827 auf einer zweiten ähnlichen, von der Guinea-Küste aus nach Norden gerichteten zu Sakatu im Fellatalande und seine 3 Gefährten hatten dasselbe Schicksal. 19) Mungo Park's Sohn, der in die Fußstapfen seines Vaters treten wollte, starb schon an der Gedrückte zu Aro, unstreitig vergiftet. 20) B. Lander, der Diener und getreue Begleiter Captain Clapperton's, unterlag 1834 zu Fernando del Po den Folgen einer von Eingeborenen am unteren Niger erhaltenen Schußwunde. 21) Coulthourst, ein Engländer, starb 1832 an Entkräftung nach einem nur 14 tägigen fehlgeschlagenen Versuche, vom Nigerdelta aus in das Innere zu dringen. 22) Bei einer Expedition, welche den Niger aufwärts 1835 theilweise zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen wurde, unterlagen sämmtliche Aerzte mit Ausnahme von Laird und Oldfield dem tödtlichen Fieber. 23) Davidson, ein englischer Reisender, versuchte 1837 von Marocco aus Timbuktu zu erreichen, wurde aber von den Mauren in der Sahara zwischen dieser Stadt und der Oase Wed-Nue erschlagen.

Digitized by Google

24) Der Botaniker Vogel starb 1841 als Theilnehmer der von der englischen Regierung ausgerüsteten Nigerexpedition, an welcher der Missionär Schön, der Zoolog Slanger, der Mineralog Rosher rc. Theil nahmen, welche also wesentlich eine deutsche Unternehmung war auf englische Kosten war. 25—26. Endlich starb das edle Paar der Barth'schen Expedition, Richardson, am 4. März 1851 jenseits Damergu und dem Thal-See, und Overweg ans Hamburg, Barth's Freund, der Naturforscher, am 27. Sept. 1852 zu Kuka.

— **Froschmeuschen.** Bekanntlich spielt der Frosch von Alters her in Sage und Dichtung eine bedeutende Rolle und schon Aristophanes brachte ihn in einem seiner berühmtesten Stücke auf die Bühne; zwei Jahrtausende später verherrlichte ihn der größte deutsche Satyriker, Fischart, in seinem uns leider verloren gegangenen komischen Epos „Froschgeschl", welches wahrscheinlich in der Form eine freie Nachdichtung der Batrachomyomachie, jenes merkwürdigen Gedichtes des Alterthums war, das im Heroenstyl des Homerischen Epos den Krieg zwischen den Fröschen und Mäusen schildert. Der ausgezeichnete deutsche Lyriker des 16. Jahrhunderts, Georg Rollenhagen, schrieb 1566 gleichfalls ein Gedicht „Froschmeuseler, oder der Frösch und Meuse wunderbare Hofhaltunge", und nannte sich auf dem Titel „Marcus Pusselinsholy von Mensebach, der Jungen Frösch Vorsinger und Calmeuser im alten Mäuschenwigk." Dieses Lehrgedicht voll heiterer Laune, vortrefflicher Naturmalerei und vielfachen Anspielungen auf die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit, blieb durch das ganze folgende Jahrhundert das Lieblingsbuch der protestantischen Deutschlands und erlebte viele Auflagen. Seine moralische Verherrlichung verdankt der Frosch, wie H. Masius in seinem „Naturstudium" sagt, vor Allem seiner großen Menschenähnlichkeit, er ist der wahrhafte Anthropomorphist, und häufig genug begegnet man andererseits im Leben seinem menschlichen Doppelgänger. Es sind meist, wie Masius treffend bemerkt, Personen mit stumpfen Gesichtern, kahler Stirne und kurzhaltigen Köpfen; die angebrochte Nase, die hervorquellenden Augen, welche, wie es im Froschmäuseler heißt „gesehen wie der Morgenstern", dazu der breite Mund, das zurückgedrehte dartlose Kinn und kugelichte Backen vollenden das unmutige Bild, in dem sich nur eine rundbauchige Gestalt zu gesellen braucht und — der Menschenfrosch steht leibhaftig vor uns. Auch der Knochenbau und die Muskulatur, die beim Frosch eine wirkliche Wuth bildet, läßt seine Aehnlichkeit noch überraschender hervortreten; und man braucht nur im Sommer einer Schwimm- und Badeanstalt zu besuchen, so sind es Scharlatanerie gerade die besten und kunstgeübtesten Schwimmer, die uns unmittelbar an den grünen Wasserfrosch erinnern. — Wer sich durch den Augenschein von dem Alles überzeugen will, der betrachte die in dem Kanaladen des Herrn Bödler auf der Zeil ausgestellten Gruppen von ausgestopften Fröschen, und er wird sich ebenso überrascht als angenehm finden von dieser leibhaftigen Froschvermenschlichung. Da sehen wir eine ruhende Jagdgesellschaft in grünen Jägerkleidern. Serenissimus liegt behaglich ausgestreckt im kühlen Waldesschatten, umgeben von seinen Cavaliere und Jagdgenossen, und der Pokal wandert lustig von Hand zu Hand. Jede Gestalt ist so lebendtreu, so meisterhaft individualisirt, daß man sich unwillkürlich fragt, wo man diesen wohlbeleibten Herrn Oberlandjägermeister, diesen biederen Oberförster, diesen schalkhaften Flurschützen schon einmal in natura begegnet ist. Eine andere Gruppe zeigt uns ein Duell; zwei echte Studentenfiguren, bemoostr Häupter, die dem Gambrinus schon manchen Humpen ergeert haben, stehen mit ausgelegten Lebern, das Rapier in den Händen, auf der Mensur, eben bereit zum Stoße wütherteste Spitze den Leib, die Brust, er steht zurück, es ist um ihn geschehen! Auch ein schwachnerver Zeuobatuer tritt uns entgegen, am Rolaband hängt die Guitarre, er bringt seiner Liebsten ein zärtliches Ständchen. Oder ein Jäger des Urwalds weist im Dickicht von einem gelb- und schwarzgefleckten Panthrrthier in Gestalt eines Salamanders überfallen; vergebens sucht sich der Aermste auf einen Baumast zu flüchten, denn schon hat ihn das Ungethüm am Beine erfaßt, er ist rettungslos verloren. — So ist denn durch diese neue Kunst thierischer Satire gesorgt, daß der gute Frosch, bekanntlich nach dem Koran der Lebensretter des Erzvaters Abraham, auch nach nach seinem Tode in verkleiter Gestalt fortlebt, zur Ergötzung der Menschen, die ihm in Fabel und Gedicht so manche weise Lehre verdanken, während er ihnen zur Sommerzeit, wie es im „Froschmäusler" heißt, durch seine Kunststücke so mannigfache artige Unterhaltung bietet:

Mit wasserreinen, unterstinken,
Mit offenem maul, doch nicht verrinnken,
Ein mück in einem sprung erwischen,
Künstlich ein rechen Mückmelck fischen,
Auf gradem fuß aufrichtig stehen,
Wo also einen kampff angehen,
Einander mit langen nut springen
Um gressen vortheil übervinnen.

— **Die deutschen Sprachreime** zur Bezeichnung der menschlichen Altersfusen „ein Jahr ein Knabe, zwanzig Jahr ein Jüngling u. s. w." sind allgemein bekannt. Im Londoner Athenäum wird nach Dr. Bowring eine ähnliche Reihe von chinesischen Sprichwörtern mitgetheilt. Demnach heißt das Alter von zehn Jahren die Erziehungsstufe; zwanzig Jahre der Jugend Adnut; dreißig, Kraft und Ehrbarkeit; vierzig, Tauglichkeit zum Amte; fünfzig, des Irrthums Erkenntniß; sechzig, Abschluß des Kreises; siebzig, seltener Vogel von Alter; achtzig, Runzelgesicht; neunzig, aufgeschoben; zuweilen, äußerste Grenze.

Bühnenschau.

(11. Februar.) **Mathilde**, von Roderich Benedix. Dies Lustspiel, eines der besten des bühnenkundigen Mannes, der seiner Bühnenkunde schwerste Probe zeigt bei und zu bestehen hat, verrauschaulicht einen Satz, dessen Richtigkeit jede Lektüre des Museums mir sofort zugestehen wird: daß das natürliche Gefühl des Weibes, mitten in den Widerstreit zweier gleich heiliger Pflichten gestellt, stets die rechte Entscheidung und die gerechteste Wahl zu treffen wisse. Auch ich muß dies zugeben, wenn das Weib, das die Preisfrage eines so harten Räthsels lösen soll, jener Mathilde gleicht, die uns Benedix in klaren und reinen Umrissen gezeichnet hat. Sie liebt einen armen Maler, und folgt ihm entschlossen und dem reichen Vaterhause in ein dunkler ungewisses Leben hinaus, weil ihr nur die Wahl bleibt, recht mit geliebten Manne zu leiden, oder mit dem geliebteren Jrrende um zu sterben; sie wendet sich dahin, wo man ihrer Liebe am meisten bedarf. Das ist so wahr wie schön. Aber wenn sie am Schlusse des Stücks, da ihr Mann sich eine ruhmvolle und glänzende Stellung errungen, nun die Schurde ihrer Entschließung umkehrt, und mit dem ins Elend gerathenen Vater wandern will, weil ihr Mann unversöhnlich bleibt gegen den alten Herrn, der ihn einst schwer gekränkt, so ist das weder schön noch wahr; und das edle weibliche Herz verliert nichts weiter mehr als einen Theaterfreund, nicht um das Gute und Richtige zu thun, sondern um einen überraschenden Effect zu erzwingen. Mathildens Gemahl muß es anderem auch wissen, daß he neuern Schutzgötter der Moral, Polizei und Gericht, es nicht dulden werden, daß eine Frau ihrem Eherrn davon läuft, weil er ihren Vater nicht zum Hausgenossen aufnehmen will. Jndessen will ich mit einem Drama nicht ernstlicher rechten, das in mancher anderen Beziehung so verdienstlich ist, und das mit vor einigen Meilen des Stückens lang die Gemüther angeregt, rührt und erfreut. — Die Aufführung gehörte zu den besseren. Man erzählt, Benedix habe die Rolle der Mathilde für Fräulein Janauschek geschaffen; wenn ich nun sage, daß Fräulein Janauschek für die Rolle der Mathilde geschaffen ist, so wird dies Niemanden Wunder nehmen. Ein wirkliches Wunder hingegen gethan an einem andere Künstler, der den Vater Mathildens darstellte; er spielte im vierten Acte den gebrochenen und verkommenen Greis mit einer Kraft, einer ganz fremden Naturwahrheit, mit ergreifender Innigkeit, und erwarb sich so einen Beifall, dessen sich bis zu diesem Abend, ja selbst noch in den ersten Acten dieses Stücks, kein Mensch jemals verstehen hätte. Es war überhaupt heute ein Tag seltsamer Begebnisse. Man hatte mir erzählt, Fran Kühn, welche die Großmutter spielte, habe vor drei Tagen als Königin Elisabeth einen gänzlichen Schiffbruch erlitten auf diesem launenhaften Meere, das im Parterre umherwogt. Aber Frau Kühn gab uns eine so verständig angelegte, so meisterhaft ausgeführte Großmutter, daß Niemand zu begreifen vermochte, daß gestern eine lächerliche Schauspielerin gewesen sein sollte, die heute, als eine ganz ausgezeichnete Künstlerin, von einem unbewilligen und langen Publikum die reichsten Beifallsspenden ergnaug.

(12. Februar.) Die Stumme von Portici, Oper von Auber. Dies Meisterstück des Meisters wurde heute, so sollte man denken, zu dem bekannten Zwecke gegeben, um uns einen Lichen Mantanello, mit anderen Worten, einen rechten Tenoristen, zu einem Sänger von ungewöhnlicher Bedeutung vorzuführen. Der Part des Masaniello erfordert Kraft und Frische der Stimme, feingebildeten Vortrag, kurz i. B. im Schlummerliede,) richtige Declamation des Recitativs; er verlangt zumal Glutz und Begeisterung, die alle Herzen schwelle und alle Geister hinreiße. Von all dem hatte der gestrige Gast, der den Masaniello sang, nichts und gar nichts. Warum also diese Rolle, das sich doch schon bei der Probe bemerkt haben mußte, dem großen Publikum aufdrängen? War es gar nicht möglich, uns zu verschonen? Ich weiß das nicht. Es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich ein Kritiker nichts träumen läßt. — Chor und Orchester waren diesmal vorzüglich. Daß die schöne Fenella stumm war, that mir nicht leid; wohl aber betrübte es Manchen, daß ihr Spiel weit weniger hielt, als ihr Gesicht versprach.

L. F.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 8. Frankfurt a. M., den 23. Februar 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.
Thomas Babington Macaulay.
Dichtung und Musik für Kinder. Von S. W.
Die Shylocksage. Von Th. C.
Egeria. Gedicht von R. B.
Feuilleton. Zu Goethe's Lebensgeschichte. — Graf Pfeil. — Gasmir Buch's Gedichte. — H. Heine †. — Schelten über Goethe's Faust und verwandte Dichtungen. — Die Deutschen im Ausland. — Unächte Werke von Haydn und Mozart. — G. Forster und A. v. Humboldt. — Druckfehler im Kosmos. — Ein neues Bild von Philipp Veit. — Epigramme u. s. w. u. s. w.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Den ganzen folgenden Tag über herrschte in unserem Hause auf der Friedberger Gasse eine unruhvolle Bewegung; viele vornehme Personen, die zum kaiserlichen Hof gehörten, erschienen, um ihren Abschiedsbesuch zu machen; selbst der Kaiser und die Kaiserin sandten Kammerherren, die im Namen der Majestäten der Frau Stadtschultheißin Lebewohl sagten; während der alte Herr an der Spitze der Rathsdeputation am Vormittag noch einmal vor den beiden Monarchen erschien und ihnen in wohlgesetzter feierlicher Rede den Dank der Stadt für die vielen Beweise allerhöchster Huld und Gnade darbrachte; Abends zehn Uhr wollte der Kaiser, nur von seinen Adjutanten und dem nothwendigsten Gefolge begleitet, in der Stille abreisen; die Kaiserin und die Prinzen sollten ihm am andern Morgen unter dem Geleite einer Rathsdeputation nachfolgen, während auf den Wällen und Bastein die Kanonen zum letzten Abschiedsgruß gelöst wurden. — So kam es denn, daß weder der Vater noch die Mutter Zeit fanden, nach Elisabeth zu fragen, die den größten Theil des Vormittags auf ihrer Kammer zubrachte und nur zuweilen von einem und dem andern ihrer jüngeren Geschwister benachrichtigt wurde, welcher vornehme Herr, welche vornehme Dame eben wieder unten in der Staatsstube bei den Eltern Visite machte.

Erst gegen Abend ging sie mit ihrer Schwester Anna Maria aus dem Hause, beide hofften den Kaiser noch einmal vor seiner Abreise zu sehen, da derselbe, dem frommen Zuge seines Herzens folgend, zum letztenmal einem Abendgottesdienste im Dome beiwohnen wollte. Aber die Messe hatte bereits begonnen, kaiserliche Leibgardisten hielten die Eingänge besetzt; so warteten denn beide Mädchen dicht an der Pforte mit vielen andern Leuten, bis der Gottesdienst zu Ende sein und der Kaiser in den Wagen steigen werde. Ein feiner Regen machte den obnedies kalten Oktoberabend noch unfreundlicher, Elisabeth fühlte sich unter dem doppelten Einfluß der Kälte und ihrer innern Aufregung von einem Fieberschauer durchrieselt und zitterte einigemal am Arm der Schwester so heftig, daß diese ernstlich besorgt in sie drang, nach Hause zurückzukehren ihr vorstellend, wie leicht sie sich eine Erkältung zuziehen könne. Aber Jene bestand darauf zu bleiben, obwohl ihr zuletzt der Frost die Zähne so heftig an einander schlagen machte, daß sie kaum einzelne Worte hervorbringen konnte. Jetzt stimmte der Chor den Schlußgesang an und der kaiserliche Wagen fuhr an die Treppenstufe heran. Zwei Fackelträger traten an den geöffneten Schlag, die Hatschiere wiesen die neugierige Zuschauermenge noch weiter von dem Portale zurück, doch blieben beide Mädchen, trotz des Drängens, in der vordersten Reihe der Kirchenthüre zunächst stehen, deren beide Flügel einen Augenblick später von Innen geöffnet wurden. Nur von zwei Kammerherren begleitet, trat Karl in seinem schwarzen Mantel aus dem Dome, sein ernster Blick fiel auf die vom Schein der Wachsfackeln magisch erhellten Gesichter der zunächst stehenden Gruppe, plötzlich drückte seine Miene eine freudige Ueberraschung aus, er erkannte Elisabeth, trat auf sie zu und sagte, indem er sanft wie zum Segen seine Hand auf ihr Haupt legte:

Auch deiner hab' ich eben in meinem Gebete gedacht, liebes Kind, und Gott wird es erhören, erhören. Grüße den lieben Vater und die theure Mutter tausendmal von mir, bleibe ihnen stets eine treue gehorsame Tochter, lebe wohl und sei glücklich, glücklich!

Mit diesen Worten winkte er ihr noch einen stummen Gruß zu, und fort rollte der Wagen, begleitet von dem donnernden Vivatruf der versammelten Volksmenge.

Elisabeth stand mit geschlossenen Augen, einer Bildsäule gleich, an die Mauer gelehnt und die Schwester mußte sie mehrmals am Arme rütteln, ehe sie die Besinnung zurückkehrte, so gänzlich hatte die unerwartete Anrede des Kaisers ihr die Fassung benommen. Sie wußte nicht, was er zu ihr gesprochen, nur seine letzten Worte: Sei glücklich, glücklich! hallten in ihrer Seele wider und dabei hatte sie eine Empfindung, als erwache sie wie aus langem tiefem Zauberschlafe, so gelähmt fühlte sie sich an allen Gliedern. Anna Maria mußte es ihr wohl ein Dutzendmal sagen, daß es der Kaiser gewesen, der sie angeredet habe; mußte ihr ebenso vielmal jedes seiner Worte wiederholen, ehe sie endlich daran glaubte, ehe ihr erschütterndes Herz die Vorstellung davon faßte, daß Er es gewesen, der sie angeredet, daß Er es gewesen, dessen Hand auf ihrem Haupte geruht hatte. Auf dem ganzen Wege nach Hause wähnte sie noch den warmen Druck seiner Hand zu spüren, und so lebendig war dieses Gefühl seiner unmittelbaren Nähe, daß sie mehrmals stille stand, um sich von dieser seltsamen Täuschung ihrer Einbildungskraft zu überzeugen.

Bei ihrer Ankunft zu Hause fiel der Mutter sogleich die große Aufgeregtheit Elisabeths auf, und es entging ihr nicht, daß der Tochter etwas Ungewöhnliches begegnet sein müsse. Bald hatte sie von Anna Maria Alles erfahren, was sie wissen wollte. Doch ließ sie sich gegen Elisabeth nichts davon merken, deren ueberhafte Aufregung sie mit Sorge erfüllte; sie sagte daher auch kein Wort, als

Digitized by Google

Jene heute früher wie gewöhnlich auf ihre Kammer ging, um sich zur Ruhe zu begeben.

Aber das merkwürdige Erlebniß dieses Tages sollte auch noch im Traume seine Bedeutung erhalten; ja, noch mehr, als vorhin bei wachen Sinnen, in Elisabeths Seele nachhallen und unter des Traumes holdem Doppelgesicht aus seliger Erinnerung und entzückender Ahnung zur hellstrahlenden Verheißung ihres zukünftigen Glückes werden. — —

Es war wieder am Tage der Kaiserkrönung Karls des Siebenten, Elisabeth befand sich wie damals an der Seite ihrer Mutter in dem prachtvoll geschmückten Dome auf einer der hintersten Bänke. Alles strahlte von Glanz und blendendem Reichthum, die ganze Kirche war bis zum Ersticken mit Menschen angefüllt, die auf den Bänken so dicht gedrängt standen, daß einzelne Personen bald in der Luft schwebten. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten erschien der Kaiser, umgeben von den Großen seines Reiches, begleitet von den beiden Kurfürsten von Mainz und Köln, den Verwesern der Reichserzämter, den Gesandten und einer Menge von Bischöfen und Prälaten. Die kaiserliche Kapelle begann eine herrliche Musik, worauf das Hochamt folgte, während dessen der Kaiser unter einem purpurnen Baldachin an dem für ihn aufgestellten Betthaft niederkniete. Nachdem er seine Andacht verrichtet hatte, wurde ihm der Orden des goldnen Vließes und der Kurfürstenmantel abgenommen, worauf er am Altare den herkömmlichen Eid ablegte: die Kirche, das Reich, sowie Wittwen, Waisen und Armen zu beschützen. Dann empfing er die Salbung und verfügte sich in das Conclave, ersdien aber schon nach wenigen Minuten wieder im alterthümlichen kaiserlichen Prachtgewand. Er kniete vor dem Altare nieder, wo der Kurfürst von Köln über ihn, den Neugesalbten, das Gebet sprach und ihm den Segen ertheilte. Dann empfing er von dem kurtrier'schen Gesandten das Schwert Karls des Großen, und auf gleiche Weise wurde ihm der Ring, der kaiserliche Zepter und der Reichsapfel eingehändigt. Jetzt erschien der eigentliche Moment der überaus ergreifenden feierlichen Ceremonie. Der alte Kurfürst von Mainz, ein ehrwürdiger Greis, sowie der von Köln und der Trierer Gesandte nahten nämlich dem Kaiser mit der schweren Krone, um sie ihm zugleich auf's Haupt zu setzen, unwillkührlich schloß Elisabeth bei dieser ergreifenden Scene die Augen — was plötzlich in ihr vorging, wußte sie nicht, ihr Athem stockte, wie ein heiliger Schauer der Gottesnähe ergriff es sie, wie eine wunderbare Seligkeit durchströmte es sie, und als sie jetzt wieder die Augen öffnete und nach dem Hochaltar hinblickte, — war wie durch einen Zauberschlag die ganze Prachterscheinung der Kaiserkrönung plötzlich verschwunden, der Dom hatte sich zu einem unermeßlich weiten Raume ausgedehnt, den ein lichter Aetherglanz erfüllte, und dort, wo sie noch eben den Kaiser Deutschlands in der vollen Glorie seiner Majestät und Herrlichkeit gesehen hatte, trat eben aus silbernem Gewölk eine Jünglingsgestalt hervor, anzuschauen wie der junge olympische Gott, wenn er in menschlicher Bildung die Erde beschreitet in den Morgenstunden heiliger Frühe, gekrönt von dem Opferduft frommer Völker, die sehnsuchtsvoll seiner harren. Ein grüner Lorbeerzweig schmückte die helle Stirne des götterzeichen Jünglings, im Arm trug er eine goldne Leier, deren Saiten auch ohne Berührung tönten wie lieblichste Sphärenklang, in welchem die Sänger, der Menschheit Propheten, der Himmlischen seligem Jubel lauschen und ihn weiter verkünden im Liede der Unsterblichkeit.

So stand er dort im wallenden Gewölk, lichtumflossen, und jetzt — nein, Elisabeth täuschte sich nicht, jetzt winkte er ihr mit der Hand, ihr allein unter den Tausenden von Menschen, die staunend zu dem Göttersohn aufblickten; bald war sie ihm, wie von unsichtbaren Händen emporgehoben, nahe — auch er wandelte ihr entgegen, und wie er jetzt die Arme nach ihr ausbreitete, wie sie ihm in die glänzenden Augen schaute, da — o Himmel, waren es ihre eignen Augen, nur wunderbar verklärt, womit er sie anblickte, waren es die Züge ihres eignen Antlitzes, nur überstrahlt vom Glanze unsterblicher Schönheit, die sie an ihm erkannte; in diesem Moment legte der herrliche Jüngling seine Hand auf ihr Haupt, wie ein goldner Zauberschleier sank es über ihre Augen, über ihren Geist, „sei glücklich, glücklich!“ hauchte es jetzt auch von seinen Lippen — und mit einem lauten Schrei des Entzückens erwachte Elisabeth.

Sie hatte geträumt, ihr Herz glühte, ihre Pulse flogen, tiefe Nacht umgab sie ringsum, vor ihren Augen tanzten funkelblaue Funken und sie brauchte mehrere Minuten Zeit, um sich zu ermuntern und zu wissen, daß Alles nur ein Traum gewesen; eben schlug es von der nahen Peterskirche zehn Uhr, da hörte sie in der Ferne den Schall von fünf Postbörnern, zugleich ertönte von der Zeil her Wagengerassel und Pferdegestampf — es war der Kaiser! Sie sprang aus dem Bette, ihr Fuß verwickelte sich in das Linnen, mit dröhnendem Fall stürzte sie zu Boden und empfand zugleich einen heftigen Schmerz am rechten Knie; der scharfgeschlagene Kopf eines Brettnagels, der aus den Dielen hervorstand, war ihr durch's Fleisch bis auf den Knochen gedrungen; aber sie achtete dessen nicht, taumelnd richtete sie sich wieder auf und eilte ans Fenster, das sie aufriß. In demselben Augenblick fuhr der Kaiser vorüber, heller Fackelglanz umgab seinen Wagen, sie sah, wie er sich über den Schlag beugte, wie er ihr einen Handkuß zuwarf und dann mit einem weißen Tuche so lange winkte, bis der Wagen die Gasse hinaus war. —

Als eine Minute später die Mutter, die den Fall gehört hatte, in die Kammer trat, hatte ihr beinahe der heim Oeffnen der Thüre entgegenströmende Luftzug das Licht ausgelöscht. Aber welches Entsetzen ergriff die Stadtschultheißin, als sie ihr Kind bleich und regungslos mit geschlossenen Augen auf dem Bette liegen sah, die Füße nackt, und — o grausenvoller Anblick, das weiße Nachtgewand, das Linnen, der Fußboden mit Blut gerötzhet! Dazu das offene Fenster, dazu der eben gehörte schrecklliche Lärm, — kein Wunder, daß die Stadtschultheißin nicht anders glaubte, als daß man ihr Kind ermordet habe, wenn nicht gar Elisabeth selber.... Fast beachten ihr die Kniee zusammen, als sie nach der Thüre stürzte und durch ihren Jammerschrei das ganze Haus aufweckte. Dann zue todtgeglaubten Tochter zurückeilend, riß sie ihr das Gewand auf, um nach der tödtlichen Wunde zu suchen, da entdeckte sie die Verletzung am Knie, und plötzlich ward ihr Alles klar; sie besann sich auf den Hörnerschall, den auch sie faß zugleich mit dem Lärm in der Tochter Schlafstinde gehört hatte; das offenstehende Fenster bestätigte ihre Vermuthung noch weiter, und eben öffnete auch Elisabeth mit einem schweren Athemzug die Augen, erkannte sogleich die Mutter und stammelte, obwohl noch halb bewußtlos: Frau Mutter — ängstige Sie sich nicht — ich thal blos einen schweren Fall auf den Fußboden — aber sage Sie um Gotteswillen dem Herrn Vater nichts davon!

Unglückskind! Sei nur ruhig und erhole dich erst, sprach die Stadtschultheißin, und hatte schon mit einem nassen Schwamm das geronnene Blut von der Wunde entfernt, aus welcher noch fortwährend das helle Blut rieselte; da hörte sie ihren Mann und die Dienstleute die Treppe heraufkommen, und um zu verhüten, daß ihn der Anblick des vielen Blutes ebenso heftig erschrecken möge, wie ihr geschehen, eilte sie ihm entgegen und rief:

Gott sei Lob und Dank, es ist nichts — die Elisabeth hat sich blos ein wenig das Knie aufgefallen, lauf, Grete, zum Herrn Physicus Burggrave, sag' ihm einen höflichen Empfehl und ich lasse ihn zu mir bitten, die Wunde habe zwar nichts zu bedeuten, aber der Blutverlust sei groß — ach, lieber Johann Wolfgang, allerire dich nur nicht — lauf, Grete — die Haut ist nur ein ganz klein wenig gerißt, komm', überzeuge dich selber, oder nein, geh' lieber gleich wieder zu Bette, du erkältest dich sonst.

Aber er ließ sich nicht zurückhalten, sondern trat, die Zipfelmütze auf dem Kopfe, im buntgeblümten Schlafkamisol und heiligerhen

Digitized by Google

Lederhosen an das Bett, auf welchem Elisabeth bereits aufrecht saß und den nassen Schwamm auf die Wunde hielt.

Was hast du gemacht, armes Kind? fragte er sie besorgt. Gefallen bist du und hast dir das Knie verschunden? Ei, sieh' mal an, mußt am Ende noch einmal laufen lernen.

Ach, Herr Vater, Seine liebreiche Güte verdien' ich nicht, versetzte Elisabeth schwach. Jank' Er mich lieber gleich tüchtig aus von wegen dem Schrecken und der Strömg, die ich Ihm und der Frau Mutter verursacht habe.

Bei Leibe, das soll nicht geschehen, sagte Herr Johann Wolfgang und streichelte ihr sanft die Wangen. Hast so schon Schmerz und Schaden genug, koum', gib mal den Schwamm her, daß ich ihn ausdrücke.

Und wirklich ging er an den Waschtisch, drückte wie ein geübter Krankenwärter den Schwamm aus, betrachtete dann aufmerksam die kleine Wunde und fuhr kopfschüttelnd fort:

Wie das junge Blut in die Weite will! Möcht' gewiß dem Herrn Kaiser nach, der jetzt schon en carriére halbwegs Wilbel fährt. Wollen ihm aber schon Einhalt thun, halt mal stille, Kind!

Mit diesen Worten drückte er sich auf das blutende Knie herab, blies mit vollen Backen über die Wunde hin, murmelte dabei einige lateinische Worte in den Bart, wiederholte das Blasen und sagte dann mit voller Sicherheit:

Nun ist's gut, nun wird das Blut zu fließen aufhören, denn ich hab's besprochen und ihm den Paß verlegt.

Und in der That — die Ursache mochte nun sein welche sie wollte — das Bluten hörte auf. Der Stadtschultheiß fuhr noch einmal mit dem nassen Schwamm über die Wunde hin, und auf dem Knie zeigte sich zum Erstaunen der Mutter und der beiden Mägde eine kleine blutlose Wunde in Gestalt eines Sternes.

Als wenige Minuten später der alte Physicus Burggrave, des Hauses vierjähriger Freund und Arzt, leuchend unter der Last seines stattlichen Embonpoints erschien und die Wunde noch einmal untersuchte, sagte er in seinem derben trocknen Humor zum Stadtschultheißen:

Ein andermal, Alter, blase lieber erst und schicke nachher zu mir. Möcht' dein saueres Gesicht sehen, wollte man dich kurz vor Mitternacht von deinem warmen Nest aufjagen, um aufs Rechnei-Amt zu laufen und dort die Blutung im städtischen Aerar zu stillen. Nicht wahr, dagegen hilft dein Blasen nichts? Aber Spaß bei Seite! Mit deinem Hokuspokus konnest du doch nicht die Geschwulst verhindern, die sich schon jetzt am Knie zeigt. Alle Wetter, Mademoiselle, was macht Sie mir da für dumme Streiche! Seit wann fällt ein seines Frauenzimmer anders als in die Arme seines Liebhabers?

Ach Doctor, was red't Er da wieder so anschärig! rief die Stadtschultheißin ärgerlich. Ordinire Er lieber was Gescheidtes, damit nicht am Ende gar eine Entzündung dazukommt.

Die Entzündung ist schon da, nicht wahr, Elisabethchen? erwiderte der alte wunderliche Physicus und sah sie dabei mit seinen grauen klugen Augen so boshaft listig an, daß sie trotz ihrer großen Schwäche über und über erröthete. — Aber, was ist da zu machen? Halt, setze bab' ich's! — Frau Stadtschultheißin, lange Sie gleich die Hausapotheke herbei; casu subsirato ordinire ich einen kalten Umschlag von Wein, Myrrhen, Oel und Lorberblättern, der nach jeder Viertelstunde frisch aufgelegt wird, ich hoffe, mit diesen kaiserlichen Specialien halten wir jede Entzündung fern und verhüten weitere Geschwulst. — Gute Mitternacht allbeisammen! Morgen früh spreche ich wieder vor und bringe einen Schreiner mit, der im ganzen Hause nach den Nägeln in den Dielen sehen soll, denn, beim Galen, ein Frankfurter Stadtphysicus muß für Alles sorgen!

(Fortsetzung folgt.)

Thomas Babington Macaulay.

I.

Zur Kenntniß seines Lebens und seiner Schriften.

Der berühmte Kritiker und Geschichtschreiber Macaulay, von Herkunft ein Schotte, ist gegenwärtig 56 Jahre alt. Unter seinen Vorfahren war blos der Vater, Zacharias Macaulay, ausgezeichnet und zwar als Freund des trefflichen Wilberforce, der die ganze Kraft seiner Begeisterung und seines Wirkens der Abschaffung der Negersclaverei widmete. Auf der Universität Cambridge erhielt Thomas Babington Macaulay die besondere Auszeichnung, ein doubleirst (Doppelt-Erster) zu werden; so heißen nämlich diejenigen Studenten, welche in beiderlei Fächern, den mathematischen wie den geschichtlich-philologischen, die erste Nummer erhalten. Auch Robert Peel erwarb an derselben Universität diesen besonderen Grad. Als Macaulay neunzehn Jahre alt war, erhielt er den poetischen Preis durch sein Gedicht Pompeji, in welchem sich jene begeisterte Liebe zum klassischen Alterthume, die so viele gebildete Engländer auszeichnet, in lebhafter Weise kundgibt. Er war fünfundzwanzig Jahr alt, als er zum erstenmal einen Versuch (Essay) in der Edinburgh Review veröffentlichte, nämlich denjenigen über Milton. Hier treten schon die beiden vorzüglichsten Ausgangspunkte seiner geschichtlichen Anschauung hervor, Achtung für geistige Individualität und gläubiges Festhalten der Idee des Fortschritts, welche die Seele und das belebende Princip seiner Darstellung ist. Nichts bringt den ruhigen Strom seiner Gedanken mehr in Wallung, als wenn er ein romantisches Lobpreisen der guten alten Zeit zu bekämpfen hat. Gleichwohl bewahrt ihn auch auf diesem Gebiete sein feiner Geschmack und ein zarter Sinn für ächte reine Poesie vor Plattheit und Mißverstand. Er erkennt an, daß im Fortgange der „Evolisation", die ihm, wie unserem Schiller, Kern und Inhalt aller Geschichte ist, gleichwohl die gestaltende Kraft und der primitive Schöpfergeist sich abschwächt. Er geht nicht, wie Hume hierinfall, mit unwürdiger Kälte an der Sagenwelt vorüber. Er mißtraut und besperrelt nicht, wie dieser sonst so große Mann, die innere Lebenskraft religiöser Vorstellungen. Er gibt sogar zu verstehen, daß der mönchische Aufklärungs-Aberglaube sich oft ebenso lächerlich beschränkt gegenüber der Geschichte verhalte, als das alte Mönchthum nur jemals gethan. Sein Milton ist ihm besonders darum werth, weil er noch in aufgeklärter Zeit ein Dichter zu sein vermochte und weil er sogar den Begriffen, also den Schöpfungen des Geistes, ein ächtes, nicht kaltallegorisches Leben einhauchte.

Die Ehrfurcht vor dem Geiste, die er einem Milton gegenüber bezeigt, begleitet ihn durch alle seine Werke und macht ihn wahrhaft liebenswürdig. Mag von Herodot oder Joinville, von Dante oder Goethe auch nur von fern die Rede sein, so überfliegt seine Darstellung alsbald eine wohlthuende Wärme. Ihm sind solche begnadete Geschöpfe der Natur anzubenden, als Alle, die blos durch ihre Stellung und Machtfülle wichtig geworden sind. Bei dem Kesselflicker Bunyan, dessen „Pilgerfahrt" von einer seltenen Energie verzückter Einbildungskraft belebt ist, verweilt er länger als bei manchem berühmten General. Wenn er die Geschichte der Convention von 1689 erzählt, vergißt er nicht zu bemerken, daß man unter den Häuptern, welche diese Versammlung vereinigte, auch Newton's Denkerstirn und bedeutende Züge sah. Auch was nur irgend an Cambridge anrührt, erhält jenen jugendlich-idealen Anhauch, welcher die akademischen Erinnerungen so gern umweht.

Im Jahr 1826 wurde Macaulay Advokat und fand bald nachher der Gelegenheit, sich als Anhänger der Parlamentsreform geltend zu machen. Sechs Jahre später sandte ihn der Flecken Calne ins Unterhaus. Die erste Rede, welche er hielt, betraf die Bürgerliche Gleichstellung der Juden; sie ist die einzige, die er in seine gesammelten Versuche unverändert aufgenommen hat. Unter den Aufsätzen, welche bis dahin erschienen waren, ist derjenige hervorzuheben, welcher

Digitized by Google

Southeys Einleitung zu einer neuen Ausgabe seiner „Pilgerfahrt“ von Bunyan beschrieb. Robert Southey ist einer der Stifter der „Seeschule“, welche jugendlich für einen Idealstaat mit Gütergleichheit und sittlicher Vollkommenheit schwärmten, später aber sich in ein romantisches Liebäugeln mit der Vergangenheit verloren. Wir kennen in Deutschland nur zu wohl jene Ansicht, welche die modernen Industrieausstellungen gegen die alten Turniere zurücksetzt und das neue Landhaus neben der grauen Burg verächtlich findet. Macaulay zeigt dem gekrönten Dichter (diese altmodische Würde hatte Southey Jahre lang bekleidet), welche Grenzen eine solche Betrachtungsweise haben müsse. Die dichterische Verklärung der Vorzeit gleicht eben jener Muse, von der Goethe sagt, daß sie zu begleiten, doch zu leiten nicht verstehe.

Die Ortschaft, welche Macaulay im Unterhaus vertreten hatte, war den verfallenen beigezählt worden, und im Jahr 1834 fanden ihn die große Fahrkhadr leeds als ihren Abgeordneten nach London. Kurz darauf aber erhielt er das vielumworbene Amt eines Mitgliedes des obersten Rathes (board) von Kalkutta. Wie fleißig er die ostindischen Verhältnisse studirt hat, zeigen seine Schriften über Lord Clive und Warren Hastings. Auch hat später das Parlament, während man sonst seinen Reden mehr um des Genusses der herrlichen Darstellung willen lauschte, auf seine Mittheilungen über Indien stets großen Werth gelegt. Uebrigens vernachlässigte er die heimischen Studien auch in Bombay, Agra und Kalkutta nicht; so ist zum Beispiel die ausführliche Charakteristik des Baco von Verulam, sowie ein ungedruckter Versuch über Dryden in Indien geschrieben. Die Goldquellen, welche dieses Land den englischen Beamten eröffnet, benutzte Macaulay in sehr bescheidenem Maße. Er erübrigte ein Ausreichendes, um sich mit Hinzunahme des väterlichen Erbtheils Unabhängigkeit und wissenschaftliche Hülfsquellen für Zeitlebens zu sichern; doch wird ihm die äußerste Redlichkeit und Unbestechlichkeit allgemein zugestanden.

Im Jahr 1839 wurde er, ein Jahr nach der Rückkehr aus Indien, Unterstaatssekretär im Kriegsministerium; nach dem Sturze des Ministeriums Melbourne zog er sich zurück nach Edinburgh, das man auch als seine Heimat bezeichnen kann, obwohl er in London geboren ist und sein Vater ihn früh nach dem Landsitze Rothleyo-Temple in Leicestershire mitnahm. Auch hat er Edinburgh über acht Jahre lang im Unterhaus vertreten. Erst im Jahre 1845 erhob sich zwischen seinen Wählern und ihm ein Meinungsstreit, in Folge dessen ihm das Mandat entzogen wurde.

Macaulay war nämlich schon früher der Gleichgiltigkeit in kirchlichen Angelegenheiten beschuldigt worden. Seine Vorliebe für den Protestantismus war unverkennbar; doch erstreckte sie sich nicht weiter als seine Sympathie für freie geistige Bewegung überhaupt, und konnte den strengen schottischen Begriffen kaum Genüge thun. Inwiefern er irgend welche Glaubenssätze als den Ausdruck absoluter Wahrheit anerkenne: darüber spricht er sich nirgends aus. Dieselben haben ihm einen hohen relativen Werth, insoweit sie in die Entwickelung des Geistes anregend oder hemmend eingetreten sind. So kann es nicht fehlen, daß er sein väterliches Christenthum als einen werthvollen Besitz vertheidigt. Aber in Bezug auf Meinungen über die höchsten Dinge gesteht er Niemanden das Recht zu, den Anderen der Thorheit zu beschuldigen oder staatlich zurückzusetzen. Keiner Satzung der katholischen Kirche, so vernunftwidrig sie Anderen erscheinen möge, hat es an Bekennern gefehlt, die gleichwohl edle, kluge, geistvolle Männer waren; keine Satzung der protestantischen Kirche ist von Solchen, die sich für noch klüger hielten, unbekämpft geblieben. Was aber die Kirchenverfassungen als Erzeugnisse des menschlichen Organisationstalentes angeht, so war namentlich der Versuch über Ranke's Geschichte der Päbste (1841) nur eine glänzende Ausführung des Satzes, daß in dieser Beziehung der Katholicismus den entschiedensten Vorrang behauptet. Auch machte diese Schrift bei den schottischen und englischen Kirchenhäuptern ein unangenehmes Aufsehen. Unter denjenigen, die sich günstig für Macaulay aussprachen, war der freisinnige Geistliche Sidney Smith, damals Kanonikus an der Paulskirche in London. Derselbe hatte vierzig Jahre vorher im Vereine mit Henry Brougham (später Lord) die Edinburgh Review begründet und galt auch nach Macaulay's Austreten für den ersten „Essayisten“ dieser Zeitschrift.

Im Jahre 1845 war das Unterhaus mit der Frage beschäftigt, ob für das katholische Seminarium zu Maynooth in der irischen Grafschaft Kildare ein Staatsbeitrag zu bewilligen sei. Die Anstalt war in den letzten Zeiten der irischen Selbstständigkeit gegründet worden und zwar in der aufgeregtesten Epoche, da man jeden Tag die Landung einer französischen Flotte erwartete. Sie war bereits mit etwa hunderttausend Gulden jährlich ausgestattet und von fünfhundert Studenten besucht, als man den neuen Zuschuß in Vorschlag brachte. Die hochkirchliche Partei fand jede Begünstigung des Collegiums sehr gefährlich, namentlich weil um dieselbe Zeit mehrere angesehene Puseyiten offen zur römischen Kirche übertraten. Da nun Macaulay mit der Majorität für die Bewilligung des Beitrags stimmte, so beschloß man in Edinburgh, ihn bei der nächsten Wahl nicht zu berücksichtigen.

Macaulay erhielt abermals im Ministerium als Kriegszahlmeister eine Stellung, in welcher er bis zum Mai 1848 verblieb. Die Februar-Revolution gab ihm Anlaß, sich in höchst würdiger Weise über nothwendige Reform und unüberlegten Umsturz auszusprechen. Er that dies, als die Universität Glasgow ihn zum Lord-Rector erwählt hatte, in seiner vielbesprochenen Inauguralrede. Sein Ruhm hatte sich im Laufe dieses Jahrs durch die Herausgabe der zwei ersten Bände der allbekannten Geschichte Englands noch bedeutend erhöht. Auch in diesem Werke nimmt er mehrfach Veranlassung, seine Ansicht über die Zeitereignisse darzulegen. Am Schlusse des zweiten (in der Leipziger Ausgabe dritten) Bandes preist er mit vaterländischem Hochgefühl den glücklichen Ausgang der englischen Revolution von 1689 im Vergleich zu den wechselvollen, stets unfertigen Zuständen Frankreichs. An einer andern Stelle thut er des damals allgemein geschmähten Guizot Erwähnung und rühmt sich der Freundschaft eines so großen Mannes *).

Mit Ausnahme der Dichtungen Shakspeare's hat sich kaum irgend ein ausländisches Werk so entschieden in Deutschland eingebürgert, wie diese „Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakobs des Zweiten.“ Ja, während Shakspeare mehr nach Ueberfetzungen citirt wird, hat Macaulay auch in der Urschrift zahllose deutsche Leser gefunden. Dieser ungemeine Erfolg ist ihm ohne alle künstliche Zuthat, fast ohne irgend ein begünstigenetes Wort der öffentlichen Beurtheilung geworden. Nun, da vor wenigen Monaten die Fortsetzung des Werkes erschien, werden die deutschen Blätter auffallend rührig. Unserer Ansicht nach kann man sich bei der kennmißreichen und besonnenen Würdigung, die dem großen Schriftsteller neuerdings in der „Allgemeinen Zeitung“ wurde, beruhigen. In manchen anderen Blättern aber finden wir Besprechungen, bei welchen sich der Leser erstaunt fragt, ob denn von Macaulay oder von irgend einem wirklichen Theaterrecensenten die Rede sei. Die liebevolle Wärme seiner Darstellung wird als Dilettantismus, die Klarheit und der Reichthum seines Stoffs als gesuchte Manier bezeichnet. Ueber das Pragmatische, das namentlich in den kultur-geschichtlichen Abschnitten hervortritt, geht man stillschweigend hinweg. Auf den schönen Klang seiner Sprache wird mehr als billig hingewiesen; es ließe sich dar-

*) Guizot soll bei seiner Flucht am 24. Februar einen Verkleidungsrock getragen haben. Die sonst so besonnene Times brachte auf diesen Umstand das Epigramm:

Als Guizot floh zu rechter Zeit,
Da trug er ein Lakaienkleid;
Doch lügen würde ofenbar,
Wer spräch', daß es Verkleidung war. —
(But oh! who ever calls disguise
In him the lackey's livery, lies.)

Digitized by Google

thun, daß gerade Macaulay seine Prosa von steifen und pedantischen Wohllautsgesetzen befreit hat. Der Reichthum des Stoffes, welcher ihm in Thatsachen und Betrachtungen zuströmt, verdeckt manchmal den einfachen Plan des Werkes; im Uebrigen aber kann es ihm wohl nicht zum Vorwurf gereichen, daß eine so umfassende Erzählung an jeder Stelle mit der Sauberkeit und abschließenden Vollständigkeit einer Monographie ausgearbeitet ist. Die Analogieen und Vergleichungen sind bei ihm weder so lästig überwuchernd, noch so weit hergeholt wie unter deutschen Historikern etwa bei Gervinus; auch bedient er sich derselben weit seltener in dem Geschichtswerk als in den „Essays", wo sie mehr an ihrem Platze stehen und oft ein überraschendes Licht über Verhältnisse werfen, die der analytischen Betrachtung kaum zugänglich sind.

Dichtung und Musik für Kinder.

Kaum gibt es einen Stand, auf den die große Welt mit mehr Geringschätzung herabblickt, als auf den eines Schulmeisters. An vielen Orten stehen diese an Ansehen sowie an Einnahme unter den Gänse- und Schweinehirten. Sie sind die Aschenbrödel der Humanität, und wenige Menschen ahnen, wie viele Tugenden, wie viele Aufopferungen von Nöthen sind, um die Pflichten eines Schulamts gewissenhaft auszuüben. Zu keinem andern Berufe bedarf es mehr der Gabe des Himmels, ohne welche alle guten Thaten nur taube Nüsse sind: der Liebe. — Wie ein Botaniker alle seine viele Mühe des Begießens und sonstigen Pflegens seiner Pflanzen darin belohnt findet, daß er sieht, wie schön die Keimchen täglich wachsen, so muß sich der Schulmeister freuen, wenn diese Kraft, jene Anlage seiner Menschlein, sich immer mehr zum Guten entwickelt, und kann er das nicht, so gebe er lieber seine Stelle auf. Wie Sisyphus, einen schweren Stein mit großer Gewalt fortschiebend, muß der Klassenlehrer den Stein der Wissenschaft bei seinen Schülern in die Höhe schieben, und, wie bei jenem in der Unterwelt so hart bestraften Könige von Korinth, huscht mit Donnergepolter entrollet der tückische Marmor am Ende des Schuljahres, und der arme Schulmeister muß bei dem neuen denselben Stein wieder neu anfangen zu schieben. Auch die Qual der Danaiden empfindet er; bloß mit dem Unterschied, daß wenn die fünfzig Töchter des Danaus verdammt sind, ein durchlöchertes Faß zu füllen, er hingegen stets und stets neue Fäßchen zum Anfüllen bekommt, bis an's Ende seiner Tage. Wie ist das möglich auszuhalten ohne die Liebe! Deswegen verkenne ja Niemand die Schulmeister, die Lehrer!

Noch schwerer, als ein guter Lehrer, ist es ein guter Kinderschriftsteller zu sein; deswegen gibt es deren, trog der großen Anzahl von Kinderschriften, sehr wenige, und die Kinder, die besten Recensenten derselben, klappen gähnend die meisten der für sie fabrizirten Bücher zu. Wer eitel, blasirt ist; wer in seinem Innern die Gefühle und Zustände seiner eigenen Kindheit vergessen hat; wer Geld, Ruhm, eine fette Stelle oder irgend etwas derart bezweckt, schreibe alles Mögliche, nur nicht für Kinder.

Frankfurt, in dessen Schulen viele ausgezeichnete Lehrer wirken, hat auch zwei treffliche Kinderschriftsteller, die das Ausland schon ehrenhaft anerkannt hat. Der Eine ist ein musikalischer, der Andere ein dichterischer, und von einem Werke eines jeden sei hier kurz die Rede. Es ist vielleicht noch schwerer ein guter Kindercomponist, als ein guter Kinderschriftsteller zu sein, und Pleyel, Haydn, Mozart, Clementi, Beethoven, ja selbst J. S. Bach, waren deren unübertreffliche, wenn sie für Kinder schreiben wollten.

Unser biederer Kindercomponist, Herr Ben. Widmann, hat zum Schulbedarf viele Lieder componirt, die man in der pädagogischen Welt schon mit gebührender Anerkennung aufgenommen hat, und denen es, außer der Zweckmäßigkeit, auch an poetischer Wärme der Melodien nicht gebricht. Die Lehrer von Gesangklassen fühlten von jeher schmerzlich den Mangel an gutem Stoff für ihre kleine singende Welt, deßwegen begrüßen sie mit Freuden jede gute Bereicherung für ihren Chor, und als solche ist folgende Liedersammlung sehr zu empfehlen: „Benedict Widmann, Liederquelle. 25 Gedichte für die Jugend von Karl Enslin, mit ein-, zwei- und dreistimmigen Original-Compositionen und Volksweisen herausgegeben. Erstes Heft. Esfurt und Leipzig, bei Körner."

Die neue Berliner Musikzeitung Nr. 41 vom 10. October 1855 sagt darüber Folgendes:

„Die Sammlung enthält zum größten Theil zweistimmige Lieder; in den spätern Heften wird die Mehrstimmigkeit reichhaltiger vertreten sein. Das Büchlein ist darauf angelegt, den neuerlich so beliebt gewordenen Kinderliedern von Karl Enslin durch das Organ der Musik Eingang in die Herzen der deutschen Kinderwelt zu verschaffen. Der Herausgeber hat viele Componisten zu einer Beisteuer aufgefordert und diese ist auch ziemlich reichhaltig ausgefallen, obwohl die meisten Componisten in der musikalischen Welt ziemlich unbekannte Namen führen, wie die Herren Seeger, Frech, Richter, Messer und nur einige bekannter sind. Dessenungeachtet ist an den meisten Liedern ein gewisser volksthümlicher Schwung nicht zu verkennen und sie werden ganz gern gesungen werden."

Hier ist zwar nur von einer Sammlung von Kinderliedern die Rede, die Herr Widmann veranstaltet hat; er hat aber selbst viele componirt, welche die Kinder sehr günstig recensirten, was die Großen anwirken, und von diesen sei ein andermal die Rede.

Aus der obigen Recension ist zu ersehen, daß Herr Karl Enslin schon als trefflicher Dichter für Kinder anerkannt ist und frühere Werke der Art von ihm mit großem Beifall aufgenommen worden sind*). Sein neuestes Werk: Lieder eines Kindes, Gedichte für die Jugend von Karl Enslin, Verfasser des „Lebensfrühlings", Leipzig 1855, ist wieder eine sehr schätzbare Bereicherung der pädagogischen Literatur. Seine Gedichte haben eine seltene Naturlichkeit; in jedem ist ein in schöner Form verkörperter Gedanke zu finden, und sie sind bei diesem Gefühl für das Kunstwerk Gottes, die Natur, frei von amaranthischer Sentimentalität und Frommthuerei. Vom kindischen Tändeln bis zu kräftigen Turnergefühlen schreiten die Gedichte, allerlei Gemüthsstimmungen und Jugendzustände schildernd, durch die glückliche Periode eines Menschenlebens hindurch, sind aber mehr reflectirender Art, als lyrisch, und das mit Recht, denn die liebe Jugend fühlt hinlänglich viel, aber denkt zu wenig. Humoristisches wechselt mit Ernstem, ja oft mit sehr Ernstem, wie z. B.:

Ein Sarg.

Schreinermeister, Schreinermeister,	Schreinermeister, Schreinermeister,
Zimmerst eines schwarzen Schrein!	Sollest schon gewohnt es sein!
Aber, lieber Schreinermeister,	Ist dein Herz noch nicht gewohnt
Ist das Häuschen nicht zu klein?	Fest und hart, wie Stahl und Stein?
Schreinermeister, Schreinermeister,	Schreinermeister, Schreinermeister,
Sah dich dau'n so manchen Schrein!	Wem gehört denn dieser Schrein?
Aber noch bei keinem nannen	Ach, der arme Schreinermeister
Thränengüsse stets hinein!	Senkt sein rig'nes Kind hinein.

Herr Enslin ist Herr der Technik, und daß er die Versökunst meisterhaft zu handhaben versteht, hat er in dem von der Schulzeitung in Hamburg ausgeschriebenen Balladentourniere gezeigt, wo er mit seiner Ballade: Omar, etwa hundert Balladendichter aus

*) Wir benutzen die Gelegenheit, um auf Karl Enslin's „Weihnachtsbescherung" aufmerksam zu machen. Dasselbe leidet weit mehr als der Titel ungibt. Es ist nicht blos ein Kinderbuch, obwohl es auch in dieser Beziehung einen viel reichhaltigeren und passenderen Stoff zum Ausfüllen manches Winterabends gibt, als die unnützen, spannenden, verwöhnenden Jugendromane. Aber es enthält eine umfassende, wahrscheinlich vollständige Zusammenstellung aller volksthümlichen Räthsel: fragen; zerer wenigstens, die in hochdeutscher Mundart gäng und gebe sind. Es ist daher nicht unwichtig als Ergänzung zu den Sammlungen von Spruchwörtern und Sprichwörtern, wie Simrod und Andere sie geliefert haben. Aus niederdeutschen Dialekten, namentlich aus Ostfriesland und den Marschländern, wäre freilich noch eine reiche Nachlese zu halten.

Anm. d. Redaction.

dem Sattel gehoben und den Preis errungen hat. Als Probe davon folge hier noch

der Springbrunnen.

Da fließt — Doch wallt
Und schießt — Es bald
Das Wasser hervor; — Herunter gar schnell.
Es dringt — Da zieht
Und springt — In Fried
Zur Höhe empor. — Die ruhige Well'.

Es sauft — Es freißt
Und braust — Und schweißt
So frei und so frisch. — Das Herz in die Welt;
Sein Lauf — Verlaut
Hinauf — Gewandt
Mit frohem Gezisch. — In Schranken es hält.

S. W.

Die Shylockfage.

In der Einleitung zu Niebuhrs römischer Geschichte findet sich bekanntlich eine Reihe von tiefgedachten Bemerkungen über die Umbildung der Sagen. Niebuhr weist nach, wie bei mancher Volkserzählung im Lauf der Zeiten die Fabel bestehen bleibt, aber der innere Bezug sich ändert; während umgekehrt bei anderen der Geist der Sage sich nicht ändert, aber neue Einkleidungen annimmt. Zur ersteren Gattung gehört die Geschichte von Shylock und Antonio. Niebuhr kannte eine italienische Novelle, der zufolge ein Christ gegen einen Juden diejenige Unerbittlichkeit bewies, die bei Shakspeare dem Shylock zugeschrieben wird; nur die Dazwischenkunft eines klugen Richters, des Papstes Sixtus V., rettet den bedrängten „wackeren Hebräer". Demnach hätte sich die Begebenheit erst bei Shakspeares Lebzeiten zugetragen. In der von Rabbiner Stein herausgegebenen Monatsschrift „der israelitische Volkslehrer" theilt ein verdienter Schriftsteller, der Arzt und Theolog Steinheim aus Altona, der gegenwärtig in Sorrent lebt, jene Novelle in deutscher Uebersetzung mit. Antonio ist nach dieser Erzählung der Letzte des adeligen Hauses Zavella, das einst in der Nähe des Capitols wohnte und zu dessen Burg der sogenannte Thurm des Nero gehörte. Der Name dieses Thurmes ist selbst sagenhaft; weil er nämlich so auffällig und sonderbar emporragt, knüpfte sich an ihn die volksthümliche Vorstellung, als habe von seiner Platform aus Nero den Brand von Rom angefeuert. — Antonio Zavella, berichtet die Novelle, hatte dem Hebräer Shylock eine Summe geliehen und sich für die Zahlung ein Pfund von dessen Fleisch versprechen lassen. Als der Schein verfallen war, wollte er sich das Pfund nur unter der Bedingung entgelten lassen, daß Shylock ihm seine schöne Tochter Jessika preisgebe. Im Einklang mit dem Buchstaben des Gesetzes hätte er seine Forderung auch durchgesetzt, wenn nicht der scharfsinnige Rath das Urtheil anders gestellt hätte.

Die Erzählung ist gewiß merkwürdig; doch kann die Folgerung, welche der geachtete Herausgeber des „Volkslehrers" aus ihr zieht, nicht die richtige sein. Shakspeare kann den Stoff zu seinem herrlichen Spiele wohl nicht einem fast gleichzeitigen Werk entnommen haben. Die Motive beschleben, nämlich die Geschichte von den drei Kästchen und der Rechtshandel um das Pfund Fleisch, findet sich bereits in dem allbekannten Buche Gesta Romanorum, das im dreizehnten Jahrhundert niedergeschrieben war und das schon im Jahr 1472 in Köln gedruckt wurde. Hier findet sich auch der Ausruf: „ich will meinen Schein haben" (conventionem meam volo habere); doch ist der Wucherer, der so spricht, noch nicht als Jude bezeichnet. Dies war erst der Fall in der Novellensammlung Pecorone von Giovanni Fiorentino (um das Jahr 1350), in welcher eine Geschichte: Ansaldo und der Jude von Mestri, den ganzen Stoff zum Kaufmann von Venedig enthält. Wie nun einmal die Vorstellungen im späteren Mittelalter sich entwickelten, traute man dem Juden eher als dem Nichtjuden eine derartige Handlungsweise zu. Shakspeare, der der Ueberlieferung immer möglichst treu blieb, empfing von ihr die abstoßende Figur des Shylock; diese gehört dem Zeitalter an; die ihr verliehenen Beweggründe einer berechtigten Gereiztheit und eines menschlichen, zurückgedrängten Gefühls sind dagegen einzig die Zuthat des Dichters und er verdient deßhalb unsere Bewunderung. Die von Steinheim mitgetheilte Erzählung ist ohne Zweifel selbst schon eine Umbildung der Sage, und als solche hat sie wahrscheinlich auch Niebuhr aufgefaßt. Sixtus des Fünften eigenthümliche Gestalt und gleichsam jede Sage, jede Anekdote ein, sich an ihn anzuknüpfen. Ranke sagt von diesem Kirchenfürsten: „Er hatte eine Natur, die sich dem Gedächtniß der Menschen einprägte und fabelhaften, großartig lautenden Erzählungen Glauben verschaffte. Man schreibt ihm Einrichtungen zu, die lange vor ihm bestanden; als einen unvergleichlichen Meister der Finanzen, einen Hersteller der Alterthümer, einen höchst vorurtheilsfreien Staatsmann rühmt man ihn". Die letztere Eigenschaft bewährte er in seinem Verhalten gegen die Juden; er schaffte ihnen nicht nur Schutz für Leib und Leben, sondern bestrafte auch muthwillige Verhöhnungen. Einen Bedienten, der einem Juden den Hut in's Wasser geworfen, ließ er öffentlich auspeitschen. Dem römischen Adel war er streng und hielt ganz besonders die vornehmen Herren an, ihre Schulden zu bezahlen und überhaupt ihren Verpflichtungen gegen den Gewerbs- und Handelsstand pünktlich nachzukommen. Hier haben wir Gründe genug, um es erklärlich zu finden, daß irgend ein ähnlicher Vorfall mit der alten Novelle in Verbindung gebracht wurde. Jene Zeit stand noch dem Mittelalter näher; Erzählung und Sage hatten mehr inneres Leben und waren nicht wie heutzutag durch die Kritik in ihrer Fortbildung behindert.

Th. C.

Egeria.

An eine Freundin.

Du weißt wohl noch aus jenen Tagen, da in der Schule Du studiret
Und Dir mit schönen Tintenklexen die Hefte Fingerchen verziert,
Daß vor berüchtigt langen Zeiten ein Friedensfürst geherrscht in Rom,
Ein Philosoph, wie ihn nicht wieder gesehn der gelbe Tiberstrom.
Er zählte seine Unterthanen und theilte sie in Klassen ein,
Schuf Straßen, Brücken nun Gesetze und trieb die rohen Sturrern ein.
Doch wenn des Tages Müh' vorüber, zog er den Königsmantel aus,
Barf Kron' und Scepter hin und eilte inognito zum Thor hinaus.
Nicht weit davon war eine Quelle im Wald, ein Nasenstig dabei,
Dort ruht' er, doch wer glaubt, daß lange er dann allein geblieben sei?
Ein lust'ges Weven, eine Nymphe, ein Geist, der lebt in Blatt und Baum,
Der spricht im Wind, der lacht in Blumen, spielt in des Wasserfalles Schaum,
Ein solcher Geist saß ihm zur Seite, gesellmeigt an seinen ird'schen Leid,
Egeria von ihm mit Namen genannt und von Gesichtes ein Weib.
Man sagt, sie gab ihm Rath und Kenntniß von Allem, was ihm nützt und dropt,
Und glücklich herrschte König Numa wohl vierzig Jahre bis zum Tod,
Nur Etwas war ihm nicht beschieden: ein Erbe für den Römerthron,
Denn immerdar verschmäht' er schnöde der Hetaith wicht'ge Staatsaktion.
Drob baten neuere Gesetzte gesorscht und endlich ausgebracht,
Daß unter jener Nymphenmaske ein wahrhaft liebend Weib gesteckt,
Die nicht gefragt, ob Hochzeitsfackeln, ob nur die Sterne sie belauscht,
Da sie mit ihm, der nicht mehr König, nur Numa noch, ihr Herz getauscht.
Er fand bei ihr, was seine Krone ihm neidisch nahm: Vergessenheit
Der Purpurpracht, des Römerthrones, und Stunden, die nur ihm gewerht.
Sie sprach ihm nicht von Staat und Sturern, sie gab ihm Kenntniß nicht und Rath,
Wie man gefagt, sie hielt von Nichts ihn zurück, trieb ihn zu seiner That —
Was sie gethan? Wer kann es sagen? Doch wenn er Morgens wieder kam,
War er der Mann, der, was ihm paßte, Stab aber Beil, zu Handen nahm,
Gesetze gab ans Straßen baute und sturerte das junge Reich,
Ein Friedensfürst, wie ihn nicht wieder gesch'n der gelbe Tiberstrom.
Doch hört' ihn Einer fragen können, was ihm von Allem lieber war,
Der Purpur oder eine Stunde, der Würde und der Börde baar,
Ich wüßte sicher wohl die Antwort, die auf die Frage dann geschah:
Der Wald, der Nasenstig, die Quelle! Egeria! Egeria!

A. B.

Digitized by Google

Feuilleton.

— In Goethe's Lebensgeschichte. Goethe schildert den Arzt, der ihn in der Bauerstube nach seiner Rückkehr aus Leipzig (Michaelis 1768) behandelte, ohne ihn zu nennen, in Dichtung und Wahrheit II. Band (Duodezausg. in 40 Bänden XXV. 199) mit folgenden Worten: „Ein unerklärlicher, schlau blickender, freundlich sprechender, übrigens adstruser Mann, welcher zu den abgesonderten Frommen in Frankfurt gehörte und sich in dem Kreise ein bedeutendes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerksam war er den Kranken tröstlich, mehr aber als durch Alles erweiterte er seine Kunstschaft durch die Gabe, einige selbstbereitete geheimnißvolle Arzneien im Hintergrunde zu zeigen. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv sein mochten, that er nicht so geheim; aber von seinem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte er seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewisse mystische chemisch-alchemische Bücher empfohlen, um jenes Kleinod sich selbst zu erwerben und die Geheimnisse der Natur im Zusammenhange kennen zu lernen.“ Derselbe Arzt weist in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ (W. Meisters Lehrjahre Buch V. Cap. 16) im Hause des Ohrims als der gute, alte, kleine Arzt aufgeführt, ein sehr interessanter stiller Mann, der Naturforscher war und sich der „schönen Seele“ in Absicht auf religiöse Gesinnungen näherte. Er ist es, welcher die Bekenntnisse der „schönen Seele“ im Roman mittheilt. — Herr Archivar Dr. J. M. Lappenberg in Hamburg wandte sich 1849, als er mit der Zusammenstellung seines Werkes: „Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele“, welches bekanntlich den Schlüssel zu allen Frankfurter Verhältnissen gibt, die Goethe in jene Bekenntnisse „hinein geheimnißt“ hat, an den Unterzeichneten, um diesen Arzt ausfindig zu machen. Ich konnte leider zu den mannigfachen falschen Vermuthungen nur eine neue hinzufügen, welche S. 266 abgedruckt ist. Seitdem hat Dr. Lappenberg den Aufzug des Lavater'schen Tagebuchs, seinen Verkehr mit Fräulein von Klettenberg betreffend, von Zürich zugesandt erhalten, in welchem folgende Stelle vorkommt: „Sie sprach viel von den unvergleichlichen Arzneien eines gewissen De. Metz in Frankfurt. Der hat sie, da alle Hoffnung schon aufgegeben war, dadurch vom Rand des Grabes zurückgeführt, daß er sie dabei ein sehr gutes und vernünftiges Regimen. Aber er gibt Niemand als seinen vertrauten Freunden von seinen Arzneien.“ Kein Zweifel, das dieser Mann, Joh. Friedr. Metz, geb. 1724 zu Tübingen, der Gehülfe ist; er promovirte zu Halle 1751 und kam als Arzt nach Frankfurt 1765, wo er 1782 starb. Solle er mir gelingen, Weiteres über ihn, besonders über die Zeit von 1751—65 aufzufinden, so werde ich es in diesen Blättern mittheilen. De. W. Arnsberg.

— Im Jahrzehnten nach Napoleons Manes waren es gerade fünfzig Jahre, seit der preußische Staat, in welchem damals der Adel allerdings herrschte war, durch den Grafen Hangwitz einen niederträchtigen Streich mit Napoleon abschloß. Die Erinnerung an dies sonderbare Jubiläum hätte die Nachfolger bescheiden stimmen können; dies war aber nicht der Fall. An dem bezeichneten Tag erklärte sich der Graf von Pfeil gegen eine staatliche Controle der Patrimonialgerichtsbarkeit. Er erzählte, wie er einmal einen jurischen Laufburschen auf fünf Tage habe schließen lassen; wie er ein andermal einem Schmiedsmeister, der ihn insultirt, auf Tage Arrest gegeben, als Richter in eigener Sache; und noch andere ergötzliche Geschichten. Er fand es unerhört, wenn er für solche Maßregeln sollte bestraft werden können. Seine Vertheidiger legen ihm die Absicht unter, er habe nur zeigen wollen, wie manchmal eine weise Willkür gerechter sei als der Buchstabe des Gesetzes. Bekanntlich aber bestehen die Gesetze eben um deswillen, daß kein Einzelner, auch auch kein Graf, die Verhängung hierin könne. Seine Aeußerungen wurden in der deutschen Geschichte unsterblich bleiben; denn dieser Preis wird nicht nur den großen Thaten, sondern auch sehr kleinen zu Theil, wenn sie den äußersten Punkt bezeichnen, bis zu welchem eine gute oder böse Richtung sich vorgewagt hat. Fast gleichzeitig ist die ebenfalls unsterbliche Aussage von Herrn von Kappelgard, der bei dem preußischen Heerzeuge seinen Kutscher verklagte, weil dieser ausserhalb des Dienstes in freiem Feld ihn nicht mit genügender Ehrfurcht behandelt hätte. Ich bemerken ist drittens die Aeußerung des Herrn von Gerlach, der es ein Glück nennt, daß der bürgerliche Theil des Officiercorps von dem adligen Theil adlige Sitten annehme. Auch diese Behauptung paßt nicht für die Erinnerungen von 1806. Scharnhorst, der von bürgerlicher Abkunft und ein Nichtpreuße war, hat den preußischen Kriegern etwas Besseres mitgetheilt als seine Manieren, wegen deren Ueberwas man sich übrigens auch bei manchem Adligen nicht zu beschweren hat. Die Verweise des Fürsten preußischen Kreisen, ein Stein, Gneisenau, Bülow, York haben solche Reden nicht geführt; sie hatten Arbeit genug, um im Verein mit der Bürger- und Volkskraft wieder gut zu machen, was das Junkerthum verdorben hatte.

— In der Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. sind die Gedichte des im Jahr 1851 verstorbenen J. Casimir Buch, Doctors der Medicin und Philosophie, kürzlich erschienen. Buch erreichte ein Alter von 73 Jahren. Nach Goethe's Bemerkung hat in Frankfurt mancher bedeutende, verdienstvolle Mann in der Aeußerlichkeit Etwas vom Sonderling, und dies war auch bei Buch der Fall. In seinen Gedichten zeigt sich liebevolle Hingebung an die Natur und eine satirische Beschaulichkeit; sein Antheil an den Weltbegebenheiten, von den Freiheitsbringen bis zur Julirevolution, ist lebhaft, jedoch mehr geistiger als politischer Art; seine religiöse Anschauung ist frei und innig, ohne dogmatische Befangenheit. Sein ganzes Denken trägt die Spur der Zeit, in welche seine Jugend fiel, der Blütenjahre eines Schelling, Steffens und Anderer; die Zeit, aus welcher mancher junge Arzt und Naturforscher den Trieb zum Dichten bis in das spätere Alter beibehielt. Buch hatte als Naturforscher Verdienste, obwohl er nicht als Schriftsteller auftrat, sondern fast nur persönlich wirkte; er stand in Beziehung mit Humboldt und mit dem berühmten Grogonsten Leopold von Buch. Im Jahr 1849 hat er für die Gesellschaft einen krystallenen Becher, aus dem der Dichter oft getrunken, gestiftet; wohin derselbe gekommen, wissen wir nicht. — Der Herausgeber von Buch's Gedichten, Herr G. Helmbörger, hat dem Bändchen dem Freiherrn J. B. von Leonhardi, dem Freund des Verstorbenen, gewidmet; wir theilen eines, das sich der Canzonenform nähert, als Probe mit:

Kein Christbaum heute — wie er nicht wird kommen,
Nicht in den nächsten, nicht in künftgen Tagen,
Versteht mich wohl: Nicht so, wie ihr's verlangt,
Euch Heil und Freud, den fremden Furcht und Zagen, —
Ja, kam Er, wär's euch wahrlich wenig Frommen,
Die ihr, der Liebe fremd, am Scheine hangt
Und vor dem Tode bangt.
Der Wunder gröbsten, von ihm aufgestossen:
Vom innern Tod die Seele zu erwecken,
Dem äußern zu benehmen seine Schrecken,
Da über noch er seinen Geist ergossen:
Es rührt euch nicht, ihr werdt begreiflich Wunder:
Er soll euch noch'n in ird'scher Hoheit Plunder,
Ihr wollt ihn seh'n mit Krone,
Mit Zepter, Mantel, — Euch zunächst am Throne.

— Der Jahrestag von Börne's Leichenbegängniß (1837) ist diesmal Heinrich Heine's Todestag gewesen. Wer den Dichter im letzten Sommer noch sah, mußte die jähe Kraft einer Natur bewundern, die sich in entblößem, schwerem Leiden aufrecht erhielt. Er lag noch einer Seite hin gekrümmt und 368 mühvoll ein Augenlicht mit den Fingern empor, um uns zu ergrüßen. Seine Züge hatten mehr Aehnlichkeit mit dem Jünglingshaupte, wie es aus Overnbeimé trefflichem Portrait bekannt ist, als vor zehn bis zwölf Jahren. Sobald die grimmigsten Schmerzen vorbei waren, fand er sich zur Unterhaltung bereit, in welcher man den Glanz und die Virtuosität seines unvergleichlichen Witzes niemals vermißte. Dies ist, wie man auch sonst über seine urtheilen mag, jedenfalls ein Zeichen von seltener Geistesstärke.

— Da unsere Verleitung des Namens Faustus für den Träger der Gelehrtenlage (aus Saint Augustins Bekenntnissen) mehrfach Zustimmung gefunden hat, so erlauben wir uns noch einige Scholien über Goethe's Faust und verwandte Dichtungen mitzutheilen. — Die Erfindung im zweiten Theil der Tragödie, nach welcher das Erdbeben unter der Gestalt eines Riesen Seismos (griechisch; zu deutsch Erschütterung, Ruck) eingeführt wird, ist mit Recht bewundert worden. Seismos deckt sich auf dem Boden und sichelt mit den Schultern bis er nach oben gelangt, wo ihm Alles weichen muß. Wir glauben jedoch, daß Goethe das Motiv zu dieser Erscheinung aus den berühmten gewirkten Tapeten einnommen hat, welche eine der Sehenswürdigkeiten Roms bilden. Dieselben waren bekanntlich anfangs zum Behängen des unteren Theiles der Wände in der sixtinischen Kapelle bestimmt und wurden nach Zeichnungen (Cartons) von Rafael gefertigt. Auf einer von diesen Tapeten ist die Gefangenschaft des Apostels Paulus und seine Befreiung, welche durch ein Erdbeben geschah, zur Anschauung gebracht. Das Erdbeben erscheint unter dem Bilde des Kerkers als ein mächtiger Riese mit gewaltig emporgestürzten Schultern und von der Anstrengung seinwärts gewendeten Augen. Wer diese sonderbare, verkrüppelte Figur einmal gesehen hat, wird sie nicht leicht vergessen. — Das Gedicht „Die erste Walpurgisnacht“, welches Fritz

Digitized by Google

Mendelssohn zum Text für einen seiner wirkungsreichsten Tonwerke nahm, enthält eine sehr rationalistische Auslegung der Perenfage. Die besiegten Sachsen bieten bei Nacht unter Anführung der „Druiden" ihren heimlichen Gottesdienst am Blocksberg; um die fränkischen Wächter zu täuschen, gaben sie sich durch Nachtlichter und Gabeln das Ansehen höllischer Ungeheuer, und so rächt sich bei den abergläubischen Christen das Märchen vom Perenschlosse, welches wir, er habe dieses Motiv noch aus einem Buche, das er als Knabe gelesen und besessen er sich nicht mehr entsinne. Wir sind demselben auf die Spur gekommen; es ist eine Jugendschrift von Weise, in welcher jene Auslegung mit breiter, selbstgefälliger Sicherheit entwickelt ist und worauf dieselbe fünfzehn Jahre später in den Kinderfreund übergang.

— Die Deutschen im Auslande. C. M. Arndt schreibt in seinem „Versuche in vergleichender Völkergeschichte" S. 222. „Gely' nach Petersburg und Stockholm oder London, ja, geh' in die gebildete Welt, so weit sie ist, was findest du? Du findest die Deutschen allenthalben neben und unter den Fremden als Herren, die Franzosen als Diener. In Petersburg und Moskau leben 30—50000 Deutsche; in Stockholm und London stehen mehrere Tausende derselben; an denselben Orten gehen auch die Franzosen zu Tausenden herum. Aber der Deutsche ist der große Kaufmann, der unabhängige tüchtige Handwerker, der Arzt, der Künstler und Gelehrte, welcher wiederrief und entscheidet; der Franzose springt fast durchaus nur in den kleinen Diensten und Geschäften des Lebens, in den untergeordneten Stellen der bürgerlichen Gesellschaft herum. Sprachmeister, Tanzmeister, Käse-, Wurst- und Salbenkrämer, kurz Umhertrager und Zeitlicher von allerlei Feinerei und Zierlichkeit für den Schein und Putz des Leibes und Leibes." Der gleichzeitig französische Verfasser der Schrift: Des Allemands, par un Français bestätigt dies Urtheil in Bezug auf die Franzosen in Petersburg. Tschudi (Peru, 1846) bemerkt: Die Franzosen haben in Valparaiso nur zwei bedeutende Handlungshäuser, dagegen sind sie wie in Lima vielfach Schuster, Schneider, Perückenmacher, Zuckerbäcker, Kurz- und Mode-Waarenhändler und Glücksritter. Gerstäcker schreibt im November 1850 aus San Francisco: In den Händen der Franzosen sind jetzt fast ausschließlich die Putzläden, Restaurationen und Conditoreien. Der Engländer Byam (Wanderungen durch südamerikanische Republiken 1851) sagt von S. Jago, der Hauptstadt Chiles: Es gibt einige Franzosen, die sich als Haarkünstler, Putzverkäufer und mit andern anderweitigen Gewerben hier niedergelassen haben.

— Unächte Werke von Haydn und Mozart. In einem hiesigen Blatte war kürzlich angezeigen, die beliebte Haydn'sche Kindersymphonie trage den Namen des großen Meisters mit Unrecht. Diese Angabe schien wohlbegründet. Ein hiesiger Musiker bemerkte dem Ritter Neukomm, der bekanntlich ein Schüler Haydns und der gründlichste Kenner seiner Werke ist, eine Symphonie sei der Aufführung nach kaum des unterdrücken Namens würdig; und Neukomm erklärte hierauf ganz entschieden, das hiesselbe ein unterschobenes Werk sei. — Ebenso ist, wie aus einer competenter Seite mitgetheilt wird, auch die allbekannte Gesangstück: „Das Vergißmeinnicht von Mozart" keineswegs eine Composition dieses Gefeierten, sondern es rührt von Laurenz Schneider her, der vor einiger Zeit im Alter von 92 Jahren als pensionirter Kapellmeister in Koburg gestorben ist. Acht und unverkennbar ist dagegen die Composition des Liedchens „vom Gothe", wie Mozart zu schreiben pflegte. — Den Namen des letzteren trägt auch eine Sonate in B dur, die als ein schönes und klassisches Werk zu rühmen ist, und welche sich Mozart, sondern seinen August Eberhard Müller zum Verfasser hat, der erst Cantor in Leipzig, sodann Hummels Vorgänger in Weimar war.

— Im Jahr 1790 reiste Georg Forster von Mainz aus rheinabwärts nach Belgien und England, und über Paris zurück. Alexander von Humboldt, damals einundzwanzig Jahre alt, war sein Reisegefährte. Nach der Rückkehr schrieb Forster an seinen Schwiegervater, den berühmten Heyne in Göttingen, bei dem er seinen jungen Freund kennen gelernt hatte: „Herr von Humboldt ist bei mir, er hat sich die Reise bisdurch ziemlich, jedoch nicht so gut, als ich wünschte, gebalten. Er sagt zwar, daß er seit fünf Jahren immer krank sei und nur unmittelbar nach einer großen Krankheit sich etwas besser befinde, dann aber immer schlechter würde, bis der Ausbruch einer neuen Krankheit ihn von dem Uebermaß verdorbener Säfte auf einige Zeit befreit; ich bin aber seit überzeugt, daß bei ihm der Körper leidet, weil der Geist zu thätig ist und weil die logische Erziehung der Herren Berliner seinen Kopf zu sehr mitgenommen hat." Wer diesen Brief las, konnte nicht anmehmen, daß der so geschiedene junge Mann noch nach einem Zeitraum von sechsundsechzig Jahren in vollkommener Geistesfrische wirksam sein werde.

— Der Koran darf bekanntlich nicht gedruckt werden, so wenig wir irgend ein anderes Buch über Religion. Aus diesem Verbot erklärt es sich, weshalb die Koranc, welche in Malta gedruckt werden, in Aegypten und anderwärts nicht verkäuflich sind, obwohl sie nur etwa vier bis fünf Francs kosten, oder nur den fünften Theil so viel wie man für eine hübsche Ausgabe geben muß. Durch jenes Verbot soll der Verbreitung und Vervielfältigung von Fehlern entgegengearbeitet werden. Colonnen oder dergleichen, um zwar sehr wunderliche, auch in manchen Abschriften vor. So hatte ein Abschreiber beinahe den ganzen Koran ohne den geringsten Fehler zu Papier gebracht. Am Ende des Surat et was hatte er nur noch die Worte beizufügen: Man esche schrnaalt an nas; so rief unter seinem Fenster plötzlich ein Zwiebelhändler seine Waarr aus: ta beffal! ta beffal! Statt die oben erwähnten Worte zu schreiben, setzt er in seiner Zerstreuung hin: ta beffal! das heißt — Zwiebeln!

— In den ersten Monaten des Jahres 1804 arbeitete Beethoven an dem großen Tonwerk, das er Bonaparte-Symphonie nennen wollte. Als er die Nachricht erhielt, daß Napoleon sich zum Kaiser erklären lasse, zerriß er in Wuth und rief aus: „Ist der auch nichts Anderes als ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, und seinem Ehrgeize fröhnen, er wird sich nun höher wie alle Andere stellen, ein Tyrann werden!" Mit diesen Worten riß Beethoven das Titelblatt ab und warf es auf die Erde. Die Symphonie erhielt nun den Titel Sinfonia eroica.

— Daß seit einigen Tagen im Kunstverein ausgestellte Bild von unserem ehemaligen Director Philipp Veit: Die Ausfernung Mosis, gehört unstreitig mit zu den schönsten und bedeutendsten Werken dieses berühmten Künstlers. Wenn Einschauen des Meisters bedurfen soll, kann dies Gemälde in seiner Anspruchslosigkeit als ein wahres Beispiel für diesen Satz gelten, indem es zeigt, wie wenig ein wahrhaft großes Talent des Aufwandes der Mittel bedarf, um Bezügliches zu erfassen; an Innigkeit und Reinheit der Gesinnung wird es kaum übertroffen werden können, es ist ein Ebenstein vom reinsten Wasser.

N.

— Deutsche Werke in englischer Bearbeitung. In Boston ist neuerdings eine Sammlung von deutschen Gedichten der Neuzeit in englischer Uebersetzung unter dem Titel German Lyrics erschienen. Der Verfasser, Herr Charles Brooks, hat sich belobenswerth eifrig mit Anallaßus Grün beschäftigt, welchem fast die Hälfte des Bandes gewidmet ist. Die überaus gelungene Uebertragung des Abschiedes Eintonnatus aus dem „Schutt" soll in Amerika großen Beifall finden. Auch Herwegh's „Strophen auf der Fremde" sind unter den ausgewählten Gedichten. — In London hat kürzlich Herr Meiklejohn unter dem Titel „Critique of pure reason" eine, wie es heißt sehr sorgfältige Uebersetzung von Kants Kritik der reinen Vernunft geliefert.

— Als Tieck den berühmten Hebel fragte, worum er die Erzählung so schöner Geschichten, wie er sie vordem im „rheinischen Hausfreund" gebracht, nicht mehr fortsetze, antwortete derselbe: „Ja, i weß nitche mehr!" Der Dialekt schien etwas entstellt; doch jedenfalls wußte Hebel zu rechter Zeit aufzuhören, eine Kunst, die bekanntlich nicht Jeder versteht.

— Karl Heinzen ist in Amerika als Hauptvertreter des Materialismus aufgetreten und widmet seine Zeitschrift „der Pionier", die er kürzlich von Cincinnati nach Newport verlegt hat, hauptsächlich diesem Zweck. In Deutschland ist derselbe unter anderen excentrischen Leistungen auch als Erfinder des Ausdrucks „verthierte Sclavlinge" bekannt.

Epigramme.

Goethe, Schopenhauer und Newton.

Was von den Farben der Deutsche gelehrt, ihr wollt es nicht haben,
Sackenfach brichi sich das Licht stets noch in rarer Physik.
Kommt denn niemals die Zeit, wo der Irrthum weicht der Wahrheit?
Hat denn Albions Sohn bei euch, ihr Deutschen, nur Recht?

Selbstmordpretakel.

Kaum hab man einige Seiten in seinen Romanen gelesen,
Knallt die Büchse, es stürzt, rennt erschossen, ein Herr.
Nun regreift auch die Damen die Freude am Gift und am Dolche,
Und das Morden es wird in seinem Buch allgemein.

Die Philosophie.

Frei muß sie sein wie frei muß sie bleiben für immer, soll stets
In dem Himmel zurück sie bei dem Himmel entstammt.

Ihr Werth.

Was sie Griechen und Römern genützt? Sie sagen es selbst aus:
Waffe war sie und Burg ihnen im Kampf mit der Welt.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 9. Frankfurt a. M., den 1. März 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.
Thomas Babington Macaulay. II. Die Cavalier.
Versöhntes und Unversöhntes. Von E. Glaser.
Feuilleton. Arthur Schopenhauer. — Anonyme Einsendungen. — Georg Schiegels über die zweite Welt-Ausstellung. — Die kleine Narrenwelt. — Aus der Jugendgeschichte des Professors Neur. — Wert- und Silberräthsel von Schleiermacher. — Gr. Goldermann's Concert u. s. w. u. s. w.
Bühnenschau. Von Q. F. Goethe's Clavigo.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte der von dem Doctor verordnete kalte Umschlag eine so gute Wirkung gethan, daß schon am nächsten Morgen jede Spur von Geschwulst von dem Knie verschwunden war und die kleine Wunde selbst dem besorgten Mutterauge so unbedeutend erschien, daß Frau Anna Margaretha nicht umhin konnte, eine Betrachtung anzustellen über den Unterschied zwischen der großen angstvollen Aufregung in der vergangenen Nacht und der unerheblichen Veranlassung zu derselben.

Das rührt Alles von der Einbildung her, mit der uns das Mädel durch seinen Kaiserschwindel sammt und sonders angesteckt hat, sagte sie zu ihrem Manne, den die Störung seiner Nachtruhe am Morgen in eine sehr mißgelaunte Stimmung versetzte. Denn ich bin fest überzeugt, wäre einem der andern Kinder so was passirt, ich hätte mich schnell auf die natürliche Ursache davon besonnen, statt daß ich bei der Elisabeth gleich etwas Außerordentliches und Abscheuliches voraussetzte, ja, Gott verzeih mir die Sünd', beim Anblick des vielen Blutes nicht anders dachte, als sie habe sich selber ein Leids angethan. Es liegt eben in ihrer ganzen Art, daß ihr jedes Ding, das sie aufkommt, anders zu Gesicht steht wie andern Menschen und richtig auch immer was Apartes mit im Spiel ist.

Nun, die ganze Komödie ist ja nun hoffentlich zu Ende, sagte der Stadtschultheiß und holte tief Athem. Ach, das war überhaupt ein sauer Stück Lebzeit für mich, diese kaiserliche Zeit; gönne dem braven, edlen Herrn aufrichtig jedes Heil dieser Welt und bitte Gott, daß Deutschland unter seinem milden Scepter endlich den langersehnten Frieden, die langentbehrte Eintracht wiederfinden möge, aber nach Frankfurt wünsch' ich mir ihn nicht wieder zurück; hätt's, weiß der Herr, nicht lange mehr mitgemacht, diesen Trouble, diese sorgenvolle Beschwerde! Denn Würde und Bürde des Amtes hat wohl seit Langem keinem Frankfurter Schultheißen so viel zu schaffen gemacht wie mir; darum soll's aber auch, so Gott will, von jetzo ab still und friedlich um mich her werden, wofür zu sorgen du, mein vielgetreues Weib, gewiß nicht unterlassen wirst. Mach' nur vor Allem die Geschichte zwischen dem Doctor und unserm Mädel klar und schlag' mir den Breitnagel glücklich ein, beste Anna Margaretha, für das Weitere sorgt dann schon unser Herrgott.

Sie hat heute Morgen gleich beim Erwachen bitterlich zu weinen angefangen, erzählte ihm hierauf die Stadtschultheißin. Als ich sie fragte, worüber sie eigentlich weine, hat sie mir unter Schluchzen bethauert, sie wolle von nun an in Allem ihren lieben Eltern eine treue gehorsame Tochter sein, und aufrichtig und von ganzem Herzen bereue sie den Kummer, den sie uns des Doctors wegen gemacht habe; nur möchten wir sie noch eine Zeitlang ruhig gewähren lassen, bis sie sich wieder zurecht gefunden habe, dann wolle sie ja gerne Alles thun, was man von ihr verlangen werde. Sie will auch ein über alle Maßen wunderbares Traumgesicht gehabt haben, grade als die Posthörner der kaiserlichen Equipagen sie aufwecken, doch sagte sie mir nichts weiter davon, als daß sogar das so lange angebetete Bild des Kaisers für immer davon aus ihrem Herzen verwischt worden wär'.

Ei, das macht mich ja ganz und gar getrost! sprach der Stadtschultheiß und seine Zügen belebten sich freudig bei dieser Nachricht. Schon oftmals hatte ich Sorge, es möchte die Gabe des weisen Gesichtes, die von Alters her in meiner Familie von Stamm zu Stamm forterbte, auf keins meiner Kinder übergehen. Denn die Aufklärer mögen sagen was sie wollen, so bleib' ich doch dabei stehen, daß der inwendige Mensch die Dinge dieser Welt ganz anders anschaun wie der auswendige; Träume sind wahrlich mehr als bloße Dünste unseres Hirnes, und so ein mächtiger Traum hat manchesmal wunderbar große dunkle Seheranlagen, durchschüttert das Gebein und fegt wie ein Gottesodem den Unrath aus unsern Herzen weg, darinnen wir sonst ziemlich verkommen wären. Kegt und der Schlaf die dunkle Binde vor's irdische Auge, o, da wird's mit Einmal lebendig in uns, die Seele kriecht gleichsam aus allen ihren Schlupfwinkeln hervor, und wie in dämmrigen Mondscheinnächten das Volk der Elfen, so werden des Geistes unbekannte Kräfte im Traum frei und ungeniert durcheinander, holen den strahlenden Karfunkel, darinnen wir der Zukunft Dinge erkennen, aus dem innersten Schacht unsres Seins hervor und machen das Herz stark, muthig und freudvoll durch's Schauen in's Verborgene. Und immer ist's so in unster Familie gewesen, daß die Gabe des weisen Gesichts wechselte zwischen Mann und Weibsen; hatte sie der Vater, so erbte sie auf eine der Töchter, ohne Unterschied des Alters, hatte sie aber die Mutter, dann ging sie jedesmal als ein geistiges Majorat von dieser auf den ältesten Sohn über.

Ach, ich weiß es ja, lieber Mann, was dir deine Träume schon Alles zum Voraus verkündigt haben! sagte Frau Anna Margaretha, ganz stolz auf die Hellsehnsgabe ihres Ehemanns. Was aber unsern werthen Freund, den neuen kaiserlichen Rath anbelangt, so schlag' ich, wir thun dem Mädel hierin den Willen und sehen noch

Digitized by Google

ein Weilchen zu, wie sie's mit ihm auszutragen. Er mag wie leicher als Hausfreund bei uns aus- und eingehen, woran kein Mensch einen Anstoß nehmen kann, er selber ist ja so vorsichtig gewesen, sich's als erste elterliche Gunst von uns auszubitten, daß wir Elisabeth nicht weiter zusetzen, und auch ich bin nun ganz getröstet, daß wir's binnen Kurzem erleben, wie der Breitnagel, der ihr den kleinen armen Stern auf's Knie gezeichnet hat, zugleich der Nietnagel gewesen für der Beiden künftige Glückseligkeit.

Wenigstens hat sie's nun in praxi weggekriegt, daß Hochmuth vor dem Fall kommt, sprach der Stadtschultheiß, zog seine Frau vergnügt wie lange nicht zu sich nieder auf's Knie, schaukelte sie und summte dazu mit seinem rauhen Baß die Strophe aus einem alten Volkslied:

> Mütterlein fein, Mütterlein fein
> Möchte gern Großmütterlein sein,
> Ruft den langen Herrn Storch herbei:
> Bring mir ein Enkelchen oder zwei.
> Kommt der Storch
> Klapp, klapp, klapp,
> Trägt im Schnabel
> Des Schußers Schlapp.

Kleine Ursachen, große Wirkungen; junge Wunden, alte Narben — diese beiden Erfahrungen sollten sich auch bei Elisabeth bestätigen, wenn es gleich mit Manchem eine andere Bedeutung hatte, als die Eltern und die übrige Umgebung an ihr bemerkten. Dem Anschein nach war es freilich blos ein kleiner Breitnagel und ein flüchtiges Traumbild gewesen, was diese große plötzliche Aenderung in ihrem ganzen Wesen bewirkte; hätte ihr aber Jemand tiefer in's Herz geschaut, er würde für die stille Freudigkeit, mit der sie so fest und sicher durch die Pforte eines neuen Lebens schritt, eine andere Auslegung gefunden haben. Der leidvoll heiße Kampf zwischen dem ersten Glühen der Jugendbegeisterung und der kalten Wirklichkeit war vorüber; aber an der geheimnißvollen Liebe zu dem schönen Kaiser hatte sich ihr Herz für's ganze Leben ein köstliches Gut gewonnen: die Wahrheit des Gefühls gegenüber der eitlen Lüge und Täuschung des Lebens. Und das gute Scarron dieser Wahrheit fiel auf fruchtbaren Boden; ein ernster beständiger Sinn trat an die Stelle der vorigen schwärmerischen Empfindsamkeit, heitere Ruhe überkam ihr ganzes Wesen, und bald bot die schöne Duldung, die stille Genügsamkeit des Gefühles ihr einen mehr als reichen Ersatz für die in Schaum und Nebel zerflossene Welt einer unverstandenen Sehnsucht. Der Traum in grüner Knospe war vorüber, aber in herrlicher Entfaltung erfüllte dafür die Rose, was jener verheißen hatte.

Längst war die kleine Wunde auf dem Knie geheilt und zeigte eine Narbe in Gestalt eines regelmäßigen Sternes; so oft aber Elisabeth sie betrachtete, überkam sie unwillkürlich ein Gefühl der Verahnung, als müsse noch irgend Etwas geschehen, bevor sie die Narbe mit der nämlichen Gleichgültigkeit ansehen könne, wie die, welche sie als Kind durch einen Fall auf einen scharfen Stein über dem linken Auge davon getragen hatte.

Diese Verahnung verhinderte sie jedoch nicht, dem Rath Goethe, der nun wieder täglich in's Haus kam, stets mit Freundlichkeit entgegenzukommen und ihn bald ihre herzliche Zuneigung zu schenken. Auch verlor der stumme Freier mehr und mehr seine frühere Scheu und Befangenheit, und wenn auch ein gewisser würdevoller Ernst, ein unbestimmbares Etwas von Gravität und Ungelenkheit an ihm haften blieb, so war doch sonst seine Persönlichkeit eine so achtungswerthe und gewinnende, daß man leicht diese kleinen Mängel übersah und sie nach einiger Zeit selbst nicht einmal gerne an ihm vermißt hätte. Dabei war er ein Mann von gründlichem, vielseitigem Wissen, und wenn er, was freilich immer einer ganz besonderen Anregung bedurfte, in den Fluß der Rede kam, so wußte er, besonders durch seine Schilderungen fremder Länder und Menschen, die Zuhörer ebenso angenehm als lehrreich zu unterhalten.

Für seine treffliche Mutter hatte Elisabeth vom ersten Augenblick an die zärtlichste Liebe und Verehrung empfunden, wie denn der Tag, an dem Frau Cornelia zum Erstenmal als Gast im Hause erschien, für Alle ein ebenso festlicher als bedeutsamer war. Denn die Stadtschultheißin hatte sich's nicht nehmen lassen, die Freundin mit allen Ehren, wie sie sonst kaum den ersten Standespersonen erwiesen wurden, bei sich zu empfangen. Sämmtliche Anverwandte und die nächsten Freunde der Familie waren geladen, das ganze Haus prangte im Festschmuck, mit eigenen Händen hatte Frau Anna Margaretha den bleudend weißen Sand, untermischt mit grünen Fichtennadeln, auf Flur und Treppe gestreut und mit dem Federbesen allerhand zierliche Schnörkel und Kreise hineingezogen; das feinste Tafeltuch war hervorgeholt, die reichsten Geschirre waren ausgestellt worden; ja, ein ganzes Pfund köstliches Sandelholz warf die sonst so haushälterische Frau kurz vor dem Erscheinen der Freundin in den Kamin, und vor dem Ehrensitz bei Tische, den die ehemalige Gasthofbesitzerin des Weidenhofs einnahm, stand die große silberne Weinkanne, die der reiche, gleichfalls anwesende Schwager, Herr von Loen, bei Gelegenheit von Elisabeths Tauffest als Pathengeschenk der Schwägerin verehrt hatte. Kurz, es war ein Tag der seltensten Ehren für die an die friedliche Stille ihres Wittwenhauses gewöhnte Cornelia, die heute noch bleicher als sonst im Kreise der Fröhlichen saß und beständig, wie in trunkenes Schauen versunken, die großen glänzenden Augen auf Elisabeth heftete, als könne sie sich nicht satt sehen an dem Liebreiz der künftigen holden Schwiegertochter. Auch geschah es ihr beim Abschied, daß sie das schöne Mädchen, das ihr ehrerbietig die Hand küssen wollte, stumm in die Arme schloß und einen langen innigen Kuß auf die rosigen Lippen drückte, worauf sie ihr mit freudebebender Stimme ins Ohr flüsterte: Besuch' mich bald auf dem Hirschgraben, mein Kind, denn du und ich müssen zusammen eine Freundschaft stiften, daß alle Engel und Seraphime des Himmels ihr Halleluja singen.

Seit diesem Tage bestand zwischen Elisabeth und Frau Cornelia das zärtlichste Verhältniß und der Verkehr der beiden Häuser war ein so lebhafter, daß die Fama lange vor dem wirklichen Ereigniß die Geduld verlor und den neuen kaiserlichen Rath und die schöne Stadtschultheißentochter als Verlobte proclamirte. Wie es aber so häufig zu geschehen pflegt, daß ein grundloses Gerücht mit einem wirklichen, wenn auch ganz zufälligen Ereigniß in Eins zusammenfällt und nun erst recht von den Menschen geglaubt und weiter getragen wird, so geschah es auch diesmal. Bei einer gegen das Ende des Jahres veranstalteten großen Schlittenfahrt nach Höchst hatte nämlich der Doctor das vielbedeutsame glückliche Unglück, mit dem Schlitten umzuwerfen und Elisabeth sanft aus der warmen Pelzumhüllung in den tiefen weichen Schnee zu befördern. Doch war sie flinker als er wieder auf den Füßen und strafte ihn Angesichts vieler lachender Zuschauer durch einige wohlgezielte Schneeballwürfe für seine Ungeschicklichkeit im Rosselenken. Dieses Ereigniß war grade ausreichend, um auch dem Unglänbigsten die Augen zu öffnen, und doch geschah es hierbei in der That zum Erstenmal, daß der Doctor endlich ein Zeichen der Gegenliebe erhielt.

Als nämlich Beide wieder glücklich in dem Schlitten saßen, der mit Windeseile auf der spiegelglatten Schneebahn dahinflog, und der Rath seine Entschuldigung hervorstammelte, kehrte sich Elisabeth, die noch eben so muthwillig seiner gespottet hatte, zu ihm um und sagte mit ernster Miene:

Wie möcht' Ihr Euch doch um einer solchen Kleinigkeit willen so sehr bekümmern, Herr Rath! Es wird gewiß nicht das letzte Malheur sein, das wir Beide zusammen durchmachen müssen, und sicherlich auch nicht das schwerste. Ihr habt mich in den Schnee geworfen, das war freilich sehr ungalant von Euch, dafür sollt Ihr

Digitized by Google

aber auch zur Strafe nie wieder ein anderes Frauenzimmer im Schlitten fahren dürfen, wollt Ihr das?

Ob er auf diese schwere Bedingung einging? Wir wissen's nicht, und ebensowenig können wir erzählen, was weiter zwischen den Beiden während dieser winterlichen Parthie geredet wurde. Als aber bei anbrechender Nacht der Schlitten mit hellem Geklingel in den Hof fuhr, da hörte es die Stadtschultheißin, die lauschend hinter der Hausthüre stand, mit ihren eignen Ohren, wie Elisabeth beim Abschied zum Rath sagte:

Nein, nein, Herr Rath, drängt nicht so in mich; erst wenn die Schneeglöckchen blühen, redet in Gottesnamen mit meinen lieben Eltern, bis dahin aber denkt, ich hätte Euch nichts versprochen. —

So nahm das Jahr 1745 seinen Anfang und es nahte der vierundzwanzigste Januar, der Geburtstag Elisabeths. Man wollte denselben im engeren Familienkreise Abends bei einer Bowle Glühwein feiern, außer dem Doctor und seiner Mutter, sowie dem Onkel Loen und dessen Frau waren nur die nächsten Freundinnen geladen, darunter die liebenswürdige Susanna Klettenberg.

Elisabeth, die überhaupt eine gewählte Toilette liebte, wollte an diesem Abend in ihrem höchsten Staate erscheinen, weniger aus Eitelkeit und Gefallsucht, als der kostbaren Perlenschnur zu lieb, die ihr Frau Cornelia heute geschenkt hatte. Früher als die übrigen Gäste fand sich Susanna ein, um der Freundin beim Ankleiden behülflich zu sein, unter heiteren Scherzen ward die Frisur vollendet und das Perlenband in's Haar geflochten, worauf Susanna die geschmückte Elisabeth vor den Spiegel führte und sie aufforderte, ihr zu sagen, ob sie meine, daß der Rath Goethe so vielen Reizen werde widerstehen können.

Ja, du hast Recht, Liebste, ich komme mir wirklich selber ganz unwiderstehlich vor! rief Elisabeth lachend. Ach Gott, wenn die Männer wüßten, wie viele künstliche Mittel wir brauchen, um sie zu bethören, ihnen wäre besser! Jede Blume, jede Bandschleife, jedes Schönpflästerchen ist aufs Spitzfindigste berechnet, ja, ich glaube wirklich, Susanna, wir verdienen schon um deßwillen das schwache Geschlecht zu heißen.

Nein, die Männer sind's, sagte Susanna. Ihre Thorheit, ihre Flatterhaftigkeit, ihr nur auf's Aeußerliche gerichteter Sinn ist Schuld daran, daß wir zu diesen Mitteln unsere Zuflucht nehmen, um sie zu fesseln; darum geschieht uns aber auch Recht, wenn sie uns später mit enmächterem Herzen anblicken. Denn warum bemühtigten wir uns so sehr vor ihren Schwächen und huldigten ihrer Eitelkeit. Gelt, beim Kaiser, da sel's dir doch nimmer ein, dich so unmenschlich herauszuputzen?

Das ist wahr, bei ihm dacht' ich niemals daran, versetzte Elisabeth. Ja, ich glaube, ich wär' ihm im Bettlerkleide entgegengetreten, um nur eine Minute ihn unbemerkt ansehen zu können.

Weit er deiner Seele Abgott war, sagte die schwärmerische Susanna. Und so übt alles wahrhaft Große, Schöne und Wahre in der Welt die nämliche Macht des Selbstvergessens und der Entsagung auf uns aus; weil wir ganz davon erfüllt sind, denken wir nicht an uns, so wenig als es uns einfällt, uns vor unserem Gott herauszuputzen, oder die aufgehende Sonne, das gestirnte Firmament, die herrliche Natur in Seide und Schmuck zu bewundern.

Ach, du bist so gut, Susanna, sagte Elisabeth gerührt. Komm, denke nicht mehr an den schlechten Menschen, der das beste Herz so schändlich betrogen hat.

Nein, der Mensch soll niemals vergessen, was er einmal als sein Höchstes erfaßt hat, auch wenn das Gefäß in seinen Händen zerbricht, aus dem er seine Seligkeit trank; doch reden wir nicht weiter davon! setzte Susanna hastig hinzu und trat an das Fenster.

Elisabeth war durch dieses Gespräch, das plötzlich eine so ernste Wendung genommen, sonderbar, fast ängstlich berührt worden. Sie nahm das kleine Medaillon mit dem Bildniß des Kaisers aus der Kommode und betrachtete es lange aufmerksam. Seit mancher Woche hatte sie es nicht in der Hand gehabt, und so war wohl der Gegensatz zwischen dem Heute und dem Damals die Ursache, daß ihr das kleine Portrait verändert vorkam und sie einen Zug von Leid darin erblickte, der ihr früher nicht aufgefallen war. Sie machte die Freundin darauf aufmerksam, die jedoch der Meinung war, das Bild sei das nämliche wie früher, nur das im Herzen Elisabeths sei ein anderes geworden.

Ein voller tiefer Glockenton zog plötzlich die Aufmerksamkeit der beiden Mädchen auf sich; erschrocken öffneten sie das Fenster, es war die große Glocke des Domes, die zu läuten anfing, ohne daß Beide sich die Ursache davon erklären konnten; den ersten Ton folgte ein zweiter, ein dritter in einzelnen mächtigen Schlägen, als wanke er trostlos in der schauernden Luft hin und her; nach und nach klang das Geläute der kleineren und entfernten Kirchen mit, zuletzt das der nahen Peterskirche, es war, als ob alle über einen tiefen Trauerfall wehklagten.

Was bedeutet das Geläute? stammelte Elisabeth.

Es ist Trauergeläute, sagte Susanne, und gleich darauf rief sie erschrocken: O Gott, der Kaiser! Gerade so läutete man im Jahre vierzig beim Tode Karls des Sechsten!

Elisabeth starrte sie sprachlos an, in diesem Augenblick fuhr die Rathschaise mit dem aus der Abendsitzung heimkehrenden Vater in den Hof, beide Mädchen eilten hinunter, Elisabeth lief ihm entgegen, öffnete mit zitternder Hand den Schlag und rief:

Vater, Herr Vater, was ist geschehen? Wozu läuten die Glocken so schaurerlich in die Nacht hinaus?

Der alte Herr stieg aus dem Wagen, nahm die Tochter an der Hand und führte sie schweigend in das Haus, wo ihm Frau Anna Margaretha und Susanna mit der nämlichen Frage entgegenkamen. Seine Miene zeigte eine tiefe Erschütterung und mit gedämpfter Stimme sagte er:

Legt eure Festkleider ab, liebe Kinder, heute gibt's keine Lust, keine Gastrei in diesem Hause. Kaiser Karl hat die Zeitlichkeit gesegnet; wie er so oft im Leben zu mir sagte, so ist ihm endlich geschehen: das Unglück hat ihn erst verlassen, als er selbst es verließ. Geht hinauf in die Stube, mich aber laßt heute Abend allein.

(Schluß folgt.)

Thomas Babington Macaulay.

II.

Die Quäker.

Auf die neuen Bände von Macaulay's Geschichtswerk war die Gesellschaft der Freunde, wie sich bekanntlich die Quäker nennen, ganz besonders gespannt. Er hatte in der Geschichte Jakobs II. den berühmten William Penn nicht in der herkömmlichen Beleuchtung eines Idealcharakters erscheinen lassen. Penn war auch nach Macaulay's Darstellung ein achtbarer Mann, der jedoch, sobald er sich am Hof bewegte, von der allgemeinen Sittenverderbniß mit berührt wurde. Der Gründer von Pennsylvanien gilt in der volksthümlichen Auffassung kaum mehr für eine bloß menschliche Größe; ihm umstrahlt ein Ruhm, wie er den Propheten und Gesetzgebern alter Zeit zu Theil geworden ist. Mit großer Schärfe weiß nun der Forscher nach, wie unter den Mitteln, deren sich Penn bei seinen weitgehenden Unternehmungen bediente, Schlauheit und Berechnung nicht die letzten waren, und wie er gar wohl mit Grundsätzen und Gewissen sich einzurichten wußte. Die Theilnahme an manchem tadelnswerthen Schritt beschönigte er wohl mit der Aussicht, daß er nur ein edles Ziel vor Augen gehabt, und daß er trotz aller Versuchung nie für das Geleistete einen Lohn genommen habe. Es fragt sich nun, wie weit jenes Ziel, nämlich die Befreiung der Quäker von staatlicher Zurücksetzung, Alles rechtfertigen konnte, was er zur Erhaltung seines Einflusses bei Hofe gethan hat. Reizte ihn

Digitized by Google

die Habgier nicht, so konnte doch die Schmeichelei der Fürsten und der Hofdamen, sowie der befriedigende Anblick von Hunderten, die sich bittend an seine Schwelle drängten, die sinnliche Strenge seines Verhaltens oft genug lösen.

Solche kleine Accommodationen würde man einem praktischen Staatsmanne nicht allzuhoch anrechnen; sie kommen aber in Betracht bei Penn, der einer zahlreichen Genossenschaft sein Gepräge aufdrückte und das Wesen derselben hauptsächlich auf Thun oder Lassen ohne äußerlichen Rücksicht begründete. Ein Mann, dem sein Gewissen nicht gestattete, den Zehnten zu bezahlen, einen Eid abzulegen, oder vor irgend einer Person den Hut zu lüften, durfte gewiß auch keines der höheren Sittengesetze um irgend eines Zweckes willen verletzen*). Daß ein hochfatholischer König zur Begünstigung der Quäker veranlaßt werden konnte, erklärt sich leicht. Die Letzteren erkennen die Herrschaft über die Gewissen nur Gott zu und nehmen nicht an, daß die Religionsfreiheit irgend eine Schranke haben dürfe. Da sie kaum ein Kirchenthum und durchaus kein eingesetztes Priesterthum haben, so waren sie der streng abgestuften bischöflichen Kirche nicht minder anßetzig als die Katholiken und fanden sich mit letzterem durch die Gemeinschaft der zugefügten Unbilden verbunden. Dem Könige aber mußte die Gelegenheit willkommen sein, ein Duldungsgesetz erlassen zu können, das sich nicht ausschließlich auf seine Glaubensgenossen bezog, sondern noch eine Sekte umfaßte.

Auch der völlig Unbetheiligte sähe nicht gern an einem Charakter, den man bisher als Musterbild hoher Menschlichkeit betrachtete, an einem Sokrates oder Washington, Schwächen oder Zweideutigkeiten nachgewiesen. Es konnte daher nicht fehlen, daß gelehrte Quäker sich ihres in einem so verbreiteten Buch angeeigneten Stammbereen annahmen. Die Schreibart in quäkerischen Büchern ist meiß sehr eintönig, und der neue, farbenreiche Styl, welcher von Byron, Shelley und anderen Dichtern auch auf die Prosa übergiug, ist ihnen kaum durch Lectüre bekannt; in ihren umfangreichen Hausbibliotheken findet man höchstens noch Campbells Fremden der Hoffnung und Einzelnes von Tennyson. Wohl aber war zu erwarten, daß sie durch besondere Ueberlieferungen in den Stand gesetzt würden, eine Widerlegung Macaulay's zu liefern. Eine solche unternahm ein Vorsteher der Gesellschaft der Freunde, der gelehrte Hepworth Dixon, in dem zweibändigen Werke: William Penn's Leben, nach neuen Quellen. Von demselben wurde eine Ausgabe für das Volk und eine größere, sogenannte Bibliothek-Ausgabe veranstaltet, welche letztere als Anhang die weitläufige Erwiderung auf Macaulay's Angriffe enthält. Dixon bemerkt mit Recht, daß derselbe nicht erwähnt habe, wie schon Penn's Vater, ein tüchtiger Admiral, mit Jakob, dessen Lieblingsbeschäftigung ebenfalls die Marine war, als Freund umging, und wie er vor dem Tode seinen Sohn dem künftigen König empfohlen habe. Dixon behauptet ferner, daß mehrere Handlungen, die Macaulay dem berühmten Quäker zur Last legt, von einem weniger bekannten Namensvetter desselben herrührten. Diese Anklage würde den Geschichtschreiber schwer treffen, doch ist sie nicht erwiesen, wenn auch deutsche Zeitschriften sie als unbezweifelt aufgefasst haben **).

*) In Dublin wurde Penn vor Gericht gestellt, weil er vor dem Lordmayor den Hut nicht abnehmen wollte. Als er im Jahr 1677 in Duisburg war, erlaubte er sich nach der jungen Gräfin von Falkenstein, der einzigen Tochter des Grafen Wirich, die ihm als eine fromme, ernsthafte Dame geschildert worden war. Als er nach am Gartenthor wartete, kam Graf Wirich hervor und stellte ihn zur Rede, weil er mit bedecktem Haupt gröfste. Penn entschuldigte sich, da er auch vor seinem eigenen Landesherrn, der doch ein großer König sei, den Hut nicht abnehme. Ritzhaft fuhr ihn der Graf heftig an und hieß ihn über die Grenze schaffen. Dieser Graf war der letzte seines Stammes; seine Tochter vermählte sich mit dem frommen Prediger Arnold Sibel in Mülheim am Rhein.

**) Noch ein Irrthum Macaulay's wird von seinen deutschen Gegnern angemerkt, nämlich die Angabe, daß der furchtbare Lord Jeffreys, der Peiniger aller Angeklagten, im Tower begraben sei. Gleichwohl stellt sich dieselbe als richtig heraus; erst lange nach seinem Tode wurde die Leiche der Familie zu anderweitiger Bestattung übergeben. Dieser geringfügigen Umstand erwähnen wir nur darum, weil der gelehrte Dünkel auf den vermeintlichen Irrthum triumphirend hingewiesen hat.

In der Fortsetzung seiner Geschichte hat Macaulay auf Dixon's Beschuldigungen nicht unmittelbar geantwortet. Seine Auffassung von Penn's Charakter ist sich gleich geblieben, und dasjenige, was weiter von ihm erzählt wird, ist sorgfältig durch Anführung der Quellen nachgewiesen. Demnach hätte Penn auch nach der Thronbesteigung Wilhelms III. mit den katholischen Stuarts in Verbindung gestanden und ihre Pläne gegen die neue Regierung, der er Treue zugesagt, immer begünstigt. Der letzteren gegenüber hätte er jedoch alle Theilnahme an solchen Unternehmungen mit Ausdrücken, die man wohl jesuitisch zu nennen pflegt, abgeleugnet. In einer Unterredung mit dem Minister Sidney betheuerte er bei dem allgegenwärtigen Gott, er wisse von keiner Verschwörung und glaube gar nicht, daß eine solche bestehe. „Sidney war vermuthlich sehr erstaunt, daß ein Mann, der die Lügen zu sehr haßte, um auch nur die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit zu beobachten; der vor dem Schwören zu viel Abscheu hatte, um vor Gericht das Evangelienbuch zu küssen: daß ein solcher Mann gleichwohl Etwas sagte, das einer Lüge sehr nahe kam, und es durch Etwas bestätigte, das einem Eide sehr ähnlich war."

Uebrigens bemerkt der Erzähler mehrfach, daß Penn mehr durch Redefertigkeit und Leichtgläubigkeit, als durch entschiedene Falschheit gefehlt habe; daß überhaupt seine Menschenkenntniß schwach und sein Charakter für eine sehr schwierige Stellung zu nachgiebig war.

An demselben Tage, da man Penn gerichtlich zu verfolgen anfing, im Februar 1691, wurde der erste Stifter der Quäkersekte, der ehemalige Schusterjunge Georg Fox, feierlich bestattet. Derselbe war im Jahr 1624 geboren, also zwanzig Jahre vor Penn. Dieser hatte vor seiner Flucht noch eben Zeit, dem Leichenbegängnisse beizuwohnen. Unser Geschichtschreiber gibt von Fox' Leben und Wirken eine merkwürdige Darstellung, welche wir im Folgenden unsern Lesern mittheilen. Sie ist eine derjenigen Stellen des neuen Werks, welchen man in England besondere Aufmerksamkeit widmet, und liegt, da sie sich erst im sechsten Bande der Tauchnitz-Ausgabe befindet, noch in keiner Uebersetzung vor. Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns, auf die Vorzüge der Besler'schen Uebertragung aufmerksam zu machen. Wenn man an dem Werke selbst die künstlerische Einkleidung so auszeichnend hervorhebt, so sollte gewiß der deutsche Leser nur eine Bearbeitung wählen, welche auch diesen Vorzug mit Gewissenhaftigkeit und Liebe zur Sache wiedergeben kann. Mag auch Besler durch die raschere Arbeit manches Concurrenten übertroffen werden: es wird Niemanden gereuen, auf ihn gewartet zu haben.

Es waren, sagt Macaulay, mehr als vierzig Jahre verflossen, seit Georg Fox angefangen hatte, Erscheinungen zu sehen und Teufel auszutreiben. Damals war er ein Jüngling von reinen Sitten und ernstem Betragen, doch von verschrobenem Naturell; seine Erziehung war die eines Arbeiters und in Bezug auf Verstand fand er sich in einer möglichst unglücklichen Verfassung, nämlich zu verworren, um frei umherzugehen, und nicht verworren genug, um in Bedlam eingesperrt zu werden. Die Umstände waren für ihn von der Art, daß sie kaum verhelfen konnten, die krankhaften Anlagen seines Gemüths in der stärksten Weise zum Ausbruch zu bringen. In der Zeit, wo seine Fähigkeiten zur Reife kamen (1648), kämpften Episkopale, Presbyterianer, Independenten und Baptisten um die Herrschaft; in jedem Winkel des Reichs höre man sie einander widerlegen und herabwürdigen. Er wanderte von einer Genossenschaft zur anderen; er höre Priester gegen Puritaner und Puritaner gegen Priester predigen; vergebens wandte er sich an Lehrer von beiden Parteien um geistliche Führung und Tröstung. Ein mun-

Digitized by Google

terer alter Herr von der anglikanischen Geistlichkeit meinte, er solle Tabak rauchen und Psalmen singen; ein Anderer rieth ihm zu Schröpfen und Aderlaß. Der junge Frager wandte sich unwillig von diesen Rathgebern weg zu den Dissenters und fand an ihnen eben so blinde Führer. Nach einiger Zeit kam er zu dem Schlusse, kein menschliches Wesen sei im Stand, ihn über die göttlichen Dinge zu belehren, ihm aber sei die Wahrheit durch unmittelbare Eingebung vom Himmel mitgetheilt worden. Weil die Theilung der Sprachen zu Babel begann und weil die Verfolger Christi über das Kreuz eine Inschrift in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache setzten: so folgerte er hieraus, daß die Kenntniß der Sprachen, besonders aber der lateinischen, griechischen und hebräischen, für einen christlichen Lehrer ganz unnütz sein müsse. „Nimrod, der gewaltige Jäger vor dem Herrn, der aus Ham verfluchtem Stamme kam, der Ursprung und Gründer von Babel, durch Gott mit mancherlei Sprachen verwirrt: dies, sagen sie, ist der Ursprung, der abirrete vom Geist und vom Wort." Vor war so weit davon entfernt, viele Sprachen zu verstehen, daß er vielmehr gar keine verstand. Die verdorbenste Stelle im Hebräischen kann für den Ungelehrten nicht dunkler sein, als oft sein Englisch für den scharfsinnigsten und aufmerksamsten Leser. Eine der höllischen, diesem neuen Apostel göttlich enthüllten Wahrheiten war die: daß es Schmeichelei und Falschheit wäre, die zweite Person des Plural statt der zweiten Person des Singular anzuwenden. Eine andere bestand darin, daß man den blutdürstigen Gott Mars anbete, wenn man vom Monat März spreche; und daß es eine götzendienerische Verehrung für den Mond sei, wenn man den zweiten Wochentag Montag nenne. Guten Morgen oder guten Abend zu sagen, war höchst tadelnswerth, denn in diesen Redensarten liegt offenbar die Ansicht, daß Gott auch böse Tage und Abende geschaffen habe. Ein Christ muß eher dem Tode entgegengehen, als vor dem größten der Menschen den Hut berühren. Als For aufgefordert wurde, für diesen Glaubenssatz eine Gewähr aus der heiligen Schrift beizubringen, führte er die Stelle an, wo geschrieben steht, daß Sadrach, Mesach und Abed Nego mit ihren Hüten in den feurigen Ofen geworfen wurden; und wenn man seiner eigenen Erzählung trauen darf, war der Oberrichter von England ganz und gar unfähig, diesen Beweisgrund anders zu widerlegen, als indem er ausrief: „Weg mit ihm, Kerkermeister!" For berief sich auch auf den ebenso gewichtigen Grund, daß die Thüren nie vor ihrem Oberen das Haupt entblößen, und fragte mit großer Lebhaftigkeit, ob nicht Diejenigen, welche den edlen Namen Christen tragen, die Türken an Tugend übertreffen sollten. Verbeugungen untersagte er durchaus und schien sie in der That als die Wirkung satanischen Einflusses zu betrachten; denn, wie er bemerkte, das Weib im Evangelium war zusammengebückt, solange der Geist der Krankheit über ihr war, und das Bücken hörte auf, sobald göttliche Macht sie von der Herrschaft des Bösen befreit hatte. Seine Erklärung der heiligen Schrift war von ganz besonderer Art. Stellen, welche nach der Annahme aller Leser des Evangeliums, sechzehn Jahrhunderte lang bildlich genommen wurden, faßte er buchstäblich auf. Andere Stellen, die kein Mensch vor ihm anders als buchstäblich begriffen hatte, erklärte er bildlich. So leitete er aus jenen Redewesen, in welchen die Pflicht der Duldung bei Unbilden eingeschärft wird, die Lehre ab, daß Selbstvertheidigung gegen Räuber und Mörder unerlaubt sei. Auf der anderen Seite erklärte er die einfachen Gebote, mit Wasser zu taufen und zur Erinnerung an die Erlösung der Menschheit vom Brod und Wein zu nehmen, für allegorisch.

(Schluß folgt.)

Versailles und Montmorency.

Wir Deutsche lieben Parallelen mehr, als vielleicht irgend eine andere Nation, wie konnte es sich daher anders schicken, als daß auch ich dieser Versuchung nicht widerstand, da ich nach dem Besuch des reizenden Dorfchens Montmorency, wo sich Rousseau's Ermitage befindet, die Räume des Palastes und Gartens zu Versailles durchschritt? Hier also, mitten in den Schöpfungen Ludwig's XIV. und der Maintenon, erschrack der Mann der Natur und der Wahrheit, wie er genannt wird, vor den Sünden eines emarteten Geschlechtes, dessen gekrönte Häupter im Bunde mit dem Jesuitismus die Schlußsteine jenes socialen Gebäudes legten, dessen Grundlage Unnatur, dessen Pfeiler Lüge und schimmernde Heuchelei waren. Man fragt, woher diese seltene Symmetrie und Regelmäßigkeit, und erfährt, daß der Machtspruch des großen Königs wie durch einen Zauber Alles erstehen ließ. Dieser wollte nämlich, daß Versailles der Größe seines Palastes entspräche und besaß daher, daß die noch in Zukunft zu erbauenden Häuser keinerlei Hypothek oder Steuer unterworfen sein sollten, eine Gunst, die anderen verehrt werden dürfe. Da gab es ein Kirchthurmrennen der Kapitalisten, Häuser wuchsen wie die Pilze aus der Erde, Tausende und aber Tausende von Bornehmen, gewohnt den Cracbat des glänzendsten Hofes der Welt zu lecken, zogen nach Versailles und legten sich in den Nayen des Alles erleuchtenden und belebenden Thrones. Da ward es dem König selbst endlich zu arg und er rief ein Halt! ein, indem er erklärte, daß das Ziel, das er sich gesetzt, schon längst überschritten sei. Zwar hob er die bisherigen Privilegien auf, aber die Bevölkerung stieg doch unter den beiden folgenden Königen auf Hundertausend. Da kam endlich die Revolution von 1789 und Paris eroberte sich, wie der Maire Bailly sagte, seinen König wieder, wie vor Zeiten ein König sein Paris sich erobert hatte. Von nun an wohnte der Hof in Paris, wohin sich auch die Nationalversammlung, nachdem sie im Ballhaus sich für unauflöslich erklärt hatte, begab. Das blutige Revolutionsdrama nahm weiter keine Notiz von Versailles, man sah darauf hin als auf einen bösen, sündenbeladenen Ort und ließ das Gras wachsen in den Hofräumen der Paläste. Seit der Thronbesteigung Louis Philipps wurde den Palästen und ihren Herrlichkeiten der alte Glanz wieder zurückgegeben. Dieser Monarch, ein Freund der Künste und Wissenschaften, weihte das Versailler Schloß à toutes les gloires de la France. Jetzt liest man dort die Geschichte Frankreichs in Marmor und auf der Leinwand, derito sur la toile, toute palpitante des souvenirs et des hauts faits nationaux. Man erstaunt, wenn man diese reichen Kunstschätze betrachtet, und fragt sich, wie sie in so kurzer Zeit dort angesammelt werden konnten. Besonders wird der Beschauer aufmerksam auf die Gemälde, welche die Thaten in Algier darstellen. Aber wir wenden uns zu den Prunksälen Ludwigs XIV. Durch sie muß man gegangen sein, die Deckengemälde muß man gesehen haben, um sich aus unserer Zeit die Erscheinung zu erklären, daß es bei den alten Völkern Könige gab, die sich geradezu den Beinamen Gott beilegten. Ueberall die Apotheose Ludwig's, der bald als Mars, bald als Apollo dargestellt, an der unvermeidlichen Allongeperrücke erkannt wird. Und doch urtheilen dieselben einstmals, die blos das Lächerliche des Gegenstandes einer Perrücke zu der antiken Eleganz eines Apollodienstes hervorheben, oder die sich nicht berufugen wollen über die freveltaste Anmaßung eines Sterblichen, der sich göttliche Verehrung darbringen läßt. Lächerlich kann nur dabei die Perrücke sein. Aber diese war damals Mode und galt für eine Zierde, und daß Apollo diese oder jene bestimmte Frisur gehabt habe, dies zu behaupten wird wohl Niemand leicht wagen. Wenn aber Ludwig XIV., umstrahlt von dem Ruhm seiner Großthaten, seine Umgebung zu knechtischer Verehrung zwang und diese ihn als Mars künstlerisch auffaßte, so zeigt dies hochstens, daß große Künstler gewöhnlich sehr kleine Menschen sind. Und wenn sie ihn als Kriegs-

Digitized by Google

held und Beschützer der Künste in der alleclassischen Mythologie, in dem Mars und dem Apollo sich reflectiren lassen, so entsteht die Frage, ob dies nicht geschmackvoller ist, als die Greco-Apotheose Napoleons im Pantheon, wo er von den Gestalten der christlichen Mythologie umgeben dargestellt wird.

Wie in den Prunksälen, so herrscht auch in den marmorausgelegten Höfen von Versailles der Geist des hellenischen Plasticismus. Ueberall sehen wir die Verkörperungen sittlicher Begriffe und Vorstellungen: der Reichthum, die Gerechtigkeit, die Klugheit, der Fleiß, der Friede, der Ruhm, das Ansehen, der Ueberfluß stehen da als Personen. Auf einer andern Seite strahlt in Marmor die Africa, America, Asia und Europa. Kein Wunder, daß das geistreiche Volk der Franzosen so leicht und gewandt mit abstracten Begriffen spielt, daß sie von Africa und Asien mit derselben Vertrautheit sprechen, wie wir von unserm gewohnten Nachbarhaus. Ueberall die schmeichelnden Bilder des Glücks und Wohlstandes, gepaart mit dem Glanze ihres Ruhms, der ihnen das erhabene Bewußtsein verleiht, sie seien berufen, die ganze Welt zu beherrschen. Ueberall die symbolisirten Ideen von Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Tugend, die sie als Sauerteig allen Völkern brachten und bringen und womit sie Alles endlich unter einen Hut führen wollen. Und doch sollte eigentlich hinter jedem dieser schönen Bilder auch sein böser Genius stehen. Warum ist dieses große Weltreich ihnen noch nicht gelungen? Warum haben ihre schönen Genien nicht gesiegt? Etwa durch Napoleons zu üppige und zu geschwinde Umgriffe? Nein, ihre falschen Genien waren Schuld daran, ihr Leichtsinn, ihr Uebermuth, ihre Unbeständigkeit, ihre eitle Mißachtung des Fremden. Man werfe einen Blick auf ihr Colonisationssystem. Der Engländer verständig, ernst, gerecht und streng bringt Ordnung und Regel im höhern Sinl hin, wohin er kommt, sein Ende ist Gerechtigkeit und Wohlstand; der Spanier mild, menschlich, christlich, in den letzten Jahrhunderten der freundliche, openhandod und gelinde Herr. Aber der Franzose kommt als Kolonieinsiter und Herrscher in der Fremde erst in späterer Ordnung. Die Ueberschrift über seine Handlungsweise ist Unbeständigkeit, Unverstand, Frivolität. In Petersburg und Moskau, in Stockholm leben viele tausend Deutsche, an denselben Orten sieht man auch die Franzosen zu Tausenden herumgehen. Aber der Deutsche ist, wie Arndt treffend bemerkt, der große Kaufmann, der tüchtige Handwerker, der Arzt, der Gelehrte, der Künstler. Der Franzose dagegen springt in den kleinen Diensten und Geschäften des Lebens herum, als Sprach- als Tanzmeister, Haarkünstler und Feitbieter von allerlei Zierlichkeit für den Schein und Putz des Geistes und Leibes. Dies sind Betrachtungen, die sich überall anstellen lassen, wo uns die modern-französische Symbolik entgegentritt, besonders aber in den Räumen der Versailler Paläste. — In den Garten aber können wir nicht eintreten, ohne sogleich von der Großartigkeit des ersten Eindrucks wahrhaft überwältigt zu werden. Man möchte behaupten, daß hier alle Quellen der Kunst erschöpft seien, um so bezaubernde Stätten zu bilden. Hier ist es ein Felsen, von dem ein Sturzbach niederschäumt, um jenen kleinen See zu bilden. Dort zieht eine herrliche Wiese unsre Aufmerksamkeit auf sich. Ueberall Bosquete, verschlungene Alleen, Grotten und Labyrinthe. Dann folgen idyllische Partien mit strohbedeckten Lanbhäusern, epheuumrankt, aber im Innern glänzend von Gold und Marmor. Nicht minderes Aufsehen erregt ein dem Gott der Liebe errichtetes Tempelchen, in dessen innerstem Raum seine Statue sich befindet. Doch fühlt man sich nirgends eingeladen zu trauern Verweilen. Es ist Alles zu ausgedehnt und großartig, um idyllisch zu sein, das heißt, um als niedliches Bild in dem Spiegel unserer Seele widerzustrahlen. Am äußersten Ende des Gartens sind noch zwei Paläste, Groß- und Klein-Trianon. Zu ihnen hin führen breite Wege durch hohe Pinienwälder. Lieblich würde uns das Säuseln der Lüfte in den Wipfeln der Bäume vorkommen, wenn es nicht zu hoch ginge und zu oft gestört würde durch das Aechzen der sich beugenden Stämme. Es klinget eher wie Seufzen und Stöhnen. Das scheint nicht die Sylphe des Friedens zu sein, wie sie um Rousseau's Einsiedlei in Montmorency wehl and haucht. Diese hohen Bäume, ernste Greise jetzt, stehen da wie die noch klagenden Augenzeugen so vieler Unnaturen, die sie gesehen, einer Dubarry, die in fünf Jahren dem Staat vierhundert Millionen gekostet, und jener Unzahl von Höflingen und Schmeichlern, die satt von dem Blute dreier Menschengeschlechter hier verunkrochen. Viel könnten sie erzählen von einem Monarchen, der hier wandelte, versenkt in dem Strudel der Wollust, von schwachen und schlechten Ministern, von den Zurechtträgern der Lettres de Cachet, von Dichtern und Philosophen, von denen die Einen die Religion, die Andern den Staat untergruben. Sie sahen einst die glänzendste Monarchie in den Abgrund einer Revolution stürzen! —

Wie ganz anders das Thal von Montmorency und die noch lebenden Zeugen von Rousseau's Einsamkeit. Nie drängte sich uns das Gefühl eines schärferen und überraschenderen Contrastes auf, sobald wir diese Miniaturlandschaft mit ihren Wäldchen, Dörfern, Bergen und Mühlen betraten. Das ist das frische, lebensvolle Bild einer Natur, die noch jetzt sich des Andenkens eines Mannes zu freuen scheint, der ihr wahrster, ihr wärmster Verehrer war. In Liebestränen, sagt Börne von ihm, lag er zu ihren Füßen, und sie sah ihn lächelnd an, wie sie noch Jeden anlächelt, der seufzend vorübergeht. Hier erholte er sich von der Schwüle, von dem Druck seiner argen Zeit. Hier warf er sich mit Gluth in die tausend unschuldigen Glückseligkeiten jener Tage, die er an den schönen Ufern des Genfersees verlebt, und dichtete seine Neue Heloise. Glücklicher Apostel der Einsamkeit! Erhabenes Beispiel eines Unglücklichen, dem die Natur tausendfältigen Ersatz bot für sein Leiden in der geselligen Welt. Er liebte die Natur, und er fand sie, und nur sie, in den Tagen des Unglücks. Er empfand es, wie Tugend leichter und freier in der Einsamkeit ausgeübt wird, als in der Welt. Niemand schämt sich in der Einsamkeit der Tugend, da hingegen sie gebeugt durch die Welt schleicht und in großen Versammlungen bescheiden in der Ecke steht. Du hattest dich selbst aus einer Gesellschaft verbannt, deren Sünden in dem Versailler Hof gleichsam in einem Mikrokosmos dich mit Abscheu erfüllten. Darum erlaubt du nicht dem Schmerze, selbst von deinen Freunden verlassen zu werden. Aber du fandest eine andre Welt, ein andres Volk, das die vertraut ward, das harmlose Geschlecht der Pflanzen. Kein Stubium, keine Beschäftigung beruhigt mehr die Seele und wendet leichter die Augen von den Leidenschaften der Menschen ab, als die Pflege der Pflanzen. Rousseau regte den Geschmack dafür an, und wir brauchen nur den Leidenschaften der Malesherbes, seines innigsten Freundes zu nennen, und St. Pierre, um zu zeigen, wie mächtig sein Beispiel wirkte. Wenn die Chancen des Schicksals, sagt Chateaubriand, uns aus der Gesellschaft werfen, verbreitet sich unsre überschwängliche Seele über die stumme Ordnung der Schöpfung und wir finden dabei ein Vergnügen, wie wir es niemals vermuthet hätten. Da ist kein Widerspruch, keine schreiende Disharmonie! — Rousseau's Herz fühlte sich der Gesellschaft seiner Zeit entfremdet, er war unglücklich. Aber ohne dieses Unglück würden die liebenden und edelsten Eigenschaften seiner Seele unthätig und unentwickelt geblieben sein. So machte jenes dieße zu dem harmonischen Instrument, dem bei dem geringsten Hauch die unaussprechlichsten Accorde entönten. Ihm, dem mit der Welt Zerfallenen, wenn er im einsamen Dunkel des Waldes eine Tulpia silvestris fand, die wie er die Zurückgezogenheit liebt, schwand jeglicher Kummer; wenn er aber während der glücklichen Ruhe eines Morgens von jenem Hügel aus hier die reichen Gefilde, dort die hinter purpurnem Gewölk hervortauchende Sonne schaute, konnte der Schmerz nicht länger sich behaupten gegen solches Schauspiel. Da erwachte in ihm jene Kraft und Frische, ohne die er nie den Entschluß und Entwurf zu seinem unvergleichlichen Emil hätte ausführen können. Daher in seinen in dieser liebenswürdigen Einsamkeit geschriebenen Romanen diese hinreissende Beredtsamkeit, diese Unmittel-

Digitized by Google

barkeit der Auffassung, diese Wärme der Ueberzeugung. Mag auch sonst geurtheilt werden über die hier entstandenen Werke, wie da will, der Eindruck, unter welchem sie geschrieben wurden, war ein wahrer und unmittelbarer, und so auch wirkten sie wieder. Rousseau's Emil ist kein praktisches Buch und die Frauen würden unklug handeln, wollten sie darin Regeln für die Erziehung ihrer Kinder suchen. Aber durch diesen Roman und noch mehr durch die Neue Heloise ward gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine ganz andre Klasse von Gebildeten gegen die alte Ordnung des Lebens eingenommen, als diejenige war, welche einen Voltaire, Helvetius und Diderot verehrte. Der edlere und gefühlvolle Theil dieses Publikums wandte sich mit Wohlgefallen einem Schriftsteller zu, der nicht blos zerstörte und zerstörte, sondern eine Religion des Herzens, eine Tugend des Gefühls verkündete und somit etwas Positives brachte. Rousseau stellt dabei diejenige Art von Bildung und Freiheit, welche in der sogenannten guten Gesellschaft herrscht, in ihrer Leerheit und Blöße dar, weiß den eniartelten Sinn seiner Zeitgenossen an der Steifheit und Geschmacklosigkeit ihrer Kleider und Gebäude nach, sowie an der Einstellungsart der Natur bei Gartenanlagen. Welchen Eindruck er hervorbrachte, beweist, daß diese Dinge sich seitdem visirlich geändert haben. Ueberall näherte man sich der Natur wieder, die Gärten nahmen nach und nach das Gepräge der englischen Anlagen an und legten so ihr steifes Ansehen ab. Nur der Hof blieb der alten Etikette, dem ungeheuerlich-pedantischen Garten-Baustyl getreu. Rousseau's Einsamkeit und seine Menschen fingen seitdem an, die Muster zur Nachbildung zu sein. Alles, und besonders eine Legion von deutschen Nachahmern, winselte und pinselte von Natur und Naturleben. Es erzeugte sich ein Chaos von Begriffsverwirrungen; Gesellschaft und Natur im heißen Kampfe riefen zahllose Experimente auf politischem und literarischem Gebiete hervor. Keines hielt die Probe. — Der Kampf der Gegenstäge besteht noch und wird bestehen, aber Niemand wird Versailles und Montmorency betreten, der nicht im Herzen dem Mann ein Denkmal setzt, welcher, wie ein Dichter sagte, aus Christen Menschen wirbt. E. Glaser.

Feuilleton.

— Vor einiger Zeit sah man im hiesigen Kunstverein das Portrait des berühmten Philosophen Arthur Schopenhauer, gemalt von Lunteschütz. Dasselbe war durch eine kräftige Auffassung des geistvollen Kopfes, durch unverkennbare Aehnlichkeit und energischen Vortrag ausgezeichnet. Dies Portrait hat, wie wir hören, ein vornehmlicher Gutsbesitzer angekauft, um mit ihm eine kleine Kapelle zu schmücken, die er in Ehren Schopenhauers errichten läßt.

— Anonyme Einsendungen. Manche Redactionen haben den Grundsatz, jedes ihnen zugesandte Inserat aufzunehmen, falls nur die Einrückungsgebühr bezahlt ist. Sie geben der namenlosen Einsendung auch dann Raum, wenn sie völlig unbegründete Angriffe, zu Verläumdungen gegen Privatpersonen enthält. Der Betroffene wird alsdann wohl nicht genannt, aber in der Weise bezeichnet, daß er sie seinen Freis unverkennbar ist. In Frankfurt am Main kam es geschehen, daß Jemand in der Zeitung, die er sich beim Frühstücken kommen läßt, eine Beschimpfung seines Familienlebens, seiner Schwester, Tochter oder Frau lesen muß. Wendet er sich sodann an die Redaction, so wird ihm die Antwort, man kenne den Einsender nicht. Was soll er nun thun? Soll er den Herausgeber zu mannhafter Genugthuung fordern? Aber es ist nicht Jedem zuzumuthen, daß er sie für die Rettung seiner Ehrenbrer zu Säbel und Pistole greife; auch wäre sich der Redacteur schwerlich stellen. Soll er sich eine Chrfeige ins Gesicht auslöschen? Seine Hand würde dieselbe vielleicht mehr empfinden, als die getroffene Wange, und der Skandal, der von einer solchen Person abgewendet werden sollte, wäre nur vergrößert. Auch für das Allgemeine ist das häufige Vorkommen jener niederträchtigen Angriffe schädlich; der öffentliche Sinn für Anstand, Sitte und Ehre wird dadurch in bedenklicher Weise abgeschwächt. Es gibt eine breite Anzahl gemeiner Seelen, welchen die Verunglimpfung des Nachbars so lange Freude macht, bis die Reihe auch einmal an sie kommt. Unter diesen Umständen verdient das Verfahren eines hiesigen Advocaten, des Herrn Keehs-Schmitt, welcher den Frankfurter Anzeiger herausgibt, ehrende Anerkennung. Er macht bekannt, daß anonyme Einsendungen auch dann in seinem Blatte keine Aufnahme finden, wenn die Gebührgebühr beigelegt ist. Immer ist es besser, sich zuweilen einen Sechsbätzner entgehen zu lassen, als der Besserbefreiet bei einem unsichtbaren Angriff auf die Person und Familienruhe eines Dritten zu sein.

— Georg Schirges über die zweite Welt-Ausstellung. Im thätigen Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M. sind kürzlich die zuerst im Frankf. Journal abgedruckten Berichte über die Pariser Industrie-Ausstellung von Georg Schirges in sehr vermehrter und verbefferter Ausgabe erschienen unter dem Titel: Die zweite Welt-Ausstellung, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Industrie. Briefe aus Paris (310 S.); ein Buch, das wir aufs Angelegentlichste empfehlen können. Dasselbe bietet keine technischen Gutachten, keinen beschreibenden Katalog, sondern belehrende und höchst anregende Betrachtungen eines durchgebildeten Mannes. Schirges hat sich die Aufgabe gestellt, seine praktischen, gründlichen Anschauungen der materiellen Verhältnisse — er besitzt namentlich eine seltne Einsicht in die Gewerbezustände — in eine nicht blos allgemein verständliche, sondern selbst sorgfältige und warme Darstellung zu kleiden. Sie wird jeden denkenden Kopf fesseln, wenn dieser auch das Abgehandelte bisher fremd und fern blieb, da der Verfasser die höheren menschlichen Interessen nie auf dem Auge verliert und manchen neuen Blick eröffnet. Er macht die Bedeutung der heutigen Industrie für die Gesammtkultur und die soziale Wohlfahrt in lebendigen Zügen anschaulich. Hieraus beruht, abgesehen von der praktischen Belehrung, ein nicht geringer Reiz dieses Buches. A.

— Von der Literarischen Anstalt wird demnächst ein neues Werk in zwei Bänden von Karl Gutzkow versandt werden. Dasselbe führt den Titel: „Die kleine Narrenwelt“ und ist eine Sammlung kleiner Arbeiten, die jedoch durch einen gemeinschaftlichen Faden zusammengehalten werden und größtentheils hier zum erstenmal im Druck erscheinen. — Von Alexander Jung ist bei Brockhaus ein kleiner Band „Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geist“ erschienen.

— Aus der Jugendgeschichte des Professors Naur. Die große französische Revolution daf so abnorme Zustände hervorgerufen, daß, so viel auch über diese Epoche geschrieben worden ist, die Jugendgeschichte der Männer jener Zeit immer neue Züge dazu liefert. Der im Jahre 1854 verstorbene berühmte Pariser Chirurg Roux war 1790 in Auxerre geboren. Seine Jugendbildung erhielt er in der von den Benedictinern gestifteten Militärschule seiner Vaterstadt, aber mit der Aufhebung des Benedictinerordens wurden die Lehrer an dieser Universitätsanstalt an Zahl so sehr beschränkt, daß der berühmte Mathematiker Fourier im Alter von kaum 24 Jahren gleichzeitig Algebra, Geometrie, Rhetorik, Philosophie und Geschichte vortrug, obgleich sowenig Philologe, daß, als Senaparte ihn in Aegypten auffertrte, am Fuß der Pyramiden ihm Lucan's berühmte Parallele zwischen Cäsar und Pompejus zu übersetzen, Fourier damit nicht zu Stande kommen konnte. Mit diesen Lehrkräften nicht zufrieden, bestieg Fourier auch noch die Rednerbühne im Volksklub und wurde im Lauf des Jahres 1793 dreimal angegriffen und preismal eingekerkert. — Mit 15½ Jahr wurde Roux von seinem Vater, einem Wundarzt, als Gehilfsdreisbeamter 3. Classe zum Standes- und Maas-Herre geschickt. In 18 Monaten hatte die Republik bei ihren 14 Heeren 600 Wundärzte verloren und erst 1794 waren die chirurgischen Schulen errichtet worden, um in drei Jahren 550 Wundärzte zum Heere zu stellen. Einstweilen mußte man mit dem 15jährigen, kaum in die ersten Anfangsgründe eingeweihten Schüler Roux vorlieb nehmen. Roux kam an das Militärkrankenhaus zu Aachen mit einem monatlichen Gehalt von 200 Frcs. in Assignaten, welches zum notdürftigsten Auskommen nicht ausreichte, daher er mit seinen Collegen darauf angewiesen war, auf andern Wegen sich das Fehlende zu verschaffen. Erst im Januar 1796 wurde durch Einführung einer Naturalverpflegung und monatliche Zulage von 8 Frcs. dasr diesen Mißbräuchen ein Ende gemacht. Er verlies bald die militär-ärztliche Laufbahn und wurde zuerst am Hotdieu Beamten, dann nach seiner Verheirathung mit der Tochter Boyers' an der Salpetrière Schwiegervaters am Charitékrankenhause angestellt. Seine Umstände waren so dürftig, daß er ein Anleihen hatte machen müssen, um seiner Braut ein nothdürftiges Geschenk darbieten zu können; freilich war der große englische Chirurg und Anatom John Hunter 43 Jahre all geworden, ehe er ans Heirathen denken konnte und mußte eine Abhandlung herausgeben, um die Kosten der Trauung zu decken. st.

— Der berühmte Theologe Schleiermacher beschäftigte sich gern mit der Erfindung von Wort- und Sylbenräthseln zu geselliger Unterhaltung.

Digitized by Google

Einige verliefen haben die allgemeinste Verbreitung gefunden und Mancher, der sie kennt, weiß nur den Namen des Verfassers nicht. Wir theilen ein halbes Dutzend dieser geistvollen Scherze mit.

1) Mehr den Zusatzing, dessen Erstes
So ein Zweites ist.
Das er selbst das reichte Ganze
Gern dadrei vergißt.

2) Es ist mehr als Veralten uns soviel als Verwalten;
Es erhält uns die Güter und zerstört die Gestalten.

3) Sie ward vordem im Traum gesehn,
Den Blick hinan zu leiten;
Er aber möge wachend stehn
Hienieden mir zur Seiten.

4) Gutes Gehör braucht keiner als Andre das Erste zu fragen,
Gutes Gesicht kann weiter wohl das Zweite erspähen,
Guter Geschmack hat gewiß das Ganze lieberd verehret,
Doch kaum Alles genossen, was nur zu reichlich es darbeut.

5) Wir sind's in unsern Erdenlagen,
Im Tode sind wir's nimmermehr.
Die sind's gewiß, die wir zu Grabe tragen,
Doch eben diese sind's nicht mehr.
Wir sind es eben, so lang wir leben,
An Kleidung, Buchs und Angesicht;
Und weil wir leben, sind wir es eben
Zur Zeit noch nicht.

6) Durch's Erste glaubte man die Zukunft sonst zu benten;
Durch's Zweite wähnen wir die Zukunft zu bereiten.
Doch ist das Ganze nur der Gegenwart geweiht
Und seiten, daß es sich der Zukunft noch erfreut.

Schleiermacher's Name selbst wurde von A. W. Schlegel, als derselbe im höheren Alter sich einer durchaus rationalen Anschauung zugewandt hatte (ein dem gewöhnlichen völlig entgegengesetzter Entwickelungsgang), zu einem sehr unbestimmten und ungerechten Vorwurfe verwandt:

Der nackten Wahrheit Schleier machen
Ist aller klugen Lehrer Amt,
Und Schleiermacher sind drei so bewandten Sachen
Die Meister der Dogmatik ausgenommen.

Freitag den 7. März findet im hiesigen Theater ein großes Vocal- und Instrumentalconcert unseres Musikdirectors Georg Goltermann statt. Unter Anderem werden wir die zuerst in den Leipziger Gewandhausconcerten mit größtem Beifall aufgeführte Sinfonie des Concertgebers zu hören bekommen, außerdem Mendelssons Musik zum Sommernachtstraum, mit verbindendem Text von Roderich Benedix. Unser gefeierte Sängerin, Fräulein Betty, wird sich nicht allein in verschiedenen Gesangsvorträgen hören lassen, sondern auch als Claviervirtuosin zum Erstenmal in Frankfurt auftreten. Es ist bekannt, daß Fräulein Betty von sehr geschickte Clavierlehrerin ist. Außerdem werden die ersten Gesangsträfte unserer Bühne Herrn Goltermann unterstützen. — Somit ist den Freunden der Oper und der Concertmusik Gelegenheit geboten, einen schönen und gediegenen Kunstgenuß mit der ehrenden Anerkennung und Aufmunterung für einen Mann zu verbinden, der, wenn auch als Komponist in weiten Kreisen rühmlich bekannt, doch durch seine Stellung am hiesigen Theater berufen ist, sein Talent und seine Thätigkeit zunächst den musikalischen Interessen unserer Stadt zu widmen. m.

Bühnenschau.

(28. Februar.) Goethe's Clavigo. — Man könnte dies Drama das ächteste Verbild unserer deutschen Familienstagödie nennen. Unter seinen thränenreichen Gemälden alltäglicher Bedrängnisse und bandaberer Leiden ist Clavigo einzig durch die scharfen Umrisse der Handlung und Kraftheit der Charaktere; so ist insgemein ein Wort zu viel, niemals dem augenblicklichen Eindrund das Interesse des Ganzen geopfert. Clavigo gleicht einer antiken Tragödie, die ihren Kothurn abgezogen und ihren Königsmantel weggeworfen, um sich auf dem Boden des gemeinen Lebens und im Bürgerkleide zu bewegen. Es ist derselbe künstlerische Geist, mit derselben schaffenden und gestaltenden Kraft; aber er wendet diese nicht mehr zu Götterstatuen an, sondern bildet Menschen, die uns nahe stehen, oft zu nahe, und die, können sie unter Gemälde auch nicht erheben, es doch dringender anregen, eben weil die Rückerinnerung auf uns selbst so leicht und natürlich ist. Sophokles im Frad, Orestes als Lieutenant, die Tochter des Menelaus als schwindsüchtiges Hausfräulein, und Pyrrhus als Journalist! Um so wunderbarer, daß Goethe, trotz der Verlockung, die hier so einladend winkte, seine Zeit, seine Verhältnisse, seine Beziehungen mit in das Drama hineinspielen zu lassen, auch hier rein objektiv geblieben ist, nach der gewohnten Weise seiner Dichternatur. Dabei versteht es sich von selbst, daß die Zeitbewegung und die gewöhnliche Umgebung nicht ohne stillwirkenden Einfluß bleiben konnten. Marie Beaumarchais ist ganz ein Kind jener Tage, wo die sämmtliche Empfindsamkeit als Seelenadel galt: man sah sich selbst weinend zerfließen, und Beaumarchais selbst, eine verkleidete Figur vom Maskenballe, während alle anderen Personen des Stückes sich natürlich und lebensfrisch vor uns bewegen. Die Goethe'schen Typen zum Kauft sind, der ersten Vorzeichnung nach, schon im Clavigo enthalten. Clavigo-Kauft, groß von Talent und schwächlich von Charakter; Carlos-Mephisto, der geduanenkalter Leiter und Verderber, der das Innere des Menschen ausspähen und nichts darin lassen will, als den Gedanken an eitlichen Genuß, an die Befriedigung der Sinnlichkeit oder der Eitelkeit. Das Verhältniß der Feind. Carlos ein Freund ist, blieb ist nur eine äußerliche Verschiedenheit, die das Wesen unberührt läßt; denn im Grunde betrachten Beide das Menschenkind, das sie vor sich haben, nur als einen Stoff zur Behandlung, nur als Werkzeug zu ihren eigenen Zwecken.

Merk erklärte Clavigo für Goethe's unwürdig. Solche Selbsttäuschung des Kritikers ist nur bei dem erklärlich, der Clavigo gelesen, nicht auf der Bühne gesehen hat. Der Fall hat es gefügt, daß ich so bis zu diesem Abend nie einer Darstellung des Clavigo beigewohnt; und wie war da plötzlich in dem so wohlbekannten Drama so vieles Unbekannte zu entdecken! Namentlich tritt die vortreffliche Anlage des Dramas ins Klare. Rasch wie ein Dampfer schießt die Handlung hin auf den Fluthen der Leidenschaften und der Interessen, gerade los auf das Ziel der dramatischen Fahrt. Da ist Alles Thun und Leben; nirgends ein schleppender Augenblick, von einer Szene zur andern spannt sich die Lage, bis sie gewaltsam zusammenbricht. — Es ist gesagt worden, daß doch nur eine blinde Zufälligkeit den Clavigo zu Mariens Leichenzug bringe, und deutlich die Katastrophe herbeiführe. Solch ein Tadel will mich wahrhaft kindisch bedunken. Ein Zufall, ein höchst unwahrscheinlicher, wäre es im Gegentheil gewesen, wenn Clavigo nicht von Mariens Tod gehört hätte; mit dieser diesen Ende aber ist alles Andre von selbst als nothwendig gegeben: daß der schwächliche Mensch weiterum Reue fühlt, die Leiche sehen will, und als Opfer der brüderlichen Rache fällt. Clavigo mußte den Tod Mariens erfahren; wie der Dichter ihm diese Kunde zubrachte, ist im Grunde gleichgiltig: jedenfalls that es Goethe auf die Weise, die theatralisch am Wirksamsten war. — Die Aufführung des Stückes war vortrefflich. Herr Schneider als Clavigo gab Feuguit von höchst bemerkenswerthem Vertichtit auf seiner Bahn. Nur hat er sich gewöhnt, zu oft die Lippen krampfhaft zu schließen, als Zeichen der Verlegenheit, des Zornes, der Nachdenklichkeit; dies steht ihm durchaus nicht gut. Kritik, die treue Freundin des Künstlers, (trru im Lächeln, treuer oft im Zürnen,) rüth ihm freundlichst, diese Idee Gewohnheit abzulegen. Herr Rückert (Beaumarchais), Fräulein Genelli (Marie), Herr Wertenstein (Buenco), sie alle leisteten mehr oder minder lobenswerthes. So klein die Rolle des Buenco ist, der Darsteller wußte sie in das rechte Licht zu setzen und zu halten. Herr Schmarz, ein derbtüchtiger Künstler von ächtem Schrot und Korn, gab innerhalb seiner Auffassung den Carlos wahr und richtig. Innerhalb seiner Auffassung; denn gerade mit dieser kann ich nicht ganz übereinstimmen. Mir schien die Rolle mehr Schärfe und Glätte des Tons, mehr Höhe des Bewußtseins über dem armen Clavigo, mehr Annäherung an das bekannte und spitze Wesen eines Mephistopheles, (Annäherung, und nur diese,) zu erfordern. Herr Schwarz schien mehr den ruhigen Freund als den kalten Weltmann hervorzuheben.

Das Publikum zeigte sich heute Abend dankbar. — Wie ich so unter mitleidigen Thränen manchen schönen Zuckauerin, den Bühnen-Clavigo hinsterben sah, stellte sich mir unwillkürlich das Bild des ächten Clavigo von Madrid dar, und verdarb mir einigermaßen den ganzen Rührungsdrang. Von Jose Clavijo y Fajardo, Journalist, Theaterrecensor, Hofbibliothekar, war nämlich seinerzeit so schwach und feige, als Goethe ihn darzustellen für dramatisch nothwendig hielt; vielmehr war er ein ganz tüchtiger Haudegen, und gab dem tapfern Beaumarchais auch eine Probe davon. Er hatte lange Zeit seine Absicht, Mariens, zu verheirathen, und ihr Vermögen zu erben, mit großer Kühnheit verfolgt. Als Beaumarchais nach Madrid kam, um seine Schwester zu rächen, und Clavijo ihn zum Duell forderte, nahm er die Herausforderung an, und bestimmte Pistolen als Waffen. Beaumarchais, der sich auf Pistolen nicht verstand, wählte Degen, und gab dem tapfern Gegner eine Probe davon. Er hatte lange Zeit seine Absicht, Mariens, zu verheirathen, und ihr Vermögen zu erben, mit großer Kühnheit verfolgt. Als Beaumarchais nach Madrid kam, um seine Schwester zu rächen, und Clavijo ihn zum Duell forderte, nahm er die Herausforderung an, und bestimmte Pistolen als Waffen. Beaumarchais, der sich auf Pistolen nicht verstand, wählte Degen, und gab dem tapfern Gegner eine Probe davon. Er hatte lange Zeit seine Absicht, Mariens, zu verheirathen, und ihr Vermögen zu erben, mit großer Kühnheit verfolgt. Als Beaumarchais nach Madrid kam, um seine Schwester zu rächen, und Clavijo ihn zum Duell forderte, nahm er die Herausforderung an, und bestimmte Pistolen als Waffen. Beaumarchais, der sich auf Pistolen nicht verstand, wählte Degen, und gab dem tapfern Gegner eine Probe davon.

Das Publikum zeigte sich heute Abend dankbar. — Wie ich so unter mitleidigen Thränen manchen schönen Zuckauerin, den Bühnen-Clavigo hinsterben sah, stellte sich mir unwillkürlich das Bild des ächten Clavigo von Madrid dar, und verdarb mir einigermaßen den ganzen Rührungsdrang. Von Jose Clavijo y Fajardo, Journalist, Theaterrecensor, Hofbibliothekar, war nämlich seinerzeit so schwach und feige, als Goethe ihn darzustellen für dramatisch nothwendig hielt; vielmehr war er ein ganz tüchtiger Haudegen, und gab dem tapfern Beaumarchais auch eine Probe davon. Er hatte lange Zeit seine Absicht, Mariens, zu verheirathen, und ihr Vermögen zu erben, mit großer Kühnheit verfolgt. Als Beaumarchais nach Madrid kam, um seine Schwester zu rächen, und Clavijo ihn zum Duell forderte, nahm er die Herausforderung an, und bestimmte Pistolen als Waffen. Beaumarchais, der sich auf Pistolen nicht verstand, wählte Degen, und gab dem tapfern Gegner eine Probe davon.

Q. F.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°, und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5, oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2, 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 10. Frankfurt a. M., den 8. März 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Kaiser und Stadtschultheiß. Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Konstantin Simonides.

Thomas Babington Macaulay. II. Die Cäsier.

Feuilleton. Franz Bachert. — Börsenscenen. — Hesse's romanische Anekdo. — Preisnovellen. — Aus dem Jahre 1522 u. s. w. u. s. w.

Bühnenschau. Raymond, oder das Geheimniß der Königin.

Kaiser und Stadtschultheiß.

Frankfurter Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Otto Müller.

(Schluß.)

Mehrere Jahre sind seitdem verflossen und wieder reift, wie im Anfang unserer Geschichte, die Traube einem frühen Herbst entgegen; aber reicher und voller als seit langer Zeit prangt sie am Weinstock, und vornehmlich ist's das alte Holz, dies echte und unträgliche Kennzeichen eines gesegneten Weinjahres, das die größten und saftigsten Trauben zeigt. Schon richtet man auch im Hause des Stadtschultheißen die Keller her; aber der Schreinermeister, der seit vielen Jahren dies Geschäft besorgt hat, schickt diesmal seinen jüngsten Gesellen, denn er selber arbeitet mit dem kunstfertigen Altgesellen aus der Oberpfalz an einem andern Stück, das der Keller allenfalls darin ähnlich ist, daß man's auch nur einmal anschafft, wo es dann für langen Segen ausreichend befunden wird. Aber wir sagen nicht, was für ein rares Ding es ist, woran der wackre Meister mit ganz besonderem Eifer arbeitet, während der Altgeselle es mit seinem Holzschnitzwerk verziert; heimlich hat's die Frau Stadtschultheißin so bestellt und war selber schon zweimal in der Werkstatt, um sich persönlich von dem Fortgang der Arbeit zu überzeugen und zur Eile zu mahnen. An Gestalt gleicht es einem Weberschiffchein, nur vielmal größer; rühret man es aber an, so schaukelt's gleich einem Nachen, nur vielmal kleiner, sanft hin und her wie auf unsichtbaren Wogen, und steht lange nicht wieder still. Rath', lieber Leser, was ist das? —

Frau Anna Margaretha kam eines späten Nachmittags mit hochglühendem Gesicht nach Hause, ihr Herz pochte fieberhaft, ihre Stimme zitterte, hastig fragte sie in der Küche nach ihrem Mann und hörte, daß er im Garten sei. Sie eilte ihn hier zu suchen, und erblickte ihn endlich auf dem hintersten Gelände, wie er mit dem Spaten in der Hand regungslos dastand und einem Maulwurf auflauerte. Ihn bei einem solchen Geschäft zu stören, wäre zu jeder andern Zeit sehr gewagt gewesen und auch jetzt stockte der Stadtschultheißin Fuß, nur behutsam schlich sie auf den Zehen näher. Da er aber auf ihren leisen Zuruf kaum achtete, sondern ihr blos durch einen strengen Blick zu verstehen gab, daß sie sich ruhig verhalten solle, überwand sie ihr letztes Bedenken, sprang ohne Weiteres über die Gurkenbeete auf ihn zu und rief:

Was kümmert mich dein dummer Maulwurf! Heute sollst du ihn nicht fangen, bilges du mich auch noch so zornig an! Allons, Johann Wolfgang, thu' wie sich's ziemt und lege den Ornat an, vergiß auch die goldne Gnadenkette mit dem Bildniß der glorreichen Kaiserin Marie Theresia nicht und sege deine Staatsperücke auf. Dann geh' nach dem Hirschgraben und verweile dort so lange in der unteren Stube, bis man dich hinaufholt; denn so es Gottes gnädiger Wille ist, sollst du heute noch einen ganz anderen Maulwurf attrapiren, und zwar grade so, wie dein eigner Großvater, der weiland Viehofechter und Präses Vikarius am kurfürstlichen Hofgericht zu Heidelberg, Herr Johann Wolfgang Textor, bei deiner Geburt erschien und dir in pontifikanlibus den großväterlichen Segen ertheilte.

Was? ist's schon ultimo? rief der Stadtschultheiß erschrocken.

Frag' nur nicht lange, sondern mache, daß du hinkommst! sagte Frau Anna Margaretha hastathmend. Der Rath hat ganz und gar den Kopf verloren und packt auf der Bedenkammer alle italienische Landkarten zusammen. Flink, flink, bester Mann, ich laufe derweilen zur Hebamme!

Ohne auf seine besorgte Frage nach Elisabeth zu hören, eilte sie aus dem Garten; du alten Herrn aber hatten Schrecken und Freude so verwirrt gemacht, daß er gar nicht mehr wußte, was er that und in seiner Zerstreutheit den Spaten wie ein herziges Püppchen auf beiden Armen in's Haus hineintrug.

Sehr zur ungelegenen Zeit trat ihm hier der Rottmeister Krafft entgegen und rapportirte dem hochedlen Herrn Stadtschultheißen von der seit einigen Tagen unter einem Theil der geringeren Bürgerschaft herrschenden Gährung von wegen der jüngst erfolgten Anschaffung einer neuen Feuerspritze. Es sei die höchste Zeit, daß den Aufhetzern und Calumnianten ihr Handwerk gelegt werde, wozu er sich nähere Verhaltungsbefehle erbitte.

Was haben denn die Leute gegen die neue Feuerspritze einzuwenden? fragte der Stadtschultheiß verwundert. Ich meine, sie sollten Gott danken, daß ihre Obrigkeit sie vor möglichem Schaden zu behüten sucht?

Sie sagen, entgegnete der Rottmeister, die alten Spritzen seien zwar schlecht und taugten in den Grund und Boden nichts, aber man wisse doch wenigstens, daß bei einem Brande nichts mit ihnen auszurichten wäre; so sei denn jeder Bürger von selber genöthigt, sich in seinem Hause nach Feuer und Licht gehörig umzusehen. Die neue Feuerspritze aber werde bald Den, bald Jenen die nöthige Vorsicht versäumen machen, denn kein Mensch könne mehr mit Sicherheit sagen, wie man künftig mit dem städtischen Löschmaterial daran wäre.

Nun, der Grund ließe sich noch allenfalls anhören, sagte der Stadtschultheiß. Denn die so reden, haben mindestens darin Recht, daß beständige Vorsicht besser ist als allzugroße Sicherheit. Nur vergessen sie freilich, daß die neue Feuerspritze nicht sowohl ange-

Digitized by Google

schafft ward, um dem unachtsamen und lasterhaften Bürger die Furcht vor Feuergefahr zu benehmen, als vielmehr um bei einem wirklichen Brande bessere Dienste zu thun wie die alten.

Das ist's gerade, was ich dem hochedlen Herrn Stadtschultheißen melden wollte, fuhr der Rottmeister fort. Die bösgesinnten Rathsfeinde behaupten öffentlich an den Wirthstischen, die neue Feuerspritze sei blos für die reichen und vornehmen Leute angeschafft worden, während dem die ärmeren Bürger, käme es wirklich zu einem Brande, sich wie früher mit den alten und schadhaften Spritzen behelfen müßten.

Holla, welcher Erschrimm redet so ungebührlich von einer hohen Obrigkeit? fuhr der alte Herr zornig auf.

Wiederum ist der Liceatiat Habertag der Aufwiegler, berichtete der Rottmeister. Was ich über den Rumor ausgekundschaftet habe, länft Alles auf ihn als den Haupturheber des Lärms hinaus, und in der „blauen Henne" hocken die Mißvergnügten wieder allabendlich beisammen.

Das kommt von der übergroßen Gnade des höchstseligen Kaisers, brummte der Stadtschultheiß ärgerlich. Hätte mich der mildgesinnte Herr damals gewähren lassen, als der Gistmischel die Zünfte gegen uns aufhetzte, ihm wären längst die Krallen beschnitten. Aber wart', Musjechen, diesmal sollst du mir an die neue Feuerspritze glauben! Rottmeister Kraffft, ich muß ihm wegen Seines treuen Diensteifers belohnen, doch hab' ich jetzo keine Zeit, Ihn in dieser Sache zu expediren. Auf meines Schwiegersohnes Dach am großen Hirschgraben klappert der Storch gewaltig, und ohne daß es brennt, ist großer Feuerlärm daselbst. Komm' Er darum mit mir herein und helf Er mir den Ornat anlegen; bin ich erst glücklich zum Großpapa avancirt, dann wollen wir der blauen Henne und ihrer Brut das rebellische Gegacker ein für allemal legen. Komm' Er, Habertag und Consorten werden das Staatsgebäude nicht so schnell über'n Haufen werfen! —

Es war schon völlig dunkel, als der Stadtschultheiß im Hause des Schwiegersohns anlangte. Eine große Verwirrung herrschte daselbst und viele Leute rannten beständig die Treppen auf und ab, ohne daß man eigentlich wußte, was sie mit ihrer angstvollen Hast beschicken wollten. Herr Johann Wolfgang gebot mit strengen Worten den Domestiken Ruhe und fragte, ob seine Frau wieder da sei. Zu seiner Bestürzung hörte er, dieselbe sei zwar wieder zurück, aber die Hebamme, die sie gesucht, sei schon vergangenes Frühjahr gestorben und kein Mensch wisse nun zu rathen und zu helfen. Der Rath Goethe kam bleich und verstört die Treppe herunter, in der Hand trug er ein großes bestandtes Tintenfaß und hieß eine der Mägde es sogleich zum Dreher tragen, um den Deckel, der sich festgeklemmt habe, wiederherzustellen. Jetzt ward er des Stadtschultheißen ansichtig, der in der offenen Thüre von Frau Cornelias Stube stand und ihn schon zweimal angeredet hatte. Mit dem Ausruf: Ach, Herr Schwiegervater, was fangen wir an! stürzte er dem alten Herrn in die Arme.

Ei, Herr Sohn, wo haben wir unsern Kopf gelassen? redete ihn dieser liebevoll an und zog ihn in die Stube. Da sitz' Er und sammle Er vor Allem seine abhandengekommenen Verstandeskräfte wieder. Hätt' Ihn mein Lebtag für keinen solchen Confusionarius gehalten! Was ist's denn mehr? Was ist's denn mehr? Die junge Frau wird sich schon zu helfen wissen und den Kopf wird's auch nicht kosten. Darum Courage, Courage, Herr Schwiegersohn!

In dieser zumüthig barschen Weise suchte der Stadtschultheiß dem armen Rath, der die leibhaftige Rathlosigkeit selbst war, Muth einzusprechen, und es wäre ihm auch vielleicht gelungen, wenn nicht Frau Anna Margaretha gleich nachher in das Zimmer gestürzt wäre und zwar so heftig alterirt, wie er sie noch nie zuvor gesehen hatte. Kein Zweifel, auch sie hatte völlig den Kopf verloren, denn unter Händeringen rief sie wehklagend aus:

Was sind das für Einrichtungen! Was ist das für ein Regiment! Keine Hebamme in der ganzen Stadt aufzutreiben, als lebe man unter Menschenfressern oder Hottentotten! Sollte man's für möglich halten? Um Alles in der Welt bekümmert sich dieser hochweise Rath, der Herr Stadtschultheiß achtet in seinem unermüdlichen Amtseifer auf jeden Scherbesten im Zwickergäßchen, regiert Tag und Nacht wie nichts gut's drauf los, nimmt Alles ad acta, — und droben liegt sein eigenes leibliches Kind in schweren Nöthen, ohne Hülfe, ohne Beistand — die wichtigste Person im ganzen Staatswesen selbst — Frankfurt, das Kaiser ernährt und siebenundvierzig Schöffen und Rathsherrn und Syndici, sammt einer ganzen Legion von Schreibern und Gegenschreibern, Frankfurt hat nicht eine einzige Hebamme!

War es nun die Person der Anklägerin, oder war es die wirklich recht bittere Satyre, genug, der Stadtschultheiß sagte kein Wort, sondern kratzte sich verlegen hinter den Ohren. Wie es aber die Art heftiger Naturen ist, daß sie in einer rath- und hülflosen Lage weniger auf die drohende Gefahr als auf die Umstände, welche dieselben hervorgerufen haben, ihren Widerstand richten, so würde auch Frau Anna Margaretha in ihrer Philippika gegen das städtische Regiment und dessen oberste Autorität fortgefahren haben, hätte nicht die Ankunft von andern Verwandten der beiden Familien und die dadurch noch vergrößerte Verwirrung sie davon abgelenkt. Es war nämlich damals Sitte, daß bei einem solchen wichtigen Ereignis die nächsten Verwandten sich in den betreffenden Hause einfanden, und Onkel und Tanten, Vetter und Base da, wo es anging, sogar in ihrem höchsten Festtaat erschienen, um die ersten zu sein, die dem glücklichen Vater, den glücklichen Großeltern des Neugeborenen ihre Gratulation darbrachten. Diese oft sehr lästige Ceremonie ist zwar längst abgeschafft worden, im gegenwärtigen Falle aber war sie, wie gesagt, dem Stadtschultheißen sehr willkommen, und auch der arme Rath ward dadurch gezwungen, wenigstens äußerlich eine geziemende Haltung zu beobachten. Endlich kam eine Nachbarin herbei gelaufen und erzählte athemlos, es sei allerdings noch eine Hebamme in der Stadt, sie wohne da und da am Dome herum, eine sehr achtbare und zuverlässige Person, Nummer so und so viel, in dem zweiten Seitengäßchen linker Hand, das von der Schnurgasse aus nach dem „Pfarreisen" führe. Diese Nachricht brachte eine unbeschreibliche Aufregung unter die Gesellschaft, man fragte, man rathschlagte und redete durcheinander, der Stadtschultheiß aber machte allem Zögern ein Ende, indem er ausrief:

Ja, es ist ganz richtig, Kinder, die besagte Person kenn' ich, ihr verstorbener Mann war Trompeter bei unsern Stadtreitern, hieß, wenn ich mich recht entsinne, Franziskus Wambold, vordem Felsscheer in bischöflich bamberg'schen Diensten; man zünde mir eine Laterne an, ich will selber das Heilsweib herbeiholen, sein Mensch und nicht mal die Frau Stadtschultheißin, soll dem alten Terior nachjagen, er sei kein rechter Stadtschultheiß und verabsäume das Gemeinwohl — fuhr die Laterne!

Keine Vorstellung, keine Gegenrede half, er ging selber hinaus in die Küche und zündete die zwei Wachslichter in der mächtig großen Laterne an, die noch vom Weidenhof herstammte und womit einst der Hausknecht manchem wackern Gast heimgeleuchtet hatte. So trat der alte Herr im vollen Ornate seinen nächtlichen Gang durch die stillen dunklen Gassen an, indem er die Richtung nach den Neuen Krämen einschlug.

Auf dem Liebfrauenberg hemmte er seinen raschen Schritt und athmete mehrmals tief auf. Die Angst, die Unruhe und Verwirrung im Hause des Schwiegersohns, dazu die Sorge um sein geliebtes Kind, hatten ihn ganz und der Fassung gebracht, erst das Gehen in der frischen Luft erleichterte seine beklemmte Brust und er konnte sich allmälig wieder sammlen. Die Nacht war fast taghell, der Anblick des prächtig gestirnten Himmels stimme sein aufgeregtes Gefühl zu frommer Andacht, und wie er jetzt auf den hellen

Digitized by Google

Platz vor die Liebfrauenkirche trat, Alles ringsum so feierlich still war, nur das Plätschern des großen Brunnens das Schweigen unterbrach, da überkam ihn ein so freudiges Gefühl der Zuversicht, ein so sicheres Gottvertrauen, daß er unwillkürlich stille stand, das herrliche Firmament zu betrachten. Er erinnerte sich nicht, jemals eine solche Menge von Sternen am Himmel gesehen zu haben, noch ein solches zauberisches Gefunkel und Glänzen wie in der heutigen Nacht, und jetzt — ha! was bedeutete der große fremde Stern, der blitzend und funkensprühend gleich dem Diadem der Gottheit ihm grade zu Häupten stand und allen andern Sternen ringsum diesen erhöhten Glanz zu verleihen schien? Nie zuvor hatte der Stadtschultheiß dieses majestätische Gestirn gesehaut, es war nicht der Orion, nicht der Jupiter, nicht die Venus, alle verdunkelte er vielmehr durch seines lichtes Glorie und der Himmel schien sich in Wahrheit ihm zu Ehren so herrlich geschmückt zu haben.

Das ist ein guter Stern! jubelte der alte Herr. Unter seinem sichern Walten widerfährt uns gewiß nichts Schlimmes — ach Herr mein Gott, laß' diesen frohen Glauben meiner getrösteten Seele nicht zu Schanden werden!

Mit neubelebtem Muthe setzte er seinen Weg fort, und bald hatte die fröhliche Hoffnung sein Gemüth wieder dergestalt aufgerichtet und erfrischt, daß er sogar über seine Angst scherzte und seinen guten Humor wiedergewann.

Was ist denn überhaupt an dem ganzen Fall Außerordentliches, sagte er zu sich selber, als daß ich, der hochgebietende Stadtschultheiß von Frankfurt, in vollem Ornate in nächtlicher Weile mit einer Laterne wie ein zweiter Diogenes in der Stadt umherwandle, um eine Hebamme zu suchen? Aber die Zeiten, wo der Frankfurter Schultheiß noch als Burggraf im Saalhof residirte und das stolze Reichspanier trug, sind ja schon ein Weilchen vorüber; und wer weiß, über ein andre Weilchen geschieht's vielleicht, daß Enkel und Urenkel verwundert fragen, was für eine Sorte von Bärenhäuter es ein Frankfurter Stadtschultheiß gewesen sei? Ach, wenn ich ihnen das doch selber erzählen könnt! Habe mir's alle meine Tage gewünscht, nur ein einziges Mal mein liebes Frankfurt in hundert Jahren zu sehen, wie's da beschaffen sein mag. Ob sie dann wohl auch noch rumoren, wenn die Obrigkeit eine neue Spritze anschafft? Ob da auch noch erwelsche unter ihnen dem Rathe mit ihrer Raduliserei und Krakeelsucht das Leben sauer machen? Zur Stunde freilich muß ich's ihnen zum Ruhme nachsagen, 's sind gar friedsame Bürger, die Frankfurter, wenn sie auf'm Ohr liegen und den Schlaf des Gerechten schlafen. Da thut Keiner dem Andern was zu Leide, in den Gassen, in den Häusern geht's so friedlich her, und die zwei Augen des Thürmers auf dem Pfarrthurm reichen grade aus, die ganze Stadt zu bewachen. Ach, warum hat's doch unser Herrgott nicht so eingerichtet, daß die Obrigkeit bei Nacht regiert und am Tage schläft?

Unter diesen Betrachtungen, die er im halblauten Selbstgespräch anstellte, war der Stadtschultheiß an das bezeichnete Seitengäßchen in der Schnurgasse gelangt und schritt nun in dasselbe ein, sorgfältig an allen Hausthüren und Thorgängen nach der Nummer des Hauses spähend, in welcher die Wittwe des verlebten Trompeters Wambold wohnen sollte. So kam er fast bis in die Mitte der engen Gasse, ohne die gesuchte Nummer gefunden zu haben, zur Rechten sah er jetzt ein Haus, das weiter von den übrigen zurück in einem Winkel stand, er ging darauf zu, um auch hier die Nummer zu sehen, als plötzlich das Durcheinanderreden vieler Stimmen in der Stube des Erdgeschosses seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er beleuchtete das Haus näher und sah zu seiner Ueberraschung über der Thüre ein Wirthsschild mit einer großen blauen Henne darauf. — Kein Zweifel, es war die berüchtigte Schenke, in welcher die Feinde des Raths, die schändlichen Aufbeter der Bürgerschaft ihre Zusammenkünfte hielten. Er legte das Ohr lauschend an den geschlossenen Fensterladen und unterschied bald ganz deutlich die wohlbekannte heisere Krähstimme des Licentiaten Haderlatz, wie er eben in giftiger Stachelrede gegen den Rath und die vornehmen Geschlechter losging und die ganze Verfassung Frankfurts ein Werk des Satans nannte, einen Moloch mit siebenundvierzig Staatsverträchen.

Da stieg dem alten Herrn Johann Wolfgang das Blut zu Kopfe und die Zornader auf seiner Stirne schwoll mächtig an; bald vergaß er ganz und gar, weßhalb er eigentlich hierhergekommen, so wüthend machte ihn diese Lästerrede, von der ihm kein Wort entging.

Wart', du neumodischer Catilina, dir will ich gleich deinen Cicero zeigen! murmelte er in den Bart, löschte schnell die beiden Kerzen der Laterne aus und klopfte dann leise gegen den Laden. Plötzlich verstummte die Stimme des Licentiaten, vorsichtig that sich der Laden von Innen auf und die Wirthin fragte, wer draußen sei.

Ein Stammgast, mach' Sie auf, Frau Cleopetra, murmelte der Stadtschultheiß in Frankfurter Volksdialect.

Geleitsschreiber Wenzel, ist Er's? flüsterte die durch die Stimme getäuschte Wirthin. Er kommt richtig auch immer, wann die ordentlichen Leute heimgehen. Na, wartet, ich mach' ihm gleich die Thüre auf.

Wie sie gesagt, so that sie; der Stadtschultheiß trat rasch in den Hausgang, beim Schein ihres Lichtes erkannte die Wirthin ein fremdes Gesicht, erkannte einen Herrn im Rathsornat, und prallte erschrocken zurück.

Schreig' Sie still, Frau, der Stadtschultheiß gebieter's! herrschte sie Jener an, ging festen Schrittes durch die vordere Stube nach dem hintern Wirthslokal und sagte mit der Stimme eines römischen Victors, wenn er die Schuldigen vor den Prätor rief:

Guten Abend, allbesammen! Da bin ich, Molochus primus, redet aus, Herr Licentiat, geniet Euch nicht!

Wäre in diesem Augenblick die Zimmerdecke krachend über den Köpfen der Stammgäste der „blauen Henne" eingebrochen, ihr Schrecken hätte nicht größer sein können, als er es war, da sie den Stadtschultheißen in seinem vollen Ornate, die Brust geziert mit der goldenen Gnadenkette der Kaiserin Maria Theresia, in ihrer Mitte erblickten, in der altestsamentarischen Zornesmajestät eines wahrhaftigen Richters, mit blitzenden Augen, statt des Schwertes der Gerechtigkeit ein hochgeschwungenes spanisches Rohr in der Rechten.

Holla, Rebellen, die ihr seid, setzt mir Rede, was gibt's hier zu raisonniren? donnerte er jetzt die Entsetzten mit seiner gewaltigen Stimme an. Wo ist die Obrigkeit, die das Volk schindet und den armen ehrlichen Bürgersmann vor lauter Steuern, Sporteln und Gefällen nicht zum Odem kommen läßt? Schüttet den Wein maßweis in die Kehlen hinab, füget da mit gemästeten Bäuchen wie die sieben fetten Ochsen Pharaonis und beklagt euch über die unerschwinglichen Steuern? Gelt, wenn die neue Feuerspritze statt mit Wasser, bei jedem Brand mit Wein oder Doppelbier gefüllt würde und ihr könntet an den Pumpen stehen und den Schlauch dirigiren, da wär' sie euch schon recht, dagegen hätte eure Staatsweisheit nichts einzuwenden? Was? Wer wußt sich da? Ich glaube gar, Er, Freund Haderlatz, möchte das Wort haben? Allons, nur heraus mit der Sprache, Er ist ja doch sonst ein großer Zungenheld!

Ach, Eure Gnaden, wir hatten nur so einen kleinen Disput unterreinander, stotterte der Angeredete mehr todt als lebendig und seine kleine spindeldürre Gestalt erschien unter dem Eindruck des Schreckens noch unbedeutender und schmächtiger als sonst.

So? Hattet ihr? rief der alte Herr mit funkelnden Blicken. Wartet nur, ich will euch gleich wieder mit einander versöhnigen. Heda, Wirth zur blauen Henne, kennt Er sämmtliche hier anwesende Contravenienten mit Namen?

Wie solls' ich nicht, hochgnädigster Herr Stadtschultheiß, stotterte der Gefragte zitternd. Es sind ja meine täglichen Gäste, lauter ansäßige Bürger und Familienväter.

Nach dem siehenten, fuhr der Stadtschultheiß, auf Haderlatz deutend fort, frage ich nicht; ihn kenne ich schon lange, aber jetzo soll er auch mich kennen lernen. Licentiat Haderlatz, trat der mir zustehenden obersten Richtergewalt in dieser freien Stadt und als Ver-

Digitized by Google

treter kaiserlicher Majestät verbaste ich Ihn sofort und erkläre Ihn für meinen Arrestanten. Ihr Andern findet Euch morgen, Schlag neun Uhr auf der Polizeistube ein, wo ihr nicht lange auf eure Sentenz warten soll. Der aber, und wieder deutete er auf Haberkaz, folgt mir auf der Stelle auf die Hauptwache.

Ein drohend gebietender Wink, von einer bedeutsamen Bewegung mit dem spanischen Rohr begleitet, sagte dem Licentiaten, daß an eine Aenderung dieses strengen Befehls nicht zu denken sei; er fügte sich demnach im Gefühl seiner Ohnmacht in das Unabänderliche, und trotz ihrer eignen persönlichen Bedrohnis erstaunten die Anwesenden nicht wenig über die Angst und Feigheit des kleinen Rabulisten, der noch vor wenigen Minuten so großsprecherisch mit seiner Furchtlosigkeit gegroßt hatte. Die Wirthin kam herbei, und fragte, indem sie zitternd den Mantelzipfel des Stadtschultheißen küßte, ob Seine Hochgnädigkeit befehle, daß sie die Laterne wieder anzünden und ihm voranleuchten solle? Bei dieser Frage durchzuckte ihn plötzlich wie ein Blitzstrahl der Gedanke an den eigentlichen Zweck seiner nächtlichen Wanderung, und so groß war sein Schrecken, daß er einen Moment sprachlos die Anwesenden der Reihe nach anstarrte und seine ganze Fassung zusammennehmen mußte, um ihnen die Angst und Bestürzung seines Inneren zu verbergen.

Alle Wetter, was hab' ich gemacht! stammelte er vor sich hin, und der Gedanke an sein Kind, an die Sorge und Angst der Seinigen lähmte ihm fast die Glieder. Aber nur einen Moment dauerte rathlos da, das Kinn auf den Griff seines langen Stocks gestützt, mit unheimlich rollenden Augen die Gäste betrachtend, und überlegte bei sich, was er in dieser schweren kritischen Lage thun solle, in der nicht nur sein Ansehen als oberste Magistratsperson, sondern auch sein einmal ausgesprochenes richterliches Wort und zum Ueberfluß, wer konnte es wissen, das Leben seines geliebten Kindes auf dem Spiel stand, — und schon hatte er das Rechte gefunden. Die Wirthin am Arm ergreifend, zog er sie haftig in die vordere Stube und flüsterte ihr hier unter schwerem Keuchen der beklommenen Brust in's Ohr.

Dieserin, wohnt hier herum nicht die Wittwe Wamboldt? Schafft mir die Frau zur Stelle, und Ihr und Euer Mann sollt für diesmal vollen Pardon erhalten. Sonst aber, das schwör' ich Euch, kamt er vier volle Wochen, und Ihr spinnt ebenso lange Wolle, verstanden?

Ach, Herr mein Gott, die Wamboldin wohnt ja hier in meinem eignen Hause drei Stiegen hoch! rief die Wirthin.

Wie, hier im Hause? stammelte der alte Herr, dem diese Nachricht wie himmlische Musik in die Ohren klang. Lauft hinauf, Herzensfrau, bringt sie wie sie geht und steht nach dem großen Hirschgraben in's Haus meines Schwiegersohns, des Raths Goethe, sie ist dort stark vonnöthen, aber halter reinen Mund, sagt keiner Seele etwas davon und ich lohne Euch fürstlich den Liebesdienst.

Es bedurfte dieser Verheißung nicht, denn schon war die Wirthin, welcher plötzlich der Zweck von des Stadtschultheißen nächtlichem Besuch in ihrem Hause klar wurde, zur Stube hinaus, Herr Johann Wolfgang wartete noch in der offenstehenden Thüre, bis beide Frauen die Treppe herunterkamen und befahl ihnen die möglichste Eile an; dann ging er festen Schrittes in die hintere Stube zurück, winkte dem Licentiaten stumm mit der Hand, ließ ihn voranschreiten und trat mit ihm seinen sonderbaren Amtsgang nach der Hauptwache an.

Schlaftrunken taumelte ihm pier, vom Fähndrich geweckt, der Lieutenant entgegen.

Herr von Kahlben, es ist nicht mehr als billig, daß der Stadtschultheiß das staatsgefährlichste Subject in unserem freien Gebiet Euch persönlich überantwortet, redete er denselben an. Fragt Ihr aber, wie ich seiner habhaft wurde, so sage ich Euch blos, daß mir geschah wie Saul, dem Sohne Kis, der da war ein Sohn Abiels: Saul ging zu suchen seines Vaters Eselinnen und fand ein Königreich. — Laßt den Maleficanten sogleich in den Thurm schaffen, gute Nacht, Herr Lieutenant, schlaft geruhig weiter, die Stadt bewacht sich selber.

Nach diesen Worten schritt er aus der Hauptwache, über den mondhellen Roßmarkt dem Hirschgraben zu. Als er aber in das Haus des Schwiegersohns eintrat, herrschte daselbst, wiewohl überall Lichter brannten, tiefe Stille und kein Mensch ließ sich blicken. Eine schreckliche Angst übermannte ihn; wie er die Treppe hinaufkam, wußte er nicht, wußte auch nicht, wie ihm geschah, als der Rath ihm entgegentrat und ihn schweigend in die große Büstenstube führte, wo sämmtliche Anverwandten mit den Taschentüchern vor den Augen versammelt waren. Erst als ihm Frau Cornelia thränenlosen Blickes in einer kleinen Nische ein todtes Knäblein, in seine Linnen eingewickelt, entgegentrug, seine Frau aber ihm, dem Wankenden, das Trostwort in's Ohr rief, daß die Tochter lebe, da kehrte dem alten Herrn die Besinnung zurück, stumm schlug er die Hände über dem greisen Haupte zusammen und stammelte: Ach, du armer kleiner Schelm! — Er nahm dann die Wickle, betrachtete suchten Blickes voll schmerzlicher Rührung den todten Neugebornen, legte wie zum Segen die Hand auf sein Köpfchen und seine stummen Lippen zitterten in leisem Weinen und Gebet.

Da plötzlich, als hätt's ihm ein innerer Sinn gesagt, daß der Großvater endlich da wäre, schlug der Kleine die Augen auf, zwei prächtige große Augen, und stieß zugleich ein so mächtig energisches Geschrei aus, daß Frau Cornelia in die Kniee zusammenbrach und dem Stadtschultheißen fast vor Schrecken Kind und Wickle aus den Händen gefallen wären.

Aha, so war's gemeint! rief Herr Johann Wolfgang freudestrahlend. Erst sterben und dann leben!

Die Stadtschultheißin aber stürzte durch's Kabinet nach der hinteren Stube und jubelte, daß man's durch das ganze Haus hören konnte:

Käthin, er lebt!

Konstantin Simonides.

Von den Unternehmungen des Betrügers Simonides, deren Entdeckung noch immer die gelehrten Kreise in Aufregung erhält, berichten wir in Folgendem unseren Lesern so viel als von allgemeinerem Interesse sein kann.

Konstantin Simonides ist gegenwärtig etwa 36 Jahre alt und stammt von der kleinasiatischen Insel Syme, die nahe bei Rhodos liegt. Er besitzt jedenfalls eine bedeutende Belesenheit, namentlich in den späteren, weniger bekannten Autoren; ferner tüchtige Sprachkenntnisse, obwohl er außer dem Alt- und Neugriechischen nur ein wenig Französisch spricht; vor Allem aber eine unglaubliche Gewandtheit im Erdichten und Erfinden. Seine Kenntnisse in der Paläographie (der Kunde alter Schriften) sind erstaunlich; er besitzt und verkaufte gewiß manche ächte Manuscripte, aber noch weit mehr solche, die er selbst angefertigt hat. Er macht Handschriften aus dem zwölften, vierten, ja selbst Jahrhundert nach Christus. In der Auswahl der Werke weiß er sich, wo es ihm dient, vortrefflich nach dem Geschmack vornehmer Dilettanten zu richten. Er macht sich mit den neuesten Arbeiten über die älteste Geschichte Aegyptens bekannt und liefert sodann eine Handschrift, die in Material und Buchstabenzügen uralt erscheint und die eine Reihe von schwer zu entzifferenden Andeutungen über die ägyptische Vorgeschichte enthält. Ein Mann vom Fach untersucht dieselbe und erkennt mit Verwunderung, wie seine eigenen, ganz neuen Forschungen durch die eben eröffnete Quelle neue Kraft erhalten.

Seit Wagenfeld in Bremen, der vor zehn Jahren starb, angeblich aus einer portugiesischen Handschrift seinen erdichteten Sanchuniathon bekannt machte, hat eine ähnliche Mystification nicht stattgefunden. Sanchuniathon, ein Zeitgenosse der Prophetin Deborah,

Digitized by Google

soll eine Geschichte von Phönicien geschrieben haben und Wagenfeld hat, mit ungleich mehr Geist als Simonides, das Werk einer so entlegenen Zeit ganz im Styl der ältesten Geschichtschreibung nachgedichtet, so daß selbst Männer wie Grotefend, Claſſen u. a. ſich wenigſtens für ſeine Arbeit intereſſirten.

Als Simonides im Jahr 1850 nach Athen kam, gab er vor, durch seinen Oheim die merkwürdigsten Handschriften aus einem Kloster des Berges Athos erhalten zu haben. Diejenigen ächten Sachen, die er hatte, mögen in der That durch solche Verbindungen an ihn gelangt sein. In Athen hatte er eine „Simais", d. h. Annalen der Schule seiner Heimath Syme, ausgeboten, jedoch vergeblich. In Konſtantinopel aber fand er Eingang bei dem ſardiniſchen Geſandten Baron Tecco und verdiente ſeine Sporen, indem er demſelben ebenfalls einen Sanchuniathon verſprach. Indeſſen war die Erinnerung an Wagenfeld noch zu neu; Simonides verließ alſo mit einigen Entſchuldigungen dieſen Plan und brachte dagegen ein griechiſches Werk vor, das Ueberſetzungen von Hieroglyphen enthielt,' namentlich auch von denjenigen, die man auf einer in Konſtantinopel befindlichen ägyptiſchen Figur ſah. Zu ſeinem Unglück befand ſich unter den Gelehrten, die man zu Rathe zog, Herr Dr. Mordmann, hanſeatiſcher Conſul in Konſtantinopel, ein erprobter Sachkenner. Er entdeckte den Betrug, trotz der Meiſterſchaft, mit welcher Simonides ihn veranſtaltet hatte, und bemerkte insbeſondere, daß die Ueberſetzung auf die zum Vergleichen vorliegende Urſchrift durchaus nicht paſſe. Herr Mordemann machte ſogleich auf die Angelegenheit in der Allgemeinen Zeitung aufmerkſam; dies hätte ſpäter hinreichen müſſen, die Leipziger Gelehrten zur äußerſten Vorſicht zu veranlaſſen. Das Athénéum François, das ſich jetzt der erſten Entdeckung rühmt, gab ſeine Mittheilung erſt nach der Allgemeinen Zeitung.

Simonides that von nun an mit ſeinen Schätzen noch geheimnißvoller als bisher und ſprach gern von den Feinden und Späthern, die ihn ſtets umringen. Gleichwohl bot er den Armeniern, die in Konſtantinopel zahlreich ſind und deren viele ſich durch wiſſenſchaftliche Bildung auszeichnen, eine griechiſche Geſchichte von Armenien an; da er aber für dieſelbe eine Million Piaſter forderte, ſo zerſchlug ſich der Handel.

Der nächſte Plan war verwickelter. Simonides hatte eine Handſchrift aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, alſo aus der Zeit des lateiniſch-byzantiniſchen Kaiſerthums. In derſelben fand ſich die Angabe, daß die Kommenen (dieſe Herrſcherfamilie regierte bis zur Thronbeſteigung des Kaiſers Balduin von Flandern, 1204) bei ihrem Sturz eine Anzahl hochwichtiger Bücher vergraben hätten. Der Ort, wo man dieſelben finden konnte, war ſehr genau angegeben. So zum Beiſpiel lagen die Verhandlungen des apoſtoliſchen Concils von Antiochia in einem Kloſterhof auf den Prinzen-Inſeln. Simonides erſuchte die Regierung, wie auch den Patriarchen Anthimos um Erlaubniß, nachgraben zu laſſen; ſie wurde aber verweigert. Nach ſeinem Bericht ſollte Anthimos, wie Omar dereinſt, gemeint haben, durch die Handſchrift würden die Satzungen der griechiſchen Kirche entweder beſtätigt oder widerlegt, und in beiden Fällen ſei ſie überflüſſig. Glücklicher war er bei dem Handelsminiſter Ismael Paſcha; dieſer ſand wirklich an einem von Simonides bezeichneten Ort auf ſeiner Villa zu Bebek den verheißenen Schatz, ein Gedicht des Ariſtoteles; leider hatte man den Betrüger vorher im Garten ſpazierend gefunden. Ibrahim Paſcha, der eben am Hippodrom ein neues Haus bauen ließ, fand ebenfalls nach Simonides Verheißung eine Schachtel mit arabiſchen Handſchriften; doch war die Erde, welche der Schachtel anklebte, von anderer Beſchaffenheit als die umliegende.

Dies Abenteuer war ſein letztes im Orient. Er ſchiffte ſich nach England ein und betrieb dort ſein Gewerb anfangs mit der größten Vorſicht. Das britiſche Muſeum beſitzt dreißig von ihm gekaufte Handſchriften und man iſt noch jetzt der Anſicht, daß die meiſten derſelben vollkommen ächt ſind. Bald wurde er im Anbieten von Merkwürdigkeiten etwas kühner. Er brachte einen Heſiodus in der uralten Schreibweiſe, die man Buſtrophedonſchrift nennt, welche abwechſelnd von der Linken zur Rechten, dann mit einer Wendung in der folgenden Zeile von der Rechten zur Linken geht, wie der Ochſe den Pflug hin und wieder her wendet. Ferner hatte er dieſelbe Abſchrift der Gedichte Homers, die einſt von Chios aus an den Hipparchus, den Tyrannen von Athen (um 510 v. Chr.) geſchickt worden war. Dies war eines ſeiner ſtärkſten Stücke.

Nun endlich ſollte Deutſchland ausgebeutet werden. Simonides erſchien in Leipzig und bot den dortigen Gelehrten ein griechiſches Werk: „der Hirte", von Hermas, welches man bisher nur aus einer alten lateiniſchen Ueberſetzung kannte. Hermas iſt vielleicht derſelbe, der im Neuen Teſtament erwähnt wird, jedenfalls lebte er kurz nach der Stiftung des Chriſtenthums. Profeſſor Wilhelm Dindorf war über den Fund hocherfreut und veranſtaltete gemeinſchaftlich mit Herrn Anger eine gelehrte Ausgabe des Werks, deſſen Anfang ächt zu ſein ſcheint.

Einer der lebhafteſten Wünſche der Alterthumsforſcher ging dahin, es möchte die ägyptiſche Geſchichte des Serapispriesters Manetho aufgefunden werden, welcher unter den erſten Ptolemäern (um 300 v. Chr.) in Heliopolis und Alexandria lebte. Hierzu war freilich kaum Hoffnung. Doch hatte Simonides ein altes Schriftſtellerverzeichniß *), aus welchem hervorging, daß ein anderer ägyptiſcher Grieche, Uranies, drei Bücher „Königsgeſchichten" verfaßt hatte, welche das Wichtigſte aus Manetho enthielten. Gleichzeitig aber brachte er einen Palimpseſt herbei, welcher das in jenem Verzeichniß genannte Werk ſelbſt enthielt.

Im Mittelalter, wo der Sinn für den Werth jedes Reſtes aus dem klaſſiſchen Alterthum noch nicht ſo rege war wie er ſeit vierhundert Jahren geworden iſt, und wo es manchem Schreiber von Chor- und Meßbüchern um Erſparung des Pergaments zu thun war, verfiel man auf folgende Aushülfe: man gab den alten Handſchriften durch Abkratzen und Reiben mit Bimsſtein eine erneute Oberfläche, auf welcher ſodann die Mönchsliteratur ihren Platz fand. Solche Handſchriften heißen Palimpseſte; bei vielen derſelben fand man es nicht nöthig, die ältere Handſchrift völlig zu zerſtören, namentlich auch wo die neuere Schrift zwar kein in manchen Briefen zur Raumerſparniß geſchieht) die ältere kreuze. Nun verfiel man in neuerer Zeit darauf, durch chemiſche Mittel die ſpätere Schrift wegzuſchaffen und die ältere, welche für die Wiſſenſchaft von ungleich größerem Werth iſt, wiederherzuſtellen. Auf dieſe Weiſe hat ſich vor Allen der römiſche Bibliothekar Angelo Mai (ſeit 1838 Cardinal) als Wiederherſteller alter Geiſteswerke Ruhm erworben; unter Anderen las er aus einem Palimpseſte die völlig untergegangenen Bücher Cicero's „vom Staate" heraus.

Wohl nie hat ſich ein Betrüger die Aufgabe ſo ſchwer gefällt wie Simonides, als er Herrn Dindorf den Uranies in einem Palimpseſt zum Kauf anbot. Von einer wirklichen Handſchrift etwa aus dem Jahr 1100 mußte er die Schrift wegbeizen und auf die neuhervortretende Oberfläche ſeine vorgebliche Bruchſtücke einer altägyptiſchen Königsgeſchichte ſchreiben. Dem Pergament mußte gleichſam ein edler, antiker Roſt angezaubert werden. Die Buchſtaben mußten verblaßt erſcheinen, ſie mußten in ihrer Form der Schreibweiſe des fünften Jahrhunderts entſprechen, denn aus dieſem ſollte die angeblich urſprüngliche Schrift herrühren. Das Griechiſch mußte ebenfalls den Charakter eines beſtimmten Zeitraums tragen und die Urgeſchichte von Aegypten, die Simonides erſt zu erfinden hatte, mußte den Vorſtellungen angemeſſen ſein, welche die neueſte Forſchung mühſam gewonnen hat. Für alles dies hatte er nicht nur vor

*) Ueber gleichnamige Schriftſteller, d. h. über ſolche, deren mehrere den gleichen Namen führen, wie z. B. Ariſtophanes.

Digitized by Google

Dindorfs gelehrter Kritik zu bestehen, sondern konnte erwarten, daß die tiefsten Kenner sich mit dem Schatze beschäftigen würden.

Man muß erstaunen, wie nahe er dem völligen Gelingen kam. Herr Dindorf kaufte den Palimpsest, bezahlte sogleich die versprochenen zweitausend Thaler und bot seinen Fund der Berliner Akademie der Wissenschaften um den Preis von fünftausend Thalern an. Die Warnungen eines in Leipzig lebenden Griechen Namens Lykurgus, der als ein gebildeter und unterrichteter Mann geschildert wird, blieben unberücksichtigt. Später hat Herr Dindorf erklärt, er habe den Ueberschuß von dreitausend Thalern zur Entlarvung des Betrügers verwenden wollen. In der Akademie befanden sich Männer wie Lepsius, Bekh, Humboldt; sie ließ die angebotene Handschrift untersuchen und beschloß mit allen Stimmen gegen eine (Humboldt) den Ankauf. Da Herr Dindorf eine Abschlagszahlung von 2500 Thalern für Simonides verlangte, so schoß Lepsius dieselben vor, weil die Summe noch nicht unmittelbar zur Verfügung stand. Lepsius hat schon vor zwanzig Jahren für ein Werk über Palaeographie vom Institut français den Volney'schen Preis erhalten. Später stand er an der Spitze einer wissenschaftlichen Expedition nach Aegypten, welche durch die Munificenz des Königs von Preußen veranstaltet und an Ort und Stelle von Mehemet Ali ganz besonders begünstigt wurde. Die Feststellung der Thatsachen wie der Zeitangaben in der ägyptischen Urgeschichte ist recht eigentlich seine Domäne; die Ergebnisse seiner Forschungen sind auch in weiterem Kreis den Gebildeten aus Duncker's Geschichte des Alterthums bekannt. Diese Ergebnisse fand er im Uranius bestätigt; gleichwohl stiegen ihm auch einige Zweifel auf. Unterdessen hatte Lykurgus in Leipzig den Professor Tischendorf, ebenfalls einen großen Kenner der Palaeographie, der auf zwei orientalischen Reisen viele Handschriften angekauft hat, über den Charakter des Simonides durch unwiderlegliche Zeugnisse belehrt. Herr Tischendorf ließ alsbald nach Berlin eine telegraphische Nachricht abgehen, um wo möglich den Ankauf noch zu verhindern. Jetzt untersuchte auch der große Naturforscher Ehrenberg die Handschrift genauer als vorher. Mit seinem mächtigen Mikroskop, das die Schmarotzerthiere auf den Infusorien heraussindet, entdeckte er bald, daß einige angeblich ältere Buchstaben über mehrere Züge der sogenannten späteren Handschrift hinausgeschrieben waren; dies entschied. Lepsius und Polizeirath Stieber begaben sich eben noch zu rechter Zeit nach Leipzig; Simonides wurde festgenommen. Man fand noch bei ihm die aus verrosteten Nägeln bereitete Tinte, womit er den Palimpsest gefertigt hatte, sowie die Thalerscheine des Herrn Dindorf, der zum Schlusse wohl etwas „blamirt", jedoch nicht an seinem Eigenthum geschädigt ist. Der Prozeß wird ein unterhaltendes Nachspiel abgeben. Einstweilen haben diese Vorfälle den wissenschaftlichen Journalen Englands und Frankreichs einige Veranlassung gebracht, ihre Schadenfreude über dies Mißgeschick der deutschen Gelehrsamkeit in guten und schlechten Witzen zu äußern. Indessen untersucht man im brüsschen Museum unter großen Besorgnissen die Schätze, die man von Simonides erkauft hat. Schlaue Abenteurer gibt es auf jedem Gebiete; der Ruhm eines Mannes wie Lepsius, der aus Liebe zur Sache etwas vorrieth, war, hierdurch nicht beeinträchtigt werden. Er würde ohne Zweifel die Unächtheit auch ohne Lykurgus Dazwischenkunft bald entdeckt haben. Unbegreiflich bleibt es immer, daß man sich der frühreren Warnungen des Herrn Consuls Mordtmann durchaus nicht erinnern mochte. Möge sich in die reinen Hallen deutscher Wissenschaft und Literatur nie derjenige Zeitgeist einschleichen, dessen Merkzeichen Habsucht (auri sacra fames) und Ueberstürzung sind.

Thomas Babington Macaulay.

II.

Die Quäker.

(Schluß.)

Lange wanderte Fox von Ort zu Ort, lehrte diese sonderbare Theologie, zitterte wie ein Espenlaub in seinen Anfällen von begeisterter Wuth, erzwang sich den Eingang in die Kirchen, die er nur Thurmhäuser nannte, unterbrach Gebet und Predigt mit Possen und Geschrei und suchte Pfarrherren und Richter mit Sendschreiben heim, die man als Travestirin jener erhabenen Gesänge betrachten kann, in welchen die hebräischen Propheten den Fall von Tyrus und Babylon weissagten. Durch solches Gebahren erhielt er bald große Bekanntheit. Sein sonderbares Ansehen, sein Singen, dazu der unbewegliche Hut und die Lederhosen waren weithin bekannt, und er rühmt sich, daß, sobald man hörte „der Mann in Lederhosen kommt," ein Schred die heuchlerischen Lehrer ergriff und Miethlinge von Priestern sich beeilten, ihm aus dem Weg zu kommen. Er wurde öfters verhaftet und in den Stock gesetzt, zuweilen mit Recht, wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes, und zuweilen mit Unrecht, blos weil er Unsinn geschwatzt. Bald sammelte er eine Schaar von Jüngern, deren einige ihn an Abgeschmacktheit überboten. Er erzählt uns, daß einer seiner Freunde, die Wahrheit auslegend, nackt in Skipton einhergieng und daß ein Anderer auf göttliche Eingebung unbekleidet auf die Marktplätze und in die Häuser der Ehrlenute und Geistlichen trat. Fox klagt bitterlich, daß diese frommen Handlungen, die der heiligr Geist angetrieben, von einem verkehrten Geschlecht mit Schreien, Toben und Peitschenknall belohnt wurden. Obwohl er jedoch dem Eifer dieser Dulder Beifall schrukt, ging er selbst nie so weit. Manchmal zwar war er angetrieben, sich theilweise zu entblößen; so zog er einst seine Schuhe aus und ging barfuß durch Lichfield, indem er ausrief: „Wehe der blutigen Stadt!" Aber es scheint nicht, daß er es je als Pflicht ansah, öffentlich ohne jenes schickliche Kleidungsstück zu erscheinen, auf welches sein profaner Beruf sich bezog.

Sollten wir uns im Urtheil über Georg Fox einzig nach seinen Schriften und Handlungen richten, so wäre kein Grund vorhanden, ihn sittlich und geistig höher zu stellen als Ludwig Muggleton oder Johanna Southcote. Aber es wäre höchst ungerecht, die Seiter, welche ihn als ihren Stifter betrachtet, mit den Muggletonianern und Southcotianern zusammenzuwerfen. Es traf sich, daß unter den Tausenden, welche seine Begeisterung anstedte, Einige an Vorzügen und an Fähigkeit einen ganz anderen Rang einnahmen als er. Robert Barclay war ein Mann von bedeutenden Anlagen und Kenntnissen. William Penn stand ihm zwar an natürlichen und erworbenen Kenntnissen nach, war jedoch ein gebildeter und gelehrter Mann. Daß solche Personen sich an Fox anschlossen, wird Keinen in Erstaunen setzen, der bedenkt, wie lebhafte, kraftvolle, hochgebildete Geister in unseren Tagen von unbekannten Jungen gesoppt wurden. Keine Geisteskraft sichert gegen Irrthümer dieser Art. In Bezug auf Gott und sein Verhalten zum Menschen entdeckt das höchste menschliche Talent wenig mehr als das geringste. In der Theologie ist der Raum zwischen Aristoteles und einem Kinde, zwischen Archimedes und einem nackten Wilden nur klein. Es kann daher nicht auffallen, daß verständige Männer, der Forschung müde, von Ungewißheit gepeinigt, voll Sehnsucht an Etwas zu glauben und doch gegen Jedes Einwendungen erhebend, sich endlich geradezu Lehrern anheimgeben, die mit festem, zweifellosem Glauben auf eine übernatürliche Sendung Anspruch machen. So suchen oft grübelnde, ruhelose Geister eine Zuflucht gegen ihre Zweifel im Busen einer Kirche, die sich als unfehlbar gibt; nachdem sie das Dasein einer Gottheit in Zweifel gestellt, beten sie eine Hostie an. So erwarb Fox einige Bekenner, denen er in jeder Beziehung unendlich nach-

Digitized by Google

stand, außer in der Energie seiner Ueberzeugungen. Durch sie wurden seine reinen Lehren in eine rohe Verwunft und den guten Geschmack minder anstößige Form abgeglättet. Keiner seiner Säze wurde widerrufen, keine von ihm begangene oder gebilligte Unanständigkeit und Lächerlichkeit vertuscht; aber das Abstoßende in seinen Lehren und Uebungen wurde gemildert oder wenigstens der Oeffentlichkeit nicht aufgedrängt; was ein Aergerniß gewinnen konnte, wurde ins schönste Licht gestellt, sein Kauderwelsch ins Englische übersezt; auf seine Säze gründete man Lehren, die er nie zu verstehen vermocht hätte, und sein System, so aufgebessert, daß er es nicht wieder erkennen könnte, wurde durch zahlreiche Stellen aus beidnischen Weltweisen und christlichen Kirchenvätern, deren Namen er nie vernommen, unterstüzt. Diejenigen aber, welche seine Glaubenslehre umgestaltet hatten, bezeugten und fühlten gewiß auch fortwährende für ihn eine tiefe Verehrung; und seine verrückten Episteln wurden bis zulezt weuhin in Quäkerversammlungen mit Achtung aufgenommen und verlesen. Der Eindruck, welchen sein Tod machte, beschränkte sich nicht auf seine Schüler. Am Morgen der Bestattung versammelte sich eine große Menge um das Vereinshaus in Gracechurch Street. Von hier trug man die Leiche nach dem Begräbnißplaz der Gemeinde in der Nähe von Bunhill Fields. Mehrere Redner sprachen zu der Menge, welche den Friedhof anfüllte. Penn war unter denjenigen Jüngern, welche die würdige Leiche der Erde übergaben.

So weit Macaulay. Wir haben die ganze Stelle auch deßhalb mitgetheilt, weil ihre Haltung über den Hauptwonwurf, den man ihm neuerdings macht, Aufschluß geben kann. Er scheint nämlich das Verhältniß des Geistes zum Glauben, der Wahrheit zur Offenbarung mit allzu greller Nüchternheit, ja mit erzwungener Kühle auszufassen. Daß der Einzelne sich oft aus Verzweiflung am Auffinden einer endgültigen Wahrheit der Offenbarung zuwendet, ist wohl nie geläugnet worden. Aber aus einigen Aeußerungen Macaulay's scheint die Ansicht hervorzublicken, es sei der Glaube, welcher die göttliche Komödie und die altdeutschen Kunstgebilde schuf, oder welcher in einem Milton oder Sebastian Bach lebte, nur subjectiv zu unterscheiden von jener Begeisterung, mit welcher ein Volkshaufe sich um den ersten besten Schwärmer drängt. Wir kommen hierauf zurück. Aber selbst in Bezug auf Georg Fox wäre noch die Frage, ob jener Abscheu vor der zweiten Person Pluralis, vor dem Kriegswesen, dem Huudabnehmen und dem Erdschwur durch rein tieferes Motiv zu erklären sei; ob die Sonderbarkeit der Aeußerung uns berechtigen darf, sie auf gar nichts weiter als auf willkürlichen Unsinn und platte Zagvorzug zurückzuführen? Uebrigens waren beschränkte, ungebildete Naturen, die eines rüschtschlosseren Enthusiasmus fähig sind, von jeher die Wegbahner und Werkzeuge, sei es der Vorsehung oder menschlich hochbegabter Geister. Die Männer, welche zuerst für irgend ein Princip die ungestüme Volkstheilnahme hervorriefen, von Peter von Amiens bis auf Andreas Hofer, vermochten selber niemals ihre Aufgabe besonders tief zu erfassen; dies kann aber dem Werthe derselben keinen Eintrag thun.

Zur Erläuterung bemerken wir noch, daß Muggleton und Johanna Southcote, nebst Richard Brothers, die berüchtigsten Propheten sind, welche sich im letzten Jahrhundert in England bemerklich machten. Die Wahrheit von Brothers' Visionen fand selbst im Unterhaus ihren Verkündiger. Johanna Southcote, eine höchst ungebildete Person, stand schon im vierundsechzigsten Jahr, als sie verkündete, sie werde in der Nacht vom 19. October 1814 den Schiloh, die zweite Erscheinung Christi, gebären. Sie hatte über hunderttausend Anhänger, darunter manche von anerkanntem Rufe; diesselben ließen für ihren Sprossen eine kostbare Wiege mit goldgeschnüchtem Baldachin bereiten. Die bezeichnete Nacht ging ohne das erwünschte Ereignis vorüber und im nächstfolgenden Decembet verließ die Prophetin das Zeitliche. Ihre Anhänger wollten anfangs die Bestattung nicht zugeben, indem sie gläubig auf das Wiederaufleben der Leiche hofften. Sie ließen von dem Gegenstand ihrer Verehrung auch dann nicht, als die gerichtliche Obduction Wasserſucht ergab. Noch vor zehn Jahren gab es in London Southcotianer, welche sich durch ihren langen braunen Rock, grauen Hut und ungeſtuzten Bart von der übrigen Bevölkerung unterschieden. Solche Vorgänge können im Sinne Macaulay's den Beweis liefern, daß weder die Aufklärung der Zeit noch der persönliche Werth gegen eine Verlockung in übernatürlichen Dingen immer Schuz verleihen kann; wenn es nach der Entdeckung der Psychographie eines solchen Beweises noch bedürfte.

Feuilleton.

— In dem Schullehrer Franz Bachert zu Pfaffenhofen am Starnberger See tritt uns einer jener eigenthümlichen Talente entgegen, die man früher Naturdichter nannte. Seine Erfindung ist bedeutend, sein Ausdruck lebhaft und energisch; die Behandlung von Vers und Reim dagegen verräth den noch ungeübten Geschmack. Manche Stellen sind overnhaft, so die folgende aus Thorwirtens Monolog:

Die Schmach, den Sohn zu fechten sehn,
In Deutschlands Spott,
Im Blute hingestreckt,
Den Römern zum Gelächter!

Anderes erinnert an die Verſuche, welche sich aus dem Knabenalter berühmter Dichter erhalten haben; so Gattgatta's Ausruf am Schlusse:

Verwegne Kühl!
Des Cyrus Zorn
Wird rächend auch
Den losen Wicht
In Staube hier
Mit Mark und Bein zerreiben!

Jedenfalls hat Franz Bachert mit seinem Trauerspiel „die Ebersuller in Rom" das Wichtigste zu dem allbekannten Frevler von Ravenna gelesen, nämlich daßjenige, was durch Geschmad und Politur allein nicht zu Stande kommt. Jean Pauls Schulmeister Maria Wuz schrieb alle berühmten Werke, von denen er die Titel hörte, nach seiner Weise noch einmal für seine Bibliothek; hier sehen wir den umgekehrten Fall. Die Arbeit eines zurückgezogenen, bescheidenen Lehrers wird von hohen literarischen Herrschaften umgeprägt und aufgemünzt, und der Urheber bleibt vergessen, bis ein Mann von Rechtsgefühl und Sachkenntniß (D. v. Schorn) sich seiner annimmt. Wie auch von Wien aus die Rechtfertigung ausfalle, man wird das gegen Bachert begangene Unrecht schwerlich beschönigen können. Wir werden uns von der Vermuthung, das Datum des „Frevlers" in seiner vorliegenden Gestalt gefährden, losmachen müssen, so sehr auch Alles für dieselbe zu sprechen scheint: Die Behandlung des Metrums, welche, wie im „Sohn der Wildnis", im Gegensatz einer neuen Volksdraft zu einer vollendeten Cultur besteht; noch mehr Sprache und Vers, namentlich das Anstönen in Schlußreime und die Einschebung lyrischer Stücke; vor Allem aber der Umstand, daß der „Frevler", gerade wie die „Gräfelbis," einen ganz planen Conflict behandelt, in welchem sich alles Recht auf der einen, alles Unrecht auf der andern Seite findet, so daß die dramatische Entwicklung einzig in der fortwährenden Anhäufung des Gegenſatzes liegt. Anklagen, wie die gegenwärtige gegen Heinrich Laube, sind schon öfter vorgekommen; eben darum wurde früher beschuldigt, das dichterische Talent seines vorgeschrittenen Lehrers Ent von der Burg, eines bedeutenden Aesthetikers und Philologen, mehr als billig benutzt zu haben; es ist aber dieser Vorwurf, auf welchen der geachtete und hochgestellte Dichter nicht persönlich antwortete, von Andern in seinem Auftrag aufs Entschiedenste widerlegt worden. — Verlaufig darf man annehmen, daß sich Laube von der gegen ihn erhobenen Anklage (leichter vielleicht als von der anderen, welche Theodor Mundt wegen des „Graf Essex" angestellt hat) völlig reinigen wird. Wer als Theaterdirector alljährlich mehrere hundert Stücke zur Ansicht erhält, dem ist es nicht zu verübeln, wenn er seine Zeit nur denjenigen widmet, die ihm anſprechend und vielversprechend erscheinen. Wer von uns aber würde „Hermann und Thus-

Digitized by Google

nella, Tenorsolist in drei Acten von Franz Bachrti, Schulmeister in Pfaffenhofen" zu hören gerechnet haben? Es ist sehr begreiflich, wenn Laube daselbe einem Anderen zur Durchsicht gab, und dieser Andere wird sich auch vorzugsweise wegen des Mißbrauchs rechtfertigen müssen.

— Börsenscenen. Wer als Maler oder Dichter Studien zu einer Börsenbegscene oder zu einer wilden Jagd machen wollte, hätte sich am Anfang dieser Woche auf der Börse einfinden müssen. Ein Rennen um junge Katzen und Ferkel, welche letztern zum Nennen Mode geworden sind, hätte sich auch ohne Zweifel ebenso gut wie Reinhold vor ihnen abjagen! So drängte man sich der Zeiten zu einem unwerthbaren Bilde; so riß man sich um die Ablaßzettel, die ein Dominikaner anbot; so drehte ewig der Wahn Alleinherrscher im Sinne der Menge. Der Wahn von heutzutage mag mehr praktische Verwendbarkeit haben als der frühere; doch ist er in Bezug auf Reinheit der Bewegggründe und Uebenswürdigkeit der Erscheinung schwerlich etwas Besseres. Man könnte eine Generation beklagen, welche den Verstand verlernen könnte, die in das Mährchenland eintreten können, — Wohlstand, Zeitschrift, Weltreisen, — Nichts zu sehen bekommt als diesen widerwärtigen Anblang.

— Heyse's romanische Inedita. Der vielbegabte Paul Heyse hat in seinen Gedichten und Novellen viele italienische Anschauungen gegeben, Eindrücke der Reise, welche er vor drei Jahren mit Unterstützung des preußischen Cultusministeriums gemacht hat. In seinem Werke „romanische Inedita," welches neuerdings in Berlin bei Hrey erschien, bekundet er auch als forschender Gelehrter einige der Eigenschaften, die ihn als Dichter in hohem Grad auszeichnen: Einsicht, Geschmad und Glück. Die ungedruckten Handschriften, aus welchen Heyse Mittheilungen gibt, eröffnen zum Theil neue Blicke in die altfranzösische, altitalienische und provenzalische Dichtung. Die reichste aller Bibliotheken, die des Vaticau, hat ihm nur wenige kleine Gebichte geliefert; er hatte unter dem Mißtrauen zu leiden, mit welchem die Hüter dieser Bibliothek selbst den bestempfohlenen deutschen und akatholischen Gelehrten anfehen. Würde einmal die Vaticana der freien Forschung eröffnet, so wäre dies Ereignis als eine neue Epoche für die Geschichte und Literaturkunde zu bezeichnen. In der Marcusbibliothek in Venedig nahm Heyse Abschrift von einer der berühmtesten Erzählungen des französischen Mittelalters, gedichtet von dem Grafen Wilhelm IX. von Poitiers. Bei weitem die wichtigsten Beiträge lieferte ihm aber die Laurentiana in Florenz. Diese Bibliothek, deren Einrichtung von Michel Angelo herrührt, besitzt bekanntlich die ausbündigsten literarischen Schätze. Sie enthält, wie eine Kirche, lange Reihen von Pulten und Bänken; jeder Band ist an eine Kette geheftet und darf nur an seinem bestimmten Platze gelesen werden. Hier fand Paul Heyse eine altfranzösische Anekde, deren Anfang er mittheilt. Die unangenehme Beschränkung, die man in Deutschland hegt, es möge durch Auffindung romanischer Dichtungen der Ruhm unserer deutschen Sänger beeinträchtigt werden, wird hier bestätigt; Heinrich von Vetbek hat für seine „Eneit" offenbar den Franzosen benutzt. Eine Mittheilung von höchst literarischer Wichtigkeit, ebenfalls aus der Laurentiana, ist jedoch das Bruchstück aus einem französischen Artusepische, das Heyse zu zweien Malen in seinem Werke mittheilt. Er fand dasselbe in eine ältere Handschrift des O. Curtius eingetragen; die Schrift verräth ihren Ursprung aus dem zwölften Jahrhundert. Dieses Bruchstück ist nichts geringeres als der Anfang jenes Alexanderliedes von Aubry de Besançon (Alberich von Bisenzun), das unser Pfaffe Lamprecht nachgeahmt hat und das durch H. Weismanns treffliche Bearbeitung allgemein zugänglich geworden ist. Es hat ungefähr hundert Zeilen, kompreckt Uebersetzung über zweihundert. Geschrieben ist es in achtsilbigen Versen wie unsere altdeutschen Reimpaare; doch geht jeder Reim mit großer Correctheit durch eine Strophe von zehn Zeilen. Gewiuns stellt den Lamprecht als den dritten großen Dichter neben Wolfram und Gottfried; nach Paul Heyse's glücklichem Anns urtheilt nun Franz Pfeiffer, daß die beiden Schönheiten des Alexanderliedes der französischen Urschrift zukommen und daß Lamprecht nur das Verdienst eines verständigen, kundigaben Uebersetzers hat. Es wird uns jetzt ein unser Nibelungenverdrängt bange, daß bereits ein so zuverlässiger gekrönter Forscher wie Wackernagel aus dem altfranzösischen Alexandriner herleiten will.

— Das Feuilleton des Hannoverschen Courriers veröffentlicht jetzt das Ergebniß der im vorigen Jahr ausgeschriebenen Novellenconcurrenz. Unter den eingesandten 106 Novellen haben die Preisrichter, Herren Dr. H. Marggraff in Leipzig, Otto Müller in Frankfurt a. M. und Th. Colshorn in Hannover, der Novelle „die stille Mühle" von Elfrid v. Taura den ersten Preis von 40 Ducaten, und der Novelle „Anton und Cornelia" von Arnold Schloenbach den zweiten Preis von 25 Ducaten zuerkannt. In gleicher Weise würdig des zweiten Preises wurde die Novelle „Das Mädchen von Teropei" von Paul Heyse, von einem der Preisrichter befunden, die aber nicht wie jene den im Programm festgestellten Anforderungen entsprach. Einer öffentlichen Anerkennung würdig hielten die Herren Preisrichter außer der letztgenannten noch folgende Novellen: „Vater und Tochter" von Ludwig Eckardt aus Wien, zur Zeit in Bern; „Renurdhar" von Julie Burow in Bromberg; „Gebrüder Spalding" von Gote Raimann in Göttingen; „Esto mihi" von Adolf Fezing in München.

— Die in der vorigen Nummer mitgetheilten Räthsel von Schierlmacher bedeuten: 1) Brauschap; 2) Verwesen; 3) die und der Leiter; 4) Wieland; 5) Verschieben; 6) Angstkrik. — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß ein Räthsel von Schiller „es flirrt doch meilenweit von dannen" in allen Erklärungsschriften falsch ausgelegt wird; nach Hoffmeister soll das Aage, nach Andern die Phantasie die Lösung sein. Beides ist irrig; der Räthselk Wort ist das Fernrohr.

— Alfred de Vigny, bekanntlich einer der achtungswerthesten Dichter der romantischen Schule in Frankreich, der sich von den krassen Uebertreibungen, sowie von der fabrikmäßige Vielschreiberei seiner Genossen stets fern hielt, hat nach langem Zaudern ein großes Schauspiel in fünf Aufzügen vollendet, betitelt Hotz Mozart ist. Ein Dichter oder Künstler als Gegenstand einer Dichtung ist ein Räthsel von erheblich; doch fand Vigny mit der dramatischen Bearbeitung der Geschichte Chatterions Zuschrer sich, achtzehn Jahre alt und schon berühmt, vergittert) größeren Erfolg als derartige Stücke meist erzielen.

— Aus dem Jahr 1522. Im verflossenen Jahrhundert hat ein Schweizer, Kefiler aus St. Gallen, in einem Buch, an dem er nur Sonntags schrieb und das er deshalb Sabbatha nannte, die merkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens aufgezeichnet. Im Frühjahr 1522 trat derselbe mit einigen Landsleuten die Reise nach Wittenberg an, um dort seine Studien zu machen. Unterwegs brachten sie in Jena den Abend in einem Bierhofhause zu. Hier saßen sie einem Manne, den sie für einen Reiter hielten, „so er nun Landesgewonheit da soß in einem rothen Schirell, in bloßen Hosen und Wamms, ein Schwert an der Seite, mit der rechten Hand auf dem Schwertes Knopf, mit der andern das Hrst umfangend." Der Abend verging unter belehrendem und munterem Gespräch mit dem merkwürdigen Fremden; wegen seiner großen Belesenheit in theologischen Dingen hielten sie ihn für Ulrich von Hutten. Endlich nahm er „ein doß Bierglas" und sprach nach des Landes Brauch: Schweizer, trinket mit mir einen freundlichen Trunk zum Segen. Und wie ich das Glas von ihm nehmen wolle, ergäbt Reiter, verändrete er das Glas, bot daffe ein Stiefen mit Wein, sprechend: Das Bier ist euch unheimlich und ungewohnt, trinket den Wein. — Indem stund er auf, ward den Wagenrock auf seine Achsel und nahm Urland, bot uns seine Hand und sprach: so ihr gen Wittenberg kommt, gehört mir den Doctor Hieronymus Schurf. (Er dachte, daß die Schweizer diesen ihren Landsmann besuchen würden.) Sprachen wir, wir wollen es willig thun; ja wie sollen wir euch nennen, daß er den Frsch von euch verstehe? Sprach er: sagt nichts mehr dem, der kommen soll, läßt euch grüßen," so verstehet er die Worte daß. Also schied er von uns in seine Ruhe. — Der Reiter war Luther, der eben heimlich von der Wartburg nach Wittenberg reiste, um hier der Bilderstürmerei ein Ende zu machen. — Die „Sabbatha" sind wenig bekannt; jedoch ist die eben beschriebene Scene in einem der Stadtschreiber von Schwerzgeburth in Weimar, welcher Luthers Leben bearbeitet, herausschaulich.

— Das Leben Stein's von Pertz wird im neuesten Bande der Edinburgh Review mit eingehender Sachkenntnis gewürdigt. Der Name des Geheimen, „Freiherr vom und zum Stein", bringt den Engländer etwas in Verlegenheit; er hilft sich mit der Uebertragung: the baron of Stein of Stein.

Bühnenschau.

„Raymond oder das Geheimniß der Königin." (In Frankfurt am 4. März zum erstenmal aufgeführt.) — Ein seltener Glücksfall bei dieser Oper ist, daß das Sujet bis zum letzten Moment spannend und interessant bleibt. Das Hauptmotiv in dem Libretto ist „die eiserne Maske", jene mysteriöse Geschichte, die man wenigstens alle das größere Publikum bis zur Stunde, des Effectes wegen, gern in undurchdringlichest Dunkel eingehüllt läßt. — Was die Musik des Herrn Ambroise Thomas betrifft, so ist sie leichter Natur, größtentheils gefällig, sehr nett und fein instrumentirt. Namentlich hervorzuheben ist „das Schäferspiel", ein Intermezzo im zweiten Act, welches durchweg im Charakter der damaligen (1660) Art zu componiren geschrieben ist, und somit an Lulli und auch an den dessen Nachfolger, den Tyroleriter Rameau, angenehm erinnert; diese beiden haben bekanntlich für die Reform der französischen Oper den Grundstein gelegt. — Die Aufführung war in vieler Beziehung eine gelungene; namentlich war die Inscenirung recht abgerundet und die Gesangspartien befanden sich in guten Händen.

K. S.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 11. Frankfurt a. M., den 15. März 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Aus den tridentinischen Alpen. Von Joseph Victor Scheffel.
Schiller's Jugend.
Vergleichende Literaturgeschichte. Von Alex. Büchner.
Arthur Schopenhauer. Von G. Blaeckner.
Julius Stockhausen.
Feuilleton. Feuerbachs Hafis. — Abschied- und Danksagungs-Memoriale des Stadtschultheißen Textor. — Der Eichenkranz Thurn. — Thomas a Kempis u. s. w.
Neue Bücher. Goethe's Faust, erläutert von Gaupp. — Bancroft's Geschichte des deutschen Volks. — Europäische Ehrenuhr, herausgegeben von Dr. A. Bubenek. — Der Jude von Verona.

Aus den tridentinischen Alpen.

Von Joseph Victor Scheffel.

1. Castel Toblino.

Es war an einem heißen Sommernachmittage, würde eine Novelle im alten Styl beginnen, als zwei junge Männer in einem einfachen einspännigen Fuhrwesen das Städtlein Riva am Gardasee verließen und auf staubiger Heerstraße in die Gebirge einfuhren, die sich zu beiden Seiten des wilden Sarcathales als letzte Ausläufer südtirolischer Alpen der lombardischen Ebene entgegenstrecken. Der Nachmittag war noch fortdauernd heiß, als die Straße, die Sarca zur Linken lassend, an einen See führte, der in mäßigem Umfang die Breite des Thales ausfüllte. Aus diesem See stieg auf felsig emporragendem Terrain, nur durch schmale Landzunge mit der Straße verbunden, ein wohlerhaltenes Castell mit Thurm und hochaufgebäumen hiestockwerkigen Wohnhaus sonnenbeschienen empor zu den kahlen oder mit spärlichem ewigem Grün bewachsenen Bergwänden, die sich senkrecht über ihm emporthürmten, einen pittoresken Seevordergrund bildend.

Der unterste Begabhang war von einer reichbebauten Bignenanlage mit Maulbeerbäumen und Oliven ausgefüllt, ein halb Dupend schwarzgrüner alter Cypressen hob sich als finstere Zierrat aus dem freundlichen Grün des Gartens.

Die Reisenden bogen mit ihrem Fuhrwesen von der Straße ab und fuhren auf der Landzunge längs schilfbewachsenen Seeufers dem Castell entgegen. Eine mit Zinnen und Schießscharten wohlversehene Ringmauer umschloß den Burgfrieden, ein offener Thorbogen gestattete die Einfahrt. Das Fuhrwerk hielt im Hofe.

Auf den Zügen der Neuangekommenen drückte sich eine ungewisse gespannte Erwartung aus.

„Werden wir hier Obdach und Villeggiatur finden? Wer wird Herr und Meister dieses mittelalterlichen Anwesens sein? Ein alter Landedelmann, der mit vorsündflutlicher Betrachtung auf landsahrend fremdes Volk niederschaut? Eine junge Wittwe? Ein mit Welschkorn und Olivenöl große Geschäfte machender possidente, wie sie in diesen Regionen so häufig vorkommen und in ihren kurzen Camisolen und unsauberen Costümen eine so eigenthümliche Mitte zwischen Galantuomo und Strolch darzustellen wissen? . . chi lo sa?"

Wir wollen recognosciren, sprach der Eine der Beiden.

Sie waren nämlich lediglich auf Geradewohl, au hasard de la fortune, in diese Bergreviere eingefahren. Die Stadt des heiligen Marcus, wo sie zuvor gehaust, hatte ihnen mit schnöder Sommerhitze und tiefbeleidigendem Lagunenduft, mit schlaflosen Nächten und ringsinn herrschender Cholera viel Schädigung an Leib und Seele zugefügt, und es war die höchste Zeit, den schmachentschlafenen Leichnam dem tückischen Lagunennest zu entraffen. Von seinem Castell im Sarcathal aber wußten sie nichts Näheres als eben daß es dort stand. Und daß sie nichts Näheres wußten, war, wie der Eine sehr ernsthaft bemerkt hatte, just ein Grund mehr, schleunigst hinzugehen.

Jetzt schritten sie den schiefrigen Fußpfad empor und standen bald vor dem innern Portal. Verblichene Malerei eines Wappens war unter einem einfachen Erker schibar. Ein finsterer Gang führte ins Innere der Behausung; alte rauchgeschwärzte Säulen, denen als Fußboden der unzugehaune verwitterte Felsboden diente, standen als Träger einer geschwärzten rußigen Halle vor einem offenen innern Hofe; an der einen Wand eine tiefige römische Inschrift, von dem ehemaligen „Cameralverwalter" (actor praediorum Tublinatium) Trunnus in Kaiser Hadrians Zeit den Schiffalsgöttern (fatis fatabus) geweiht, an der andern Wand Reste von Arabesken und freskogemalten heraldischen Gethier . . . eine luftige leichte Loggia, von zierlichen toscanischen Säulchen und Rundbogenstellungen überbaut, zog sich um das zweite Stockwerk. Ein Stück blauer Himmel schaute sparsam auf den dunkeln Gewölbetraum.

„Die Sache macht sich!" sprachen die Beiden zusammen, denn Alles war schön in der Form und „wohlangeraucht," und mit einem leisen Anflug von Verfall behaftet, kurz, ein Gebäu, als ob es lediglich mit Beziehung auf deutsche Jünger und Verehrer der edlen Künste in den grünen See hineingestellt sei.

In der Loggie oben saß allerhand fremdartig aussehendes Volk, neugierig schmucke Frauengesichter tauchten auf und verschwanden, zu den Fenstern eines anstoßenden Saals glänzte der See in tiefsmaragdener Farbe herein. An einem Tisch waren Meßinstrumente gelagert und franken etliche vorübertreibende Geometer mit einem Capuciner und einem Jägersmann ihren Wein. Bei ihnen ging, die Hände auf den Rücken gefreuzt, im weißen hausväterlichen Negligéekittel, der alte padrone di casa, von dem das Schicksal der zwei jungen Männer für die nächsten Wochen abhängen sollte. Der Alte hatte ein dunkelgefärbtes Antlitz, das weniger von südlicher Sonne gebräunt, als von südlichem Weine geröthet schien, halb lag Schlauheit, halb Wohlwollen auf seinen Zügen, um den Mund aber ein vertrauenerweckendes Schmunzeln.

Die Zwei nahmen eine prüfende Position ein und erbaten sich einen Trunk vino santo, den man ihnen als der Gegend preiswürdigstes Erzeugniß gepriesen.

Digitized by Google

Wie der vino santo mit seinem goldbraunen Feuer ihre Lippen erwärmt, da waren sie im Zimmern eins, daß hier nur im Fall evidentester Unmöglichkeit an einen Rückzug in dunkles Ost- und eröffneten dem Alten rund heraus und ohne Umschweif ihre Absicht, sich allhier auf dauernde Sommerfrist einzunisten und nicht mehr zu weichen.

Ein solches Ansinnen aber war Giacomo Sommadossi dem Hausherrn noch nicht vorgekommen, denn wiewohl er in seinen weiten Hallen Jedem, der durch das einsame Sarcathal zieht, einen Trunk Weines und ein Stück Polenta verabreicht, so nimmt er doch keine fremden Gäste unter das Dach des Schlosses, verschließt vielmehr gegen Abend sorgfältig seine Thore, damit nicht unbekannte Gesindel, die einsame Waldnatz der Gegend benutzend, ihm einen Streich spiele. Und ob er zwar im Lauf eines vielgeprüften südtirolischen Lebens, als Administrator des Grafen Wolkenstein, als Besitzer großer eigener Campagnen, als Inhaber eines Postfalls, Aerovair bei der Omnibusgesellschaft zwischen Trient und dem Gardasee, Mitunternehmer beim Bau der Sarcastraße, Eigenthümer einer Sägmühle, Directer der aus Castell angebauten Seidenspinnerei u. s. w. sich ein gut Stück Menschenkenntniß erworben, war doch in seiner Physiologie seine genügende Stelle für die richtige Auffassung und Würdigung landfahrender deutscher Männer, die ohne Anfrage, ohne Empfehlung, und ohne den Schein eines vernünftigen Grundes sich auf einsamen Castellen der trideniner Alpen einzunaturiren beabsichtigen.

„Darum mußtest Sommadossi der Alte die Beiden, sprach das große Wort hm! hm?! und zog mit rücksmärtsgefalteten Händen und großen Schritten im Saal auf und nieder.

„Wir werden Euch keine Störung ins Haus bringen," sprach der Aeltere der Beiden behufs näherer Aufklärung, siamo artisti...

Da wandte Sommadossi der Alte sein Haupt. Artisti? sprach er mit einer Bewegung als wenn er nach einer Mücke schnappen wollte, pittori?! ah... hm! hm!! Es flang sehr bedenklich. Er fand nicht für gut, weitern Bescheid zu ertheilen und wandelte hinaus in die Loggie.

Es trat eine lange Pause ein. Der vino santo war getrunken, schon kam der Vetturin ungeduldig herauf, um nachzusehen, ob er das Gepäck zu bringen habe. Da ging der Eine der jungen Männer wiederum den padrone zu suchen. Er stand in einem Eckfenster und schaute in den See.

Nun, Signor Padroue, wie steht's mit unserer Combination?

„Un caso singolare", sprach Sommadossi der Alte. — „Singular? warum?"

„Mädchen im Haus — brummte er, — junge Frauen im Haus — und pittori?!" — Sommadossi der Alte schien seine eigenen Ansichten über den Fall zu haben, da Maler und junge Mädchen unter ein und demselben Dach zusammen zu leben genöthigt sind. Ein schlimmes Gewicht lag auf der Wagschale seiner Entscheidung.

Darum begann der fremde Gast, die Wichtigkeit der Situation erkennend, einen verstärkten Sturm auf des Zweifelnden Gemüth, und setzte ihm mit einer gewählten fast capuzinerartigen Beredsamkeit auseinander, daß die deutschen Künstler und Jünglinge überhaupt die bravsten Leute der Welt seien und keiner Mücke, geschweige einem im Castell Toblino wohnenden Frauenzimmer, das geringste Leid zufügen im Stande wären.

Und ein gut Glück wollte, daß just ein blasses dunkeläugiges Kind mit seltsam schwermüthigem Blick durch den Saal schritt. Der deutsche Redner aber hatte nicht umsonst in der Schule gelernt, daß durch geschickte Benutzung unvorhergesehener Ereignisse während der Rede deren Wirkung in hinreissender Art verstärkt wird, darum ergriff er des dunkeläugigen Kindes Rechte, führte es zu Sommadossi dem Alten, legte ihm die Hand wohlwollend aufs Haupt und sprach: „Und nun sag du selber, Angiolina, dem Großvater, ob wir hier bleiben oder wieder fortgehen sollen". Das Mädchen hieß zwar, wie sich später herausstellte, weder Angiolina, noch war Sommadossi der Alte sein Großvater, es schaute aber bedachtsam an dem Fremden hinauf und sagte ruhig: „Sie sollen hier bleiben, die Signori!"

Da sahen des Alten Herz zu erweichen, er sprach vedremmo! Der beabsichtigte Redeconp war gelungen.

Nach fünf Minuten sah man, daß in der Vorhalle draußen von Sommadossi dem Alten mit seinen Söhnen und Schneefrauen und der gesammten weiblichen Schloßbevölkerung ein Kriegsrath gehalten ward, hierauf wurden in einem großen Zimmer neben erwähntem Saal eine Anzahl Kisten mit gelber roher Seide, die offen herum ding, verpackt, geschlossen und hinausgeschafft — nach 10 Minuten stand Reisegepäck und sonstige fahrende Habe in diesem großen Zimmer und die neu Angekommenen waren rechtmäßige Bewohner und Insassen des Castell Toblino, von welchem die neueste „Statistica del Teontino" unter dem Buchstaben T folgende nähere Auskunft ertheilt:

„Toblino (Territorium von Fravegaio, Gerichtsbezirk Beygano, Landhauptmannschaft Trient) altes römisches Castell auf einer Halbinsel des gleichnamigen See's, der eine Länge von 1500 „perticho" hat und in der südlichen Ebene des Thals von Beygano zwischen den Dorfschaften Padergnione und Santa Massenza und dem Fluß Sarca liegt. Eine römische Inschrift bezeugt die Existenz des Ortes in jenen Zeiten. Es kam im Verlauf an eine Familie, die sich nach dem Castell selber benannte; Odorico von Toblino wird in einer Urkunde von 1124 erwähnt, im Jahr 1161 kommt ein Otto mit seinem Neffen Federigo und in den Urkunden von 1204—33 häufig Herr Turisendo di Toblino vor. Das Schloß fiel sodann an das Haus derer di Campo, die es mehrere Jahrhunderte durch inne hatten, und ist gegenwärtig ein possedimento rurale derer von Wolkenstein zu Trient.

„Die ruhige Einsamkeit dieses Castells, welches seine Thürme in den durchsichtigen Gewässern des Sees spiegelt, die von Oliven und immergrünem Gebüsch bewachsenen Hügel, die ihn umgürten, die colossalen Felsen des Monte Casal, die sich im Westen des Sees erheben, bilden ein landschaftliches Ganze, das zu den anmuthigsten und eigenthümlichsten des Trentiner Gebiets gehört." —

— — Und, (um nun den Novellenspiel abzubrechen und den vielverheißenden Eingang der Erzählung für immer ohne entsprechende Fortsetzung zu lassen) eine Reihe von Wochen sind wir Beide Bewohner dieses stillen seiab von allem Menschengewimmel gelegenen Seeafels geblieben; es verdiente freilich eine nähere Schilderung, wie zwei löbliche Meister freier Künste, ein Maler und ein Poet, hier an welcher Grenzmark, unter Menschen fremder Zunge ihr Sommerdyll nicht erfannen, sondern erlebten. Denn die allgütige Frau Poesia, die zur Zeit in der Welt draußen, wo die Kriegsvölker aufeinander schlagen und die Industrie der Maschine mit goldenen Preisen belohnt wird, böse Tage durchmachen muß, hat ihnen viel Schönes beschert zum Dank dafür, daß sie in fremdem Bergland getreulichen Sinnes ihren Spuren nachzogen.

Wie viel wäre zu erzählen von diesem seligsamen Leben und Treiben: wie Meister Anselmus der Maler mit Staffelei und Farbenkasten und großen Leinwanden auszog, um der Natur ihre schönsten Geheimnisse zu entwenden, — wie er in der öden Felsschlucht, die nach dem Thal Judicaria führt, sich einem Wasserfall gegenüber tief unten im ausgespülten Kessel des Sturzbache sein Atelier improvisirte und überschattet von Flieder und Feigenbusch das flürzende Gewässer in Farben bannte; — wie er draußen im Sarcathal bei dem wilden Trümmersturz der Kalk- und Granitblöcke, die in zerstörender Diluvialzeit hier als stetige Saat auf die Schutthügel verstreut wurden, sein Zelt aufschlug und, umlagert und angestaunt vom ländlichen Publikum aus den Hütten, die zwischen die irrenden Blöcke eingeklebt sind, unter Gottes freiem Himmel ein mächtiges Landschaftsbild vollendete; — wie wir mit leichtem Nachen durch den schilfbewachsenen Abfluß fuhren, der den Toblinesee mit dem See von Cavedine verbindet, um Bild und Malgeräthe zum

Digitized by Google

Castell zurückzudrängen und von Gewitter und Hagelschlag auf offenem See überfallen wurden, also daß die Frauen im Castell zur Kirche rannten und die Glocke läuteten um Schutz und Fürbitte der Madonna für die Sturmbedrängten . . .

Und komisch würde es klingen, wenn ich aus der Schule schwatzen und mein eigen Schicksal erzählen wollte: wie ich mir an unzugänglichem Seeufer einen schattigen Winkel ausgesucht, um in vormittägig einsamer Meditation eine große Venetianer Geschichte zu ersinnen; wie ich redlich und aueduernd hinüber ruderte in diesen Poetenwinkel, mich von den prachtvollen Gestalten titianischer Zeit umschwärmen zu lassen, derweil ringsum feines Menschen Fußtritt das Ufer berührte und nur blaue Libellen sich auf den Binsen am Gestade wiegten, oder die Fische vergnüglich aus der Fluth aufschnalzten . . .

Leider haben die schützenden Götter des Ortes nicht gewollt, daß jener Winkel auf felsigem Vorsprung des Toblinose dereinst mit der Schule Homers auf Chios in Wettkampf treten sollte, die Wildentenfänger von Calavin saßlen den Strohstuhl, den ich dort aufzerpflanzt, indem sie ihn zweifelsohne zweckdienlicher für ihren Entenstand hielten, als für den fremden Mann, von dem Niemand sagen konnte, mit welcher Gattung Fischfang oder Vogelstellen er dort beschäftigt sei . . und wie ich dem zum Trotz mich im grünen Gras festsetzte, kam ein großer Schmetterling geflogen, genannt Schwalbenschwanz, der setzte sich auf meines leichten Tintenfäßchens Rand, schlürfte von der blauen Tinte und warf zum Dank mit großem Flügelschlag das schiefstehende Geschirrlein um.

Da entschwebten die titianischen Gestalten mit boshaftem Lachen; Sansovino verschwand, Peter der Aretiner verschwand, und er selber, der Malerheldengreis mit der liebreizendsten aller Schülerinnen, die je Pinsel und Palette gehandhabt, mit dem Traum meiner venetianischen Nächte, der vielbesungenen greifreichen Irene von Spielberg.

Alles verschwand wie neckender Spuk der Nacht, der deutsche Poet warf seine tintenübergossenen Blätter als Sühnopfer der unbekannten grollenden Götter in die Fluthen und fuhr mit leerer Mappe, wehmüthig seines Freundes zu Frankfurt gedenkend, heim über die lauen Gewässer . . . .

Item, es war schön dort am Fuß der kalkigen und dolomitischen tridentiner Alpen, wenn auch bei erschlaffender Sommerhitze nicht allzuviel dort geschafft ward. Jetzt ist von all der Pracht und Bergfrische dieses italischen Sommers, vom Stilleben im Thal wie von den gefährlichen Wanderungen auf Ritten in unbekanntem Gebirg Nichts übrig als eine Reihe farbenglänzender Studien in den Sammlungen Anselmus des Malers, und ein paar unzusammenhängende Tagbuchaufzeichnungen, die einem Kreis von Freunden in der Heimath bestimmt waren. Einiges davon hat vielleicht auch für andere Leser Interesse — ich fasse Alles in der Form, wie es in kühlen Abendstunden an Ort und Stelle niedergeschrieben ward, dort im lustigen Borsaal, wo mir das blasse Mägdlein Maria so oft über die Schultern schaute und sprach: „Zimmer schreiben — immer schreiben? er muß seine sposa in Deutschland sehr lieb haben, der fremde signor, daß er ihr so viel schreibt!“ — —

(Fortsetzung folgt.)

Schiller's Jugend.

Wenn der Schneesturm im Norden über die kahlen Wälder und Felder zieht, dann läßt man sich am warmen Kamin gern von südlichen Küsten erzählen, wo ein ewig blauer Himmel lacht, wo die Natur ihre schwellende Lebensfülle ausgeschüttet hat. So wendet sich, während die Haine der deutschen Poesie unter schwerer Winterdecke ruhen, unser Blick freudig auf jene Tage, die uns mit dem Hochgefühl des Besitzes und mit der Hoffnung eines künftigen Gewinnes durchströmen. — Mit diesen Worten leitet der uns leider zu früh verstorbene Eduard Boas seine soeben von Wendelin von Maltzahn bei C. Rümpler in Hannover herausgegebene Geschichte von Schiller's Jugendjahren ein, ein Buch, das sich gewiß der Theilnahme und Aufmerksamkeit allen derer erfreuen wird, die neben dem lebendigen Interesse an den unsterblichen Werken unseres großen Dichters zugleich Verlangen tragen, die Geschichte seines Lebens und seines geistigen Entwicklungsgangs in treuester Schilderung kennen zu lernen.

Schiller war es nicht, wie Goethe, vergönnt, mit eigner Hand seine Biographie aufzuzeichnen, und selbst in seinen Werken finden sich nur wenige persönliche Beziehungen; was uns dafür von fremden Händen geboten wurde, gehört bis auf ganz geringe Ausnahmen unter die Rubrik der gewissüchtigen Speculation. Selbst Hoffmeister, der anerkannteste und treueste Biograph Schiller's, hat sich weniger mit dem Leben des Dichters als mit dessen Werken beschäftigt und ebenso ist G. Schwab zwar als ein sehr ehrlicher, aber dabei auch als ein sehr leichtgläubiger Lebenszeichner zu Werke gegangen.

E. Boas wendete zunächst der Jugendgeschichte Schiller's seine Studien zu, da gerade dieser Zeitraum in den meisten Biographien vorzugsweise entstellt worden ist. Einmal lag derselbe am weitesten zurück, und dann schwebte ohnedies ein gewisses romantisches Halbdunkel darüber. Biographische Falschmünzer machen sich diese Gelegenheit gründlich zu nutz, indem sie Schiller's edles Bildniß auf das werthlose Blei ihrer Erfindungen prägten. Und doch fehlte es keineswegs an ungetrübten, glaubhaften Denkwürdigkeiten über Schiller's Jugend, denn viele seiner Spiel- und Schulgenossen wußten die Feder tüchtig zu handhaben. Unter diesen Jugendfreunden, die über Schiller Aufzeichnungen hinterlassen haben, sind besonders bemerkenswerth: F. W. v. Hoven, J. W. Petersen, G. F. v. Scharffenstein, J. F. Abel, C. P. Conz und W. F. J. Reinwald, Schiller's Schwager. Unserm Biographen stand außerdem eine Quelle ganz eigner Art zu Gebote: Schiller's Schwester, Christophyer, hatte nämlich den trefflichen Roman von Hermann Kurz „Schiller's Heimathsjahre“ gelesen, und wo die Darstellung ihr recht lebendig und wahrheitsgetreu erschien, strich sie den Satz mit Bleistift an oder schrieb auch wohl die Namen der bezeichneten Personen an den Rand. Dies interessante Buch ist gegenwärtig im Besitze von Schiller's Tochter Emilia, Baronin von Gleichen-Rußwurm, welche es dem Biographen zur Benutzung überließ. Die Aufzeichnungen der genannten Freunde und Genossen des Dichters sind die Hauptquellen zu dem vorliegenden, werthvollen Buche geworden; außerdem wurde dem Verfasser noch gestattet, Einsicht von den Actenstücken im Archiv der Karlsschule zu nehmen.

Schiller's Vater, der gleich dem Goethe's in der Taufe den Namen Johann Kaspar empfing, war am 27. October 1723 in dem großen vollreichen Dorfe Bittensfeld, das nahe bei der altwürtembergischen Stadt Waiblingen liegt, geboren. Dessen Vater war Ortsschultheiß und trieb dabei das Bäckerhandwerk. Im Jahre 1749 siedelte Schiller als Chirurg nach Marbach über, nachdem er zuvor mit einem bayerischen Husarenregiment den Feldzug in den Niederlanden als Wundarzt mitgemacht hatte, und heirathete hier die Tochter des herrschaftlichen Holzinspectors und Gastwirths, „zum Löwen“, Kodweiß, Elisabetha Dorothea. Die jungen Leute brachten eine vollständig eingerichtete Wirthschaft zusammen. Schiller besaß allerlei chirurgische Instrumente, einen Destillir-Kolben, ein zinnernes Barbierbecken, Scheermesser, Aderlaßschnepper, einen Pelikan zum Zahnausziehen u. s. w. Auch nannte er Bücher im Werth von zehn Gulden sein Eigenthum. Ebenso reichlich war seine Frau ausgestattet worden; u. A. besaß sie eine schwarze Sammethaube mit silbernen Spitzen und eine blaue mit Goldspitzen, ein Perlen- und Granat-Halsband und einen goldnen Trauring. Dazu kam etwas Acker- und Gartenfeld, das auf 188 Gulden abgeschätzt war. Aber das Ameublement des neuen Hausstandes war sehr gering. Dasselbe bestand aus einer „gut gehimmelten Bettlade“, zwei Kleiderkasten,

Digitized by Google

einem guten Tisch von hartem Holz, zwei „ohngelehnten“ Sesseln, wozu nach damals üblicher Sitte noch eine Hängewiege kam, „so noch anzuschaffen.“

Die junge Frau Schiller war nicht groß, aber von schlanken Wuchs; sie hatte röthlich blondes Haar und eine Menge Sommersprossen im Gesicht; ihre Züge besaßen einen milden Ausdruck, ihr Auge war so seelengut, daß man schnell Vertrauen zu ihr fassen mußte. Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, die sentimental-poetische Bildung, die man ihr hat andichten wollen, beschränkt sich auf die Lectüre von Uz und Gellert. — Ihr Gatte war klein und wohlgewachsen, seine Stirne schön gewölbt; er hatte etwas Militärisches im Aeußeren, einen kräftig beweglichen Gliederbau und einen freien furchtlosen Blick. Zum Staatsanzug diente ihm ein stahlfarbiger Tuchrock, feine Manschettenhemden, seidene Strümpfe, ein kalamankner Cassaquin und ein dorbirter Hut, wozu noch ein mit Silber beschlagener Stock kam. Seine Physiognomie zeigte jenen ernstsinnenden Ausdruck, der auf Anlage zum Selbstdenken und auf ein emsiges Streben nach wissenschaftlicher Fortbildung deutet, womit auch der Gang seines Lebens vollkommen übereinstimmt.

Anfänglich hielt Schiller's Vater eine Barbierstube, da aber seine Kundschaft nicht ausbreichte, ihn und seine junge Frau zu ernähren, trat er beim Beginn des siebenjährigen Krieges in's würtembergische Militär. Er kam zuerst nach Böhmen, später nach Hessen und Thüringen. Nach dem Hubertsburger Frieden legte sich der thätige Mann auf den Gartenbau und gründete 1768 zu Ludwigsburg eine Baumschule, durch deren treffliches Gedeihen der Herzog Karl von Würtemberg auf ihn aufmerksam gemacht wurde. Derselbe ernannte den ehemaligen Chirurgen und Wundarzt zum Hauptmann und stellte die Anlagen seines Lustschlosses Solitude unter seine Aufsicht, woselbst er sein ganzes übriges Leben in Ruhe verbrachte. Schon zuvor im Jahre 1757 wurde ihm nach achtjähriger Ehe eine Tochter, Christophine, geboren, am 10. November 1759 folgte dieser ein Sohn, der in der Taufe von seinem Pathen, dem Commandanten des Regiments, Christoph Friederich von der Gabelenz, wirklicher Kammerherr, auch Chevalier de l'ordre militaire de St. Charles, den Namen Christoph Friedrich bekam.

Der neugeborene Knabe wurde bei einer sonst guten Natur von Kinderkrankheiten vielfach heimgesucht, er war seiner Mutter leibhaftiges Ebenbild, hatte Sommersprossen und röthliche Haare wie diese. Schon in seinem vierten Jahre zeigte sich Fritz auf Alles aufmerksam, was der Vater vorlas, und unablässig frömmen seine Fragen, bis er den Inhalt verstanden hatte. Diese Vorlesungen beschränkten sich auf Stellen aus der Bibel, sowie auf die Morgen- und Abendgebete, welche der Vater eigens verfaßte. Dieselben verrathen eine Naturanlage zur geistlichen Poesie. Diese häuslichen Andachtsübungen wirkten tief auf das Gemüth des heranblühenden Knaben, und Christophine Schiller hat das Bild des kleinen betenden Bruders in ihrer Erinnerung bewahrt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindesantlitz zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirne umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände, gaben ihm das Ansehen eines Engelsköpfchens.“ Schiller's Mutter wußte die Poesien und zarten kleine Gemüthes weiter zu wecken. Christophine erzählt uns davon: „Einst, da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, deren sich auf ihrer Wanderung nach Emaus, Jesus zugesellte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor.“

Wie übergehen die nun folgende Schilderung von Schiller's Jugendleben bis zu seinem dreizehnten Jahre, und fassen die Geschichte dieser Zeit in dem Briefe zusammen, den der Hauptmann Schiller, als schon der Ruhm seines großen Sohnes sein rüstiges Greisenalter erheiterte, am 6. März 1790 an denselben nach Jena richtete, als der Dichter wirklich damit umging, die Geschichte seiner vielbewegten Jugend zu schreiben, von welchem Plan er dem Vater Mittheilung machte. Da antwortete ihm dieser in seinem strengen Militärstyl:

„Die Geschichte Seines Geistes kann interessant werden, und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckarstluß gesehen und sonach, im Diminutivo, jedes kleine Bächelchen ein Neckarle geheißen; wiederum hat Er einen Galgen bei Scharndorf, als Mama nach Schwäbisch-Gemünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil Er vor diesem Mäusefallen gesehen, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unserm Quartier, der Herberge zur Sonne in Lorch, da man Ihm statt Mantel einen schwarzen Schurz, und statt des Ueberschlags ein Predigt-Lämpgen anthun müssen. Und dann die äußeren Umstände Seiner Eltern, da Er lernen, vornehmen und thun mußte, gerade das und so viel, als dieser Umstände erlaubten. Endlich Sein Uebergang in die herzogliche Militär-Akademie, woselbst Er erstlich als Theolog, nachher als Jurist und zuletzt als Arzt Sein Studium angefangen. Wie Er Sein erstes Trauerspiel „die Christen“, in Seinem dreizehnten Jahre geschrieben; was für lateinische Distichen, Carmina und Epistolae etc. Er verfertigt; wie Er mit Herrn Professer Jahn in Collision gekommen — doch das gehört mehr zu einer Lebensbeschreibung, und sepo abthrahire ich.“

(Fortsetzung folgt.)

Vergleichende Literaturgeschichte.

Wir haben in letzter Zeit, Seitens der populären Naturforschung, Viel von vergleichender Anatomie und Physiologie vernommen, man hat uns die interessantesten Aufschlüsse über die Analogien im Organismus der Thiere unter sich sowie mit dem Menschen gegeben und den Letzteren selbst, dem Unterschied seiner Racen nach, analysirt. Nicht minder dankenswerth erscheint es uns, neben dem Leib auch die Analogien und Unterschiede des Geistes, wie er sich in der Dichtung offenbart, dem Unterschied der Völker und der Jahrhunderte nach, aufzudecken, und die reichlichen Resultate der literarhistorischen Forschungen der letzten Jahrzehnte von diesem Gesichtspunkt aus zu einem gemeinschaftlichen Bilde zu concentriren. Erlauben Sie mir, einige Anregungen zu den Ideen, welche einem dieses Thema behandelnden Werk zugrunde zu liegen hätten, zu geben.

Zunächst nur auf das moderne Europa bezogen, würden dieselben etwa in drei Gattungen zerfallen: die Ermittlung derjenigen Dichtarten, welche dem poetischen Geist der einzelnen Nationen am angemessensten sind, und worin sie demzufolge am Meisten geleistet haben; dann die Erwägung des geistigen Verhältnisses der Jahrhunderte untereinander, und endlich, und das wäre das Wichtigste, die Beleuchtung des Einflusses, welchen die modernen Literaturen durch wechselseitige Befruchtung und Anregung aufeinander ausgeübt haben, denn der poetische Genius hat, um auf Reisen zu gehen, nicht die Eisenbahnen, auch nicht die Postkarren abgewartet, sondern, selbst noch vor der Erfindung der Buchdruckkunst, seine Wege mit der Schnelligkeit und dem Gang des Blitzes, aus einem Volk zum anderen zu machen gewußt.

Um zunächst von dem ersten Punkt zu reden, so zeigt zwar der jeweilige Zustand jeder Literatur saft alle Dichtgattungen, das epische Epos wie die lyrische Strophe, das lehrgedicht wie die Ballade, und alle Arten des Drama vertreten, allein nur zu gewissen Zeiten treten in einer bestimmten Richtung diejenigen Meisterwerke

Digitized by Google

hervor, welche den Gipfelpunkt einer Nationalliteratur bilden. So erreicht die italienische Dichtung ihre höchste Blüthe in den verschiedenen Erscheinungen des Epos, in der großen, heroischen und romantischen Epopöe, durch die göttliche Comödie, den rasenden Roland, das befreite Jerusalem, wie in der Parodie dieser großartigen Erscheinung, durch die komische und satyrische Epik in Tassoni's Eimerraub, Casti's redenden Thieren u. s. w. Die Lyrik, hochvollendet wie sie in Italien ist, steigt doch nicht bis zum Glanze jener Erscheinungen hinan, und das Drama ist eingestandenermaßen die schwache Seite seiner reichen Literatur. In Spanien und England ist das nationale Epos schwächer vertreten, die Bühne ist dort die Lieblingsheimath der Musen, in ersterem Land in der höchst interessanten, durchaus nationalen und bei uns immer noch nicht hinlänglich bekannten tragikomischen Gattung, während sich in England die reine Tragödie bis zur höchstmöglichen Vollendung erhebt, die anderen dramatischen Formen weit hinter sich lassend. Frankreich bildet den Gegensatz zu dieser letzteren Erscheinung; das Lustspiel, das heitere Spiel des Witzes und der Laune um ihrer selbst willen, kommt dort der nationalen Disposition auf allen Wegen entgegen, alles Uebrige muß vor ihm zurücktreten, und ein Molière wird, neben den erbleichenden Sternen eines Corneille und Racine, mit immer erneutem Glanze strahlen. Für Deutschland endlich, das Land der wahren und tiefen Empfindung, ist selbstredend die Lyrik das dankbarste Feld, und wir haben darauf wohl mehr als alle anderen Völker zusammen geleistet.

Wenn diese Thatsachen im Allgemeinen unbestritten sind, so ist der zweite Punkt, die Ermittlung des vorwiegenden Geistes in den einzelnen Jahrhunderten, um so schwieriger. Sich hierbei in die Dunkelheit des Mittelalters zu wagen, wäre ein ganz nutzloses Beginnen, dagegen läßt sich von der Reformation und der Renaissance der klassischen Literaturen und Künste, also vom sechzehnten Jahrhundert an, etwas klarer sehen. Dieses Jahrhundert ist unstreitig das wichtigste und interessanteste der neueren Zeit und nimmt in der Entwicklungsgeschichte des Geistes diesethe Stelle ein, welche das unserige bezüglich des materiellen Fortschritts behauptet. Die Gelehrsamkeit und die Künste, die Politik und die Volksdichtung reichen sich dort einander friedlich die Hand und beben in England, Spanien und Italien die Literatur auf ihre höchste Höhe. Im folgenden Jahrhundert isolieren sich die Glieder dieser schönen Verbindung wieder, in der Literatur erscheint die reine Hof- und Kunstpoesie und verbreitet ihre Doctrinen von ihrer Heimat, Frankreich, aber vielmehr von Ludwigs XIV. Versailler Schloß aus über fast ganz Europa. Das achtzehnte Jahrhundert zeigt sich der schönen Literatur im Allgemeinen abhold, wie sehen sie im Verfall in Spanien, Italien, Deutschland, während in England und Frankreich praktische und namentlich philosophische Bestrebungen vorwiegen und auch der Poesie einen nüchternen, didactischen Charakter aufdrücken. Unser Säkulum endlich sieht die, seit dem Schluß des sechzehnten Jahrhunderts begrabene Romantik allenthalben in derselben Weise wieder auferstehen, wie damals die Classicität; allein ein neues, vorher ungeahntes Element, das kosmopolitische, die Verwischung der nationalen Eigenthümlichkeiten, Charaktere, Sitten, Dichtungsstoffe mischt sich ihr, liegreich und vorherrschend bei und führt uns weiter — wohin?

Das schöne aber schwierige Thema der gegenseitigen Einwirkungen der modernen Literaturen endlich zeigt uns bald ein allgemeines Vorherrschen einer einzelnen Nation, über alle Anderen, bald eine specielle Befruchtung der Einen durch eine Andere. In ersterer Beziehung kann man abermals den Jahrhunderten folgen, und zwar geht im sechzehnten, Hand in Hand mit der wiederauferstandenen Muse, das schöne und reiche Italien allenthalben ruhmvoll voran. Im siebzehnten Jahrhundert tritt Frankreich politisch, kritisch und poetisch dominirend auf und setzt diese Herrschaft in das nächste Jahrhundert fort, wo sie von England brechend und endlich, wenn auch nicht vollständig, ersetzt wird. Von den Einflüssen dieses letzteren Landes reden namentlich die vor Kurzem in Ihrem Blatt mit Recht betonte Bildung Voltaire's in England selbst, und die Nachahmung Miltons durch Klopstock. Das neunzehnte Jahrhundert endlich gehört unbestritten und allenthalben dem deutschen Geiste an, denn ein Zorilla in Spanien, die Schule eines Manzoni in Italien, die Romantiker in Frankreich, Byron, Shelley, Tennyson in England und in Amerika Longfellow bekunden deutsch genug die Ideensysteme, welche die Erscheinung Schiller's, Goethe's und unserer romantischen Schule in ihnen hinterlassen hat. Die besonderen einzelnen Einflüsse und Wechselwirkungen können wir nicht alle aufzählen, wir erwähnen als solche nur die nahe Beziehung Englands zu Italien im Reformationszeitalter; die Bildung der französischen Bühne durch die spanische unter Richelieu; bei uns die französische und dann die englische Nachäffung in Gottsched und in der Schweizer Schule; und endlich die gegenwärtige, fast sclavische Abhängigkeit der englischen Lyrik von der unsrigen.

Ein erfreuliches Zeichen ist es, daß der kosmopolitische deutsche Geist endlich und zu einer Zeit zu allgemeiner Herrschaft gelangt ist, wo alle äußeren Verhältnisse grade seiner Thätigkeit entsprechen und sie zu fördern geneigt sind.

Alex. Büchner.

Arthur Schopenhauer.

Die Jahre 1781 und 1819 schneiden tief in die Geschichte der Philosophie ein; sie sind Entwickelungspunkte. In dem einen erschien Kants unsterbliches Werk: die Kritik der reinen Vernunft", und in dem andern Schopenhauer's tiefsinnige Schrift: „die Welt als Wille und Vorstellung". Kant hat den Grund tief gelegt, Schopenhauer hat das Gebäude vollendet. Schon in seinem dreißigsten Lebensjahre fand es fertig da; die folgenden Jahre brauchte er nur auf den Ausbau des Innern, die Vollendung des Einzelnen zu verwenden. Man kann seine tiefreligiöse Philosophie, die so viele Berührungspunkte mit dem Christenthum hat, einem hellerleuchteten Saale vergleichen, dessen Licht den an das bisherige Philosophiren Gewöhnten anfangs ein wenig blendet, bald aber gewöhnt sich das Auge an die Lichtfülle, die es erblickt; man sieht sich wohl in diesen Räumen, weil man sich frei fühlt, voll Zuversicht; man ist wiedergeboren durch den Geist der Wahrheit. Man kann sie einer weiten Landschaft vergleichen, in deren Mitte eine hohe Warte steht. Gesetzt, du könntest diese Warte nicht ersteigen, es schwindelte dir, so kannst du die schönsten Blumen, die anmuthigsten Früchte mitnehmen. Schopenhauer verbindet das kalte, dunkle Abendland mit dem lichten warmen Morgenlande. Dieses Land, von dem die ersten Strahlen der Philosophie ausgingen, ist sein zweites Vaterland, dort weilt er am liebsten; die erhabenen Gedanken, welche vor Jahrtausenden die Weisen Indiens erzeugten, ziehen am meisten seinen forschenden Geist an und am liebsten verweilt er bei all dem Schönen, was ihre Schriften, jene „fast übermenschlichen Conceptionen", wie er die Vedas nennt, seinem Sinne darbieten. Er fühlt seine Verwandtschaft mit jenen großen Lehrern der Welt, deren ursprüngliche Weisheit die Quelle der griechischen Philosophie war. Die Schriften, welche von ihnen in grauer Vorzeit ausgegangen, sind, wie er uns selbst sagt, seine Freude und sein Trost im Leben gewesen und sollen es auch im Tode sein. Deutschland hat gerechte Ursache auf ihn stolz zu sein, da er mit so reinem und bewarlichem Eifer seinem, wie es Manchem scheint, wenig lohnenden Berufe, die Wahrheit zu erforschen, ganz sich hingegeben hat, und in die Tiefe der Philosophie eingedrungen ist, wie Wenige vor ihm. Und was thun nun seine Zeitgenossen? Zum Theil verhalten sie sich lange Decennien hindurch passiv, und nun, da sie sich endlich die Mühe

Digitized by Google

nehmen, in seine Werke zu blicken, werfen sie ihm ein zu starkes Selbstgefühl vor. Wissen diese Tadler, was Bescheidenheit ist? Ein Mann, der sich bewußt ist, daß er in der Philosophie geleistet hat, was Wenige vor ihm zu leisten im Stande waren, sollte dieses nicht aussprechen, er sollte nicht bindlichen dürfen auf die kommenden Jahrhunderte und von ihnen hoffen, was ihm die Mitwelt größten Theils versagt, die volle Anerkennung seiner großen Leistungen auf einem so schwierigen Gebiete, wie die Philosophie ist? Was ist Bescheidenheit in der Philosophie? Daß ein Philosoph die Grenzen des menschlichen Wissens erkenne; daß er sich hüte, mit lauter Stimme, wie ein Marktschreier, sein Wissen als ein absolutes anzupreisen; daß er einsehe, wie wir bis auf den letzten Grund der Dinge nicht dringen können. — Dieses aber spricht Schopenhauer in dem zweiten Bande seines Hauptwerkes sehr deutlich aus; er sagt (S. 636): „Das Wesen der Dinge vor oder jenseit der Welt, und folglich jenseit des Willens, steht keinem Forscher offen; weil die Erkenntniß selbst nur Phänomen ist, daher nur in der Welt Statt findet, wie die Welt nur in ihr. Das innere Wesen der Dinge an sich ist sein erkennendes, sein Intellect, sondern ein erkenntnißloses; die Erkenntniß kommt erst als ein Accidens hinzu" — und bezeichnet also auf redliche Weise die Grenzen seiner und aller Philosophie. Dabei befreit er sie endlich von dem ewigen Conflict mit der Theologie, von allen Religionsphilosophien, was Leibniz wollte, aber nicht konnte, was Schleiermacher versuchte, aber nicht zu Stande brachte. Gönnt ihm doch das große Bewußtsein, daß er der bedeutendste Philosoph unserer Zeit ist, daß einst, wenn die dunkeln Geister des Neids und der Mißgunst abgetreten sind, die Geschichte der Philosophie seinen Namen mit Stolz in ihre Annalen eintragen, daß sie Kant und Schopenhauer als tiefforschende, wahrhaftige, aller Ostentation abholde Männer bezeichnen wird, während sie unwillig ihr ernstes Antlitz abwendet von jener Philosophie, die uns Schopenhauer in gerechtem, edlen Zorne so oft schildert, über deren Raubereiwesen er so entrüstet ist.

Wir hoffen, daß die Parerga nicht das Letzte sind, was uns Schopenhauer aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrung mitgetheilt hat. Die Aufmerksamkeit, welche man seinen Aeußerungen jetzt allgemein zuwendet, möge ihm Veranlassung werden, über Manches zu sprechen, was das heilige Gebiet der Kunst betrifft. Er ist viele Jahre hindurch in Italien gewesen, er kennt dieses classische Land. Möchte es ihm gefallen, uns über dieses Land der Sehnsucht Unzähliger, Mittheilungen zu geben. Wir haben zwar Ueberfluß an Büchern, welche Italien beschreiben, aber Schopenhauer sieht oder schaut vielmehr Alles auf eigenthümliche Weise, die seinen Darstellungen ein so hohes Interesse verleiht. Möchte aber auch die Stadt, in deren Mauern er schon seit 25 Jahren weilt, immer mehr erkennen, was sie an diesem seltenen Mann hat, dessen Name noch genannt werden wird, wenn nach Jahrhunderten die Welt eine andere Gestalt angenommen hat, und möchte man in Frankfurt wenigstens darauf bedacht sein, daß den entfernten Verehrern Schopenhauer's sein Bildniß nicht länger vorenthalten werde.

C. Placidus.

Julius Stockhausen.

Man hat uns Deutschen den Vorwurf gemacht, einheimische Talente mit zu wenig Gerechtigkeit, fremde Leistungen mit zu großer Vorliebe zu beurtheilen. Wir möchten, was die ausübende Musik, die Kunst des Gesanges und des Spiels der Instrumente betrifft, den Satz eher umkehren und sagen, daß uns (dem großen deutschen Publikum) der richtige Maßstab für die Beurtheilung der ausübenden Talente noch nicht zur Hand ist. Wir vergessen oder übersehen z. B. sehr leicht, daß der Vortrag guter Lieder, mit einem guten Stimmmaterial und mit musikalischem Talent, nur dann ein guter Gesang sein wird, wenn die gute Methode des Singens, die Schule hinzukommt. Wo ist diese bei uns? Wie heißt das deutsche Land, die Stadt, wo die Kunst des Gesanges erlernt werden kann? In dieser Beziehung hat das Ausland entschieden den Vorrang vor uns gewonnen; und der erste Schritt zum Bessern bei uns wird der sein müssen, daß wir das bei uns Mangelnde als solches erkennen und das Bedürfniß fühlen, die herrlichen und unerreichten Schöpfungen unsrer deutschen Componisten nicht mehr in der unculitivirten, ungeschulten, naturalistisch-manierirten Weise zu hören, die jetzt bei vielen deutschen Sängern die Schuldbildung ersetzen soll. Das Publikum hat übrigens hierin, wie auch in andern Dingen, das Gefühl für das Richtige und Wahre durchaus nicht verloren. Einen neuen Beweis hievon lieferte uns die ausgezeichnete Art und Weise, mit welcher der Bariton, Herr Julius Stockhausen, bei uns aufgenommen wurde.

Kaum war sein erstes Lied verklungen, so war es den Zuhörern sonnenklar, daß hier ein ächter und ganzer Künstler vor ihnen stehe; so muß auch das Schöne wirken; das künstlerisch in sich Vollkommene macht nun wieder einen ganz natürlichen und tiefen Eindruck; man glaubt, es könne das gar nicht anders sein; es sei auch wohl gar nicht so schwer; man will nur mehr und immer mehr und Verschiedenes hören, denn der Stempel der in sich abgerundeten und beruhigten Vollendung, der dem Gesang des Herrn Stockhausen aufgeprägt ist, versetzt den Hörer in eine zugleich gehobene und doch behaglliche Stimmung. Wir hatten nun auch Gelegenheit, in einer ganzen Reihe von Concerten und Privatzirkeln aus dem großen Liederschatze der Gesangscompositionen, die schönsten und seltensten Früchte aus der Hand des Herrn Stockhausen zu kosten. Von der Kirchen-Cantate J. S. Bachs bis zur opera buffa Rossini's und Donizetti's, von den ernsten dramatischen Ergüssen Mozart's und Beethoven's bis zur heitern Opéra comique Boieldieu's und Auber's, von der Elegie, Ballade bis zum leichten Heine'schen Liedchen, wurden alle Gruppen der Gesangscompositionen durchmustert und das Beste uns in schöner Form geboten.

Herr Stockhausen, in Paris geboren und erzogen, hat das Glück gehabt, sich eine zugleich vielseitige und gründliche Bildung zu erwerben; um so musiciren und singen zu können, muß man mehr als Gesang und Musik studirt haben. Classische und neuere Literatur und Sprachen sind ihm geläufig; dieß ermöglicht es ihm auch, so tief in den Geist der verschiedenartigsten Tondichter einzudringen; man vergißt, wenn man Schubert, Mendelssohn, Schumann von ihm hört, daß er ein geborner Franzose ist: er ist ein Künstler. Daß er als solcher mit der Behandlung seines Instruments, mit der Technik im Reinen ist, versteht sich von selbst: die Art, wie er den Ton bildet, ihn ausgibt, die Kunst des Athmens, die Verbindung der Töne, die Aussprache italiänischer, französischer, deutscher Vocale und Consonanten, die Abrundung musikalischer Sätze, Declamation, Vortrag, Geschmack in Haupt- und Nebensachen, dies alles ist musterhaft bei Herrn Stockhausen zu nennen. Seine Vorzüge wurden hier so allgemein anerkannt, sowohl die großen Kritiker (davon wir ein Prachtexemplar besitzen), als die Gesellschaft und die Concertgänger waren so angenehm angeregt durch die Anwesenheit des Sängers schöner Lieder, daß das Gerücht einige Tage Glauben fand, es solle ein großartiges „Gesangs-Conservatorium" hier ins Leben gerufen und Herr Stockhausen an dessen Spitze gestellt werden; ein schöner Traum! Man kann auch durch Zuhören Singen lernen: und wenn Herr Stockhausen uns öfter besuchen und länger bleiben wollte, was gilt's, er würde noch Methode in unsern Gesang bringen?

Digitized by Google

Feuilleton.

— **Notiz aus Heidelberg.** In Bezug auf das jetzt im Kunstverein ausgestellte Bild Anselm Feuerbach's, welches die Aufmerksamkeit der Frankfurter Kunstfreunde in nicht geringem Grade zu beschäftigen scheint, erinnere ich mich, Ihnen folgende, aus zuverlässiger Quelle stammende Notiz mitzutheilen. Dieses Bild, „*Dalis in der Schenke*", gehört nicht, wie die Berfasser zweier, in der Augsbg. Allg. Zeitung und im Frankfurter Konversationsblatt veröffentlichten Kunstberichte zu glauben scheinen, unter die neuesten Arbeiten Feuerbachs. Es wurde vielmehr schon vor fünf Jahren entworfen und ausgeführt, und erschreint daher noch weniger, als der vor mehr als zwei Jahren entstandene „Aretino" geeignet, den Kunstfreunden einen Eindruck in das jetzige Schaffen des seit dem Sommer 1855 in Italien lebenden Künstlers zu gewähren. Diese Angabe kann das Urtheil zu Gunsten der noch jungen Künstlerin berichtigen, indem seine Kühnheit im Entwurf und seine eminente technische Begabung auch von den Gegnern anerkannt wird.)

— Den Lesern von „Kaiser und Staatsschriften" dürfte das Abschieds- und Danksagungs-Memoriale von Interesse sein, welches der würdige Staatssekretär Tector (Goethe's Gevatter) im Vorgefühl seines nahen Todes (er starb am 6. Februar 1771 nach langen Leiden im 78. Lebensjahre) an den Senat richtete. Wir verdanken diese interessante Reliquie einer gütigen Mittheilung von werther Hand und theilen dieselbe hier ihrem Wortlaut nach mit:

„Ad Senatum. Da ich frühes, daß der Augenblick nicht weit mehr entfernt sey, da ich, bey der große Gnad, so mir mich gnädigen, und mich aus dieser Zeitlichkeit zu sich in die frohe Ewigkeit aufnehmen werde; so erlanden Ew. ꝛc. hochgeneigtes, daß ich mich bey Hochdenenselben geborsamst empfehlen und für die mir und denen Meinigen, sowohl während der Zeit als ich dieser Vortrefflichen Versammlung beyzuwohnen die Ehre gehabt, als auch nachhero erwiesenen Gewogenheit, den geborsamsten Dank abstatten, anbey für Leztere die Fortdauer Hochverselben Huldr erbitten darf. — Ich flige diesem noch den herzlichen Wunsch bey, daß der Segen Gottes alle Ew. ꝛc. und mich auf dieser Zeitlichkeit zu sich in die frohe Ewigkeit aufnehmen werde; so erlanden Ew. ꝛc. hochgeneigtes, daß ich mich bey Hochdenenselben geborsamst empfehlen und für die mir und denen Meinigen, sowohl während der Zeit als ich dieser Vortrefflichen Versammlung beyzuwohnen die Ehre gehabt, als auch nachhero erwiesenen Gewogenheit, den geborsamsten Dank abstatten, anbey für Leztere die Fortdauer Hochverselben Huldr erbitten darf. — Ich flige diesem noch den herzlichen Wunsch bey, daß der große Gott

Wo sie ihn nicht habe, da sei ihr jeder Ort in der Welt gleichgültig und zuwider x.“ Diese Prädchen, welche wir ganz zufällig herausgreifen, mögen genügen. Welche Vorstellungen mag Herr Sauve von seinem Publikum haben? — Einiges Gewicht legen wir übrigens auf den Umstand, daß er Schulmann ist, Studienrektor am Gymnasium zu Gera. Denn diese sei einiger Zeit überdauernd unsere Interpretationsvorschrift, welche und die Freude an den Werken unserer beiden großen Dichter wahrhaft vergällen könnte, wäre ausschließlich von Gymnasial- und Realschullehrern betrieben (der sämtliche Dünger ist z. B. Professor am Gymnasium zu Köln). Faßt Jeder glaubt, er müsse etwas drucken lassen, um als ein tüchtiger und durchgebildeter Mann zu gelten. Dabei verfällt man nur zu leicht auf diese sehr unerfreuliche Art literarischer Produktionen, welche noch überdies einen gewissen Anschein ernsthafter Bildung verleihen; und ein Beispiel zieht das andere nach sich.]

— **Jacob Venedey, Geschichte des deutschen Volkes.** Erster und zweiter Band. Vom ersten Auftreten der Germanen bis zum Untergang der Hohenstaufen. Berlin, Franz Duncker. 1853—1855. — Es gehört ein eigner Muth dazu, eine vorwaltende Geschichte des deutschen Volkes zu schreiben. „Die deutsche Geschichte drückt eigentlich aus einer unsäglichen Menge kleiner Geschichten von Stämmen, Völkern, Ländern, Fürsten, Städten, wozu die Kaisergeschichte den chronologischen Faden gibt. Wie schwer ist da die Einheit zu bewahren! Wie unsruchtbar ist der Stoff mit einigen Betrachtungen ohne Beschlüsse, mit Versammlungen ohne Resultate, Kriegszügen ohne Ruhm; es ist nichts übrig, als einzelne Geschichten besonders zu behandeln“. Trotz dieser hoffnungslosen Worte Schloſſer's hat Venedey das Werk unternommen, dessen Schwierigkeit noch durch folgende Momente vermehrt wird. Die deutsche Geschichte ist die der beständigen Anläufe ohne volles Ergebniß; bei jeder Epoche, jedem Charakter dirckt ein Wenn und Aber übrig. Bei andern Völkern hat der Erfolg über die Stellung der hervorragenden Männer längst entschieden; nur bei uns ist vorkommen, daß ein wiederbrauser Patriot, wie J. P. Bob, Karl den Großen mit grobem Besen anfing, als den Schänder echt deutscher Weiberfrau, den Urheber des Romanismus und der Hierarchie in Deutschland; er nennt ihn den Völkerich mit triefendem Schabl, der die Götter der Urzeit stürzte, um seinen Wurmstichtidern Verehrung zu erzwingen, und flucht dem Mönche, der ihn den Großen preise. Wahrend eine Partei in Prosa um Versen die Hohenstaufen als die Bürge Deutschlands preist, sind sie einer andern die Verräther Deutschlands um Italiens willen, ist einer dritten Friedrich der Rothbart der schnöde Zerstörer Lombardischer Städtefreiheit und einer vierten Friedrich II. nur der ungerbesserliche Sohn der Kirche. Und diese Charaktere stehen noch nicht so im Brennpunkt sittlich-politischer Parteiung, wie ein Luther oder Gustav Adolf. Venedey's Geschichte behandelt in dem zweiten Bande einen gerade jetzt sehr interessanten Zeitraum, da die Anfprüche Gregors und Innocenz' erst neulich wieder im österreichischen Concordat in voll unverändernder Geltung ausgesprochen worden sind. Sein Standpunkt in diesen Fragen ergibt sich aus seinem ganzen politischen Leben; seine Sprache ist im hohen Grade entschlossen. Wir verstehen übrigens trotz der Verstärkung des Umfangs der Bände nicht, wie der Verfasser nach der ursprünglichen Anlage bei dieser Behandlungsweise mit vier Bänden auslangen, wie er im dritten Bande bis zum wahrscheinlichen Ende, im vierten Bande bis zur Gegenwart gelangen will, da die Spezialgeschichten einen immer größeren Raum beanspruchen. Wir glauben, daß jeder Besitzer des Werkes eine sachgemäße Vermehrung des Bandvorrath lieber sehen wird, als eine große Stärke der Bände, oder eine zu übertriebene Knappheit der Darstellung. Indem wir diese deutsche Geschichte allen gebildeten Lesern, wie auch den Schul- und Volksbibliotheken angelegentlich empfehlen, theilen wir zu prägnantester Charakteristik der Auffassung Venedey's folgende Stelle mit: „Die deutsche Ehrlichkeit, die deutsche Hingebung, der deutsche Glaube an das Hohe, die deutsche Gründlichkeit, die der römischen Herrschsucht die ersten Bewegründe im Interesse der Menschheit unterstellte, hat sie Gregor VII. von Anfang an den Kampf aufrecht erhalten. Ohne Beatrix, die Tochter und Erbin Canetin deutscher Herzöge, ohne Gottfried von Lothringen würde Gregor den Kampf nicht haben beginnen können; ohne die deutschen Mönche, seine Verthedtiger und Lebensbeschreiber würde Gregors Andenken nicht in dem Glanze erscheinen sein, in welchem er jetzt steht. Gegen seinen Namen der Weltgeschichte ist die Verläumdung so thätig und erfinderisch gewesen, wie gegen Heinrich IV. Er hatte den Kampf mit den mächtigsten Gewalten der Erde, der Kirche und dem Fürstenthume, angenommen. Die geheime Kunst der Lüge wurde überall gegen ihn in Bewegung gesetzt; was des Schlimmen er that, wurde ins Unendliche verschlimmert; wo kein Unrecht auf ihn kam, wurde solches mit Kreuz und Segen, mit Gebet und Wunder weder ihn erfunden.“

St.

— **Europäische Chronik.** 1855. Bearbeitet von mehreren Publizisten, herausgegeben von Dr. A. Budvenz. 4 Bände. Sauerländers Verlag. 1855. 1856. Viele ein Fortschritt gegen die „Almanache der Zeitgeschichte“ von G. Bacherer und W. Menzel, gegen die „Rundgemälde“ von *** (Dr. med. Becker in Freyſtadt) tritt zu Tage, wenn man das vorliegende Werk betrachtet! Statt der dürftigen Compilation äußerlicher Verhältnisse und Ereignisse nach Staaten geordnet, ist hier der Versuch gemacht, im Momente des Geschehens Zustände zu schreiben, den Zusammenhang mit Ereignisse, die Motive der leitenden Staatsmänner zu erforschen, dabei den materiellen und geistigen Bewegungen zu folgen; man muß Politiker, Nationalökonom, Militär und Literarhistoriker zugleich sein, um solche Aufgabe zu lösen. Welchen Fleiß verlangt das Sammeln, welche Kritik das Sichten, welchen Scharfsinn das Combiniren, welche Kunst das Darstellen der Thatsachen! Wie verschiedene Thätigkeiten erfordert das Sammeln der Actenstücke, die Beurtheilung einer Parteyschrift, die Darstellung einer Literaturepoche! Gewiß hat der Herausgeber alle diese Schwierigkeiten sich ganz gedacht, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er sie virtuell überwunden. Wenn er wirklich theilweise nur Herausgeber, nicht Verfasser ist, wenn die Mitarbeiter ausnahmsweise bei diesem Unternehmen die gelobte Treue gehalten, so hat er seinen Verdiensten das der vortrefflichen Redaction zugefügt, denn nirgends ist eine Nietzeste an dem großen Gußwerk zu bemerken. Die Forderung vollkommener Unparteilichkeit ist gleich, soweit sie an ein Werk gestellt werden kann, das, mitten im Drange der Ereignisse geschrieben, der selben Uebertheils entbehrt. Die schroffe Beurtheilung der preußischen Maßregeln gegen die Presse, verglichen mit der mildern Besprechung des unendlich wichtigern Concordats, scheint uns nicht gerechtfertigt. Doch würde die weitere Ausführung solcher Ausstellungen zu weit auf das politisch-religiöse Gebiet führen. — Ueber die Lebensfrage der „Chronik“, im eigentlichsten Sinne des Worts, über die Frage ihrer Fortexistenz vermissen wir eine deutliche Erklärung, welche der Verfasser am Anfang und Ende der Bände zum vierten Bande, in engerem Rahmen zu verwerfen; er wird alsdann ein weniger doch gesteigertes Ziel dauernd erreichen. Demjenigen Zeitungsleser, der auch Geschichtsforscher ist, wird das Werk sehr willkommen sein; dem Gelehrten, welcher für seine Arbeiten auf die Tagesgeschichte Rücksicht nehmen muß, ist es vermöge seiner gewissenhaften, sorgfältigen Ausführung faß unentbehrlich. In dem Vertrauen und Eigenthümlichkeit der vorliegenden Bände gehören die literarhistorischen Uebersichten.

St.

— Selbst der Roman, dieses frivole Aterkind der Muse, welches schon so viel Unheil angerichtet hat, muß jetzt den Zwecken der Jesuiten dienen. Der „Jude von Verona“ heißt das merkwürdige Opus, welches als „Kochfreie der Jugend gewisse Wahrheiten in den Mund legen soll, die ursprünglich einen etwas bitteren Geschmack haben, aber, wenn sie geschickt werden und in den Magen hinabgelangen, ihm eine kräftige Speise und dem Körper frisches Blut und starke, gesunde, lebhafte Glieder verschaffen“. Das Buch, von einem Pater der Gesellschaft geschrieben, erschien zuerst in italienischer Sprache und liegt nun in einer deutschen Uebersetzung vor uns. Die Handlung dreht sich um einen jungen Israeliten, der schön, muthig, reich und unabhängig, als Prinzipal einer protestantischen Verbindung thätig ist, von Liebe zu der Tochter eines reichen Römers ergriffen wird, ihren Antheil und ihre Neigung gewinnt, in Folge seiner äußeren und innern Erfahrung zum Katholicismus übertritt, dann aber als Verräther von zweien seiner ehemaligen Parteigenossen ermordet wird. Es ist das alte Lied mit einer neuen Melodie. „Wer soll dem Leviathan der Ausklärung, der stürmisch, grimmig und grausam alle Länder umtreibet, entgegentreten?“ — „Einzig die Christlichen Neigungen können dem Uebelgen, wenn sie ihn erwärmen, sowie er aus der Fabel verbrechricht; statt beffen liebkosen sie ihn, streicheln sie ihn, werfen sie ihm die Götter und die Freiheit der Kirche, die Heiligkeit des Unterrichts, die Testamente, die Ehen, die obrigkeitlichen Aemter und die Gesetze als gute Bissen hin.“ — Man sieht, die fühn „Kochfreie“ ist auch überall gleich wohlschmeckend zubrirt; der schmalzende Pater pfuscht an viel dem schmierigsten Novellisten in's Handwerk und der anbelangen Leser liegt bald wieder voll Lederdrang ein Buch und der Hand, das unter dem ersten Aushängeschild der Unterhaltungsliteratur die altbekannten Tendenzen des Jesuitismus in die Leibbibliothek einzuschmuggeln versucht. Wenn Pater Roh und Genossen von den Kanzeln gegen das Verderben und die Immoralität der heutigen Literatur losdonnern, so mögen sie doch ja nicht vergessen, den „Juden von Verona“ als rühmliche Ausnahme zu bezeichnen.

B.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 12. Frankfurt a. M., den 22. März 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Aus den tridentinischen Alpen. Von Joseph Victor Scheffel.
Schiller's Jugend.
Der Fechter von Ravenna. Von L. B.
Feuilleton. J. H. Detmold. — Wo bleibt das Christenthum? — Lenau. — Der Constantiner-Orden. — Die Independance Belge. — Neue Art von Nachdruck. — Dichter und Hund im Schnadahüpfl. — Frankfurter Buchhändlermissmuth. — Musikalische Abendunterhaltung von A. Buhl u. s. w. u. s. w.
An Ludwig Uhland. Epigramm von K.

Aus den tridentinischen Alpen.

Von Joseph Victor Scheffel.

(Fortsetzung.)

II.

Molveno.

Es werden wenig Menschen draußen in der civilisirten Welt **Etwas von Molveno und seinem See und seinem Gletscher wissen.** Daß wir aus unserem abgeschiedenen Sommerasyl im Castell Toblino am 12. August des Jahres 1855 nach jenem unbekannten Landstrich ausgeritten, besagte Tags darauf außer der Erinnerung noch ein gewisses unnennbares Gefühl, was nur der zu würdigen weiß, der acht Stunden im frohgepolsterten Sattel eines Gebirgsesels ausgehalten hat. Merkwürdig war's aber.

Stefano Pasetti, der immer lächelnde Bauersmann aus der Welschhornpflanzung gegenüber vom Castell, der in freiwilliger Opferung seiner zur Zeit vor der Erndtearbeit gänzlich unbeschäftigten Freiheit unser Diener und „Sclav" geworden, aber Dank der Humanität seiner Herren nach Verfluß einer dreiwöchentlichen dienstlichen Laufbahn bereits sich zum Reisenintendanten und maître de plaisir emporgeschwungen, — der besagte unvermeidliche Stefano Pasetti hatte Biel zu laufen, bis er die Thiere zum Bergritt aufgetrieben, denn in diesen gesegneten Alpenrevieren ist für den Fernentransport in feiwärts gelegene Thäler zum Glück noch keinerlei Fürsorge getroffen. Endlich gelang's ihm; der Müller von Padergnone stellte ein tadelloses Grauthier mit einem unsäglichen Sattelwerk, ein anderer persönlicher Freund Stefanos ein feuriges Pferdlein, das sich in ausdauerndem und kundigem Beschreiten der Bergpfade mit jedem hochschottischen Pony messen konnte.

In stiller Morgenfrühe ward dem Capuziner von Arco, dessen Kloster jeglichen Sonntag einen Pater zur Besorgung des Gottesdienstes nach dem Castell entsendet, oben nach seinem Fenster ein freundlicher Gruß zugewinkt, ebenso der klavänigen Pedronilla, die nicht versäumte, als gänzlich verfehltes Burgfräulein am Zöller zu erscheinen... dann zog's geordnet aus dem Hofe: Meister Ansesmus auf dem cavalotto, ich als gesetzter Mann und Denker, wie sich's gebührt, auf dem Esel, der hier schlechtweg das „animal" genannt wird, — und als reisiger Knappe zu Fuß Stefanus der Sclav im sonntäglichen Kattunkittel.

Zwischen dem mächtigen Berg Doscardot und dem Monte Gazza zieht eine Schlucht landeinwärts nach Judicarien, eine alte noch stellenweis gepflasterte Römerstraße führt über Trümmer und Gerölle empor bis zu den rauhen gottverlassenen Nest Aranscb oder Laranscb, dessen rauchige Strohdächer und steinbefäste Tiefer seden Gedanken daran tilgen, daß unten im Thal die Gefilde Hesperiens beginnen. Da Stefanus der Sclav versicherte, bis nach Aranscb sei's ein leidliches „stradone" (Sträßlein), das Beschwerliche fange erst nachher an, so durften wir, als die Höhe von Aranscb erreicht war, nach dem bereits Erbuldeten mit Grund einem Weg entgegensehen, dessen bloße Traumerscheinung einem „Wasser- und Straßenbau-Respicienten" im flachen Deutschland draußen das Haar sträuben könnte. Der Weg kam auch.

Jenseits Aranscb sahen wir über den Gipfel des Doscardot, der im Thal unten wie ein Riese erscheint, saft hinweg, das Sträßlein krümmte sich zu einem Saumpfad zusammen, der wie ein kaum sichtbarer Faden sich um die Außenseite unseres in senkrechte Tiefe abfallenden Berges zog.... an einem Punkt schauten wir etliche tausend Fuß unter und die Sarca durch ihre Schluchten brausen und tief, tief unten die neue Judicariastraße südwärts ziehen gen Stenico.. gegenüber thürmte sich ein das Kalkgebirg durchpressender breiter rother Sandsteinrücken, dessen letzter Vorsprung die Trümmer des Castell Mann trug, als Mittelgrund vor eine Kette ferner blauer Berge, die westlich vom Gardasee als letzte Mauer vor der lombardischen Ebene stehen.

Alles war still und schweigend und nur der Schrei eines aufgeschreckten Raubvogels klang dann und wann durch die Wildniß; ich aber gedachte, wie diese oder die benachbarten Bergwände dereinst von friegerisch verwirrtem Hall und Schall, vom Commandorus vorwärts drängender Hauptleute und Wehgeschrei dergabstürzender Thiere und Männer sammt manchem guten deutschen Kernschuß erklungen haben mögen, denn ähnlich dem abenteuerlichen Alpenmarsch, auf dem Suwarow im Jahr 1789 seine Russen von den Abhängen des St. Gothard über den Panicer und Prägelpaß führte, suchte sich in diesen tridentinischen Gebirgen im Spätherbst 1526 Herr Georg von Frundsberg mit dem fröhlichen Schwarm deutscher Landsknechte seinen Paß nach Welschland, nachdem ihm die Feldherren der päpstlichen Liga die gewöhnlichen Heerstraßen „mit Geschütz und Kriegsvolk wohl verlegen".

Am 16. Tag Novembris hat Herr Georg lassen umschlagen, es soll sich Jeder mit Proviant versehen auf drei Tag. Er verließ die Ruser Clausen und stieg mit dem ganzen Kriegshaufen das hoch Gebirg an, auf der linken Seite Piamont genannt, nicht weit vom Gardasee und Hydrosee. Anthony Graf zu Lodron führet den Haufen einen engen schmalen Steg drei deutsche Meil hinauf über alle Felsen, daß alle Menschen einer nach dem andern wie die Gembsen haben müssen steigen und Niemands mögen reiten. Es sind auch Menschen und Roß verfallen; das Gebirg war so hoch, daß einem

Digitized by Google

mußt grausen, wenn er in das Thal sahe. „Es muß auch der von Frundsberg hinauf zu Fuß steigen, doch haben etwan die Knecht lange Spieß wie Gleuder neben ihn gehalten; er hat einem starken Knecht in das Koller gegriffen der ihn gezogen, und einer hinten hat ihn geschoben, denn er war stark und schwer von Leib.

Die Itali hatten sich nicht versehen, daß ein Kriegsvolk da solle hinein kommen, es hätt sonst ein einziger Baur den Weg mögen abgraben. Also kam das Kriegsvolk auf dem hohen Gebirg in ein Dorf Aha, da lag es über Nacht, und im Abziehen, weil es der Venediger und das Volk gesehen war, hahens die Knecht verbrannt, das hat der von Frundsberg mit gern gesehen, von der armen Leut wegen." (Aram Reisner Herrn Georgen von Frundsberg ritterl. Kriegsthaten im IV. Buch.)

Unser Pfad' gab demjenigen wohl wenig nach, auf welchem der dicke Herr Jörg sich einstmals keuchend gen Italien vorwärts schob. Wir kehrten nun der Sarca den Rücken und ritten schwebend über einer zerklüfteten Thalwildniß, durch die ein unbekannter Wildbach seine weißen Gewässer der Sarca zuwälzt. Und der Pfad ging in seinen meist in Fels gehauenen Windungen oftmals steil auf und steil wieder ab; zur linken, wo ein civilisirter Mensch sofort an schützendes Geländer oder wenigstens an einen statt dessen hingehaltenen Landschaftsprospekt denkt, war blaue Luft und unabsehbarer Abgrund.. oft auch war ein Stück Straßlein feinerzeit den Berg hinabgerollt und durch quer übergelegte Tannenstämme mit überschüttetem Gerölle ergänzt, und zu innerer Beruhigung stand dann und wann ein Kreuz in Fels gehauen, zum Andenken an solche, die vor uns den Molweno gezogen.

Das „cavalott" aber, wie das „animal" gingen grundsätzlich immer auf des Pfades äußerster Linie beim Abhang.... media vita in morte sumus! hat mein sanctgallischer Freund Notker bei ähnlichem Anlaß gesungen. Zum Glück hatte ich aus andern Thatsachen die Gewißheit gewonnen, daß von Mazini's Theorieen auch nicht der leiseste Widerhall seinen Weg nach Padergnone in die Stalleinsamkeit meines animal gefunden, sonst.. als blondhaariger Barbar und Bedrücker im Sattel eines revolutionirten Gethiers, das nur eine Bewegung zu machen braucht, um seinen Reiter zu ewiger Ruhe hinabzuschütteln: geübtere Politiker mögen die Situation ergründen!

Wie wir aber an die „puntera di San Will" kamen, d. h. an die Spitze des heiligen Vigilius, der als Schutzpatron im ganzen tridentinischen Gebiet verehrt wird, nachdem man ihn bei Lebzeiten daselbst zu Tode gesteiniget, da rieselte auch mir ein Gefühl durch die Adern, was von Schwindel nicht mehr viel verschieden war. Da ich auf südlichen wie nördlichen Alpenpfaden kein Neuling bin und dies Gefühl mich erst zweimal beschlichen, das einmal bei einer Kletterung an den Felswänden über dem Inn, da wir von Ardetz im Graubündner Land einen Weg suchten nach dem Heilbrunnen von Tarasp, das zweitemal, da ich vom Wildkirchlein im Appenzell auf senkrecht fahlem Hang hinabstieg zum Seealpsee, so überlasse ich dem geneigten Leser, sich die Aussicht von der puntera des heiligen Vigilius vorzustellen... Genug, ich ging zu Fuß weiter.

Nach etwa einer Stunde schloß sich die Schlucht, der wir entlang zogen; breite hügelige Bergrücken verbanden wie ein Sattel die diesseitigen und jenseitigen Höhen; felsfame Vegetation... Zwergfichte, verkrüppelte Tannen, feinduftendes Cyclamen und rankendes Gaisblatt auf gleichem Boden beisammen.. die Landschaft nahm den Character einer wilden Hochebene an und Felsblöcke lagen wie gestäet in häufigen Stürzen inmitten des Grüns.

Menschen hatten wir auf dem ganzen Ritt nur zwei begegnet.

Am Fuß einer mächtigen fast senkrecht geschichteten Kalksteinwand, durch die sich einmal in schmaler Spalte der rothe Sandstein bis zum Gipfel emporarbeitet, wie etwa heutigen Tags ein bürgerlicher Mensch und parvenu zu einer Rathsstelle bei einem auswärtigen Ministerium, nämlich mit Erduldung namhaftester Quetschungen — liegt der See von Nembia.

Der See von Nembia gehört zu den zahlreichen interessanten Wesen, von deren Existenz man Nichts weiß, bis man mit der Nase auf sie gestoßen wird.

Schweigsam und versteckt glänzte der Wasserspiegel zwischen den Felsblöcken und Schutthügeln durch, die ihn umgeben, schon weideten etliche Ziegen im Gebüsch... aber aus den Tiefen dunkelten seltsame Farben wie aus dem Gemüth eines Einsamen; reich verschlungene Schichten von Wasserpflanzen deckten den größten Theil seines Bodens mit ihrem dunkeln Grün, an andern Stellen ward der gelbe Grund grell und sichtbar, unbewegt lag das niedere Gewässer darüber... es war wie ein großer geschliffener Malachitstein.. seltsam in einander verwobte Schlingungen von Schwarz, Grün und Gelb.. und über dem Ganzen ein Hauch verwirdeter ungekämmter Nonchalance, der sattsam verrieth, daß man in diesen Höhen die koketten Effecte, mit denen sich andere italische Gewässer schmücken, nicht kennt.

Ein Kreuz mit Inschrift gab Kunde, daß Wandersmänner allhier, ohne irgend Aufsehen zu erregen, ermordet werden können.

Aber wie ich so hinunterschaute in diesen verwilderten Nembiasee, kam eine Art Rührung über mich bei dem Gedanken, daß wieder manch ein Felsstück thalab stürzen und manches Hundert neuer Kapuziner vom Kloster zu Arco sonntäglich nach dem Castell Toblino wandern kann, bis allhier sowie heute ein Stück Culturmensch in grauem Schlapphut und Plaid vorüberreitet; und damit die schirmenden Geister des Sees eine amüthende Vorstellung erhalten sollten, wie es unter dem Hut solcher Reitersmänner zugeht, sang ich in sicherer Voraussetzung, daß weder vor noch nach mir besagtem Nembiasee die Anwesenheit eines deutschen Lyrikers zu Theil werden wird, ihm zum Abschied das nachstehend verzeichnete Posma:

O zürne nicht, See von Nembia
Im felsbart schwirgenden Thale
Daß ein Mensch dich zu besuchen kam
Auf reitgrauem Rainale.

Ich kenne dich, See von Nembia,
Ich lese aus deinen Zügen:
In ungekannter Schöne wüßt
Du nur die Felsen genügen!

Fahr wohl denn, See von Nembia
Und mög' dich der Himmel bewahren
Vor allen Töchtern Albions
Und germanischen Referendaren!

Von diesem nunmehr in die Zahl der besungenen gehörenden See ist's nimmer weit zum großen lago di Molveno, der sich im Umfang von mehr denn zwei Stunden längs grüner Bergabhänge ausdehnt. Auch ist ein Paß mit starken Befestigungen verschanzt zur Erinnerung daran, daß die Heere des französischen Directoriums hereinf auf diesen Pfaden ins Tirol einzudringen drohten. Man reitet lang am Ufer hin, dann ersteht endlich der Kirchthurm und die schindelgedeckten weißglänzenden Steinhäuser von Molveno, die in der Zahl 56 nach der neuesten Statistik zu einem Gesammtwerth (!) von 14,764 Gulden 10 Kreuzer veranschlagt sind. Aber bevor man in das Dörflein einreitet, steht in einer geröllüberdeckten Niederung beim See eine Sägmühle; ein Wildwasser brauste aus engem, dem Blick leidser versteckten Thal hervor, in diesem Thal ragen finster und trotzig hinter den tannumsäumten Vorbergen viel zerklüftete kahle Hörner und Spitzen empor, ewiger Schnee glänzt in ihren Spalten, dunkle Eismassen umpanzern ihre Rücken, und hinter diesen Hörnern ragt eine zweite noch wilder zerrissene Schicht Gebirges in unzugänglicher Höhe.. die Nebel kochen und wallen und weben unheimlich um die verhüllten Gipfel.. das ist der Gletscher von Molweno! Und neben und hinter ihm seine Gefährten, der monte Fublan und die cima Tosa und der monte

Digitized by Google

Spinal bis hinein zum pic del mezzodì und zum pic Tobal und jenen ganzen gewaltigen Kette von Fernern, die das val di sole umrahmen und dem liebwerthen Verfasser der drei Sommer in Tirol so mystischen Respect einflößten, als er seinerzeit vom Kreuzjoch zwischen Saruthein und Meran späbende Umschau hielt über die fernen Bergungethüme und ihm neben jenen südlichen Hintermännern selbst die hohe rothe Wendel, des Eischlands Wahrzeichen, nur wie ein beschriebenes Bergbuckelchen erschien. „Diese italischen Fernen, sagt der tirolkundige Meister Ludwig Steub, die hinter dem Sulzberg (val di sole) in ewig weißem Mantel aufsteigen, wenig besucht und umgangen, kaum irgendwo genannt, vielleicht nie bestiegen, unbekannte Größen selbst für die menschlichen Nachbarn, erschienen mir jeweilé, so oft sie an verschiedenen Orten vor meine Augen traten, in einem mystischen Schimmer. Es ist eine Spitze darunter, die von hier besehen, obgleich weiter entlegen als der Ortles, gleichwohl höher erscheint als dieser, und ich habe eine leise, vielleicht grundfalsche Ahnung, es könnte ihm einmal da drinnen bei genauer Messung selbst ein kleiner Nebenbuhler erstehen."

Wer Lust hat, mag hier von der Molwener Sägmühle aus in jene Gletscherwildniß emporklettern: wenn man drinn ist, sagte Siesanus' der Sclav und blies fröstend über die Hände, geht's zwanzig Stunden lang so fort und fort, dann kommt die alte Holzbrücke, und dann die Schweiz!.. Wer aber schon fünf Stunden in animalischem Sattel versessen, der ruft: vorbei! vorbei! und reitet nach dem Wirthshaus. Von der männlichen Jugend des Dorfes unaufgefordert und staunend geleitet, kamen wir daselbst an.

In der rauchgebräunten Vorhalle, angesichts dieser schwerfälligen steinernen Häuser mit ihren schießschartenartigen Fenstern, angesichts der scharfkantigen, oft adlernasigen Männergesichter mit ihren Zipfelkappen unter dem Hut, angesichts der ausgebuchteten Fracksormen, die an den Molwener Straßenecken aufzauchten und eine schlagende Analogie zu dem rhätisch etruskischen Frack des Joseph Antony von Trond boten, dessen die Beilage zur Allgem. Zeitung im Jahr 1851 gedacht hat, angesichts all dieser namhaften Unterschiede im Habitus dieser Bergbewohner und der romanischen Bevölkerung drunten am Fuße dieser Alpen stiegen befremdete Erinnerungen an frühere ethnographische Studien in mir auf.

Dieses Gebirgsvolk im Tridentinischen hat fast keine Spur italienischen Charakters, wohl aber gleicht es wie ein Ei dem andern, der rhätischen Niederlassungen in den Graubündner Alpen. Und wie ich mir die Sprache dieser Biedermänner näher ins Auge faßte, fand ich, daß sie einem Mann von Camogask oder Guardavall in Thale Engadin oder einem von Disentis im obern Rheinthal wohl ebenso verständlich sein mag, als einem Bewohner der Annoufer, — der Gletscher heißt hier wie in Bünden il vedretti, und nicht ghiacciajo, nehmen heißt ciapparo und nicht prendere, ein junger Mensch un pitteli (puellus?) und nicht giovinotto u. s. w.

Auch das Germanische ist lustig eingedrungen und schaut trotz der italischen Zustutzung schalkhaft hinter seiner Maske hervor... als ich vernahm, daß auch hier zwei Flaschen eine „moss" (Maaß) bilden, daß unser Cavalotto gut für „il vagarelo" und daß die Mühle beim Gletscher una „saegs" (Säge) sei, als ich vollends in dem Mann mit Schurz und Zipfelkappe, der unser Gethier in Stall führte, den „auskenelt" (Hausknecht) erkannte, da freute sich mein Gemüth... Also auch in Molweno deutsche Cultur über dem rhätischen etruskischen Urgrund segenbringend aufgewuchert!

Und erblüht da nicht die Möglichkeit, daß in abertausend Jahren, wenn „draußen im Reich" Alles was jetzt Philosophie heißt, längst zu ewigem Winterreinschlaf eingezogen.. daß alsdann „il selbstbewustsein" und „la weltanschauung" am Fuß dieser Gletscher eine neue Heimath finden?!

Ueber die neuangekommenen Fremden und ihren Reisezweck schienen sich seltsame Gerüchte im Orte verbreitet zu haben. Ein galantoomo im bekannten ausgeweiteten Frack trat ein und knüpfte ein ausforschendes Gespräch an, das von der Besorgniß durchleuchtet war, wir möchten im Auftrag und als Commissäre des österreichischen Tabakmonopols hier erschienen sein; denn wiewohl es zu allgemeinem Vertrieb der Tiroler streng untersagt ist, sich seinen Hausbedarf an jenem edeln Kraut selbst zu pflanzen, war es doch — Dank Molweno's lage über der Meeresfläche — hier noch manch einem Biedermann gelungen, sich hinter dem Rücken von Gendarmerie und Finanza ein Tabakgärtlein in gutem unconfiscirtem Stand zu erhalten. „Ist es nicht unverantwortlich, sagte er, nachdem er uns über seinen Verdacht erhaben befunden, daß das Governo uns, die es in allen Fällen der Noth seine „braven und getreuen Tiroler" heißt, unersagen will, uns auf eigenem Grund und Boden diese Kopf- und Herzstärkung zu bereiten?"

Er zog eine alterthümliche Dose mit einer staubartigen röthlichen Substanz, von der ich seither gewöhnt, daß sich ihr Vorkommen auf südtalische Capuzinerklöster beschränke, und der sie mir an.

Der Anstand, dessen Gesetzen ich auch Angesichts des Gletschers von Molweno mich zu fügen entschlossen war, nöthigte mich, seine Prise nicht abzulehnen.

„Wahrlich, sprach ich, nachdem sie gekostet war, wenn ich bei der kaiserlichen Finanza einigen Einfluß hätte, diesen Tabak allein und ausschließlich zu erzeugen, würde ich den Molwenern ein Patent erwirken". — —

(Fortsetzung folgt.)

Schiller's Jugend.

(Fortsetzung.)

Es sind nicht immer die befreundeten und wahlverwandten Naturen, die das Genie fördern und es seinem hohen Ziel entgegenführen. Auch Schiller sollte dies an sich erfahren und kurz vor der Zeit, wo ein anderer deutscher Fürst, Karl August von Weimar, mit Goethe den Bund der Freundschaft für's ganze Leben stiftete, sollte auch er die Gunst eines Fürsten gewinnen, der freilich dem Dienst der Muse weniger hold war, wie jener edle fürstliche Dichterfreund in Thüringen.

Herzog Karl Eugen von Würtemberg erhielt von Friedrich dem Großen in seinem sechzehnten Jahre das Zeugniß ausgestellt, „er sei fähig, noch größere Staaten zu regieren als diejenigen, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut". Vorzugsweise auf diesen Ausspruch hin, den die Geschichte Karl Eugens nur in sehr bedingter Weise bewahrheitet hat, erhielt der junge, kaum dem Knabenalter entwachsene Fürst das Scepter Würtembergs ausgeliefert und begann nach den Instructionen zu regieren, die ihm der Weise von Sanssouci gegeben hatte; seinem großen Vorbild getreu, schrieb er sogar ein Buch „über die Tugenden und Laster". Aber bald erwachte die zügellosere Leidenschaft im Herzen des angebenden Jünglings, und seine Creaturen rissen den letzten Damm weg, der den wilden zerstörenden Strom etwa hemmen konnte.

Nach einer kurzen Ehe trennte sich der Herzog von seiner jungen, sehr schönen und sehr hochmüthigen Gemahlin und nun brach das Unheil mit voller Gewalt über Würtemberg herein. Monmartin, eine frechende Seele voll Schlauheit und Feigheit, war Minister; neben ihm stand Obrist Rieger, ein rohsiger unerschrockener Draufgeher, bereit, jedem Befehl des Ministers zu gehorchen. Boas schildert uns das Leben am Stuttgarter Hof mit lebendigen, aber gewiß nicht zu stark aufgetragenen Farben: Die Sommer, welche strahlende Feste, Oper, Ballet, Jagden, Reisen und Maitressen vertilgten, waren unerschwinglich. Das Wild zerstörte in ganzen Heerden die Saaten; mit allen Aemtern wurde offener Handel getrieben. Als nichts anderes mehr half, verkaufte Karl die Söhne des Landes an Frankreich, und empfing auf diesen „Subsidienvertrag" einen Vorschuß von beinahe drei Millionen Livres. Er hatte sich längst

Digitized by Google

von Friedrich dem Großen losgesagt, und beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges rückte er freiwillig mit 14000 Mann, deren Aufstellung die Württemberger saß zur Verzweiflung brachte, in Sachsen ein. Zwar fingen die Landstände bereits an zu protestiren, aber der Herzog kümmerte sich wenig darum, und es fehlte ihm nicht an Werkzeugen, welche stets bestrebt waren, seine Gelüste zu erfüllen, wenn er sie kaum ausgesprochen. Obrist Rieger trieb die nöthigen Soldaten zusammen, mit Güte oder mit Gewalt, und endlich gewann er ein solches Ansehen, daß der eifersüchtige Minister diesen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen beschloß. Er entdeckte also eine hochverrätherische Correspondenz, welche Rieger mit dem Ausland geführt haben sollte, und legte sie dem Herzog vor. Da wurde der Obrist plötzlich verhaftet und in den tiefsten Kerker der Festung Hohentwiel geworfen.

Trotz des nun folgenden Friedens dachte man nicht daran, die Heeresmacht zu vermindern, denn das Soldatenspiel war nun Karls Steckenpferd geworden. Daneben hatte der Luxus seines Hofes den Gipfel erreicht; Künstler und Gaukler aus allen Weltgegenden sammelten sich um ihn, und seine Jagdlust stieg bis zur Raserei. Auf irgend gesetzlichem Wege waren die Summen, welche dies Treiben verschlang, nicht mehr zu erschwingen; die Umgebung des Herzogs suchte also ihr Heil in Erpressungen. Mittlerer, ein Mensch, der sich vom Handwerksburschen zum Kirchenrathsdirector erhoben, trieb offener und schamloser als jemals den Wucher mit Beamtenstellen; auch Montmartin hatte die Furcht beseitigt, man wage es, in die landschaftliche Kasse zu greifen und ganz verfassungswidrige Steuern auszuschreiben. Da brach denn endlich der Bogen; das Volk hielt die Regungen seines Hasses nicht länger mehr zurück, die Landschaft legte ihre Schächterrheit ab und that entschlossene Schritte. Herzog Karl hatte, des ewigen Murrens und Protestirens überdrüssig, seine Residenz nach Ludwigsburg verlegt, um das trotzige Stuttgart durch Entziehung der gewohnten Nahrungsquellen zu züchtigen. Den Landschaftsconsulenten Johann Jakob Moser, einen durchaus ehrenwerthen Mann, ließ er, weil er ihn für seinen standhaftesten Gegner hielt, ohne Verhör und Urtheil nach Hohentwiel abführen, wo derselbe in schauerlicher Gefangenschaft fünf Jahre schmachtete.

Die Landstände machten ihrem Herzog den Proceß bei Kaiser und Reich, welcher damit endete, daß 1770, namentlich durch Preußens Vermittlung, ein Vergleich zu Stande kam. Die schwer verletzte Verfassung wurde wiederhergestellt; Montmartin und Mittelber wurden entfernt. Um die Zeit sah Karl die Gattin des alten baireuther Kammerherrn, Baron von Leutrum, an den ihr unbemittelter Vater, ein Herr von Bernardin, sie verheirathet hatte. Die eben so schöne als geistreiche Frau zählte damals zwei und zwanzig Jahre; der Herzog verliebte sich leidenschaftlich in sie und entführte sie ihrem Ehemann. Voll aufrichtiger Ergebenheit hing er an Franziska; er machte sie zur Gräfin von Hohenheim, und ließ sich, nach dem Tode seiner Gemahlin (1786), morganatisch mit ihr trauen.

Sie übte einen großen Einfluß auf ihn, milderte seine heftige Gemüthsart und trug dazu bei, daß seine Theilnahme für Kunst und Wissenschaft ihm ein Anker in dem erlittenen Schiffbruch wurde. In demselben Maße, wie des Herzogs sinnliche Empfänglichkeit nachließ, machten seine geistigen Anlagen sich immer mehr geltend und forderten endlich auch ihr Recht. Das dunkle Bewußtsein der eigenen unvollkommenen Erziehung erfüllte ihn mit dem Drange, die Jugend zu erziehen, zu bilden, und so errichtete er Schulen für den Ackerbau, für Kunst und Wissenschaft.

Unter diesen Verhältnissen entstand die militärische Pflanzschule, aus welcher bald nachher die Karls-Akademie hervorging. Commandewort und Zopf herrschten darin, und nicht blos als Aeußerlichkeiten, sondern als Symbole jener leiblichen und geistigen Disciplin, die der Herzog überall forderte. Doch erzielte Karl Resultate, vor denen jeder Angriff verstummen muß, denn die Akademie gab uns, in der kurzen Zeit ihres Bestehens, einen Schiller, einen Cuvier, einen Danneker und einen Zumsteeg. Die Urtheile, welche man damals über dieselbe fällte, lassen sich kurz zusammenfassen: öffentlich wurde sie mit Lob überschüttet und im Geheimen tief herabgesetzt. Viele machten es wie Schubart; dieser pries die Anstalt in seiner deutschen Chronik (1774 S. 341) als „eine Pflanzschule der Menschheit", aber im Briefe an den Professor Haug, vom 14. März 1775, nannte er sie „die Sclavenplantage auf der Solitude". Außerdem hatte sich folgendes Epigramm von ihm verbreitet, dessen Deutung nicht schwer zu errathen war:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Herzog Karl hatte gewiß keine Ahnung, daß er, der starre Monarchist, in Württemberg den Boden aufloderte und zubereitete für den Samen der französischen Revolution, die er noch erleben sollte. Die junge Saat sproß da zuerst hervor, wo sie sein Herz am nächsten traf, nämlich inmitten der Karlsschule. Als er in jener sturmbewegten Zeit den Zöglingen eine warnende Rede hielt, wurde er förmlich von ihnen ausgepfiffen; er warf ihnen einen einzigen Blick zu, und verließ das Institut, das er seitdem selten mehr besuchte.

Schiller trat im Jahr 1773, dreizehn Jahre alt, in die Karlsschule ein, mit einem „blauen Röcklein nebst Kamisol ohne Ermel". Seine Baarschaft bestand in 43 Kreuzern. Intendant des Instituts war Major Seeger, der das Ganze mit vieler Einsicht leitete. Herzog Karl war häufig bei Tische und während der Lehrstunden zugegen. Wenn er mit der Gräfin Franziska ausfuhr, sah man die herzogliche Kutsche nicht selten von innen und außen ganz mit Eleven vollgepfropft, welche zu der Lustfahrt mitgenommen wurden.

Schon am Stiftungstage der Akademie erhielt Schiller die Preismedaille in der griechischen Sprache; von den übrigen Wissenschaften aber lernte er nicht allzuviel, alle seine Musestunden widmete er dem Studium poetischer Werke. Klopstock's Messias war sein Lieblingsbuch, außerdem machte er sich mit Virgils Aeneide und mit den Prophetenliedern des Morgenlandes, nach Luthers unerreichbarer Uebersetzung, vertraut. Auch versuchte er schon seine sugendliche Dichterkraft an einem hohen Stoff, indem er ein größeres Gedicht Moses schrieb, das uns leider verloren gegangen ist. Mächtig regte ihn die Lectüre von Gerstenberg's Ugolino an, und ebenso war der Besuch Lavater's im Jahre 1774 eine höchst merkwürdige Erscheinung für den vierzehnjährigen Knaben. Seine Beobachtungen über jugendlichen Physiognomieen versetzten die Eleven in eine ungemeine Spannung; aber daß wurden sie von der Unbeholfenheit dieser neuen Kunst überzeugt, als Lavater im Gesicht eines Zöglings, der die Gutmüthigkeit selbst war, etwas Heimtückisches bemerken wollte.

Am 18. November 1775 wurde die herzogliche Militärakademie von der Solitude nach Stuttgart versetzt und eine dort befindliche große Kaserne in der Neckarstraße zu ihrer Aufnahme hergerichtet. Die Zöglinge waren in Uniform, der ganze Trupp hatte eine militärische Ordnung, und als sie Stuttgart bis auf eine halbe Stunde erreicht, kam ihnen der Herzog entgegengeritten. Er setzte sich zu Pferde an ihre Spitze, unter seiner Führung hielten sie in Parademarsch ihren Einzug.

Sämmtliche Eleven waren in Divisionen eingetheilt. Zum ersten gehörten nur „Cavalierssöhne"; die drei folgenden Abtheilungen, aus bürgerlichen und adeligen Knaben gemischt, umfaßten Studirende, Kunstbeflissene und jüngere Zöglinge; die fünfte bildeten die Schauspieler und Tänzer, meist arme Knaben, die auf des Herzogs Kosten erzogen wurden. Jede Division hatte ihren besonderen Schlafsaal, ihre Speisetafel und eine Vorgesetzte, nämlich einen Hauptmann, zwei Lieutenants und zwei Korporale. Dem Intendanten Seeger standen noch zwei Majors und ein Adjuant zu Gebote. Oberaufseher war der Lieutenant Rieß, die komische, wenn auch gefürchtete

Digitized by Google

Zigur in der sonst so strengen ernsthaften Zuchtanstalt. Ihm lag es ob, dem Intendanten die Rapports zu überbringen, den Einmarsch in den Speisesaal zu commandiren und unerwartete Runden durch die Akademie zu machen. In seiner Gegenwart wagte man kaum zu athmen. Trotzdem bildete seine kleine, dicke, fast kegelförmige Gestalt die Zielscheibe aller Neckereien von Seiten der Zöglinge und es gab kein größeres Gaudium für sie, als wenn es gelang, ihn tüchtig zu prellen.

Vergehungen notirten Aufseher und Lehrer auf ein sogenanntes „Billet;“ dieses mußte der Contravenient dem Herzog bei der Inspection im Rangirsaal persönlich übergeben. Derselbe hörte die Vertheidigung an und sprach sodann das Urtheil, welches im „Carriren“ bestand, d. h. der Gestrafte erhielt kein Abendbrod, sondern mußte vor seinem umgekehrten Teller sitzen, wenn die Uebrigen speisten. Stockprügel gehörten zu den Seltenheiten. Naschwerk und Tabak waren streng verpönt; dennoch wußten sich die Eleven solche und andere verbotene Sachen zu verschaffen. Namentlich hatte Einer, den Schiller den „Allmächtigen“ nannte, eine große Virtuosität darin erlangt, die strengen Gesetze zu umgehen. Während ein kurzsichtiger Professor bei Licht Vorlesungen hielt, stieg er aus dem Fenster des Hörsaals und kehrte zurück, ehe die Stunde um war, beladen mit Würsten und Bretzeln, Rauch- und Schnupftabak. Ihm verdankte Schiller seine Leidenschaft für den Schnupftabak. Im Schlafsaal wurde heimlich geraucht, der Kamin bildete das Rauchkabinet.

Morgens sechs Uhr stand man auf. Das Frühstück bestand aus einer gebrannten Mehlsuppe, Schlag sieben Uhr begannen die Lehrstunden. Mit dem Glockenschlag eilf wurde die Uniform angelegt; den gewöhnlichen Anzug bildeten hellblaue kommißtuchene Westen mit Aermeln, Kragen und Aufschlägen von schwarzem Plüsch, die Knöpfe übersilbert, die Achselschnüre weiß. Hierzu wurden weiße Tuchbeinkleider, Schnallenschuhe und baumwollene Strümpfe, im Winter oder bei schlechtem Wetter Stiefeln getragen. Die Haare auf dem Scheitel waren abgeschoren, an beiden Seiten wurden sie ohne Puder aufgerollt und in zwei Papillonen befestigt, auch hatte jeder Eleve einen langen Zopf nach vorgeschriebenem Maße. Ueber dieser Frisur trugen sie einen dreieckigen Hut mit weißen baumwollenen Cordons. Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen; beim geringeren Grade blieb derselbe die gewöhnliche Uniform, doch wer Papillonen auf jeder Seite, in zwei Etagen und mit Puder, erhöhten den Putz. Da sah denn unser Schiller komisch genug aus. Er war für sein Alter hoch gewachsen, langhalsig, blaß, mit kleinen, rothumgrenzten Augen; die Beine und Schenkel hatten von oben bis unten ganz dasselbe Kaliber. Schiller gehörte zu den unreinlichsten Burschen der Akademie, so daß der Oberaufseher Rieß manchmal brummte: „Er ist ein Schweinepelz!“ Und nun dieser ungelenke Kopf voll Papillonen, mit einem enormen Zopf — es gab ein unvertilgliches Bild.

War die Toilette der Zöglinge vollendet, so wurden sie von Offizieren und Aufsehern in den Rangirsaal geführt, wo jede Division sich in Reihe und Glied aufstellte. Der Herzog, oder in seiner Abwesenheit der Intendant, hielt eine genaue Inspection und gab öffentliches Lob und öffentlichen Tadel. Mancher arme Junge hielt hier den Urlaubbrief, Billet genannt, in Händen, und das Zittern, womit er denselben überreichte, war schon Strafe genug für ihn. Nach der Besichtigung marschirten die Eleven in den Speisesaal, welcher über dem Rangirsaal lag und gleich diesem fast zweihundert Fuß lang war. Es führten zweifache breite Flügelthüren in den Saal, durch welche die Divisionen gleichzeitig ihren Einmarsch hielten, bis jeder Zögling neben seinem Sitze stand. „Rechtsum!“ und „Linksum!“ wurde jetzt commandirt; die Eleven kehrten sich den Speisetischen zu, und nun erscholl das Commando: „Zum Gebet!“ Hierauf legten alle die Hände zusammen, der Zögling, den die Reihe traf, bestieg eine Art Kanzel, welche zwischen beiden Flügelthüren aufgestellt war, und betete das vorgeschriebene Tischgebet. Nach geendigtem Gebet ergriffen alle, sobald das Commandowort kam, ihre Stühle, zogen sie taktmäßig an sich und setzten sich in einem gewissen Tempo nieder.

Diejenigen Zöglinge, denen der akademische Orden verliehen war, hießen „Chevaliers“, und speisten mit den Cavaliersöhnen oben an einem besondern Ehrentisch, wie sie auch zusammen ihr eigenes Schlafzimmer hatten. Künstler und Tänzer speisten in andern Sälen, aber das Essen war für alle gleich. Nach der Suppe gab es Rindfleisch, dann ein Zugemüse, und minunter ein leichtes Backwerk als Dessert. Weißes Brod wurde vertheilt, und aus Karavinen goß man den Eleven so viel guten, aber nicht starken Landwein in's Glas, als ihrem Alter angemessen war. Die Mahlzeit dauerte etwa dreiviertel Stunden; nun wurde zum Aufstehen commandirt und wie beim Anfang ein Gebet verrichtet. Die Knaben erhielten noch Weißbrod, auch wohl Obst, zum Einsieden für den Nachmittag, worauf der Abmarsch begann. Im Schlafsaal zog man wieder die Hauskleider an, und es war Freistunde bis zwei Uhr. Dann fingen die Lectionen wieder an und dauerten bis sieben Uhr. Nun ging es nochmals zum Knkleiden, ganz wie des Mittags, denn beim Abendessen mußten ebenfalls Alle in Uniform sein. Das Souper brachte zuerst eine Suppe, dann abwechselnd Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder eine leichte Mehlspeise. Hierzu gab es die bestimmte Portion Brod aber keinen Wein. Um neun Uhr schlug die Zeit des Schlafengehens; jede laute Unterhaltung im Schlafsaal war verpönt, und außer der Nachtlampe durfte kein Licht brennen. — Neben dem großen Speisesaal lag ein sehr schönes, kuppelförmiges Gemach, von korinthischen Säulen getragen, welches der „Tempel“ hieß. Hier pflegte der Herzog fast regelmäßig mit der Gräfin Franziska seine Abendtafel zu halten; einige Beamte, Professoren und Offiziere wurden dazu gezogen, und man konnte durch drei geöffnete Thüren die speisenden Zöglinge übersehen. Dicht bei der fürstlichen Tafel stand noch ein Tisch mit acht Couverts, und der Herzog ernannte, vor dem Abmarsch aus dem Rangirsaal, acht Eleven, welche daran Platz nehmen sollten. Nach dem Essen knüpfte er gewöhnlich ein wissenschaftliches Gespräch mit ihnen an, denn er war stets bedacht, ein liberales Benehmen gegen die Zöglinge zu zeigen. Dies Beispiel blieb natürlich nicht ohne Rückwirkung und machte die meisten Vorgesetzten und Lehrer gleichfalls freundlich, nachsichtig, entgegenkommend.

An Sonn- und Feiertagen wurde Vormittags in der Akademiekirche Gottesdienst gehalten, dem alle Zöglinge, Offiziere und Aufseher beiwohnen mußten. Des Nachmittags durfen die Eleven Besuch von ihren Eltern und Geschwistern empfangen; erwachsenen Schwestern aber blieb der Eintritt verboten. So floß, ohne weitere Unterbrechung, eine Woche, ein Jahr nach dem andern hin. Ferien gab es nicht; die Zöglinge mußten das ganze Jahr in der Anstalt bleiben, ohne ein einziges Mal in den Kreis der Ihrigen heimzukehren. Nur selten wurden sie spazieren geführt, und dann geschah es stets in militärischer Ordnung. Im Mai durften sie die Stuttgarter Messe besuchen, auch commandirte man sie zuweilen truppweise in's Theater. Dasselbe bildete ein düsteres, schmuckloses Gebäude, das Orchester bestand aus lauter Eleven, ebenso waren schon mehrere Acteurs aus der Anstalt hervorgegangen. Im alten Schlosse befand sich ein gesenktes Inßitut, worin fünfundzwanzig junge Mädchen von adeliger und bürgerlicher Herkunft, theils für die feine Welt, theils für Oper, Ballet und Theater erzogen wurden. Es hieß „Ecole des Demoiselles“; die Gräfin Franziska war Patronin und Frau von Seeger Intendantin desselben. Wenn die Eleven der Akademie auf Redouten commandirt wurden, pflegte man sie mit den Demoiselles paarweis gehen zu lassen, allein die Schönen benahmen sich womöglich noch schüchterner, als ihre Ritter, wodurch dieser Mönche- und Nonnenzug zu den spaßhaftesten Erscheinungen des ganzen Maskenballs gehörte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Fechter von Ravenna.

Ein Rechtsgutachten in Sachen Bacherl gegen Anonymus.

Es ist nicht viel länger als ein Jahr, seit der „Fechter von Ravenna" seinen Triumphzug über die deutschen Bühnen hielt. Wer die Art und Weise Friedrich Halm's beobachtet hat, dem konnte nicht zweifelhaft sein, welchen Dichternamen der Theaterzettel uns verschwieg. Die „Grisel dis" hatte uns längst mit jener Poetik bekannt gemacht, die die Aufgabe des Trauerspiels darin sieht, daß das Gefühl möglichst zusammengeschnürt und gedrängtet, das Herz auf die Folter gespannt und durch alle Grade der Tortur hindurch bis auf's Letzte zerknirscht werde. Der Fechter von Ravenna paßte vortrefflich in die Methode, zu welcher die Grisel dis das erste Halm'sche Beispiel gegeben. Thusnelda, die Gattin des Arminius, in römischer Gefangenschaft, findet ihren Sohn Thumelicus als Gladiator zu Ravenna wieder; sie will ihn zum Germanen wieder aufwecken, er fühlt sich nur als römischer Fechter; sie will ihn zur Befreiung des Vaterlandes fachen, er träumt nur von den Ehren des Gladiatorkampfes: da tödtet sie ihn, die Germanin den Feind und die Schmach Germaniens, die Mutter den Sohn. Das neudeutsche Publikum fand dies sehr interessant, rührend und herzzerschnürend; vor Allem aber ward die Handlung des Stückes als etwas ganz Neues gepriesen. Und allerdings ist es schon an sich eine Art von Verdienst, in einer Zeit, die nur von den Mahlzeitreisen reicher Borgänger oder wohlerfahrener Nachbarn lebt, wieder einmal eine eigene Idee gefaßt und ausgeführt zu haben.

Ein Jahr ging hin, und die kurzsichtige Tageskritik suchte den Verfasser des Fechters bald in der Beamtenstube, bald auf dem Theaterbureau, bald im Thronsaale. Da bringt uns auf Einmal Otto von Schorn in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die Kunde, es sei der Fechter von Ravenna in Wirklichkeit das geistige Besitzthum eines bairischen Dorfschulmeisters; Franz Bacherl heiße das naturwüchsige Genie, das ein Trauerspiel gleichen Inhalts mit dem Fechter, seiner Zeit nach Wien an Heinrich Laube gesendet, den Intendanten des Burgtheaters; Handlung, Charaktere und tragische Lösung, Alles sei dasselbe hier wie dort; also, da die eigenthümliche Erfindung hier die Hauptsache sei, so könne der Fechter von Ravenna nur die Frucht — — — eines literarischen Diebstahls sein, um das Wort gerade heraus zu sagen.

Heinrich Laube, solchergestalt hart angegriffen, hatte ein leicht bereites Mittel der Vertheidigung, und er machte davon Gebrauch. „Der Fechter von Ravenna ist nicht von mir", erklärte er. Damit hätte für ihn die Sache abgethan sein können; mehr als diese Erklärung war nicht nöthig. Allein Laube that mehr als das Nöthige. Er behauptete, der Schulmeister habe ihm nur Gedichte geschickt, nicht aber ein Theaterstück; in dem genau geführten Register der von ihm zurückgesendeten Dramen finde sich ein solches von Bacherl nicht erwähnt, und er habe dessen „Ehrenorler in Rom" nie gesehen. Endlich habe er den „Fechter" schon acht Monate vor der schulmeisterlichen Zusendung in Händen gehabt. Zudem, sagt Laube, „ist der Stoff als solcher in seinem Lebenskern nicht erfunden; er ist in den Hauptdaten und Personen durch die römischen Autoren fixirt."

Uns dünkte gleich, als uns diese Erklärung zu Gesicht kam, daß Laube im Eifer der Vertheidigung Friedrich Halm's zu weit gehe; daß er zu viel beweisen wolle, und daher sogar an dem, was sonst vollkommen glaubwürdig sein möchte, einen Zweifel rechtfertige. In der That erschien sogleich Otto von Schorn mit einem Briefe Laube's an Bacherl vom 12. September 1854, worin es hieß: „Was die beiden von Ihnen verfaßten Stücke betrifft, so glaube ich sie als zur Aufführung nicht geeignet bezeichnen zu müssen". Laube hat also, im Widerspruch mit seiner jetzigen Behauptung, Bacherl's Ehrenorler gelesen, da er sie beurtheilt; es muß also sein gerühmtes Register nicht so ganz genau sein, oder er muß es jetzt nicht so ganz genau nachgesehen haben.

Ist es hiernach unzweifelhaft, daß Laube in der Hauptsache irrt, so wird man auch seine Angabe, daß Bacherl's Zusendung nur ein paar Tage in Wien zurückbehalten worden, nicht ohne besseren Beweis für richtig annehmen dürfen. Es bliebe nun noch zu prüfen, ob der Stoff des Stückes wirklich nicht erfunden, ob er schon in den römischen Autoren „fixirt" sei.

Der einzige römische Schriftsteller, der von der Gefangennehmung der Gattin des Arminius und von dessen Sohne erzählt, ist Tacitus. Er nennt Beider Namen nicht. In den Annalen (Buch I., Kap. 58) berichtet er, wie der deutsche Fürst Segestes, von seinem Schwiegersohn Arminius belagert, durch Germanicus Cäsar gerettet wurde. „Es kam zum Kampfe gegen die Bedränger; Segestes ward befreit mit einer großen Schaar von Verwandten und Mannen. Es waren dabei edle Frauen; unter ihnen Arminius Gattin, zugleich des Segestes Tochter, mehr dem Gatten als dem Vater gleich gesinnt. Keine Thräne entrang sich ihr, kein bittendes Wort; die Hände über der Brust gefaltet, schaute sie auf ihren schwangeren Leib .... Arminius Gattin gebar ein Kind männlichen Geschlechtes; der Knabe ward zu Ravenna auferzogen. Von welcher Schmach er bald darnach niedergedrückt wurde, will ich seiner Zeit erwähnen." (Educatus Ravennæ puer quo mox ludibrio conflictatus sit.) Der Grieche Strabo hat uns Beider Namen aufbewahrt; er erwähnt, unter den im Triumph des Germanicus aufgeführten Gefangenen: „Thusnelda, Gattin des Arminius, der die Ehrsucht bei dem verrätherischen Angriffe auf Varus befehligte, und noch jetzt den Krieg fortführt; und ihr dreijähriger Sohn Thumelicus." Strabo erzählt hier, was er selbst erlebt hat; die Namen sind unzweifelhaft ächt.

Von den weiteren Schicksalen der Thusnelda und des Thumelicus wissen wir nichts; der von Tacitus versprochene fernere Bericht über die Erlebnisse des Knaben ist uns nicht erhalten geblieben. Andere Quellen aus römischem oder griechischem Alterthum besitzen wir nicht. In einer 1843 erschienenen Schrift hat C. W. Göttling die Vermuthung aufgestellt, Thumelicus sei zum Gladiator erzogen worden, da Ravenna eine Hauptschule der Fechter war. Indessen dem scheint der oben angeführte Ausdruck bald danach (mox) zu widersprechen; es möchte auch die Schmach (ludibrium) wohl ganz anders zu deuten sein. Alles, was wir sonst noch wissen, ist, daß im Jahre 47 n. Chr. G., also zweiunddreißig Jahre nach Thusnelda's Gefangennehmung, Thumelicus nicht mehr lebte. Denn in diesem Jahr erbaten sich die Ehrenorler von den Römern den Italicus zum König, einen Sohn des Flavus, des Bruders jenes gefürchteten Arminius, „als den noch allein aus dem Fürstenstamm übrigen Sprößling." (Tacitus Annalen, Buch XI., Kapitel 16.)

Es sieht entschieden gelehrt aus, Schriftsteller wie Tacitus und Strabo anzuführen; aber in Wahrheit, wir thaten dies nicht um solchen Scheines willen, sondern nur um darzuthun, daß die römischen Autoren nicht die geringste Spur von Allem dem enthalten, was der bairische Schulmeister und der österreichische Regierungsrath über Thumelicus, dessen Verhältniß zu Thusnelda und zu Caligula, dessen Charakter und Ende gedichtet haben; mit anderen Worten, „daß der Stoff als solcher allerdings durchaus erfunden ist", und daß Laube mit seinen Beweisen besonderes Unglück hat, da die Thatsachen alle, auf die er sich beruft, gegen ihn zeugen.

Was folgt nun aus alle dem? — Was dem Leser eben daraus zu folgern beliebt. Laube hat bei der ganzen Sache gar kein Interesse, wenn nicht das seiner sorgfältigen Amtsführung als Intendant; er will nicht beschuldigt sein, daß eine ihm anvertraute Handschrift von Anderen gelesen und benutzt worden. Diese Absicht verdient gar nicht so mächtige Anstrengungen seinerseits. Aber eine andere Frage ist, ob Friedrich Halm den „Fechter von Ravenna" nicht geschrieben haben kann, ohne die „Ehrenorler in Rom" als Muster und Vorschrift benutzt zu haben. Und da meinen wir aller-

Digitized by Google

dings mit Laube, daß die Sache nicht unmöglich ist. Sind sie doch im Gebiete der Wissenschaft die bedeutendsten Entdeckungen zum Dessern gleichzeitig von den verschiedensten Personen und an den verschiedensten Orten geschehen; wurde doch Leibnitz beschuldigt, es sei die Erfindung der Integral- und Differentialrechnung, einer der größten Forschritte der mathematischen Lehre, nicht ein Ergebniß seiner eigenen Forschung, sondern eines an Newton begangenen Diebstahls. In der grenzen- und phrasenlosen Republik der Phantasie mag freilich eine Begegnung zweier Geister an demselben Zielpunkte seltener vorkommen; aber sie ist doch ganz wohl denkbar, besonders wenn der Ausgangspunkt derselbe geschichtlich gegeben ist.

Wir wollen indeß noch einen Schritt weiter gehen, und uns ganz auf die Seite Schorn's stellen; wir wollen annehmen, die Idee zu Halm's Trauerspiel sei geradezu dem unsrerseitigen Versuche Bachert's entlehnt. Was dann? Allerdings würde dann dem Schulmeister ein gleicher Antheil an dem Gelderträge des „Fechters", aber an dem geistigen Eigenthum desselben nur ein sehr, sehr geringer gebühren. Eine neue Idee zu haben, ist oft, ja meistens nur eine Zufälligkeit; wer die Idee in's Leben führt, der hat das wahre Verdienst. Mochten tiefsinnige Grübler von ihrem Zimmer aus schon mehr als Einmal das Dasein einer neuen Welt errathen haben, Columbus allein hat die Ehren des Entdeckers, weil er zur That schritt, was vorher nur Ahnung oder Behauptung war. Und so hätte Friedrich Halm auf den Titel seines Stückes immerhin schreiben dürfen: „gedichtet nach einer Idee des Herrn Franz Bachert", ohne daß dadurch der Lorbeerkranz, welchen etwa der „Fechter" verliehen kann, kahl gerupft worden wäre. Zudem glauben wir behaupten zu dürfen, daß es nicht die Idee des Stückes, nicht die Handlung war, sondern der Gegenkampf der Gefühle in übernatürlich gespannten Situationen, und vor Allem die blendende Kunst des Verses und der Sprache, was auf den Bühnen Deutschlands den Erfolg des „Fechters" bewirkt hat: und Alles das ist Halm's unbestrittenes Eigenthum. Wir wollen es denn auch gleich eingestehen, daß gerade die Idee, die Handlung des Stückes uns widerwärtig erschienen ist, und daß es uns somit bedünkt, was Franz Bachert als das Seinige aus dem Halm'schen Werk ansprechen möchte, verdiene nicht all die Mühe und trage die Prozeßkosten nicht aus, die man auf die Geltendmachung solcher Ansprüche verwendet hat.

Es ist nicht neu, daß dramatische Dichter unter der Anklage des geistigen Diebstahls zu leiden hatten. Corbillon ward beschuldigt, er habe seine besten Trauerspiele unter den Papieren eines Kapuziners gefunden; gegen Friedrich Halm selbst hat man schon früher behauptet, er habe den Nachlaß seines Lehrers Enk von der Burg geplündert. Dabei war stets das Merkwürdige, daß niemals ein talentloser Versschreiber solche Beschuldigung zu erleiden hatte, sondern immer nur solche Männer, die durch eine Reihe mannichfaltiger Werke schon häufige Beweise ihres Dichterberufes gegeben hatten. Darum wird es am Gerathensten bleiben, Anklagen dieser Art überhaupt und für immer ungläubig zurückzuweisen, oder sie wenigstens so lang ad acta zu legen, bis einmal ein entschieden geistloser Mensch eine beachtenswerthe Tragödie mittelst Diebstahls hervorgebracht haben wird. Der Fall ist aber bis heute nicht vorgekommen.

L. B.

Feuilleton.

— J. H. Detmold. Der gestrafte Legationsrath Johann Hermann Detmold, der dieser Tage in Hannover verschied, wurde 49 Jahre alt. Er ist, wie so manche witzigen Schriftsteller der Rekanrationsperiode, jüdischer Herkunft. Seine Studien machte er in Göttingen und Heidelberg. Wohl selten ist ein Student schon an der Universität so zu allgemeinem Bekanntsein gelangt, sein auffallendes Aeußere (er war verwachsen wie Aesop, Scarron, Lichtenberg und Pope), seine vielseitige Unterhaltungsgabe, sein glänzender Witz lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn. Noch zehn Jahre später fanden wir in Göttingen und Heidelberg Anekdoten von dem kleinen Detmold im Schwange; in Heidelberg hatte er den Spitznamen: Revolutionchen. Im Jahr 1830 wurde er Advokat in Hannover. Als in dieser Stadt „ebenso plötzlich als unerwartet" der Aufstand erwachte, schrieb er seine berühmte Anleitung, „in drei Stunden ein Reuner zu werden". Die kleine Schrift erregte ungeheuerliches Aufsehen. Detmolds Humor war von der edelsten Art, von derjenigen nämlich, welche nicht durch jede Zeile eine Explosion zum Todtlachen, sondern ein andauerndes Lächeln der heiteren Stimmung hervorbringt; auch traf die Satire ein Uebel der Zeit, welches mit den überall aufkandenden Kunstvereinen sich weithin ausbreitete. Im Jahr 1837 trat König Ernst August die Regierung an und hob das Staatsgrundgesetz auf. Unter den Zeitungsartikeln, welche damals das Land, besonders auch die Studentenschaft aufregten, waren einige von Detmold abgefaßt; namentlich wurde ihm eine kurze Anzeige in Hamburger Blättern, voll giftgeller Satire gegen den König, mit Bestimmtheit zugeschrieben. Wo eine Beschwerdeschrift im Interesse der gefährdeten Verfassung zu machen war, beauftragte man damit den Advokaten Detmold. Eine derselben zog ihm in Gemeinschaft mit dem hannöverschen Magistrat einen Injurienprozeß und eine Geldstrafe zu. Um die letztere zu decken, ließ er die „Randzeichnungen" drucken, in welchen eine Reihe von öffentlichen Lächerlichkeiten in den Figuren Ameyer bei Irmeier mit vortrefflicher Feinheit geschlichtet ist. Eine der witzreichsten Personen war der Prediger Wehmeier, der die klassischen Studien wegen ihres schädlichen Einflusses auf die Jugend und auf die Sitten anklagt; diesen Prediger hat Detmold früher, zum Nachtheil des Ganzen, in einen Landrath verwandelt und ihm politische Karrikaturen in den Mund gelegt. Die Randzeichnungen nannte das Londoner Athenäum „ein dünnes Buch, voll Witz und Geist, und doch ein deutsches Buch!" In der That ist Detmold wegen der Sparsamkeit zu bewundern, mit welcher er seine Einnehmen, in der Form höchst vollendeten Scherze zum Besten gab. Allerdings bezeichnet das zweite der in den Randzeichnungen enthaltenen Berichen, das „Kindermährchen", die Grenze seines Talents. Der Rahmen des Mährchens bewarf einen Inhaltes voll Duft und naiver Poesie; hier aber soll er zur Darstellung einer Moral und zwar einer recht trockenen und prosaischen, nämlich der Lehre vom passiven Widerstande, dienen.

— Nach den Mitteilungen Abrnahm Detmolds Freund und Meinungsgenosse Stüve dem er übrigens die politische Freundschaft nicht allzuoft erhalten hat) das Ministerium. Im Mai wurde Detmold von der Provinz Osnabrück ins Parlament gewählt. Wie er hier von der gerbaut Partei allmälig sich zur äußersten Rechten hindurchdrängte, ist bekannt. Sein ganzes Wesen war unbemerkbaren und wenn er früher mit der Volkspartei zusammenging, so war Oppositionslust und Thätigkeitstrieb daran Schuld. Jener Widerwille gegen das allgemeine Wahlrecht, welchen er schon während der ersten Märzaufregung kundgab, kam aus seiner innersten Natur. In ein Album schrieb er den Spruch: „je unnatürlicher und unberechtigter der Rausch, um so natürlicher und berechtigter der Katzenjammer." Den Grundverchten und dem Verfassungsentwurf sträubte er sich entgegen. Er wagte es, die Schwankenden, welche ohne innere Ueberzeugung in die „Forderungen des Tages" einstimmten, von der lächerlichen Seite aufzufassen. Hieraus entstand die Schöpfung des Purzmeier, zu dessen „Thaten und Meinungen" Detmold die Ideen, Schreiber seine geschwollene Feder gab; Dr. v. Bodden war der dritte im Bunde. Die letzten Blätter des Purzmeierbuches verloren sehr durch die ausgetrocknete Partei-Absicht, das preußische Erbkaiserthum als Ergebniß einer Intrigue darzustellen.

Detmold hielt im Parlament keine Reden; er arbeitete in den Ausschüssen und hatte übrigens durch die Unbeholfenheit seiner Rede Anfangs schwer, eine Anerkennung sich zu verschaffen. Das er den „kritischen Schritt" that, d. h. bei Berathungen, die er für langweilig erklären wollte, sich zum Schlafen hinlegte, wurde als wenig gerügt; Andere fanden dies Betragen nicht besonders tadelnd. Detmold suchte sich, da sein Aeußeres nachtheilig war, durch ruhige Haltung und feine, gleichmäßige Conversation Würde zu geben, was ihm auch gelang. Besonders zurückhaltend war er, wo er merkte, daß man Witzworte von ihm erwarte. Gleichwohl strudelten dieselben manchmal hervor; c'était plus fort que lui.

In der Verwaltung Jochmus-Bodenstedt, die von ihren Gegnern das Preß-Ministerium genannt wurde, hatte Detmold das Portefeuille der Justiz, nach Gröwells Austritt auch das des Innern. Den heftigen, gereizten Angriffen der Majorität trat er mit kühler Rücksichtsvoll entgegen. Er legte Werth darauf, die allgemeine Anschauung, auch wenn sie die Form der Berathung annahm, geringzuschätzen. Nach dem Rücktritt des Reichsverwesers ging Det-

Digitized by Google

mold nach Hannover zurück, lebte aber später wieder in Frankfurt als Bevollmächtigter bei der Centralcommission, dann als Gesandter beim Bundestag. Hier vermählte er sich mit einer geistvollen Dame aus einer der angesehensten Familien der Stadt; er hinterließ, wenn wir recht berichtet sind, einen einzigen Sohn.

Die letzten fünf Jahre brachte Detmold in Hannover zu; seine Wirksamkeit, welche ihn wenigstens in den Streit der Parteien als der Regierungskreise brachte, gehört in diesem Zeitraum dem „engeren Vaterland“ an.

Detmold war in geselliger Beziehung von äußerster Liebenswürdigkeit. Man kann sein Gespräch als Muttersprache einer vollendeten deutschen Unterhaltung bezeichnen. Wie sein feiner Kunstsinn, so beruhte auch sein gewählter Ausdruck auf einer vorzüglichen ästhetischen Durchbildung. Eine Sammlung Detmoldiana würde größeren Genuß gewähren, als manches hochgestellte belletristische Produkt. Im Uebrigen wird ihm manche Privatmagend nachgeröhmt, namentlich, daß er ächted Talent, überhaupt jedes wahre Verdienst freudig anerkannte und trotz seines scharfen Witzes doch im Allgemeinen zu mildem Urtheilen geneigt war.

— **Wo bleibt das Christenthum?** Bekanntlich hat die kleine Partei, welche jetzt in Preußen die herrschende geworden, das Kreuz auf ihre Fahne gesetzt. Unter diesem Zeichen sollte Sittlichkeit, Ehre, dauernde Wohlfahrt in das Staatsleben wieder eingeführt werden; so lautete die Losung. Hentzutage könnte man fragen: wo bleibt das Christenthum? Den Spruch „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ wenden die Herren schwerlich auf sich an. Wahnsinnniges Hazardspiel, Duellwuth, frevelhafte Selbstüberhebung, offenes Prahlen mit Verletzung des Rechtes — das sind die Merkzeichen der Großthaten, deren Kunde und jetzt aus der norddeutschen Hauptstadt alltäglich überrascht. Man bedauert an amtlicher Stelle das Mißgeschick, welches einen Sieger im Zweikampfe betroffen, und hat kein Wörtlein des Mitgefühls für einen gefallenen achtbares Familienhaupt. Wir wissen nicht, wie gewisse Zeichen der Zeit sich mit der amtlichen Rechtglänbigkeit vertragen; eins aber können wir bündig verschern: mit dem Sittengefetz, wie es von einfachen Christen, auch von Deisten und Pantheisten anerkannt wird, stehen sie in schreiendem Widerspruch.

— **A. v. Sternberg** macht in seinen „Erinnerungsblättern“ über **Nikolaus Lenau** folgende Bemerkung, der man innere Wahrheit nicht absprechen wird: „Lenau war keine politische Natur; er war in seinen Grundzügen Mystiker und Träumer. Seine Menschenkenntniß war so gering, daß er wie ein Kind komme gefläubig werden und gefälscht wurde. Lenau wäre, weniger unter Frauen kommend, weniger durch gute Fakel und bequeme Existenz verwöhnt, in eine strenge abweichende Umgebung versetzt, lange nicht der unglücklich selbstquälerische Dichter und Mensch geworden, als der er sich später zeigte. Frauen wirken auf Dichter wie Opium, anfangs berauschend, dann erschlaffend. Immer von Frauen geliebt, entbehrt man endlich das Lob der Männer.“

— In dem Werke: Galileo und die Inquisition, von Marini in Rom, findet man folgendes Urtheil über den Dominikaner-Orden: „Dieser verderbte Orden goß Ströme kimmlicher Segnungen über den Verein der Christenheit aus. Geistliche, Magistrate, Fürsten wandten sich an den Pabst mit dringendem Ersuchen um diese höchst frommen und aufrichtigen Männer, die man Inquisitoren oder Censoren des Glaubens nannte. Wo sie erschienen, wurde der Glaubenfriede, der durch abfurde Ketzerei heftig gestört war, in der schönsten Weise wieder hergestellt. Wie Vieles verdankt die Kirche, wie Vieles der heilige Gerichtshof der Inquisition dem Orden des heiligen Dominikus!“ Aufallender ist die folgende Stelle: „Wie viel verdankt nicht die Gesellschaft der Inquisition! Ohne die Inquisition wäre der ganze Süden Europa's längst in Barbarei versunken.“ — Obwohl die Lehre des Kopernikus seit der Wiedereinsetzung Pius VII. in Rom anerkannt ist, besand sich doch Galilei's Dialog über die beiden Weltsysteme noch 1819 auf dem römischen Index.

— Wie sehr es selbst auf rein praktischem Gebiet einem literarischen Unternehmen schaden kann, wenn es einseitig der Ausbeutung dienstbar wird, sehen wir an dem Schicksal der Indépendance Belge. Diese Zeitung hatte bis vor wenigen Wochen durch ihre freie, ruhige Haltung einen europäischen Rang behauptet und ist nun binnen kurzer Zeit in Verruf gekommen. Durch unzuverlässige Mauthers, durch Fälschungen und Auslassungen hat sie die „Indépendance“ als ein Werkzeug in den Händen unwürdiger Spekulation gezeigt; sie wird aber, in Folge des erweckten Mißtrauens, auch in dieser Beziehung ihre Macht und ihren Werth einbüßen.

— **Neue Art von Nachdruck.** Ein Lehrer der englischen Sprache, J. Morris in Hannover, kündigt an, daß jetzt **Auflösung** „Die Journalisten“ von Freitag, welches im Buchhandel 1 fl. 21 kr. kostet, abdrucken, setzt ein paar grammatische Noten darunter, ein nothdürftiges Glossar dahinter und der Verleger verkauft die ganze Geschichte für 7½ Silbergroschen, so daß man um das Drittheil des urfprünglichen Preises ein interessantes Stück anlaufen und obendrein englisch lernen kann.

— Die Symptome des fauten Irrsinns mehren sich in erschreckender Weise! So ist nun auch Bachert's Bildniß in Frankfurt eingetroffen, mit langen Schillerlocken mähnenartig verströmt, die Halsbinde lose à la Byron in einen Knoten geschlungen, der Hemdkragen frisch, frei, fröhlich ausgelegt: Alles höchst genial, sogar original! Nur in Einem müssen wir Herrn Bachert tadeln, das Motto, welches er unter sein Bild schrieb, ist — ein Plagiat; die Priorität davon wird er niemals für sich anfprechen dürfen. Dasselbe lautet:

Denn was sie hab'n, das woll'n sie nicht,
Und was sie woll'n, das hab'n sie nicht.

Dieser Vers bildet den Refrain eines vielbekannten, vielgesungenen Liedes, das besonders die Heidelberger Studenten seit vielen Jahren kennen. Dort singt man nämlich:

Hans im Schnackenloch
Hat Alles, was er will!
Denn was er hat, das will er nicht
Und was er will, das hat er nicht.

Wenn es mit Herrn Bachert's geistigem Treiben auf den Fechter von Ravenna nicht besser beschaffen ist, wie mit dem am obigen Vers, so wird der Verfasser des Dramas sich mit dem Hans im Schnackenloch trösten können, dem auch die Priorität gehört.

— **Frankfurter Bartholomäusnacht.** Die demokratische Erhebung des Vincenz Fettmilch und seiner Genossen beflecken sich bekanntlich durch eine schmähliche Judenverfolgung, in der Nacht vom 24. auf den 25. August 1614. Eine damals schon bestehende französische Zeitung, der Mercure français, enthält über diese Begebenheit einen höchst merkwürdigen Bericht. Derselbe wird von einem geachteten Gelehrten, Herr Schiffe Halphen, Richter zu Versailles, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift wortgetreu mitgetheilt. Der „Mercure“ beschreibt die muthvolle Vertheidigung der Juden, wie auch die Versuche der „Consuln“ und anderer ehrbarer Bürger, welche Einhalt thun wollten. Das Thor der Judenstadt wurde aufgebrochen und in der Nacht zogen sich die Verfolgten auf den Kirchhof zurück, wo einer der Verwundeten starb. Am Morgen wurde durch dazwischene und berittene Bürger Ruhe gestiftet. „So bemerken ist, sagt der Journalist von 1614, daß die Juden gerade am 25. August das Fest der Zerstörung Jerusalems feierten; zum Andenken an den Tag machte man die Verse:

„In mense Augusto, Bartholomeique professo,
FranCforti bel Miseros serVI preDonIVr Hebreos.“

Die großgedruckten Buchstaben MDCVVIIII bärnen, wie in solchen Denkversen gebräuchlich, das Jahrzeichen; der Spruch heißt auf deutsch:

Elnst im Monat Augstl, am Tag des Bartholomäus,
Plünderten Buben in Frankfurts Stadt die armen Hebräer.

— Die musikalische Abendunterhaltung, welche Herr **A. Buhl** am 17. d. M. in dem freundlichen Saal der Loge Sokrates veranstaltete, gehörte zu den besten dieses Winters. Die gebiegenen Leistungen des Concertgebers in der Composition wie in der Ausführung haben hier längst verdiente Würdigung gefunden; der bis in die letzten Nüance überfüllte Saal bezeugte die Achtung welche man dem beschiedenen und tüchtigen Künstler allgemein zollt. Wie sehr außerdem Herrn Buhl vielen Dank schuldig für die Vorführung zweier bedeutenden Kunstkorypphäen von Mannheim. Concertmeister J. Becker ist ein Künstler von ächter Art und Violin-Virtuos ersten Ranges; sein Vortrag der Bachschen Ciaconna war bewundernswerth, ebenso der edle Styl in der Auffassung von Beethovens großer Sonate. Fräulein Prudner besitzt eine herrliche Altstimme von solchem Umfang, daß sie auch Mezzosopran-Arien mit der größten Leichtigkeit und Vollendung vortrügt.

An Ludwig Uhland.

Der hohe Sänger ward mit Roth
Vor seinen letzten Tagen
Ins gab'ne Buch auf Reichsgebot
Als adlig eingetragen.

Du grauer Sänger, ruhmbedeckt,
Den alle Deutschen lieben,
Bist als gefälschtes Subject
Ins schwarze Buch geschrieben.

Doch ihr gerecht blos Angekind'
Am wenigsten zum Tadel;
Gefälschte Subjecte sind
Jetzt unser bester Adel.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°, und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den örtlichen Postaufschlag.

№ 13. Frankfurt a. M., den 29. März 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Aus den tridentinischen Alpen. Von Joseph Victor Scheffel.
Schiller's Jugend.
Feuilleton. Tagebücher von M. Müller. — Zur Geschichte Mozart's. — C. Gazzeniens über Rußland. — Eine Concertanzeige aus dem Jahre 1763. — Don Carlos in der französischen Dichtung. — Der erste Drucker u. s. w.
Vormärzliche Distichen, von Ludwig Braunfels.
Bühnenschau. Der Kaufmann von Venedig. Von Q. F.

Aus den tridentinischen Alpen.

Von Joseph Victor Scheffel.

(Fortsetzung.)

III.

Madruzz.

Das Schicksal scheint zu wollen, daß ich diesmal an Welschlands nördlichen Grenzmarken mich in unbekannten Winkeln umhertreibe. Aber diese Winkel sind so schön und so merkwürdig wie irgend Etwas, das in den rothen Büchern der Touristen mit doppeltem Stern bezeichnet ist.

Madruzz ist ein Wort, das mystisch um die Seele klingt, bis sie weiß, was drau und drin steckt. Was ist Madruzz?...

Da ich mich nicht gern von der Mystik des Unbekannten stören lasse, fuhr ich eines Tags in der lecken Barke mit Stefanus dem Sclaven über den Toblinsee. Stefanus muß Alles wissen, dafür ist er da. Er legte die Barke an einem waldigen, unzugänglichen Uferplatz an und Seed östlichem Rand an, dann kletterten wir durch Gebüsch und über ausgewaschene Bergrücken empor; oben steht eine Capelle und ragt keck hinaus in das Dunkel des Alpenhintergrundes, den der wohlbekannte Monte Casal und der Doscardol und der Berg Gazza und wie sie alle heißen, an des Sees entgegengesetztem Ufer bilden.

Von dieser Capelle stiegen wir ein Stück weit bergab; reiche Bignen und Welschkornfelder umschließen ein großes Dorf mit emporragendem palazzo; das Dorf heißt Calavin. Von Calavin ging's wieder bergan, um einen langgestreckten Berg herum, über scharfkantiges, fußwerkzerstörendes Steingerölle, dann durch eine Straße mit rauchigen, halbzerfallenen Häusern und zerlumpten Menschen, über denen sich üppig sproffende Feigenbüsche und Reben in die Felsspalten angesiedelt... dann auf einen von weißglänzender Mauer umfriedeten steilen Gipfel; ein verschlossenes Thor sperrte den Eingang des Burgweges; aber Stefanus der Getreue kletterte hinüber und löste den zur Sperre eingerammelten Baum.

Endlich standen wir vor weitschichtigem wohlerhaltenem Gebäu; — Thorthürme mit Schießscharten, riesige Mauern mit langen Fensterreihen und sculpturverzierten Balconen, verblichene Wappenschilde an den Außenwänden, vom Cardinalshut mit seinem gitterartigen Quastenflechtwerk überragt, ringsumher stille Bergeinsamkeit, rauher Luftzug, etliche Ziegen zwischen den Felsen weidend und ein scheuer Bauersmann, der lauernd auf den fremden Bergsteiger sah... das war Madruzz!

Der Mann, der in diesen Trümmern nistet, hat große Räume zu seiner Verfügung, aber die Frage der dürftigen Ankömmlinge nach Wasser, Wein und Brot verneinte er mit solcher Bestimmtheit, daß ich wohl einsah, wer kein Freund von Polenta und Ziegenmilch sei, müsse hier oben den schönsten Hunger und Durst für immer ungestillt lassen.

Er führte uns in den noch von einem Dach überdeckten Rittersaal, durch dessen leere Fensterreihen ein scharfer Wind pfiff, in Gemächer und Stuben mit reichgeschmückten steingehauenen Portalen und Kaminen, in die rauchgeschwärzte, zur Zeit von Tauben bewohnte Capelle, die mit rohen Frescomalereien ausgestattet war, in tiefe Verliese und Casematten...

Madruzz war ein festes, mächtiges Schloß und die Madruzzi waren Ritter und Cardinäle und kaiserliche Feldobristen, wie es die Zeit mit sich brachte, und hielten einhundert und neunzehn Jahre lang das Fürstbisthum von Trient in ihrer Hand. Es zieng eine sehr feudale Luft durch diese Ruinen; in weitem Kreis zieht sich eine Mauer um den Schloßberg, die umgab ihrer Zeit den großen, weit im Land berühmten Wildpark des Cardinal Christoph Madruzz, unter dessen Krummstabführung das große Concilium ausgeschrieben ward und Trient innerhalb seiner Mauern mehr Macht- und Prachtentwicklung erlebte, als ihm wohl je wieder zu Theil werden wird, — die noch vorhandenen Reimereien der tridentiner Hofpoeten über das große Bankett, womit Herr Christoph Madruzz im bischöflichen Castell den Sieg Kaiser Carl des Fünften bei Mühlberg an der Elbe feierte, geben Kunde, wie glänzend damals Alles zuging und wie elegant die Damen der Bischofsstadt vor ihrem geistlichen Gebieter erschienen.

Wie ich nach berndetem Rundgang wiederum im Rittersaal stand, da malte ich, während meine Fußtritte dröhnend durch die öden Hallen klangen, mir im Geiste aus, wie es hier einst gehalt und gellungen haben mag, wenn die gestrengen Legaten und Prälaten vom tridentiner Concil herüberritten, um bei ihrem Collegen von den Mühen des Dogmenaufstellens und Anathemasprechens sich zu erholen, und wie manch ein Pocal vino santo unter gröblicher und feiner Kritik der Reformgelüste germanischer Gäste die orthodoxen Kehlen hinabrieselte... und ich sah sie baßgen in langen Reihen, hagere, scheiterhaufenfrohe, verknöcherte Gestalten schauten zwischen wohlgenährten, festlebigen hervor, glatte Cameniten und Secretäre, Kriegsmänner und Kammerherren im spanischen Mantel und alle die damaligen Meister und Schüler der parlamentarischen Intriguen, wie sie Fra Paolo Sarpi, der für sein unbeugsames Beharren bei der historischen Wahrheit mit Dolchstichen belohnte Geschichtschreiber so schneidig geschildert hat... sie insgesammt mußten zur Heerschau

Digitized by Google

heran, die das Auge rückwärtsschweifender Phantasie über die vergangenen Geschlechter abhält.

Seltsamer Wandel der Zeiten! Der letzte Madruzz ist längst zu seinen Vätern versammelt, im Wildpark des Schlosses weiden Ziegen, in den Gemächern liegt Staub und Schutt, und in der Fensterbrüstung lehnt ein einsamer Mann mit einer Brille um die Augen und einem bubiösen Zug um die Lippen, und der Mann gedenkt mit einer Art von Wehmuth, wie er dereinst drüben in seiner geistesrebellischen Heimath auf dunselben Büchergestell, das die Beschlüsse des tridentinischen Concils trug, den Hegel und den Strauß und den Ludwig Feuerbach stehen hatte, ohne daß die Erde sich jemals aufthat, ihn derwegen zu verschlingen, und wie sie wohl noch einträchtig dort beisammen stehen würden, wenn er nicht in einer kritischen Stunde das canonische Recht ebensowohl als die deutsche Philosophie den Händen eines wohlwollenden Trödlers überlassen hätte...

Lange schweifte mein Blick aus des Rittersaals Fenstern hinunter in die Niederungen des Sarcathales, gegenüber glänzte der gründurchschnigte See von Toblino, weiter südlich, zwischen Hügeln und Pflanzungen versteckt, der See von Cavedine, in der Ferne thürmen sich die massigen ausgezackten Felsen von Arco, die den Zugang zum Gardasee als riesige Hüter bewachen... es ist weit und schön dort oben auf Madruzz.

Jetzt ist's vorbei mit der alten Herrlichkeit, sprach ich zum getreuen Stefano, Alles ruiniert — roba vecchia!

„Höh.. höhh!" lachte Stefano, „nur sie kommen nimmermehr herunter von ihrem Castell, um die Bräute des Landes in der Nacht vor der Hochzeit zu entführen!"

Ein moderner Mensch würde sagen, es sei eine „weltgeschichtliche Vergeltung" in dem Gelächter gelegen, welches Stefano Jasetti als bäuerlicher Familienvater des neunzehnten Jahrhunderts über das Verschwundensein jener mittelalterlichen Galanterien anstimmte: die großen und kleinen Herren von damals haben anderen den Platz geräumt; der Bauer aber hat ausgehalten und freut sich noch jetzt unversehrt seines Daseins, sowie er dereinst auch wieder lachen wird, wenn der bürgerliche Mittelstand von heute mit seiner Cultur und seinem Schwindel bereits der Geschichte angehört.

In allen Fällen aber war meinem tridentinischen Freund und Weinschrotpflanzer die Contreverse der deutschen Rechtslehrer, ob überhaupt jemals ein jus primae noctis existirt habe und ausgeübt worden sei, gänzlich unbekannt, als er die seligen Herren von Madruzz solcher Beziehungen zu den Töchtern der Thäler beschuldigte.—

„Es wird Nichts mehr zu sehen sein," sprach ich im Schloßhof, als wir von dem Hüter der Ruine Abschied nahmen.

Nichts mehr, sagte er mit einem Blick auf meine Brille, als vielleicht „i libri antichi!"

„Libri antichi, Mann Gottes, schnell, wo sind sie, die alten Bücher?"

„Verschlossen in einem Gewölbe," sagte er, „der padrone in Calavin hat den Schlüssel."

Wie Stefanus der Sclav merkte, daß ich mich für die alten Bücher in den Trümmern von Madruzz interessirte, bemächtigte sich auch seiner ein löblicher Eifer. „Wir werden den Schlüssel bekommen," sprach er, „wir werden die Bücher sehen!" Und er warf seinen tattunenen Kittel über und stieg hinunter gen Calavin. Dort im stattlichen palazzo wohnt der alte Albertini, einer der reichsten Männer der Gegend, der nebst viel anderen Eigenschaften auch Administrator der Güter des Marchese del Carretto von Genua ist; der Marchese del Carretto aber ist derzeitig der Erbe und Rechtsnachfolger der Madruzzen.

Ich verbrachte eine erwartungsvolle Stunde am Abhang des Schlosses, bis Stefanus wieder kam. Aber er kam gesenkten Hauptes und meldete, daß ihm der padrone die Schlüssel nicht ausgeliefert, sie seien verliegt.. oder einem preto in der Nachbarschaft geliehen.. auch wisse man derzeit in Calavin durchaus nicht, wer so geradezu vom Teblinoser herübergestiegen komme und die Schlüssel von Madruzz verlange.

Wir zogen ab, ohne das Büchergeheimniß ergründet zu haben. Aber Stefanus der Sclav nahm es für eine Ehrensache, daß er und sein fremder Herr die Bücher der Madruzzen zu sehen bekämen und arbeitete mit mehr Leidenschaft dafür, denn ich selber, wiewohl noch zu keiner andern Zeit seines welschkornpflanzenden Lebens ein Fanatismus oder auch nur eine leise Neigung für Gedrucktes und Geschriebenes sichtbar an ihm hervorgebrochen war.

Nach drei Tagen kam er strahlend wie ein Unsterblicher: „brut werden wir die Schlüssel erhalten!" Stefanus der Unermüdliche hatte beim alten Sommadossi ein Empfehlungsschreiben erwirkt an Albertini, den Meister der Schlüssel, ein „bollettino" wie er sagte, und Sommadossi der Alte, der sich inzwischen über seine anfänglichen Befürchtungen bezüglich der Solidität seiner unerwarteten Sommergäste vollkommen beruhigt hatte, schrieb darin, der signor forestiere mit der Brille, der bei ihm wohne, sei ein zuverlässiger Mann, und ein galantuomo, und ein Unterthan der „confederations tedesca", und man könne ihm alles Inschriftliche und Monumentale des Schlosses Madruzz ohne Risico vor Augen stellen, da er es nicht um Geschäfte zu machen, sondern lediglich zu seinem divertimento besichtigen werde.

Item, die Schlüssel hatten sich vorgefunden und ich trat meine zweite Wanderung nach den Trümmern des Bischofsschlosses an.

Stefanus der Sclav war nach Calavin gegangen, um die nöthigen Einleitungen zu treffen. Ich stieg allein den sonnenglühenden Gipfel hinan und stand bald vor den hohen weißen Mauern des Castells. Diesmal waren nur die Kinder des Bauern oben, die ihre Ziegen im Schatten weideten und scheu davon liefen, wie die fremde Gestalt sie freundlich anfprechen wollte. Das innere Thor war mit einem Querbalken gesperrt.

Ich mußte lange warten, bis endlich vom Thal von Calavin drei Männer bergan schritten. Der Eine öffnete das Thor; wir traten in den Schloßhof und die Untersuchung der alten Bücher- und Handschriftenschätze von Madruzz begann.

Die zu diesem Behuf nunmehr vollständig versammelte Commission bestand:

1) aus dem Schloßbauer von Madruzz, als derzeitigem Aufseher und einzigem Bewohner der mit dem „Archivo" zusammenhängenden Gebäude;

2) aus einem gnomenartigen, mit Säbelbeinen versehenen, vier Fuß rheinisch messenden, freundlich lachenden Individuum, welches die Schlüssel trug und von seinem Patron Albertini gemessenen Auftrag hatte, dem Act anzuwohnen, die Schlüssel niemals außer Handen zu geben und dem Fremden scharf auf die Finger zu sehen;

3) aus Stefano Basetti, meinem getreuen Geleitsmann;

4) aus mir selber.

Von dieser Commission waren die Mitglieder 1) und 3) des Lesens und Schreibens nicht erfahren und auch in früheren Zeiten niemals erfahren gewesen.

Die Operationen nahmen ihren Anfang. Im Erdgeschoß des Gebäudes, welches den Rittersaal trägt, war ein mit riesigem Eisenschloßwerk versperrtes Gemach, welches als Verwahrungsort bezeichnet wurde. Das Mitglied No. 2 probirte sämmtliche Schlüssel, aber... — waren die Thüren eingerostet oder anderweite Riegel vorgeschoben — es gelang nicht, zu öffnen. Da holten die Mitglieder 1) und 3) eine große Hebeeisen herbei, die sich glücklicherweise als tauglich erwies, und vom Schloßhofe aus sie anlegend, stiegen wir in gemessener Ordnung und dem der Feierlichkeit des Actes entsprechenden erwartungsvollen Schweigen zu einer von feinem Fenster verschlossenen Wandöffnung hinein.

Es war eine kahle, spinnweb- und staubüberzogene Stube; zwei alte, gebräunte, schnitzwerkgezierte Schränke standen einsam an den

Digitized by Google

Wänden. Die übrigen Mitglieder der Commission waren noch viel neugieriger als ich selber; als der erste Schrank aufgeschlossen war, fielen sie mit dem hierlands bei allen wichtigeren Geschäften unentbehrlichen Ausruf höh.. höhh!.. drüber her, wie etwa die englischen Matrosen und tartarischen Marodeurs und Alterthumsforscher über das Museum von Kertsch.

Eine Reihe ehrwürdiger, in weißes Pergament gebundener Folianten stand drin, sammt vielen kleineren Büchern; in Frist weniger Minuten war Alles herausgeworfen und betastet und aufgeschlagen; ich hatte zu thun, um den Eifer Stefanus des Sclaven und des Schloßbauers, der mit kräftigem Aufstampfen seiner nägelbeschlagenen Schuhsohlen einige Bände des Uebermaßes von darauf hastendem Staub entledigen wollte, in den gebührenden Schranken zu halten.

Es war die Bibliothek des Cardinal Madruzz oder eines seiner Nachfolger: Theologie, Kirchengeschichte, Polemik gegen die Lehren der Reformation, scholastische Philosophie, aber auch die crême vornehmer Platoniker des fünfzehnten Jahrhunderts, Marsilius Ficinus da immortalitate animarum, Picus von Mirandula, sodann viel mundane Geschichtswerke des sechzehnten Jahrhunderts, de rebus Anglino et Scotiae, allerhand historia Turcarum, eine Geschichte Theoderichs, Königs der Ostgothen, Geschichte von Holland, Flandern und Brabant, deutsche Chroniken, auch die byzantinischen Historiker, Niketas, Anna Comnena u. s. w. in schöner venetianischer Ausgabe... Alles wohlerhalten und mehr als starrecirend, das Leben eines Mannes auszufüllen, der ein ernstlich Studium darauf verwenden gewollt. Der wahrhaft intacten Jungfräulichkeit vieler dieser Bände war aber schier der Verdacht zu entnehmen, daß ihnen das horatische: noeturna versate manu, versate diurna! nicht allzuoft zu Theil geworden.

Da ich das System der Durchsicht von Stefanus des Sclaven und des Schloßbauers Anordnungen abhängen ließ, wurden mir die Bücher der Größe nach ans Fenster geschleppt, erst, wie sich's geziemt, die Folianten, dann, was in Quart, und so abwärts.

Ich erklärte ihnen Einiges vom Inhalt der alten Scharteken, was mit Befriedigung aufgenommen wurde; wie sie mir das erste deutsche Buch, eine Relation über die Belagerung Wiens durch Soliman den Zweiten herbeischaffen und ich auch diese fremdartigen, gothisch geformten Lettern entziffern konnte, stieg ihre Hochachtung und Stefanus begann mit der Gelehrsamkeit seines Herrn förmlich zu renommiren: as leggere tutto, sprach er, vedete, as leggere tutto! höh.. höhh..

Darum ließ ich ihn aber auch nicht im Stich, wie sie mir die weiteren Quartbände beischleppten und nach zwei hebräischen Bibeln einige ganz unbiblische Druckwerke an die Reihe kamen, die wahrscheinlich aus der Druckerei der Propaganda oder einer früheren orientalischen Missionsanstalt zu Rom hervorgegangen, eine durchaus uneuropäische Haken- und Keilschrift aufwiesen. Aha, sagte ich, quest' è lingua asiatica,... buona per trovare tesori, fügte ich mit gewichtiger Miene bei.

Der Schloßbauer verstand mich und legte das semitische Buch mit einem Blick bei Seite, als wolle er nächstens in mitternächtlicher Stunde die Trümmer seines Schlosses durchwühlen und die geistererlösende, schätzerwerbende Kraft der fremden Schriftzüge thatsächlich erproben. Ich wünschte ihm im Stillen Heil und Segen zu allen künftigen Versuchen und verschwieg ihm deßhalb, daß auch außerhalb Madruzz so viel auf Assyrisch-babilonisch Keilschriftliches hingewiesen und so wenig „Baares" dabei gewonnen wird.

Die Musterung ging zu Ende. Die Commission schien begierig auf meinen Urtheilsspruch über das Ganze. Ich erbob mich. Tutto, sprach ich, roba di cardinale, niente per noi altri! Ich ließ Alles säuberlich an seinen Platz zurückstellen und den zweiten Schrank öffnen.

Aber wie die Thüren dieses zweiten Schrankes aufgingen, da ward es auch mir in meinem antiquarischen Gemüth wohl ums Herz, und mit einer gewissen ehrfurchtvollen Spannung begann die Untersuchung. Nur wenige Bücher lagen zerstreut umher, aber in langen Bündeln glänzten und gleißten die Documente, siegelbehangene Urkunden, ganze Pergamentfascikel... ein Archivrath wäre süßlich in Ohnmacht gefallen!

Ich hatte einen Theil des Haus- und Familienarchivs der Madruzzen vor mir, sammt den Protocollen der Schloßhauptleute und Rentammtmänner, den Statuten des Territoriums u. s. w.

Schaben, Käfer, Mäuse, Ratten und anderes Volk hatten ihre Schuldigkeit gethan. „Höh.. höhh!" rief der Schloßbauer, da er einen Griff hineinthat und eine Handvoll in Schnipsel und Fetzen gernagter Papiere hervorzog, die ausreinanderfielen wie Staub, „si potrebbe far una balla polenta di queste cartaccia!" (Man könnte eine schöne Polenta backen aus diesem Geschnipsel.)

Der Gnom mit den Schlüsseln wollte sogleich wieder schließen. Ich aber bemerkte ihm, daß man diese roba nicht blos ansehen könne wie Thiere einer Menagerie, und um sein Gemüth zu fänftigen, hieß ich Stefanus den Getreuen zu Thale steigen nach Calavon und einen gewaltigen Strinkrug rothen Weines sammt einem Laib Brot beischaffen. Unter diesen Verhältnissen konnte die Sichtung fortgesetzt werden.

Der Gnom aber war argwöhnisch geworden und that seine Hirerpflicht mit rühmenswerther Treue, und wie ich einmal den Heirathsvertrag Herrn Ludwigs von Madruzz mit der ehrsamen Jungfrau Helena von Lamberg in die Fensterluke gelegt, statt in den Schrank zurück, da sprang er bei wie ein Tiroler, sprach sensi signore! und legte das Document schleunigst an seinen Verwahrort.

Es waren bunte Bilder vergangener Zeit in diesen Urkunden.

Ein riesiges Copialbuch auf Pergament, in der langgedehnten Mönchsschrift begonnen, später leobarer fortgesetzt, enthielt die Abschrift sämmtlicher Urkunden über den Erwerb der unzähligen Liegenschaften, die das Territorium der Madruzzen bildeten, über Bau und Restauration des Schlosses u. s. w., es mag gegen tausend Seiten enthalten. Eine Maße Notariatsacte gaben Aufschluß über Ehepactverträge, Testamente und Inventarbestände im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Gerichtliche Acten, von Abwandlung der Forst- und Waldfrevel an bis zu schweren Criminalprocessen fanden sich in Hülle und Fülle; auch etliche Privatcorrespondenzen des Cardinal Christoph Madruzz mit Fürsten und Herren seiner Epoche... es kam fast eine Versuchung über mich, ein Originalschreiben eines Herzog Wilhelm in Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, an seine Eminenz zu entführen, Einladung zu einer Besprechung in Innsbruck betreffend, da er „proptor morbi et mediocrum vexationes" ihn nicht in Trident besuchen könne; der eigenhändige Namenszug und das große Siegel mit dem Löwen und den weißblauen Rautenfeldern war gar zu verlockend, es als Wahrzeichen einsamer Alpenstunden mitzunehmen gen Heidelberg am Neckar, wo dieselben Wappenbilder noch so mannigfach über ephenbewachenen Schlosspforten prangen.

Aber es bedurfte des Blicks auf den hütenden Gnomen nicht, um mir zu sagen, daß ich hier kein Recht hatte, dem Zahne der Ratten Etwas zu entreißen.

Die Commission schien auch über diesen Schrank nähere Aufklärung zu verlangen. Da versammelte ich die drei Männer am Tisch um den Weinkrug... es war ein felsfames Bild, wie solches wohl bei wenig archivalischen Unternehmungen sich wiederholen wird: der Schloßbauer, auf eine alte Sense gelehnt, der Gnom mit dem schauerlichen Schlüsselbund, Stefanus der Sclav mit broderfallen, fanenden Backentaschen... und ich griff das Protocollbuch des ehrenwerthen Schloßhauptmanns Straimperger und sprach: itzt gebt Acht, wie es zu Zeiten der großen principi Madruzz zuging — und las ihnen vor, wie des Fürstbischofs germanischer Vogt einst die Frevel seiner welschen Bauern gethätigt; wegen Fällung eines Bäumleins im Schloßpark so viel Gulden, wegen Fischen in der Sarca so viel, wegen Laub- und Streusammeln so viel, und wenn ein bekannter

Digitized by Google

Name auf der Liste der Frevler erschien, ein Pison oder Naneo von Madruzz oder ein So und So von Calavin, da lachten die drei Männer laut auf und freuten sich der Sünden und Bußen ihrer Ahnherren mit einstimmigem höh.. höhh!..

Und jetzt wollen wir darauf anstoßen, daß die Zeiten des signor Scratimperger vorbei sind! fuhr ich fort, und sie hatten ihre Gläser gefüllt und tranken sie aus; Stefanns aber meinte mit pfiffigem Gesicht, wenn es hier oben auch aus und vorbei sei, so könne ein Biedermann, dem eine „disgrazia della fortuna" zu Theil werde, drunten in Bezzano doch immer noch was Aehnliches abkriegen. In Bezzane ist das Bezirksamt.

Die Sonne war untergegangen, Lichter keine in des Schloßbauers Beste. Da stand ich im Dämmerschein prüfend vor dem Madruzzenschrank und sprach zu mir selber: Sollst du dich nicht etliche Wochen ganz still hieher setzen und in Gegenwart dieser Ehrenmänner, oder auch ohne sie, excerpiren bis die Finger ermüden, um sodann vor die „keines Ueberfalls gewärtige" Welt zu treten und die Madruzzen, urkundlich belegt und mit diplomatischer Genauigkeit vorzuführen?

Aber ich gedachte der vielen Folianten im ersten Schrank und der Befriedigung, mit der ich sie wieder an ihren Platz gestellt, und gedachte an Das, was im Gebiet des Geistes bleibend, und das, was vorübergehend und Schwindel ist, und gedachte, wie bereits mehr gedruckte alte Urkunden in der deutschen Welt sind, als Augen, um sie zu lesen, und ich rief: Unentdecktes Archiv von Madruzz, ich will an dir kein Columbus werden! und winkte dem Gnomen, daß er den Schrank schließe.

Die Commission verzog sich mittelst derselben Hühnerleiter, auf der sie hereingestiegen. Aber ein Aeremitlein hatte ich doch fortgenommen und dem Gnomen übergeben, daß er drei seinem Patron anfrage, ob ich's nicht des Näheren studiren könne. Die Protocolle des tridentinischen praetor Horatiuß Sacratus und seines Schreibers Melchior de Riccius über die Ermordung des Grafen Joseph Tertago am 28. Juli 1572 sollten mir die Gelegenheit verschaffen, ein Stück welschen Bandütenwesens im Styl des sechzehnten Jahrhunderts actenmäßig kennen zu lernen.

Aber wiewohl ich später am Abhang der unheimlich wilden Gebirgsmassen zwischen dem Val di Non und dem Sarcathal auch den Schauplatz dieser casse celèbre, den Zlecken Tertago, in dessen stattlichem Schlosse noch heute das alte Grafengeschlecht seßhaft ist, durch Augenschein recognoscirte, und wiewohl die bald in lateinischer, bald in italienischer Sprache abgefaßten Protocolle außer dem Hauptmissethäter Leonardo Columbino, zugenannt „il pericoloso", noch allerhand „homines mascherati cum gladiis et archebusis" und anderweit interessante „Gestalten" und Zustände aufweisen, so versprechе ich doch feierlich, auch hierüber Nichts zu publiciren. Die deutsche gelehrte Welt wird mir hoffentlich für meine Entschlüsse erkenntlich sein.

(Werden fortgesetzt.)

Schiller's Jugend.

(Fortsetzung.)

In diesem Kasernenzwang verlebte nun unser Schiller seine drangvolle Jugend, an Sorgfalt und Wärme fehlte es ihm nicht, wohl aber an Lust und Freiheit; halb mönchisch, halb soldatisch erzogen, wuchs der hochbegabte Jüngling empor; Gamaschendienst und gelehrter Pedantismus, ohnehin so nahe verwandt, vereinigten sich, den Prometheustrafbt seines jugentlichen Geistes zu dämpfen. Dabei war er getrennt von der Mutter und den Schwestern, die er so innig liebte. Er fing an, das Leben oft durch trübe Gläser anzublicken und sein feuriges Gemüth verlor sich in den düsterſten Schatten der Schwermuth.

Anfangs widmete er sich der Jurisprudenz, konnte aber diesem Studium nicht den mindesten Geschmack abgewinnen, er blieb gegen seine Mitschüler, die er in andern Wissenschaften übertraf, hier bedeutend zurück, so daß ihn die Rechtslehrer sogar für talentlos hielten. Aber Herzog Karl durchschaute ihn besser und sagte einſt mit großer Sicherheit: „Laßt mir Diesen nur gewähren, aus Dem wird etwas."

Im Jahre 1775 vertauschte Schiller die Jurisprudenz mit der Medicin, da ihm diese mit der Poesie viel näher verwandt schien, als die trockene Rechtsgelahrtheit. Der Herzog billigte seinen Entschluß und der Vater, obwohl er die Anschaffung so vieler juristischen Werke bedauerte, mußte sich endlich hineinfinden. Aber der neue Jünger Aeskulaps zeigte Anfangs auch für die Heilkunde, mit Ausnahme der Anatomie, nur geringes Interesse, sein innerstes Leben und Denken gehörte der Poesie an, was außer ihr lag, erschien ihm kahl und nichtig. Mit den früher genannten Freunden und Mitschülern Petersen, Hang und Scharffenstein stiftete Schiller, dem poesiefeindlichen Herzog zum Trotz, einen Geheimbund zum Dienst der Muse. Sie lasen verbotene Bücher oder theilten sich einander die eignen poetischen Arbeiten mit. Rousseau's Schriften, Herder's, Haller's Werke, vornehmlich aber Werther's Leiden wurden von ihnen verschlungen; eine Seelle aus letzterem Buch machte auf Schiller einen unvergeßlichen Eindruck: „O, es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darin, und wenn das Dort nun Hier wird, ist alles nach wie vor, und unser Herz lechzt nach entschlüpftem Labsal."

Aber mehr als dies Alles ergriff Shakespeare, in der Wieland'schen Uebersetzung, sein Wesen auf's innigste und die Werke des großen Briten umwoben ihn wie mit magischer Gewalt. Bald übten dramatische Dichtungen einen ganz überwiegenden Reiz auf ihn, er versenkte sich in Lessing's und Klinger's Schauspiele und glühte für den Götz von Berlichingen. Die Nachricht von dem Selbstmord eines aus dem Nassauischen gebürtigen Studenten erhitzte ihn dergestalt, daß er ein Drama schrieb: „der Student von Nassau," das er aber bald wieder vernichtete. Noch später ward vor allen deutschen Stücken der Julius von Tarent sein Lieblingsbuch; Schiller ward dadurch abermals angefeuert, eine Tragödie zu dichten und er wählte den Julian von Medici zu seinem Helden; zwar kam die Arbeit ihrem Vorbild, dem Julius von Tarent, nicht gleich, wurde auch gleich dem „Studenten von Nassau" wieder vernichtet, doch bildet sie unzweifelhaft die erste Anregung und Grundlage zu den Räubern.

Daß dieser lebendige Umgang mit den Musen dem Studium der Medicin keinen Abtrag that, daß vielmehr Schiller in vielen Fächern derselben zu den ausgezeichnetsten Schülern der Anstalt gehörte, beweist uns, daß er die Heilkunde wirklich liebte und sich besonders denjenigen Zweigen mit Eifer hingab, deren Zweck es ist, die menschliche Natur durchdringend zu erfassen. In der Psychologie war Haller sein bewunderter Führer, ohne daß er darum dessen Lehrsätze blindlings anerkannte. Seine dichterische Einbildungskraft trug manche Gesetze in die Natur und die Arzneikunst hinein, die vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen konnten. Sonst lebte Schiller, mitten im Gewimmel der Akademie, ein nach innen gekehrtes, fast einsames Leben. Er hatte nur wenige vertraute Freunde; er galt den Meisten, was auch in späteren Zeiten häufig geschah, für stolz, obwohl er es nie war; seine lange Figur, seine aufrechte, etwas steife Haltung verliehen ihm nur das äußere Ansehen des Stolzen.

Im Jahre 1777 besuchte Kaiser Joseph II. auf seiner Reise nach Paris die Akademie; er wollte nur einen Tag in Stuttgart verweilen, aber die Anstalt interessirte ihn so sehr, daß er seinen Aufenthalt noch um zwei Tage verlängerte; er machte sich mit allen Einrichtungen derselben bekannt und wohnte mehreren Vorlesungen

Digitized by Google

mit Aufmerksamkeit bei. Zwar erschien des Kaisers Persönlichkeit unbedeutend neben dem stattlichen Herzog Karl; doch seine Einfachheit, seine Freundlichkeit und seine geistvollen Bemerkungen machten ihn den Schülern unvergeßlich. Dieser Besuch war die Veranlassung, daß Joseph die Akademie 1781 zur Universität erhob.

Gegen Weihnachten 1779 langten aber zwei andere, für Schiller ungleich interessantere Gäste an: der Herzog von Weimar und — Goethe. Sie kamen gerade zur Feier des Stiftungstages; Goethe war schon des Morgens in der Akademischen gewesen, Mittags speiste er an der herzoglichen Tafel, und Abends erschien er mit seinem Fürsten in dem Saale, wo die Preisvertheilung geschehen sollte. Vor derselben wurde die übliche Festrede gehalten; Professor Consbruch, an dem die Reihe war, sprach über den Einfluß der physischen Erziehung der Jugend auf die Seelenkräfte. Eine Anspielung an Werther's Leiden war in dem Vortrag angebracht, wobei Goethe sichtbar erröthete und die Augen niederschlug. Während der Preisvertheilung stand der Herzog von Weimar, der unter dem Namen eines Barons von Wedel reiste, zur Rechten, Goethe zur Linken des Herzogs Karl, und die Zöglinge freuten sich zu sehen, wie dieser den Dichter auszeichnete. Schiller, den der Gög von Berlichingen so eben ert enthusiasmirt hatte, wurde durch Goethe's Anblick mächtig erregt. Da stand der schöngestaltete Mann nun vor ihm, mit genialischer Kraft auftretend und umherschauend. Wie gern hätte Schiller sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des Genius, der tausend Klänge in seiner Seele wach gerufen, was wären sie für ihn gewesen? Aber Goethe ging ahnungslos vorbei, denn wie konnte er denken, daß ihn hier ein Geist begrüßte, der würdig war, neben seinen zu stehen — daß ihm ein Herz entgegenschlug, dessen reine Freundschaft er nach Jahren erst erkennen und erwidern sollte. Uebrigens hatte Schiller die Genugthuung, in Gegenwart des bewunderten Mannes den Lohn seines Fleißes einzunehmen. Er erhielt einen Preis in der practischen Medicin, einen zweiten in der Materia medica und einen dritten in der Chirurgie.

Als Anerkennung für Schiller's eifriges Studium hatte man ihm 1779 aufgegeben, eine Probeschrift zu verfassen, um nach derselben zu bestimmen, ob er schon jetzt zur Entlassung reif sei. Da er sich das Thema selbst wählen durfte, so ergriff er einen Stoff, bei dessen Behandlung er seine Wissenschaft vom hohen geistigen Standpunkt aus durchdringen konnte. „Philosophie der Physiologie“ hieß diese Dissertation; sie sollte das materielle und das Seelenleben im Menschen betrachten, sollte den Berührungen beider nachforschen, so wie den Förderungen und Störungen, welche beide durch einander erleiden.

Schon in dieser Arbeit bekundet sich jener Gedankengang, den Schiller später in den philosophischen Briefen des Julius an Raphael glühender und umfassender entwickelt. Unwillig erstannt blickten die Professoren der Akademie ihrem flügge gewordenen Schüler nach, der so plötzlich in alle Lüfte davonflog. Diese gelehrten Herren mußten Schiller's Arbeit prüfen, und zum Theil ragt der starre Zopf gewaltig aus ihrem Gutachten hervor. Besonders adelsam sie Schiller's Auftreten gegen die Lehrsätze anerkannter Autoritäten der Wissenschaft. Einer unter den strengen Aristarchen ist aufgebracht gegen die blühende Schreibart, ein Anderer nennt den Styl geradezu frei und schwülstig, die Gedanken sind zwar reich und aufbrausend. Nur der Herzog Karl urtheilt besser und gerechter: Zwar soll die Dissertation des Eleven Schiller nicht gedruckt werden, „obschon Ich, schreibt er dem Intendanten, gestehen muß, daß der junge Mensch viel schönes darinnen gesagt — und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich (o weh, armer Schiller!) wird es auch noch recht gut vor Ihm seyn, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo immittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu seyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann.“

Mit welchem Schrecken mag den armen Jüngling, der nach Freiheit und Erlösung lechzte, diese Entscheidung getroffen haben! Aber der Herzog verordnete „Abkühlung“, und ohne eine andere Ursache, als die engherzige Bornirtheit gelehrter Zöpfe, sah sich Schiller verurtheilt, noch zwölf lange Monate hinter den Mauern der Akademie zu schmachten, obwohl es hier nichts mehr für ihn zu lernen gab. Doch gerade diese ihm zugedachte „Abdämpfung“ entflammte seinen innersten Groll, der Dichter erwachte, und jenes unsterbliche gewaltige Jugendwerk, das später dem Herzog Karl so viel Grauen und Abscheu verursachte, die Räuber, war die Folge dieser tyrannisch-patriarchalischen Dressur.

Ehe wir jedoch zu diesem entscheidenden Wendepunkt in dem jungen Dichterleben gelangen, wollen wir noch eines Vorfalls erwähnen, der von Schiller's frühzeitiger Hinneigung zum Theater Zeugniß gibt, wenn er auch freilich zunächst für ihn selber nur höchst demüthigend war. Am 11. Februar 1780 wollten nämlich die Akademiker das Geburtsfest des Herzogs durch Aufführung eines Schauspiels feiern. Die Wahl des Stückes und das Amt eines Regisseurs wurde ihm übertragen. Er wählte Goethe's Clavigo und für sich selber die Titelrolle. Aber wie spielte er! Ohne alle Uebertreibung darf man sagen — abscheulich! Was rührend und feierlich sein sollte, war kreischend, stropend und pechend; Innigkeit des Gefühls und Leidenschaft drückte er, wie uns ein Augenzeuge (sein Freund Petersen) erzählt, durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus; kurz, sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungeberdigkeit, bald zurückstoßend, bald lachenerregend. In der Unterredung mit Beaumarchais, wo der Dichter vorschreibt, Clavigo habe sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel hin und her zu bewegen, fuhr Schiller in so wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er werde herunterfallen.

Die erste Anregung zu den Räubern erhielt Schiller durch eine Erzählung in Haug's Schwäbischem Magazin, als deren Verfasser man den gefangenen Dichter Schubart bezeichnete. Dieselbe war betitelt: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“. Schon im Jahre 1777 hatte Schiller die dramatische Bearbeitung dieses Stoffes angefangen, seine medicinischen Studien unterbrachen jedoch dieselbe bald wieder. Jetzt (im Jahre 1780) machte sich Schiller neuerdings an die Arbeit; der Plan war ihm treu geblieben, an den Krankenbetten, im Anatomiesaal standen ihm die Gestalten seiner furchtbaren Tragödie zur Seite. Immer lebendiger traten sie hervor, und zuletzt schrieb er die tosende, wirbelnde Ideenfülle nieder, die er inzwischen angesammelt hatte. In Karl Moor brauchte er die pressenden Qualen, den ernsten erhabenen Zorn aus, der seine Seele erfüllte. Der unverttilgbare Freiheitstrieb des Menschen, die Sehnsucht nach einem höheren und reineren Recht, als es die kalten Gesetzbücher verkünden, die glühenden Thränen um eine gestorbene Unschuldswelt, das sind die Pulsadern dieser gewaltigen Tragödie. Nicht etwa der würtembergische Räuber Friedrich Schwan, unter dem Titel „Sonnenwirth“ uns neuerdings in einem meisterhaften Roman von Hermann Kurz wieder vorgeführt, hat Karl Moor zum Räuber gemacht — die Kerkerpforten der Akademie Herzog Karl's thaten es. — Da die Zöglinge nur bis zu einer bestimmten Stunde des Abends Licht brennen durften, so gab sich Schiller, dessen Phantasie in nächtiger Stunde besonders aufgeregt war, oft für krank aus, um im Krankensaal die Vergünstigung einer Lampe zu genießen, und hier wurde das Schauspiel zum großen Theil niedergeschrieben. Visitirte der Herzog, was zum Oefteren geschah, unvermuthet den Saal, dann fuhren die Räuber schnell unter den Tisch, und ein medicinisches Buch, auf dem sie gelegen, erzeugte den Glauben, Schiller wedme seine schlaflosen

Digitized by Google

Nächte der Wissenschaft. Später declamirte dann der Dichter seinen Genossen die einzelnen Scenen vor, und man kann sich deren enthusiastischen Beifall vorstellen.

Fast zu derselben Zeit, als die Räuber fertig waren, mußte Schiller an die Ausarbeitung einer neuen Dissertation gehen. Er wählte zum Thema die Frage: „Ueber den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen". Daneben gab man ihm noch eine Abhandlung auf: „Ueber den Unterschied der entzündlichen und Faulfieber". Letztere arbeitete er sehr flüchtig in lateinischer Sprache aus, dahingegen verwandte er die größte Sorgfalt auf die andere Abhandlung. Selbst an Citaten aus Shakespeare fehlte es darin nicht, ja selbst seine eigenen Räuber, die er als "Life of Moor. Tragedy by Krake" citirte, mußten ihm Argumente zu seinen Sätzen liefern. Ja, selbst der Fieste wird schon darin erwähnt: „Doria hame sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dörffen glaubte".

Das Urtheil des Professorengerichts lautete zwar günstiger als bei der ersten Dissertation; aber die gelehrten Herren wittern doch abermals das Genie und beklopfschüttelten es sehr bedenklich: der Verfasser läßt sich nach ihrem Dafürhalten zuviel von seiner Einbildungskraft fortreißen; „daher jene poetischen Ausdrücke, welche so oft den ruhigen Gang des philosophischen Styls unterbrechen. Wir wollen z. B. nur einige dergleichen Stellen anführen: „Tönender Wohlklang auf die große Laute der Natur"; — „der leblose Gyps scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meisel, die Schlacht lermt im Gesang"; — „dann grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwürkenden Merkur"; — „So hat uns die Pest einen Sydenham geboren" — bey allem diesem dünkt uns, daß, wann die nöthige Veränderungen vorgenommen werden, diese Probeschrifft des Drucks würdig seye."

So geschah es, die Dissertation erhielt das herzogliche Placet und wurde gedruckt. Bei dem Actus opponirte Schiller einem Professor, welcher eine Disputation in lateinischer Sprache hielt. Hierbei machten Schiller's röthliche Haare, die gegen einander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln seiner Augen, wenn er heftig opponirte, sein häufiges Lächeln während des Sprechens, die schön geformte Nase und der tiefe kühne Blick, unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtend, den unauslöschlichsten Eindruck. Als der gelehrte Streit beendigt war, gingen die Zöglinge zum Abendessen in den Speisesaal. Da trat der Herzog zu Schiller heran, lehnte seinen Arm auf dessen Stuhl und unterbrieft sich in dieser Stellung sehr lange und gnädig mit ihm. Der Jüngling aber deplcit auch gegen den Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

— **Lichtbilder**, aufgenommen auf einer Sommerreise nach Venedig und zurück im Juni und Juli 1855, von Moriz Müller, Stuttg. Hzg. Köhler. 2. Aufl. 1856. Unter diesem Titel hat der Verfasser, ein Zahrikant von Pforzheim, aufgezeichnet von Freunden, die Eindrücke geschildert, die ihm auf einem Ausflug über München, Salzburg, Wien nach Venedig geworden sind. Vor vielen derartigen Schilderungen aus der Feder von Professionsreisenden haben diese den Vorzug kräftiger Frische und wahrer Naturlichtheit. Die Freude an Natur und Welt, wie sie aus einem ungebrochenen, unlegenützig thätigen Leben quillt, zieht uns an und läßt uns gerne und mit Genuß an wenn auch unzählige Male schon gepriesene Orte folgen. Die Betrachtungen über Erziehung und Unterricht, wie sie sich dem Reisenden namentlich in Tyrol aufgedrängt, machen, zumal in der beherzigenden Einfleidung, dem schätzigen Sinne desselben Ehre. So hat er denn auch den Ertrag des Schriftchens für den Volksschulfond seiner Vaterstadt bestimmt. Wir wünschen von Herzen, daß er reichlich ausfallen möge. w.

— Bei der Mozartfeier in Wien, in Gegenwart des Kaisers und des Hofes, hatte der Bürgermeister v. Seiler den sonderbaren Gedanken, den Kranz, welcher die Büste des Gefeierten schmückte, vom seiner Stelle wegzunehmen und ihn Herrn Franz Liszt anzubieten. Als einen noch sonderbareren Umstand erwähnt die „Krone des deutschen Mondes", daß man jene Dauhkrift der Partitur des Don Juan, welche Eigenthum der Anverwandten Erben war, aus Deutschland weg nach London geben ließ. Dieselbe wurde mehreren deutschen Bibliotheken vergeblich angeboten; endlich hat Madame Viardot-Garcia sie um den Preis von nur fünftausend Franco gekauft. „Die Tochter Garcia's, des einzigen Sängers, der auf der Höhe des Don-Juan-Zeuals stand, ist würdig, einen solchen Schatz zu bewahren." Bei Gelegenheit der Mozartfeier erinnerte sich das leidende Comité in Wien seiner Partitur und bittet der Madame Viardot das Anführen, ihm für einige Zeit jene Reliquie zu leihen, damit sie den gläubigen Musikfreunden in Wien zur Schau dienen könne! — Wir erinnern uns, daß eine Zeitlang hier in Frankfurt ein Ausschuß, in welchem sich die Tonkünstler H. Speyer, Schnyder, Hiller befanden, eifrig um Erhaltung des Mozart'schen Nachlasses bemüht war.

— **Rußlands Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland**, von Beginn der Alleinregierung Peters I. bis zum Tode Nicolaus I. (1689—1855) nebst einem einleitenden Rückblicke auf die frühere Zeit. Von S. Sugenheim. Erster Band bis zum Beilinge der ersten Theilung Polens 1773. Frkf. a. M., H. Keller 1856. Der berühmte Verfasser des Einflusses Frankreichs auf Deutschland (1845), der Geschichte der Jesuiten in Deutschland (1847), der Entstehung des Kirchenstaates (1855) wird wohl selbst das Lob der objectiven Darstellung nicht in Anspruch nehmen, vielmehr tritt die eigene Ansicht in einer so derben und entschiedenen Weise hervor, wie es kaum in gedruckter Darstellung herkömmlich, geschweige dem historischen Styl angemessen ist. Dieser Formmangel drängt sich beim ersten Einblick in das Buch auf, wiewegen haben wir ihn zuerst erwähnt. Was aber nicht jedem Leser sogleich auffallen wird, ist der außerordentliche Fleiß, der in der umsichtigsten und vollständigsten Quellenforschung sich offenbart. Nicht minder ist der Scharfsinn anzuerkennen, mit dem durch Combination verschiedener Daten die interessantesten geschichtlichen Thatsachen gefunden worden sind; doch wollen wir dem Leser nicht durch voreilige Enthüllungen die Ueberraschung vorwegnehmen. Auffallend war uns nur die Ankündigung, daß der zweite Band bis zum Tode des Kaisers Nicolaus reichen soll; eine Epoche, die vor 13 Monaten erst beschlossen wurde, scheint uns zur geschichtlichen Behandlung noch nicht reif. Der vorliegende Band hat sich wie ein Roman; man kann nicht leicht aufhören und zu „Emotionen" gibt er ebenfoviel Stoff, wie zu Betrachtungen. Wir bedauern uns vor, auf das Buch nochmals zurückzukommen, indem wir aus den „Einleitenden Rückblicken", welche die dreizehnte Jahrhundert von Jwan III. bis Peter I. umfassen, die Hauptcharakteremente Rußlands chronologisch mit den weltereignissen vergleichen gedenken. Heute erwähnen wir nur die für ein Frankfurter Publikum interessanten Notizen, daß der erste russische Gesandte in Deutschland 1489 auf dem Reichstag in unserer Stadt von Friedrich III. empfangen wurde und daß die erste russische Zeitung 1675 eine Uebersetzung der Frankfurter Avisi war, unter welchem Namen die hiesige Postzeitung 1617 gegründet wurde.

— **Frankfurter Concertanzeige vom 30. August 1763.** „Die allgemeine Bewunderung, welche die noch niemals in solchem Grade weder gesehene noch gehörte Geschicklichkeit der zwei Kinder des Hochfürstlich Salzburgischen Kapellmeisters Leopold Mozart in den Gemüthern all Zuhörer erwecket, hat die bereits zweimalige Wiederholung des nur für einmal angesetzten Concertes nach sich gezogen. Ja, diese allgemeine Bewunderung und das Anerkennungsverschaffender großer Kenner und Liebhaber ist die Ursach, daß heute Dienstag den 30. August in dem Scharfrichter Saal auf dem Liebfrauenberg Abends um 6 Uhr, aber ganz gewiß das letzte Concert von mir; wobei das Mägdlein, welches im zwölften, und der Knab (Wolfgang Amadeus), der im siebenten Jahre ist, nicht nur Concerten auf dem Clavessin oder Flügel, und zwar erstered die schwersten Stücke der größten Meister spielen wird: sondern der Knab wird auch ein Concert auf der Violin spielen, bei Symfonien mit dem Clavier accompagniren, das Manual oder die Tastatur des Claviers mit einem Tuche gänzlich bedecken, und auf dem Tuche so gut spielen, als ob er die Clavistatur vor Augen hätte; er wird ferner in der Entfernung alle Töne, die man einzeln oder Accorde auf dem Clavier, oder auf allen nur erdenklichen Instrumenten, Gloden, Gläsern und Uhren anzugeben im Stande ist, genauest benennen. Letztlich wird er nicht nur auf dem Flügel, sondern auch auf einer

Digitized by Google

Orgel, so lange man zuhören will, und aus allen, auch den schwersten Thonarten, die man ihm benennen kann, vom Kopfe phantasiren, um zu zeigen, daß er auch die Art, die Orgel zu spielen verstehe, die von der Art, den Flügel zu spielen ganz unterschieden ist. Die Person zahlt einen kleinen Thaler. Man kann Billets im goldnen Löwen haben." (Der Scharfrichter Saal gehörte zu einem Gasthaus, nach dessen Besitzer auch das Scharfrichtsgäßchen benannt ist.)

— Don Carlos in der französischen Dichtung. Die älteste dramatische Arbeit, welche sich mit dem Sohne Philipps II. beschäftigt, ist der Don Carlos von Thomas Otway, der 1676 mit großem Beifall in London aufgeführt wurde. Hier findet man schon die Heroine von Ehrbarkeit als Jungfrauenideal und den Marquis Posa als Freund, der sein Leben für den Prinzen opfert. Eifersucht ist hier das einzige Motiv des tragischen Ausganges, und sie bleibt es auch in den französischen Bearbeitungen desselben Gegenstandes. Die Franzosen waren stolz auf die Tugend und Schönheit der Elisabeth, welche man die Königin des Friedens und der Güte nannte, und stellten sie in den Mittelpunkt der Handlung. Der „Don Carlos“ von Limoges wurde in Odeons Gegenwart bei verschlossenen Thüren aufgeführt; Lefevre's „Elisabeth von Frankreich“ kam, in Folge der Bemühungen des französischen Gesandten, nur auf einem Privattheater zur Aufführung. Im Jahr 1789, vier Jahre nach seiner Entstehung, wurde Schillers Carlos von Adrian de Lezay übersetzt und fand in Frankreich allgemeinen Beifall; bald nachher lernte man auch Alfieri's „Philipp II.“ kennen. Billemain stellt die beiden Stücke zusammen und ertheilt dolfterd dem Erstgenannten Schillers ein großes, ungerechtfertigtes Lob. „Dieser neunzigfährige blinde Priester deklamirt nicht, er zürnt nicht, er ist gleichgültig, unbeugsam, ein Gespenst der Vergangenheit, herausberufen um den König zu kräftigen. Seine Aeußerung: die ewige Gerechtigkeit zu sühnen starb an dem Volke Gottes Sohn, ist tragisch zum Entsetzen.“ Seitdem sind in Frankreich noch sieben Don Carlos geschrieben worden, darunter einer von Marie Joseph Chenier, einer von Alexander Soumet, Prinzessin Jenadie, die Tochter Jacob Bonaparte's, hat die Jungfrauen auf Schiller bearbeitet. Die neueste Bearbeitung des deutschen Dramas, von Amedée de la Rouffelière, ist so eben in zweiter Auflage erschienen; der Verfasser hat dem Frankfurter Schillerverein ein Exemplar zugeschickt. Diese Arbeit zeugt von der liebevollsten Vertiefung des Originals; Rouffelière gibt für die Veränderungen, die er gewagt hat, genügenden seine Gründe an. Der Inquisitor sagt zum Schluß über den Prinzen: non espoir n'est qu'en Dieu! — Welche Struwel sich die Franzosen in Beziehung auf den Textrund machen, erhellt aus der Art des Uebersetzers Erklärung über Alba's Worte: er stehe vor dem Thron, wie Gottes Cherub vor dem Paradies. Die Beschränkung Cherub, meint Herr de la Rouffelière, sei für Alba's höhere Ränge zu kleinlich; außerdem würde sie an den dochaften Pagen in Zigaro's Hochzeit erinnern und so die Gedanken jedes französischen Zuschauers in ein ganz fremdes Gebiet versetzen.

— Der erste Drucker. Dieser Tage führt ein neues Schauspiel, welches auf dem Princes-Theater in London seerschwörend unter großem Beifall gegeben wird, Der Held desselben ist Laurenz Janson Koster von Harlem, der durch tiefes Nachsinnen auf die Erfindung der Druckerei geleitet wird und mit einer Rede voll glänzender Weissagungen, die das Londoner Publikum regelmäßig beklatscht, das erste Buch aufweist. Der Bösewicht im Stück ist Johann Gutenberg, welcher den edlen Erfinder um Geld und Ruhm zu prellen weiß. Die Rolle des Peter-Kerker spielt Charles Kean; sie wird seinen besten Leistungen zugezählt. Der erste ausführlichere Bericht über die Harlemer Erfindung ist um anderthalb Jahrhunderte jünger als die angebliche Thatsache selbst. In de Jonghe's Batavia illustrata, welche 1588 erschien, heißt es nämlich: „der Küster von Harlem, Laurenz Koster, erging sich einst im Harlemer Wald und schnitt Lettern aus Buchenstäben. Als er nach Hause kam, drückte er damit ein Abc-Buch für seine kleinen Kinder. Als ein Mann von Geist machte er aber sinnreichere, ersetzte das Holz erst durch Blei, nahm später Zinn, erfand im Verein mit seinem Schwiegervater die Druckerschwärze und nahm Gesellen in sein Haus. Unter diesen war ein Deutscher, Namens Faustus. Am Weihnachtsabend stahl dieser Schurke sämmtliche Werkzeuge und Lettern und begab sich heimlich nach Amsterdam, setzte nach Mainz, wo er in seinem eigenen Namen das Drucken fortsetzte. Koster, der Ruhmes und Vermögens beraubt, verfiel in Trübsinn und starb nach geringer Zeit.“ Im Jahr 1823 beginnen die Harlemer mit großem Gepränge zu Ehren ihres erst vorgefeilt vierten Jubiläum, zu welchem sich Freiheimer aus ganz Holland einfanden. Kosters Ansprüche sind zwar längst widerlegt, sogar sein Dasein in Frage gestellt; gleichwohl wäre es nicht unmöglich, daß ein deutscher Uebersetzungsschwindler auch das vorliegende Stück bearbeitete.

— In den deutschen Schriftstellern, welche den alten Klinger in Petersburg aufsuchten, gehört auch J. v. Görnberg. Derselbe beschreibt ihn als einen verdrießlichen Greis, der es nie dahin bringen konnte, daß ihm die Uniform uniformmäßig am Leibe saß. „Klinger war deßhalb die Zielscheibe des Spotts der russischen Gamaschenhelden, die da wissen, wie ein Orden auf dem Rocke befestigt, nicht aber, wie er verdient werden muß.“

Vormärzliche Distichen

von Ludwig Braunfels.

Saalhof und deutsches Haus*).

1846.

1. Alt und Neu.

Wahrlich erneut sich des Reiches Palast, und zerfallen das Deutsche Haus; — stellt dieses das Heut, jenes das Morgen und dar?

2. Saalhof.

Hier Konzilien auch, und heute zum Tanz die Gesellschaft!
Neu ist das Gläubervertreten; Köpfe verdrehen ist alt.

3. Deutsches Haus**).

Ritter vorzeiten, und Maler anjetzt. Hier spielte die Borgett
Ihrer Komödie; jetzt — malt man Kouliffen dazu.

Schachspiel.

1847.

1. Akt.

In die Verdammung Sibiriens schick' ich den gallischen Schachstab,
Welcher die Bauern gelehrt, bieten dem Könige Schach.

2. Der Bauer wird Königin.

Viel gilt Arel, und wenig der Bauer; doch klüget der Feldherr,
Kann nur der Bauer im Kampf retten als Führer das Herr.

3. Konstitutionell.

König der Konstitution, nichts thust du, viel der Minister;
Aber die Krone, sie bleibt immer die Seele des Spiels.

4. Weltgeschichte.

König und Bauer verfehr, Holzwaaren nun, liegt ihr im Kästchen;
Spielte man trefflich mit euch, schreibt es ein Spieler ins Buch.

Deutsche Philosophie.

1846.

Auf dem Gymnasium heißen die Götter: Harmodius, Brutus;
Auf Hochschulen sodann: Bier und Dubel und Gemeurt;
Im Politikerium heißen sie: Gunst und Aemter und Titel. —
Siehe, das nennt ein System dies zyklopenhafte Volk.

Kuhlmann's socialistische Vorlesungen.

1. Keine Reichen' mehr.

Kuhlmann lehrt, und er lehrt Kraftwitzel aus gegen den Reichthum.
Gegen die Armuth, Freund, lehre das Mittel, das hilft!

2. Auch gut.

Kuhlmann lehrt, und er lehrt die Vernichtung jeglichen Glaubens.
Aber an Kuhlmann selbst müßte ihr glauben hinfort.

(Fortsetzung folgt.)

Bühnenschau.

Der Kaufmann von Venedig.

Unglaich allen anderen Shakespeare'schen Stücken, ist dies ganze Trauerspiel in einer einzigen Rolle begeistert; in der der Shylock. Uns so ward denn das ganze Trauerspiel vortrefflich dargestellt, da Herr Schwarz den Shylock spielte. Es war unstreitig die beste Leistung dieses Künstlers auf unserer Bühne; wahr und tief, wahr wie das Gefühl des Unterdrückten und tief wie der Quell der Rache. Ganz so mußte er sein, jener Erdenrest des Mittelalters, jener Jude, den seine Mitmenschen nur den Wucher als einzigen Erwerb übrig gelassen, und dem sie selbst auf diesen engumzäunten Acker leichterlangs Unkraut säten; so mußte er sein, den man wie einen Hund anspeien durfte, während man ihn um ein schndes Darleben anflehte; den seine christlichen Bedürfnisse Bruder Muthes zu verhöhnen für Recht hielten, wenn sie ihm seine beiden höchsten

*) Für unsere auswärtigen Leser möchte die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß auf der Stelle des Saalhofs zu Frankfurt, des alten Kaiserpalastes, unsere Petersplatzkaserne errichtet stehen, und daß das Deutsche Haus eine Kneipwirt des deutschen Ortens war.

**) Erzählt sich auf den Umstand, daß vor wenigen Jahren eine gewisse mittelmäßige Malerschule ihre Werkstätten in dem Deutschen Hause aufgeschlagen hatte.

Digitized by Google

Kleinode geboben hatten, seine Tochter und sein Geld, und den zu mißhandeln für gesetzlich, zu belachigen für fromme That, so zu morden für leichte Sünde gegolten hätte. Antonio, der gerviesene Kaufmann von Venedig, soll gemeß ein würdiger edler Herr sein; und wie behandelt er den Juden? Shylock selbst sagt es uns in jenen berühmten Worten, die auf dem ewigen Gesetzbuche des Menschenherzens unlöschbar sind: „Er hat mich beschimpft, meinen Verlust belacht, meinen Gewinn bebohnt, meine Freunde verkeitet, meine Feinde gehetzt. Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude.... Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's euch auch darin gleich thun. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demuth? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was muß seine Geduld sein nach christlichem Vorbild? Nun, Rache!“ — Es wäre schwer sein, das ähnliche Verhältnisse einen Menschen anders zu denken lehrten. Wie manchmal habe ich über die Humanitätsschwätzer lachen müssen, die Shakespeare der finsteren Unduldsamkeit anklagten, weil er ausgerechnet die Novelle, daraus er sein Stück genommen, entkleidet, und die grausame Rolle, die dort ein Christ spielt, hier einem Juden zugetheilt habe! Wenn er diesen Tausch wirklich vorgenommen hätte, dann wäre die Herzenskenntniß des Dichters um so mehr zu preisen, der den Rachedurst gerade dem gegeben, der welchem allein er menschlich gerechtfertigt sein konnte, und bei welchem er am so erwaltiger hervorbrechen mußte, da er nie vorher vom Schicksal die Gelegenheit zur Sättigung empfangen. Shylock hat nicht allein seine eigene Schmach zu rächen, obwohl schon die blos selbstsüchtige Rache poetisch entschuldbar wäre: die Wunden, die an seinem Volke eitern, hat seit einem Jahrtausend jeder Tag seinem Ganzen Volk geschlagen; für Alle, die zu ihm gehören, für Alles, was er liebt, hat er Rache, Rache geschworen, seit noch Blut in seiner Mitte; er hätte thun mögen, was er wollte, ingendhaft sein mögen bis zur Entäußerung seiner selbst, es wäre ihm nicht zu gute gebracht worden im großen Buch seiner Mitbürger, es hätte ihn nicht aus dem Schlamm der Verachtung gehoben, darin die Seinigen kriechen; er darf das ausschlige Gesicht des Vaters offen zeigen, er wird darum nicht als eine schlechtere Persönlichkeit erscheinen, er wird nur ein Mißverhältniß sein für die großen Schuld seines Volkes. In den Worten Shylock's verdeutlicht er ihm nicht, so wäre es faß lächerlich gewesen, das Verzammmungsurtheil des Hasses durch eine gute That Lügen strafen zu wollen. Sagt doch Antonio, der großgesinnte Handelsherr, da Shylock einmal theilnehmende Güte bewiesen:

Der Hebräer
Wird noch ein Christ: er wendet sich zur Güte.

Als Verbrecher also wäre es ihm unmöglich gewesen, sich zur Güte zu wenden; an ihm darf das Menschliche keinen Theil haben, wenn er selbst auch seinen Antheil an dem Menschlichen tausendmal geben und nur ein geringes einziges Mal empfangen wollte. Wenn Shakespeare's Muse dem Juden ein Herz zugetheilt, so legte sie freilich keine Liebe hinein als für seine Dukaten und für sein Kind; aber Shakespeare hat die Menschen und die Welt um ihn her so gezeichnet, daß es dem Juden nicht nur erschwert, sondern selbst verwehrt war, noch für andere Menschen und Dinge ein Herz zu haben. Denn nicht nur verachtet man ihn, verabscheut ihn, bedroht ihn, sondern man beraubt ihn auch, man mißhandelt ihn, und bürrethen thut, wird noch dazu als der edelste Mann der Stadt gerrieren; ist das nicht furchtbar? Sind das nicht Hammerschläge, vermögend das weichste Metall des Gemüthes zum fürchterlichen Stahl der Wuth zu schmieden?

Und nun bemerke, guter bildungsbewußter Leser des neunzehnten Jahrhunderts, daß es Shakespeare gar nicht eingefallen ist, sich gemalt auf die Seite des edlen Antonio zu stellen, oder für besten Jedenfalls und Verfolgungssucht ihm irgend welche Gründe unterzuschieben. In unserer Zeit hätten die Maler der Zeitromane und die Tendenzromanschreiber dies zu thun nicht verfehlt; sie hätten aus dem Grundsatz vom christlichen Staate die nothwendigen Folgerungen gezogen; sie hätten, trotz dem weisellen Kraufunder des Berliner Unterhauses, mit gottseligen Redensarten darzethan, daß ein Mann, dessen Nase von palästinischer Abkammung zeugt, nimmermehr gleichen Rechtes haben darf mit dem Juden einer Nase, die klassische Ahkunft verräth; sie hätten bewiesen, daß ein jüdisches Talent Todverrath an der Nation und ein jüdischer Succeß Todverrath an ihren ist; sie hätten, in Einem Wort, den lieben Gott zum Mitschuldigen ihrer Gemeinheit gemacht. Solche Heuchelei vor sich selbst ist dem Dichter, als dem ächten Menschen, durchaus fremd. Shakespeare kannt unendlich hoch über seiner Zeit; und leider steht auch die unsere noch immer unter ihm. (Herr Gustav Freitag möge mir dies verzeihen.) Shakespeare will nicht beschönigen, was häßlich ist, noch verdeibigen, was nur erklärlich ist. Antonio haßt den Juden aus keinem anderen Grunde, als weil er den Juden eben haßt. Wenn Shylock ihm sagt: „Du willst Geld von mir, den du wie einen Hund getreten?“ so antwortet Antonio: „Ich habe Lust, dich wieder als einen Hund zu treten; gib mir Geld, als deinem Feinde: denn gerade als Feind ist vielleicht Gelegenheit, mich auch zu verfolgen!“ Und wenn Shylock nachher auch dort gegen ihn ist, denkt er gar nicht daran, in sein Herz hinabzusteigen und dorten seine eigene Härte zu suchen, die Schuld alles Unheils, das er selbst. Recht! er hat immer Recht; denn er ist ein Christ, und Shylock ein Jude. Wenn er dem Juden Böses thut, so war er dazu berechtigt; wenn der Jude Böses vergißt, so ist der nicht berechtigt. „Wenn Zwei das Nämliche thun, ist's nicht das Nämliches; dieser alte Satz ist am anwendbarsten auf den Unterschied zwischen einer herrschenden Kaste und einer beherrschten. Das Gesetzt, nie das Recht zu bekommen, das Alles gleich gehöhrt, hat schon oft in der Schule einen unbegreiflichen Zögling zum verstockten Sünder gemacht; warum sollte es auf der ungleich härteren Schuldbank des Lebens anders sein? Warum sollte Shylock, wenn einmal ein Zufall ihn losbindet und ihm das Messer in die Hand gibt, es nicht gegen den gebrauchen, der ihn, so lang er gebunden da lag, täglich mit Steinen blutig warf? Warum? Weil es unrecht ist. Aber um das Unrecht ihm vorwerfen zu dürfen, hätte ihr selbst, Antonio, Bassanio, und wie ihr sonst heißet, mit dem Beispiele des Evelmuths ihm vorangehen müssen.

Also nochmals sage ich: Shakespeare hat die mittelalterlichen Verhältnisse zwischen Juden und Christen dargestellt, wie sie waren, ohne den Einen oder den Anderen als moralischen Sündenbock zu zeichnen, ohne dem Einen allein das Unrecht und dem Andern allein das gute Recht zuzutheilen. Wenn aber Jemand doch im Rechte sein soll, so ist es nur Shylock, den der Dichter dazu auserkoren hat haben kann. — Das wundert euch? — Seht nur einen Augenblick an Shylock's Stelle, setzt euch, etwa weil ihr mit rothen Haaren zur Welt kamet, ausgestoßen, geschimpft, getreten, verfolgt, bestohlen, der Tochter beraubt worden: und sagt mir nachher, ob ihr für die Thäter dieser Thaten recht innige Liebe empfindet, oder das Gegentheil? Und ob ihr, wenn ihr Kunst gegen Kunst und Dolch gegen Dolch hebt, eine Stunde zu begeben oder eine gerechtfertigte Notwehr zu üben glaubt?

Doch zurück zur Aufführung des Dramas, wie sich gebührt. Die Rolle des Shylock war in den rechten Händen; nicht so die der Porcia. Ein römischer Dichter sagte: Non omnia possumus omnes. Wenn Fräulein Darstellerin eine Ueberfetzung dieses Verses zu haben wünscht, so bin ich gern zu solchem Freundesdienst erbötig.

Warum die Intendanz den letzten Akt den „Kaufmannes“ strich, ist mir nicht klar geworden. Das Drama kann dadurch keine bessere Abrundung erhalten, und mich stört sich die Wirkung dadurch schärfer zuspitzen. Die theatralische Spannung kört obnehin mit dem Augenblick auf, wo Shylock im Gerichtssaal niedergeschmettert worden; das Interesse, was man so gewöhnlich unter Interesse versteht, verläßt sich, wie die Mündungen des Rheines, hier und dort im Sande. Denn wie nachher mit Porcia's Ring der Schery sich abdrinne, und wie es Jessica bei ihrem lieben Lustbärer gehe, ist ihrem Zuhörer gleichgültig. Die Bedeutung des ganzen Akts ist allein die, daß er die poetische Versöhnlichkeit der Personen zum endlichen Abschluß führt: der Jude hat unterlegen; die christliche Gesellschaft freut sich ihres Sieges in gemüthlichem Behagen. Dieser Abschluß gehört eigentlich weder der Tragödie noch der Komödie an: aber der Kaufmann von Venedig ist auch keins von beiden; das Stück ist eigentlich nur eine Reihe zusammenhängender Charakter- und Sittenbilder. Und eben darin ist es auch noch ächt mittelalterisch; denn es gleicht am so mehr jenen Gemälden, die in Einem Rahmen eine ganze Reihe von Handlungen darstellen, und nichts Gemeinsames haben, als die Charaktere und Personen ihrer Helden. Stehen die letzten der mit unrahmten Bilder (der fünfte Akt, meine ich) auch nicht im Verhältniß zum Ganzen, sind sie auch nicht erschütternd und herzbewegend, so fehlt es ihnen doch nicht an feinem kälteren Reiz der scheinden Liebtheit, den man nach herzhaften Gefühlsstürmen gar gerne genießen mag. Freilich muß bei der Aufführung dieser fünfte Akt, um so weniger darin schlagende Handlung ist, um so feiner gezeichnet und um so mannichfaltiger schattirt werden; er bedarf sehr guter Darsteller. Dies ist doch nicht der Grund, warum er auf unserer Bühne wegfallen mußte?

Q. F.

Berichtigungen.

In dem in unserer letzten Nummer enthaltenen Nekrolog des Legationsrathes J. H. Detmold ist zu bemerken, das derselbe außer seinem einzigen Sohn noch zwei kleine Töchter hinterläßt. In demselben Artikel ist zu lesen: Amoyer die Demoyer (statt die). — In der Notiz „Frankfurter Bolksmuseum“ nacht“ lese man pseudantur für pseudontur, und in der Inhaltsanzeige „Epigramm von C.“, statt von K.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. rhein. oder Thlr. 3. Pr. Cour., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Cour. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den örtlichen Postaufschlag.

№ 14. Frankfurt a. M., den 5. April 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Das Märchen von der eisernen Maske.
Schiller's Jugend.
Sophokles übersetzt von Georg Thudichum. Von Konrad Schwenk.
Schande und Freiheit in der Erziehung. Von J. W. Jost.
Ein Musterbild. Gedicht von F. M. Hessemer.
Die Rose. Gedicht von L. Stein.
Letztes Gedicht von Michel Angelo. Ganyme, übersetzt von A. Diezmann.
Feuilleton. Brief aus München. — Ungünstige Urtheile über Humboldt. — Hofnarren. — Ehrenberg's Mythologie u. s. w. u. s. w.
Bühnenschau. Raoul's Phädra. Von Q. F.

Das Märchen von der eisernen Maske.

Auf unserer Bühne ist wiederholt die Oper: „Raymond oder das Geheimniß der Königin" gegeben worden. Bei dieser Gelegenheit mag mancher Leser Thränen des Mitgefühls vergossen und dem Gefangnen Raum gegeben haben, ob man denn jenes unglückliche Opfer noch nicht kenne? Um so mehr, da man neulich die Notiz gelesen, welche aus einem französischen Provinzialblatt durch die deutschen Zeitungen lief, daß man die leibhaftige eiserne Maske aufgefunden, deren Inschrift auf den Bruder des Königs Ludwig XIV. als auf ihren Träger hinweise, oder da man in der „Illustration" vom 1. März 1856 unter der Abtheilung „Histoire du Masque" den eisern maskirten interessanten Gefangenen melancholisch und dem doppelt vergitterten Zenster blicken gesehen. Trösten wir uns: ein Mann mit der eisernen Maske hat nie existirt. Wenn das auch für viele Leser etwas Ueberraschendes sein mag, Neues ist es nicht, was wir aussprechen. Der Verfasser der interessanten Abhandlung über diesen Gegenstand hat sogar früher unserer Stadt angehört; es ist August Becht, der in dem von ihm und Schlosser herausgegebenen „Archiv für Geschichte und Literatur," die Nebel zerstreut hat, welche die unkritische Geschichtschreibung der Franzosen, besonders die Verlegenheit Voltaire's, über diese Angelegenheit gebreitet hatte.

Der Oberintendant Fouquet; der geheime Gemahl der Prinzessin von Montpensier, Herzog von Lauzun; der Sohn Ludwigs XIV. und der la Vallière, Ludwig von Bourbon, Graf von Vermandois; der Herzog von Beaufort; der Herzog von Monmouth; ein armenischer Patriarch; ein Minister des Herzogs von Mantua; ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV.; ein Sohn des Herzogs von Buckingham oder des Cardinals Mazarin und der Mutter Ludwig XIV — alle diese sind mit mehr oder weniger Scharfsinn unter jener Maske entdeckt worden. Die erste Erwähnung eines maskirten Gefangenen findet man in einem Buche, welches 1730 und 1746 in Holland erschien und gewöhnlich dem Herzog von Nivernois zugeschrieben wird, der darin nach damaliger Mode unter dem Scheine persischer Hofgeschichten französische erzählte, (Mémoires secrets pour servir à l'histoire de Perse). Der Kern seiner Erzählung ist: der Graf von Vermandois habe dem Dauphin, seinem sechs Jahre älteren Halbbruder, öffentlich eine Ohrfeige gegeben, und der Vater, Ludwig XIV., die Grechtigkeit und das Staats-Wohl nicht besser zu versöhnen gewußt, als den Schuldigen, unter dem Scheine seines Todes und der Anstellung eines feierlichen Leichenbegängnisses, zu lebenslänglicher Gefangenschaft (zuerst auf der Insel Ste. Marguerite bei Cannes, dann in der Bastille) zu begnadigen. „Man gebrauchte die Vorsicht, den Prinzen eine Maske tragen zu lassen, wenn er wegen Krankheit oder aus sonst einer Ursache genöthigt war, sich vor Jemand sehen zu lassen."

Man bemerke, daß in dieser Urquelle weder der Stoff der Maske bezeichnet, noch die Gebankenlosigkeit gerechtfertigt ist, welche zuletzt auf jenem französischen Bild den Gefangenen auch einsam hinter seinen doppelten Kerkergittern mit der Maske zeigt; das Tragen derselben ist wenigstens vernünftig motivirt, wenn gleich keiner der unzähligen Geschichts- und Memoirenschreiber jener Zeit von der möglichen Ohrfeige etwas weiß. Auch ging die ganze Erzählung ziemlich spurlos vorüber, bis Voltaire ihr die dem großen Geschichtspublikum schmackhafte Zuspitzung zu geben wußte. Aus eigenen Mitteln machte er die Maske zu einer eisernen und fügte am Ende die mysteriöse Andeutung eines wichtigen Staatsgeheimnisses hinzu; er schmückte die Geschichte mit den seiner Phantasie entnommenen Einzelheiten zu der Gestalt aus, wie wir sie heutzutage noch lesen (Siècle du Louis XIV. Capitel 25). Nun war auf einmal die Losung gegeben; es ward Mode, vom Gefangenen mit der eisernen Maske zu reden; Minister, Prinzen, Damen und Gelehrte suchten das Geheimniß zu ergründen, das Voltaire als einzig in der Weltgeschichte und als vollkommen beglaubigt bezeichnet hatte. Ludwig XV., von allen Seiten bestürmt, gab nur allgemeine Antworten; einmal soll er geäußert haben, der geheimnißvolle Staatsgefangene sei der Minister eines italienischen Fürsten gewesen; diese Wahrheit klang zu wenig romantisch, um geglaubt zu werden. Man fuhr fort, sich in Hypothesen zu ergehen, unter denen, wie wir auch der oben mitgetheilten neuesten Erdichtung ersehen, die von der Identität des Gefangenen mit einem Bruder Ludwigs XIV. immer die beliebteste geblieben ist, vielleicht, weil sie einmal dem scharfsichtigen Spittler beachtenswerth erschien.

Unter den Vielen, welche dies Abenteuer zu enträthseln suchten, war doch einer, der statt der Hypothesen den Acten nachging. Der Jesuit Griffet, 1745—1763 Beichtvater der Bastille, wußte sich das Tagebuch Dujonca's, des Königlientenants der Bastille, zu verschaffen, und veröffentlichte das Resultat, nachdem er Frankreich verlassen, 1769 zu Lüttich. Hätte er doch lieber geschwiegen! Aber wer konnte damals denken, daß die geheimen Register der Bastillegefangenen nach zwanzig Jahren aller Welt offen liegen würden? Aus jenem Tagebuch geht hervor, daß 1698 der neue Statthalter der Bastille, Herr von St. Mars, den Gefangenen mit sich brachte, „welchen er schon

Digitized by Google

in Pignerol und Ste. Marguerite gehabt, dessen Namen man nicht sagt und der mit einer sammtnen Maske sein Gesicht bedeckt hält", und daß dieser Gefangene im November 1703 starb.

Mit diesen Angaben stimmt fast wörtlich überein die geheime Geschichte der „Bastille, welche Chevalier, der Major der Bastille, 1775 für die Minister schrieb und die nach der Zerstörung des Staatsgefängnisses in der „Bastille devoilée" gedruckt wurde. Als man damals das amtliche Register der Gefangenen in die Hände bekam, schlug man begierig das Jahr 1698 auf — aber siehe da, es zeigte sich eine Lücke, auf Fol. 119 folgte 121, ein Blatt war sorgfältig ausgeschnitten, wahrscheinlich in Folge von Griffet's Veröffentlichung.

Wir wollen unsere Leser nicht mit Widerlegung der einzelnen Vermuthungen ermüden, sondern nur noch wenige Worte über die Person des Gefangenen sagen. Wir haben oben erwähnt, daß Ludwig XV. des Räthsels Lösung bereits ausgesprochen; noch deutlicher hatte der Baron Heiß, ein ehemaliger Officier des Regiments Elsaß, 1770 in einem Schreiben an die Herausgeber des Journal encyclopédique den Grafen Matthioli, Minister des Herzogs von Mantua, als den Gefangenen bezeichnet, und 1825 hat Delort bereits in einer eigenen Schrift: „Histoire de l'homme au masque de fer, dieselbe Ansicht actenmäßig begründet. Delort's Schrift aber scheint in Frankreich so wenig beachtet worden zu sein, als der Aufsatz von Bercht in Deutschland, selbst von deutschen Zeitungsredactionen. — Es handelte sich nämlich darum, dem jungen leichtsinnigen Herzog Ferdinand Karl von Mantua 1678 die für Frankreichs Absichten auf Italien wichtige Festung Casale in Montferrat abzukaufen. Da die Grafschaft Montferrat deutsches Reichslehn war, Oesterreich nach einem besonderen Vertrage Besatzungsrecht in Casale hatte und die Mutter des Herzogs Oesterreich ergeben war, so hatte die Sache ihre Schwierigkeiten. Man beschaß seinen Minister, den Grafen Matthioli, und erlangte vom Herzog gegen 100,000 Thlr. die Oeffnung von Casale, zu dessen Besetzung die Franzosen in Briançon und Pignerol sich rüsteten. Aber Matthioli hatte den Verräther gespielt und die Actenstücke der stattgefundenen Verhandlungen an Savoyen, Venedig, Spanien und Oesterreich verkauft. Als die Franzosen zugreifen wollten, wurden sie zurückgeschlagen, die Leiter der Unternehmung verhaftet. Dennoch machte es Matthioli's Habgier möglich, da er nicht wußte, daß die Franzosen seinen Verrath von der verwitweten Herzogin von Savoyen bereits erfahren, 1679 ihn auf französisches Gebiet zu locken, wo er verhaftet und zuerst nach Pignerol, 1681 nach Exiles, 1687 nach Ste. Marguerite, 1698 nach der Bastille gebracht wurde. Er folgte dabei immer seinem Kerkermeister, dem Hrn. v. St. Mars, der nacheinander diesen Festungen als Kommandant vorgesetzt wurde. Was war natürlicher, als daß man bei dem Transport und bei andern Gelegenheiten, wenn der Gefangene seinen Kerker verließ, ihm eine Maske vorband, um eine so grobe Verletzung des Völkerrechts, wie die Einkerkerung eines fremden Ministers, zu verbergen? Damit stimmen auch die Vorsichtsmaßregeln überein, die man nahm, so z. B. war an der Thüre seines Kerkers ein Verschlag angebracht, damit der messelesende Priester ihn nicht erkenne; kein Diener durfte zu ihm kommen, und immer mußte ein und derselbe Officier, in dessen Verbinderung der Statthalter St. Mars selbst, ihm das Essen bringen.

Das ist also der durchaus nicht romantische Kern einer Geschichte, welche eine neue Bestätigung für Napoleons I. Wort bildet: L'histoire c'est une fable convenue. Freilich hat er in seinen Bülletins selbst genug dazu beigetragen, in dieser Art Geschichte zu machen, und der Stoff seiner Thaten war für seine Geschichtschreiber ein weites Feld unkritischer Entstellung; denn wenn schon obiges Beispiel, wobei nicht einmal die französische National-Eitelkeit in Frage kommt, einen traurigen Beleg von leichtfertiger Geschichtsentstellung und Uebertreibung gibt, wie mag es erst mit der historischen Treue und Wahrheitsliebe da beschaffen sein, wo das Verhältniß der Franzosen zu andern Völkern zur Sprache kommt.

Schiller's Jugend.

(Fortsetzung.)

Am 14. December 1780, nach achtjährigem Aufenthalt, wurde Schiller aus der Akademie entlassen, und dem Grenadier-Regiment des Generals Augé als Medicus ohne Porte d'épée angestellt. Sein Monatsgehalt betrug 18 Gulden. Uebrigens war er nicht blos geistig, sondern auch körperlich tüchtig gewachsen; denn seine Entlassungs-Matrikel gibt an, daß er die seltene Größe von sechs Fuß, drei Zoll erreicht hatte. Sein Aeußeres schildert uns sein Freund Scharffenstein wie folgt: „Schiller war von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tournüre. Seine Stien war breit, die Nase dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich schaefen Winkel hervorspringend, sehr gebogen, auf Papageienart, und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inclinirten sich bei der Nasenwurzel mehr zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waeen dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll, und ziemlich mit Sommerflecken besät; die Augenlider waeen meistens instammirt, das; lustige Hauptharr war roth, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affetvolle Sprache, wenn Schiller declamirte. Aber Schiller's Stimme war kreischend, unangenehm, er konnte sie eben so wenig beherrschen, als den Affekt seiner Gesichtszüge; dies hätte ihn immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden. Dannecker hat diesen Kopf unverbesserlich aus Marmor gehauen."

Sein erster Weg war nach der Solitüde zu den theuern Eltern; aber lange durfte er sich der Freude des Wiedersehens nicht überlassen, sein neues Amt rief den jungen Militäcarzt nach Stuttgart zurück. Er zog, vielleicht aus ökonomischen Rücksichten, in ein kleines Parterrezimmer zum Lieutenant Kapff. Es war dies ein leichtsinniger, gewandter, geistvoller Jüngling — eben kein guter Stubenkamerade für unseren Dichter; beide waren heftige, aufbrausende Köpfe, beide der Ordnung äußerst abhold; doch um so besser kamen sie mit einander aus und keiner störte die Studentenwirthschaft des andern. — Aber wie komisch sah Schiller aus, da er sich zum erstenmal als Regimentsmedicus auf der Parade präsentirte! Eingepreßt in die Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt, mit namentlich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite des Gesichts hatte er drei starre, vergipste Rollen, welche Locken vorstellten; der kleine Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in diesen Zopf eingeklemmt, der langer, dicker Zopf gestlanzt war, und sein langer Hals saß in einer schmalen rosbaacenen Binde eingezwängt. Das Fußwerk war besonders merkwürdig: durch den, den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine, wie zwei Cylinder, von einem größern Diameter, als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr besteckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so arg contrastirende Apparat gab nachher oft den Stoff zu tollem Gelächter in den Kreisen seiner Freunde.

Digitized by Google

Das Studentenleben war in der Akademie verstimmt worden, was Wunder also, daß Schiller sich mit Eifer darauf verlegte, das Versäumte nachzuholen. Seine brausende Jugendlust suchte für die langentbehrte Freiheit einen Ersatz, doch vernachlässigte er darüber keineswegs seine Beschäftigung mit der Poesie. Die Räuber wurden überarbeitet, ja er verdichtete sogar eine Zeit lang ein politisches Wochenblättchen, das unter dem Titel „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" zweimal wöchentlich erschien. Es war eine ungewöhnliche Zeit, als Schiller die publicistische Feder in die Hand nahm; merkwürdige Monarchen saßen damals auf den europäischen Thronen: Friedrich II., Joseph II., Katharina II. und Ludwig XVI. Der Waffenklang des amerikanischen Freiheitskrieges hallte über den Weltmeer herüber. Friedrich den Großen nennt die kleine Gazette stets mit Verehrung, aber noch mehr glüht Schiller für Joseph den Zweiten; der freisinnige Fürst ist sein Ideal von einem wahrhaft großen Menschen. Auch mit dem Cenfor geräth er einige Male in Conflicte; dieser literarische Bedenklichkeiten verweigerte ihm zuweilen aus den grillenhaftesten Bedenklichkeiten die Druckerwilligung, weßhalb Schiller ihm einmal muthig in's Haus rückt und ihn zu Rede stellt. Die Folge davon war, daß ihm gebrobt wurde, man werde ihn die Treppe hinunter werfen, wenn er sich nicht gleich wieder entferne. Als Militärarzt hatte er einen immerhin bedeutenden Wirkungskreis; das Bataillon, welches seiner medicinischen Obhut anvertraut war, bestand zum größten Theil aus hinfälligen Invaliden, wahre Jammerbilder in gestickten Uniformen. Einmal ging er bei Behandlung mehrerer Typhuskranken unter'm Kopfschütteln der altspitemathischen Aerzte einen eignen Weg und rettete den Patienten das Leben. Auch in der Medicin liebte er Kraftstücke, seine Grenadiere mußten erstaunlich viel purgiren. Uebrigens war sich Schiller seiner Mängel als Mediciner vollkommen bewußt und spöttelte bei Gelegenheit selber darüber. „Der Verfasser der Räuber," sagte er einmal von sich, „soll ein Arzt bei einem würtembergischen Grenadier-Bataillon sein, und wenn das ist, macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emetieis ebenso lieben als in Aesthetieis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben."

Sein durchdachtes Aufathmen nach der langen Haft in der Akademie hatte ihn bald in Verruf gebracht; Schiller kannte keine Scheinheiligkeit, er sprang rücksichtslos über die Schranken eines heuchlerischen Herkommens hinaus und mußte dafür büßen. Schon daß er mit dem verrufenen Lieutenant Kapff zusammen wohnte, brachte ihn in Mißkredit, mehrere Extravaganzen kamen hinzu, genug er galt bald für einen leichtfertigen und ausschweifenden Menschen.

Und der oben Monotonie seiner Berufsgeschäfte flüchtete er sich in's Reich der Poesie. Die Ueberarbeitung der Räuber nahm ihn ganz und gar in Anspruch. „Wir wollen ein Buch machen, das durch den Schinder absolut verbrannt werden muß," äußerte er zu den Freunden. Als das Stück vollendet war, fand sich kein Verleger in Stuttgart, der die Druckkosten daran wagen wollte. Durch Vermittlung seines Freundes Petersen wandte er sich an den Mannheimer Buchhändler Schwan, der als ein großer Liebhaber der dramatischen Kunst bekannt war. Doch der Versuch scheiterte und ein kleiner Buchdrucker übernahm endlich den Druck — natürlich gegen entsprechende Vergütung, ja sogar Vorauszahlung der Druckkosten, wozu sich Schiller das Geld von Freunden borgen mußte. Endlich lag das große Jugendwerk vollendet vor ihm, der Titel lautete kurzweg: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig, 1781."

Es war im Hochsommer dieses Jahres, als das Trauerspiel erschien. Unmöglich ist es, den Eindruck zu schildern, den diese Erstgeburt eines Zöglings der Akademie, eines Lieblings von Herzog Karl in dem stillen, philisteröden Stuttgart hervorbrachte. Mit geistlichen und idyllischen Dichtungen hatte man dort bisher den Geist genährt, höchstens gestattete man sich einen Moderoman, dessen süßerne Schilderungen sich unter dem Schleier der Moral zu verstecken wußten. Bürger und Wieland, glaube man, hätten sich bis an die äußersten Grenzen gewagt; Shakespeare war für die Meisten eine unbekannte Größe, und Götz von Berlichingen verwarf man als ein ausschweifendes Produkt. Da schleuderte Schiller, dessen Name nicht lang ein Geheimniß blieb, den Pechkranz in die fromme Stadt; die ganze Jugend von Stuttgart wurde dadurch in Flammen gesetzt, und sie enthielt sich nicht, ihre Begeisterung für die Räuber unverhohlen und lebhaft auszusprechen.

Je mehr das literarische Meteor, erzählt uns Boas weiter, zu zünden anfing, desto gesuchter wurde Schiller's enge Wohnung, und einige lesende Beteoprits *), zum Beispiel Franz Michael Leuchsenring, kamen in schöner Equipage vor das Quartier angefahren. Der Genannte war Schöngeist, Literat, Pädagog, von Allem etwas, aber im Ganzen beinahe nichts. Für Berühmtheiten hatte er ein wahres Spürnalem; aalglatt und weihrauchstreuend umgab er sie, erbat sich Handschriften, Briefe von ihnen, und diese wirklich interessante Sammlung mußte ihm dann andermo wieder den Zutritt bahnen. Wie schmeichelhaft ein solcher Besuch nachher auch erschien, so war er für Schiller doch während des ersten Augenblicks nicht sehr erbaulich, denn man befand sich gerade im tiefen Negligée, das auf Eleganz durchaus keine Ansprüche machen konnte. Das enge Zimmer roch furchtbar nach Tabak; ein großer Tisch und zwei Bänke bildeten dessen Meublement, wozu noch die beschränkte Garderobe kam, welche mit angestrichenen Hosen ꝛc. an der Wand hing. Außerdem lagerten in dem einen Winkel ganze Ballen „Räuber"; in dem andern ein Haufe Kartoffeln, leere Teller, Bouteillen und derzgleichen, als bunter Durchlieb. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran. Daneben machte der Aufwärter, den sich Schiller aus den zweihundert vierzig Grenadieren des Regiments Augé ausgesucht hatte — der Fouriersschütz Kronenbitter — eine höchst seltsame, groteske Figur. Er richtete allerhand Confusion an, unser Dichter ärgerte sich oft über ihn, und nannte ihn „der Handfest, mein Kerl", aber trennen mochte er sich dennoch nicht von ihm.

Auch Schubart, der unglückliche Dichter der „Fürstengruft", der seit 1777 ohne Anklage und Urtheilsspruch auf dem Hohenasperg saß und dort unter der tyrannischen Laune seines Kerkerwächters, des Obristen Rieger schmachtete, schrieb vom Asperg: „Außer Schiller wüßt' ich kaum Einen jungen deutschen Mann, dem heilige Genieflammen aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar emporsteigen." Seine Sehnsucht, den Dichter der Räuber von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, sollte in Erfüllung gehen. Schiller besuchte ihn in seiner Gefangenschaft und wurde von ihm mit Enthusiasmus begrüßt.

Wie gewöhnlich benahm sich die eigenliche Dichter bei, selbst den Erfolgen gegenüber, äußerst flau und werktarg. Als Curiosum theilen wir hier im Auszug die Recension mit, welche der bekannte Freiherr von Knigge in Nicolai's „Allgemeiner deutscher Bibliothek" über die Räuber schrieb: „Ein erschreckliches Gemälde des bejammernswürdigsten menschlichen Elends, der tiefsten Verirrung, des schrecklichsten Lasters — Menschen, dargestellt, die voll Kraft zu bessern Dingen geboren, hinabgesunken, nicht mehr an Würde der Menschheit zu glauben, durch eine Reihe von Verführungen, ach! und von unglücklichen Schicksalen dahin gestoßen werden, vollzähn und verzweifelnd dem Abgrunde entgegen zu eilen. So erschütternd dies Gemälde ist, Schlag auf Schlag, Abscheulichkeit auf Abscheulichkeit; so wenig es zu wünschen sein mag, daß man sein Herz an den Anblick dieser gräßlichen Scenen gewöhne; so untauglich dies Stück vielleicht zu einer Vorstellung auf dem Theater ist; so wohl (wir müssen es gestehen) ist es gezeichnet, so stark ausgemalt; so lebhaft ist das

*) Die bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgestorben sind.

Digitized by Google

Colorit, so äußerst fein auch hin und wieder ausgearbeitet und nüancirt. Gewiß ist der Verfasser kein gemeiner Kopf.“

Ganz anders war dagegen die umfassende Kritik geschrieben, welche die „Erfurtische gelehrte Zeitung“ brachte. Mit freudigem Erstaunen begrüßte sie das merkwürdige meteorartige Opus, ohne sich darum ihrer Unparteilichkeit zu begeben.—Aber den glänzendsten Erfolg sollten die Räuber erringen, als der Freiherr von Dalberg in Mannheim das Stück kennen lernte und dessen Aufführung auf der unter seiner Leitung stehenden Mannheimer Bühne beschloß. Dort wirkten damals Iffland, Beil, Beck und andere berühmte Künstler, und Schiller selbst nennt in einem Brief an den Freiherrn Mannheim „das Paradies der dramatischen Muse“.

Am 13. Januar 1782 fand die erste Aufführung statt. Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speyer, waren die Leute zu Roß und Wagen herbeigeströmt, um das vielbesprochene Stück von Mannheimis trefflichen Künstlern aufführen zu sehen. Der kleine Raum des Schauspielhauses nöthigte diejenigen, welche keine Loge verlangt hatten, schon Mittags Ein Uhr ihre Plätze zu suchen und geduldig zu warten, bis endlich um fünf Uhr der Vorhang aufrollen würde. Nur Schiller selbst hätte sich beinahe zu spät eingefunden. In Schwetzingen wußte ihn nämlich, trotz der Eile, ein schmuckes Kellnermädchen so zu fesseln, daß die Weiterfahrt über Gebühr verzögert wurde. Erst kurz vor Anfang des Stückes kam der Dichter auf den für ihn reservirten Platz. Der Vorhang rauschte empor, das Schauspiel begann. Die ersten drei Akte machten die Wirkung nicht, welche man erwartet hatte, aber die letzten vier waren ganz geeignet, auch den übersp[illegible]annten Forderungen Genüge zu thun. Hierzu kam, daß vier ausgezeichnete Künstler, aus Eckhofs Schule stammend, der Dichtung ihren belebenden Athem einhauchten. Beck war, was den Ausdruck und die Wärme des Gefühls betraf, ein vorzüglicher Karl Moor; nur seine kleine, untersetzte Figur störte, die zu Zuschauer, vom stammenden Spiel fortgerissen, jede Aeußerlichkeit vergaßen. Beil und Beck ließen nichts zu wünschen übrig, doch die Krone des Ganzen bildete Iffland als Franz. Er hatte diese Rolle vollständig in sich aufgenommen, und sie blieb stets diejenige, worin er die tiefste, erschütterndste Wirkung hervorbrachte. Damals zählte er erst sechs und zwanzig Jahre; sein Körperbau war noch schmächtig, sein Antlitz blaß und hager. Dennoch zeigte sich Iffland's Darstellungskunst bereits bis in die feinsten Schattirungen vollendet; es wirkte zermalmend auf Alle, die ihn hörten, wenn er seinen Traum vom jüngsten Gericht erzählte, und wenn er — die Lampe in der Hand, welche sein gesterbaft bleiches Gesicht beleuchtete — am Ende machtlos zusammensank.

Die Berliner, „Litteratur- und Theaterzeitung“ berichtete über diese Aufführung: „Schwerlich hat je ein Stück mehr Wirkung in Deutschland auf dem Theater gemacht als die Räuber, aber es ist auch noch kein Schauspiel in Mannheim so gut gegeben worden als dieses.“ — Dagegen stimmte die aristokratische Gesellschaft Mannheims nicht in den allgemeinen Beifall ein; sie fühlte sich im Gegentheil durch das Stück sehr unangenehm berührt. Wenigstens enthielt das salondurftige Pot-Pourri, welches in französischer Sprache dort erschien und von der feinen Welt eifrig gelesen wurde, einen sehr mißliebigen Bericht über die Aufführung. Dagegen trat das „Pfälzische Museum“ auf und sagte: „Pöbel und Parterre sind hier nicht einerlei. Die Einrichtung ist so gemacht, daß Adel, Gelehrte und Bürger im Parterre sowohl, als in den Logen sich vertheilen. Auch gibt der Stand den Grad der Einsicht nicht.“ —

Schiller selbst kehrte in gehobener Stimmung nach Stuttgart zurück, und der echte Dichtergenius bekundete sich auch darin bei ihm, daß er der Erste war, der über die Räuber eine vollkommen unparteiische Beurtheilung voll eindringender Schärfe und richtiger Einsicht abgab. Diese unvergleichliche Recension erschien, mit K...r unterzeichnet, im Würtembergischen Repertorium und beginnt mit dem Ausruf: „Die Räuber — das einzige Schauspiel, auf würtembergischen Boden gewachsen!“

Diese interessante Recension machte Aufsehen; man konnte nicht begreifen, wie Jemand den Muth hatte, so hart, so beißend über ein Werk abzurtheilen, dem die Gunst des Publikums in so hohem Grade zu Theil wurde. Niemand vermuthete, daß der Verfasser selber die Geißel so erbarmungslos über sich geschwungen. Besonders komisch geberdete sich ein Recensent aus Frankfurt a. M.; denn diese „gründliche“ Beurtheilung diente ihm als Stützpunkt, um die Räuber, sammt ihrem Autor vollständig zu verdammen. Darauf erklärten die Herausgeber des Würtembergischen Repertoriums im dritten Stück: „Dem Frankfurter Recensenten dienet zur Nachricht, daß die Kritik über die Räuber, die ihn mit solch einem Unwillen über das ganze Werk erfüllet hat, von dem Verfasser dieses trefflichen Schauspiels, Hrn. D. Schiller, selbst ist. Weiter wollen wir zu seiner Beschämung nichts anführen.“

Hamburg und Leipzig waren die ersten Orte, die mit der Aufführung folgten. In Hamburg spielte Fled den Karl, Unzelmann den Franz Moor. Doch machte das Stück dort keine sonderliche Sensation; schon nach der dritten Vorstellung hatte der Zulauf außerordentlich abgenommen. Gerade zu der Zeit, als man in Leipzig die Räuber gab, wurden dort während der Messe bedeutende Summen gespielen. Der hochweise Magistrat schob die Schuld davon lediglich auf das neue „schauderhafte“ Trauerspiel und verbot in aller Stille die zweite Aufführung desselben. Unendlichen Beifall gewannen dagegen die Räuber in Berlin. Bald rief das gewaltige Stück eine ganze Fluth von Räuberromanen hervor, Wald- und Buschromantik kam überall in Flor. Die Banditengemälde von Spieß, Cramer, Vulpius u. s. w. bezeugen dies zur Genüge. Sogar erschien ein zweiter Theil der Räuber von einer Frau von Wallenrodt, ein Machwerk voll kriechender Widerwärtigkeit. Karl Moor wird darin zum Scheiterhaufen verurtheilt, aber der Kaiser begnadigt ihn, mit dem Befehl, alsbald seine Lande zu durchreisen und ihm Bericht zu erstatten, wie es mit den Gerichtshöfen stehe. Das abgeschmackte Stück endet mit dem allgemeinen Jubelruf: „Es lebe der Kaiser! Es leben die Fürsten!“

Bald erschienen auch englische und französische Uebersetzungen; letztere, freilich in arger Verzerrung, machten auf den kleineren Theatern von Paris außerordentliche Sensation. Am 26. August 1792 beschloß die Nationalversammlung, daß „le sieur Gille, publiciste allemand“ das französische Bürgerrecht erhalte, und der Minister Roland sandte unter dieser Adresse dem deutschen Dichter das Decret, welches denselben aber erst spät erreichte, weil sein Namen etwas arg französirt war. Obwohl Schiller auf diese Ehrenbezeugung keinen großen Werth legte, fanden sich doch seine Denuncianten, die ihn für einen geheimen Jakobiner erklärten. Da es noch kein „schwarzes Buch“ gab, so übernahmen es die Pietisten, Schillers jungen Dichternamen zu verdächtigen und die Polizei gegen ihn aufzurufen. Selbst ein Fürst legte, nach Eckermanns Mittheilung, gegen Goethe das offene Bekenntniß ab: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriffe die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, — ich hätte die Welt nicht erschaffen“.

Trotz alledem wurde das Trauerspiel gelesen, gelesen, bewundert, und bald war eine zweite Auflage davon nöthig.

(Schluß folgt.)

Sophokles übersetzt von Georg Thudichum.

Neue Bearbeitung. Darmstadt bei Leske 1855.

Wenn man die vielen neben einander auftauchenden Uebersetzungen der altklassischen Literatur, so wie der neuen ausländischen Literaturen in ihrer Masse überblickt, sollte man glauben, die Kunst

Digitized by Google

des Uebersetzens eile von Stufe zu Stufe in größter Hast dem Gipfel ihrer Vollendung zu. Dem ist aber nicht so, wenn man diesen reichen Segen näher ansieht, denn nicht wenige der neueren Uebersetzungen stehen älteren nach, oft sogar bedeutend nach, und sind entweder das Ergebniß einer Verlagsspeculation, welche durch geringe Preise anlockte, oder einer Selbsttäuschung der Uebersetzer, welche das zu Leistende nicht richtig erkannten und ihre Kräfte überschätzten. Weil die ersten vorzüglichen Uebersetzungen der alten Dichter an manchen Härten leiden, wie es der Beginn so schwieriger Aufgaben mit sich bringt, so erkannte man bald ganz richtig, daß eine größere Geschmeidigkeit des Ausdrucks zu erstreben sei, um jene Dichter richtiger zu übertragen und sie nicht im Deutschen unnatürlich reden zu lassen, wo sie es nicht in ihrer Sprache thun. Aus diesem Bestreben aber ist eine Richtung hervorgegangen, welche den wahren Zweck des Uebersetzens und die Hauptforderung der Kunst der Nachbildung aus dem Auge verloren hat, dagegen leichtlichkeit der Sprache und leichte Verständlichkeit als ihre Hauptaufgabe zu erreichen bestrebt ist. Die Hauptaufgabe des Uebersetzens kann und darf aber nie eine andere sein, als die Ausdrucksweise, so weit es möglich ist, wieder zu geben, nicht aber eine andere fremde unterzuschieben. Durch den Ausdruck kommt der Gedanke und die Gesinnungsanschauung des Schriftstellers zu Tage, und die Eigenthümlichkeit desselben ist mit dem Gedanken und dem Gefühle, welche er uns mittheilt, innig verwachsen. Wenn wir z. B. eine Dichtung Goethe's oder Schiller's oder sonst eines bedeutenden deutschen Dichters durch Abänderungen der Satzformen und Vertauschung der gewählten Wörter mit andern, welche ihnen in der Bedeutung nahe stehen, der Gemeinverständlichkeit und dem gewöhnlichen Redeton näher bringen wollten, so würde jeder leicht erkennen, daß dadurch die Eigenthümlichkeit derselben zerstört, und der Zauberhauch, der ihrer Dichtung innewohnt, vernichtet würde. Nicht anders ist es bei den zu übersetzenden Dichtungen, welche nur der übersetzen kann, der sich mit ihnen auf das innigste vertraut gemacht hat und ihre Eigenthümlichkeit auf das lebhafteste empfindet. Daß eine Uebersetzung das Original nie ganz ersetzen könne, versteht sich freilich von selbst, aber eine wahrhaft gelungene Arbeit kann eine würdige Nachbildung geben, durch welche die Schönheit eines fremden Kunstwerks unserem Gefühle und unserer Anschauung sehr nahe gebracht wird. Jene Leichtigkeits- und Gemeinverständlichkeits-Bestrebungen heben aber zuletzt jede Eigenthümlichkeit auf, und alle Dichter haben eine und dieselbe Ausdrucksweise, die sich dem Alltagsgesprächen nähert.

Sophokles gehört zu den Dichtern, welche besonders schwer zu übersetzen sind, und den zu übertragen nur der sich unterfangen darf, welcher in seinen Geist und seine Sprache tief eingedrungen und völlig vertraut damit geworden ist. Seine Dichtung gehört durchaus der idealen Gattung an, welche den Gesetzen des Rein-Schönen huldigt, und dies nachzubilden erfordert eine ernste und liebevolle Anstrengung. Mild und maßvoll ist des Dichters Ausdruck wie sein Gefühl und seine Anschauung, aber ein ernster Hauch ist darüber ausgegossen, wie es die tragische Würde heischt, und eine scharfe Begränzung läßt die Milde nicht zur Weichlichkeit werden und das Pathos nicht über den sittlichen Ernst hinausschweifen. Diesen innigen Verein von Strenge und Milde in der Darstellung im Deutschen zur Anschauung zu bringen, ist eine unerläßliche Forderung an den Uebersetzer, welcher sehr schwer zu genügen ist. Solger leistete zuerst in seiner Uebertragung des ganzen Sophokles sehr viel, wiewohl seine preiswürdige Arbeit an Härten und Ungeschmeidigkeit in einer nicht kleinen Zahl von Stellen leidet, was kaum anders sein konnte, da er der erste war, welcher eine würdige Uebersetzung dieses Dichters lieferte, die ein bedeutendes Eindringen in den Geist desselben bekundet. An ihn schließt sich Thudichum ebenbürtig an, welcher in seiner Uebersetzung einen großen Fortschritt gemacht hat, da ihm die Vereinigung von Milde und Ernst in der Diction in hohem Grade gelungen ist, und seine Sprache sich natürlich bewegt, ohne durch Haschen nach Leichtigkeit trivial oder unbedeutend zu werden. Auf Alles, was der Uebersetzer zu erstreben hat, ist in dieser Uebertragung große Sorgfalt verwendet, auf die Wahl der bezeichnenden Wörter, die Satzform, die wirksame Stellung der Redetheile im Verse, den Accent des Sinnes in Beziehung zu dem Accente des Verses und die Verbindung der Sätze, welches letztere, wie unscheinbar es auch aussieht und darum der Beobachtung leicht entgeht, wesentlichen Einfluß auf den Ton der Rede hat. Der Versbau und Rhythmus ist in dieser Arbeit sehr gut gehandhabt und der Uebersetzer hat sich nicht die Freiheit genommen, Fehler zuzulassen, welche die Leichtigkeitsübersetzer unbedenklich zulassen, um sich dem Ton der Alltagsrede ungezwungener nähern zu können. Wer daher, außer Stand den Sophokles im Original zu lesen, das Verlangen hat, diesen Dichter kennen zu lernen, wird ihn durch Solger's Uebersetzung, noch besser aber durch die Thudichum'sche zu erfassen vermögen, während in den Leichtigkeitsübersetzungen die Farbe der Sophokleischen Dichtung ausgewaschen worden ist, wie denn in dieser Gattung sich kein Dichter von dem andern in der Sprache unterscheidet.

Konrad Schwenck.

Schranke und Freiheit in der Erziehung.

Dies ist der Titel eines eben so trefflichen, wie zeitgemäßen Vorwortes, womit Herr Director Kühner zur diesjährigen Prüfung der Musterschule eingeladen hat. Wir zweifeln nicht, daß alle Betheiligten die zugleich sehr ansprechend geschriebene gedankenreiche Abhandlung mit lebhafter Theilnahme gelesen haben; wir möchten aber auch in weitern Kreisen sie verbreitet sehen, da sie einen Gegenstand bespricht, welcher in so vielen Familien mannigfachen Irrungen und sogar Mißgriffen Raum giebt.

An Herbart's sinnigen Satz „Knaben und Jünglinge müssen gezwagt werden, um Männer zu werden," anknüpfend, erinnert der Vers. zunächst daran, daß hier nicht von Lösung der Bande sittlicher Zucht, sondern vielmehr der Hemmnisse echt sittlicher Kraft die Rede sei, welche nur in wohlverstandener und geregelter Freiheit gedeihe. Ein Mißverständniß unserer Zeit sucht im Uebermaß des Unterrichts und in der beständigen Aufsicht die erstrebte Erziehung zu vollführen. Was damit Gutes für die Ausbildung der Geistesfähigkeiten erzielt wird, ist nicht zu verkennen; aber es wird dabei diejenige Selbstängigkeit hingeopfert, die eigentlich den Charakter ausmacht. Wenn man diesem Uebel nicht Vorschub leisten will, bedarf jedenfalls der Grad der Nachhülfe, welchen man den Schülern aufzuhalt der Schule zu verschaffen sucht, eine ernste Erwägung. Sie wird am zweckmäßigsten von den Eltern selbst geleitet, indem sie unter ihrer eignen Aufsicht den Schüler nach Kräften arbeiten lassen, damit er am Selbstschaffen Freude finde und mehr durch ihren Beistand ermuntert werde, als sich auf fremde Beihülfe verlasse und dadurch an eigner Kraft einbüße.

Aber auch außerdem ist mit vollem Recht zu wünschen, daß die Schularbeiten nicht alle Muße und Kraft des Schülers in Anspruch nehmen, sondern diesem noch Zeit bleibe, seine Anlagen unabhängig von Anderer Eingebungen, aus sich selbst zu entfalten; diese Augenblicke sind oft ein besserer Unterricht als Alles was die Schule zu leisten vermag. Eine solche freie Thätigkeit wird nicht etwa durch eine Schinsteriheit gewonnen, in welcher der Schüler auch in seinen Erholungsbewegungen eine sühlbare Aufsicht zur Seite hat, die ihn überall einengt, sondern durch Gewährung einer festellosen Bewegung aller der nützlichen Triebe, welche in den Knaben schlummern und nur der Gelegenheit harren, von innen heraus sich zu bethätigen: Triebe, die allerdings oft durch die mannigfachen Gegenstände des Unterrichts zurückgedrängt werden. Ausartung ist dabei minder zu befürchten, als bei Erschlaffung der Geister, die jeden Augenblick der

Digitized by Google

Freiheit eher mißbrauchen, weil sie sich nicht zu beschäftigen wissen. Entstände aus der zugefallenen Selbstthätigkeit auch ein Zurückbleiben in Schulkenntnissen, so ist doch der Gewinn an wahrem Leben weit höher zu achten, als der bald wieder einzubringende Verlust.

Hiernach geht der Verfasser auf das über, was man im engern Sinne Erziehung zu nennen pflegt, die unablässige Sorgfalt, welche man auf Ordnung, Anstand und sogenannte Schicklichkeit verwendet. Wie sehr diese auch durch die geselligen Verhältnisse und Zustände geboten erscheint, so wird doch der Werth dieser gewissermaßen polizeilichen Beschränkung des heranwachsenden Menschen häufig viel zu sehr überschätzt, und eintretende Verstöße werden mit Unrecht fast wie sittliche Untugenden behandelt. Hier hat sich der Erzieher um so eher Gränzen zu setzen, als das Leben mit und in der Welt nach und nach von selbst das richtige Verhalten zur Gewohnheit macht, und am Ende ein tüchtiger Charakter durch einige Ungefügigkeiten nichts an der Achtung, die er verdient, einbüßt.

So wie auf diesem Gebiete die Erziehung nur auf das Unerläßliche sich beschränken muß, so hat sie noch größere Pflichten in Beziehung auf die leibliche Erhaltung des Zöglings. Diese bestehen aber nicht in der beständigen Verhütung jeder möglichen Gefahr, jedes denkbaren Unfalles, sondern vielmehr darin, daß dem Zögling frei gestellt wird, sich nach allen Richtungen hin zu versuchen, seinen Muth in anscheinend Gefahr drohenden Unternehmungen zu stärken, somit ein starkes Selbstvertrauen sich anzueignen und eine entschiedene Sicherheit zu gewinnen, welche im Leben den meisten Gefahren Trotz bietet.

Nach Erörterung dieser mehr äußerlichen Seiten der Erziehungskunst beruft Herr Rühner das weit schwierigere Gebiet der innern Seelenbildung, der Sorgfalt für Einpflanzung echter Sittlichkeit, des Willens, wodurch allein der Charakter sich bewährt. Der Verf. zeigt, wie die freie Selbstthätigkeit, die das Ziel der Erziehung sein soll, sich auf Liebe, Vertrauen, strenge Zucht und Gottesfurcht gründen müsse, und wie besonsam in dieser Hinsicht die Pflichten des Erziehers seien. Alles dies wird so wahr und zugleich so eindringlich dargestellt, daß wir uns mit Vergnügen bewogen fanden, das Ganze wiederholt zu lesen und zu beherzigen.

Wir hätten nur noch einen Wunsch hinzuzufügen, nämlich den, daß ein erfahrener Erzieher des weiblichen Geschlechts, (und warum nicht Hr. K. selbst?) es unternehmen möge, auch eine Würdigung der weiblichen Erziehung zu schreiben, welche noch einer vielseitigen Beleuchtung bedarf.

Der Verfasser schließt mit folgenden beachtenswerthen Worten: Man klagt, daß unsere Zeit immer ärmer an Charakteren werde. Viele Einflüsse mögen bei dieser Erscheinung mitwirken, gewiß aber auch die Ungeduld, welche die Bildung der Jugend früh reifen möchte. Denn es können wohl Kenntnisse verfrüht zur Reife gebracht werden, — aber nicht ein tüchtiger Charakter. Es kann im Gegentheile dem tieferen Blicke nicht entgehen, daß gerade unter dem Einflusse unserer überreizenden Kulturverhältnisse Charaktere langsamer reifen und daß daher in unserer Zeit die Erziehung nicht abgekürzt, sondern verlängert werden sollte.

Mehr als je machen die Gewohnheiten unserer Erziehung die Erinnerung nöthig, daß wir nicht nur hüten, wehren und abrichten sondern zur Selbstständigkeit im Guten erziehen sollen.

J. M. Jos.

Ein Musterbild.

Als Muster gilt für Land und Stadt
Der Mann, der sich zum Freunde hat,
Der sich gebührend selbst verehrt,
Und niemals sich an Andre kehrt,
Der sich vor Allem selbst bedenkt,
Und nichts verdorgt, und nichts verschenkt,
Nein, ehrlich nur sich selber liebt,
Damit er sich in Nichts vergiebt.

Wer so sich selbst im Reste hegt,
Und stets sein Bestes überlegt,
Wer sich bewahrt bei Warm und Kalt
In gutversorgtem Hinterhalt,
Und wer dann, selbst auch ungefragt,
Von sich ausschließlich Gutes sagt,
Der ist ein wohlgeborgner Mann,
Den man zum Muster nehmen kann.

Er weiß es trefflich, wie man schwärmt,
Daß man sich nicht zu sehr erwärmt;
Er weiß es, wie man Gott verehrt,
Und sich dabei sein Ansehn mehrt;
Er weiß, wie man von Tugend spricht,
Daß Keinen das Gerüchen sticht,
Und thm. wenn es zur Probe geht,
Ein Hinterpförtchen offen steht.

Was er aus Nächstenliebe thut,
Kommt ganz gewiß ihm selbst zu gut,
Denn gegen thörichten Geschmack
Hat er ein Mittel stets im Sack;
Ein solcher Mann stellt offenbar
Als Musterbild sich selber dar,
Doch schaut man recht ihm ins Gesicht,
Dann ist er nur ein kleiner Wicht.

Ein Musterbild? Ein kleiner Wicht?
Kein großer, nein, der ist er nicht;
Doch wie die Welt jetzt eben steht,
Daß diese kleine Waare geht,
Da wär' uns wohl noch Stift' und Zug
Dies Muster zum Bedarf genug,
Wenn es vielleicht uns ohngefähr
Noch irgend weiter nöthig wär'.

F. M. Hessemer.

Die Rose.

Die Ros' auf der Alp', die Rose im Thal,
Die Rose ist Königin überall!

Seht Ihr sie im Gärtchen, bei Mägdlichen prangend,
Seht Ihr sie am Gletscher, an Felszacken hangend —
Die Ros' auf der Alp', die Rose im Thal,
Die Rose ist Königin überall.

Sie nickt in's Stübchen, wo Armuth wohnet,
Sie schmücket die Höhen, wo Kälte thronet —
Die Ros' auf der Alp', die Rose im Thal,
Die Rose ist Königin überall.

Ja, gebet dem edlen Weibe die Krone,
Sie steh' in der Hütte, oder am Throne —
Die Ros' auf der Alp', die Rose im Thal,
Die Rose ist Königin überall!

Am „Tödi". L. Stein.

Letztes Gedicht von Michel Angelo.

Canzone, übersetzt von A. Dörr.

O wehe, wehe mir, der nun ich seinem
Von so viel Tagen in vergang'nen Jahren,
Nicht einen finde, der mir ganz gehörte:
Weil mich des Lebens eitler Wahn bethörte
Mit Lieben, Hoffen, Zagen, Grollen, Weinen;
Denn jede Leidenschaft hab' ich erfahren!
So ward ich von dem Guten und dem Wahren,
Zu früh erkenn' ich's, ewig fern gehalten;
Nun fühl' ich ein allmählges Erkalten;
Stets größer wird auf meinem Pfad der Schatten,
Die Sonne weicht, noch ist mein letzt Erwatten.

Digitized by Google

Feuilleton.

— **München**, den 30. März. Schon in meinem letzten Briefe gelegentlich der Uebersicht des Jahres-Repertoirs unseres königlichen Hoftheaters hatte ich Veranlassung genommen, der Thätigkeit der Intendanz volle Anerkennung auszusprechen. Auch bei dem Rückblick über das vom Jahresbeginn bis Ostern Gebotene muß ich dieselbe offen und unbedingt wiederholen, wenn ich hier auch nur der hervorragenden Theaterabende Erwähnung thun kann; denn ich darf, wie Ihnen bereits bekannt, voraussetzen, daß Meyerbeers Novitäten in reicher Ausstattung und mit vortrefflicher Besetzung in die Scene ging; daß wir in der beliebten und stets ein übervolles Haus bringenden Vormittags-Vorstellung des letzten Fastnachtstages ein neues Volksstück unsers witzigen Punsch-Rovaceurs Ed. Schleich „die letzte Ehre" zu großem Gaudium für Jung und Alt über die Bühne gehen sahen; daß der schöne Stern Andalusiens, ich meine die hier sich und Andern immer mehr gefallende Semona Pepitola als „Stumme von Portici" debütirte und zwar zu glänzendem Erfolge der Hofschauerstelle, Alles dieß haben Münchner und andere Zeitungen genügend besprochen. Doch auch an anderen minuter wahrhaft vergnügenden Theaterabenden hat es in dieser Zeit nicht gemangelt; wir sahen ein neues Stück von Bodenstedt „Demetrius"; wir erfreuten uns an der herrlichen Dichtung Michel Beers „Struwelpeter", wir lachten uns an der kleidungsvoller der Münchner „Figaro Hochzeit", die neuen Don Juan sind das Haus in allen Räumen füllt, Mosenthal „Leah", Benedix' „Aschenbrödel" und „Dr. Wespe" bewährten auch hier ihre unvergängliche Anziehungskraft, und zuletzt endlich war es Gutzkows „Ella Rose", die unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm. Wenige Tage vorher lasen wir in der „Allgemeinen Zeitung" aus Stuttgart einen sehr günstigen Bericht über die dortige Aufführung, das zog schon zur ersten Vorstellung Ella Rose's ein außergewöhnlich zahlreiches Publikum ins Theater. Leider ist diese erste Aufführung der Oftern bis heute noch die einzige geblieben, um ich kann meine Meinung, daß das Interesse des Publikums an diesem unbedingt hohen dramatischen Produkte Gutzkows mit jeder Wiederholung wärmer und lebhafter hervortreten wird, erst in der Folge bethätigt finden. Die Liebe zweier Männer zu einer Frau und die daraus hervorgehenden Conflicte werden bekanntlich in diesem Drama aufs Neue und zwar in überraschender Weise und spannender Dramatisirung dargestellt. Daß die Liebe des Einen, des Ehemannes, in den Schatten gedrängt wird vor der begeisterten Verehrung, die der Andere (Talikart) für Ella Rose im Herzen nährt, ist begreiflich, da wir diese vor unsern Augen entstehen sehen, während wir die andere voraussetzen müssen; aber eben darum ist der endliche Sieg der Gattenliebe, um das Schluß betrieigend zu machen, zu wenig motivirt, und das Verhältniß selbst so hoch hier, besonders in letzterer Beziehung, nicht an Spitzfindigkeiten. Für diese ängstlichen Gemüther sind dramatische Gedichte, wie „Venetier Tod" vom Grafen Poeci und „Bernotka" von Fräulein Ringseis freilich viel unschuldigerer Natur. Ich würde vor der Darstellung der letzteren nicht erröthen, da sie in häuslichem Kreise Aufgefunden, wäre nicht die Anwesenheit König Ludwigs bei diesem Familientheater in ultramontanem Tadeltern mit großer Empfase berührt worden. Wer es weiß, wie der greise König von jeher mit Künstlern und Gelehrten verkehrte und noch verkehrt, wird aus diesem Besuche die Schlußfolgerungen nicht zu ziehen genügt sein, welche die genannte Partei Ihr sich her Positivste in Gegenwart von Fremdenlegenden gegenüber so gerne für die altbairische ausgibt) zu ihren Gunsten mit vieler Exclusion auszuforschen beliebte. In dem heiligen Streite, der durch die oft genannte Retournirerei des Hrn. Rudolf Kingseis unter großer Mißbilligung aller Freunde der Mäßigung zu unerwünschten Erörterungen in hiesigen Blättern geführt hat, ist dem großen Publikum wenigstens die Ueberzeugung geworden, daß man ein guter Patriot und gar katholisch sein kann, ohne darum der ultramontanen Richtung anzugehören. Die Zeiten der Exemplerheiligen und Lukasgetreu sind gottlob in Bayern vorüber; die schönen Zeiten, wo es noch seine Freigeister gab, und in denen es noch vorkam, daß öfters zwischen den zwei Frauenthürmen eine Hexe gelesen; die gläubigst Tage, in denen sich die alten teute nach Gebetläuten nicht mehr getrauten mit einem offenen Topfe über die Gasse zu gehen, aus Furcht, es möchten die in der Luft herumfliegenden kleinen Teufel die schöne Gelegenheit benützen, nadenweckt mit ins Haus zu schlüpfen!! — —

— Unzutreffender Artheile über Humboldt. Unter allen Größen unserer literarischen Himmel von Anfang bis zu Ende seiner kaufbahn mit so allseitiger, ausschließender Gunst beantheilt worden, wie Alexander von Humboldt. In allen übrigen Beziehen dem bei ihm noch der Umstand, daß die exacte Natur seiner Forschungen sein Verdienst außer Frage stellte. Um so auffallender ist eine Bemerkung, welche sich in den an Karbel gerichteten Briefen der Gattin Schillers (Charlotte, geborne von Lengefeld) findet. Die verständige, hochgebildete Frau, die man nach völlig grundlosem Herausfagen bisher als unbedeutend geschildert hat, sagt hier über Humboldt's Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne Folgendes: „Was dem Werke kommt uns nichts Erkenntliches, nichts Neues entgegen. Zahlen, Namen machen die Hauptsache aus. Wenn der naturhistorische Theil dieser Reisen nicht bedeutender auszuforschen wäre, so wäre es Schade, daß er soviel Zeit und Geld daran verwendet hat. Ich sage es Ihnen und nur im Vertrauen, denn man möchte es für Ketzerei bei mir nehmen. Den eigentlichen, wahren Geschmack soviel seiner Anstrengungen wird er aber doch nicht verfehlen; denn es fehlt doch eigentlich seiner Natur, die immer nach dem Neuern strebt, der wahre innere Reichthum des Gemüthes. Ich habe ihn persönlich sehr lieb und kenne ihn sehr gut, aber deswegen weiß ich auch, was ich sordern möchte." Uebrigens erzählt sie, Humboldt sei durch die auf die Reise verwandten Kosten und durch seine Freigebigkeit sehr eingeengt; er habe den Professor Wildenow (einen ausgezeichneten Botaniker) mit seiner Familie sechs Monate lang in Paris ausgehalten. — Diese Aeußerung ist vom Juli 1812; wir entnehmen sie den sehr interessanten „Briefen von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, herausgegeben von Heinrich Düntzer". (Leipzig, bei Brockhaus.) — Sechzehn Jahre vorher schrieb Schiller an seinen Freund Körner, mit Anwendung an ein Urtheil über Wilhelm von Humboldt, folgendes Angkanntliche über Alexander: „Ich fürchte, frog aller seiner Talente und seiner raftlosen Thätigkeit wird er in seiner Wirksamkeit nie etwas Großes leisten. — Ich finde in ihm, bei allem ungeheuren Reichthum des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenstand, den er behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer naßaftich und in allen ihren Punkten ejnwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und, mit einer Frechheit, die so nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte sind, immer nur rohe Begriffe sind, an ihrem Modelle macht. Darum scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu großes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft; und so fehlt ihm auch meinem Urtheil das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft. Alexander imponirt sehr Vielen und gewinnt in Vergleichung mit seinem Bruder meistens, weil er sich gelehrt machen kann. Aber ich kann sie, dem absoluten Werthe nach, gar nicht mit einander vergleichen: so viel achtungsvoller ich vor Wilhelm." Man sieht, daß Schiller für eine Aeußerung gegen gegliederte, wesfende, wägende Naturforscher, die er in mehreren Dichtern heftig ausgefprochen hat, mit großer Ungerechtigkeit Humboldt als Vertreter annahm.

— **Heimana.** Seit Heine's Hinscheiden haben sich deutsche Blätter bemüht, einzelne seiner witzigen Aeußerungen aufzuzeichnen. Wir können dazu manchen Beitrag und manche Berichtigung geben; ein Ausspruch über sein Verhältniß zu Gustav Schwab findet sich in Nr. 1 des hiesigen Museums. Seine Sarkasmen richtete er besonders gern gegen manche Pariser Berühmtheit zweiten Ranges. Ueber den Philologen Leon Halévy, einen Bruder des bekannten Musikers. äußerte er: Leon sei so langweilig, als ob ihn sein Bruder komponirt hätte. — Warum, fragte Jemand, will Halévy durchaus den Bannière 3. kennen lernen? Weil er ihn noch nicht kennt, war die Antwort. — Ueber einen sehr erkenntlichen Dichter sagte Heine: Dieser Mensch ist zwar verrückt; er hat aber schöne Momente, und dann ist er klug dazu. — Nach französischen Journalen hat er einmal einem Besucher bemerkt: „Wenn Sie mich heute dumm finden, so bedenken Sie, daß Heiter Berlioz eben hier war und daß wir unsere Gedanken auszutauschen haben." Dies ist insofern unrichtig, als nicht Berlioz, sondern ein unbedeutender junger Arzt von diesem Epigramm getroffen wurde. — Auf die Bemerkung, daß Moritz Hartmann von allen Mädchen geliebt werde, soll Heine erwidert haben: „mit Ausnahme der neun Musen." Er selbst jedoch stehe blos in Ahnter und bedauerte, die letztere Aeußerung rühre von Hartmann selbst her. — Auch mit dem kürz-

Digitized by Google

lich verborbenen Ehef des Hauses Rothschild dem Heine einmal in Berührung, als dieser (im Spätsommer 1842) in Paris war. Wie geht's Ihnen? fragte zutraulich der Arzte. Schlecht, Herr Baron, erwiderte der Dichter; ich habe an der Börse spekulirt und mein Geld verloren. „Es geschieht Ihnen ganz recht," sagte Rothschild, „denn so recht, wie dem Juden, der von einer Leiter herunterfiel. Ein Jude hat nicht auf einmal weiter zu fliegen, und Einer, der Bücher schreibt, hat nicht an der Börse zu spekuliren."

— Das Chronberg'sche Mikroskop den letzten entscheidenden Beweisgrund aufgeführt hat, um im Palmyrafest des Simonides den Betrug zu erkennen, haben wir Neulich berichtet. Nun hat dasselbe Instrument neuerdings der Berliner Criminalrobigt einen großen Dienst erwiesen. Auf einer märkischen Eisenbahn war eine Geldkiste des Inhalts beraubt und statt der Münzen mit Sand angefüllt worden. Es wurde nun hieraus Sandproben von der Lage jeder Station nach Berlin gesbickt und das Mikroskop fand alsbald diejenige heraus, die mit dem verdächtigen Sand in der Kiste von gleicher Beschaffenheit war. So wurde der Ort des Diebstahls und in Folge dessen der Schuldige entdeckt.

— Folgendes Anshängeschild einer hiesigen Pferdude scheint uns nicht uninteressant: „Hier ist das Orakel der Diana zu Ephesus oder das Phänomenologiren einer Dame der Kunst und Wissenschaft, genannt Sommambula oder ägyptische Wahrsagerin".

— Philister. Dies Wort ist auf allerlei Weise eines verjungen, mit dessen Verdeutschung unsere Sprachreiniger am meisten ihre Noth haben. Aus Schillers Briefwechsel mit Körner ersehen wir, daß der Ausdruck „Frohner," der im Reiterliede der Wallensteiner vorkommt, ein verdeutschter Ersatz für den Philister sein sollte; er hat sich aber nicht Bahn gebrochen.

Bühnenschau.

Racine's Phaedra, von Schiller übersetzt.

Es scheint mir nicht gerecht noch wohlgethan, gegen die Meisterwerke der altfranzösischen Bühne immer und immer wieder die Verdammungsbullen unserer kritischen Päpste zu erneuen. Woran eine gesteuchte, da großgesinnte Nation sich zwei Jahrhunderte lang erfreut und erhoben hat, das muß ihrem innersten Wesen gemäß, das kann auch auf dem Weltmarkte der allgemeinen europäischen Literatur nicht werthlos sein. Aber um zu dem rechten Verständniß einer nationalen Poesie zu gelangen, muß man die geistige Beschaffenheit der Nation erst erkannt und zu würdigen gelernt haben. Die Letzter einer Nation lassen sich nicht von ihren großen Eigenschaften trennen; wer diese sieht, muß jene mit in den Kauf nehmen. — Der Franzose ist durch und durch Rhetoriker; drum klingt in seiner Seele Nichts als rein natürlich wieder, was auf und den Cimbrel der Gefühlsreihen oder Ueberreizbaren hervorbringt. Umgekehrt wird Manches, das wir als Naturlaute der Empfindung oder als eigenthümlichen Erzeugnis irgend eines kräftigen Charakters gelten lassen, sein Gehör mit rohem Klang berühren und von seinem Geiste nur widerwillig aufgenommen werden. Die klassischen Dramatiker der Franzosen bewegen sich in engen und steng abgemessenen Formen; dem Auge wird wenig geboten, dem Ohr viel zugemuthet; der gleiche Schritt der Handlung, die gleiche Höhe des Tones erzeugt auch leicht eine gewisse Einförmigkeit. Wenn trogdem der Tragödie oft die gewaltige Wirkung erzeugt, so wird das um so mehr für ihre poetische Kraft beweisen; und es wäre wohl zu wünschen, daß unsere neuen Bühnendichter, die so voll von sich und ihrem Werthe sind, es einmal gleich Jenen versuchten, in weiser Selbstbeschränkung, auf den Flitterstaat der äußerlichen Bühnenhülfsmittel verzichtend, in scharf und streng umgrängten Rahmen ein großes tragisches Gemälde zu vollenden. Wir würden dann vielleicht wunderliche Erfolge sehen . . . . . Lessing hat zwar seiner Zeit die vollkommene Verabschiedung Arists" gegen die französischen Tragiker die verbotenen Waffen der Kritik zu schwen. Es galt damals, eine geistestödtende Alleinherrschaft zu zerstören, an die Stelle dürrer Knechtschaft die freie poetische Selbstbestimmung der Nation zu setzen. Lessing hatte aufgezwungene Götter zu vertagen; und wer etwas verdrängen will, dem kommt es nur darauf an, es von dem angemaßten Platze wegzuwissen, nicht aber, daß es von da wieder auf die rechtmäßig ihm gebührende Stelle zurückgelange. Lessing wollte seinem Raum für die Kräfte der englischen, griechischen Poesie gewinnen; aber in der fruchtbaren Zeit wirkte er es höchlich gedilligt haben, daß Goethe mitten in seiner regsten Geistesthätigkeit der verbannten französischen Tragik wieder eine Stätte bereitete, und daß Schiller, nachdem er dem Ueberseger des Mahomet und Tancred eine bedenkliche Warnung zugerufen, zum guten Ende selbst noch ein Ueberseger der Phaedra ward. — Schiller's Wahl war insofern minder glücklich, als dieseinge Goethe's. In der Phaedra bietet sich auch eine Handlung widerwärtigster Art, einer jener Stoffe, die Sophokles vermied und Euripides liebte, wo die Natur mit den Bedingungen der Menschlichkeit streitet und die Leidenschaft ihre schwere Art an die Lebensmuskel der Sittlichkeit legt. Zwar ist hoher Bewunderung die Kunst werth, welche Nacine auf die Verschleierung der naturwidrigen Verhältnisse und zumal auf die Verwaltung seiner Helden verwendet hat. Phaedra fällt nicht unter eigener Schuld, sondern unter dem Hasse des Venus, der Phaedra's ganzes Haus verfolgt; sie gibt sich nicht aus freiem Entschluß ihrer Leidenschaft hin, sondern läßt sich von einer allyuhinstwilligen Freundin beschwatzen; sie läßt ihrer Liebe erst dann freie Bahn, wenn sie glaubt, es sündlos thun zu dürfen; sie würde Hyppolyt's Kälte lustenn getragen haben, wäre ihr vielleicht Kälte, wäre ihr nicht Liebe zu einer Anderen entgegen getreten; sie klagt Hippolyt nicht an, sie schweigt nur zur Anklage, und bereut und sühnt ohne Klammen und Heuchelei. Dem Alles zum Trotz, allerdings ist Phaedra ein unsittlicher Bühnenhoff. Der göttliche Zeb Theseus, der sinchtbaren Lebensgefahren zurückkehrt, nachdem seine Gattenhre sorben, thun unbewußt, einer anderen Gefahr kaum entgangen, ist und bei all seinem Heldenthum doch nur ein schwacher Alter, der sich von einer verschamherlichen Dienerin um das Leben seines Sohnes betrügen läßt. Daß das unerquickliche der ganzen Tragödie hauptsächlich daraus hervorgehe, daß eine ältere Frau einen jüngeren Mann liebe, kann ich nicht so unbedingt zugeben. Denn wer, anwimmt, daß Phaedra gleichen Alters mit Hippolyt sei, dem wird ein Ermangelung eines Gebuttsscheines?) das Gegentheil nicht bewiesen können. Allein was wir mit Augen nicht sehen mögen, was wir nicht leibhaftig mit erleben mögen, das ist die Leidenschaft der Stiefmutter für ihren Stiefsohn. Das ist der dunkle Punkt, der sich mit jeder Scene vergrößert und mehr verdunkelt, und den keine Kunst der Erde wird wegwischen können. Hätte Schiller, statt der Phaedra Racine's, dessen Dichters Ahnverwandte bearbeitet, so würde den vielleicht die deutsche Bühne nun ein schönes, tadelfreies Meisterwerk reicher sein.

Unsere Bühnenkünstler und unser Publikum waren an diesem Abend reichlichen Lobes würdig. Die Phaedra der Fräulein Janansched zeigte eine nahe Verwandtschaft mit der Phaedra der wächtigsten Künstlerin Frankreichs, der Rachel, die wir einst auf denselben Brettern angestaunt haben. Nicht so imponirend, nicht so gewaltsam, nicht so convulsivisch; aber nicht minder tristig und glühend im Ausdruck, nicht minder edel in jeder Bewegung und jeder Geberde, mehr eine sich griechische Phaedra, in einer vollendete Phaedra: das war Fräulein Janauschek. Sie mußte aber auch so vortrefflich sein, um die Zuhörer der Porcia vollständig und noch darüber hinaus zu entschädigen. Von den übrigen Mitwirkenden sei noch Fräulein Bognar (als Arieia) erwähnt, um der schönen Schlußstelle willen im sechsten Akte. Theramen (Herr Werkenthin) trug die herbinnie Erzählung vom Tode Hyppolyt's so gut vor, daß ich ihm einen Dank schulde. Ich zahle ihm denselben in folgender kleinen Mittheilung. Webber, der noch Unvergessene, (denn unvergeßlich ist ach! kein Bühnenkünstler!) pflegte bei der Stelle:

Man will
Einen Gott gesehen haben, der den Staubel
In der Rosse staubdevckte Leuden schlug,

dicht heran zu Theseus zu treten, und mit jenem Schauer, der den Menschen bei dem Nahen eines Gottes und bei der Erinnerung an das Furchtbarste fast und bewältigt, erfocherdenden Tones das gräßliche Begebniß ihm wie ins Ohr zu flüstern. Und Theseus dann, falls es gerade ein rechter Theseus war, sah bei der bloßen Erwähnung jenes Gottes entsetzt in sich zusammen, jenes Gottes, den er leichtsinnig zum Verderben seines Sohnes heraus beschworen, und dessen Namen schon ihm ein Mahnungsruf seiner Schuld sein mußte. — Also hatte es auch diesmal gesehehen dürfen. —

Das Publikum ist nun an der Reihe, seinen Abendlohn in einem gerechten Theile Lobes zu empfangen. Denn allerdings hat es das Publikum am meisten in der Hand, ob seine Bühne über oder unter den Erfordernissen und Möglichkeiten seiner Zeit stehen soll. Es ehre das Gute und verschone das Schlechte; es lasse sich das Schlechte nicht gefallen, und fordere das Gute, und fordere es abermals und nochmals: und das Schlechte wird immer zaghafter und seltener, und das Gute immer muthiger und heimischer werden. Diesmal hatte sich das Publikum zahlreich zu einem Stücke versammelt, das man nicht ohne würdige Vorbildung, noch ohne einen gewissen Grad geistiger Selbständigkeit zu genießen im Stande ist; es ließ es nirgends an der ernsten Aufmerksamkeit, am richtigen Verständniß, und an der gerechten Unterscheidung; es wahren Verdienstes fehlen; es ersehen als ein Publikum von Schen, im Feuer erprobten Kunstverständigen; und nun ihr konnte diesmal gelten, was Schiller von dem französischen Tragiker selbst gesagt hat:

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene:
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachsässig rohe Töne;
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied.

Q. F.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Sonntag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 3. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 15. Frankfurt a. M., den 12. April 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Schiller's Jugend.
Die Mosikito-Küste.
Neue Bücher. Angezeigt von K.
Die Meeresmaid. Gedicht von Wilhelm Jordan.
Feuilleton. Merkwürdiger Religionswechsel. — Die katholische Kirche als geschichtliche Macht. — Die Pest, Statue von Lauitz. — Das Lied von Hiawatha. — Zoographischer Kabinet u. s. w. u. s. w.
Vermischte Dichten, von Ludwig Braunfels.

Schiller's Jugend.

(Schluß.)

Aber die Räuber sollten nicht nur den Dichterruhm Schiller's zu unbestrittenem Recht erheben, sie sollten zugleich auch sein eigenes Schicksalbuch werden, indem das große Jugendwerk die Veranlassung zu einer völligen Umgestaltung seiner persönlichen Verhältnisse wurde. Der glühende Freiheitsdrang, der durch dieses gewaltige Stück zieht, sollte schließlich auch seinen Dichter stürmisch ergreifen und das Schicksal des Buches auf's Innigste sich mit demjenigen seines Autors verflechten.

Der Ausfluß nach Mannheim, ohne Erlaubniß seines Vorgesetzten, des Generals Augé unternommen, blieb zwar glücklicherweise ein Geheimniß; aber dem jungen Aar, der seine Schwingen gepräft und ihre Kraft bewährt gefunden hatte, mußte daſür die Rückkehr in die alte Gefangenschaft doppelt schrecklich sein. Schiller wäre sicherlich in Trübsinn versunken, hätten nicht neue Unternehmungen im Gebiete der Literatur seinem Geist der Melancholie entzogen und ihn zu frischer Thätigkeit angespornt.

Damals war die Sucht nach Musenalmanachen in Deutschland allgemein geworden; jede Stadt, jede Provinz mußte ihren Almanach aufzeigen können, der das einheimische Gewächs und die Provinzialkultur repräsentirte. Auch im sangberühmten Schwabenland fand sich zu diesem Zweck ein Dutzend Poeten zusammen, doch glichen sie meistens dem Grase, das der Herr in seinem Zorn auf dürren Bergen wachsen läßt. Und weil es an einem tüchtigen Cheracteren fehlte, so pflanzte statt seiner Gotthold Friedrich Stäudlin das Banner der Musen auf und eröffnete 1781 eine „Schwäbische Blumenlese“ — einfach aber geschmacklos. Nur Schiller mit seinen Freunden Haug und Conz lieferten beachtenswerthe Beiträge, Grund genug für den an maßloser Selbstüberschätzung leidenden Almanachsherausgeber, sich über Schiller's Theilnahme zu ärgern und ihm nur ein kleines Plätzchen auf dem schwäbischen Helikon zu gönnen. Stäudlin hatte ja obenerein seinem Almanach ein Titelkupfer beigefügt, das den Aufgang der Sonne über'm Schwabenland vorstellte; wer anders als er selber konnte und durfte also diese Sonne sein! — Bald kam es zwischen ihm und Schiller zu einer offenen Polemik und letzterer entschloß sich kühn, den mittelmäßigen Almanach zu „germalmen“. Er sammelte demzufolge seine dichtenden Jugendgenossen zu einem ähnlichen Unternehmen, einer neuen Anthologie um sich, und sie brachten Beiträge dar, welche großentheils noch auf der Akademie entstanden waren. Die meisten Gedichte lieferte jedoch Schiller selbst und zwar unter vierundzwanzig verschiedenen Chiffren. Indeß ist diese Anthologie ziemlich spurlos vorübergegangen, sämmtliche Mitarbeiter erschienen sehr unbedeutend, was Schiller von ihnen empfing, war mehr geeignet, den Werth seines Buches herunterzusetzen, als ihn zu erhöhen. — Es erschreckt ordentlich, sagt Boas, die poetische und geistige Armuth dieser jungen Männer in der Nähe zu sehen, mit denen sich Schiller entwickelte, aus deren Umgang er Frische und Anregung schöpfen sollte. Wie anders dagegen Goethe's Jugendgenossen, ein Herder, Merck und Lenz, gewaltige Menschen, die gleich dem Jupiter, wenn sie nur vom Sitz aufstanden, mit ihrem Köpfe das Dach des Pbilisterthums zertrümmerten. Um wieviel rascher und freier hätte sich Schiller's Bildungsgang vollenden müssen, wäre auch ihm der frühe Einfluß solcher Naturen vergönnt gewesen.

Auch jetzt wieder war es Schiller, der mit sich selber scharf zu Gericht ging, indem er eine Recension über die Anthologie schrieb und unter dem Mantel der Anonymität sein Buch mit unparteiischer Strenge beurtheilte. Wie dieses, so lag ja jedes abgeschlossene Werk als ein entfremdetes vor ihm; seine hohe künstler Natur machte sich dann geltend und ohne Rücksicht sprach er sein Urtheil darüber aus. Stäudlin, der seinen Groll und Neid nicht zurückhalten konnte, machte sich in einem giftigen Sportlied Luft, „das Kraftgenie“ betitelt. — Armer Stäudlin! Wer nennt heute noch deinen Namen?

Als im Jahre 1780 Haug's „Schwäbisches Magazin“ einging, begründete Schiller, der rastlos thätige, ein „Wirtembergisches Repertorium der Literatur“ und zwar auf seine Kosten; auch hier war seine Mitwirkung wieder der belebende Athem. Aber trotz dieser vielverzweigten literarischen Beschäftigung fühlte er sich immer wieder mit besonderer Macht zum Drama hingezogen. Er begann seinen Fiesko, ein Stoff, der ihn schon auf der Akademie lebhaft beschäftigt hatte; leider wurde er jedoch bald durch einen Befehl seiner Obern in dieser Arbeit unterbrochen, indem man ihm aufgab, abermals eine große Dissertation zu schreiben, damit ihm noch nachträglich der Grad eines Doctors der Medicin ertheilt werden könne.

Herzog Karl hatte fortwährend ein scharfes Auge auf den jungen Dichter gehabt. Wohl fühlte er sich anfangs geschmeichelt, daß seine Akademie auch einen Poeten aufzuweisen hatte; als aber die Räuber erschienen, regte sich wieder der alte Despotismus in ihm und er ergrimmte höchlich, daß ein Regimentsmedicus „ohne Portepée“ eine solche kühne Sprache zu führen wagte. Hierzu kam noch, daß man in Stuttgart unverholen äußerte, einzelne Stellen des Stücks seien auf ihn und seine Umgebung gemünzt. Dennoch

Digitized by Google

gab er eine Zeitlang seinen früheren Zögling noch nicht auf und ließ es nicht an väterlichen Ermahnungen fehlen. Aber dem Befehl, ihm künftig jede Dichtung vor dem Druck vorzulegen, konnte sich Schiller unmöglich fügen und seine Weigerung wurde sehr ungnädig aufgenommen. Ein ehrendes Gedicht, welches Schiller auf den Tod des schon mehrmals genannten Obristen Rieger veröffentlichte, erregte des Herzogs Mißfallen aufs lebhafteste; Karl fühlte sich dadurch in seiner fürstlichen Existenz verletzt, da er sich in seinem Innern nur allzuwohl seiner Gewaltthaten gegen den Verstorbenen bewußt war, dessen Freimuth gegen den Herzog Schiller in seinem Nachruf feierte. Hierdurch ward der Bruch zwischen dem Fürsten und seinem ehemaligen Zögling ein vollkommener.

Der Dichter kam sich in Stuttgart wie in einem Kerker vor, und es drängte ihn wieder einmal auszuspähen in die schöne freie Welt; zwei Freundinnen, die Frau von Wolzogen und die verwittwete Hauptmann Vischer waren bereit, ihn auf einer Reise nach Mannheim zu einer zweiten Aufführung der Räuber zu begleiten. Die Veranstalten mußten aber sehr heimlich in's Werk gesetzt werden, denn von dem Herzog war unter keinen Umständen ein Urlaub zu erwarten. Auch bezgr Schiller im Stillen die Hoffnung, den Freiherrn von Dalberg durch mündliche Bitte zu bewegen, sich seiner anzunehmen und ihn aus dem Druck seiner Stuttgarter Verhältnisse zu erlösen. Er wußte noch nicht, daß solche Herren meist nur die Mittelmäßigkeit protegiren, das wahre Genie aber auch da, wo sie es erkennen, aus angeborener instinctartiger Abneigung gegen jede geistige Ueberlegenheit seinem Schicksal überlassen. Dalberg erfüllte übrigens seinen Wunsch und die Räuber wurden gegeben, auch fehlte es nicht an Zusagen und Versprechungen, ihn aus seinem Elend zu befreien, dabei hatte es jedoch, von dieser Seite wenigstens, für immer sein Bewenden.

Aber der Contrast zwischen dem glücklichen Mannheim und seinem heiteren Kunstsinn, und dem tristen langweiligen Stuttgart mit seinem brutalen Patriarchenthum, schmetterte den jungen Dichtergeist vollständig zu Boden; mehr als je empfand Schiller nach seiner Rückkehr in die schwächlichen Verhältnisse das Unerträgliche seiner Lage, er verzweifelte vollständig, und doch sollte erst noch seine wahre Prüfungszeit anheben. Die so heimlich unternommene Reise nach Mannheim blieb, denn es wußten zu zwei Frauen nun das Geheimniß, nicht lange verborgen. Der Herzog, schon früher in hohem Grade gegen Schiller gereizt, wurde dadurch zur heftigsten Wuth gegen den ehemaligen Liebling aufgestachelt, der sich ohne Urlaub entfernt und den Lazarethdienst vernachlässigt hatte. Er gab ihm deßhalb die strengsten Verweise, verbot ihm, sich jemals wieder mit dem Ausland einzulassen und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und vierzehn Tage in Arrest zu bleiben. Schiller wäre hier gewiß seiner Verzweiflung zum Opfer geworden, hätte die Dichtkunst ihn nicht auch jetzt wieder aufgerichtet. In seiner Haft entwarf der junge Feuergeist den Plan zu „Kabale und Liebe" und es war kein Wunder, wenn er ein Abbild der fürstlichen Region von Stuttgart, und zwar ein recht grelles Abbild, darin niederlegte. — Unsichtbar, aber durch seine Umgebungen deutlich geschildert, lernen wir einen deutschen Herzog kennen. Er verkauft siebentausend Söhne seines Landes zum Dienst in Amerika, und für den Erlös schickt er seiner Mairesse einen Brillantschmuck. Er setzt den Saft von zwei Indien auf die Tafel, ruft Paradiese aus Wildnissen, läßt die Quellen seines Landes in stolzen Bögen gen Himmel springen, oder das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen — aber er kann seinem Herzen nicht befehlen, gegen ein großes und feuriges Herz groß und feurig zu schlagen, er kann sein darbendes Gehirn nicht auf ein einziges schönes Gefühl erregiren. In solchem Lichte sah Schiller jetzt den Herzog Karl. Zur Lady Milford mußte die Gräfin Franziska das Modell geben, und der Dichter, vergangener Tage eingedenk, lieh ihr eine solche Fülle trefflicher Herzens-Eigenschaften, daß auch ein strenger Tugendrichter bald mit ihr ausgesöhnt wird. Den Präsidenten Walter, der einen Rivalen durch teuflische Künste aus dem Wege geschafft, während er mit ihm Piquet spielte und Burgunder trank, hatte Karl Moor bereits geschildert: „Diesen Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstande zu seinem ersten Günstling empor geschmeichelt, der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel. Thränen der Waisen boben ihn hinauf." Diese Gestalt, in Würtemberg nur allzuwohl bekannt, war der in den Grafenstand erhobene Minister Montmartin, der seinen Nebenbuhler Rieger, als er ihn fürchten zu müssen glaubte, durch schändliche Kabalen in Ungnade und in die Kerker von Hohenweil geführt hatte. Den Namen Walter verdankte der Präsident einem Ephrosen, der mit tückischer Hand in Schiller's Leben eingriff, und dem wir bald begegnen werden. Der Hofmarschall Kalb, der Kammerjunker Bock und der Secretair Wurm . . . man hätte in Stuttgart mit Fingern auf sie deuten können, denn am dortigen Hofsaget fehlten dergleichen Creaturen nicht. Sie waren aus dunklem Instinkt Schiller's bitterste Feinde, und ein „Ober-Hofmarschall von Bock" stand wirklich an der Spitze der würtembergischen Camarilla.

Aber noch ein anderer Plan zu einem erschütternden Lebensdrama erwachte während dieser Gefangenschaft in Schiller, nämlich der zu seiner Flucht. In Dalberg hatte er sich getäuscht, als er ihm eine wahre Theilnahme für sein Unglück zutraute, das sah er immer deutlicher: der Reichsbaron, Oberstallerkämmerer und Vicekammerpräsident überließ den Bedrängten seinem Schicksal; mithin blieb diesem keine andere Wahl mehr, als sich selber Hülfe zu verschaffen. — Da kam noch ein letztes unerwartetes Ereignis hinzu, welches Oel in den entbrannten Zorn des Herzogs goß und die Katastrophe beschleunigte.

Im dritten Auftritt des zweiten Aufzugs der Räuber sagt nämlich Spiegelberg zu Razmann: „Zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eignes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima; und da kalb' ich die, reise du in's Graubündnerland, das ist das Athen der heutigen Gauner."

Diese Stelle gab einem ganz unbedeutenden Menschen, Namens Wredow, der sich, wie so oft die Mittelmäßigkeit, an Schiller den Bachersporn verdienen wollte, Veranlassung zu einem Aufsatze in den „Hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten", der „an den Verfasser des Schauspiels: die Räuber" gerichtet war und den Zweck hatte, Graubünden gegen die Anschuldigung in Schutz zu nehmen, das Athen der heutigen Gauner zu sein. Der Sturm im Waschbecken war damit aufgerührt, und wenn auch der erwähnte Angriff gegen Schiller ansangs spurlos an Würtemberg vorübergieng, so wurde er doch die Ursache, daß das einzige Organ Graubündens, der in Chur erscheinende „Sammler", jetzt gleichfalls den patriotischen Harnisch umschnallte und in einer ebenso giftigen als persiflirenden Weise gegen den Dichter der Räuber zu Felde zog. Das elende Machwerk rührte aus der Feder eines gewissen Dr. Ampstein, doch begnügte sich derselbe nicht mit der literarischen Fehde, sondern schickte das Libell, welches, wie leicht begreiflich, in Graubünden die größte Aufregung hervorrief, an den Gartenimspektor Walter in Ludwigsburg, eine jener feilen Creaturen, die im Dennuciren den Zenith des Dienstfeifers erblicken, und der sofort Sorge trug, daß die Apologie für Graubünden dem Herzog zu Gesicht kam.

Als dieser das Blatt gelesen hatte, gerieth er in die äußerste Wuth, und derselbe Fürst, dem Friedrich der Große in seiner Jugend das merkwürdige Prognostikon gestellt hatte, „daß er sähig sei, noch größere Staaten zu regieren, als diejenigen, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut", derselbe Fürst dachte engherzig und kleinlich genug, diese elende Denunciation mit der ganzen Wichtigkeit einer großen politischen Staatsaction aufzugreifen und demgemäß gegen den armen jungen Dichter zu verfahren.

Digitized by Google

Kaum hatte der Regimentsmedicus Schiller seine Haft überstanden, so ließ ihn der Herzog nach Hohenheim entbieten, wo er zur Zeit mit der Gräfin Franziska wohnte. Schiller ahnte wohl, daß ein neues Unwetter ihm hier erwartete. Und er hatte sich nicht getäuscht. In den Mienen Karl's war seder Zug des väterlichen Erziehers und Gönners ausgelöscht; mit der unerbittlich kalten Strenge eines Gebieters trat er dem Dichter entgegen, fuhr ihn zornig an, und schüttete eine Fluth von Vorwürfen über ihn. Er befahl ihm, künftig durchaus keine andre als medicinische Schriften drucken zu lassen, und entließ ihn endlich mit der Drohung: „Ich sage Ihm, bei Cassation und Festungsstrafe schreibt Er keine Comödie mehr!“

Mit diesem fürstlichen Bescheid, werth in den Annalen von Schilda zu prangen, kehrte Schiller nach Stuttgart zurück; der Gedanke an Schubart und Moser, die ohne Verhör, ohne Urtheil schon jahrelang in schauerlichem Kerker schmachten mußten, stand wie ein Schreckgespenst vor seiner Seele; drohende Aeußerungen des Herzogs, die man ihm hinterbrachte, kamen hinzu, so blieb denn seine letzte Rettung Flucht, ungeflaumte Flucht. Ein Gefühete hatte sich bereits gefunden, der junge Musiker Streicher, sein Jugend, brakschichte nach Hamburg zu reisen und bei dem berühmten Bach die Composition zu studiren. Dieser schloß sich ihm an, und bald war die einzige Sorge, welche Schiller noch in seinem Entschluß lähmte, der Gedanke an das Schicksal seiner Eltern und was diesen bevorstehen würde, sobald der Herzog seine Flucht erfahre. Schiller's Vater erhielt die Familie nur mit seinem Sohne, und der zärtlich liebende Sohn schwebte in furchtbarer Besorgniß, daß er seine Angehörigen in Kummer und Elend versetzen werde. Gutmüthige Leute riethen ihm, den Herzog durch ein Lobgedicht zu versöhnen; aber Schiller verschmähte diesen Ausweg, und wählte statt dessen das letzte, was ihm noch übrig blieb, indem er ein Schreiben an den Herzog aufsetzte, worin er diesem mit inniger Offenherzigkeit seine Lage auseinandersetzte und ihn bat, ihn nicht des einzigen Wegs zu berauben, auf welchem er sich einen Namen machen könne. „Der allgemeine Beifall, heißt es u. A. darin, womit einige meiner Versuche von ganz Deutschland aufgenommen wurden, welches ich Hochstdenenselben unterthänig zu beweisen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, stolz sein zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der großen Karls-Akademie der Erste und Einzige gewesen, der die Aufmerksamkeit der großen Welt angezogen, und ihr wenigstens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt! Hätte ich die literarische Freiheit zu weit getrieben, so bitte ich Ew. Herzogl. Durchl. allerunterthänigst, mich öffentliche Rechenschaft davon geben zu lassen, und gelobe hier feierlich, alle künftigen Produkte einer scharfen Censur zu unterwerfen u. s. w.“

Herzog Karl hat diese Bittschrift niemals empfangen; der Fürst verweigerte nicht nur die Annahme derselben, sondern ließ dem Dichter sogar „bei Strafe des Arrests“ verbieten, sich schriftlich an ihn zu wenden. Und hiermit war Schillers Schicksal entschieden.

In der ersten Hälfte des September langte Großfürst Paul von Rußland mit großem Gefolge in Stuttgart an; dessen Gemahlin war eine Nichte des Herzogs und die Festlichkeiten zu diesem Empfang gaben Karl Gelegenheit, seine Prachtliebe hier wieder einmal im vollen Brillantfeuer zu zeigen. Ganz besonders außerordentlich waren die Anstalten zu einer Jagd. Aus allen Waldrevieren des Landes hatte man bei der Solitüde sechstausend Hirsche zusammengetrieben; zahllose Bauern mußten Tag und Nacht die Forste umzingelt halten, um das Durchbrechen des Wildes zu verhindern. Um den Jagdzeug zu erhöhen, sollten die edlen Thiere gezwungen werden, sich von steilen Hügeln in einen See hinabzustürzen, wo man sie aus dem eigens dazu erbauten Pavillon mit Bequemlichkeit erlegen konnte.

Schiller aber bekümmerte sich nicht viel um dieses hohle Treiben, sondern arbeitete, während er die Vorbereitungen zu seiner Flucht traf, unausgesetzt an seinem Fiesko weiter. Noch besuchte er zuvor seine Familie auf der Solitüde, um von der geliebten Mutter, die neben der Schwester Christophine in das Geheimniß seiner Flucht eingeweiht war, Abschied zu nehmen. Auf der Solitüde sollte am 17. die große Hirschjagd nebst Schauspiel und Feuerwerk stattfinden. Der Tumult begünstigte die Flucht aus Stuttgart; um zehn Uhr Morgens an genanntem Tage besuchte Streicher den Freund in dessen Wohnung, doch wie erstaunt war er, auch nicht das Mindeste hergerichtet zu finden. Schiller hatte um acht Uhr früh noch einen letzten Besuch im Militairlazareth gemacht, und als er nach Hause kam, fielen ihm beim Zusammenpacken klopstock's Oden in die Hände. Eine versellben, die ihn immer besonders anzog, ergriff sie so sehr auf, daß er jetzt im entscheidenden Moment ein Gegenstück dazu dichtete. Alles Drängens ungeachtet, mußte Streicher erst die Ode, dann das Gegenstück anhören, welchen er aus vollster Ueberzeugung den Vorzug gab. Geraume Zeit verging, ehe der Dichter auf die wirkliche Welt, auf die Gegenwart und die entflichende Minute zurückgelenkt werden konnte. Glücklicherweise hatte Streicher schon früher die Civilkleidung, welche Schiller sich angeschafft, sammt der Wäsche und andern Dingen allmälig von ihm abgeholt, so daß nicht viel zu thun blieb. Am Nachmittag war Alles in Ordnung, und Abends neun Uhr langte Schiller bei Streicher an, ein Paar alte Pistolen unter seinem Rocke tragend. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde im Koffer verpackt, die andere, mit zerbrochenem Schloß, in den Wagen gesteckt; übrigens waren sie nur mit frommen Wünschen geladen.

Schiller's Reisekasse bestand aus dreiundzwanzig Gulden, bis Mannheim und für einen kurzen Aufenthalt daselbst mußte dieses ausreichen; um zehn Uhr Abends stiegen die beiden Flüchtlinge in den Wagen und nahmen ihren Weg durch das Eßlinger Thor, weil es das dunkelste war. Auch hatte Schiller's Freund Scharffenstein dort die Wache und war von Allem unterrichtet. Ein eigentlich strenges Paßwesen bestand damals noch nicht, dennoch machte der Ruf der Schildwache: „Halt, Werda? Unteroffizier heraus!“ einen unheimlichen Eindruck auf die beiden Jünglinge. „Doctor Ritter und Doctor Wolf, beide nach Eßlingen reisend“, war Streicher's Antwort. Das Thor wurde geöffnet, der Wagen fuhr vorwärts, noch einen Blick warf Schiller nach der Wachstube des Offiziers; sein Licht brannte darin, aber die Fenster waren weit geöffnet.

Gegen Mitternacht fuhren sie an Ludwigsburg vorbei, und als ihr Wagen in die Richtung der Solitüde kam, sahen sie den ganzen Himmel geröthet. Aus einer Ferne von anderthalb Stunden zeigte sich das Schloß im vollsten lichtglanz der Illumination; die reine heitere Luft ließ Alles so deutlich erkennen, daß Schiller dem Gefährten die Wohnung der Eltern bezeichnen konnte; plötzlich vom Schmerz überwältigt, brach er in die Worte aus: „O meine Mutter!“

Die Moskito-Küste.

Die Verheerungslegenheit und die Moskito-Küste bilden bekanntlich seit Monaten die Factoren eines Streites zwischen den Vereinigten Staaten und England, welcher nicht von der Stelle rückt. Obgleich wie täglich die moralische Unmöglichkeit eines Kampfes der angelsächsischen Brudervölker nachgewiesen lesen, so ist doch von keiner Seite irgend eine Nachgiebigkeit wahrzunehmen gewesen. Das eine Streitobject, die Moskito-Küste, ist nicht nur als Zielpunkt einer verunglückten deutschen Colonie doppelt interessant für uns, sondern auch durch die eigenthümliche Phantasmagorie, welche die englische Politik mit dem sogenannten Moskitokönig aufgeführt. Folgendes ist die Literatur über das Land:

Th. Young, a narrative of a residence on the Mosquito-shore during the years 1839—41. Lond. 1842. — Bericht über die im höchsten Auftrag S. K. H. des Prinzen Karl von Preußen und Sr. D. des Hrn. Fürsten von Schönburg bewirkte Untersuchung einiger Theile des Moskito-Landes. Berlin 1845. — Ueber, die Colonisations-

Digitized by Google

gesellschaft in Königsberg zur Gründung einer deutschen Colonie auf Moskito. Königsberg 1846. — Ostpreußen auf der Moskitoküste. Königsberg 1848. — A. v. Bülow, Auswanderung und Colonisation im Interesse des deutschen Handels. Berlin und Posen 1849. — A. v. Bülow, der Freistaat Nicaragua. Berlin 1849. — W. Stricker, die Deutschen in Spanien und Portugal und in den spanischen und portugiesischen Ländern von Amerika. Leipzig 1853. S. 228 ff. — Bard (painter) adventures on the Mosquito-shore. London 1855. — K. Andree in Gumprecht's Zeitschrift für allg. Erdkunde. Sechster Band. Erstes Heft. 1856.

Indem wir wegen des Genaueren über Landesbeschaffenheit und Bewohner besonders auf den Commissionsbericht und R. Andree's Abhandlung verweisen, bemerken wir nur, daß man unter dem Namen der Moskitoküste den theils gebirgigen, theils in sumpfige Niederungen gegen Westen abfallenden Strich Landes zwischen den Flüssen San Juan und Roman begreift, dessen vorspringende Spitze das Cap Gracias a Dios bildet. Heute grenzt er an die mittelamerikanischen Staaten Honduras, Nicaragua und Costa Rica; er bildete zur Zeit der spanischen Herrschaft einen nominellen Theil des Generalcapitanats Guatemala und war den Provinzen Honduras und Nicaragua zugetheilt. Eine wirkliche Herrschaft übten die Spanier nur am St. Jean-Fluß, konnten sich aber hier gegen die Freibeuter des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nicht behaupten, sondern verspertten diesen schönen Strom und zogen sich ins Innere zurück. Von Jamaica und Belize aus kamen seit 1757 einzelne englische Einwanderer nach den Küstenpunkten. 1824 riß das Generalcapitanat Guatemala von Spanien sich los und schon 1825 wurde das Königreich Moskitia in Scene gesetzt. Der Erwähnte war einer der vielen kleinen Häuptlinge, und gegen gehörige Gaben Rum verstanden sich die andern Häuptlinge zur Posse der Huldigung gegen ihren auswärtigen Herrscher Robert Karl Friedrich, der am 23. April 1825 unter solgenden Ceremonien in Belize gekrönt wurde. „Am Abend vorher wurden Einladungskarten an die Kaufleute geschickt, den andern Tag auf dem Gerichtshause sich einzufinden. Drei erschien der König in einer britische Majorsuniform gekleidet, seine schwarzen Häuptlinge, ähnlich angezogen, standen an den Wänden des Saales. Von hier aus ging der Zug zur Kirche; Se. Moskito'sche Majestät ritt, unterstützt von den zwei ältesten Officieren der Niederlassung, welche zu beiden Seiten gingen; die Häuptlinge folgten paarweise. In der Kirche wurde Se. Majestät in einen Stuhl nahe dem Altar gesetzt und der Caplan der Colonie las an Stelle des Erzbischofs von Canterbury das englische Krönungsritual, und als er an die Stelle kam: „und als das Volk sprach: laßt den König lang leben, Gott erhalte den König!" feuerten die Schiffe Freudenschüsse ab und die Häuptlinge riefen: Lang lebe König Richard! worüber der König so erfreut war, daß er mit den Händen mehrmals durch sein dickes buschiges Haar fuhr und den Finger an die Nase legte. Nach der Krönung wurden sämmtliche Häuptlinge gesaust, ohne im mindesten einen Begriff von der Bedeutung dieses Aktes zu haben, dann kam das Krönungsmahl und ein allgemeiner Rumrausch beschloß die unwürdige Feier."

Von diesem König war es natürlich nicht schwer, gegen Gold und Rum große Landstrecken billig einzutauschen. Besonders zwei Gebiete haben eine gewisse Bedeutung erlangt, das Willock-Gebiet von 108, und das Patock-Gebiet von 187 Geviertmeilen. Da zwei gescheiterte Colonisationsversuche (der erste 1820 von dem Schotten Macgregor veranlaßt) diese Küste in England in übeln Ruf gebracht, so wandte man 1843 sich nach Deutschland und wußte einige vielgewandte Berliner Persönlichkeiten für den Plan zu interessiren. Geschickt benutzte man die im Gefolge der nationalen Strömung seit 1840 auftauchende allgemeine Neigung zur Gründung selbständiger deutscher Colonien. Es wurde ein Verein für diese Angelegenheit in Berlin gebildet und der Prinz Karl von Preußen und der Fürst von Schönburg veranlaßten, daß eine Untersuchungscommission, bestehend aus dem Regierungsrath Fellechner, dem Kaufmann Hesse aus Stettin und dem Dr. med. Müller (gegenwärtig im statistischen Amt des Polizeipräsidiums in Berlin) dorthin geschickt wurde.

Aber bald nachher ergaben die auf Protest der Verwandten und Erben des im Jahr 1842 verstorbenen Königs Roberts veranstalteten Nachforschungen der englischen Regierungscommission, deren Seele der am 12. Februar 1848 in einem Kriegszug gegen die nicaraguanische Besatzung von S. Juan erkrunkene Generalconsul Walker war, daß jene Landschenkungen von dem Moskitokönig im Zustand bewußtloser Trunkenheit gemacht worden waren. Sie wurden demgemäß annullirt.

Mittlerweile hatten die erwähnten Agitationen zwei Auswanderergesellschaften, eine in Berlin und eine in Königsberg zu Stande gebracht, deren Pläne im lächerlichsten Mißverhältniß zu ihren Mitteln standen. Am 11. September 1845 bildeten neunzehn Männer zu Königsberg einen Verein zur Gründung einer Handelsmacht in Mittelamerika! Ihre Gesellschaftsbestimmungen beruhen auf communistischer Grundlage. Am 14. Mai 1846 schifften sich in Pillau 121 Personen ein und zwar darunter nur 29 arbeitsfähige Leute, dagegen 2 Taubstumme, 2 beklagte alte Frauen und 1 Krüppel. Sie waren nur auf drei Monate mit Lebensmitteln versehen; unterwegs entstanden Streitigkeiten, theils weil ein Theil nach Moskitia, ein anderer nach Texas wollte, theils weil Altlutheraner und Lichtfreunde sich in der Gesellschaft befanden. Erst nach vier Monaten am 15. September erreichten sie, dem Hungertod nahe, Bluefields, wo bald nach der Landung 18 Personen starben; 3 Kinder waren auf der Ueberfahrt gestorben, 5 Leute unterwegs zurückgeblieben. Von ihrem Führer, Referendar Gurkowski und den Gebliebten unter ihnen verlassen, welche sich nach Nicaragua wandten, fanden die übrigen sich rath- und mittellos in Bluefields, wo der englische Generalconsul Walker sich ihrer aufs edelmüthigste annahm und beinahe ein halbes Jahr (bis 1. April 1847) ihren Unterhalt bestritt, während seine Frau Pflege und Tröstung der Kranken besorgte. In zehn Monaten erbauten sie bei Bluefields ein Dorf, dem sie zu Ehren des Prinzen Carl den Namen Karlstadt beilegten. Die Berliner Gesellschaft, welche sich, 53 Personen stark, im Juli 1846 in Hamburg nach der Moskitoküste eingeschifft, erreichte ihr Ziel nicht. Als sie im September auf der dänischen Insel St. Thomas angelangt waren, reichten ihre Mittel zur Ueberfahrt nicht mehr; was sie dort von der Beschaffenheit des sumpfigen Moskitolandes erfuhren, veranlaßte die Mehrzahl, auf St. Thomas zu bleiben, während durch eine Sammlung für die übrigen die Mittel zur Ueberfahrt nach Nordamerika zusammengebracht wurden.

So lange Walker lebte, gedieh Karlstadt ziemlich gut, obgleich die stolzen Indianer faullenzend auf die mittelstoen Deutschen herabsahen, welche unter tropischer Sonne schwere Arbeit verrichteten. Da zwei Porteépeefähnderiche und ein Bombardier mitgekommen waren, so fehlte es für das Dutzendzeug nicht an preußischen Instructoren, und als der junge König Georg Wilhelm Clarence, dessen nähere Bekanntschaft wir sogleich machen werden, am 10. Sept. 1847 die Regierung antrat, setzte ihm der preußische Fähndrich Tempski, den er zum Hauptmann und Adjutanten ernannt, die Krone auf. Nach Walker's Tode folgte der den Deutschen feindselige Dr. Green. Von den Engländern und den Eingeborenen schlecht behandelt, ohne Nachschub aus dem Mutterlande sahen die Deutschen keine Möglichkeit des Verankommens; Apathie und Heimweh wurden allgemein. Bis Mitte 1850 schmolzen sie durch Wegzug und Sterbefälle auf 50 zusammen, wovon 35 bald nach Costarica auswanderten. Bald fand nur noch 3 bis 4 von ihnen vor. Er beschreibt Bluefields als einen Hafen möglichst reber strohgedeckter Hütten, unter denen zwei bis drei ordentliche Häuser sind, in deren einem der englische Generalconsul Bell mit dem König wohnt. Die Lage ist malerisch, da die Hütten von Bluefields und Caelsstadt, welche so zu sagen zwei

Digitized by Google

Dörfer bilden, auf einem etwas erhöhten Grunde liegen, wo ein ziemlich großer Strom in die Lagune eintritt. Die Mehrzahl der Bevölkerung fand Bard nicht aus Mosquito-Indianern, sondern aus beinahe schwarzen Sambos, d. h. Mischlingen von Indianern und Negern gebildet, welche in der Farbenskala nur eine Stufe über dem reinen Neger stehen.

Die Bekanntschaft des Königs machte Bard auf folgende eigenthümliche Weise.

„Einen breiten Pfad verfolgend, der zu einer Gruppe von Cocospalmen am Flusse führte, stieß ich auf einen weißen Mann, dessen leichte Verbrauung ich eben so stumm und tief erwiderte. Innerlich mußte ich lachen, wenn ich bedachte, wie viel Anstrengung beiderseits dazu gehört hatte, die Ueberraschung beim Anblick eines Weißen in diesem Land der Ebenholz-Gesichter zu unterdrücken. Unwillkürlich drehte ich mich um, und meine Gedanken mußten Anklang gefunden haben, denn auch mein unbekannter Landsmann machte dieselbe Bewegung. Als der jüngere von beiden wandte ich mich zu ihm und begrüßte ihn lächelnd mit „guten Morgen". Er erwiderte den Gruß; eine Unterhaltung entspann sich und ich fand in meinem neuen Freund einen Mann von Bildung und Lebenserfahrung. Nach einem langen gemeinsamen Gange, bei welchem wir ein rauhes Bretterhaus sahen mit einem stumpfen Flaggenstock, woran ein Bastard von der amerikanischen und englischen Flagge wehte, welches mein Freund, Mr. Bell, als den Justizpalast bezeichnete, nahm ich seine Einladung an, den Kaffee bei ihm zu trinken. Auch sein Haus war aus Brettern und enthielt ein großes Zimmer, in welches mehrere kleine sich öffneten. Die Wände waren mit mancherlei Bildern behängt, unter welchen Königin Victoria in Stahlstich, Lithographie und Farbendruck prangte; ein paar Flinten, ein Tisch in der Ecke mit einer verwirrten Masse von Büchern und Papieren darauf und einigen Tauen, Stiefeln und Haken darunter, ein paar Stühle, eine Uhr und noch ein Tisch war der Hausrath des großen Zimmers. Ein schlafrig aussehendes schwarzes Mädchen mit dichtem krausem Haar fegte träg den Hausgang; auf Herrn Bells Ruf verschwand sie und kam wieder mit einem Kaffeetopf und drei Tassen, welche mein Wirth füllte. Vielleicht, dachte ich, wird die Donna im Bunde die dritte sein, doch statt sich zu uns zu setzen, stieß sie sehr ohne Umstände eine Thüre in der Ecke auf und rief einem unsichtbaren Insassen kurz zu: Sieh auf! Ich hörte eine Art ärgerliche Antwort und ein Stoßen und Knurren, wie wenn jemand unmöthig gestört wird. Mittlerweile hatten wir unsre erste Tasse geleert und wollten zur zweiten übergehen, als die Thüre in der Ecke sich öffnete und ein schwarzer Bursche von 19—20 Jahren auf den Tisch zuwackelte. Er trug bloß ein Hemd, das am Halse nicht zugeknöpft war und baumwollene Beinkleider, ebenfalls kaum zugeknöpft. Er rief meinem Genossen ein schlepprendes: Guten Morgen zu und setzte sich hinter die dritte Tasse. Mein Wirth nahm seine Notiz von ihm und wir setzten unsre Unterhaltung fort. Kurz nachher stand der junge Mensch auf, nahm seinen Hut und ging den Pfad zum Fluß, an dem ich ihn später sein Gesicht waschen sah. Als ich Herrn Bell verlassen wollte, bot er mir freundlich seine Dienste an. Ich dankte ihm und bat ihn, da ich auf der Reise gern alles Merkwürdige sehen möchte, in einigen Tagen meine Vorstellung beim König vermitteln zu wollen, wenn mein Diener zuvor mein etwas durch Seewasser beschädigtes Staatskleid wieder in Ordnung gebracht. Lächelnd erwiederte er: in dieser Angelegenheit sei kein Aufschub nöthig, und zur Thüre tretend schrie er dem schwarzen Jungen am Fluß etwas zu und winkte ihm heraufzukommen. Der Junge setzte seinen Hut auf und bereite sich dem Befehl zu gehorchen. „Vielleicht bemerken Sie nicht, daß das der König ist," sagte mein Wirth mit verächtlichem Lächeln. Mittlerweile war der Junge entblößten Hauptes herangekommen; die ganze Vorstellung bestand in den Worten: „Georg, setz euch nieder; dieser Herr ist gekommen, euch zu sehen!" König Georg hat einige Erziehung in England genossen und würde im Süden (der Vereinigten Staaten) für einen netten Burschen gelten, werth 1200 Dollars und geeignet zu einem Kammerdiener.

Neue Bücher.

Einkehr und Umkehr, ein Roman von Julius Hammer. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Wir haben hier eine Roman des „Nebeneinander" vor der langweiligsten Sorte vor uns. Es ist in der That eine liebenswürdige Naivetät des Verf., diese Kinderzeichnen, diesen nüchternen Abklatsch der wirklichen Wirklichkeit als „Roman" zu bezeichnen. Wenn und Thakeray, a novel without a hero gibt, so entschädigt er und dafür mit a heroine und mit einer Fülle der interessantesten Verwicklungen und Beziehungen. Hier — nichts von alledem! Wohl begegnen wir manchen sinnigen und feinen Bemerkungen, die an den Dichter von „Schau um dich und schau in dich" erinnern, aber diese allein machen doch noch lange nicht einen nur einigermaßen anziehenden Roman aus. Von einem solchen darf der Leser doch mindestens den Versuch einer Knotenschürzung und eine psychologische Entwicklung der Hauptcharaktere erwarten, er nimmt ein Unterhaltungsbuch nicht blos darum zur Hand, um alle die höchst ungendhaften und höchst langweiligen Personagen wiederzufinden, die ihm an jeder Straßenecke begegnen und mit denen er Thür an Thüre wohnt. Allerdings war es die lobenswerthe Absicht des Verf., uns das Leben zu zeigen wie es ist, aber es geht leider Alles in die Breite, nichts in die Tiefe. Das Wirkliche in diesem sogenannten Roman erscheint nirgends im romantischen Lichte und das Romantische ist nicht wahr. Wo sind sie denn die jungen Barone, die sich beim ersten und einzigen Blick auf eine hübsche Stickerin dergestalt in sie verlieben, daß sie dieselbe sogleich im Herzen zur Braut erwählten und sich auch wirklich schon beim ersten Gespräch ganz regelrecht mit ihr verloben, ohne noch ihren Namen zu wissen? Ebenso exotischer und dabei doch spießbürgerlicher Natur sind alle übrigen Liebesverhältnisse und schließlich endet das Ganze sehr glatt mit vier oder fünf Heirathen. Selbst Auguste findet ihren entlaufenen Mann, den eigentlichen geheimen Sündenbock der Geschichte, wieder. Dies nur Notiz für solche Leser, die, glücklicher als ein Recensent bald nach der „Einkehr" in das Buch, wieder „Umkehr" machen dürfen. ff.

Tannhäuser, ein Gedicht von Emil Thilo.

Kennst du den Pilger wohl?
Schon viele Tage reist er,
Nach Rom es führen soll
Tannhäuser also heißt er!

In solchen und ähnlichen Versen ist er noch einmal im Liede erschienen der arme, vielbesungene Ritter Tannhäuser, doch ihm und seinem Sänger wäre wahrlich besser gewesen, wenn Ersterer nun endlich ruhig im Hörselberg geblieben und der Zweite sich dem verlockenden Venusberge der Poesie nicht genaht hätte. — Es giebt sich ein dunkler Gedanke durch dies Büchlein von „der Halbheit", den wir auch wirklich nur zur Hälfte begriffen haben und Tannhäuser spricht die ganz neue Idee aus: „Ich bin wie jeder Mensch zerrissen!" (Abgerissen sind leider Viele, aber Gott sei Dank, doch noch nicht Jeder zerrissen;) eben so wenig können wir dem Dichter darin beistimmen, daß es der größte Fluch sei „nicht Gott, nicht Thier, sondern ein Mensch zu sein!" Ein solch trüber, welthmerzlicher Geselle war der Tannhäuser gewiß nicht, als er in den Venusberg einzog. — Im Uebrigen bleibt die Sage sich treu bis auf den Schluß, wo Tannhäuser in Rom elendiglich verbrannt wird, nachdem er dem Papst Urban sehr anzügliche Dinge gesagt hat. Ganz am Ende erscheint noch einmal sein Geist, da er aber als Schlußpointe nicht viel Geistreiches zu sagen weiß, so dürfen wir ihn auch füglich für ein Gespenst nehmen. Das Gesundheit und Klagire im ganzen Gedicht scheint uns folgende Stelle zu sein: „Dann fahr' zum Teufel, Poesie," insofern dies nämlich der Verf. auf sich selbst anwenden wollte. ff.

Digitized by Google

Gedichte, von Karl Presser. (Fulda, Meier.) Es ist doch ein rechtes Glück, daß die Vöglein im Walde und auf dem Felde singen, ohne die Prätensionen sich gedruckt zu sehen, wie überhaupt an der Natur dürften die Menschen sich daran öfter ein Beispiel nehmen. Wir wollen damit nicht sagen, daß diese Bemerkung sich lediglich auf die vorliegenden Gedichte bezieht, denn es ist ja der allgemeine Jammer unserer Zeit, daß man vor lauter Lyrik zu keiner echten Poesie mehr kommt. Gewiß haben schon mittelmäßigere Gedichte als diese, ihren Goldschnittband und damit einen Platz auf eleganten Büchergestellen gefunden, aber ein wirklicher Gewinn für die Poesie sind sie uns doch auch nicht. Wie mag die Geliebte, oder die Braut, der die meisten dieser recht sinnigen Herzensergießungen gelten, sich daran erfreut, mit wie freundlichen Blicken und Worten mag sie dieselben gelohnt haben! — Ach, wenn doch den meisten unserer jungen Dichter damit genug geschehen wäre; die kleine Binne der Poesie, die ihnen so süß geduftet und die sie so warm am Herzen gehegt haben, wie kalt und schonungslos wird sie draußen auf dem Markt der Kritik herumgeworfen und zerreten, denn diese strenge Richterin darf nicht nach der guten Absicht, sondern nur nach dem wahren Verdienste fragen. Wer dichtet, weil ihn ein innerer Drang dazu antreibt, der hat für sich selbst damit schon ein so liebliches Geschenk der Götter erhalten, warum muß er auch noch die leidige Druckerschwärze daran wagen und durchaus das bescheidne Kind seiner Muse den Blicken der Welt darbieten? Der wahre lyrische Dichter dichtet zunächst immer nur für sich selbst — aber drucken lasse er doch erst dann, wenn er auch sicher ist, in Wahrheit die zartbesaitete Harfe zu sein, auf der die Himmlischen spielen.

ff.

Die Meeresmaid

von Wilhelm Jordan.

Hoch! Sonntagsmorgengeläute
Vom fernen Inselstrand!
Den Fischer mit seiner Beute
Rust es zurück an's Land.

Die See liegt wie geschliffen
Im hellen Sonnenschein;
Er sieht auf tiefen Riffen
Den kleinsten Kiesel stein.

Da streckt der Hummer die Taster
Aus schattigem Hinterhalt,
Da wiehelt der Meerestaster
Lebendige Baumesgestalt.

Vergißt er des Glockenklanges?
Sein Ruder sinkt, er lauscht
Was unten im Dickicht des Tangs
Plötzlich wogt und rauscht.

Zwischen den braunen Zächern
Schimmert es weiß wie ein Kleid;
Den feuchten Grottengemächern
Entsteigt die Meeresmaid.

„Du Glücklicher! singt sie, die Sonne
Verliebt die feurigen Blut;
Mit menschlicher Liebeswonne
Erwärmt die Tochter der Flut.

„Mein Busen ist weicher denn Sammet
Um ist mein Umarmen auch kühl,
Bei keiner der Frauen durchflammet
Doch schöneres Wonnegefühl."

Du willst mich nur bethören
Zu sterben vor der Zeit.
Wie kann ich die gehören,
Du schöne Meeresmaid?

Ich muß die Brust mir schwellen
Mit warmer Sonnenluft;
Dein feuchtes Reich der Wellen
Bürde mir zur Gruft. —

„Ich lehre dich Athem schöpfen
Auch unten im tiefen Grund
Wo purpuren über den Köpfen
Sich wölbt ein dämmernder Rund.

„O komm, ich kann sie dir denken,
Die Wunder im Wellenraum.
Dort unten ist köstlich schreiten,
Da fühlst du die Schwere kaum.

„O sieh, wie die See krystallen
Auf schimmerndem Grunde lacht.
Da bilden die rothen Korallen
Gärten im Flutherismaragd.

„Da schwanken wie gläserne Puppen
Meduſen in schillerndem Schein,
Da blitzt es von silbernen Schuppen
Zwischen den Bäumen von Stein.

„Drum als Vögel der Tiefe durchschweben
Die Fische den dämmernden Wald,
Und bolden harmonisches Beben
Auch unten die Wasser durchhallt.

„Ich singe weit schönere Lieder
Unten in tiefer See.
O komm und fleuch' hernieder,
Stille mein Liebesweh.

„Komm, komm und laß mich erwarmen
An dir — mein Busen ist kühl,
Doch du kostest in meinen Armen
Unsäglliches Wonnegefühl." —

Wohl ahn' ich hingerissen
Die milde Süßigkeit —
Ich darf dich doch nicht küssen,
Du schöne Meeresmaid.

Wie fehr dein süßes Locken
Entzündend mich berauscht,
Den Ton der Sonntagsglocken
Mein treues Ohr erlauscht.

Es klingt vom fernen Lande,
Es klingt von jenem Ort,
Wo mich mit ewigem Bande
Gebunden ein heiliges Wort.

Die Orgel hör' ich rauschen
Wie damals voll und laut
Und seh' mich selber lauschen
Den Ring mit meiner Braut.

Da sieh, in reinem Glanze
Am Finger blinkt sein Gold!
Wie war im Myrthenkranze
Mein Lieb so schön und hold!

Fliege, mein Nachen, fliege,
Trage mich heimatwärts —
Sie beugt sich über die Wiege
Und drückt mein Kind an's Herz.

Soll ich in wilden Genüssen
Verscherzen die Seligkeit?
Ich darf doch nimmer küssen,
Du schöne Meeresmaid. —

Und heller läuten die Glocken,
Sein Auge strahlt von Glück.
Die Nixe taucht erschrocken
Klagend an's Meer zurück.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Ein bekannter deutscher Schriftsteller, als Dichter geschätzt, im Uebrigen ebenfalls der durch sonderbare Meinungen als durch Beiseitheit und Sprachkenntnisse ausgezeichnet, drabsichtigt zum Katholicismus überzutreten. Der Fall steht bekanntlich nicht allein. Hier in Frankfurt lebt ein Herr Reuniger aus Memel, welcher denselben Schritt gethan hat. In England machte in Folge des gleichen Unternehmens Lord George Gordon, ein Sohn des gleichnamigen Herzogs, großes Aufsehen. Derselbe hatte im Jahr 1780 eine Sturmpetition an das Parlament um Aufhebung der Toleranzakte veranstaltet und wurde deßhalb vor Gericht gestellt, aber freigesprochen. Sein Uebertritt zum Judenthum erfolgte in Holland, wo er sich auch durch seine Verbindung mit Clafforde bemerklich machte. Bei seiner Rückkehr nach England wurde er zum zweitenmal verhaftet und starb 1793 als Gefangener in Newgate. Bemerkenswerth und wichtiger war der Religionswechsel des Bürgermeisters Sieblik zu Nicolai in Oberschlesien. Derselbe ging im Jahr 1779, obwohl achtbarer Israelites ihn auf das Bekenntliche seines Schrittes aufmerksam machten, von der katholischen Gemeinde zur jüdischen über. Er war damals 46 Jahre alt. Um vielen Verpflichtungen auf dem Wege zu gehen, verschied er sein ganzes Vermögen seinem in Sorau lebenden Sohne. Vor Gericht gestellt, erwiderte er an den Königl. Jn dem Bescheid, welchen Friedrich der Große erließ, findet sich folgende Stelle: „Es geziemt durchaus nicht dem menschlichen Richter, sich in die Angelegenheiten zu mengen, die zwischen dem Menschen und Gott vorgefallen. Hat defsgter Siebliz durch seinen leichtsinnigen Schritt sich gegen die göttliche Majestät vergangen, so wird diese ihm die gerechte Strafe zukommen lassen, aber uns steht das Recht nicht zu, dem Willen Gottes mit unserer beschränkten Urtheilskraft vorgreifen. Siebliz hat sich durch seine Verdienste um die Stadt erworben haben soll: so solle er von allen denjenigen Abgaben, mit welchen die Juden ausnahmsweise belastet sind, befreit bleiben. Ferner ist es des Königs ausdrücklicher Wille, daß Siebliz in Zukunft der neue Jude genannt werden soll. — Jedoch den Abraham — dies war Sieblicks jüdischer Name — wohnte noch viele Jahre friedlich in Sorau bei seinem Sohne, mit dem er im besten Vernehmen stand. Er erwarb sich talmudische Kenntnisse und sang tagtäglich hebräische Psalmen unter Begleitung der Violin. Er starb im Jahr der Welt 5567 (1807) und wurde auf dem jüdischen Friedhof zu Nicolai bestattet.

— Gustav Diezel hat in seiner Schrift: „die katholische Kirche als geschichtliche Macht“ wiederum den Muth bewährt, sich von den Gemeinzügen alltäglicher Kannegiesserei fern zu halten. Dagegen ist er in Bezug auf die Machtstellung der russischen Monarchie und der orthodoxen Kirche zu abhorrenten Ansichten gelangt. Diezel ist in sibyllen Ueberlieferungen großgezogen und hat, wie es scheint, seine Einsicht in das nächstige leben der Katholicismus so plötzlich gewonnen, daß er noch überrascht und wie betäubt ist. Wir glauben, daß der ausserordentliche Nachtrud, mit welchem freigesinnte Männer (so auch Macaulay) die Dunerhaftigkeit der römischen Kirche preisen, zum Theil aus Aerger über den Zerfall, die Verknöcherung, die Unfruchtbarkeit der evangelischen Landeskirchen hervorgeht; in solcher Weise lobte Tacitus die Germanen mit aus Zorn über seine entarteten Römer. Diezel setzt in den nordeuropäischen, protestantischen Prinzip bestimmte nur noch Pfiffigkeit; er meint, vielmigen deutschen Fürsten, die als Protestanten auch Häupter ihrer Landeskirchen sind, müßten ganz naturgemäß zu Vasallen Rußlands werden, in welchem Reiche der Cäsaropapismus (die Vereinigung der kirchlichen und weltlichen Monarchie in einer Person) ganz vollendet sei. Die Conföderirte, bei welchen ein Zwist den Vorsitz führt, sind ihm wenig beher, als die russische Synode mit einem General an der Spitze. Selbst Wolfgang Menzel ist hier der Ansicht, daß der Verfasser doch wohl die Widerstandsfähigkeit des deutschen Nordens zu gering anschlage. In dem österreichischen Concordat erkennen beide Schriftsteller ein Wert tiefer Staatsweisheit und ächter Nationalpolitik; denn Oesterreich mußte seinem Cäsaropapismus ganz entsagen, wenn es den geistigen Kampf gegen Rußland aufnehmen, wenn es den Katholiken in Polen und im Morgenland als ein sicherer Hort erscheinen wollte. — Es ist bemerkenswerth, daß, in allen diesen meinerem politischen Betrachtungen über die verschiedenen Kirchen, eines Hauptpunktes, des Glaubens selbst, gar nicht gedacht wird. Die Urheber dieser geistvollen, manchmal auch sophistischen Combinationen legen Werth darauf, daß sie Realpolitiker sind. Für sie kommt bei jeder Kirche nur die Verfassung und die aus derselben hervorgehende politische Stellung in Betracht. Das jüdische Verhältniß des Menschen zur Lehre ins Auge zu fassen, wäre kleinbürgerlich, beschränkt, philiströs. Von diesem Standpunkt aus erscheint allerdings das protestantische Prinzip ärmlich und altertschwach. Während der gesammte Organismus der römischen Kirche sich kräftig verjüngt, wird die protestantische Welt von auflösenden Elementen durchwühlt. Nun aber ist doch die Frage, ob irgend eine Kirchenverfassung sich auf die Dauer halten kann, wenn ihre Herrschaft nur auf Convention und praktischer Uebereinkunft beruht? Ob sie in der That eines politischen Halts, nämlich des Glaubens an ihre Lehren, ganz entbehren kann? Jn Deutschland wohl schwerlich. Es gibt keine Kirchengemeinde, in welcher nicht der naive Glaube durch den Humanismus, durch das moderne Rücksichtsprincip, wie auch durch den Zerrschritt der Naturwissenschaften stark beeinträchtigt wäre. Der deutsche Sinn ist in den Sybären, welche von der hohen Politik nicht berührt werden, noch so gesartet (mag man es nun Philisterei nennen oder nicht), daß er nach Einheit des Wesens mit der Form, des Lebens mit der Lehre verlangt. Der Protestantismus ist geschieden; immerhin aber könnten einmal die neuen Ideen zu einer Organisation gelangen, welche zuletzt auch von der vornehmen Realpolitik berücksichtigt werden müßte. Um übrigens Diezels Anstreten nicht unbillig zu beurtheilen, darf man nicht vergessen, daß die platte, sächerliche Art, womit kumpfe Radheterei über die größten Erscheinungen der Kirche aburtheilt, noch immer nicht ganz verschwunden ist. So finden wir in einer neuerdings erschienenen Geschichte von Bremen folgendes Urtheil über den Erzbischof Ansgarius: „Seine Schuldeit, List und Verschlagenheit setzt ihn vom vollendetsten Pfaffen, den, Gott und der Menschheit zur Schande, die Erde jemals trug (Gregor VII.) würdig an die Seite!“

— Die Poesie, Statue von Lanvin. Vor einigen Tagen hat Lanvin in seiner Werkstätte eine eben vollendete Statue zum Gutenberg-Denkmal vorgezeigt, nämlich die sinnende Figur der Poesie; sie bildet, im Verein mit den entsprechenden Gestalten der Industrie, der Naturwissenschaft und der Theologie den Hauptschmuck des Untersatzes. Die Poesie, wie der geistvolle Künstler sie aufgefaßt hat, erscheint ganz verschieden von der herkömmlichen Weise, auch der wie sie uns als eine Hauptfigur, schaffend-erhabener, festivell auf dem höchsten Male standen wirdern. Der weibliche Genius der Dichtung, wie er sich an unserm deutschen Denkmal zeigen wird, entspricht mehr den romantischen Begriffen. Das großen Kattenwurfes ungeachtet, sehen wir die träumerische, sinnig nachdenkliche Erzählerin, die Aventüre des Mittelalters, vor uns. Wer auch über diesen erlauschten Gedanken mit Lanvin rechten wollte, wird doch die Vollendung und den Reiz der Ausführung anerkennen müssen. Der Mund ist sprechend, die Züge lieblich und doch hoheitsvoll, von phantastischem Ausdruck, aber nicht ohne Größe. Die Behandlung des Gewandes und des wellenförmigen Haars, das in der That einen blonden Glanzruf macht, mögen die Sachkenner würdigen. — Von den vier Städtefiguren, welche unten am Postestal stehen sollen, — Mainz, Frankfurt, Straßburg, Venedig — sind die beiden letztgenannten bereits vollendet. Das Denkmal in seiner Totalität wird unter den Bäumen deutscher Städte einen ersten Rang einnehmen, es wird Jedem Freude machen, nur nicht dem Gerste von Schwanthaler, den es in buchstäblichem wie bildlichem Sinn in Schatten stellt.

— Das Lied von Hiawatha. Unter diesem Titel hat Adolf Böttger eine sehr gelungene Uebersetzung der neuesten Dichtung des in unserer Zeit berühmt gewordenen amerikanischen Dichters Longfellow gegeben, die gegenwärtig ausgeschlossen Aufsehen erregt (The song of Hiawatha by Henry Wadsworth Longfellow: abgedruckt in Alfons Dürr's Collection of Standard American Authors Vol XVII. Leipzig 1856.). Diese Dichtung, welche der Verfasser nicht ganz unpassend die indische Edda nennt, erzählt die wunderbare Entstehung des Lebens und die Thaten des Hiawatha, der, gesendet von dem höchsten Geiste Micke Manito zu den Indianerstämmen an den großen Seen, sie von den Sünden des Mangels lehrte und ihnen dadurch Kultur brachte. Eingeflochten sind andere deutungsvereiche Mythen, wie sie traditionell bei den Urbewohnern Nordamerika's fortleben und von Schoolcraft in seinen Algic Researches und seiner History, Condition and Prospects of the Indian Tribes of the United States aufgezeichnet sind. Abgesehen von der hohen Bedeutung, die das Werk in kulturgeschichtlicher Beziehung hat durch die Art, wie es Gesucht eine Fülle reicher, glänzender Schilderungen. Es geht ein urkräftiger Zug durch das Ganze, und die Personen treten in lebendiger Handlung vor's Auge. Hier und da sind fremartige Gleichnisse von schöner, zuweilen überraschender Wirkung. Se S. 113:

Digitized by Google

Was dem Bogen ist die Sehne,
Das ist just das Weib dem Manne;
Zwar sie biegt ihn, doch gebrecht ihm,
Zwar sie zieht ihn, doch sie folgt ihm.
Nutzlos sind sie ohn' einander.

S. 125:

Lieb ist Sonnschein, Haß ist Schatten,
Leben ist gemischt aus Beiden.

Und S. 221:

Nimmer stößt ein Geier nieder
Auf den Hund in Wüsteneien,
Auf den kranken Hirsch und Bisen,
Ohne daß ein andrer Geier,
Aus der Himmelsbläue gleitend,
Ihm gesellet und seinem Flug folgt;
Und ein dritter folgt dem zweiten,
Aus dem fernsten Aether kommend:
Erst ein Punkt und dann ein Geier
Bis die Luft vom Flug sich dunkelt.
So das Unglück! Nicht allein kommt's,
Gleich als ob das eine herzöge,
Verschenkt auf des andern Abzug;
Naht erst eines, folgen andre,
Folgen, sammeln sich in Schaaren
Um ihr Opfer, fleh und leitend:
Erst ein Schatten, dann ein Kummer,
Bis die Luft von Sorgen dunkelt.

Die vortreffliche allegorische Darstellung der Begegnung des Winters und Frühlings finden wir in profaischem Gewande bereits in Lehmann's Magazin für die Literatur des Auslands 1844 Nr. 80 (nach Schoolcraft's Algic Researches), nachdem sie Dr. H. Kletke in seinem Märchensaal alter Völker Bd. XI. S. 373 unter dem Titel: Pyhoan und Segwun wiedergegeben hat.

w.

— Ein besonderer Vorzug des in unserer vorigen Nummer besprochenen Sophokles von Thudichum besteht darin, daß in ihm außer den vollständigen Schauspielen auch sämmtliche von den Alten überlieferte Bruchstücke von Sophokles Dichtungen enthalten sind. Dieselben geben nicht nur wissenschaftlich manche willkommene Aufklärung, sondern vergönnen überhaupt einen erweiterten Einblick in den tiefforschenden Reichthum des Dichters. — Eine nach neuem Grundsätzen gearbeitete Uebertragung des Sophokles, von Wilhelm Jordan, dem Verfasser des Demiurgos und der Liebeleugner, steht in nahrer Aussicht.

— **Zoographisches Kabinet.** Am vorigen Jahre hatte man für Frankfurt die Gründung eines zoologischen Gartens im Sinne. Da dieses Vorhaben auf zu große Schwierigkeiten traf, so wurde neuerdings ein anderer Plan aufgegriffen, der, wie mit Sicherheit angenommen werden kann, innerhalb eines Jahres durchgeführt sein wird. Es soll nämlich ein zoographisches Kabinet eingerichtet werden, das nicht, wie die Senckenbergischen Sammlungen, eine rein wissenschaftliche Aufstellung von Exemplaren, sondern wirkliche Bilder aus dem Thierleben zur Anschauung bringen soll. Mibelanni ist das jegliche Buch von Schmidt, „Thierleben der Urwelt;“ nach dem Mexiken, das wir über den Plan des zoographischen Kabinets wissen, wird es die ansprechendste Illustration zu Schmidt's Schilderungen bieten. Die botanische und zoognostische Ausschmückung wird den Hochalpen nachgebildet und die animalische Welt vom Königsadler bis zum kleinsten Schmetterling vertreten sein. In einem besonderen Zimmer werden sich als unterhaltende Curiosität siebenzehn Gruppen nach Kaulbachs Zeichnungen zu Reinecke Fuchs darstellen, in der Art wie sie auf der Kaulbach-Ausstellung so großen Erfolg hatten. Eine Bärenfamilie, die man ebenfalls naturgetreu gruppirte wird, kann und vielleicht in Alts Trolls Höhle nach Heine's Schilderung verlegen, bei der Einem, wie Detmold sagte, ganz wirthlich zu Muthe wird. Das zoographische Kabinet wird gewiß namentlich bei den Fremden und bei der Jugend als Sehenswürdigkeit ansprechendes Glück machen.

— Der pseudonyme Elfried von Taura, der kürzlich den vom Hannoverschen Courier ausgeschriebenen Preis für die beste Novelle erhalten hat, ist ein junger Schriftsteller Namens August Peters aus Taura in Sachsen; er verlegte seine Novelle in der Strafanstalt Waldheim, wo er noch wegen Verbrüderung zum Dresdener Maiaufstand in Haft ist.

— Die „Times“ verfehlen Herrn Macaulay mit großer Entschiedenheit auf, sich gegen den Dichter Dogworth Dixon wegen seiner fortdauernden Angriffe auf den Charakter William Penns zu verantworten; „nach den Gesetzen der literarischen Republik“ dürfe er nicht thun als habe er nichts gehört, sondern müsse vom Gegner, der mit wissenschaftlichen Nachweisen gegen ihn aufgetreten, Rede stehen.

— Der deutsche Kaiser Maximilian I. legte bekanntlich einen hohen Werth auf edle Abstammung und beschäftigte sich gern mit der Anfertigung und Verbesserung genealogischer Tafeln. Es wird erzählt, daß ein heruntertier Herr ihn deshalb mit der Frage geneckt habe:

Als Adam grub und Eva spann,
Wer war denn da ein Edelmann?

Der Kaiser erwiederte:

Ich bin ein Mann wie andre Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann (gönnte).

Der erste Vers hat große Verbreitung gefunden und ist in einigen Sammlungen als deutscher Spruch angeführt. Dies ist er aber ursprünglich nicht; er stammt vielmehr aus England. Der Zeitdichter Johann Cade, in welchem Shakspeare (vergl. König Heinrich VI.) das Urbild eines rohen Demagogen unübertrefflich zeichnete, nahm um 1450 den Namen Mortimer an und gab sich für ein Mitglied der königlichen Familie aus. In ihr unruhigen Provinz Kent erhob er einen Aufstand und zog mit einer Schaar von zwanzigtausend Mann gegen London; seine Fahne trug den Spruch:

When Adam delv'd and Eve span,
Who was then a gentleman?

Es ist ein kleiner Beitrag zur Charakterkritik des demokratisch aufgeregten fünfzehnten Jahrhunderts, daß ein solcher Spruch sich durch Europa verbreitete und in deutscher Uebersetzung volksthümlich wurde.

Vormärzliche Distichen

von Ludwig Braunfels.

Jahreszeiten.

1. Januar: Die Gewalt der Iber.

Liegen im Kerker des Winters die befreiten Kelme vergraben,
Wächst schon unter des Schnees Wüste der Lebens Gewalt.

2. Februar: Schlaf und Erwachen.

Hängen die Zweige noch kahl, regt unter dem Bast sich der Zukunft
Knospe; mit wedendem Kuß ruft sie der Lenz an das Licht.

3. März: Frühlingsprophet.

Weh euch! heult in dem Walde der Wolf; und es flattern die Kinder,
Schon auf schäumendem Baum singt noch ein Lied der Mai'd.

4. April: Drang und Kampf.

Kaum blitzt auf der belebender Strahl, so umdrängt ihn Gewölk schon.
Immer doch neu mit dem Feind kämpft das erobernde Licht.

5. Mai: Siegesfeyer.

Bang vor den Pfeilen des Lichts nun flieht der Tyrann; und die Spuren,
Die er getreten, verdeckt eilig mit Blumen die Flur.

6. Juni: Dauer ohne Wechsel.

Mahlig im sonntagen Schritt hinschreiten die Tage; das Heute
Gibt, und das Morgen verheißt: — hast du zum Glück die Gebuld?

7. Juli: Zu viel.

Offen gelegt sind die Schätze der Welt; frei wähle, genieße.
— Thor! weil Gluth dich versengt, wünschst du den Winter zurück?

8. August: Saat und Ernte.

Hast du gesäumt, nimm heute den Lohn, und tern' es: Hienieden
Ist, was die Ernte dir gibt, nur, was du säend gewollt.

9. September: Anfang des Endes.

Länger, zu lang ist drohter die Gluth? — Schon kühlen die Nächte;
Und daß trägt an der Stirn Spuren des Alters die Zeit.

10. Oktober: Letzter Genuß.

Bald in die Leden des Jahrs streut grausichen Reif der Oktober;
Rasch nimm, eh du erstarrst, Trost und Erinnerung im Wein.

11. November: Nach Uebersättigung Hunger.

Was einst blühte, zerstiebt; es verkümmert die Natur; und die freien
Bürger der leblichen Flur fesselt das rauhe Gesetz.

12. December: Hoffnung — für Wen?

So aus Leben entsteigt der Tod; wann künftig dem Tode
Anderes Leben entbleigt. — — lebet ein anderes Geschlecht.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 16. Frankfurt a. M., den 19. April 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Ronio Palearis, der wiedererstandene Kämpfer für Geistesfreiheit.

Mittheilungen über Heine.

Die Offenbacher Autobiographie. Von E. P.

Stimmen der Opposition in Frankreich.

Neue Bücher. Angezeigt von E.

Feuilleton. Glaßen's Schuldrama. — Eine Mittheilung über Platen. — Eugen Sue's neue geschichtliche Entdeckungen. — Arnold Ruge über Materialismus und Realismus. — Dante's Spuren in Florenz. — Tieck's Schulaufsätze. — Volksjuden. — Frauenliteratur. — Simenides u. s. w. u. s. w.

Ronio Palearis,

der wiedererstandene Kämpfer für Geistesfreiheit.

I.

Seine Zeit.

Die Meinungskämpfe in Piemont und der Lombardei haben neuerdings die Aufmerksamkeit der Forscher wieder auf das Zeitalter der höchsten Geistesbildung Italiens gelenkt. Man hatte sich an die Ansicht gewöhnt, daß jenseits der Alpen der Geist religiöser Untersuchung erstorben sei, daß der nach außen gewandte romanische Sinn sich um den Zwiespalt von Leben und Lehre nicht beunruhige, daß es für den Italiäner einen anderen Uebergang als von der Bigotterie zu völligem Unglauben nicht gebe. Der Unglaube läßt sich die religiösen Aeußerlichkeiten in derselben Weise gefallen, wie man sich die gefeilten gefallen läßt; er protestirt gegen die Messe so wenig, wie gegen das Huhnbeinchen. Nun aber zeigten sich in unsren Tagen die Spuren eines ernsteren Geistes, der sich gegen die Hierarchie nicht blos mit der veralteten Lösung aus Voltaire's Zeit erhebt. Das protestantische Europa nimmt wahr, daß im Gebirgslande die Gesinnung der Waldenser noch nicht erstorben ist. Zwar wird man gewiß nicht, wie einige Stimmen aus England weissagen, die Volksreligion Italiens durch Bibel und Gesangbuch ersetzt oder die sardinische Landesgemeinde von Consistorien verwaltet sehen; diese Gewißheit schließt aber eine Prüfung und Läuterung des Kirchenwesens nicht aus.

Die berühmten Gelehrten der mediceischen Zeit, welche wie Cicero redeten und wie Virgil dichteten, dachten bekanntlich sehr wenig daran, auch in der Religion auf das Aechte, Unverderbte zurückzugehen. Luther erklärte, Gott habe die Sprachen hauptsächlich um des Evangeliums willen wieder auferstehen lassen. Der große italiänische Humanist Politianus dagegen bedauerte nichts mehr, als die Zeit, die er auf die Bibel und das Hebräische verwandt hatte. Das heidnische wie das christliche Element lieferte diesen Männern gleich werthvollen Schmuck für ihren Styl, und man nahm keinen Anstoß daran, Christus als den gekreuzigten Sohn Jupiters zu bezeichnen.

Gleichwohl fehlte es nicht an Vertretern einer tieferen Sinnesart; nicht alle Zöglinge der toskanischen und römischen Bildung gehörten zu den Epikuräern, die nach Luthers Ausdruck nur das für wahr halten, was dem Leibe wohl thut und der Vernunft schmeichelt. Ein Laurentius Valla befreit fünfzig Jahre vor Luther die weltlichen Ansprüche des Papstthums. Als die Freunde des großen Cosimus zuerst das klassische Alterthum kennen lernten, erfüllte sie der Anhauch desselben mit einer idealen Glut der Wahrheitsliebe; Plato's Geist ruhte auf ihren Zusammenkünften. Die edlen Männer, welche zur Zeit des Anfangs der Reformation sich bei einer Kirche jenseits des Tiber zum Oratorium der göttlichen Liebe vereinigten, bekannten sich zu der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. In ihnen erwachte derselbe sittliche Aufschwung, der die besten deutschen Humanisten beseelte. Aber der Ausgang war ein anderer. So lange der weltliche, geistvolle Epikuräismus in Rom herrschte, bildeten die Mitglieder des Oratoriums mit Tausenden, die ihnen gleichgesinnt waren, eine stille, aber mächtige Minorität. Als man den furchtbaren Ernst der Sachlage erkannt hatte, wurden die Vorzüglichsten unter ihnen, ein Contarini, Bembo, Sadoleti seit Paul dem Dritten zur Leitung der Angelegenheiten miteerufen. Ihre Gesinnungen erlangten äußere Kraft; von Bologna und Modena aus verbreitete man die Schriften ihrer kühnsten Anhänger in zahllosen Abdrücken; ein großer Theil des Schullehrerstandes bekannte sich zu ihren Ansichten. Den Höhepunkt ihrer Macht erreichten sie im Jahr 1541, als der milde Contarini in Regensburg erschien und im Namen des Pabstes Zugeständnisse machte, die Melanchthon für genügend hielt. Aber die Aussöhnung kam nicht zu Stande.

Nun beginnt ein merkwürdiger Umschlag. Durch den Orden Loyola's, durch die Satzungen von Trient befestigt sich die römische Kirche; und jene Träger eines ernsten, frommen Geistes verwenden ihr ganzes Gewicht auf die sittliche Hebung derselben. Eine altehebräische Sittenstrenge, die an Calvin erinnert, wurde selbst gegen die Künste gewandt. Sechzig Jahre vorher hatte Savonarola's Schwärmerei einen Fra Bartolomeo dazu vermocht, seine Bilder auf den Scheiterhaufen zu legen. Jetzt nahm Paul der Vierte an den nackten Figuren des jüngsten Gerichtes von Buonarroti Anstoß und ließ ihnen Gewänder anmalen *). Seine Vollendung erlangte das neue System unter dem starren Pius dem Fünften († 1571). Dem schamlosen Pietro Aretino hatten noch Kaiser und Pabst Schmeicheleien erwiesen; sein Geistesverwandter Nicolo Franco wurde unter Pius V. an den Galgen gehängt.

Noch weit energischer und durchgreifender als der Eifer gegen die Frivolität, die man aus der Volkseigenthümlichkeit ja doch nicht entfernen konnte, war der Vernichtungskrieg, den man gegen die noch übrigen Lebenszeichen der Reform begann. Was anfangs die nordische Bewegung zu begünstigen schien, weihete nun seine Kraft

*) Durch Daniel von Volterra, der dafür den Namen Il Braghettone (der Hosenverfertiger) erhielt.

Digitized by Google

dem sich erneuenden Katholicismus. Wer in dieser Verschmelzung nicht aufgehen wollte, wer sich der deutschen Entwickelung zuneigte, mußte der italischen Heimath entsagen. Wer dies noch konnte, war glücklich zu preisen. Der Bischof von Capo d'Istria, Vergerius, war nach Wittenberg gesandt worden, um Luthers Lehren zu widerlegen, hatte sich aber aus dessen Gegner zu seinem eifrigsten Anhänger bekehrt. Er führte das evangelische Kirchenthum in Graubündten ein und sorgte für Verbreitung der Bibel unter den slavischen Stämmen. Den Augustinermönch Peter Martyr führte sein Wanderleben von Straßburg nach Oxford und von da wieder an den Oberrhein. Der fromme Ochino (auch Occilus), General des Kapuzinerordens, hatte lange Zeit beim Volk und selbst bei Kardinälen für einen Heiligen gegolten. Nach der Einrichtung oder vielmehr Umbildung der Inquisition gab er das Siegel seines Ordens ab und flüchtete nach Genf, die er nach vielen Verirrungen und Unfällen in Mähren eines kläglichen Todes starb. Auch edle, hochgebildete Frauen, deren dealer, in Plato's Schule herangebildeter Sinn die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben eifrig erfaßte, traf ein hartes Loos. Die schöne, gelehrte Olympia Morata war so glücklich, mit ihrem Gemahl nach Deutschland zu entkommen; sie starb, 29 Jahre alt, in Heidelberg. Aber der hochgebornen Renata, Herzogin von Ferrara (der Mutter von Tasso's Leonore) waren trübe Tage beschieden; „sie mischte ihren Wein mit Thränen." Pius V. ordnete an, daß das geistliche Gericht sich nicht blos mit neu begangenen Verbrechen der Ketzerei, sondern auch mit solchen, über welche zehn oder zwanzig Jahre hingegangen waren, befassen sollte. Das neue Verfahren wirkte rasch und gründlich. Als in dem Jahre, welches der Bartholomäusnacht voranging, Gregor der Dreizehnte den päbstlichen Thron bestieg*), konnte man annehmen, daß jede Spur des deutschen, des evangelischen Ausstrebens vertilgt, daß die Halbinsel wieder völlig romanisirt sei.

Es ist durch die Verhältnisse Italiens leicht erklärlich, daß man in unseren Tagen jenen unterdrückten Anfängen einer italienischen Reformation erneute Theilnahme zuwandte. Das Leben des Vergerius ist vor Kurzem ausführlich und gründlich dargestellt worden**). Noch anziehender aber ist die Beschäftigung mit denjenigen Bekennern der neuen Ansicht, welche im Lande blieben, ohne sich der Restauration anzuschließen. Für sie konnte, mochten sie noch so gerne sich auf die Einsamkeit der Studien beschränken, das Loos des Martyrthums nicht ausbleiben. Zu dieser Sphäre hastet die Betrachtung zumeist auf einem Buche und auf einem Mann: auf dem Buche von der Wohlthat Christi und auf Aonio Paleario, seinem Verfasser.

Das Buch von der Wohlthat des Todes Christi (beneficio di Cristo Crucifisso) wurde um 1540 in Modena auf besonderen Befehl des Bischofs Morone gedruckt und verbreitete sich rasch von einem Ende Italiens zum anderen; die Pressen von Venedig lieferten allein vierzigtausend Abdrücke. Es handelte von der Rechtfertigung im Sinne Luthers; es betrog Viele, sagt ein Bericht der Inquisition, weil es in einnehmender Weise geschrieben war. Auch ist keinem anderen Werke mit so durchgreifender Sorgfalt nachgespürt worden. In Rom verbrannte man ganze Scheiterhaufen von weggenommenen Exemplaren. Von London aus bemühte man sich schon im Jahre 1575 vergeblich um einen Abdruck. Ranke sagt: „es ist völlig verschwunden und nicht mehr aufzufinden". Macaulay meint: „es ist eben so hoffnungslos verloren als das erste Buch des Livius". Gleichwohl hatte sich ein Exemplar einer Uebersetzung ins Englische erhalten; sie wurde vor fünf Jahren abgedruckt. Endlich, im vorigen Jahr, wurde man durch die Kunde überrascht, daß die ächte toskanische Urschrift des Büchleins im St. Johns-College zu Cambridge aufgefunden sei; sie wurde veröffentlicht und kürzlich auch ins Deutsche übertragen unter dem Titel: „Von der Wohlthat Christi. Das hochberühmte römische Zeugniß aus dem Zeitalter der Reformation; nach vermeintlicher gänzlicher Vernichtung wieder aufgefunden, unter Auflagung des italienischen Originaltextes ins Deutsche übertragen und bevorwortet von einem evangelischen Doctor der Theologie. Leipzig, Dörffling und Franke, 1855."

Nachträglich berichtet die „Allgemeine Zeitung" aus Stuttgart, daß man auf der dortigen königlichen Bibliothek schon längst ein Exemplar hätte haben können. Dasselbe enthält siebzig Blätter im kleinsten Format und entstammt einer anderen Ausgabe als das englische; es wurde 1546 in Venedig bei Philipp Stagnin gedruckt. Bald nachher erschien in Tübingen in der slavischen Buchdruckerei des Freiherrn Hans Ungnad zu Sonneg eine croatische Uebersetzung desselben trattato utilissimo, von welcher Stuttgart ebenfalls einen Abdruck besitzt.

Wer ist der Urheber dieses der Vernichtung entronnenen „Zeugnisses"? Vergerius nennt den englischen Cardinal Poole; doch hatte derselbe schwerlich die toskanische Sprache so naiv und kräftig gehandhabt. Alle älteren Quellen der Büchertunde weisen mit Bestimmtheit auf den berühmten Humanisten Aonio Paleario hin*). Mehr aber als durch sämmtliche Nachweise rechtfertigt sich sein Anspruch durch einen Hinblick auf sein merkwürdiges Leben und Wirken. Durch den wieder entdeckten Paleario wird die neuere Geschichte um eine hochbedeutende Gestalt bereichert, um einen Kämpfer für Geistesfreiheit, dem in Bezug auf reine Absicht, auf innige, geriegene Ueberzeugung, auf bewußte Ausdauer Wenige gleichkommen, und dem es vergönnt war, die Lehre seines Lebens durch den Tod eines Sokrates oder Huß zu besiegeln.

(Schluß folgt.)

*) Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir eines Umstandes, den die italienischen Reichsarchivbücher nicht verzeichnet haben. Im Audienzsaal des Vatikan, der sogenannten Sala Regia, ist bekanntlich eine Reihe von Begebenheiten, durch welche die Kirche verherrlicht wurde, in Fresko dargestellt; so die Scene von Canossa, die Uebertragung Kaiser Friedrichs I. vor dem Papst, die Verfassung Friedrichs II durch Gregor IX. Auch die Bartholomäusnacht ist durch eines dieser Gemälde verewigt; die Unterschrift jedoch, welche zu ihrer Erklärung diente, ist neuerdings durch Ueberstreichen entfernt worden.

**) P. P. Vergerius, päbstlicher Nuntius, katholischer Bischof und Verkämpfer des Evangeliums, von C. H. Sitz; Braunschweig 1855.

*) Von Späteren sagt Bayle: „das Buch ist verloren, aber der Inhalt findet sich in Paleario's dritter Rede". Theodosius meint blos so, daß es dem Paleario zugeschrieben werde. Ranke ist nicht für diese Vermuthung, weil der Inquisitionsbericht sagt, ein Mönch von San-Severino in Neapel habe das Buch verfaßt und Flaminius es umgearbeitet. Uebrigens war letzterer dem Paleario genau bekannt. Dieser zählte zu seinen Gönnern den Fürsten San-Severino in Salerno, dem er ein Buch widmete.

**) Eingehenden s. Nr. 1 und 14 des Museums, im Feuilleton.

***) Dasselbe bezieht sich auf ein Bildwerk im alten Schlosse zu Berlin. — Ein sehr bekanntes, auf Leo Montez, berühmtes Epigramm, das allgemein in Heine's Namen verbreitet wurde, rührt nicht von ihm her.

Digitized by Google

zu Ruge's deutsch-französischen Jahrbüchern beigesteuert, nicht wieder abdrucken lassen. Heine's Verbindung mit Ruge und der ganzen äußersten Linken des Hegelthums war ebenso wie seine Annäherung an communistische Lehren rein äußerlich. Von beschaulicher Natur, der Grundanlage seines Wesens nach vielseitig und über jede Richtung billig urtheilend, hatte er das Unglück, sein Leben in einer Parteisphäre zuzubringen, in welcher active Einseitigkeit eine Tugend ist. Er fühlte wohl, daß zwischen ihm und jenen kategorisch absprechenden Feinden jeden fehrt Schwärmerei und „Schrulle" eine Kluft war. „Sind Sie mit der Richtung meiner Freunde einverstanden?" fragte ihn ein Mitarbeiter jener Jahrbücher. „Mit der Hinrichtung Ihrer Feinde wäre ich allenfalls eher einverstanden," war die Antwort.

Das dritte Gedicht, welches Heine aus den Sammlungen zurückließ, war von harmloserm Inhalt, nämlich eine Versbetung Meyerbeers; sie begann mit dem von Israel gesungenen Vers:

Heil dem Meister, der uns theure;
Heil dem großen Bärenmeyer,
Heil dem großen Meyerbeer,
Der nach Nöthen lang und schwer,
Der nach langen Schwerenöthen
Uns geboren den Prophéten!

In diesen drei Spottgedichten kommt noch ein unheimlich ernsthaftes, jenes viel besprochene und noch mehr besungene Lied, welches die düstere Noth der schlesischen Weber zum Gegenstand hatte. Dasselbe ist sehr kraftvoll im Ausdruck, obwohl der Ton drs verzweifelnden Grolles bei Heine nicht natürlich ist. Es ruhsäht einen dreifachen Fluch, gegen Religion, Monarchie und Vaterland; es wurde vor 1848 bei Zusammenkünften deutscher Handwerker in Paris mit großer Wirkung als Quartett vorgetragen.

Ein Bedenken, das im Gespräch mit Heine oft angeregt wurde, betraf seine Angriffe gegen bedeutende und berühmte Personen; es wurde gefragt, ob solche in künftigen Ausgaben unverkürzt ihren Platz einnehmen sollten. Die Frage bezog sich zumeist auf die Verspottung Platens und auf das Pud über Börne. Was das letztere betrifft, so fühlte Heine wohl, daß er mit dem Ausspruch „es sei süß der Leiche eines Feindes zu folgen" sich selbst brandgesetzt habe. Im Uebrigen behauptete er standhaft, daß er, trog mancher von Börne's Freunden erfahrenen Unbill, demselben doch gerecht gewesen sei. Hätte er persönliche Besuchungen unterlassen, so könnte man ihm völlig beistimmen. Mit geschraubtem Pathos, in welchem wir sammt Vielen befangen waren, stellten Börne's Verehrer ihren Helden neben die ersten Urbilder der Menschheit. Sie waren unzufrieden, daß Heine ihn mit dem Engländer Hazlitt und mit dem Franzosen Paul Louis Courier in Parallele brachte. Wer aber den letzteren kennt, wird gestehen, daß Börne's Werth zu dieser Zusammenstellung eher zu hoch als zu niedrig angeschlagen ist.

Ueber Heine's Ausfälle gegen Platen ist das Urtheil so einstimmig, daß es ganz vergebene Mühe wäre, hier noch Schmähworte dem Tadel beizufügen. Um gerecht zu sein, müssen wir vielmehr an den Ursprung dieser traurigen Fehde erinnern. Heine hatte in den zweiten Band seiner Reisebilder eine Reihe gereimter Xenien von Immermann aufgenommen, deren einige gegen die damals moderne Spielerei mit orientalischen Formen und Bildern gerichtet waren. Platen glaubte sich davon betroffen und nahm Veranlassung, in dem Lustspiel „der romantische Oedipus" Immermann als das Musterbild aller Verkehrtheit und Gemeinheit darzustellen, was er doch wahrlich nicht war. Einzelnheiten waren einige nicht nur sehr verletzende, sondern in der That ungerimmende Persönlichkeiten gegen Heine. Der viel ernstere, großdenkende Platen stand hierbei wohl mit unter dem Einfluß von Lakaiverhältnissen; sonst wäre das Verfahren unbegreiflich bei diesem edlen Geist, der ein so hohes dichterisches Ideal im Sinne trug und es großentheils auch zur Darstellung brachte. Er mußte von einem empfindlichen, witzigen, rücksichtslosen Gegner wie Heine eine starke Zurechtweisung erwarten. Daß freilich dieser sich bei Ertheilung derselben in einen Sumpf der Gemeinheit verlor, hat in letzter Instanz seinem eigenen Ruhme unendlich mehr als dem seines Gegners geschadet.

Von der Anerkennung, die seine Lieder fanden, überhaupt von Ruhme, sprach Heine mit Gleichgültigkeit. Er selbst schätzte seine Prosa höher als die Gedichte. Doch eines schmeichelhaften Umstandes erwähnte er mehrfach, daß nämlich an Gauges einige seiner Lieder in die Landessprache der Hindu übersetzt wurden. Ein Lob von Varnhagen, ein wiederzerzähltes rühmendes Wort von Jacob Grimm gaben ihm die beste Stimmung. Gern erzählte er folgenden kleinen Vorfall: Als er vom Leseladinen heimkehrend die vier Treppen zu seiner Wohnung im Faubourg Poissonière hinaustam, empfing ihn an der Thür seine Frau und bemerkte ihm im Ton des Vorwurfs, ein ganz alter Herr sei da gewesen; sie habe ihn sehr bedauert, daß er ganz umsonst so hoch steigen müssen. Heine besah die Visitenkarte; „röste dich, mein Kind, sagte er; der Mann ist schon höher gestiegen als zu uns;" — es war die Karte Alexander von Humboldts.

Die Vorliebe für die biblischen Schriften, welche Heine bekundete im letzten Jahrzehend vielfach kundgegeben, war durchaus ächt. Mit seiner sogenannten Bekehrung zum Deismus stieß dieselbe nur in losem Zusammenhang. Es ist vielmehr ein besonderer Segen der deutschen wie der englischen Geistesbildung, daß die Ehrfurcht vor der Bibel zu ihren wesentlichen Elementen gehört. Ist doch die neudeutsche wie die englische Sprache durch Auslegung der beiden Testamente zur Mannskraft erwachsen. An ihnen schulte sich das Denken und Dichten unserer Großgeister. Selbst unsere Freidenker, ja unsere Humoristen entziehen sich dieser Einflüsse nicht, es müßte denn der Fluch völliger Verkehrtheit oder Unpoesie auf ihnen lasten. Lord Byron konnte die Bibel nicht entbehren, Heine ebenso wenig. War er doch der letzte Ausläufer unserer romantischen Schule, welche das Volksthümliche, das Ursprüngliche in seiner Großartigkeit immer werth hielt. In diesem einen Bezug trafen seine deutschen Sympathien mit seinen jüdischen in schöner Einheit zusammen. Die Betrachtungen über das alte Testament, welche wir in dem Buche über Börne fesen, stehen dem schönsten nahe, das Goethe und Börne in ähnlichem Sinne schrieben. Die hohe Gestalt Mose's des Propheten war für Heine die wertvollste der Weltgeschichte. „So oft man sich mit Mose beschäftigt, sagte er, erstaunt man von Neuem über seine Größe. Man sollte gar nicht von ihm sprechen, so wenig wie von der eignen Mutter."

Im Jahr 1846 las Heine die Geschichte der Israeliten von J. M. Jost mit dem größten Antheil. „Hätte ich die Gewißheit, noch zehn Jahre zu leben, sagte er, so würde auch ich jüdische Geschichten schreiben. Zur Vorbereitung aber müßte man ein ganzes Jahr fein Buch als den Herodot lesen."

Um dieselbe Zeit wandte sich Heine an den Schreiber Dieses mit der Bitte um Auskunft über das tolle Religionsgespräch, welches zwischen Christen und Juden stattgefunden, und über die daran betheiligten Personen. Folgendes Ergebnis unseres Nachlesens wird man wohl nicht ungern hier finden.

Josua Eschel, geboren 1691, der Sohn eines Juweliers in Frankfurt an der Oder (seine Mutter war eine geborene Pinto aus Amsterdam) hatte eine sehr abenteuerliche Jugend verlebt. Die Erzählungen der palästinischen Juden, welche alljährlich zum Einsammeln von Almosen für Jerusalem nach Europa kommen, entzündeten in dem Knaben eine mächtige Sehnsucht nach dem gelobten Lande. Trotz aller Abmahnungen seiner Mutter trat er mit einem jener Abgesandten, Namens Jekutiel, die Landreise nach Jerusalem an. In der Nähe von Orzakow wurden sie von tatarischen Räubern überfallen; Josua wurde von seinem Herrn getrennt und in einer Stadt am schwarzen Meere als Sclave verkauft. Als solcher kam er später nach Smyrna, wo er sich standhaft weigerte, zum Islam überzutreten. Um 150 Piaster kaufte ihn die Judenschaft in Smyrna

Digitized by Google

los. Er reiste zurück und widmete sich in Krakau der talmudischen Gelehrsamkeit. Hier entlarvte er einen jüdischen Wunderthäter (Baalschem). Durch seine Kenntnisse bewogen, nahm ihn der Hofjude Wallich zu Sondershausen in sein Haus und gönnte ihm den Gebrauch seiner reichen Bibliothek. Josua studierte besonders die prophetischen Bücher; in Gesprächen mit dem Hofprediger Reinhard und anderen Theologen kam er zu der Ueberzeugung, die Weissagungen des Jesaiad seien auf Christum zu beziehen. Er nahm, begleitet von Reinhard, von seinen Glaubensgenossen in der Synagoge Abschied. Die Juden der umliegenden Gegend forderten ihn zu einem Religionsgespräch auf, welches im Anfange des Jahres 1722 vor der Synagoge in Dessau statt fand (also sieben Jahre bevor in derselben Stadt Moses Mendelsohn geboren wurde). Eschel war begleitet vom Hofrath Janus, von einem fürstlich dessauischen Rath und mehreren Geistlichen. Die jüdischen Lehrer waren billigdenkend genug, ihm auf Janus' Anfrage über seine sittliche Aufführung das beste Zeugniß zu ertheilen; das Gespräch selbst aber blieb ebenso erfolglos, wie alle früher stattgefundenen. Am zweiten Weihnachtstage 1722 wurde Eschel in Sondershausen getauft; seine Pathen waren die regierenden Herzoge von Sachsen-Gotha und Braunschweig; als Taufzeugen wohnten die Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen, die Pfalzgräfin am Rhein der Handlung bei. — Im Jahr 1779 feierte der Doctor der Theologie, Pfarrer August in Eschenberga in Thüringen sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum; dies war der ehemalige Jude Eschel aus Frankfurt an der Oder. Drei Jahre früher verschied er sanft in seinem einundzwanzigsten Jahre.

Diese Mittheilung beschäftigte Heine's Lehrhaft; doch fand er bald die Schwierigkeiten für eine dichterische Behandlung zu groß. „Ich glaube anfangs, sagte er, ich könnte die thüringisch-protestantische Scenerie bewältigen, weil mir die Holländer oft gelungen sind; es ist aber doch eine andere Sache". Die Disputation als Motiv einer humoristischen Dichtung trug er lang mit sich herum; er gab ihr aber zuletzt ein durchaus verschiedenes Gewand, indem er sie in das mittelalterliche Spanien, in die Zeit Pedro's des Grausamen verlegte.

Heine ist mit Unrecht des Leichtsinns und der Oberflächlichkeit im Arbeiten oder gar der Unwissenheit beschuldigt worden. Ein geschulter Fachgelehrter war er freilich nicht; wenn man ihm zeigte, daß er eine Lustspielperson des Aristophanes Paisteeres statt Peisthetaires geschrieben, so lachte er wie Goethe über jenen siebenfüßigen Herameter *). Aber er war nichtsweniger als ungründlich; er machte die Studien zu jeder dichterischen Schöpfung mit großer Sorgfalt, wobei ihm freilich seine geniale Auffassung oft auf halbem Weg aushalf. Seine Sprach- und Literaturkenntnisse waren nicht gering, und er wußte die entlegensten Quellen seinem Verständniß zugänglich zu machen. Wenn er sich lesend etwa mit altfranzösischen, provenzalischen, spanischen, orientalischen Dingen beschäftigt hatte, so war sein Gespräch über dieselben in hohem Grad anziehend und belehrend, voll feiner, treffender Bemerkungen.

Mit diesem Vorzug vereinte sich ein anderer, der an Heine noch wenig anerkannt ist; er hatte ein ganz ausnehmend licht- und maßvolles, verständiges Urtheil. Freilich wurde die Gesundheit dieses vorzüglichen Organes oft gestört. Eitelkeit, Empfindlichkeit, Affectation einer politischen Rolle trübten fortwährend seinen natürlichen klaren Blick. Doch erscheinen jene Vorzüge schon verbunden in den französischen Aufsätzen und stellenweise in Schriften über romantische Literatur. Manche Urtheile aus beiden Werken, die man anfangs gewagt, raffinirt, als frevelhaft fand, sind allmälig als wohlbegründet in unsere ästhetischen Handbücher, sogar in unsere Weltgeschichten übergegangen.

*) Bei der Durchsicht von Hermann und Dorothea fand Heinrich Voß, der Sohn, einen Hexameter, der offenbar einen Fuß zu viel hatte. Befürzt eilte er zu Goethe, um ihn noch rechtzeitig zur Aufbesserung zu veranlassen. Goethe sah den Fehler: „ja wahrhaftig!" rief er mit bedenklicher Miene. „Nun," setzte er nach einer Pause hinzu, „die siebensylbige Bestie soll als Wahrzeichen stehen bleiben."

Als Heine einmal auf der Rue Richelieu einige Bekannte traf und von ihnen hörte, daß sie nach der königlichen Bibliothek unterwegs waren, bemerkte er lachend, aber solche Jugendstreiche sei er längst hinaus. Da sie ihn aber sagten, daß man ihnen die sogenannte Manessische Handschrift der Minnelieder zeigen wolle, begleitete er sie dahin.

Die sittlichen Mängel, die Heinrich Heine's Persönlichkeit entstellten und auch sein Talent beeinträchtigen, sind nur zu bekannt. Eitelkeit, Unzuverlässigkeit, Rachsucht, Mangel an moralischem Muth, Nichtachtung eigener und fremder Ehre, — das sind Anschuldigungen, die man gegen ihn ohne Schonung, aber leider nicht ohne Begründung vorgebracht hat. Vielleicht wären diese Fehler weniger hervorgetreten, wenn ihn das Schicksal begünstigt und ihm den Einsatz in geordnete Verhältnisse vergönnt hätte. Auch ist nicht zu vergessen, daß Heine selbst alle Schwächen ohne Scheu kundgegeben hat. Lord Byron enthüllte seine verdrecherischen Anlagen, Heine sogar seine Niedrigkeiten. Wenn Mancher, der den Stein gegen ihn erhebt, eben so ihun wollte: er würde wohl nicht reiner dastehen. Dies ist freilich keine starke Entschuldigung. Der Cynismus kann, insofern er sich dem leeren Scheln widersetzt, achtbar sein; meist aber ist das Wegwerfen jeder Hülle schon an sich ein Zeichen der Verderbtheit.

Jedenfalls hat Heine durch seine Vergehungen sich selbst am meisten Leid und Schaden zugefügt. An Verläumdung gegen ihn hat man es nicht fehlen lassen; selbst bis in sein achtbares Ehrverhältniß drang dieselbe ein. Auch der Vorwurf persönlicher (physischer) Feigheit wurde in räuberischer, übertriebener Weise gegen ihn erhoben. Ein contemplativer reisbarer Sinn, wie der seinige, war allerdings zu seinem Heldenthum bestimmt; aber sowie er als Göttinger Student sich auf der Mensur gut benahm, ging er auch zu jenem Zweikampf, in den ihn das Buch über Börne verwickelte, mit Heiterkeit und kaltem Blute.

Sein langjähriges, schmerzvolles Hinsterben hat aber ihn den sanften Glanz einer Läuterung ergossen. Um so mehr mag es vergönnt sein, auch auf Heine's Vorzüge noch ausdrücklicher als bisher aufmerksam zu machen. Rein und wahrhaft war der Antheil, den er an großen geistigen Fortschritten nahm. Aechte Humanität zeigte sich in dem Mitgefühl, welches er gerade den verachteten Ständen der Menschheit widmete. Sein Herz schlug für den unterdrückten Bauer wie für den Negersclaven; er liebte den Paria Indiens wie den verkümmerten Cagoten im Pyrenäenland, welchen die basische Bevölkerung in Höhlen verstößt. Die ersten Eindrücke, die er als geborner Jude empfing, sind hier nicht zu verkennen. Mancher Schriftsteller, dem er im Alterigen wohlwollte, z. B. Dingelstedt, reize seine Feindseligkeit durch Seichteien und Ausfälle auf das Judenthum, zu welchen ihm Heine das Recht absprach. Freilich nahm er mit eigenthümlicher Logik dieses Recht für sich selbst ganz und gar in Anspruch.

Die Familiengefühle hegte unser Dichter mit altestamentlicher Innigkeit, Zähigkeit und Treue. Seinen Geschwistern war er, ohne Worte davon zu machen, von ganzer Seele zugethan. Seiner noch lebenden Mutter widmete er demüthige Verehrung. Er hatte Sinn für Freundschaft und war erkenntlich für geleistete Dienste. Einem Fouqué, Wilibald Alexis, einer Elise von Hohenhausen, blieb er zeitlebens dankbar für die Förderung, die sie seinem ersten Auftreten zugewandt hatten. Was geschäftliche Beziehungen angeht, so gibt die Dauerhaftigkeit seines Verhältnisses zum Campe'schen Verlag und zu den Cotta'schen Zeitschriften für ihn ein günstiges Zeugniß. Und, um mit seiner schönsten Eigenschaft zu schließen: Heine war mildthätig und hülfreich in liebenswürdiger Weise, mit der äußersten Ansprachslosigkeit; seine Linke wußte nichts von der Spende, die aus seiner Rechten ging.

Digitized by Google

Die Offenbacher Unbekannte.

Man wird sich des Aufsehens noch erinnern, welches seiner Zeit in allen Kreisen die Erscheinung jenes unbekannten Mädchens erregte, das in Offenbach liebevolle Aufnahme und Pflege und in dem vortigen Lehrer, Herrn Eck, einen so tüchtigen Lehrer und Biographen*) fand. Es konnte nicht fehlen, daß diese räthselhafte Erscheinung die allerverschiedensten Auslegungen erfuhr. Den Einen war sie ein weiblicher Kaspar Hauser, den Andern eine seine Betrügerin vom Genre des Prinzen von Armenien. Bald zeigte sich jedoch, daß sie weder das Eine noch das Andere war, sondern eine Betrogene, betrogen, schändlich betrogen um ihre Kindheit, ihre Jugend, um Geburt, Heimath, Namen und Familienglück. Die Neugier mochte aber Hrn. Eck und seine Schülerin noch so stürmisch umdrängen, er beharrte in unerschütterlichem Schweigen, bis die Zeit erfüllt wäre, da er reden könnte. Er hatte Notizen gesammelt und Aufzeichnungen Tag für Tag, und auf Einmal, da die Sache schon fast eingeschlafen schien, trat er mit seinen romantischen Enthüllungen vor die Oeffentlichkeit. Abermals, aber jetzt mit ganz anderen Tönen, schlug die merkwürdige Kunde an das Ohr des Publikums. Was früher wie eine Fabel klang, das war jetzt eine nicht mehr wegzuraisonnirende Thatsache, die sich wie ein gellender Hülferuf ankündigte und in der ganzen deutschen Presse, wohl auch in tausend fühlenden Herzen, Widerhall fand. Denn die Eck'sche Schrift wurde in allen Theilen Deutschlands mit ungemeinem Interesse gelesen und ist heute in einer sehr starken Auflage bereits nahezu vergriffen. — Die arme Unbekannte war bald sehr bekannt geworden, die vornehme Gesellschaft sing an, sich für das arme ausgestoßene Mädchen zu interessiren, und daselbe hat wohl schwerlich geahnt, daß es auf einige Tage zur Löwin aller Salons geworden ist. Man pilgerte zu Wagen und zu Fuß nach Offenbach, um „Caroline B." (so nennt sie das bei ihr aufgefundene Taschentuch) zu sehen. „Das Mädchen aus der Fremde" gewann dadurch die hülfreiche Theilnahme einiger einflußreichen Persönlichkeiten, die wir allen Grund haben, auch in dem eben jetzt spielenden Act dieses spannenden Drama's mitwirkend hinter den Coulissen zu vermuthen.

Mancher mochte indeß die arme Caroline längst wieder über andern Dingen, über dem neuen Pariser Frieden (auch noch ein „unbekanntes" Wesen!) über dem Kinde von Frankreich und dem Credit mobilier vergessen haben, da tritt die Sache plötzlich — und diesmal allerdings mit einem sehr ernsthaften Gesicht, in den Vordergrund. Wir sehen nämlich österreichische Bevollmächtigte sich in hohem Auftrag mit dem Lehrer der Unbekannten in Einvernehmen setzen, wir sehen die Wälder Ungarns von Wächtern des Gesetzes durchstreift, wir sehen die Möglichkeit einer Lösung dieser dunklen Geschichte am fernen Horizont aufdämmern und eine späte Vergeltung über dem Haupt des Schuldigen heraufziehen. Und so mehr man früher bezweifelt hat, daß die Regierungen von der Sache überhaupt Notiz nehmen würden, um so lauter und aufrichtigere Anerkennung verdient es heute, daß es dennoch geschah. Wie aus der erwähnten Schrift des Herrn Eck hervorgeht, deuten die Spuren des verliegenden Verbrechens auf Ungarn hin, und mit dem Augenblick, wo das Gouvernement dieses Königreichs die Angelegenheit zu der seinen machte, ist diese in das Stadium ihrer Entwickelung getreten. Wir hegen zu den k. k. Behörden das volle Vertrauen, daß sie in der begonnenen Weise fortfahren werden, mit aller Energie und den geeignetsten Maßregeln auf dem betretenen Wege weiter zu gehen, mag er nun in der unterirdischen Waldwohnung, Carolinens vierjährigem Kerker, oder aber vor den Pforten eines Palastes auslaufen.

Auch die großh. hessische Regierung hat sich gleich Anfangs für die Unbekannte interessirt und es an Nichts fehlen lassen, dies zu bethätigen. So hat sie noch ganz kürzlich eine halb officielle Inspectionsreise gutgeheißen und unterstützt, die Hr. Eck, in Begleitung eines Polizeibeamten und eines zweiten Frauenzimmers, mit seiner Pflegebefohlenen zu dem Zwecke unternahm, dieselben Ortschaften aufzusuchen und festzustellen, welche Caroline nach ihrer Aussezung im Walde muthmaßlich berührte, bevor sie, am 14. November 1853, in Weiskirchen angehalten wurde. Die Rundreise hatte aber noch den weiteren Zweck, jenem goldnen Medaillon nachzuspüren, von dem sich die Leser der Eck'schen Schrift erinnern werden, daß es dem hülflosen Mädchen sammt einem Paar goldener Ohrringe und sämmtlichen Kleidern in einem Hause entwandt wurde, worin es einige Tage vor seiner Auslieferung nach Offenbach übernachtet hatte. Dieses Medaillen wäre für den weiteren Verlauf der Sache um deßhalb sehr wichtig, weil es das Bildniß von Carolinens Mutter enthielt. Die Ortschaft und das Haus, wo Caroline beraubt wurde, hat sich nun zwar gefunden, noch nicht aber die bei jener Entwendung wohl zunächst betheiligte Person. Uebrigens hat sich auch hier wieder auf's Neue, an Ort und Stelle, die zuverlässige Glaubwürdigkeit des Mädchens bis ins kleinste Detail bestätigt gefunden, sie erkannte die Aschaffenburger Mainbrücke sofort als dieselbe Brücke wieder, über die sie, wie S. 41 ihrer Geschichte erzählt wird, wenige Tage von ihrer Festnahme gekommen war.

Bald wird man auch Carolinens Bildniß besitzen, das, sicherem Vernehmen nach, eben für die Leipziger Illustrirte Zeitung vorbereitet wird. Inzwischen macht das Original recht tüchtige Fortschritte in seiner geistigen Entwickelung. Das Mädchen hat in verhältnißmäßig rascher Zeit gelernt, seine Gedanken in allgemein verständlichem Deutsch mündlich und schriftlich mitzutheilen, und ihre Schreibfeste zeigen überraschend schöne und kräftige Züge. — Wie die Sache jetzt steht, ist eine Lösung dieser dunkeln Geschichte durchaus keine Unmöglichkeit mehr, mag sie nun in kurzer oder in späterer Zeit erfolgen.

E. P.

*) Vergl. dessen Schrift: „Die langjährige unterirdische Haft zweier Kinder ꝛc." Frankfurt a. M. J. D. Auffarth.

Stimmen der Opposition in Frankreich.

Diejenigen dynastischen Parteien in Frankreich, welche ein freies, verfassungsmäßiges Staatsleben wünschen, sehen bekanntlich ihre Häupter in der Akademie vereinigt. Ihre Fest- und Gelegenheitsreden sind daher, da jetzt ein anderes Forum nicht besteht, politische Ereignisse zu nennen. Die Ideologie ist wieder auf Studien beschränkt und macht sich dieselben zu Nutze.

Die Einkleidung, welche man heutzutage gern in der Akademie wählt, um wissenschaftliche Vorträge in Parlamentsreden umzuwandeln, ist eigenthümlich und rührt eigentlich von Guizot her. Dieser ging in seinen Geschichtsbüchern über die englische Revolution von dem Gedanken aus, dieselbe mit den französischen Ereignissen in Parallele zu bringen. Die Bourbons waren die Stuarts; das ließ sich hören. Die große Rebellion unter Karl dem Ersten (die ächten Altengländer gestehen ihr den ehleren Namen Revolution nicht zu) findet ihr Gegenstück in den Ereignissen unter Ludwig dem Sechzehnten. Cromwell wird mit Napoleon zusammengestellt. Nach ihm gerathen die Verhältnisse in ein Schwanken; General Monk hatte es in der Gewalt, sich an die Spitze der Republik zu stellen oder das Königthum wieder einzuführen. Er wählte das Letztere; die Wiederherstellung fand statt, wie 1815 in Frankreich. Karl II. und Ludwig XVIII. in der Vergleichung unterzubringen, war schwer; denn wenn auch die Regierung der Beiden einen mittleren, etwas gemäßigten Charakter trug, so waren doch die Gründe dazu himmelweit verschieden. Um so leichter ließen sich die Brüder, nämlich der einseitige, unduldsame, mißleitete Jakob II. und sein Pendant Karl X. zusammenstellen. Beide wurden, jeder zugleich mit einem jungen Prätendenten, abgesetzt und vertrieben. Auf Jakob wie auf Karl folgte das Haupt

Digitized by Google

einer Familie, welche dem Königshause nahe stand, aber ihrem Herkommen und ihrer Stellung nach der bürgerlichen Freiheit zugethan war; hier ein Oranien, dort ein Orleans.

Nun hört die Vergleichung auf; denn da Wilhem III., der Oranier, eine dauernde Ordnung der Dinge begründete, so mußte diejenige, welche sich von Ludwig Philipp herschrieb, ebenfalls von Bestand sein. Guizot spann sich in diesen Gedanken so eigensinnig ein, daß er zuletzt ganz ein Sclave seines Gespinnstes wurde; ein merkwürdiger Beleg zu Mephistopheles' tiefsinnigem Wort:

Am Ende hängen wir noch ab
Von Kreaturen, die wir machten.

Durch die Absetzung der Orleans erhielt die Parallele freilich einen Riß; doch ließ Guizot nicht von seiner Gewohnheit. Er griff etwas zurück und stellte in einem besonderen Werke über Monk weniger diesen, als den General Changarnier und dessen vermeintliche Sendung dar.

Unter Napoleon III. wird diese Gattung verhüllter Politik oder symbolischer Geschichtschreibung immer beliebter. Das französische Publikum findet einen großen Reiz darin, unter dem Deckmantel einer Abhandlung seine eigenen verhaltenen Meinungen hervortreten zu sehen.

Dies erklärt die außerordentliche Wirkung, welche kürzlich die akademische Antrittsrede des Herrn von Broglie hervorbrachte. Die Regierungsblätter geriethen in die äußerste Aufregung und gaben verblümt zu verstehen, daß eine Umgestaltung des Instituts nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre. — Herr von Broglie war an die Stelle des Hrn. von St. Aulaire in die Akademie gewählt worden und hatte dem Herkommen gemäß eine Lobrede auf den Letzteren vorzutragen. Da St. Aulaire's höfische Schriften sich auf die Zeiten der Fronde beziehen, so nahm Broglie Veranlassung, den Charakter Mazarin's in einer Weise darzustellen, deren Bedeutung unverkennbar war. Lautlos, mit gespannter Aufmerksamkeit horchte man seinem Vortrag. In diesem heißt es: „Schon im Besitze der Macht, verfolgte Mazarin nur einen Zweck, nämlich seinen eigenen Vortheil. Sich gegenüber hatte er eine ermattete Nation, die nach Ruhe verlangte und der Täuschungen überdrüssig war; die Gutgesinnten waren entwaffnet und entmuthigt, seine Gegner unter sich eifersüchtig, durch wechselseitige Anfeindungen erbittert, er selbst aber entschlossen, zu ihrer Besiegung Alles zu unternehmen". Diese Stelle verdient das Lob der Deutlichkeit; noch mehr die folgende, die in schlagender Kürze die Ursachen von Mazarin's Erfolg zusammenfaßt: „Da er nur einen Gegenstand im Sinn hatte, nämlich: die oberste Gewalt zu behaupten; nur einen Rathgeber: sich selbst; da er, ohne nach der Art der Mittel zu fragen, ohne irgend Scrupel zu kennen, sich vorgenommen hatte, seinen Endzweck um jeden Preis zu erreichen; da ihm auf seinem Pfade weder die Zeit ein Hinderniß war (denn er verstand sich auf das Warten), noch das Geld (denn er versorgte sich aus dem Staatsschatze), noch Einwendungen irgend einer Art; da er sich zu verstellen und den richtigen Augenblick zu ergassen wußte: so hat er, ein Fremder, ohne eine andere Stütze als den großen Namen seines Vorgängers, ohne seinen eigenen Namen (wenigstens bis dahin) durch irgend ein Verdienst bezeichnet zu haben, am Ende die vorzüglichsten Männer seiner Zeit überwunden." — Noch weniger als die doctrinäre Akademie ist der alte (nun sechsundsiebzigjährige) Liedersänger Béranger zu zähmen. In einem seiner neuesten Gedichte heißt es in Bezug auf den kaiserlichen Prinzen:

Il est Hollandais par son père,
Il est Ecossais par sa grand' mère,
Il est Anglais par alliance,
Il est Espagnol par naissance.
Quelle malheureuse chance,
On'il ne manque à l'enfant de France,
Que d'être tant soit peu Français!

Man wird dieses Gedicht nicht den köstlichen, vollendeten Liedern aus Bérangers Jugendzeit zur Seite stellen; seine Bedeutung verdankt es mehr dem Reize des Verbotenen.

Neue Bücher.

Deutscher Humor. Die deutsche komische und humoristische Dichtung seit Beginn des XVI. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Auswahl aus den Quellen, in fünf Büchern mit biographisch-literarischen Notizen, Worterklärungen und einer geschichtlichen Einleitung von Ignaz Hub. Nürnberg, Ebner'sche Buchhandlung. —

Derselbe Verfasser, oder vielmehr Sammler, hat bereits die deutsche Balladendichtung in ähnlicher Weise bearbeitet und dieses Buch hat Anerkennung gefunden. Es ist unsere Zeit, die solche Bücher hervorruft, man kann nichts dawider haben. Nicht Alle wissen es zwar solchen Encyclopädisten Dank, daß sie den „alexandrinischen" Zug unseres Jahrhunderts, welcher ebenfalls ein „hypokratischer" ist, so deutlich machen; denn die schöpfungsdürftige Zeit „sammelt nicht in die Scheunen, und unser himmlischer Vater nähret sie doch." Der himmlische Poetenvater Apollo klopfet übrigens den wohlmeinenden Sammlern auf die Schultern, und sagt: es ist wohlgethan! Es ist besser, das Gute zu zeigen, denn über das Gute stets nur die Achsel zu zucken, das heißt literaturhysterisch philosophiren. Gewiß, am Beispiel munternd man sich auf und vergißt lieber den Kapenjammer des Geistes, als daß man durch Moralpredigen sich immer mehr im Bewußtsein der Erschlaffung bestärkt. Allerdings producirt die Gegenwart unbeklommert fort, aber wo sich das Bedürfniß der Sammlung gezeigt hat, scheint es doch immer mehr ein Reproduciren werden zu wollen. — Blicken wir aber in das vorliegende Buch, so steigen uns meist andere Betrachtungen zu Kopf. Die komische deutsche Literatur ist nicht sowohl im Sterben, als vielmehr im Werden begriffen. Darum hat ein Sammelwerk hier eine andere Bedeutung. Die classische Zeit des Humors soll noch kommen, dazu sind alle Anzeichen vorhanden; sobald daher eine Revue des Geleisteten geboten wird, mag der Genius der Zeit inne werden, was er meiden, was er ausbilden soll. Daß treffliche Keime nationalen Humors bereits gelegt sind, dafür zeugt eben Hub's Sammlung, die nun bis an's achtzehnte Jahrhundert gelangt ist. Von hier an wird, da das gute Volkslied verstummen dürfte, eine gewisse Oede bis auf die neueste Zeit herrschen, denn gerade in der eigentlich komischen Dichtung ist in unserer großen Literaturperiode sehr wenig geleistet worden, beziehungsweise gelungen. Die neue Zeit bedarf aber noch mehr der geschmackvollen Sichtung, als die ältere Epoche, und so wird die Aufgabe fast schwieriger als lohnend werden. Allein Hub hat sein Talent der Auswahl auch im Vorliegenden wieder an den Tag gelegt, und so dessen wir eine angenehme Spende aus seiner muthigen und gewandten Hand zu erhalten.

Dabei frägt sich, wer sucht solche Bücher, wer soll sie suchen? Und die Antwort wird sein, neben dem Liebhaber besonders die Gelehrtenschule. Lyceumsbibliotheken sollten des Werkes nicht entbehren, und es sein somit alle Lehrer der deutschen Literatur an Mittelschulen auf die Brauchbarkeit des Hub'schen Buches aufmerksam gemacht. Die Notizen werden den Schüler anregen, die Erklärungen ihm zu Hülfe kommen, der Lehrer hat ein bequemes Handbuch. Wir hören, daß dasselbe im Norden in diesem Sinne sehr begünstigt worden sei. Darum soll nicht unerwähnt bleiben, daß dem zweiten Bande, laut der Ankündigung des Herrn Verlegers, eine alphabetische Nachweisung, eine Inhaltsübersicht der Dichtarten und eine geschichtliche Einleitung beigegeben werden soll. Wir sind begierig, im „nachfolgenden" Vorwort Hub's Grundsätze bei der Auswahl entwickelt zu finden. Wir werden dann auch sehen, ob unter dem Ausdruck „Dichtung" blos der verflüchtigte Humor gemeint war, was nach dem ersten Bande

Digitized by Google

und um des lieben Maßes willen der Fall zu sein scheint; wir werden finden, welcher Dekonition des Humoristischen der Verfasser gefolgt ist. Ja, es wird uns hierüber erst der zweite Band Aufschluß geben, und wir wünschen, daß Hub seine Theorie „der glücklichen Mitte" berücksichtige, damit der Humor nicht mit der Posse zusammenfalle. Sicher wird dann ebenfalls seinen Platz erhalten, und seine würdige Vertretung nicht allein durch den „Leyerkasten" finden. Die ironische Auflösung des Idealen und Sinnlichen zum Glück vollzieht der humoristische Geist, daher wir z. B. Goethe's Lieder der Geselligkeit nicht vermissen möchten; und eben durch dieses Material wird sodann unsere „klassische Zeit" vertreten sein. Endlich wird Hub nicht überseben dürfen, wie sehr in Sachen des komischen und humoristischen Schaffens Deutschlands Norden und Süden noch mehr als in vielen andern Dingen verschieden sind. Dort gedeiht mehr der Witz, hier der Humor, eine Thatsache, welche schon der Blick in den „Kladderadatsch" und die „fliegenden Blätter" bestätigt. Das gegenseitige Durchdringen und die Verständigung wird schwerlich je auf principiellem Wege geschehen; die Vereinigung, die Einbildung, so zu sagen, muß Deutschlands Eingang auf diesem Gebiete fördern. Sollte wohl Hub, der unsers Wissens in Würzburg, also in Mittelfranken, wohnt, wie nothwendige Vermittelung schwoll zu treffen wissen? Der Norden bezweifelt den südteutschen Geschmack und will nicht empfinden, was komisch ist; während der Süden, ihm zurufend „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erfagen," an des Nordens Universalität verzweifeln möchte. Diese Andeutung möge die Schwierigkeit des Hub'schen Unternehmens verdeutlichen. Die vorsichtig muß auf solchen Boden der Autor, wie nachsichtig sollte das einsichtige Publikum sein! Mit Spannung jedenfalls erwarten wir den zweiten Band. E.

Feuilleton.

— Die vortrefflichen Schulreden, mit welchen Rector Classen die diesjährige Gymnasiumsprüfung schloß, sind im Druck erschienen. Wie boden es erfreulich, daß die Ansichten, welche hier einfach und bündig entwickelt sind, zu mancher Besprechung Veranlassung geben und daß demnach ihr Standpunkt weit über die conventionelle Anerkennung, welche derartige Gelegenheitsschriften leicht finden, hinausgeht. Gute und minder gute Lehrkräfte mag jede Anstalt besitzen; der höchste Vorzug eines Gymnasiums aber ist eine gegenseitige Durchdringung seiner sittlichen und intellectuellen Wirksamkeit, wie sie sich in vielen Anspraden kund gibt. — In jener geistigen Sphäre ist die Reinhaltung der Gattungen ein wohlthätiger Grundsatz; Hr. Classen hält ihn auch für das Gymnasium fest, das sich der Alten die formale Grundbildung zu jedem höheren Studium zur Aufgabe stellen soll. Mit Wärme, ja den gegebenen Verhältnissen nach mit Kühnheit, mahnt er ab von dem Bestreben, von dem Effectuiren (man verzeihe uns das Fremdwort) derjenigen Wissenschaften, zu deren Betrieb die Hochschule bestimmt ist. In der Anfrucht an die abgehenden Schüler sagt Dr. C.: „Nie ist das Verkünnis größer gewesen, den vorherrschenden Interessen des Tages ein ideales Gegengewicht im Leben entgegenzusetzen, als in unserer Zeit. Ich rede von einer idealen Auffassung unserer Lebensaufgabe, welche auf gründlicher Erkenntniß der realen Verhältnisse die Ahnung eines höheren Ziels einnimmt, und, ohne die Grünzen des menschlichen Vermögens überschreiten zu wollen, doch niegends am Erden den Abschluß unseres Strebens findet. Ein solcher Idealismus verwerflichst nicht, sondern er spannt und erfrischt alle Kräfte; er schlägt nicht den Blick nieder durch gefährliche Dossnungen, sondern er steigert die innere Zuversicht durch das Gefühl des Zusammenhangs mit einem größeren Ganzen in ihrem wahren Werth erscheinen." — Diese Worte sind nicht nur schön und bedeutungsvoll, sondern im ersten Sinne zeitgemäß. Schon einmal in diesem Jahrhundert bedauptete die Thatsache ihre Alleinberechtigt; die Ihre war gradezu, aber sie die Welt unter dem Eid beweise sie sich vernünftig. Aehnlich stehen die Dinge in unserer Zeit. Die bestimmende Furcht, welche der progressive Erwerbsmindrieb zwischen einem eigenen Jüngern einflößt; die offenbare Abnahme des Amerikanismus; die handgemeinte Nichtigkeit der materialistischen Anschauung in allen Fragen des höheren Denkens: alle diese Erscheinungen deuten auf das nothwendige Eintreten eines Gegenfages.

— Platen. Gedrde in dem Vorwurfe zu Platens Werken sagt, dieser Dichter habe mit seinem Ausspruche, er wolle eine Iliade und eine Odyssee erfinden, den romantischen Odyssus und die Abassiden gemeint. Diesen literarhistorischen Irrthum berichtigte ich in der Hallischen Literatur-Zeitung, doch ist er in der neuen Auflage stehen geblieben. In Rom theilte mir der Dichter seinen großartigen Plan mit, Kampf und Schicksal der Hohenstaufen in einem Romanzenkranz zu behandeln, der in drei Theile zerfallen und mit Romanischen Geschichten romantisch abschließen sollte. Dieses war die beabsichtigte Iliade, die Abassiden aber die beabsichtigte und auch ausgeführte Odyssee. Ein Zweifel in meiner Berichtigung ist nicht möglich, denn in einem Briefe an mich, datirt 29. Sept. 1834 aus Florenz, heißen die Worte: „Ich ich mich je den Hohenstaufen wieder zuwenden werde, steht zu bezweifeln. Das entsetzliche Gerüsch von Namner und die Barbarossabrei seiner Darstellung haben mir diese Geschichte verleidet. Auch wird sie jetzt so allgemein von Raumer, Gradde, Zimmermann und andern abgehaspelt, daß man kaum mehr daran denken kann." Diese Entschuldigung hatte ich nicht für den wahren Grund des Unterlassens, sondern vermuthe diesen in der innerwohnenden Krankheit.

Konrad Schwenk.

— Sagenheim neue geschichtliche Entdeckungen. C. Sagenheim nimmt in seinem neuen Buch über Rußland als bestimmte Thatsache an, daß die entsetzliche Kaiserin Katharina die Zweite eine Tochter Friedrich's des Großen war. Ihre Mutter, die geistvolle und schöne Prinzessin Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp, war am ein wolles Jahr jünger als der preußische Kronprinz und mit demselben in einer Zeit, da er sich den Liebesabenteuren nur allzusehr widmete, befreundet. Katharina wurde am 2. Mai 1729 in Stettin geboren, als Friedrich 17 Jahre alt war; sie verbrachte ihre Kindheit und Jugend in Berlin. Johanna Elisabeth war mit dem Prinzen Christian August von Zerbst verheirathet. Dieser wurde, als Friedrich den Thron bestiegen hatte, sogleich zum preußischen General der Infanterie, bald darauf zum Kommandanten von Stettin befördert. Der König gab sich große Mühe, seine Tochter zur Gemahlin des russischen Großfürsten zu erheben. Da sie mit diesem (spätern Kaiser Peter dem Dritten) so nahe verwandt war, daß die russische Kirche die Heirath nicht billigen konnte, so starte er das Geld nicht, um Popen und Bischöfe zu bestechen. Die Vermählung kam zu Stande: Sophie Auguste von Zerbst nahm den Namen Katharina an. Im Jahre 1760 starb ihre Mutter in Paris, wo ihr ausschweifender Lebenswandel großes Aufsehen erregte. Zwei Jahre später wurde Peter III., Friedrichs begeisterter Verehrer, ermordet; Katharina erließ ein Manifest, worin sie Friedrich für Rußlands Fürsten Feind erklärte. General Czernitscheff, der im Lager des Königs stand, erhielt den Befehl, mit seinen 20,000 Russen abzuziehen. Es ist allgemein bekannt, daß Friedrich ihn bat, seine Stellungen noch eine Zeitlang zu behalten, wenn er ihn auch nicht thätig unterstützen könnte. Czernitscheff kam dem ehrenvollen; erst nach einer gehobenen Unterredung mit Friedrich gab er nach, um so weiter die Schlacht von Bartenstorf gewonnen (Juli 1762). Was war nun der Inhalt jener Unterredung? Nach Sagenheim kein anderer, als daß Friedrich dem General sein Geheimniß enthüllte, von dem er gleichzeitig auch seiner kaiserlichen Tochter die Kunde zuschickte. Katharina war vielleicht anfangs unangenehm überrascht; doch bald erkannte sie das neu entdeckte Verhältniß ermuthigend, vielleicht auch schmeichelhaft. Es erfolgte die Wiederannäherung Rußlands an Preußen, und bald darauf endete der Siebenjährige Krieg. — So wäre denn Kaiser Nikolaus ein Urenkel Friedrichs des Großen gewesen. Indessen hat Sagenheim mit allen seinen Nachweisen unseres Erachtens nur die Möglichkeit dieser merkwürdigen Verwandtschaft dargethan. In den Abschnitten, worin er seine Entredung vorträgt, erinnert die Darstellung auffallend an die Jobsiade.

— Arnold Ruge hat nach langem Stillschweigen wieder zu einer deutschen Zeitschrift einen Beitrag gegeben; wir teilen nämlich von ihm in den Blättern für literarische Unterhaltung „Etwas über Materialismus und Idealismus". Wir entnehmen dieser merkwürdigen kleinen Abhandlung einige Stellen, welche auch ohne allzugenaues Eingehen auf Ruge's vollsvolksthümliche Auffassung verständlich sein werden: „Das Denken ist wirklich unkörperlich, es ist eine Thätigkeit, die sich vom Gehirn loslöst wie der Ton von der Kehle, wie das Wort vom Munde; es ist freie Bewegung in seinem Elemente, dem selbstbewußten Allgemeinen. Ja nun die Sprache, und die Begriffe, die sie ausdrückt und die sie ist, eine Absonderung des Gehirns wie die Galle von der

Digitized by Google

leber u. f. w.? Dies ist eine abgeschmackte Redensart, deren ganzer Witz in der Unverschämtheit besteht. — Von der sinnlichen Anschauung zum allgemeinen Begriff oder zur intellectuellen Anschauung ist ein ungeheurer Sprung. Diesen Sprung von der Natur in die Metaphysik, vom Anschauen des sinnlichen Gegenstandes zum Anschauen des Abstracten, vom Sehen zum Selbstbewußtsein, den macht das Thier nicht, ihn macht nur der Mensch. — Die Empirie hat freilich eine logische Nothwendigkeit in sich selbst, weil ihr Gegenstand, die Natur, sie so fich hat. Sie selbst sich haben auch ohne bewußtes Denken influirt und schreitet fort selbst durch Bemühungen anphilosophischer Männer. (Aber) die Herren Naturforscher, welche sich einbilden, daß die negative Freiheit von der Theologie und von der Neuenkant „Leid und Seele" schon die ganze, die wirkliche Freiheit sei, machen sich die Sache sehr bequem.“ — Das Auge sich in diesem Sinne äußert, wird bei einem Manne, dem man sensuelle das Organ des abstracten Denkens in einem bedeutenden Grade zugestehen muß, Verwunderen auffallend sein. Eher könnte man sich über die rege Stumpfheit der lesenden Masse verwundern, die alles Ernstes annimmt, weil Vogt und Moleschott Zoologie und Physiologie verstehen, könnten sie auch ohne philosophische Begabung und Bildung über das Verhältniß des Denkenden zum Gedachten absprechen.

— Dante's Spuren in Florenz. Der sogenannte Stein Dante's wird in allen Reisebüchern als Merkwürdigkeit von Florenz bezeichnet. Es hat mit diesem folgende Bewandtniß. Der Platz um den großartigen Dom her war zu Dante's Zeit viel kleiner als heutzutage. Längs den Häusern standen niedrige Steinbänke, auf welchen Abends die Bürger zu sitzen, auch etwa bei Tage den Arbeiten an Giotto's Glockenthurm zuzuschauen pflegten. Den Häuptern des Staates, zu welchen Dante gehörte, ließ man wohl bessimmte Plätze frei. Gegenwärtig, da der Platz erweitert ist, bezeichnet noch die nun da ein Trottoirstein den früheren Umfang desselben und ein solcher trägt in Metallbuchstaben die Inschrift: sasso di Dante. Interessanter ist das Gedächtnißhaus des großen Dichters; doch haben wir es nur mit Worten aufgefunden, da sein Aeußeres es verschmäht. Es steht in einer sehr engen Gasse, ist ganz unscheinbar und trägt über der Thür die Inschrift: nella questa casa degli Alighieri nacque il divino poeta (in diesem Hause der Alighieri wurde der göttliche Dichter geboren). Gestorben und begraben ist er in Ravenna; sein Denkmal hat er in der Kirche Santa Croce zu Florenz zwischen Machiavelli und Galilei. Dreimal, sagt eine Notiz am Piedestal, wurde ihm ein Ehrengrab verheißen; zweimal; endlich 1829 wurde die Tuster es glücklich errichtet. Die eigentliche Inschrift des Denkmals selbst lautet: «Onorate l'altissimo poeta!» L. von Rochau sagt in seinem italienischen Wanderbuche über diese Inschrift: „wer eine größere Plattheit weiß, der melde sich“. Die Plattheit ist denn doch nicht so arg. „Ehre dem erhabensten Dichter“ ist eine der feierlichsten Stellen in der göttlichen Komödie; es ist der Ernst, den die Geister der großen Dichter dem heimkehrenden Homer entgegen bringen. Die Anwendung dieses Ernstes auf Dante selbst hat für jeden gebildeten Italiäner eine Bedeutung, über welche der Durchreisende nicht absprechen sollte.

— Tieck's Schulaufsätze. Da man in den Schulen oft von den Kindern Aufsätze über Stoffe verlangt, die für den jugendlichen Gedankengang zu abstract und allgemein sind: so ist die Unterstützung derselben eben für geist- und phantasiereiche Schüler zualvoller als für trockene Naturen. Dies zeigte sich bei Ludwig Tieck, der um 1798 in der Prima eines Berliner Gymnasiums war. Er suchte sich „allerlei Zeug“, aber mit Aufsätzen über den Krieg oder über die Einsamkeit ging es nicht recht von Statten. Er sprach gewöhnlich seinen Vater, der ein gelehrter, wackerer Steinmetzer war, um Beistand an. Bei Schulaufsätzen ist gewöhnlich der Anfang das schwerste Stück; der alte Tieck wählte die briefliche Einkleidung und machte sich's leicht. Eine Arbeit über den erstgenannten der obigen Stoffe begann er folgendermaßen: „Werthgeschätzter Freund! Sie haben gewünscht, meine Gedanken über die Nachtheile und Vortheile des Krieges kennen zu lernen, ich theile Ihnen hierbeiliegen in kleinen Zeilen in der Kürze mit.“ Auch zu dem Aufsatz: „Gedanken über die Einsamkeit“, bleibtre er eine ähnliche Einleitung. Plötzlich aber riet er auf: „Was weiß ich von der Einsamkeit! Was für Gedanken soll ich darüber haben? Ich habe immer mit Menschen verkehrt. Der dumme Junge schreibt Verse und Komödien und nun weiß er nicht einmal Etwas über die Einsamkeit zu sagen. Mach deine Geschichten allein und laß mich ungeschoren!“ Der Schüler half sich so gut er konnte, indem er in einer kleinen Erzählung das einsame Landleben eines Greismanns schilderte. Zum Glück war der Lehrer nicht ganz ein Knecht der Routine; er machte wohl Bemerkungen über das Ungewöhnliche der Arbeit, aber Ludwig erhielt ein gutes Lob.

— Die Uebersetzung des kürzlich besprochenen „Lieres von Hawatha“ von Longfellow haben gleichzeitig die drei vorzüglichsten deutschen Bearbeiter englischer Dichtungen unternommen. Außer Bötzger hat Alexander Reidhardt seine Uebertragung vollendet; sie liegt uns in der Handschrift vor. Dieselbe ist der Arbeit Bötzger's in Bezug auf Leichtigkeit und Wohllaut, namentlich aber auf Treue gegen den Ton des Originals mindestens gleichzustellen. Eine dritte Uebersetzung, nämlich von Freiligrath, ist bereits angekündigt.

— Das jetzt als angebendes Seebad vielbesuchte Städtchen Folkstone bei Dover, das in jurzer Zeit auch wegen der bequemen und raschen Ueberfahrt nach Boulogne einige Bedeutung erhalten hat, ist von uralter Zeit her das Revera einer Schrulle der Grafschaft Kent. Eine Anzahl von lächerlichen Begebenheiten wird den armen Folkstonern nachgesagt. In dem nahen Sandgate soll man früher auf dem Rathhaus ein Spottbild, welches den Bürgermeister von Folkstone vor der Königin Elisabeth auf einem Sessel sitzend darstellt; ihm sind die Worte in den Mund gegeben: most gracious queen, you are welcome to Folkestone (erlauchte Königin mein, ihr seid willkommen in Folkstein.) Elisabeth antwortet: most gracious fool, get up the stool (erlauchter Esel, steh auf vom Sessel). Folkstone behauptet, die Idee Narrheit habe einen geheimen Ursprung, indem man herausgefunden, daß der Name der Stadt, als Anagramm versetzt, Kent fools (Narren von Kent) ergebe. Andere hatte seinen Demokrit, Schilda rühmt sich seines Gneisnaus; so hat auch Folkstone einen weltberühmten Mann das Dasein gegeben, nämlich Harvey, dem Entdecker des Gesetzes vom Kreislauf des Bluts.

— Frauenliteratur. Arnolds Schtorndab hat „wohl Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche“ herausgegeben und der „Goethe-Gemeinde“ gewidmet; die Widmung ist durch einen Ausspruch der Frau von Staël erläutert: „die Bewunderung Goethe's bildet in Deutschland eine Art von Bruderschaft, an deren Feuermerien die Eingeweihten sich sogleich erkennen“. Auf Goethe's Anwesenheit kommt in dieser Zusammenstellung die Merkzahl, nämlich die Herzogin Amalie, die Frau Rath, Sophie Laroche, Charlotte von Stein, Angelika Kaufmann, Rahel Varnhagen und Bettina von Arnim; näher zu Schiller steht außer seiner Frau und deren Schwester Karoline von Wolzogen noch Charlotte von Kalb. Die Herzogin Luise von Weimar widmete beiden Dichtern gleiche Anhängsichkeit; die zweifte der hier geschilderten Frauen, Germaine von Staël-Holstein, ist ein Charakter für sich. Nachdem einige Jahre lang diese Art von Erinnerungsliteratur unterbrochen war, werden die Schleusen wieder mit Macht aufgethan. Für die Literaturwissenschaft im Ganzen ist dieselbe, so sehr man ihr Ueberwas bedauern mag, von ungemeinem Werth. Goethe und Schiller sind die ersten großen Geister, die uns in allen ihren Lebensverhältnissen klar werden; und so kommen wir auch im Allgemeinen der Einsicht näher, was der Genius vermag und was seine Zeit für ihn thun muß. Unter den Frauen der Sturm- und Drangperiode sind Julie Bondeli, die für die Verbreitung von Rousseau's Ideen bedeutend war, ihren Monographen schon gefunden; unter den Freundinnen der romantischen Dichter Henriette Herz. Im Cotta'schen Verlag erscheint demnächst „Schillers Lotte“; diese Schrift wird das Leben Schillers während seines Beamtigamtlandes vorführen und seinen Briefwechsel mit Charlotte von Lengefeld enthalten. — Uebrigens macht Arnolds Schtorndab das billige Geständniß, „daß sie seinen Frauenkreisen oft ein außerordentlicher Zwang des Geistes, des Gefühls und der Zunge herrschte, manch Ungefundes und Unschönes vorkam, viele Thränen, Seufzer und Krämpfe verbrannt und doch bei den Meisten volle Proportionen und erstaunlich hohe Jahre gewonnen wurden“.

— Simonides und sein Prozeß. Unter diesem Titel ist in Berlin (bei Bernhardt und Comp.) eine Zusammenstellung aller Nachrichten über die jüngst von uns besprochene Angelegenheit erschienen. Auf dem Umschlag heißt es: „Uebersetzung vorbehalten“; nicht mit Unrecht, denn eine solche wird namentlich in England Glück machen. Das lithographirte Bildnis des Simonides ist beigefügt; es zeigt einen jungen Mann von sehr wohlerzogenen Aussehen, mit sanft-schwermüthigen Zügen. Auch der Bericht bietet es bei der Aussage, daß sein Palimpsest von einem Kloster auf dem Berge Athos komme. Die Nägel, die man bei ihm fand, rechtfertigt er durch die Angabe, er habe solche in sein Trinkwasser geworfen, da er sich von Jugend auf an den Genuß von eisenhaltigem Wasser gewöhnt habe. Die Bestimmungen des preußischen Strafgesetzbuches über Urkundenverfälschung waren auf das Verfahren des Simonides nicht anwendbar. Das Faksimile einer Stelle aus seinem Palimpsest ist dem interessanten Schriften beigefügt.

— J. Gregorovius knüpft in seinen neuesten Bildern aus Italien einige Bemerkungen an den Umstand, daß Galilei an demselben Tag geboren sei, an welchem Isaak Newton geboren wurde. Die Angabe scheint ist unrichtig. Der große Mathematiker von Pisa starb im Januar 1642, während Newton am 15. December desselben Jahres zur Welt kam; Dichter preisen ihn als ein Weihnachtsgeschenk, womit der Himmel die Erde überraschte.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Sonntag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 17. Frankfurt a. M., den 26. April 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Aus Briefen Platen's an C. Fr. von Rumohr. Von J. Classen.

Ronis Paleario, der wiedererstandene Kämpfer für Geistesfreiheit. Von Th. Creizenach.

Thorwaldsen's Basrelief in der Bethmann'schen Familiengruft. Von F. G.

Die seltsame Belagerung. Gedicht von Wolfgang Müller von Königswinter.

Feuilleton. Neue Bilder im hiesigen Kunstverein. — Moderner Vandalismus. — Goethe als Theaterdirector. — Mozart's Sohn. — Gegenstück zu den Bachertscenen. — Shakspeare-Digest. — Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker. — Franz Roth. — Die französische Akademie u. s. w. u. s. w.

Bühnenschau. Graf Essex. Trauerspiel von? Von Q. P.

Aus Briefen Platen's an C. Fr. von Rumohr.

Die Leser des Frankfurter Museums werden zu der interessanten Belehrung über Platen's Entwürfe zu epischen Dichtungen, welche das letzte Blatt uns brachte, vielleicht nicht ungern einige ergänzende Nachträge aus den Briefen des Dichters an den Freiherrn C. Fr. von Rumohr lesen, deren Abschriften aus des Letzteren brieflichem Nachlaß vor mir liegen. Schon in den Jahren 1828 und 1829, während welcher beide ausgezeichnete Männer bald getrennt, bald vereint in Italien leben und den vertraulichen Verkehr mit einander pflegen, von dem die „Einladung nach der Insel Palmaria" ein anmuthiges Zeugniß gibt, kommt Platen wiederholt auf jenen ihn lebhaft beschäftigenden Gegenstand. „Es haben sich bei mir," schreibt er den 9. August 1828 von eben jener Insel Palmaria dem Freunde, „bei nach und nach wieder hergestellter Gesundheit eine große Menge poetischer Gäste eingefunden. Ich habe mehrere Pläne zu Komödien und Tragödien entworfen, und sogar einen für ein ernstes Epos aus der Geschichte der Hohenstaufen, nebenbei einen andern zu einem komischen oder doch ariostischen Heldengedicht: Die Normannen in Sicilien". Sollen wir die Worte des Dichters, die er im Herbste 1827 niederschrieb:

Laß mich Odysseen erfinden, schweifend an Homers Gestaden,
Bald in voller Waffenrüstung folgen ihren Rittern,

auf bestimmte Dichtungen beziehen, so ist gewiß nur an diese und ähnliche epische Stoffe, die er damals mit sich herumtrug, nimmermehr an den romantischen Odipus zu denken. „Ihrem projectirten Panegyrikus auf die Guelfen," fährt er fort, „komme ich durch mein ghibellinisches Gedicht freilich nicht näher." (R. hatte ihm öfter seine in dieser Richtung abweichende Ansicht entgegengestellt) „und ich muß überhaupt gestehen, daß ich noch weit mehr Ghibelline bin, als Dante, da ich z. B. den Karl von Anjou, anstatt ihn im Fegefeuer singen zu lassen, in der untersten Hölle heulen ließe. Uebrigens ließe sich allerdings in jenes Gedicht eine Prophezeihung über die künftige Größe der Guelfen einflechten. Als Tragödien lassen sich jene historischen Stoffe durchaus nicht behandeln, ohne der Geschichte die größte Gewalt anzuthun. In der Tragödie gedenke ich nicht über die biblischen und mythologischen Stoffe hinauszugehen."

Den Panegyrikus auf die Guelfen berührte Platen noch einmal dem Freunde zu Liebe, als er ihm den 2. December 1828 von einem Ausflug nach Canossa also berichtet: „Ich bin in Canossa gewesen, 14 Miglien von Reggio auf einer Felsenspitze der Apenninen. Wo sonst Gregor thronte, wohnt jetzt ein Pfarrer in einer Bauernhütte, der mir nicht einmal ein Nachtlager anbieten konnte und kaum selbst eins hat. Vielleicht ließe sich an die Ruinen von Canossa, von denen man übrigens eine Aussicht über halb Italien genießt, am ersten ein Gedicht zum Preise der Guelfen anknüpfen? Vielleicht können Sie in Siena eine Biographie der Gräfin Mathildis, deren es mehrere gibt, auftreiben."

Von größerem Interesse aber ist es, daß wir wenige Monate später den Dichter bereits an das ghibellinische Epos Hand anlegen sehen. Ein ausführlicher Brief vom 23. Februar 1829 aus Siena, der leider, wie auch andere aus dieser Zeit, von den beiden Sorgen um seine dichterische Anerkennung und um seine äußere Existenz in betrübender Weise und bis zu den schmerzlichsten Mißtönen durchtogen ist, enthält auch folgende Stellen: „Mit den Hohenstaufen glaube ich nun, was den Plan und die Form betrifft, im Reinen zu sein. Es käme nur darauf an, ob ich das Gedicht einem Fürsten zueignen solle. — — — — — Die Hauptsache ist, daß ich, während ich dieses große Werk, das eine Reihe von Jahren erfordert, schreibe, vollkommen sorglos bin. Diese Bedingung zugegeben, wird das Gedicht ungefähr so beginnen:

Königliche Minne verkündet mein Gesang,
Und einen Heldenstamm und dessen Untergang,
Parteienhaß und Kampf, den nichts vermocht zu schenden,
Und Sieg und Ehre sing' ich und unerhörte Leiden.

Wo sind' ich einen Fürsten aus schwäbischem Blut entflammt,
Und dessen schönes Herz für schöne Thaten flammt,
Und der ein wildig Ohr mir gnädig denkt zu leihen?
Ihm möcht' ich dies Gedicht und meine Seele weihen!

Hier würde nun in ein Paar Strophen die eigentliche Anrufung und das Motiv erwähnt werden, und dann würde es weiter heißen:

Du horchst der süßen Stimme, die Gott dem Dichter beschert,
Und liebst, preisst die Sage, das Nibelungenlied:
Die sing' ich und die Zeit, in der es ward gesungen,
Verkündige statt erdichteter die wahren Nibelungen.

Ein ausgestrigt Geschlecht, dem nichts hienieden gilt
An Macht und flugem Eifer, erinnre dich an dich,
Wenn je dem Geist die Mahnung, ein Mensch zu sein, entstöhe,
Da dich Geburt gestellt auf eine solche Höhe!

Mir fiel ein stilles Loos, ein karges, aber du
Bärst mir aus deiner Fülle den goldnen Mantel zu,
Weil etwas metaphysische Wesen, da kamm ich trat ins Leben,
Die deutsche Sprache mir zum Eigenthum gegeben.

Digitized by Google

Sorgen Sie also für den Mantel, das Uebrige wird sich finden. — — Ich wünschte, daß ich bald etwas darüber erfahren könnte, da ich gerade Lust habe, den ersten Gesang, sobald er einmal fertig ist, als Probe herauszugeben, und einen Aufsatz anzufügen, der über freilichen Rhythmus und Aehnliches die gehörigen Aufschlüsse gibt, und der bereits vollendet ist*). Sie sehen übrigens, wie wenig meine Poesie von der Form ausgeht, da ich diese zuletzt gefunden habe, nachdem ich den Stoff so lange in mir herumtrug. Ich wünschte zu wissen, welchen Eindruck Ihnen die Form nach den vorausgehenden Strophen macht, da Sie der Erste sind, der etwas davon liest. — — Freilich würde ich vorerst weder nach München, noch nach Berlin kommen können; in der chaotischen Zerstreuung Deutschlands würde ich weder den Plan zu meinem Epos gefaßt haben, noch es ausführen können. Dazu gehört die Einsamkeit von Palmaria, und es werden noch andere Einsamkeiten dazu gehören, abgesehen, daß das Gedicht selbst in Italien spielt."

Das ist leider die letzte Erwähnung von den großartigen Absichten des Dichters, die wir in den uns vorliegenden Briefen finden. Bald nachher ergriff er lebhaft den Plan zu den Absiden und führte ihn noch im Jahre 1829 aus.

Die oben mitgetheilten Strophen zu einem Prooimion des ghibellinischen Epos dürfen zwar nach dem Ausdruck und dem Zusammenhang, in dem der Dichter sie für den Freund niederschreibt, nicht für eine vollendete Arbeit von letzter Hand gelten; aber sie haben doch für uns das bedeutende Interesse, daß sie an einem Beispiele zeigen, mit welcher Freiheit Platen die Nibelungenstrophe, deren ursprüngliche Gestaltung er in dem obenerwähnten Aufsatze nachweist, für die neuere epische Poesie zu verwenden dachte.

J. Classen.

Aonio Paleario,

der wiederentdeckte Kämpfer für Geistesfreiheit.

II.

Sein Leben und Wirken.

Antonio della Paglia oder Pagliari, der sich in seinen Schriften Aonius Paleärius nennt, wurde wahrscheinlich im Jahr 1504 zu Beroli in der römischen Campagna geboren. Er schrieb sich Aonius, um dadurch an die Musen zu erinnern, die mit einem gelehrten Dichternamen auch die Aoniden heißen. In späterer Zeit, da man ihn als einen Anhänger der Kirchenverbesserung kannte, brachte sein Feind Latini gegen ihn die alberne Beschuldigung vor: er habe das T aus seinem Vornamen entfernt, weil dasselbe einem Kreuz ähnlich sei und an das Christenthum erinnere.

Antonio's Aeltern waren eben hinlänglich begütert, um ihm eine gute Erziehung geben zu können. Sechzehn Jahre alt, wurde er nach Rom geschickt, wo er seine Jünglingszeit den edleren Studien widmete. Italien war durch die Kriege Karls des Fünften erschüttert; Antonio war noch in Rom, als Karl von Bourbon mit einem Heer von Spaniern und Deutschen vor der Weltstadt erschien. Er sah die Greuel der Plünderung mit an und suchte, sobald es möglich war, seine Heimat auf. Nun sah er sich nach einem für gelehrte Arbeiten geeigneten Orte um. Seitdem zuerst hochgebildete Griechen in Italien erschienen waren, um die Kunde ihres herrlichen Alterthums in Rede und Schrift zu verbreiten, herrschte in den größeren Städten ein Wetteifer in Beförderung der neuen Kenntnisse. Der Griechen bedurfte man nicht mehr; die Regierung jeder Stadt berief irgend einen berühmten italiänischen Humanisten, der sich durch Vertrag auf einige Jahre zu Vorlesungen und zur Erklärung alter Schriftsteller verbindlich machte. Anfangs glaubte Paleario in Perugia zu finden was er suchte. Hier aber herrschte, wie er sagt, noch die alte Barbarei, worunter er das schlechte Latein und die beschränkte Erklärungsweise der früheren Gelehrten versteht. In dieser Beziehung steht er noch durchaus in den neuen Ansichten seiner Zeit.

Paleario hatte sein Theil an dem kräftigen, unruhigen Geiste des sechzehnten Jahrhunderts. Er fühlte in sich eine mächtige Reiselust; am liebsten hätte er sich zu Pferde gesetzt und die gebildetsten christlichen Länder, Italien, Deutschland und Frankreich durchzogen; auch nach Griechenland ging seine Sehnsucht. Doch war ihm ein anderes Loos beschieden. In der schönen Hügelstadt Siena wußte man ihn zu fesseln; schon damals, wie noch heutzutage, wurden die Sauesen um ihrer literarischen Bildung, ihre Frauen um ihrer Anmuth und Schönheit willen gepriesen. Hier lebte der junge Gelehrte in befreundetem Kreise. Bald zeigte sich, daß in ihm noch andere Stoffe lagen als die zu einem geschmackvollen Kenner der Grammatik und Philosophie. Ein angesehener Mann, Bellantes, wurde von seinen Feinden angeklagt, er habe Salz ohne Versteuerung in die Stadt geführt. Schwerlich handelte es sich um das Salz allein; der Handel war wohl herbeigeführt, um irgend einen Parteienkampf zur Entscheidung zu bringen. Die Feinde waren übermächtig und Bellantes fand keinen Vertheidiger. Da übernahm Paleario dieses für einen Freunden äußerst gefährliche Amt. Wie besitzen noch die vortreffliche, im besten ciceronischen Styl gehaltene Gerichtsrede, durch welche er die Lossprechung seines Freundes bewirkte.

Das Aufsehen, das diese Angelegenheit machte, war nicht unbedenklich; die Freunde begaben sich (1531) nach Padua, wo Antonio längere Zeit blieb. Seine Aeltern waren gestorben; die Güter in Beroli ließ er verkaufen. Bei dieser Gelegenheit wurde er übervortheilt, behielt aber doch ein kleines Vermögen in Händen. Er ließ das Grabmal seiner Mutter, das einige junge Leute frevler Weise zerstört hatten, wiederherstellen. Unter den Lehrern Padua's zog ihn besonders der berühmte Kampridius an. Dieser erklärte den Aristoteles mit freiem Sinn und in der schönsten Sprache. Die Reden des Demosthenes las er mit dramatischer Wirkung vor und wußte sogar die darin angeführten Personen durch Abwechselung der Stimme zu bezeichnen. Paleario war ganz von ihm entzückt; er schreibt, man könne nichts Schöneres sehen. Gleichwohl erkannte er schon damals die Unfruchtbarkeit einer rein philistischen Bildung und war der Ansicht, man müsse die Beredsamkeit mit der Sachkenntniß zu verbinden suchen. — In Padua erwarb er auch die Gönnerschaft des berühmten Kardinals Bembo, der dort seine Geschichte von Venedig ausarbeitete.

Um diese Zeit begann Paleario sein großes Gedicht über die Unsterblichkeit der Seelen. Es bestand aus drei Gesängen; im ersten sprach er über das Dasein Gottes, im zweiten begründete er die Ewigkeit der Seele, Beides mit deutenden Beweisen, die ihm die Philosophie der Alten an die Hand gab. Der dritte Gesang schilderte das Leben nach dem Tod im Anschluß an die christlichen Lehren. Das Gedicht erschien 1536 in einer schlechten, nicht von dem Verfasser selbst besorgten Ausgabe; nachmals erschien zu Lyoden ein besserer Abdruck. Er wünschte dieses Werk, das hochverehrte würde und ihn den ersten lateinischen Dichtern seines Zeitalters gleichstelle, dem römischen König Ferdinand dem Ersten (der später Kaiser wurde) zu widmen, und bat den Vergerius, der in Deutschland war, um seine Vermittlung; doch kam dieselbe nicht zu Stande.

Vom Jahr 1536 an hielt sich Paleario wieder in Siena auf. Ohne im Amte zu sein, hatte er doch Jünglinge aus den ersten Häusern als Schüler um sich und lebte in angenehmen Verhältnissen. Nördlich von Siena kaufte er ein kleines Landgut, das er mit Liebe verschönerte und zur Sommerzeit bewohnte. Von hier aus ritt er zuweilen nach Florenz, wo er treffliche Freunde hatte und dem Herzog Cosmus empfohlen war. Er widmete sich, wie ihm nachgerühmt wird, einem christlichen Leben; doch fand er es mit diesem nicht in Widerspruch, eine angemessene Ehe zu schließen. Er war vierundreißig Jahre alt, als er sich zu diesem Schritt ent-

*) Es ist die in seine Werke aufgenommene Abhandlung über verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache.

Digitized by Google

schloß; seine Gemahlin Marienta war von guter Herkunft; ihm verflossen einige schöne Jahre mit Lehren und Lernen, mit abwechselndem Aufenthalt in der Stadt und auf seinem Cäcinianum (so nannte er sein Landgut, weil er vielleicht nur aus gelehrter Grille nachweisen wollte, „daß hier Cäcina gewohnt, den einst Cicero vertheidigte.)

In diesen Jahren entschied sich jener Entwicklungsgang des Palearo, der ihn vor fast allen Gelehrten Italiens auszeichnet und ihm eine besondere Stelle in der Geschichte der Menschheit sichert. Er hatte sich die schöne, äußerliche, formelle Bildung seiner Genossen völlig angeeignet. Als er seine drei Bücher über die Unsterblichkeit schrieb, hielt er sich an die Darstellungsweise des großen Lucretius. Die Kenner urtheilten, er habe den hohen römischen Lehrdichter erreicht und noch hundert Jahre später fügte man einer Ausgabe des Letzteren das Gedicht unseres Palearo als würdiges Gegenstück bei. Man nannte es einen göttlichen, einen unsterblichen Gesang. Petrarca hatte gehofft, durch sein Heldengedicht auf den Scipio groß zu werden; ebenso konnte sich Aonius in der süßen Täuschung wiegen, er werde als der Lucrez der neuen Zeit feuerleben. Auch in der schönen Prosa that es ihm Keiner zuvor. Seinen äußeren Wirkungskreis bildete die Sprachkunde und die Beredsamkeit; noch im Jahr 1545 lieferte er ein Meisterstück in jener Art, die Viele damals als die höchste Leistung des menschlichen Geistes betrachteten. Eine der berühmtesten Reden Cicero's ist die für den neugewählten Consul Muräna, den man der Bestechung und Amtserschleichung angeschuldigt hatte. Palearo verfaßte eine Rede gegen Muräna, eine großartige Schuldung, die man aber so vortrefflich fand, daß sie nach allen Ländern, wo Gelehrte wohnten, sich verbreitete. Sein Ohr hätte sich an die Schmeicheleі gewöhnen können, daß er den Cicero überwunden habe.

Aber in Palearo lebte eine zu starke Innigkeit, ein zu frommer Wahrheitstrieb, als daß er auf der großen Heerstraße eines eitlen Ruhmes selbstzufrieden fortwandeln sollte. Dem Nachdenken über sittliche und religiöse Dinge zugewandt, läuterte sich sein Inneres. Er lernte die schöne Form von dem Wesen scheiden; er ging bald weiter. Je höher die Gedanken wurden, mit denen er sich beschäftigte, um so mehr entsagte er dem Phrasenschmuck und den Schnörkeln, die er der Einkleidung göttlicher Wahrheiten unwürdig fand. Er war den Kämpfern jenseits der Berge näher verwandt als den eitlen Gelehrten seines Landes; aus der Hülle des großen Stylisten trat der Geistesheld in einfach schöner Menschlichkeit hervor.

Aber auch unter den italiänischen Reformfreunden steht er als eine Gestalt von eigenthümlichem Werth vor uns. Sein Streben nach Besserung der Kirche beruht gleichmäßig auf einer ächten gesunden Frömmigkeit und auf gediegener Bildung. Er ist kein Sklave, der die Kette bricht und die neue Freiheit nicht anzuwenden versteht. Schwüle, krankhafte Verzückung ist ihm fremd; er verfällt nicht, wie selbst Ochino, den wüsten Schwärmereien der Frauen- und Gütergemeinschaft. Er behält stets, als ein ganzer Mann, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck.

In dem Gedicht über die Unsterblichkeit fand schon der Kardinal Sadoleti eine heilige, wahre Gottesfurcht. Als Palearo seit 1536 wieder die Jünglinge in Siena unterrichtete, wurde seine Richtung auf die göttlichen Dinge immer entschiedener. In seinen Briefen klagt er über Diejenigen, die alles Klare dunkel machten; das wäre zu ertragen, fügt er hinzu, wenn es sich nur auf profane Weisheit bezöge; sie trüben uns aber auch die göttliche Weisheit, in der wir leben, aus der wir Licht schöpfen, durch die wir uns nach oben aufschwingen. Die Völker — so schreibt er einem Neffen des Sadoleti — sind von einer grausamen Tyrannei belastet; die Wohlgesinnten wagen nicht zu reden; christliche Frömmigkeit besteht bei uns schon längst nicht mehr, nur noch ihr Schatten.

Im Jahr 1842 erschien das Büchlein von der Wohlthat Christi, nicht in lateinischer, sondern in der volksmäßigen Muttersprache. Es gibt kein anderes Werk, sagt Bergerius, das in so lieblicher, einfacher Weise zum Herzen redet, den Unwissenden unterrichtet und den Schwachen stärkt. Es stellt dar, sagen Andere, wie die Sünde von uns genommen wird durch den Glauben, wie Vertrauen und Hoffnung wiederleben.

Fast gleichzeitig hatte Palearo eine Gerichtshandlung zu führen. Sein Freund Bellantes war gestorben, das Vermögen der Kinder hatte eine Großmutter in Verwahrung, bei welcher einige gewissenlose Priester aus- und eingingen. Bald fand sich, daß das Geld allmählig verschwunden war; Palearo nahm sich der Unmündigen an und trat gegen Jene um Raubes willen als Ankläger auf.

Dies gab seinen Feinden in Siena den Anlaß, unter dem Beistand aufgeregter Massen gegen ihn aufzutreten. In der Stadt war eine Bruderschaft von dreihundert Mitgliedern, die Joannelli (Johannes-Brüder) genannt, welche sämmtlich aufs Feindseligste gegen ihn gestimmt waren. Sein Widersacher Melino Cotta wählte aus ihnen zwölf Zeugen, an deren Spitze ein gewisser Aleris sich zum Erzbischof verstand. Von diesem verlangten sie, daß er den Ketzer vor Gericht stelle und ungesäumt bestrafe. Des Erzbischofs Gesinnung war gemäßigt; auch kannte er den Aleris als einen Menschen von üblem Rufe. Palearo wurde nicht vor das geistliche, sondern vor ein weltliches Gericht gezogen. Da hier die Zeugen gegen ihn sich nicht stellten, so wurde er frei gesprochen.

Er hatte eine Vertheidigungsschrift (Apologie) verfaßt, die unter seinen Reden als die dritte mitgetheilt wird. Als man seine Feinde verspornen, ihn in Ruhe zu lassen, vernichtete er sämmtliche Abdrücke, mit Ausnahme von dreien, deren eines er dem Haupte der Gegner, ein anderes einem Freund in Verwahrung gab, das dritte behielt er süe sich. Gleichwohl kam die Apologie zur Oeffentlichkeit und konnte bei veränderten Zeitumständen gegen ihn zeugen. Es sagt darin, auch der ehle Sadoleti werde verfolgt, der Doch sei gegen alle Schriftsteller gezückt; Ochino irre in der Fremde umher, bei erhabener Tugend; zum Glück aber stehe eine Kirchenversammlung bevor und von dieser könne man hoffen, daß sie der Wahrheit die Ehre gebe. Die Deutschen, den Oekolampadius, Luther, Retherdamud (Erasmus) rühmt er als rein und wahrhaft; ihre Lehren seien dem Geiste der Kirchenväter gemäß. Palearo bekennt ferner, daß er in toskanischer Mundart etwas geschrieben habe über die unermeßlichen Wohlthaten des Todes Christi; er führt die Grundgedanken der Schrift an, wie wie sie in den neu entdeckten Büchlein wiederfinden. Endlich spricht er die merkwürdigen Worte:

„In dieser unserer Zeit geziemt es meines Erachtens dem christlichen Manne nicht, daß er in seinem Bette sterbe. Wenn man mich dem Feuertod übergeben will, dessen meine Feinde mich würdig erklären: dann, Senatoren, rechne ich es mir zum höchsten Glücke. In Ketten gewoffen zu werden, ist viel zu wenig; nein, mit Ruthen gepeitscht, mit dem Strick erdrosselt, in einen Sack gebunden oder den wilden Thieren vorgeworfen, am Feuer geröstet werden: das sieht uns an, sobald wir wissen, es komme durch solche Marter die Wahrheit an's Licht."

Das Auftreten des Palearo wirkte vielleicht — kann es doch kaum anders sein, — auch mit auf Solche, deren Richtung und Gesinnung von der seinigen weit abstand. Als die Apologie geschrieben wurde, fand ein Jüngling von Siena, Lälius Socinus, im siebzehnten Jahr; er starb zwanzig Jahre später in Zürich, als das erste Haupt der am Weitesten gehenden Sekte, der Socinianer. Die Biographen Palearo's erwähnen seiner nicht. — In Bezug auf Charakter und Sinnesart gibt es keinen vollendeteren Gegensatz zu unserem Aonius, als den ungüthigen Pietro Aretine; dennoch schrieb dieser zu Palearo's Gunsten eine witzige Komödie, die sogar in Venedig aufgeführt wurde. Dieselbe bezog sich jedoch nicht auf religiöse, sondern einzig auf literarische Streitfragen und war gegen gelehrte Amtsgenossen und Neider gerichtet.

Eine Zeitlang beschäftigte sich Aonio mit zahmeren Musen, bis im Jahr 1544 der Sturm zum zweiten Male losbrach. Diesmal wurde das Volk weit gründlicher gegen ihn gehetzt; Ochio Melino

Digitized by Google

behauptete, so lange Paleario fraftos umhergehe, sei von Religion keine Rede in Siena. Als man ihn gefragt habe, welches das größte Gut der Menschheit sei, habe er geantwortet: Christus; auch auf die Frage nach dem zweiten und dritten Gute, habe er Christum genannt. Diese Beschuldigung schien so bedenklich, daß er sich bald wiederum in höchster Gefahr befand. Aber auch diese verzog sich, vielleicht weil seine Freunde in Florenz den Großherzog günstig für ihn zu stimmen wußten. Der Angeklagte war bald wieder hinlänglich wohlgelaunt, um eine heitere Satire abzufassen.

Siena war ihm verleidet; er nahm eine Stelle als öffentlicher Lehrer in Lucca an. Die Kardinäle Bembo und Sadoleti hatten ihn den Häuptern dieses ruhigen, wohlgeordneten Staates empfohlen. „Wähle dir," so ermahnte ihn Sadoleti brieflich, „solche Studien, durch welche sene uns wohldekannte Richtung deines Gemüthes nicht gehindert wird." An diese nicht ganz deutliche Warnung schließt sich die Bitte, Paleario möge der allgemeinen Freundschaft gegen die Schriftsteller eingedenk sein und sich seinen lieben Peripatetikern (der Schule des Aristoteles) wieder zuwenden. Paleario hatte an der philosophischen Belehrung nicht mehr die Freude wie vordem. Dennoch versah er sein Amt mit Eifer; er bereitete sich für jede Lehrstunde durch vieles Lesen emsig und gewissenhaft vor, um nicht in die armselige Nichterhrerei der meisten Erklärer zu verfallen. Er bedurfte eines Amtes auch für seine äußeren Verhältnisse, da er „eine zierliche Gattin und prächtige Kinder" hatte.

Um die Zeit seines Abganges nach Lucca hat Paleario in lateinischer Sprache seine Klageschrift gegen die römischen Päpste (Aetio in pontifices Romanos) geschrieben. Das Concilium von Trident war kaum eröffnet, so zweifelte er schon mit Vielen, ob es seiner Ansicht von einer großen, freien, allgemeinen Kirchenversammlung entsprechen werde. Er verfaßte die genannte Schrift, in deren erstem Theil er zwanzig gegen die römische Auffassung des Christenthums gerichtete Sätze aufstellte; sie entsprechen der reformirten Lehre, nur daß Paleario die Ehe als ein Sacrament anerkennt und den Eid als eine unchristliche Handlung verwirft; die Nothwendigkeit eines sittlichen Wandels hebt er ganz besonders hervor. Der zweite Theil enthält die weitere Begründung der zwanzig Thesen. Die Sprache ist so rein und schmuckos wie innig; in anderer Sache, schreibt er, hätte ihn wohl einige Verzierung ergötzt, aber die Sache Christi bedürfe solcher Mittel nicht. Gern hätte er sich der italiänischen Sprache bedient, wenn nicht die Schrift dazu bestimmt wäre, von Männern gelesen zu werden, die sämmtlich das Lateinische, großentheils aber nicht das Italiänische verstehen. Er strebe nicht nach dem Ruhm der Rede; nur Aufrichtigkeit, Muth, Festigkeit solle man nicht vermissen.

Zu Verwahrern dieser Schrift ernannte er einige zuverlässige Männer; sie sollten nicht eher damit hervortreten, bis eine freie allgemeine Kirchenversammlung sie zu hören bereit sei. Wenn die Hüter all werden, ohne einen solchen Zeitpunkt zu erleben, so sollen sie andere unbescholtene Männer, Deutsche oder treue Schweizer, mit der Verwahrung betrauen. Einst müsse die Zeit kommen, da die Völker zusammenströmen und die Fürsten den Papst zur Verantwortung nöthigen; dann sei die richtige Stunde. Dann soll man seine Schrift den Vorstehern der Gemeinde der gläubigen Schweizer und Deutschen übergeben und diese sollen mit derselben vor die ächte Kirchenversammlung hintreten.

Diese Actio wurde lange nach des Palearius Tode zu Siena aufgefunden und im Jahr 1606 in Leipzig gedruckt.

Fünf Jahre lang lebte er in Lucca ruhig und hochgeehrt. Während derselben erschien die oben erwähnte Rede gegen den Muräna, die ihn den Philologen so werth machte, im Druck. Ferner hatte er jährlich von Amtswegen zwei Ansprachen zu halten, für die ihm jedesmal eine halbe Stunde Zeit anberaumt war. Auch trübe Erfahrungen fehlten nicht; Bembo und Sadoleti starben; sein Freund Flaminius, der ihm in der Gesinnung am nächsten stand, folgte bald nach. In ihm selbst bildete sich nun eine beschauliche, fast wehmüthige Stimmung aus. Er meldet seinem Freunde Pierit, der in der Nähe des Cäcinianumé wohnte, wie schwer ihn der Tod jener Freunde, der Schutzgeister seiner Schriften, betroffen habe. Er sehnt sich nach der Ruhe des Landlebens, nach Spaziergängen und Gartenbau. „Wir werden vergnügt leben können, schreibt er; Gemüse und Eier wird uns das Land liefern; wir werden Drosseln fangen und Fische; diesenigen, die man sich im Netze holt, sind besser als die gefangten. Dein Fischfäk (Tyrotarichos, ein nationales Gericht) wird eine vortreffliche Zukost sein." Er bittet sodann den Freund, ihm Karst und Säge, Spaten und Hacke zu besorgen.

In Lucca nahm er seinen Abschied, oder vielmehr er erneuerte den Vertrag nicht. „Gott lebt in der Beschauung seiner selbst, sagt er in seiner Abschiedsrede, und des Menschen höchstes Glück ist, in der Beschauung Gottes zu leben." Dieses Glück wollte er sich verschaffen; es sollte für ihn aber nicht von Dauer sein, so wenig als das ersehnte Leben in der Natur. Siena hatte in den Kriegen zwischen Spanien und Frankreich zu der letzteren Macht gehalten; die Truppen Cosimo's, der mit Spanien im Bunde stand, bedrängten es hart, verwüsteten die Umgegend und nahmen endlich die Stadt. Paleario's Gut war fast zu Grunde gerichtet und er konnte die schweren Auflagen kaum erschwingen; die Töchter wuchsen heran und es fehlte an Mitteln zur Aussteuer. Da nahm er denn, schon etliche fünfzig Jahre alt, noch einen Ruf an das Gymnasium zu Mailand an. Dem freiesten Denker Italiens wurde die Bestallung im Namen König Philipps des Zweiten ausgefertigt. Man erwies ihm jede Rücksicht und gewährte ihm große Vortheile und Rechte; außer seinem Gehalt erhielt er auch noch Brod, Wein und Fleisch für sieben Personen, d. h. den dafür angeschlagenen Betrag in Geld. Obwohl in seinen Briefen aus Mailand manche Klage vorkommt, mag er doch im Ganzen zufrieden gewesen sein, da er eine Berufung nach Bologna nicht annahm.

Wir nähern uns der Katastrophe. Sein Greisenalter begann, als 1566 jener Pius V. den Thron bestieg. Den Geist dieses Mannes und die furchtbare Gewalt, die er der Inquisition einräumte, haben wir oben bezeichnet. Die letzten Vertreter der Reform hatten sich nunmehr wegen ihrer frühern Vergehungen vor dem geistlichen Gerichte zu verantworten. Cälius Secundus Curio wurde, mit Ketten beschwert, in Haft gebracht, aus welcher er jedoch glücklich nach der Schweiz entkam. Bald nachher verlangte man von Teckana, daß es den gelehrten Carnesecchi, einen angesehenen Mann, der an den Reformbewegungen theilgenommen hatte, der Inquisition überliefere. Cosimo willigte ein, und Jener büßte im Alter auf dem Scheiterhaufen dafür, daß ihn in den Jugendjahren die Zeitströmung ergriffen hatte.

Erst im Jahr 1570 kam die Reihe an Paleario, der mit jenen Männern in Verbindung gestanden. Das Gerichtsverfahren war kurz; am 3. Juli erhielt er sein Todesurtheil. Im Kerker schrieb er noch seiner Gemahlin: „Ich möchte nicht, daß die Gnade, die Gott mir erweist, Dir zu einer Quelle des Jammers würde. Meine Sterbezeit ist gekommen, ich trete vor den Herrn, meinen Vater und meinen Gott. Mit gleicher Freude betrete ich diesen Pfad, als wäre ich zum Hochzeitsfest eines großen Königs geladen. Ich habe den Herrn um diese innere Freudigkeit gebeten und in seiner unlosen Gnade hat er sie mir gewährt. Deßhalb, theures Weib, muß Gottes Wille und meine Ergebung in denselben auch Dich aufrecht halten. Du bist fest unseren Kindern Vater und Mutter. Ich wäre ja doch nicht mehr brauchbar gewesen, ein siebenzigjähriger Greis, dessen natürliche Kraft entschwunden ist. Gott der Vater und Christus und der heilige Geist sei mit euch."

Einen zweiten Brief richtete er an seine Söhne Lampridius und Phädrus. Der ältere — so hatte er früher bestimmt — sollte Philosophie und griechische Literatur studiren, der jüngere, als künftiger

Digitized by Google

Jurist, sich mehr mit dem Lateinischen beschäftigen. „Man soll sehen, daß ihr nicht nur meine lieben Söhne, sondern auch meine Schüler seid," hatte er ihnen früher gesagt. Jetzt erinnerte er sie noch daran, daß er ihnen, bei wenigem Vermögen, Tugend und Fleiß als Erbtheil hinterlasse; Schulden habe er nicht; auch würden sie, beide mündig, zu deren Zahlung nicht verbunden sein. Gegen lästige Ansprüche werde ihnen „des Herzogs Excellenz" beistehen. Noch trägt er ihnen Grüße an ihre Schwestern Aspasia und Aemilia auf und schließt mit den Worten: „meine Stunde naht, Gottes Geist tröste euch und sei euch gnädig."

Wahrscheinlich am Morgen des nächsten Tages wurde Aenio Paleario gehängt und sodann verbrannt *).

Seine früheren Werke erschienen 1540 gesammelt in Basel; eine Schulausgabe seiner Schriften wurde 1619 in Bremen veranstaltet; am Vollständigsten lerne man ihn aus der Jenaer Gesammtausgabe von 1728 kennen.

Seine Unregenmäßigkeit und die Reinheit seiner Gesinnung wurden von keiner Seite in Frage gestellt, während z. B. sein Meinungsgenosse Bergerius, der doch auch seiner Ansicht manches Opfer brachte, ein unaufrichtiger Mann genannt wird. Wie von anderen Fehlern der Gelehrten Italiens hielt Aonius auch von dem Neid und der Scheelsucht frei, welche fast jeden unter ihnen zum Feind des anderen machte, so daß sie sich mit Beschimpfungen übergossen und den Beweis gaben, wie wenig das Wissen allein Sinn und Sitten veredelt.

Paleario verließ die bequeme Bahn, die seine Genossen einschlugen, weil er nicht blos seinen Ruhm im Auge hatte. Hätte er übrigens einzig für diesen sorgen wollen: sein Wunsch wäre durch den von ihm gewählten Weg glänzend erfüllt. Was wäre er für uns, wenn ihn auch seine Zeit die Kränze des Lucretius und des Cicero vereinigt zugesprochen hätte? Sein Name stände zwar kühl gelobt neben dem eines Vida und Fracastoro in den Handbüchern der Literatur, doch träte seine Gestalt nicht in das Leben mit Anspruch an unsere Theilnahme. Nun aber, wegen des kleinen Büchleins von der Wohlthat Christi, graben wir nach drei Jahrhunderten sein Andenken liebevoll aus der Gruft und die Freunde der Geistesfreiheit, für die er lebte und starb, stellen ihm dankbar ein Ehrenmal in ihrem Herzen auf.

Th. Creizenach.

*) S. Haase bezweifelt Jöchers Notiz über das Hängen; aber auch Literbohl, der doch wohl nicht aus Jöcher schöpfte, sagt: fu appiccato e il cadavere no fu dato alle fiamme.

Thorwaldsen's Basreliefs in der Bethmann'schen Familiengruft.

Im Jahre 1813 hielt sich der junge Bethmann-Hollweg in dem reizenden Baden bei Wien auf, um sich nach längeren Reisen in Rußland auf eine italienische Reise vorzubereiten. Eine Feuersbrunst verheerte während dessen einen Theil des Städtchens. Unter den zu Hülfe Eilenden zeichnete sich besonders der seit Kurzem dort weilende junge Fremdling durch Muth und Entschlossenheit aus. Eine schwere Krankheit war die Folge der anspannenden Anstrengungen. Kaum hergestellt, sollte er in Florenz volle Genesung suchen. Dort traf er mit seinem etwas jüngeren, damals 17jährigen Bruder zusammen, der in Begleitung des berühmten Geographen, Carl Ritter, ebenfalls für längere Zeit seinen Aufenthalt in Italien nehmen wollte. Doch die Freude des Wiedersehens nach längerer Trennung sollte bitterem Schmerze weichen. Die noch nicht völlig bewältigte Krankheit brach aufs Neue aus, gestaltete sich zu einem Nervenfieber und schon nach sechs Tagen, am 18. December 1813, stand der jüngere Bruder am Sterbelager des kaum erst wieder Gesundenen. Noch am Todesbette empfing er ein anerkennendes Dankschreiben des Kaisers aus Wien an den Verschiedenen. Die Leiche wurde nach Livorno geführt und auf dem englischen Friedhof bestattet. Der jüngere Bruder zog mit Ritter nach Rom, von wo sie der trauernden Mutter in der Heimat die Hoffnung gaben, daß Thorwaldsen die Ausführung eines Grabmonumentes übernehmen würde.

Die von Thiele, dem Biographen des Künstlers, aufbewahrten Briefe Ritter's, der dem jungen Mann zur Seite stand, und der tiefgebeugten Mutter, beweisen den Einfluß, den beide auf die Composition des Denkmals hatten. Im Mai, nachdem die Reisenden in den Umgebungen Neapels Erholung gesucht, wurden die näheren Bestimmungen in Betreff des Monumentes getroffen, welches aus drei Basreliefs, die fast Seiten eines Sarkophags darstellend, über dem Grabe in Livorno errichtet werden sollte.

Als der junge Bethmann Rom verließ, um in den Schooß seiner trauernden Anverwandten zurückzukehren, gab Thorwaldsen ihm eine Skizze der drei Basreliefs, die er mit nach Frankfurt nahm, und in Folge davon empfing der Künstler am 16. August ein Schreiben der Mutter, aus welchem Thiele folgenden Auszug mittheilt:

„Mein Sohn hat mir die Skizze der Basreliefs zu dem Denkmal meines verstorbenen Sohnes mitgebracht und mir gesagt, daß Sie damit beschäftigt sind, die Basreliefs in der eigentlichen Größe in Thon zu modelliren. Ihre Idee entspricht meinem Gefühl wie der Sache. Wenn, ohne daß die Gruppe dadurch an Schönheit verliere, der Genius des Todes den Entschlafenen so ergreifen könnte, daß dadurch die Schnelligkeit bezeichnet würde, wenn er mit entreißen wurde, so, schein es mir, würde das Ganze an Bedeutung gewinnen. — Der Ort zur Aufstellung ist noch nicht ganz bestimmt. Mein Sohn wünscht, daß es im Vaterlande errichtet werde. In Hinsicht des Sarkophags sind wir der Meinung, daß er nicht Basrelief, sondern vierseitig werden soll. Allein da die drei Basreliefs sich auf einander beziehen, eine zusammenhängende bildliche Erzählung sind, so würde ich sie alle drei, wie in der Skizze, auf der Vorderseite anbringen lassen. Den Rück- und Nebenseiten kann man seine Verzierungen geben, um sie nicht ganz leer zu lassen. Da Marmorbrüche in unserer Nähe sind, so werde ich den Sarkophag nach Ihrer Zeichnung hier machen lassen."

Ungeachtet der Künstler die Ausführung innerhalb Jahresfrist versprochen hane, dauerte es doch volle 17 Jahre, bis die Basreliefs abgeliefert wurden. Der Grund dieser langen Zögerung ist selbst dem Biographen unbegreiflich, da sie weit früher, wenigstens zum größten Theil ausgeführt in Thorwaldsens Atelier standen und es während dieser langen Jahre nicht an wiederholten Aufforderungen und Bitten, sie doch endlich abzusenden, gefehlt habe. Aber dies gehört zu den nicht selten vorkommenden Eigenheiten, die man dem großen Künstler zu Gute halten muß.

Erst um das Jahr 1830 kam das Denkmal für den muthigen jungen Mann an den Ort seiner Bestimmung, nicht nach Livorno, wie es anfänglich beabsichtigt war, auch nicht auf die Vorderseite eines Sarkophags, sondern in eine Mauer, eingelassen in der Kapelle der Bethmann'schen Familiengruft auf dem hiesigen neuen Friedhof.

Ein scheidender Jüngling, abgerufen vom Genius des Todes mit verlöschender Fackel, dem sterbend der herzzerreißende Bruder noch einen Eichenkranz, das Sinnbild männlicher Tugend, reicht; die trauernde Mutter, die schmerzlich sehnsüchtig aus der Ferne nach dem Scheidenden die Arme ausbreitet, ungetröstet durch die ihr zur Seite stehende und die im tiefsten Leid ihr zur Füßen liegende Tochter; der Flußgott, wohl der Arno, an dessen Ufern der Jüngling verschieden; eine Arabica, die gerechten Lohn verheißt und die Thaten des Jünglings ausbeßält; der Löwe, das Sinnbild des Muthes — diese Bildungen sind wohl allen sinnigen Beschauern unvergeßlich. Auch sind die Basreliefs den einheimischen Kunstfreunden, sowie vielen Besuchern aus der Fremde, längst bekannt und lieb geworden. Die Kenntniß der Veranlassung und der näheren Beziehungen des Denkmals aber ist geeignet, demselben ein erhöhtes Interesse zuzuwenden.

F. C.

Digitized by Google

Die seltsame Belagerung.

Von Wolfgang Müller von Königswinter.

Das war Graf Trintano am fröhlichen Rhein,
Ihm wuchsen die herrlichsten Reben,
Ihm lagen der Dörfer Keller voll Wein,
Und besserns konnt' es nicht geben.
Doch ihm fehlte das Reh und der Salm bei Tisch
Er hat nicht zu angeln, zu pirschen.
Drum holt er beim Nachbarn sich den Fisch
Und er holt beim Nachbarn den Hirschen.

Halloh, wie lachte er laut beim Mahl
Ob übrigten Fässern am Rechten!
Wie krank er des Weines manchen Pokal!
Doch war der vom eignen, echten.
Wie erzählte er manches Wildereiblück
Vom Flusse und aus den Hetzen!
Er war entronnen schon oft mit Glück
Der Verfolger Speeren und Bolzen.

Doch als er einst an der Tafel saß,
Da kamen die Nachbarn versammelt.
Der Schlachtruf klang! — Das war kein Spaß.
Der Graf hat das Thor verrammelt.
Den Helm und den Panzer nahm der Kampan
Und er rüstete seine Gesellen!
Es gibt eine harte Belagerung an,
Jetzt heißt es das Haus bestellen!

Und auf dem Plane vor dem Schloß
An der aufgezogenen Brücke,
Da hatten die Gegner mit Mann und Roß
Und manchem Waffenstücke,
Sie dauern sich Zelte, sie häusen den Wall:
Hei, werden die streiten und ringen! —
Doch hört der Graf nur Liederschall
Und lustiges Becherklingen.

Und Tag um Tag und Nacht um Nacht
Erwartet er Stürmen und Brechen,
Beunruhigt bleibet die feindliche Macht
Am Singen und Jauchzen und Zechen.
Und wenn sie rüstig ein Faß geleert
So stellen sie's an den Graben.
Beim Teufel, denkt der Ritter verkehrt;
Was die Kerle für Kehlen haben!

Und täglich wächst der Fässer Schaar
Durch Wochen und Monde mächtig,
Indeß nicht an Schlacht zu denken war
Am Tage nicht und nicht nächtig.
Die Tonnenburg gebieh allein
Zu stattlichen Mauern und Thürmen.
Schier meint der Graf: Wie schlau und fein!
Von den Kübeln wollen sie stürmen!

Bald ist ein Jahr dahin gerollt,
Die Burg liegt öd und trocken,
Verzehrt ist der Keller süßfaßes Gold,
Der Speicher und Küchen Brocken.
Der Ritter ward mit dem reisigen Heer
Von Tag zu Tage magrer,
Doch klingt noch immer das Jubeln her
Und das Trinken der Belagrer.

An die Uebergabe denket er schon,
Da naht ein Herold der Brücke
Und ruft voll Hohn: das ist der Lohn
Für Eure Wildereiblücke!
Für gestohlenen Fisch, für geraubtes Wild,
Da trankst wir Eure Weine!
Bei Gott, so ebet, feurig und mild,
Es giebt keine bessre am Rheine!

Doch aufgetrunken sind anjetzt
All Eurer Dörfer Fässer,
Daß Ihr nicht mehr jagt und nicht mehr hetzt
In fremdem Forst und Gewässer!
Wir sind nun weit, Ihr könnt heraus,
Doch sucken Euch noch die Mütterer,
Wir kennen jetzt alle Euer Haus
Und Wein wächst immer wieder! —

Und laut mit Horn und Trommelklang
So zogen die Feinde von dannen.
Herr Trintano daß sich die Lippen lang
Und es fluchten seine Mannen,
Ihn tröstet nicht mehr nach Wild und Fisch,
Er blieb bei Huhn und Schinken
Und war zufrieden, hier Tisch
Seinen eignen Wein zu trinken.

Feuilleton.

— Der hiesige Kunstverein bringt fortwährend interessante neue Gemälde zur Ausstellung. Außer dem wiederbesprochenen Bilde von Philipp Veit: „die Aufsetzung Mosis", sehen wir bereits seit einigen Wochen eine Darstellung der Kreuzabnahme von Oskar Begas in Berlin, einem Sohne des verstorbenen bekannten Malers und dortigen Professors der Plastik, Karl Begas; ein sogenanntes „Akademisches" Stück mit zehn lebensgroßen Figuren, nicht ohne technisches Verdienst, doch alles geistigen Ausdrucks entbehrend. — Eine Scene aus der heiligen Geschichte stellt auch das „Scherstein der Büttner" (Evang. Marci Cap. 12. V. 41—44) von Adolf Schmitz dar. Dieses Bild gibt unter den Kunstfreunden wie unter dem größeren Publikum zu manchen Erörterungen Anlaß. Es befindet immerhin ein entschiedenes, anerkennenswerthes Talent, mag man sich auch mit der anordnenden und profanen Auffassung eines solchen Gegenstandes nicht befreunden können. — Nachdenklich wollen wir hier auch noch einer höchst geistvollen Zeichnung zu einem Zifferblatte von J. Scott in Aberdeen erwähnen, die bereits wieder zurückgezogen ist. — Unter den sonst ausgestellten Bildern verdienen aber namentlich einige Landschaften Beachtung. So ein Seestück von Achenbach; eine Winterscene von Richard Zimmermann in München, eine leicht behandelte Composition, die von ungemeinem technischen Geschick und einem schönen Verständnis zeugt; eine norwegische Winterlandschaft von A. Nordgreen in Düsseldorf, woraus uns der melancholische Ernst der scandinavischen Natur anspricht; mehrere überaus lebendige Darstellungen von einem jungen Frankfurter Künstler, dem gegenwärtig in Wien vermeldeten Adolf Schreyer: „Ein Zug österreichischer Husaren"; „ein reconnoscirender Dragoner"; „Wallachische Judenleute" und „Wallachische Gegend" (die beiden letzteren sind Kohlzeichnungen). Ferner eine poetisch gedachte neue Landschaft von Christian Heerdt in Bockenheim: „Mondaufgang", von romantischem Zauber übergossen und an die Schöpfungen unseres liebenswürdigen Eichendorff, des Naturromantikers par excellence, gemahnend; eine tropische Naturscene von Adolf Hoeffler dahier; Sturmlandschaft von C. L. Ireland in Düsseldorf; ein Nachtbild vom unsern Eibofer von Christian Morgenstern in München u. a. m. — Zwei Stücke von Professor Hans Gude in Düsseldorf: „Nordisches Fröhlingsbild" und „Vorfrühling im Charakter des südlichen Norwegens" verschwanden nur zu bald wieder aus den Ausstellungsräumen. Dafür wurde in der vergangenen Woche eine Reihe von Werken neuerer niederländischer Meister vorgeführt, die uns darthun, welch' hohen Rang auch die heutigen Niederländer in Bezug auf den technisch-materiellen Reiz, auf den Ton und die Pinselführung einnehmen. Wir führen darunter ein mit außerordentlicher Delikatesse ausgeführtes Genrebild von Leys in Antwerpen, von dem auch das Städel'sche Institut vor etlichen Jahren ein Bild aus der königlichen Galerie im Haag erwarb; eine Marine von H. Korloff in Livree; holländische Landschaften von A. Schelfhout im Haag, S. L. Verveer in Amsterdam ꝛc. ꝛc. Schließlich machen wir unsere Leser noch aufmerksam auf den sprechend wahren Kopf einer alten, in ihrem Gesangbuch lesenden hessischen Bäuerin von A. Göbel

Digitized by Google

dahier, sowie auf ein durch lebendige Charakteristik auszeichnendes Genrebildchen „der Musikunterricht“ von Carl Hohenhaus, einem jüngeren Künstler, der seit Kurzem in unserer Mitte lebt. e.

— Ghiberti's Thüren. Die Thüren der Taufkapelle (Baptisterio) am Dome zu Florenz gehören bekanntlich zu den berühmtesten Erzbildwerken der Welt. Die sogenannte erste Thüre fertigte Andrea Pisano; in Frankfurt befinden sich vier Basreliefs von derselben. Die zweite ist von Lorenzo Ghiberti; sie wurde im Jahr 1414 vollendet. Eine dritte, welche derselbe Künstler schuf, erlangte einen Ruhm gleich den Wunderwerken der alten Welt; allbekannt ist Michel Angelo's Ausspruch, diese Thür verdiene das Thor des Paradieses zu sein. Ghiberti arbeitete 27 Jahre an Auftrag der Kaufmannszunft von Florenz; er hatte sie im Jahr 1447 beendigt und erhielt dafür 14594 Florinen. Vor etwa zwanzig Jahren demüthig sich die Verwaltung des Städel'schen Instituts vergeblich, von Paris aus für theure Bezahlung einen Gypsabguß dieser Thür zu erhalten. Als der Graf von Paris geboren war (August 1838), war der Frankfurter Gelandte, Hr. Rumpf, der erste, der ihm zum Glückwunsch in den Tuilerien einkam. Er benutzte die günstige Stimmung der Königin, um die Rede auf jene Thür zu bringen; kurzweg Philipp erklärte, er handle nicht mit Kunstsachen, aber er mache einen Abguß der Stadt Frankfurt zum Geschenk. Gleichzeitig schenkte er derselben auch den heil. Georg von Donatello und zwei Reliefs von Luca della Robbia in Gyps. Die Stadt überließ diese Kunstwerke dem Institut und Ghiberti's Thür wurde an der Wand des Treppsaales angebracht. Diese Thüre nun ist es, die durch Abdrücken und Entwenden einzelner Theile schmählich entführt wurde. Von einem der Basreliefs sind im letzten Jahr sechs Abdrücke gefertigt worden. Der gleiche Frevel wurde an einem anderen Abguß begangen, welcher die Vorderseite vom Religuienkasten des heil. Zenobius, ebenfalls von Ghiberti, in Gyps darstellt. Die Thäter sind noch nicht entdeckt, obwohl die Verwaltung für guten sichern Nachweis eine Belohnung von zwanzig Gulden ausgesetzt hat. a.

— Goethe als Theaterdirector. Der weimarische Minister Karl Ehrenstein ist damit beschäftigt, seine Erinnerungen aus der Glanzzeit unserer Literatur aufzuzeichnen. Einstweilen theilt Kühne's „Europa“ unter der obigen Aufschrift ein sehr interessantes Bruchstück mit, dem wir Folgendes entnehmen: „Goethe ließ in den Probestunden nie auf sich warten. Wie war man beglückt, wenn er eintrat und die ehrfurchtsvolle Begrüßung seiner Untergebenen freundlich erwiderte! Seine Gegenwart wirkte so erhebend auf seine Jünger, als Künden sie vor einem zahlreich versammelten Publikum. Ernst und feierlich verrichtete Jeder die ihm angewiesene Function. In den Proben und Vorstellungen nahm Goethe seinen Platz in der Mitte der ersten Bank des abgemitten Parterre. Nach Errichtung der Parterrelogen wählte er die mittelste, und zwar die entfernteste von der Bühne, von wo aus die Recitation am besten zu beurtheilen ist. Wie horchte man auf, wenn er aus der Tiefe des Parterre seine Stimme erschallen ließ, das Organ der begabtesten Schauspieler an Kraft, Fülle und Wohllaut überbietend! Seine Direction des Theaters war, wie Alles, was Goethe unternahm, systematisch; daher seine Befehle festlich und eindringlich, wie ein höheres Gesetz. Während der Acte durfte Niemand auf der Scene sichtbar sein, außer wer zu thun hatte. — Unser hochverehrter Meister hatte die Gewohnheit, die Augen zu schließen, wenn er einen Vortrag mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen wollte. Als Schüler konnte es ihm daher leicht passiren, daß er darüber einschlief. — Goethe war unermüdlich, junge Talente mit Rath und That zu unterstützen. — Sein Verhalten zu den weiblichen Personal des Theaters war durchaus rein. Die Liebenswürdigste hatte sich keine größeren Gunst von ihm zu gewärtigen, als daß er ihr die Wange zum Kuß darreichte.“

— Mozart's Sohn. Eine Pester Zeitung meldet, daß sie von Hrn. Karl Mozart einen Brief erhalten hat. Dieser alte Mann, in Mailand wohnhaft, hat ein kleines Einkommen, das ihn kaum gegen den äußersten Mangel schützt. Dürftigen, welche in seiner Unterstützung Etwas beitragen wollen, bereue ersucht, sich an Herrn Heinrich Pfyffel in Mailand zu wenden. — Das kenner Abendblatt theilt diese Notiz mit und fügt hinzu: „wenn diese Angabe richtig ist, so muß die einfache Meldung zum Herzen Aller dringen, welche Musik lieben, anhören, brauchen lassen“. Dieselbe Zeitschrift mahnt zugleich an den Eindruck, den einst die Bearbeitung Walter Scotts auf Viele seiner Leser machte. Der Graf von Dudley sagte damals: „Wenn Jeder, dem er vergnügte Tage gemacht hat, dem Verfasser des Waverley einen Sixpence geben wollte, so wäre daß der reichste Mann in der Welt!“ — Gewiß wird jeder Kunstfreund dem Abendblatt beistimmen, sobald nur Karl Mozart's Hülfsbedürftigkeit feststeht. Im anderen Fall aber wäre Nichts verletzender als ein Auftreten zu seinen Gunsten. Man erinnere sich, wie kaltlos neuerdings der alte englische Dichter W. Savage Landor verfuhr, als er ohne vorherige Anfrage zu einer Gelosammlung für Kossuth aufforderte! Hier in Frankfurt, wo ein vielschlägiger Freund der Frau Mozart wohnt, derselbe, welcher die Gelegenheit der Jubelfeier einen interessanten Brief des Letzteren veröffentlichte), wäre vielleicht Auskunft zu haben.

— Gegenstück zu den Bachesiensen. Im Jahr 1841 trat ein französischer Seeknabe, Jean Durais, in München auf und setzte einen Preis für Denjenigen aus, der ihn im Ringkampf überwältigen könne. Es meldete sich der Bauerknecht einer Bierbrauerei; unter gewaltigem Zudrange fand der Wettkampf Statt auf derselben Hofbühne, wo man kürzlich in Bacherls Gegenwart den Fechter aufführte. Große Spannung; endlich warf der Handknecht seinen französischen Gegner zu Boden. Da stimmte man allenthalben in München das Becker'sche Rheinlied an, das Bildniß des deutschen Siegers fand man in jedem Bilderladen ausgestellt, und er selbst wurde vom höchsten Adel mit Geschenken überhäuft. Diese merkwürdige Begebenheit finden wir neu bestätigt in der so gutgeschriebenen Broschüre: „Der Fechter von Savenna, von Dr. Friedrich Mayer“ (Nürnberg bei W. Schmid), welche sich entschieden für Palm ausspricht.

— Gustav Pfizer spricht sich in einem Brief an Otto Wigand (Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst) über die Angriffe, die seine jüngste Schrift erfährt, namentlich über den Vorwurf der Apostasie aus. „Apostasie heißt Abfall. Von was soll ich abgefallen sein? Etwa von der Demokratie? Die besteht nicht. Ich habe sie seit lange ganz Deutschland mit der Laterne gesucht, aber gefunden habe ich sie nicht. — Oder soll ich vom Protestantismus abgefallen sein, mich den Katholiken verkauft haben? Aber wer aus meiner Schilderung des englischen Protestantismus aus aus dem unverholenen Zugrimm über die kümmerliche Rolle, die der Protestantismus in Deutschland spielt, nicht herausgelesen hat, daß ich ein sehr guter Protestant bin, der muß meine Schrift noch nur sehr oberflächlich angesehen haben.“ Auch die Münchner hiberalen politischen Blätter (von Zirz, früher von Phillips und Guido Görres) setzen in Ob. Diesel nicht nur einen sehr scharfsinnigen und tüchtigen Publicisten, sondern — freilich mit maltiöser Begründung, — einen ganz guten Protestanten, während in demselben Artikel Ritter Bunsen als der giftgeifergeifernde Fanatiker und der Spreetodt bezeichnet wird.

— Eine der wichtigsten und interessantesten neuen Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt wird gewiß die nächstens beginnende dritte Auflage des berühmten Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker bilden. Während die früheren beiden Auflagen des Werks in Altona bei Hammerich erschienen, wird die jetzige dritte Auflage von F. L. Brockhaus in Leipzig verantaltet werden. Wie wir hören, hat Welcker wieder die Redaction übernommen und sich der Aufgabe mit voller Rüstigkeit und Gediegenheit unterzogen. Auch werden die alten bewährten Mitarbeiter, unter denen sich die ersten Namen der deutschen Wissenschaft befinden, in Verbindung mit neuen frischen Kräften das Werk gewiß zeitgemäß umgestalten. Einer besonders Empfehlung bedarf das Staats-Lexikon übrigens nicht mehr denn deutschen Publicum, da es sich bereits eine solche Stellung in der deutschen Literatur erworben hat, daß ihm bei zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvoller Platz in derselben gesichert bleibt. Dasselbe umfaßt bekanntlich sämmtliche Staatswissenschaften, auch Nationalökonomie, Statistik u. s. w., liefert ferner Biographien der Männer, die auf diesen Gebieten einflußreich wirkten, und endlich auch die Geschichte und Verfassungen aller deutschen und europäischen sowie der wichtigsten außereuropäischen Staaten. Somit kann es gewiß mit vollem Recht als ein unentbehrliches politisches Handbuch für jeden Gebildeten bezeichnet werden und wird deshalb auch in seiner neuen Gestalt sicherlich mit derselben Gunst wie früher vom deutschen Publicum aufgenommen werden. Natürlich wird die neue Auflage eine wesentliche Abänderung der früheren Stärke bilden, da bismal die ganze bedeutungsschwere Zeit von 1848 — in diesem Jahre wurde die letzte Auflage beendigt) mit verarbeitet werden muß. Das ganze Werk soll 10—12 Bände umfassen und das erste Heft, wie wir hören, bereits in wenigen Wochen erscheinen.

— Unser Landsmann Franz Roth, Lehrer an einer hiesigen Volksschule und bekannt als einer der gründlichsten Germanisten, hat in diesen Tagen von der philosophischen Facultät in Tübingen, zur Anerkennung seiner bedeutenden Verdienste um die Erforschung des deutschen Alterthums und seiner Sprachdenkmäler, das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie erhalten. Diese Auszeichnung, die in Tübingen etwas Seltenes ist, erfolgte auf Vortrag des Dekans der Facultät, Adelbert von Keller; das Diplom bezeichnet Roth als „der altdeutschen Sprache und Dichtung unermüdlichen, scharfsinnigen und glücklichen Erforscher“. Manche kleinere Arbeiten, durch die er bei seinem zahlreichen Berufe die deutsche Sprachwissenschaft zu fördern suchte, besonders aber sein häufiger Umgang mit den Heroen derselben, haben ihn bei allen Germanisten bekannt gemacht. Durch die Herausgabe des trojanischen Kriegs von Konrad von Würzburg in den Publicationen des Stuttgarter Literarischen Vereins, die nahe bevorsteht, wird er, der für diesen Dichter die erste Autorität ist, sich einen Ehrenplatz unter den Männern deutscher Sprachwissenschaft erwerben. Möge er in voller Kraft sein Werk vollenden!

W.

— Die französische Akademie hat am zehnten April die zwei Stühle wieder besetzt, welche durch den Tod des Geschichtschreibers Lacretelle und des Grafen

Digitized by Google

Molé ernennt waren. In Lacretelle's Stelle wurde mit zwanzig Stimmen unter 34 Biot gewählt; auch die beiden Lustspieldichter, denen das Theater Gymnase so große Triumphe verdankt, Angier und Sanveau, hatten Stimmen für sich; eine einzige war ferner für Theophile Gautier, der den kaiserlichen Prinzen als einen blonden Faun besang. An den Platz des Grafen Molé kam Fallour, aber erst in der dritten Abstimmung mit neunzehn Stimmen, gegen welche Angier fünfzehn hatte. Da nunmehr die Akademie nach längerer Unterbrechung wieder ihre vollständige Anzahl von vierzig Mitgliedern hat, so stellen wir zur Uebersicht ihre Namen in alphabetischer Ordnung zusammen: Auwiere, Barante, Berryer, Biot, Briffaut, der Herzog von Broglie, Cousin, Charles Dupin, Empis, Fallour, Flourens, Saint-Marc Girardin, Guizot, Victor Hugo, Lamartine, Lebrun, Legouvé, Prosper Merimée, Mignet, Montalembert, Alfred de Musset, Nisard, der Herzog von Noailles, der Bischof von Orleans, Baron Pasquier, Patin, Pongerville, Penfard, Charles de Rémusat (der Enkel Lafayette's, berühmt durch Schriften über die Philosophen des Mittelalters), Sydobet de Sacy (der Sohn, Publicist), Sainte-Beuve, Salvandy, Scribe, Segur, Thiers, Tocqueville, Viennet, Alfred de Vigny, Villemain, Vitet. — Empère und Thiers waren bei den zwei letzten Wahlen nicht anwesend, Penfard hat die Feierlichkeit der Aufnahme noch nicht überstanden, Hugo lebt in der Verbannung. Herr von Broglie ist bald nach Abdaltung seiner mißliebigen Antrittsrede vom Kaiser freundlich empfangen worden; zu Napoleon III. sprach die Rede aus, er werde noch einst ein Lobredner des 2. Dezember werden. Der Schwiegersohn der Frau von Staël ist Broglie ein angekommener Gegner des Kaiserthums; doch wird es ihm doch angerechnet, daß er als Mitglied der Pairskammer im Jahr 1815 über den Marschall Ney ein Nichtschuldig aussprach.

— Wer haben einen Brief von Br anger mitgetheilt, worin der kaiserliche Prinz als ein Schwein von seiner Großmutter her bezeichnet wird. Da die Aufbietung nicht allgemein verbreitet wurde, so erinnern wir nachträglich daran, daß die Mutter der Kaiserin Eugenie, Gräfin Maria Manuela von Montijo, aus einer schottischen Adelsfamilie stammt, nämlich von den Kirkpatrick, die nach dem Untergang der Stuarts nach Spanien flüchteten.

Bühnenschau.

Graf Essex. Trauerspiel von?

I.

Man kann heutzutage kein Trauerspiel mehr schreiben, ohne daß sogleich eine Posse nachkommt; aber eine fade und entlose und langweilige Posse, jedenfalls langweiliger wie das Trauerspiel selbst. Ich meine die neue Mode, daß zu jedem Drama, das die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, sich zwei Bären melden, deren einer vom Theaterzettel, und der andere von journalistischen Fremden oder auch nur von seiner eigenen und alleinigen Stimme anerkannt und angekrönen wird. Der orientalische Krieg ist zu Ende, und das hohle Zeitungsgeschwätz kann beim Frühstück das gewohnte Ei von Sebastopol gar anmuthig reißen. Jeder Leser thät sich berufen, ein Urtheil Salomonis abzugeben, zu entscheiden zwischen Palm und Bachert, Laube und Werther; und mancher stillvergergene Dramatiker fühlt sich dabei vom ungewohnten Beruhmtheit erfreut, daß er sich nie an einem Anderen reich gefühlen hat. Glücklicher Shakspeare, der du längst begraben liegst zu Stratford am Avon, und nicht etwa lebest zu Wien an der Donau im Jahr des Heils 1856! Dastelt du nicht auch deine Bachert und deine Werther, die mit der den Leser geschrieben oder den König Johann? Haben sie nicht die Diebsglocke hinter dir her gehäutet, weil du dich unterstanden daß, Fragen zu Menschengesichtern, zur Gottähnlichkeit umzuformen? weil du dich erfrecht daß, Stümpern wegzumehmen, was in ihrer Hand nur ein schlecht Stück Holz war, um ein Meisterbild daraus zu schneiden?

Freilich haben Palm und Laube nicht die Architektirung Shakespeare's für sich. Indessen hat doch das Publikum in allen Orten mit Beifall belohnt. Laube's Eßer ist auf der Frankfurter Bühne dreimal in acht Tagen vor stets gefüllterm Hause gegeben worden, und die drei ersten Akte haben jedesmal das Publikum mächtig erregt. Hat das Publikum Recht gehabt? „Das Publikum ist ein Gerichtshof von Geschworenen, deren Urtheil keine Berufung an die Zukunft gestattet"; so sagt der Dichter, dessen Stück von Kastlerhaben Händen begründet worden. „Das Publikum ist ein durch den Zufall aufgestellter Haufe von Leuten, deren Jeder für sich nichts von der Kunst versteht, viele Nichtswisser machen aber zusammen lelaschwegs einen kunstverständigen Richter": so sagt der Mann, dessen Drama durchfiel. Wer aber weder Tragödien noch Komödien schreibt, der wird weder diesem noch jenem Ausspruch beipflichten. Das Publikum kömmt in der Regel mit unbefangenem Appetit zur dramatischen Abendtafel; es liegt ihm mehr an dem herrigen Inhalt als an der feinen Bereitung. Es läßt den Stoff unmittelbar auf sich wirken, und fragt nicht danach, ob er von Diesem entlehnt ist, und wie Andre ihn schon bearbeitet, und ob Andere mehr daraus gemacht haben, und ob das was ihm am Stücke gefällt, gerade das Alte ist, und ob die neuen Zutaten des neuen Dichters gerade das Mißlungene sind. Es überläßt diese unbaumbaren Fragen und die Gefahr ihrer Beantwortung der Kritik. Und die Kritik erklärt, (das heißt: ich erkläre; denn wo ist der Richter, der seinen Spruch nicht für die Stimme des Rechtes selber hält?) also die Kritik erklärt, daß Graf Eßer, trotz aller Mängel, die der Stoff mit sich bringt, die lebhafte Theilnahme des Publikums allerdings verdient; und daß Laube's Graf Eßer, recht an Mängeln, die der Stoff nicht mit sich bringt, zwar modischer und zeitgerechter ist, als die alten Stücke, auf denen er sich aufgebaut, daß er aber an Wahrheit, Klarheit, Anordung und tragischer Wirksamkeit hinter den meisten derselben zurücksteht.

Der Graf Eßer ist seit mehr als zwei Jahrhunderten im Besitz des Rechtes auf Rührungsthränen der Zuschauer. Seit dem Tode des Grafen (1601) waren kaum Lebensumdreißig Jahre verflossen, als La Calprenede ihn auf die Bühne brachte. Sein Stück erlangte großen und dauernden Beifall, und es ist die Grundlage aller andern Tragödien desselben Titels geworden. Ihm folgten der Abbé Boyer 1672 *), und der jüngere Corneille 1678. Nach den Franzosen soll bemächtigten sich die Engländer dieses heimischen Stoffes; zuerst Banks, 1682; ihm folgten Brooke, Jones und Ralph. Von den deutschen Bearbeitungen haben sich die früheren an Corneille, die späteren alle an die englischen Dichter gehalten. Dem arbeitet von dem allgemein eingeführten Wege Lope de Vega und Francisco Drama El Conde de Sex, das die öffentliche Meinung in Spanien der Feder des Königes Philipp IV. († 1665) von jeher zugeschrieben hat. Die deutsche Lesewelt kennt es aus dem Auszuge, den Lessing's Hamburgische Dramaturgie enthält.

Laube's Trauerspiel hat die Grundlinien der früheren Dramen, wie sie schon La Calprenede mit ziemlich sicher Hand gezeichnet, überall festgehalten. Er hat nur Einzelnes mehr ausgearbeitet, das Eine mehr hervorgehoben, das Andere mehr zurücktreten lassen; er hat dem Ganzen neue Züge gegeben, aber vielmehr es überfüllt; und wo er wirklich Aenderungen im gewohnten Gange der Handlung angebracht hat, (was namentlich gegen das Ende des Stückes geschehen,) da schienen sie mir in hohem Grade verfehlt.

Ueberhaupt sind mir auf dem Antlitz dieses Eßer nur alle wohldekannte Züge begegnet. Nach der lauten Jammerklage, die Werther wegen eines an ihm begangenen Diebstahls erhoben, erwartete ich Wunder von für neue Dinge in Laube's Trauerspiel. Aber es ist darin nicht eine einzige Szene, nicht ein einziges Begebnis, nichts was der Mühe des Hörens und Erinnerns werth wäre, das nicht aus den Werken der früheren Dichter, wie aus einem gefunden tüchtigen Keim, geradeswegs herausgewachsen. Es gehört eine unglaubliche Dreistigkeit dazu, als sein geistiges Eigenthum das zu bezeichnen, was seit zwei Jahrhunderten an der gemeinen Heerstraße aller Poeten offen da liegt. Herr Werther hat auf komischer Weise behauptet, er habe bei der Abfassung seines Eßer gewisse „geheime Denkwürdigkeiten der Königin Elisabeth" benutzt, und diese stunden Laube nicht zu Gebote. Das müssen seltsame Geheimschriften sein, deren Einsicht dem Herrn Werther gestattet ist, und die Niemand anders kennt, selbst seiner der englischen Geschichtforscher! Bis auf gehörigen Beweis des Gegentheils ist jeder vernünftige Deutsche berechtigt, die Werthersche Behauptung für einen Dunst, und die vorgeblichen Denkwürdigkeiten für eine schlechte Dichtung des Herrn Werther zu halten. Ich glaube aber sogar nachweisen zu können, woher er die Idee zu so poetischer Erfindung genommen hat. Lessing in seiner Dramaturgie erwähnt einer alten englischen Novelle, die den Titel führt: „Geheime Geschichte der Königin Elisabeth und des Grafen Eßex," und aus welcher Banks sein Stück genommen hat. Das sind offenbar die vorgeblichen geheimen Denkwürdigkeiten, mit denen Werther so geheim thut. Er hat jene Novelle wahrscheinlich nie gesehen; aber er hat sie doch nicht übel. — Für den großen Haufen wenigstens, — zu urtheilen gewußt. Denn es gibt immer Viele, denen es gefällt, wenn ein guter Kauz versteht und der Name eines gerachteten Schriftstellers unter die anrüchigen verlassen wird; es gibt Viele, die nur Ein Mittel haben, sich zu erhöhen: wenn sie Andere erniedrigen. O. F.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lessing's Angabe ist irrig.

Berichtigungen.

In Nr. 109 der Kölnischen Zeitung lesen wir die „Prämiana" aus dem Feuilleton unserer Nr. 14. Wir machen die geehrte Redaction aufmerksam, daß die Daelle dieser Notizen nicht, wie sie fortschmälig angibt, die Wiener „Presse", sondern das „Frankfurter Museum" ist.

— In der vorigen Nummer S. 123, Sp. 2, Z. 28 v. u., ist zu lesen: „Goethe und Herder", statt Goethe und Börne.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 18. Frankfurt a. M., den 3. Mai 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Der Pastor Johann Melchior Göze.

Culturbilder aus der Wetterau. I. Von J. Schaub.

Arnold Ruge als Dramatiker.

Politische Poesie der Italiener. Von Dr. St.

Feuilleton: Humoristische Literatur. — Hermann über den Kunstsinn der Römer. — Goethe's Drusus. — Die verhängnißvolle Diadem. — Rabbiner Holdheim über Stahl. — Die letzte weiße Hose. — Frankfurt Wochenblatt u. s. w. u. s. w.

Bühnenschau. Graf Essex, Trauerspiel von Laube. Von Q. F.

Der Pastor Johann Melchior Göze.

Als Vorkämpfer des fanatischen Lutherthums in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts hat bekanntlich dieser Mann durch Lessings unsterbliche Schriften einen Namen erlangt, der unter den Zeloten und Dunkelmännern der neueren Zeit einen der ersten Rangplätze einnimmt.

„O glückliche Zeiten, ruft Lessing in seinem Antigöze aus, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war — für und dachte und für uns ab! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumph wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer und stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen — so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind wachsert. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder! Clement, Ravaillac sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet. Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wohl ein ander Mal wieder treffen. Jetzt will ich nur, wenn es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Pastor Göze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheint, und daß das eben die Klauen sind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können sich so ärgert."

Der Mann, der in diesen wenigen Worten leibhaftig in seiner großinquisitorischen Gestalt vor uns steht, ist neuerdings durch den talentvollen Feodor Wehl in dessen bei Brockhaus erschienenem Buche: „Hamburgs Literaturleben im achtzehnten Jahrhundert" unserem Interesse wieder nahegerückt worden, und dieses Interesse gewinnt noch an Unmittelbarkeit in einer Zeit, wo die kleinen und großen Eiferer auf kirchlichem Gebiete wieder überall den Streit der Finsterniß gegen das Licht wachrufen möchten, nach dem Wahlspruch des berüchtigten Hamburger Zionswächters: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns.

„O! Sie sind ein wahrer Christ und belesen in der Schrift wie der Teufel!" ruft ihm Lessing zu; und in der That, Herr Johann Melchior Göze war der Mann von dem Holze, aus dem man gut und gerne einen neuen Torquemada hätte schnitzen können! Um groß und von schauerlicher Gravität zu sein, sagt Wehl, fehlte ihm nichts als das Feuergewand eines spanischen Priesters und der Hintergrund einer glaubensfinsteren intoleranten Weltanschauung. Göze, in die Wirren des katholischen Mittelalters, in die Zeit der Lavola, der Alba und der Philippe gestellt, würde wahrscheinlich noch heutzutage dazu dienen, furchtsame Herzen mit dem ausdrücklichen Schrecken zu erfüllen. Nach Luther in den Protestantismus und an den Ausgang des aufklärungssüchtigen achtzehnten Jahrhunderts mitten hineingestellt, konnte er freilich keine andere als eine höchst traurige Figur abgeben und würde sie noch trauriger abgegeben haben, wenn ihn das Geschick oder ein günstiger Zufall nicht gerade nach Hamburg geführt hätte, wo er allein noch Das zu werden vermochte, was er in der That geworden ist.

Allerdings mußte eine Stadt wie Hamburg für ehrgeizige und nach Einfluß und Ansehen lüsterne Prediger geeignet sein, da hier weder ein glänzender Hof noch eine Universität existirte, um durch imposante Machtentfaltung oder ehrfurchtgebietende Gelehrsamkeit den Einfluß streitsüchtiger Theologen zu beschränken. Was in den letzten Jahren, freilich in entgegengesetzter Richtung, Bremen durch den Pastor Dulon gewesen ist, ein Tummelplatz der ärgerlichsten kirchlichen Händel, daselbst galt zu jener Zeit von Hamburg, und die Intoleranz beherrschte daselbst mehr als einmal nicht blos die Kanzel, sondern gelangte sogar zu wichtigem Ansehen und Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Staates, so daß einzelne Prediger unter den Auspicien des süßen Pöbels sich bis zu einem gewissen Grade sogar eine Oberhoheit über die weltliche Macht anmaßen durften. Aber trotz dieses kirchlichen Terrorismus, der in Pastor Göze seinen Gipfelpunkt erreichte, hatte doch diese weltliche Priesterherrschaft immer nur kurzen Bestand. Alles, was sie erreichte, war gewöhnlich, daß gerade in dem Augenblick, wo sich der geistliche Hochmuth am Breitesten machte, der freie aufgeklärte Sinn und der Kampf gegen die Intoleranz am Siegreichsten hervorgingen. Die Folge von Göze's zelotischem Gebahren gegen Geistesfreiheit und Aufklärung waren eben die Manifeste Lessings, die, wie Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts bemerkt, so ganz in Luthers Manier und mit der ganzen siegbaren Kraft seines Stoffs und seiner Sprache geschrieben sind, daß man ihnen nothwendig einen Platz in der Geschichte dieses Jahrhunderts anweisen muß. Der Streit ist vergessen, aber Lessings fliegende Blätter werden hoffentlich so lange von unserer Nation gelesen werden, als kräftige deutsche Sprache und kräftiger deutscher Geist unter uns geachtet sind, und wer sollte nicht wünschen, daß dieß ewig so sein möge? — In diesen elf Manifesten, „Antigöze" betitelt, ward der Katechismusglaube und die Lehre der donnernden, an salbungsvollen Redensarten reichen, an Gründen für einen philosophischen Kopf aber um so ärmeren Kanzelzeloten ganz anders ersschüttert, als es durch den höhnenden Spott der in der That Ungläubigen je hätte ge-

Digitized by Google

sehen können. Wie groß Lessing als Redner war, wie meisterhaft er Sprache und Styl zu gebrauchen verstand und wie diese in seinem Streit mit Göze, wie einst in Luthers und Huttens Streit mit den Papisten, unendlich viel gewannen, davon wird sich Jeder überzeugen, der diese Streitschriften liest und sie mit denen der Gegner vergleicht, die ebenso trivial als langweilig geschrieben sind.

Göze kam im Jahre 1755 als Hauptpastor und Senior des geistlichen Ministerii an die St. Katharinenkirche nach Hamburg. Was seine geistige Begabung anbelangt, so lauten die Nachrichten hierüber verschieden. Nach dem Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon von Thieß ging seine krasse Orthodoxie Hand in Hand mit krasser Ignoranz. Lessing dagegen, der doch gewiß keine Ursache hatte, Göze zu schonen, spricht ihm Verstand nicht ab und rühmt außerdem sein liberales Benehmen im Umgang. Er hatte eine ansehnliche Bibliothek und ein Münzkabinet, und daß er nicht dumm war, beweist die Raffinirtheit, mit der er seinen Gegnern zu Leibe ging. Kein noch so nichtssagender Pfiff und Kniff wurde verschmäht, sowie er ihm überhaupt zweckdienlich erschien, und seine vornehmste Taktik war, dem Gegner dadurch zu schaden, daß er ihm die Liebe und das Vertrauen derer raubte, die mit seinem in Verbindung standen. Auch verschmähte er es nicht, die Polizei gegen seine Widersacher aufzustacheln, und die „theure Obrigkeit“ wird fast ebenso häufig von ihm angerufen, als das jüngste Gericht oder Pestilenz und Schwefelregen.

Stolz, Dünkel und angeborene Herrschsucht sind ohne Zweifel die Hauptmotive zu seinen vielen kirchlichen Scandalen gewesen; der Mann, „dem Schnauben so eigen wie dem Fisch das Schwimmen“, und der dabei so eitel war, daß er seidene, mit Spitzen besetzte Priesterkleider trug, mußte bald inne werden, daß Hamburg der rechte Ort für ihn sei, um einen kleinen lutherischen Papst zu spielen. Gleich von vornherein nahm daher der schlaue Pfaffe eine sehr kühne und herausfordernde Stellung gegen die Reichen und Vornehmen ein, um dadurch das Volk auf seine Seite zu bekommen und so dem Senate imponiren zu können. 1756 benutzte er das Erdbeben von Lissabon zur Abschilderung eines furchtbaren Strafgerichts und drohte Hamburg mit einem ähnlichen Schicksal. „Hat nicht“, ruft er einmal aus, „ein großer Theil unserer Einwohner die heilige Fastenzeit auf die von dem Satan aus dem Heidenthum in die Christenheit eingeführte Art angefangen? Wie Viele haben mit Fressen, Saufen und üppigem Wohlleben ihr Herz vergeblich beschwert, verhärtet und verstockt, daß nun das Wort vom getreuzigten Erlöser bei ihnen keinen Eingang mehr finden kann! — Und was haben wir alsdann zu hoffen? Hier kann ich schweigen, da die Ruinen von Lissabon die Antwort geben.“

Wie Göze seinen Widersachern zu Leibe ging, ersehen wir aus dem erbitterten Kampf, den er mit Basedow führte. Dieser in seiner Art höchst originelle heterodoxe Streithahn war damals Lehrer an einer Altonaer Schule, sah sich aber in Folge seines unordentlichen Lebenswandels und seiner freisinnigen Ansichten genöthigt, seine Stelle aufzugeben, da die intolerante, in Hamburg herrschende und von Pastor Göze repräsentirte kirchliche Richtung auch auf das nahgelegene Altona influirte, so daß Basedow bald zum Steine des Anstoßes wurde. Er verfaßte gerade damals mehrere pädagogische Schriften und eiferte besonders gegen das in früher Jugend mechanisch eingelernte Beten der Kinder, indem er überhaupt rieth, den Religionsunterricht nicht vor dem zwölften und vierzehnten Jahre beginnen zu lassen. Er brachte einen Kindergottesdienst in Vorschlag, worüber denn Göze ein entsetzliches Zetergeschrei ausschlug, indem er von der Kanzel herab seine „herzlich geliebte“ Gemeinde vor diesem Herrn Basedow warnte und das Gebet der Unmündigen in Schutz nahm. Er, der die Sprachengabe von Bileams Eselin mit Nachdruck vertheidigte und der festen Ueberzeugung war, daß die Prophezeihung von der Auferstehung der Leiber so wörtlich zu nehmen sei, daß am jüngsten Tage kein Härchen von dem Körper des rechtgläubigen Christen verloren gegangen sein werde, er, der selbst gegen die eigne Obrigkeit predigte, als sie die Begleitung der Delinquenten zur Richtstätte durch den Prediger abschaffen wollte, er eiferte nun auch dagegen, daß man das erste Lallen des Kindes nicht ein Gebet aus dem Katechismus sein lassen wollte.

Basedow, der des Lärmens bedurfte und sich gerne zum Märtyrer geschmollt sah, nahm die Gelegenheit wahr und erhob über die Anfeindungen Göze's ein großes Geschrei. Er schrieb eine Entgegnung, in der er den Hauptpastor von St. Katharinen geradezu beschuldigte, derselbe habe von der Kanzel herab den Pöbel ermuntert, ihm an Leib und Leben zu gehen. Und in der That, wenn Göze es auch nicht so weit trieb, so ruhte er doch nicht eher, als bis der Hamburger Magistrat allen Druckern der Stadt verbot, Etwas von Basedow in Druck zu nehmen und die Entrüstung gegen den neuen Reformator der Schule so groß wurde unter den Männern der Kirche, daß sie einem ihrer Mitbrüder, dem Pastor Alberti, blos deswegen das Abendmahl versagten, weil er mit Basedow gesellschaftlich verkehrte. Die Folge von Göze's Zetergeschrei gegen die neuen Erziehungsprinzipien war übrigens, daß Basedow bei dem ganzen liberalen Deutschland eine Theilnahme fand, die er schwerlich in diesem Grade ohne seines erbitterten Gegners fanatische Verdammungsreden jemals erlangt hätte.

Göze wußte aus der Geschichte von Hamburg, daß die Prediger dieser Stadt von jeher sich nicht blos an das Wort der Bibel auf der Kanzel gebunden gehalten, sondern häufig politische und bürgerliche Vorgänge zum Thema ihrer Reden gebraucht hatten, um sich zu Censoren und Richtern über das Leben und Treiben sowohl der gesammten Einwohnerschaft wie einzelner Personen zu machen. Bei jeder passenden Gelegenheit ahmte er diesem Beispiel nach, wie er es denn selbst nicht verschmähte, Schicksale gegen die Kleidung und Aufführung der Tochter der Pastorin Zimmermann anzubringen und ein andermal gegen „Werthers Leiden“ loszudonnern, als eine „arge Mißgeburt der Finsterniß, höllische Apologie und fanatische Anpreisung des Selbstmordes.“ Ein ehemaliger Prediger und Katechet am Zuchthaus, Namens Streiba, hatte sich nämlich in der Nähe dieses Hauses um dieselbe Zeit erschossen, als Goethe's berühmter Jugendroman erschien. Sehr anziehend erzählt und J. W. Appell in seiner Schrift: „Werther und seine Zeit“, den Sturm, den unser Hauptpastor und seine getreue Schaar daraufhin beim Erscheinen dieses Buches erregte, indem er einen förmlichen theologischen Kreuzzug dagegen predigte. Der Streiter der lutherischen Orthodoxie, der sein Horn stets gewetzt hatte, der überall Ketzereien und Anschläge des Satans gegen das Heil der Kirche witterte, hatte ein viel zu wachsames Auge auf Alles, was von neuem Geist sich regte; er entbrannte daher in heiligem Eifer, als er das Auffehen gewahrte, welches der Werther überall machte und „wie die Zeitungsposaunen den höchsten Ton zu seinem Lobe angaben“. Er schrieb sogar einen „Hirtenbrief“ und gebehrdete sich darin weder sanftmüthig noch polizeilig gegen das ihm so verhaßte Buch: die „ganze Charteque“ hat nach ihm überhaupt keinen andern Zweck, „als das Schändliche von dem Selbstmorde eines jungen Wüstlings, den eine närrische und verdotene Liebe und eine daher entspringende Desperation zu dem Entschlusse gebracht haben, sich die Pistolen vor den Kopf zu setzen, abzumischen, und diese schwarze That als eine Handlung des Heroismus vorzuspiegeln.“ Er jammert, daß keine Censur den Druck solcher Lockspeisen des Satans verhindere und daß die Verleger den Muth haben, sogar ihre Namen auf den Titel zu setzen. „Nur eines fehlt noch“, ruft er mit grimmiger Ironie aus: „der Verfasser muß sich noch entschließen, diese Geschichte in ein Trauerspiel zu verwandeln, es wird Romeo und Julie noch übertreffen!“ Dann versteht er auch diesmal nicht, die Polizei aufzuhetzen, er beschwört die „theure Obrigkeit“, den Gemeinden die Abscheulichkeit und Verdammlichkeit des Selbstmordes nachdrücklich vorzustellen, „da Apologien für den Selbstmord geschrieben werden und einen ungestörten freien Lauf

Digitized by Google

haben, die Selbstmörder von Zeitungsrecensenten als Tugendhelden gerühmt und selig gepriesen werden..., da, Gott sei es geklagt, die Selbstmörder so häufig werden, und durch das Oel, welches die „Leiden des jungen Werthers“ und die Recensionen derselben in dieses Feuer gießen, sich unausbleiblich noch vervielfältigen müssen. Bald werden wir, ruft er aus, laudos sodomine, wenigstens neue Auflagen, oder gar Uebersetzungen der Aloysa Sigaea sehen — es wird für kein Verbrechen gehalten werden, Andere, welche uns im Wege stehen, auf eine gute Art aus der Welt zu schaffen! Die Giftmischerei wird so eingerichtet sein, daß die Bestrafung derselben wenigstens unmöglich sein wird. Eine neue Chambre ardente wird diesen Mordgeist nicht ausrotten können. Das Aquatta di Napoli, von welchem der letztverstorbene Pabst vielleicht eine hinlängliche Portion bekommen, wird in Deutschland eben den Grad der Reputation erhalten als in Italien.“

Wie gut es überhaupt dieser Goeze „mit der streitbaren Hand“ verstand, die Autorität der Staatsgewalt anzurufen, so oft er mit seinen theologischen Gründen nicht ausreichte, mag statt vielen, hier ein einzelner Fall darthun, den uns J. W. Lyrell gleichfalls erzählt. Ein Göttinger Theologe, Namens Miller, hatte sich allerlei Aeußerungen gegen unprotestantisches Inquisitionsverfahren und Unterdrückung der Geistesfreiheit erlaubt. Hierüber erhob Göze ein wüthendes Zetergeschrei und vergaß sich in seinem heiligen Zionseifer so weit, daß er dem Lästerer, nicht genug, ihn bei seiner gegenwärtigen Regierung anzuschwärzen, noch obendrein zurief: „Hat sich Herr Doctor nicht erinnert, daß dieser Vorwurf die vorige glorwürdige Regierung der Lande, in welchen er itzt sein Brod isset, nach seiner ganzen Schwere trifft“, unter welcher vorigen Regierung Pastor Göze keine andere verstand, als die ehemaligen protestantischen Stände des heiligen römischen Reiches!

(Schluß folgt.)

Culturbilder der Wetterau.

Von J. Schaub.

I.

Urweltliches.

Wie aus den Gräbern der Vorzeit, den Pyramiden Aegyptens oder jenem Pompeji und Herculanum, die Geschichte eines untergegangenen Geschlechtes zu Tage steigt, so steht in riesiger Hieroglyphen-Schrift die Geschichte der Erde in ihrem eigenen Innern verzeichnet. Die Wissenschaft, die uns den Schlüssel zu diesem heiligen Grabe der Urzeit reicht, gehört so recht eigentlich der Gegenwart an und ist eins der frühreifen Genien-Kinder, das weder auf ein graues Haar noch auf einen Stammbaum uns verweisen kann, sondern das, ein Hercules, schon in der Wiege mit Mannestritt und von sich selbst anfangend seine Bahn beschreibt. Es ist die Geologie und Geognosie, die im Bunde mit der vergleichenden Anatomie und in der Hand das Mikroskop, den fühnen Ausspruch Cuvier's bewahrheitet: „daß die kleinste Knochenfläche einen bestimmten Charakter habe in Bezug auf die Klasse, auf die Ordnung, die Gattung und Art, der sie angehört, und dieser oft so weit gehe, daß man mit der erforderlichen Geschicklichkeit und mit etwas gewandtem Inhalte kommen durch Analogie und wirkliche Vergleichung aus jedem wohlerhaltenen Endstück eines Knochens ebenso sicher alle übrigen Theile des Thieres bestimmen kann, als wenn man das Thier selbst besäße“. So wird uns die Petrefactenkunde der Cicerone rückwärts in die Geäberwelt vergangener Jahrtausende und lichtet unserem Geiste das Dunkel, das über früheren Entwickelungsperioden einzelner Länder oder Gegenden gelagert hat. Auch das Erdinnere der Wetterau hat seine Deuter in den Geologen Sandberger, Volz, Ludwig ꝛc. gefunden, und aus den Resultaten ihrer Beobachtungen und Forschungen wollen wir jetzt versuchen, uns ein urweltliches Bild unserer Heimath zu construiren.

In wunderbarer Metamorphose bildet sich da plötzlich vor unserem Geiste das fruchtreiche Hügelland der Wetterau mit seinen prachtvollen Städten und reichen Dörfern in einen Kaëpi-See, ein Binnenmeer im Innern unseres Vaterlandes um, das sich von der Haardt und dem Hundsrücken bis hinauf zu dem Vogelsberg ausdehnt und in den sich die Wasser des Rhein's, des Main's und der Lahn ergießen. Ein südliches Klima, wie an den Gestaden des mittelländischen Meeres, lagert über seinem klaren Spiegel, auf dem weder englische Schrauben-, noch russische Segelschiffe, noch wettender Canote sichtbar sind und sein können, da ja in dieser Periode selbst der Affe noch fehlt und somit der fabelhafte Schöpfungs-„Ruck“ noch nicht geschehen kann, der aus dem Orangutang den zottigen Urmenschen producirt. Und dennoch würde der Mensch, hätte er mit seinen Beobachtungen da sein können, auf der bewegten Meeresfläche eine ganze Ruderflotte mit scheinbar rauchenden Schornsteinen in spielenden Evolutionen aus der Ferne wahrnehmen können, da das Dinotherium, — unserem Wallrosse vergleichbar, — mit seinen Stand-Wasser sprühenden Nasen-Fontainen, mit seinem scheußlichen, der Geistesfreiheit gewesenen Nachen und seinen beiden, durch die Oberlippen hochhervorstehenden elfenbeinernen Zähnen oder Hörnern, mit denen es seinen Körper zu dem Ufer zieht oder sich im Kampfe zur Wehre setzt, in zahlreicher Gesellschaft auf und nieder schwimmt. Und noch andere unsterblichere Gestalten der Urwelt würden ihn mit Schrecken und Abscheu erfüllen. Hier könnte er den kurzhalsigen Schildkrötensaurus zu seinem Raube auserlesen sehen, während sich dorten seinem Blicke der Pterodactylus, die fliegende Eidechse, mit ihren breiten Flughäuten und ihrem Beobachten sprühenden Auge zeigte. In dem Uferschlamme oder in den Schilf-Sümpfen des nahen Landes gewahrte er die plumpen Paleotherien und Lophiodonten, die Tapire und Rhinoceresse der Urwelt, oder die zierlicher gebauten Anoplotherien, an Größe unseren heutigen Eseln vergleichbar, während ihm auch jenen Farren der urweltliche Dickhäuter als Mastodon longirostris, an das „Odiothier“ der Amerikaner und unsere größte Elephanten-Art erinnerud, gegenüberstände. Vergeblich spähte er aber nach den größeren Raubthieren aus dem Katzengeschlechte oder nach den Urdiformen unserer urwaldlichen Auerochsen, da diese vor den untersten Tertiärformationen noch nicht vorhanden waren. Dagegen würden ihm alle jene Thiere der Vorzeit von den Conchiferen und Crustaceen, den Muschel- und Krustenthieren, bis hinauf zu den Dickhäutern und Ruderfüßern, den Pachydermata und Pinnipedia, als Repräsentanten ausgebildeter, nicht mehr vorhandener Arten erscheinen, die in ihren riesigen und unförmlichen Dimensionen einer ihnen ähnlichen, noch unentwickelten und ungeheuerlichen Pflanzenwelt angehören mußten. —

Eine gewaltige Katastrophe ändert diesen ältesten Landschaftsbild der Wetterau. Mächtige Erdbeben durchwuhlen das Innere der Erde; tropische Gewitter entladen sich über dem Binnensee der Wetterau. Die Vogelsberg heit sich empor und öffnet als Vulkan sein junges Haupt den Lavaströmen des Erdinnern. Hoch auf schäumt der kochende See und beicht für seine zischende Wasser bei Bingen sich ein Felsenthor. — Hohe Basaltmassen ragen nun am Nordrande der Wetterau hervor, die hier und dort von Zeit zu Zeit, als die Beutle der erregten Erde, feurige Rauchwolken über den vertrockneten See ausbreiten. Unendliche Wassermassen strömen aus dem Norden über das enthlößte Meeres-Becken, die den Bodensatz abkühlen und neue Erdformationen ermöglichen. Hier und dort nur bleibt der Meeresgrund, wie bei Weinheim, zu Tage liegen.

Nach langwierigem Bildungsprocesse ersteht auf neuem Boden mit einer neuen Flora auch eine neue Fauna. —

Aber auch diese neue Welt, wie sie aus der oberen Lage der Tertiärformation zu uns spricht, trägt noch immer das Gepräge des Urweltlichen an sich, obgleich sie sich in fast all ihren Gebilden

Digitized by Google

dem gegenwärtigen Zustande der Erde nähert. Das Klima, obgleich noch immer südlich, nimmt doch schon einen rauheren Charakter an, was die Pflanzenwelt in den Braunkohlenlagern und den Blättersandsteinen zu beweisen sucht. Palmen und riesige Farren sind nirgends zu finden, dagegen unsere heutigen Waldbäume, die Fichten, Tannen, Ahorne, Ulmen, Eichen ꝛc., daneben aber auch Nußbäume, Lorbeeren und Weinreben. Die Pflanzenwelt scheint zu ihrem Abschlusse gekommen zu sein, ebenso auch die Thierwelt, wenn auch deren aufgefundene Arten sich alle von denselben noch lebenden Gattungen specifisch unterschieden.

Der Höhlenbär, — Ursus spelaeus — die Hyäne, der Löwe und der Tiger tummeln sich auf dem mit Gras und Bäumen überdeckten Boden der Wetterau. Dem Mammuth — Elephas primigenius — mit seinen dicken langen Haaren ist es nicht zu rauh und frostig in unserer einst wärmeren Gegend. Von den Wiederkäuern finden sich Ochsen in großer Menge und Hirsche mit schönen Geweihen in vielen Arten. Aus der sonderbaren Ordnung der Edentata (Zahnlosen) erschienen riesige Faulthiere und Ameisenfresser, daneben eine plumpere Giraffenart und das schnellfüßige Pferd. Und zum Zeugniß, daß das Thierreich seine Spitze erreicht hat, tritt in dieser Formation die Carricature des Menschen, der Grimassen-schneidende Affe auf. Nirgends zeigt sich aber in diesen Gebilden die Spur eines menschlichen Wesens, obgleich der Wissenschaft auch auf diesem Gebiete „der Thatsachen" das Menschliche begegnete, daß Herr Schneuchzer in dem Oeninger Riesen-Salamander-Skelett den menschlichen Gesellschafter jener Mammuths und Ichthyosaurren der Schöpfungsgeschichte der Erde beinahe entdeckt hätte. —

Alles ist vorbereitet. Der Mensch kann auf die Bühne der Geschichte treten. Doch nein, er tritt erst in das Paradies der Mythe und aus demselben dann, an der Hand der Religion und Poesie, in das bewußte Dasein, in die Geschichte herein. Auch die Weiteran hat ihre Dämmerungszeit. Woher ihr erster Bewohner gekommen, ob er von dem Adam der Bibel oder von einem Bogt'schen Bathmanns-Adam abstamme, dies unterstehen zu wollen, würde zu jenen Lustgefpinnsten führen, von denen der Wandsbecker Bote singt:

„Wir spinnen Lustgefpinnste,
Und treiben viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel!"

Arnold Ruge als Dramatiker.

Die neue Welt. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit einem Vorspiel: Goethe's Ankunft in Walhalla. Von Arnold Ruge. Leipzig, Brockhaus, 1856.

Es gibt wenige deutsche Schriftsteller, die man, wollten sie als Dichter und gar als Dramatiker auftreten, mit so entschiedenem Mißtrauen empfangen würde, wie Arnold Ruge. Gleichwohl darf der eigene Klang, den sein Name für manches Ohr hat, uns von der Anerkennung nicht abhalten, daß er in seinem neuen Werk als ein redlicher Geist erscheint, der in beständigem Ringen mannhaft vorschreitet. Zwar die Fabel des Trauerspiels scheint so schöne Ergebnisse nicht zu verheißen. Sie versetzt uns lebhaft in die Sphäre der feineren deutschen Demokratie, wie sie vor der Februar-Revolution in Paris auftrat. Da sah man Journalisten, die auf dem Ball Mabile und auf der Chaumière ihre socialen Studien machten; Privatdocenten, die ihre schwerfälligen Gedanken zum Schaume der neuesten französischen Conversation verflüchtigen wollten; reiche Republikaner, die zu Dieppe und Boulmoterney mit dem Geld in der Tasche klapperten wie nur je der alte Rothschild es vermochte. Die studirte Frivolität hatte den Bücherwurm noch im Leib, wie man aus jener köstlichen Entdeckung eines Pedanten sehen kann, daß die Taglioni eigentlich „Goethe tanze." In eine solche Umgebung bringen uns die ersten Scenen der „neuen Welt."

Zwei deutsche Paare, Julius und Juliane, Alexander und Adele, treiben sich im letzten Winter der Dynastie Orleans in Paris umher. Die Männer gehören freien Berufskreisen an, sind Künstler oder Gelehrte. Der fünfte im Bunde, Volkart, ist eine von Goethe's löblichen secundären Naturen, ein Müller, ein tüchtiger, entschiedener Mensch, der zwischen den aufgeregten Leidenschaften wie ein ruhiger Chorführer der antiken Tragödie dasteht. Der Hergang des Stücks ist sehr einfach. Julius ist ein Genie der Neuzeit, das am Brononiemus leidet, also noch nicht zu der Selbstbeherrschung und Verleugnung gelangte, die Volkart und Ruge von dem Manne der neuen Welt fordern. Wir finden die fünf Deutschen auf dem Ball in der großen Oper, sie merken, daß der Arbeiterstand jetzt bei diesem Carneval der herrschende geworden. Julius führt die rascheste Tänzerin zum Reigen:

Die Galopade soll
Im wilden Tact den Dorn Madelons
Mir um die Wangen wehn. Glück auf!

Aber er kehrt von Madelon nicht wieder zu Juliannen zurück. Erst nach einiger Frist findet die Gesellschaft in einem Wintergarten das Paar in aufgeregter Lustgelei. Man verabredet dem Julius sein rücksichtsloses Betragen, nur Adele ahnt einen geistigen Zusammenhang desselben mit seinen Studien und seiner freieren Richtung. Ihr, der großgesinnten Frau, wendet er nun seine Liebe zu. Alexander, ihr Gemahl, ist darum besorgt, weniger aus Eifersucht, die sein heiterer und klarer Sinn nicht kennt, als weil er fürchtet, ihre schwache, angegriffene Gesundheit möchte durch die Aufregung gefährdet werden; in Uebereinstimmung mit dem Rathe Volkarts und des Arztes sendet er seine Gemahlin nach den Hyèrischen Inseln. — Die Revolution steht eben bevor. Unsere Freunde gehören sammt ihren Frauen der europäischen Bewegung an, welche von Palermo bis nach Paris und Berlin geht; sie nennen sich die getreuen Söhne der alten Republik. Da der Schicksalstag des 24. Februar anbricht, führt Julius die Schaar der Arbeiter, welche den Tuilerienpalast stürmen; er übersteigt zuerst das Eisengitter am Carouselplatz. (Derjenige, der dies vollbracht, war in der That ein Deutscher.) Er erbeutet die tricolore Fahne, von welcher er das Blau und Weiß abreißt, weil nur der rothe Streifen noch gelten soll. Vom Volk gefeiert, nimmt er die beiden anderen Streifen als Trophäe mit und eilt zu Adelen, daß ihr Band seine Ritterthat belohne. Er findet sie nicht zu Hause, sondern hört, daß sie zu Fischen und Orangen verdammt sei. Er eilt sogleich nach Hyères; ein Brief von Adelen, den er leichtsinnig in Madelons Zimmer liegen ließ, verräth den Anderen sein Verhalten. So führt denn der fünfte All alle Personen zum Karausselsplatz in Hyères und den weißblauen Fahnenstreifen zu Adelens Füßen ausgebreitet. In einigen Tagen ungestörten Zusammenlebens kommen sie einander näher, wenn auch Adelens bessere Natur sie von Verrath und Untreue zurückhält. Die Anwesenheit ihrer Kinder macht sie beklommen; sie spricht:

Sogar die Kinder werfen ihre Blicke,
Ja denen sonst nur Lieb' und Zutrau'n wohnt,
So scheu und mich, seit du dich eingedrängt,
Uns schweigend fragt ihr Auge nach dem Vater.

Durch die Ankunft des Gemahls und der Freunde wird sie sittlich gerettet, aber ihre Kraft ist gebrochen. Am Lager der Sterbenden tödtet sich der Frevler, beschämt und gedemüthigt; noch seine letzten Worte, mit denen das Trauerspiel schließt, sind eine Selbsttäuschung:

Eins sollt ihr sagen, eines bleit ich heilig;
Ich fühl's und ich beweis' es auch: den Stolz! —

Das ist der Gegenstand von Ruge's Drama. Die Tage der Romantik sind vorüber, wo es hieß, das Dichten müsse zwecklos sein wie Sommernacht und Wintermärchen; aus der „neuen Welt" soll vielmehr eine baare, deutliche Moral, eine Lehre gezogen wer-

Digitized by Google

den. Es ist dieselbe Lehre, die den Grundzug von Ruge's ästhetischer Kritik ausmacht. Die geniale Frivolität, die wüste Don-Juanerie betrachtet er nicht, wie Andere es wollten, als Kennzeichen der neuen Bewegung, als Eintrittskarte zu den Festlichkeiten der Zukunft, sondern als eine zurückgebliebene Schrulle der romanischen Vergangenheit. Die egoistische Willkür, welche in die Gesellschaft als freie Liebe eintreten möchte, darf vor dem sittlichen Genius derselben nicht bestehen; ihr Carneval, wie es in der Vorrede heißt, muß ihre Tragödie werden.

Durch günstige Urtheile von Hermann Franck und Varnhagen wurde Ruge zur Veröffentlichung ermuthigt. Der Letztere fand sich durch die Form und Ausführung an Goethe's Tasso erinnert, „was in der That in Barnhagens Munde sehr viel sagen will und überhaupt sehr viel gesagt ist". Dieser Eindruck, den Barnhagen empfand, läßt sich durch den Ton der Verse und durch die sentenziösen Anklänge stellenweise rechtfertigen; so wenn Adele zu Julius spricht:

> Betrüge nicht zu viel, und störe nicht
> Mit wilder Leidenschaft den schönen Kreis,
> Der, in dem weitesten Bertrau'n vereinigt,
> Von Jedem fordert, daß er sich beherrscht.

Das Vorspiel zu dieser Tragödie „Goethe's Ankunft in Walhalla" ist einer der wunderlichsten Produkte. Ibpigenes, der Hüter von Walhalla, zeigt in tragischen Trimetern den Geistern der deutschen Heroen an, daß Goethe erscheinen werde, um den Thron unter ihnen einzunehmen. Schiller und Hegel fügen sich darein, Joseph Görres agitirt sogar für eine Empfangsfeierlichkeit; nur Schelling zieht mißmuthig den Ueberrock an und empfiehlt sich mit den Worten: „Z geh nach Karlsthad; grüsch' euch Gott." Riemer und Reimer kommen von Weimar als Goethe's Vorläufer. Als dieser endlich erscheint, schüttelt ihm Hegel die Hand mit den Worten: „Willkommen, Alter!" Schiller spricht: „Sein Sie herzlich mir gegrüßt!" Goethe' setzt sich zurecht, wie sein Herrgott im Faust; vor ihn tritt Heinrich Mephisto (Heine), von vielem Gesindel begleitet. Dieses sucht in Goethe den Vertreter des genialen Egoismus und glaubt wahrscheinlich, nun gehe auch im Himmel der Carneval der freien Liebe los. Aber Goethe erhebt sich mit Donner und Blitz und auf Platens Rath wird Mephisto sammt dem Gesindel von Ibpigenes vor die Thür gewiesen.

Dieser absonderliche Prolog wird die Stimmung der meisten Leser verwirren und dem Eindruck des Dramas schaden. In diesem jedoch begrüßen wir eine merkwürdige, edel gedachte Schöpfung. Zwar schwerlich werden die fühlen, formglatten Versmacher unserer Tage einem Arnold Ruge das Zunftrecht zugestehen. Aber wer zur Ueberzeugung gekommen ist, daß wir um jeden Preis aus dem mauherzigen Elend unserer Arabeskenpoesie herausstreben müssen, wird eine Dichtung willkommen heißen, in welcher doch endlich wieder von menschlichen Conflicten, von einem Kampfe der Gedanken und Leidenschaften die Rede ist. Eine Versöhnung, ein Sieg nach dem Kampf ist angedeutet in den Widmungsstrophen an „unseren guten Genius", die Ruge 1853 in Brighton niederschrieb:

> Nach dem Rausche, nach dem wüsten Schlummer
> Bade dich gesund, Ungenius,
> In der Dichtung Quell! Ein teiser Kummer
> Wie deine Züge; der Genuß
> Ewiger Gedanken und Gedichte
> Strahle die vom hohen Angesichte.
>
> Mit des Morgens goldnem Strahl erlege
> Die Gespenster; dein befreites Herz
> Schwelle in lebend'ger Wirksamkeit Wage,
> Wirg' auf edlen Rhythmen himmelwärts,
> Suche stolz auf ihren eig'nen Bahnen
> Den Olymp unsterblicher Germanen.

Politische Poesie der Italiener.

Die Denkschrift des Grafen Cavour und die Betrachtungen, besonders der englischen Blätter, über ihren Inhalt hat unsere Zeitungen mit den Anliegen der Italiener, bezüglich der Einheit und Freiheit, angefüllt. Diese Klagen sind so alt, daß Niccolini (Prof. und Bibliothekar zu Pisa, geb. 1785) seinen Arnold von Brescia, der dem zwölften Jahrhundert angehört, Worte des patriotischen Zornes kann aussprechen lassen, welche bei dem italienischen Leser von heute vollen Anklang finden; daß Manzoni's (geb. 1784) im Grafen von Carmagnola ausgesprochene Vorwürfe wegen der Bürgerkriege der Italiener der früheren Jahrhunderte auch jetzt ihre Gültigkeit noch nicht verloren haben, sowie Filicaja's (1642—1707) berühmtes Sonett über die Ueberfluthung Italiens mit französischem Kriegsvolk faß hundert Jahre nach seinem Tode noch so treffend war, daß die Polizei des napoleonischen Königreichs Italien es zur Erregung von Mißvergnügen geeignet erachtete. Wir geben im Folgenden die angeführten Stellen in den trefflichen deutschen Uebersetzungen, welche wir davon besitzen.

Niccolini's Stelle lautet nach Lepel:

> — — Steht Italien
> Wie ein Mann auf und hat es einen Willen,
> Dann braucht's kein Schwert, die Deutschen zu vertagen.
>
> Durch eine blut'ge Kette ist an Deutschland
> Italien gebunden und sein Erbrecht
> Ist unsre Knechtschaft. Wohl wallt's hu durch Brüder,
> O Tiberstrom, der du bem Rhein gehorsst.

Die Stelle aus Manzoni's Grafen von Carmagnola, übersetzt Freiligrath:

> Brüder nennt sie der Fremdling; sie reden
> Eine Sprache; sie säugte die gleiche
> Mutter; — steht im Gesicht eines jeden
> Nicht das Mal der Verwandtschaft du gibt'n?
>
> All' gebar sie dieß herrliche reiche
> Land, das jetzo mit Blut begossen,
> Allen übrigen Völkern verschachert
> Ringt das Meer und die Alpen umziehen.
>
> O wer zuckt zuerst das verruchte
> Schwert, den leiblichen Bruder zu fällen?
> Des fluchwürdigen Streites verfluchte
> Ursach', kennst du sie? Nenne sie mir!
>
> Bieh, sie kennen sie selbst nicht, sie stellen
> Ohne Zorn sich zu sechten, zu sterben.
> Fein lieh Zeder mit Geld sich werben,
> Kämpft und weiß nicht, warum und wofür.

Schließlich folge Filicajas Sonett nach Gries' Uebersetzung, mit der Bemerkung, daß Byron sich in freierer Nachdichtung desselben versucht hat (Childe Harold, Canto 4.).

> Italia, o du auf deren Auen
> Der Himmel goß unsic'ger Schönheit Spenden,
> Se die gebracht als Mitgift leid ohn' Enden,
> Das klar geschriebne steht ob deinen Brauen:
>
> Möcht' ich dich minder schön und Härter schauen,
> Damit mehr Furcht und minder Leid empfänden,
> Die, so nach deinem Reiz sich schmachtend wenden
> Und dennoch dich bedroh'n mit Todesgrauen.
>
> Nicht strömen sah' ich von den Alpen weiter
> Bewaffnet Volk, nicht mit den blut'gen Wogen
> Des Po sich tränken Gallens Roß und Reiter,
> Noch sah' ich dich von fremder Wehr umzogen
> Krieg führen durch den Arm ausländ'scher Streiter,
> Stets fiegend und besiegt, ins Joch gebogen.

Digitized by Google

Feuilleton.

— **Humoristische Literatur.** „Mein politisches Treiben im Sommer 1845" heißt eine neue Schrift des Grafen von Pfeil; auf dem Titel lesen wir das Motto: *„la patria si debbe difendere con ignominia o con gloria o in qualunque modo e ben difesa»*; das Vaterland muß vertheidigt werden mit Schmach oder mit Ruhm, oder in welcher Art es gut vertheidigt ist). Dieses Wort Machiavells soll ihm als Schild dienen, wenn er im Jahr 1845 die Arbeiter zur Wahl eines Vertreters aufgefordert, sich mit dem bekannten Heldverbunden und alles das Vaterland nicht immer auf glorreiche Weise vertheidigt hat. Das Schriftchen gehört an vielen Stellen der Gattung des unfreiwilligen Humors an. Graf Pfeil rühmt sich, daß der berühmte C. L. von Haller seine Schriften schon Fürsten zum Lesen empfohlen; Haller war übrigens damals 85 Jahre alt und sprach seine Empfehlung sehr geheim, nämlich in einem Brief an den Grafen aus. Was seinen Antrag vom 2. April 1845 betrifft, so bittet Graf Pfeil, „nicht zu vergessen, daß er darin zu Betrunkenen sprach und von diesen verstanden werden wollte; daß er also gemäßigt war, auf den Ideengang des Rausches und der Trunkheit mit einigen nichtssagenden Worten einzugehen." Obwohl er damals massenhafte Reactionen vorsichtig, hat er selbst doch seinen Adelstitel niemals verleugnet; im demokratischen Klub nannte man ihn zwar „Herr Pfeil," aber ohne sein Zuthun. Was Held betrifft, so meint der Verfasser, derselbe habe wohl niemals schimmen Absichten gehegt. „Durch seine Plakate, in denen er nützliche Wahrheiten unter einem zeitgemäßen Wortschwall dem Pöbel verdrießlich, beherrscht er die Massen um ironie sie nach seinen Willen." Auch sein berüchtigtes Plakat (das Beiwort gebraucht Graf Pfeil selbst), welches unter dem Titel erschien: „Arbeiter, man hintergeht euch", sucht er zu rechtfertigen, sagt jedoch hinzu: „dieses Plakat ist jedenfalls der verwerflichste Theil meiner politischen Thätigkeit."

— **Hermann über den Kunstsinn der Römer.** Eine nachgelassene Schrift von Karl Friedrich Hermann, dem edlen Menschen und trefflichen Philologen, der auch hier in seiner Vaterstadt tief betrauert wurde, ist kürzlich in Göttingen erschienen. Dieselbe handelt „über den Kunstsinn der Römer und deren Stellung in der Geschichte der alten Kunst"; sie ist dem Andenken Winckelmanns gewidmet, wie sie denn auch ursprünglich als Programm zum Winckelmannstage bestimmt war. Die nächste Veranlassung zu dieser Schrift hatte Hermann in einer Abhandlung von L. Friedländer, der den alten Römern alle Liebe zur Kunst und allen freien ästhetischen Sinn in der Förderung derselben absprechen wollte. Friedländer fügt sich hauptsächlich darauf, daß ein Dilettantismus in den schönen Künsten, welcher doch ein unläugbares Zeichen der allgemein verbreiteten Freude an denselben sei, in Rom nicht bestanden habe; daß ferner die alten lateinischen Schriftsteller über die Kunst und ihre Leistungen entweder schwiegen oder verkehrt urtheilen; daß endlich das Kunstinteresse bei den Römern eine ein äußerliche Richtung genommen. Diese Scheingründe, namentlich den letzten, werden von Hermann glänzend widerlegt. Genug sind die römischen Dichter, selbst Virgil, zur Anklagung für das Verschmähen von Kunstwerken noch lange nicht genug ausgebeutet. Das den Römern die Kunst mehr ein edler Luxus, ein Culturbedürfniß, als ein tief innerliches Lebensmoment war, gesteht auch Hermann zu; doch haben sie jedenfalls in der Ornamentik und in der monumentalen Richtung Großartiges und Eigenthümliches geleistet.

— **Goethe's Deutsch.** Als Kopebue seinen berüchtigten Aufsatz: „Beweis, daß Herr von Goethe kein Deutsch kann" veröffentlicht hatte, fand er damit bei dem beutschen Philisterthum einen für uns kaum noch begreiflichen Beifall. Mehrere Zeitschriften unterstützten ihn mit Beifpielen für seine Behauptung. Noch in den zwanziger Jahren hat ein ästhetisches Wochenblatt zu diesem Zwecke folgende Sätze aufgebracht, die der Erwähnung verdienen. In den Wanderjahren sagt ein verstimmter Liebhaber zu sich selbst: „Sähe ihr das nicht wor, dröfele dies nicht aus, schweig und entfleische dich". In der Italienischen Reise ist die Rede von „artigen, munteren, gälligen Personchen". In derselben wird auch von den Heiligen der gothischen Zierweisen gesprochen. Einer Schilderung Italiens ist ferner der Satz entnommen: „Jedetrat einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Ansehen hat". Den letzteren Satz würde allerdings jeder Sprachlehrer als fehlerhaft corrigiren. Dagegen erscheint uns das Wort Zierweise als eine sinnreiche Verdeutschung für Decoration. Ueber die Wörter ausdröseln und gältich wäre ein Nachweis willkommen; bei Schwenk und Weigand finden sie sich nicht; das Grimmsche Wörterbuch aber hält bekanntlich erst am Anfang das D.

— **Die verhängnißvolle Gabel.** Ein bedeutendes Verfehen des Herausgebers von Platen's Werken ist in den letzten Nummern dieser Blätter angezeigt worden. Ein Mißverstand über die von dem Dichter beabsichtigte Ihlade wird nach den von zwei Seiten gegebenen Aufschlüssen nicht mehr möglich sein. Eine noch entschiedenere Nachlässigkeit hat aber derselbe Herausgeber durch die Art bewiesen, wie er die „verhängnißvolle Gabel" hat abdrucken lassen. Dem Besitzer von Platen's Werken sollte die berühmte Komödie billig in der Form vorliegen, in welcher sie der Jahr 1826 so großes und verdientes Aufsehen machte. Dies ist aber keineswegs der Fall. Nicht nur einzelne Verse, sondern umfangreiche Stellen sind ohne allen erkennbaren Grund weggeblieben. Die Monologe, welche in anapästischem Versmaß gehalten sind, erscheinen sämmtlich nach einem andern System geordnet, weshalb wiederum Auslassungen und Zusätze bedingt. Vielleicht hat Herrn Göbeke eine andere Handschrift vorgelegen und glaubt er Gründe für deren Bevorzugung zu haben. Allbann war es seine unerläßliche Pflicht, hiervon genügende Rechenschaft zu geben; auch mußten die sehr bedeutenden Varianten angegeben, die weggelassenen Stellen beigefügt und der Leser in den Stand gesetzt werden, wenigstens mit einiger Nähe das Meisterstück in seiner ersten Gestalt herstellen zu können. Auch wurde diese Forderung in öffentlichen Blättern angeregt, was aber dem im Uebrigen sorgfältig arbeitenden Hrn. Karl Göbeke entweder nicht zu Gesicht kam, oder von ihm ebenfowenig wie die von Konrad Schwenk gegebene Berichtigung benutzt wurde.

— **Raduiner Holdheim über Stahl.** Unter den Schriften, welche gegen Stahl erschienen sind, ist die von Samuel Holdheim über bei der jüdischen Reformgemeinde in Berlin als Geistlicher fungirt) verdient eine der bedeutendsten. Sie führt den Titel: „Stahls christliche Toleranz," und beginnt mit der Bemerkung, daß man im Mittelalter, wo der christliche Staat als Thatsache in den Gemüthern wurzelte, eine philosophische Beweisführung für dessen Nothwendigkeit nicht kannte. Holdheim sucht gegen Stahl durchzuführen, daß der Staat des alten Bundes nicht blos Typus sei für das zukünftige Reich Gottes, sondern überhaupt für den christlichen Staat, den katholischen wie den puritanischen. Der jüdisch-religiöse Staat als solcher war exclusiv und intolerant. „Der Mythus, daß in demselben Augenblick, als Jesus den Geist aufgab, der Vorhang im Tempel zerriß, ist auch für den Juden von tiefsinniger Bedeutung. In dem Moment, als das jüdisch-theokratische Richteramt den Gipfelpunkt der Intoleranz erstieg, hat der jüdisch-religiöse Staat den Todeskampf erhalten." Vom Christenthum sagt er: „Es hat mit einer großen weltgeschichtlichen That den jüdischen Gottesstaat von den nationalen Banden der Theokratie erlöst und befreit, das engere Bündniß des jüdischen Volks mit Jehova in einen allgemeinen Bund Christi mit der Menschenwelt verwandelt. — Nur eine Bedingung stellt es, von der es nicht lassen kann, und die ist: der Glaube an den Gottessohn." — Stahl legt bei seiner Bekämpfung der Reformgemeindeschaften und freien Gemeinden einen besonderen Ton auf die Thatsache, daß gerade die ersten Vertreter einer Weisheit und Humanität, die sich von der großartigsten Religion ist, wie alle ein Schüler, Kant, Fichte, Jean Paul nie das Gemeinschaftliche zu betonen, sondern das Trennende zu führen; dieses lehr nur in ihren unbedeutenden Nachfolgern. Holdheim entgegnet, daß gerade Diejenigen, die keine Schüler, Kant u. s. w. sind, um so mehr das Bedürfniß haben, nicht auf der religiösen Sphäre herumzutreten und daß in ihnen jenes Gewissensgebot gar wohl ein ächtes sein könne. So sagt er denn auch die Frage der jüdischen Reform mit aller Tiefe und Bedeutsamkeit auf, deren sie fähig erscheint.

— **Die letzte weiße Rose.** Die Söhne Eduard's IV., die im Tower barben, gelten in der beglaubigten Geschichte als die äußersten Opfer des Königshauses York, dessen Sinnbild in den Bürgerkriegen die weiße Rose war. Wie faß immer bei erlöschenden Dynastien, so traten auch nach dem Untergange der Yorks einige Prätendenten mit mehr oder weniger Glück auf. Solche falsche Prinzen haben stets für Romane- und Dramendichter, die um Stoff verlegen waren, einen besonderen Reiz gehabt. Schiller hat, bevor er den falschen Demetrius behandelte, sich mit einem Peter Warbeck beschäftigt, der sich Richard IV. nannte und für einen aus dem Tower entkommenen Sohn Eduard's galt. Nach Angabe seiner Gegner war er der Sohn eines Juden aus Tournay, die Geschichtschreiber jedoch glauben zum Theil noch heute, daß er aus König Eduards Blut war. Nun findet sich aber in englischen Chroniken nähere Kunde über einen allerletzten Träger der weißen Rose, der den Warbeck noch um ein halbes Jahrzehnt überlebte. Er furchtbarer König Richard III hatte einen Sohn, der fein vom Hof erzogen wurde. Am Abend vor der Schlacht bei Bosworth (1485) rief ihn sein Vater zu sich kommen, und theilte ihm mit, daß er ihn, falls der morgende Tag glücklich ausfalle, öffentlich als Sohn und Thronerben anerkennen werde. Aber

Digitized by Google

Richard fiel und der Unglückliche, der der Krone so nahe gewesen, mußte sein Leben durch Handarbeit fristen; er wurde Maurergesell in einem Städtchen in der Grafschaft Kent. Als er 77 Jahr alt war, überließ ihm ein Landedelmann ein Stück Feld mit der Erlaubniß, sich da ein Häuschen zu bauen; in demselben starb er vier Jahre später. Sein Name findet sich regelmäßig eingetragen, in dem Gemeindebuch von Eastwell-Place in Kent. Nach dem Tod ist auch er seinem Schicksal nicht entgangen; er wurde verewigt der Welt einer englischen Novelle und erscheint hier als eine Art von Thumelicus, der den Mahnungen an eine heroische Laufbahn sein Gehör gibt und sich bei seinem stillen Maurertroß beschränkt.

— **Franklins Wohlthat.** Aus Franklins Leben ist die launische Art, wie er ein Darlehen von zehn Pfund aufhob zu machen suchte, weltbekannt. Ein junger Mensch hatte ihn um diese Summe geboren, die, wie er bosste, hinreichen war, um ihm weiter zu helfen. Franklin gab ihm das Verlangte als Darlehen in der Weise, daß der Empfänger verpflichtet sein sollte, dereinst in besseren Verhältnissen die gleiche Summe mit der gegebenen Bedingung einem jungen Mann zur Begründung seines Berufs zu leihen. Wenn man einem amerikanischen Berichte trauen kann, so pflanzt sich diese Wohlthat Franklins noch immer fort; der letzte Geber war ein Lehrer in Illinois, der Empfänger ein Oberwirter, der sich für den Betrag einen Theodoliten und andere Feldmessserverzeuge anschaffte.

— David Friedrich Strauß, dessen gründliche und geschmackvolle Schilderung vom Leben und Wirken des Rhodomus Frischlin selbst von Wolfgang Menzel ausführlich und anerkennend besprochen wurde, arbeitet jetzt an einem Werk, das leicht noch bedeutender werden dürfte, nämlich an einer ähnlichen Darstellung Ulrichs von Hutten.

— An der Universität Zürich soll ein eigener Lehrstuhl für die Schopenhauer'sche Philosophie errichtet, oder wenigstens der bestehende mit einem Anhänger derselben besetzt werden. Man hat sich, wie wir vernehmen, von dort aus an Herrn Schopenhauer selbst um Empfehlung des geeignetsten Lehrers gewendet und dieser Herrn J. Frauenstädt genannt.

Bühnenschau.

Graf Essex, Trauerspiel von Laube.

II.

Vierzehn verschiedene Bearbeitungen des Essex sind mir bekannt; es mögen außerdem noch manche sein, deren Gehässigkeit ihre Geburt nicht überdauert hat, weil sie, wie Säuglinge an der sauren Milch ihrer Amme, an den schiefen Versen ihrer Verfasser jämmerlich verderben mußten. Der Graf Essex hat also stets für einen guten Tragödienstoff gegolten, und in der That bietet er dem Dichter wie dem Schauspieler treffliche Momente zu künstlerischer Ausführung. Ein tragischer Held, reich an Gaben des Geistes, als tapferer Soldat, als Herr eines fremdartigen Reiches, getragen vom Ruhm seiner Thaten und von der Gunst einer Königin, und dennoch all diesem Glanz die stille Seligkeit verwöhnter Liebe vorziehend; eine herrschgrowohnte Fürstin, die den herrlichen Mann, den sie liebt, erst um eines Fehles willen und dann für ein Verbrechen strafen soll, die als Weib verzeihen möchte, wie sie als Königin streng richten muß, und die am Ende doch nur deshalb, weil sie als Weib beleidigt wurden, die Strafe verhängt, und die dann vergeblich nach einem Mittel strebt, das ihr den Widerruf ihres Richterspruches gestattet; eine innig liebende Gattin, deren Liebe gerade zum Hauptschwert für den Geliebten wird; im Gegensatze dazu ein rachsüchtiges Weib, das für Versöhnung mit Verderben und Tod zahlen will; endlich ein Minister, der sein Vaterland und seinen Einfluß so mit gleicher Kraft liebt, daß er Eines nicht vom Andern zu trennen im Stande ist, und sich mit voller Ueberzeugung für den Retter Englands hält, wenn er seiner eigenen Gewalt im Staate den Günstling der Königin zu opfern trachtet: all diese Personen und Verhältnisse sind von selbst gegeben, reich an Anregungen für den Seelenmaler, an tieflichen und ernsten Gestaltungen für den Charakterzeichner, an spannenden Verknüpfungen und erschütternden Lösungen für den tragischen Dichter. Die Handlung gestaltet sich aus Einer Wurzel heraus zum mächtig gebreiteten Baume, und derauf nicht und gestaltet nicht die erschütternde Schmerzensfülle der Episoden. Die vollkommenste Einheit ist nicht nur in der Handlung da, sondern auch in den Beziehungen der Personen zu einander. Essex ist der Mittelpunkt, von dem alles Licht ausgeht, und zu dem alle Strahlen sich zurückbiegen; alle Personen leben und streben nur im unmittelbaren Verhältnisse zu Essex. Die Einen lieben ihn, und beseinden sich um seiner Liebe willen; eine Andre haßt ihn, weil sie ihn geliebt hat; wieder Andere hassen ihn, weil sie ihn fürchten; Einer aber liebt ihn, weil er ihn so recht von Herzen verhaßt, weil er das Edle in Esser fühlt und das minder Edle vergißt, wie ein Bergmann die Erzstufe liebt, um der darin blinkenden Metallkörner willen, eine poetische Verklärung des fallenden Helden; in Einem Wort: ein treuer Freund. So ist Esser die Sonne, deren lichte Anziehung Alles, selbst wider Willen, führen muß, die sie erstisst, und Alles auseinander fällt. Der Tod des Esser ist gleich dem Verlust des höchsten Lebenszweckes für Alle; nur für den Einen nicht, der von Anfang an festen Blickes in diesem Tode das Heil des Reiches erkannt hatte, und der, weil er stets nur dies Eine Ziel im Auge gehabt und alle weiblichen Regungen von seinem staatsmännischen Geiste fern gehalten, auch allein als Sieger hervorgeht aus einem Kampf der Leidenschaften, in dem alle Anderen unterliegen.

So kann die Anlage der Charaktere und der Handlung kaum glücklicher erfunden werden, als die Geschichte, (oder was dafür gilt,) sie uns überliefert hat. Dabei ist es gleichgültig, ob Esser am Horizonte seiner Zeitgenossen wirklich als eine so großartige Erscheinung vorüberzog, wie auf unserer heutigen Bühne; denn wie wir ihn auf den Brettern vor uns sehen, nur so hat er für uns gelebt, und nicht anders kennen wir ihn und dürfen wir ihn kennen. Uns ist er also ein Held, dessen Werth schon dadurch feststeht, daß ein Burleigh ihn fürchten muß. Darauf allein kann das Interesse des Stückes hervorgehen; denn ein bedeutungsleerer Glückstern von zur Verwelt, der abgethan einen klaren, bestimmten Zweck verfolgt, und der, wäre er ergattert, für den Sieger nur eine beschämende Verlegenheit geworden wäre? Die Verschiedenheit dieses Empfindungsverfahrens, die sämmtlosigkeit dieses linnlichen Unterschiedes seinen wir in leidhaftiger Gestaltung vor uns; aber von dem Hebenthum Esser haben wir nur gehört: und so müssen wir schon vor dem Schlusse des Stückes die gute Meinung weiter fallen lassen, die man und zu Anfang des Stückes von unserem Helden hatte einsassen wollen. Esser ist vernichtet, ehe er todt ist, und die Geringschätzung läßt kaum das Mitleid mehr aufkommen. Dabei zerfällt dieser Charakter in zwei sich scharf widersprechende Hälften; und um so kräftiger und glänzender das Bild ist, das der erste Akt uns von ihm gegeben, um so armseliger erscheint uns seine Wirklichkeit in den letzten Akten. Eben darum sanden es auch alle Dramatiker so schwierig, ihn zum Tode zu führen, ohne daß er an Würde und Haltung zu viel verliere. Die Meisten, der Ueberlieferung folgend, lassen ihn eine Begnadigung suchen, die ihm sicher zu Theil würde, wenn nicht die Rachsucht sie unterschlüge. Freilich wird ein Held, und sei er noch so unerschüttert an Stolz, sich gern den Tod aus Henkershand gefallen lassen, wenn ein bloßes Wort und ein bloßer Wunsch hinreicht, um ihn abzuwenden. Allein der Mann, der eben erst die Königin auf ihrem Throne angegriffen, kann nicht weht, ohne sich aus Neue zu erniedrigen, das Leben als eine Wohlthat von ihr annehmen. Die Meisten, die Leute, wenn sie als Publikum versammelt sind, nehmen es sehr genau mit der Ehre und Tugend der Helden, und sind in ihrem feinen Gefühle tief verletzt, wenn einer vor oder auf den Brettern eine Schwäche zeigt, die ein jeder Zuschauer sich selbst aufs Vereitwilligste verzeihen würde.

Es hat sich noch kein Dramatiker ersten Ranges an Esser wagen wollen, und so sind diese Mängel, die der hergebrachte Stoff in sich hat, noch in keiner Bearbeitung überwunden worden. Was Laube in seiner Bearbeitung sucht hat, scheint mir durchaus mißglückt zu sein; die Klippe, an der die Schiffstrümmer seiner Vorgänger als Warnungszeichen hängen, hat er sorgsam vermieden, um an einer andern zu scheitern. Der Antrieb der Esser ist bei ihm noch unbegreiflicher geworden; und zum Tode des Esser mangelt jeder charakterstrene Motiv so vollständig, daß er eigentlich nur deshalb stirbt, weil sonst die Tragödie nicht zum Schluß kommen könnte.

Bei den früheren Dramatikern wird Esser durch das ihn umgebende Gewebe der Beschuldigung zur unüberlegten Empörung getrieben. Die Königin sieht ihm eine Obrfeige; Esser stürzt rasend hinweg, bietet seine Freunde auf, will London aufwiegeln; es mißglückt; Esser wird gefangen genommen. Bei Laube ist er schon vor der Ohrfeige (oder dem Schlag mit dem Stabe) ein Empörer. Er zieht zum Schlosse in Begleitung des ganzen Volkes, an der Spitze bewaffneter Freunde; die Königin ist in seinen Händen, wenn er nur will. Und warum und wozu gab der Dichter seinem Esser diese gehässige Stellung? Er bedarf ihrer nicht, um den Helden zu erhöhen; der Sieger von Cadix, der Vicekönig von Irland kann durch so trotzige Kinderstreiche an innerem Manneswerth nichts gewinnen. Ebensowenig fordert sie der Gang der Handlung; im Gegentheil. Laube's Esser, allmächtig im Jugendlich, wie die Königin ihn durch einen Schlag entehrt, hat für die Beleidigung die Rache zur Stelle bereit, und rächt sich nicht. Er sagt und kann mit Recht sagen:

„Eure Königin von England
„Ist so beschützt, daß sie gefangen sei
„Vor mir und meiner Kriegsmacht steht.
„..... Elisabeth
„Folgt mir zum Tower, wenn's mein Wille ist."

Digitized by Google

Und warum ist es sein Wille nicht? Ein deutscher Leser dieser Kritik wird denken: weil Essex der Königin verzieht, oder weil er ein unterthäniger Unterthan ist, oder weil er zu viel Ehrfurcht vor Elisabeth hat, oder weil er für früher empfangene Wohlthaten noch dankbar ist. Aber da irrt der deutsche Leser ganz und gar. Essex rächt sich jetzt nicht, wo er die Gewißheit des Gelingens hat, um sich erst früherhin zu rächen, wo es eine sehr zweifelhafte Möglichkeit sein wird. Er gibt die Gefangene aus der Hand, in der Hoffnung, sie noch einmal einzufangen. Auch sein Beweggrund hierzu ist wahrhaft lordbar:

„Keine äußere Schranke hindert mich.
„Mich hindert und hielt retten die Gesinnung
„Des Ritterthums, die meine Seele anfüllt.
„... Ein Thor, der solche Vortheile verschmäht!
„Und so ich ein Thor bin ich ....
.... Ich überfalle
„Nie meinen Nächsten, eh sich ihm verkündet,
„Daß ich sein Feind.....
„Auch gegen dich, die sich mir mich entwürdigt,
„Bleib ich der zarten Pflichten eingedenk.
„Du bist ein Weib, wirst meine Königin,
„Und daß mein Haupt und Herz mit Gunst seh'.liegt
„Ich ehre die Geschicke meines Lebens
„Durch Dankbarkeit, ändern ich jetzt verzichte,
„Daß du in meine Hand gegeben bist.
„Hier aber endigt die Vergangenheit.
„Der Grafen Essex Heroik steht vor dir,
„Nun künftgt ihr Krieg auf Tod und Leben,
„..... Daß zu führen von der Höhe Englands,
„Ihr seinen englischen Baton erwächst."

Also der in seiner Größe geopferte Held will zwar die Königin stürzen und selbst König werden: allein er will dies ungeheure Unternehmen nach der Weise des Amadis und des Don Quixote ausführen; er will der Königin, der er die Krone vom Kopf zu reißen versprich, erst nach Verschrift des Corpus juris der Duellanten den Krieg verkündigen; er will einen Aufruhr stiften, aber nach allen Regeln der Galanterie; er will in das friedliche England den Brand der Gewaltthat werfen, aber nur sein ritterlich, nur mit Beobachtung der zarten Pflichten, nur — Da geht das Spiel der Rücksinnigen, da Michsayen-Redensinnlos! Sei entweder ein rechter Rebell oder ein gehorsamer Staatsdiener; mach' uns nicht weis, daß du deine Königin wirklich absetzen willst; gestehe ehrlich, daß du die angeborene Ehrfurcht vor ihr nie ablegen kannst, und nur dann Muth gegen sie hast, wenn sie nicht dabei ist; gestehe, daß deine Absicht nicht höher zielt, als ein wenig Lärm zu schlagen, und belehre Herrn Laube, daß er, obschon er das Jahr 1848 gesehen, nichts von Rebellion versteht; verordne ich um solcherlei Menschen keine wenige, weder aber als dramatischen Dichter großen muß.)

Nachdem sich also Esser, der kräftige Mann, als unbevollmmener Prahler gezeigt, geht er an das Unternehmen einer Empörung, aus welcher er, der gewaltige Held, doch nur einen Straßen-Krawall machen kann, trotz allem Trommeln und Rufen hinter der Bühne. Mag man uns noch so viel von Essex' zahlreichen Kampfesthaten erzählen, jeder Zuhörer weiß ja gut, daß die Königin nichts von ihnen zu sürchten hat und sicher auf ihrem Throne sitzt. Es gibt Gestalten und Erscheinungen in der Geschichte, die so unwandelbar fest in unserer Anschauung stehen, daß, wer ihre Umrisse enger ziehen und ihren Glanz mindern will, uns nicht ein Dichter, sondern ein Lügner dedükt. Eine solche Gestalt ist Elisabeth; eine solche Erscheinung ist die glückliche ruhmbeglänzte Regierung dieser geistesstarken Frau. So viel dem Dramatiker gestattet ist, das durfte Laube nicht, daß er Elisabeth, auch eine Stunde nur, in die Gewalt eines verliebten Günstlings gab; noch weniger durfte er uns zumuthen, ihm zu glauben, daß Esser einen Tag lang das Königthum Elisabeths ernstlich gefährdet habe. Es ist gerade, als wenn ein Dichter zu erzählen wagte, es sei Friedrich der Große bei Roßbach von dem Heergeschoß des heiligen römischen Reichs fast schon besiegt gewesen. Gar widerwärtig muß es uns daher anmuthen, daß Elisabeth in Laube's Drama weder durch die nachhaltige Kraft ihrer dreißigjährigen Regierung, noch durch ihre persönliche Entschlossenheit, noch durch die Tüchtigkeit der von ihr erlesenen Minister über den abenteuerlichen Aufruhr siegt, sondern uns durch einen gemeinen Kniff, ein aus dem Jahr 1848 gebergtes Kunststück: sie läßt nämlich an die Straßenecken Anschlagzettel heften, des Inhalts, Esser wolle das Parlthum wieder einführen; und die Empörung, die alle Regierungsmacht Englands schon zu überwinden drohte, unterliegt mit Einem Male der unwürdigen Lüge eines künstelschmiedenden Weibes. Das ist nicht nur gegen die Geschichte, — was an sich wohl zu rechtfertigen wäre, — sondern gegen die dramatische Wahrscheinlichkeit, gegen die Vorstellung, welche die drei früheren Akte dem Zuschauer von dem Charakter der großartigen Persönlichkeiten aufdrängten; es ist unsinn, weil künstlerisch unwahr.

Daß Esser, seinem Heldenthume entkleidet, sterben muß, ist eine poetische Nothwendigkeit. Aber ich habe schon bemerkt, wie schwierig es war, diese poetische zur dramatischen Nothwendigkeit zu machen: ich meine, die Handlung so zu gestalten, daß sie gar nicht anders als mit dem Tode des Esser schließen kann; sämmtliche Personen in eine solche Wechselwirkung mit einander zu verflechten, daß jede andere Lösung des Knotens unnatürlich und gezwungen erschienen müßte. Die früheren Bearbeiter haben dies dadurch zu erreichen gesucht, daß sie sich eng an die Ueberlieferung hielten. Esser hat meist in verrauten Stunden von der Königin einen Ring empfangen, dessen Besitz ihm ihre beharrliche Gunst verbürgen sollte: wann immer er den Ring ihr einst vorzeige, werde sie ihm verzeihen, ob er auch das Aergste gegen sie gethan. Esser sendet der Königin den Ring durch die Gräfin Nottingham; allein diese, die von ihm einst für ihre Liebe nur Verschmähung empfangen, unterschlägt den Ring. Esser fällt unter dem Beil; der Gegenbefehl, den die Königin, auch ohne den Ring zu erwarten, erhielt hat, ist zu spät gekommen; die Gräfin Nottingham nimmt Gift; Elisabeth fühlt und spricht es aus, daß ihre Lebenskraft gebrochen, daß Esser Tod der ihrige ist. — Dieser Abschluß hatte manches Unzulängliche. Wenn Esser es ertragen kann, daß die begnadigten Rebellen sortkehren zu denken, so wird in unseren Augen, zgleichviel, ob unsere Augen richtig oder falsch sehen,) alles Heldenthum rasch von ihm abvellen; es ist und begriffswidrig, daß ein Held sterbe obschon er leben will. Zudem stirbt er nicht als ein Opfer seiner Thaten, sei es zur Sühne seines Aufruhrs, oder zur Rache für den Verrath an der Liebe Elisabeths; sein Tod folgt nicht aus irgend einem Momente der dramatischen Handlung, sondern aus einer alten vergessenen Geschichte, die längst vor dem Beginn der Tragödie aufgespielt hat. Darum hat Laube gesucht, das tragische Ende auf andere Weise herbeizuführen. Er läßt, wie schon Collin vor ihm, die Gräfin Nottingham ihren Paß abschwören und ihre Rachsucht bereuen; sie selbst verlangt sehnlichst von der Königin, in den Tower gesendet zu werden, um Esser zur Uebergabe der Ringe an die Königin zu bewegen. Allein Esser weigert sich. Gnade zu empfangen, weil sein Stolz zu viel gedemüthigt worden, und weil

„der Tod sein letzter, wahrer Freund"

sei, und weil

„das Leben wär entsetzlich ohne Tod",

und weil nur das Sterben schmerzenvoll sei, der Tod aber

„der Sieg, den über's Sterben
„Der Mensch erringt",

und weil das Sterben nur Pein, in vorliegendem Falle aber das Sterben „leicht" sei; denn:

„Ein Streich, und 's ist vorüber".

Also Esser stirbt freiwillig durch Henkershand, aus Gründen des Stoizes und der Philosophie; weil das erste Beitheil auf Erden, daß ein Mensch solche Wahl getroffen. Da ziehe ich denn doch die Bearbeitungsweise der ältteren Dichter vor; zumal die des Herrn Matthäus Elden von Collin, welcher treu der steifen Quadratur seiner Verse zum Osterern ein besseres Verständnis des Dramatischen bewiesen hat, als manches Neuere in zwei Dutzend Tragödien einer Komödien. Bei Collin verlangt die Nottingham den Ring von Esser, um ihn zu retten; aber kaum daß sie den Ring hat, erzählt ihr Esser, daß er insgeheim mit der Rutland vermählt sei, und daß er nur um seiner Gattin willen das Leben liebe. Das ist denn doch noch ein Grund, der sich poetisch rechtfertigen läßt, denke ich. Und legt dieht bei der Nottingham die alte Wunde blutiger auf; nicht nur verschmäht ward sie, — das hat sie ihm vergeben! — nein, noch dazu für eine Andere verschmäht, für eine Andere, die ihn für eigen nennen durfte, und die ihn weiter besitzen soll, wenn sie, die Verschmähte, ihm das Leben rettet. Ihn retten? gern, aus vollstem Herzen! Ihn für eine Andere retten? unmöglich! Lieber soll er sterben; da bleibt ihr doch das Recht, mit ihm zu sterben. Um sie thut's, und liefert ihn dem Richtbeil; und sie selbst stirbt an Gift, und vereint sich so im Tode dem Manne, den sie lebend seiner Andern gönnte. Ich beschreibe mich, daß ich lobt geben kann; aber es will mich bedünken, das dies Alles bei Collin wahr, und mehr als wahr: wahrscheinlich, und mehr als Bedeut: Ich poetisch ist. Wie kalt dagegen und hölzlos sind bei Laube die Gründe, die Esser vorbringt, um sich den Kopf abschlagen zu lassen! Wie verkehrt, und noch ärger, wie unpassend im höchsten tragischen Moment sind die abgetragenen Fetzen philosophischer Phrasen über den Tod und dessen wohlthätige Wirksamkeit! Wahrlich, dieser Esser muß aus keinem andern Grunde sterben, als weil das Stück auf dem Anschlagzettel ein Trauerspiel genannt wird.

(Schluß folgt.)

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den höchsten Postaufschlag.

№ 19. Frankfurt a. M., den 10. Mai 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Der Pastor Johann Melchior Göze.
Ueber Anachronismen in der dramatischen Dichtung.
Theocrit's Cyclop. Uebersetzt von A. Eberz.
Neue Bücher.
Die Bücher. Conrad Louise Büchner.
Feuilleton: Ueber deutsche Staatsmänner von Fr. v. Gagern. — Meyer's Söhne. — W. v. Humboldt's Erzieher. — Fräulein Elisabeth Forster. — Herder's brieflicher Nachlaß. — Ein sehr praktischer Ringerzeig u. s. w.
Bühnenschau. Graf Essex, Trauerspiel von Laube. Von Q. F.

Der Pastor Johann Melchior Göze.

(Schluß.)

Bei allem seinem Eifern und Jammern gegen die verderbte Menschheit und ihre sinnliche Weltlust, war unser würdiger Hauptpastor von St. Katharinen doch keineswegs frei von den kleinen Schwächen anderer Erdgeborenen, und so nachtrunkovoll er auch seine „herzlich geliebte" Gemeinde bei jeder Gelegenheit an die Beobachtung der Fasten ermahnte, gab er doch für seine Person einer schmackhaften Pastete unbedingt den Vorzug vor der einfachen Wurzel- und Eichelkost der Asketen. Beglaubigten Nachrichten zufolge enthielt sein Keller ein reiches Lager köstlicher Weine, und es gab sogar eine Zeit, wo selbst der Freigeist Lessing nicht verschmähte, der Orthodoxie seines seinen Rheinweins volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Unter den vielen kirchlichen Scandalen Göze's, die sich von der Kanzel und aus der scheiflichen Polemik in das gesellschaftliche Leben Hambuegs überpflanzten, hat wohl keiner eine so große Ausbreitung gefunden, als derjenige, den er durch seine Schrift über das Theater anrichete, welche den selbst für einen Kapuzinerathem fast unaussprechlichen Titel führt: „Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne überhaupt, wie auch der Fragen: Ob ein Geistlicher, insonderheit ein wirklich im Predigtamt stehender Mann, ohne ein schweres Aergerniß zu geben, die Schaubühne besuchen, selbst Komödien schreiben, aufführen und drucken zu lassen und die Schaubühne, so wie sie jetzt ist, vertheidigen und als einen Tempel der Tugend, als eine Schule der edlen Empfindungen und der guten Sitten anpreisen könne."

Wohl erzählt uns über die Veranlassung zu dieser Schrift in höchst ergötzlicher Weise, daß Göze, was schon die lange feigeschlossene Phalanx des Titels beweist, in diesem Buche mit dem ganzen schweren Geschütz der Kirche gegen das Theater zu Felde zu ziehen beabsichtigte. Und in der That bot er Alles auf, um die „große Diana von Ephesus," wie er die Bühne nannte, völlig und für immer zu vernichten. Nachdem er in der Vorrede die „Pasquillanten-, Bibliotheken-, Zeitungs- und Chartequenschreiber" als in der Sache nicht zurechnungsfähig und gleichsam für unebenbürtig erklärt hat, droht er, „im Fall Männer von seinem Orden seine Widersacher werden sollten, so werde er diese Schrift nebst den Gegenaufsätzen an einige theologische Fakultäten schicken, ihr theologisches Gutachten einfordern und solches alsdann dem Druck übergeben." Nach dieser vorläufigen Ankerklärung seiner Gegner beginnt er dann schonungslos gegen das Theater loszuschlagen, indem er Molière den verdammlichsten Lehrer des Lasters, seinen „George Dandin" aber eine wahre Schule des schändlichsten Ehebruchs nennt und die Moral des ganzen Stückes dahin definirt: daß einem begüterten bürgerlichen Manne, der eine Adelige heirathet, recht geschieht, wenn er von derselben zum Narren gehalten wird. — Voltaire ist in seinen Augen ein Dichter, in welchem sich die Frechheit und Bosheit des Satans in ihrem vollen Glanze zeigt, und Holberg ist so niederträchtig, pöbelhaft und unsittlich, daß er ohne Aergerniß nicht gelesen und noch viel weniger dargestellt werden könne. Eben so entsetzt springt unser Gottesmann mit dem Lessing'schen Lustspiel: „Die Juden" um. Nach ihm ist die verwerflichste Moral des Stückes folgende: Es sei unvernünftig, die Juden blos darum zu verachten und zu verabscheuen, weil sie Juden sind, da es unter den Christen die verruchtesten Bösewichter gäbe, und da unter den Juden sich Leute finden könnten, welche die Tugend in einer hohen Vollkommenheit ausübten; allein den Charakter eines tugendhaften Juden hat Lessing nach Göze's Ansicht „zu idealisch gemacht und zu wohl getrieben: und gesetzt, es fände sich hie und da ein Jude, der demselben in etwas gliche, so sagt demnach der Titel zu viel; das Wort „die Juden" stößt nämlich, wie der würdige Senior meint, dem Leser die Vorstellung ein, als ob alle Juden von der Art wären, wie der, den Lessing geschildert hat. „Müssen die Zuschauer, ruft Göze aus, nicht denken, daß sie in eine neue Welt versetzt wären, wenn sie sich die Juden unter dem Charakter des Reisenden vorstellen sollen, da ihnen unter so vielen Juden, als sie kennen, nie Einer vorgekommen ist, dessen Charakter mit diesem nur eine entfernte Aehnlichkeit hätte, da sie aber im Gegentheile so viele sehen, welche lebendige Bilder des Betrugs, der Argliſt und der tückischen Bosheit sind."

Über Schauspieler und Schauspielerinnen lautet das Urtheil dieses theologischen Dramaturgen nicht weniger milde:

„Man hat im öffentlichen Drucke verschiedene Kritiken über die Akteurs und Aktricen der berühmtesten Bühnen unserer Tage gelesen, in welcher bald an diesen, bald an jenen etwas getadelt wird; aber daß eine Schauspielerin die Rolle einer Buhlschwester unnatürlich gespielt habe, ist niegends angemerkt worden." Allerdings heiße es hier und da, daß eine unschuldige Rolle gut gespielt worden sei; „allein dieser Einwurf ist ohne Kraft," fährt er fort, „nie wird ein Engel des Lichtes die Handlung eines Geistes der Finsternis nachahmen können oder sich dazu entschließen, sie nachzuahmen; allein der Satan hat die Rolle des Engels des Lichts sehr oft und sehr meisterhaft gespielt, und Denen, die seines Theiles sind, wird es nie

Digitized by Google

an Geschicklichkeit fehlen, in diesen Fußstapfen des Vaters der Lüge, mit Bewunderung Derer, die das Licht lieben und die Lüge gerne haben, einherzugehen."

Von diesen Grundsätzen ausgehend, schlägt dann Göze eine durchgreifende Reform der Bühne in folgender Fassung vor: Kein Stück mit zweideutigen anstößigen Vorstellungen dürfe gelitten werden; gottesfürchtige Männer müssen die Aufsicht führen. „Denn geht das jetzige Treiben des Theaters noch eine Anzahl Jahre so fort, so hat man nicht Gewisserss zu erwarten, als daß das völlige Heidenthum, und zwar aus gerechtem Gerichte Gottes, wieder einbrechen werde, daß die Schauspiele einen eben so großen Theil des Gottesdienstes ausmachen werden, als sie zu den Zeiten der Römer ausmachten, daß Christus vergessen werde und dagegen Jupiter, Apollo, vornehmlich aber Bacchus, Venus und Kupido ihren vorigen Rang wieder erhalten werden."

Selbst die vielen Bankerotte, welche gerade damals vorkamen, schrieb er dem verderblichen Einfluß der Schaubühne zu, und ebenso verdammte er die Putzsucht der Frauen, welche das Theater noch vergrößere, ein Umstand, dem Wehl es zuschreibt, daß man in Hamburg noch bis auf den heutigen Tag wenig oder fast gar keine Toilette für den Theaterbesuch macht.

Der ganze Streit war zunächst durch den jungen Hamburger Prediger Johann Ludwig Schlosser veranlaßt worden, welcher damals ein von ihm verfaßtes Stück: „Der Zweikampf" auf der Ackermann'schen Bühne hatte aufführen lassen. Auch besuchte er, freilich ohne Kragen, zuweilen das Schauspielhaus. Daß dem Göze, der zuerst anonym und später öffentlich gegen ihn auftrat, eine solche Betheiligung eines Predigers am Theater ein Greuel war, versteht sich von selbst. „Es ist unwiderleglich," schreibt er, „daß ein Geistlicher, welcher zuweilen ein Schauspiel, und selbst wenn es ein gutes ist, sieht, schlechterdinge ein an den Eitelkeiten der Welt theilnehmender Mensch sei und ein öffentliches Aergerniß gebe, welches ihm nachher in den Stunden der Ansechtung, auf seinem Todbette und an jenem grossen und schrecklichen Tag des Gerichts, zu einer unerträglichen Last werden müsse." Als Pastor Schlosser sich in einer Gegenschrift gegen diese und andere Anklagen seines geistlichen Amtsbruders in ruhiger und würdevoller Weise vertheidigte und schließlich eine Menge angesehener Pastoren anführte, die vor ihm für das Theater geschrieben und nichts desto weniger in Amt und Ansehen und vermuthlich auch gute Christen geblieben seien, so trieb Göze den Lärm so weit, daß er sich an die theologische Fakultät in Göttingen wandte und deren Gutachten einforderte. Dieses fiel, was er gewiß zum Voraus gewußt hatte, zu seinen Gunsten und gegen das Theater aus. Allein dabei konnte sich der leidbluttige Streiter des wahren Christenthums nicht beruhigen; kühn gemacht durch seinen Erfolg, ging er nun der „buhlerischen Göttin Thalia" mit dem ganzen Donnerapparat seiner Kanzelberedtsamkeit zu Leibe, und brachte die Theaterfrage zu verschiedenen Malen auf der Kanzel und vor seiner „herzlich geliebten" Gemeinde zur Sprache. Der Lärm und die Entrüstung darüber wurden so groß und die Gegenschriften so sehr Legion, daß der Senat sich endlich in's Mittel legen und alle weiteren Erörterungen in dieser Sache verbieten mußte. So viel aber hatte Göze indessen doch erreicht, daß er das letzte Wort behielt und daß die hamburgischen Geistlichen lange Zeit, um keinen Anstoß zu erregen, das Schauspielhaus mieden.

Trotzdem mußte es unser Zionswächter erleben, daß unter seinem Zorn und Fluch hervor das deutsche Theater gerade auf der Stelle am herrlichsten aufblühte, wo er es durch sein Anathem für immer vernichten wollte. Er mußte noch Lessing's vollen Aufgang, Shakespeare's Apotheose, Goethe's aufsteigenden Ruhmesstern und die ganze glorreiche Verherrlichung der Charlotte Ackermann erleben, Erlebnisse, die ihn bitter genug berührt haben müssen, um so bitterer, als er nicht nur sich, sondern auch alle Die ohnmächtig daran scheitern sah, die er sich als Anhang und literarische Mitarbeiter sauer genug angeworben hatte.

Noch kurz vor seinem im Jahre 1781 erfolgten Tode hatte Göze manchrlei bittere Kränkungen zu erfahren. Er mußte es hören, daß das „Politische Journal" unter seinen Augen triumphirend ausrief: „Der schwarze Zauberhab, vor welchem sonst Alles zitterte, ist zerbrochen und die Menschen sind frei. Toleranz in Religion, verfeinerter Zustand der Wissenschaften und der gereinigten Philosophie, Erziehungskunst, Staatskunst u. s. w. sehen wir überall!"

Vereinsamt und verlassen blieb er zuletzt wie ein vergessener Posten der Zionswehte stehen, aufgegeben von den Gläubigen, gegeißelt von den Schöngeistern, verspottet von der Menge. Einer, der später, was religiösen Fanatismus anbelangt, in seine Fußstapfen trat, Leopold von Stolberg, sang von ihm:

Zu Katharinen's Kirche laß uns gehen,
Heut' sind die Armenbecken ausgestellt.
Den Regen zu vermehren fließt sich
Uns unter viele böse Traufe hin!"
Wie so? „Kennst du den argen Pfaffen nicht?
Den Göpen seines Pödels, der die Stadt
Mit bittern Hefen seines Gallenkelches,
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?
Zween fromme, weise Männer, seines Amts
Genossen, hat er Frömmelei und Unduldsamkeit
Und wüthend angebrüllet, bis zuletzt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und einer nach dem andern schwindend starb.
Wie Frösch's ihm von der Quelle, wenn er speit:
„Herr, schütte auf die Heiden deinen Grimm,
Und auf die Nationen, welche doch
Nicht kennen!" So? Ich sah der Ehrenmann,
Der, wo ein Leuchter der Gemeinen strahlt,
Die Brandfackl' Zions läutend, Feuer ruft?

Den bekannte Satyriker Dreyer, einer seiner hartnäckigsten und consequentesten Widersacher, dichtete schon in der Blüthezeit von Göze's Ruhm und Einfluß unter dem Titel: „Der Hamburgische Aaron" folgendes beißende Epigramm auf ihn und seine Anhänger:

Da steht er! Seine fette Wange
Färbt keine Scham mehr roth;
Und Hamburg, abergläubisch bange,
Horcht fromm auf sein Gebot;
Beehret mit knechtischem Entsetzen
Den von ihm selbst erhöhten Mann.
So thut sich Juda seinen Göpen
— Ein gold'nes Kalb, und bete's an.

Auch war es derselbe Dreyer, der unserem Pastor, um ihn für seinen Haß gegen die Schaubühne, auf welcher damals ein Eckhof, ein Schröder, ein Brockmann und eine Charlotte Ackermann glänzten, zu bestrafen, einen der boshaftesten Streiche ersann, die wohl je, mit Ausnahme des am Schluß erwähnten, einem leichtlichen Würdenträger gespielt worden sind. Göze wüthete gerade damals auf der Kanzel und in fulminanten Streitschriften gegen den Gotteslästerer und Atheisten Lessing, und der Streit des grimmen orthodoxen Hauptpastors von St. Katharinen mit dem feurigsten Verfechter der Glaubens- und Geistesfreiheit machte in allen gebildeten Kreisen Hamburgs und ganz Deutschlands das größte Aufsehen. Da gab man eines Abends im Hamburger Stadttheater Lessing's „Minna von Barnhelm," worin Eckhof den Tellheim mit seiner bekannten Meisterschaft spielte und einen unbeschreiblichen Beifall erntete. Unter den Zuschauern des Parterres befand sich ein alter fremder Offizier, der zufällig neben den kleinen boshaften Doctor Dreyer mit den verwachsenen Schultern zu sitzen kam. Der ehrliche Haudegen, der durch Tellheims Schicksal und dessen unverdiente Zurücksetzung an seine eigenen traurigen Erlebnisse erinnert wurde, fühlte sich durch die Vorstellung so mächtig hingerissen, daß er den lebhaftesten Wunsch hegte, den Dichter dieses vorzüglichen Lustspiels persönlich kennen zu lernen. Auf die Frage nach dem Namen des Verfassers nannte

Digitized by Google

ihm Dreyer den des Pastors Göze, und der alte Kriegsheld hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesem am folgenden Tage in voller Galla seine Aufwartung zu machen und den grimmigen Feind Lessing's und des Theaters als Autor der „Minna von Barnhelm" zu komplimentiren. Man kann sich vorstellen, in welche Wuth Göze durch diese boshafte Fopperei versetzt wurde; er machte die Sache bei den Gerichten anhängig, doch blieb der Urheber, obwohl die ganze Stadt mit Fingern auf ihn deutete, unentdeckt, und nur der beleidigte Hauptmann nahm sich gelegentlich durch einige nachtrucksvolle Backenstreiche Genugthuung für die boshafte Mystification, wofür sich Dreyer mit mehr Witz als Muth durch die trockne Frage rächte: Ah, Sie kommen gewiß vom Pastor Göze?

Nur wenige Wochen vor seinem Tode, erzählt uns Frdr. Wehl, erlebte der Senior des Hamburger geistlichen Ministeriums noch einen weiteren Schimpf, wie er ihm, selbst nach dem eben erwähnten, nicht ärger widerfahren konnte. Dieser Schimpf, der dadurch an Gravität und fatalistischem Ansehn gewinnt, daß man den dichten Schleier des Geheimnisses, welcher darüber liegt, nie und auch bei den sorgsamsten Nachforschungen nicht im Mindesten zu lüften vermocht hat, ereignete sich auf einer der großen Redouten, die damals im Fasching öffentlich im Theater gegeben wurden. Auf eine derselben kam nämlich ein Mann in einem schwarzen Talare und mit einer Perrücke, gerade wie Göze sie zu tragen pflegte, übrigens ganz so gebaut, wie er, und mit einer Stimme, die vollständig das Polternde und Donnernde des Herrn Hauptpastors sich zu eigen gemacht hatte. Alle Anwesenden, die den geistlichen Mann kannten, erstaunten über die Aehnlichkeit und Manche glaubten, er sei es selbst und wolle einmal sehen, was für Teufeleien hier denn eigentlich getrieben würden. Noch Mehre wurden aufmerksam gemacht, als beim Wegfahren, wie es gewöhnlich geschieht, die Namen der Anwesenden aufgerufen wurden und es dann auch hieß: Herr Pastor Göze vor!

Göze wüthete, als er diesen abscheulichen Schabernak erfuhr, doch so sehr er auch jetzt wieder die Polizei in Bewegung brachte, den Thäter desselben auszuspüren, nie ist die Sache ans Licht gekommen. Die Sputhaftigkeit des Vorganges aber machte das Aufsehen darüber nur noch um so größer und galt bald allgemein als ein gespenstisches Vorzeichen seines Todes, der denn in der That auch kurz darnach erfolgt ist.

Schon bei seinen Lebzeiten cursirte vielfach eine vom Dichter Göckingk verfaßte Grabschrift auf Göze, womit wie diese Charakteristige mit dem Wunsche beschließen wollen, daß Gott und für alle Zeit vor dem fröhlichen Wiederauferstehen dieses Biedermanns und seiner Nachahmer bewahren möge:

Der Pabst Hammonius liegt unter diesem Stein,
Im Himmel wird er Sokrates, den Heiden
So wenig, wie den Ketzer Abrieli seyen.
Giebt also Gott ihm seinen Himmel allein,
So wissen wir nicht, wo er wird bleiben.

Ueber Anachronismen in der dramatischen Dichtung.

Die ästhetische Kritik pflegt, welcherlei Verstöße gegen die Zeitangaben im Drama zulässig und welche verwerflich sind, sich schwer zu erledigen. Das Letztere ist wohl nur dann der Fall, wenn durch den Anachronismus ganz fremdartige Dinge in den Kreis der dramatischen Handlung mit innerem Widerspruch eintreten. Dies selbst aber hängt oft von dem Grade geschichtlicher Kenntniß ab, den man bei den Hörern voraussetzen hat. In Laube's Graf Essex mahnt die Ruland in ihrem Wahnsinn die Königin an die Pflichten der Pietät; sie singt den Vers:

Der Mensch hat Nichts so eigen,
So wohl steht Nichts ihm an,
Als daß er Treu' erzigen
Und Freundschaft halten kann.

Nun ist dieser Vers keinem englischen Dichter entnommen, sondern einem deutschen, und zwar dem Simon Dach, der erst vier Jahre nach Esser Tod geboren wurde. In unseren Tagen könnte ein Mädchen in gleicher Lage gar wohl auf ein Lied von so innigem und volksthümlichem Tone verfallen. Es ist also die Frage, ob es dem Dichter nicht erlaubt sein muß, es einer Person aus fremder Umgebung in den Mund zu legen. Ebenso verhält es sich mit dem bekannten Schluß von Buttlers Rede in Schillers Wallenstein, worin der Held mit einem Blitzableiter verglichen wird. Die Meisten wissen, daß die Erfindung des Blitzableiters von späterem Datum ist; aber weder ein inneres Motiv des Trauerspiels, noch seine äußere Einkleidung wird durch Erwähnung desselben benachtheiligt.

Shakespeare ist wegen seiner starken Anachronismen berüchtigt; doch kommen dieselben meist in den Stücken romantischen und ironisch Charakters vor oder beziehen sich auf Umstände, denen er keine innere Bedeutung beimaß. Das Letztere ist der Fall, wenn er im König Johann (um 1210) Kanonen einführt oder im Julius Cäsar die Glocke schlagen läßt. Sein Theseus spricht von Klöstern, sein Hektor (in Troilus und Cressida) von Schülern des Aristoteles. Solche Verstöße auf Rechnung seiner Unwissenheit zu setzen, ist völlig unstatthaft. Er selbst spottet seiner Tadler, indem er die Prophezeihung des Narren im Lear mit den Worten schließt: „Dies wird Merlin weissagen, denn ich lebe vor seiner Zeit". Wenn er ein Schiff an der Küste von Böhmen landen läßt, so gab er damit seinen Engländern so wenig Anstoß, als Calderon den Spaniern, welcher die polnische Residenz an das Meer verlegte; oder „das Leben ein Traum" müßte auf einem Sommersitz bei Danzig spielen.

Vielleicht ist bei manchem Verstoß, wie auf den altdeutschen und holländischen Gemälden, der Schalk mit im Spiel. In Mainz befindet sich ein vielgerühmtes Bild, welches den Knaben Christus im Tempel darstellt. Die eifrig zuhörenden Schriftgelehrten haben Quetschhrillen auf der Nase, ein Anachronismus, den der Künstler schwerlich unbewußt beging. In den Schulen wird oft gefragt, die reine classische Tragödie habe keine Anachronismen gekannt. Auch dies ist völlig unrichtig. Sie kamen allerdings nicht in so auffälliger Weise vor, da zu Sophokles Zeiten die Geschichte, nach Schillers Ausdruck, nicht so lang war als bei uns und da die Periode, der er seine Stoffe entnahm, eine ideale Abgränzung hatte. Aber es war nicht ästhetische Kleinmeisterei, die ihn von Zeitverstößen zurückhielt. Seine Jemene (im Oedipus auf Kolonos) reitet auf einem sicilischen Pferd; hätte nun Jemand den Dichter zurechtgewiesen, weil in der vorhomerischen Zeit noch kein sicilischer König ein Gestüt errichtet hatte, so hätte wohl Sophokles ähnlich wie Shakespeare darüber gescherzt.

Goethe hält sich in den historischen Dichtungen und im Faust (bis zu den Blocksbergsscenen) ziemlich enge an die meisten Dichter von Anachronismen frei. Zwar läßt Faust in einem Buch des Nostradamus, der erst nach dem Tode Franz des Ersten in Frankreich zu Ansehen kam, während der deutsche Magier an den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu versetzen ist; doch thut dieß dem Inhalte der Beschwörungsscenen nicht den mindesten Eintrag. Was den Egmont betrifft, so urtheilt Schiller, daß es besser gewesen wäre, dem Helden sein geschichtliches Familienverhältniß zu lassen (Egmonts Ehe war mit elf Kindern gesegnet). Aber Goethe ist der geschichtlichen Wahrheit in weit höherem Sinn treu geblieben als Schiller, welcher den Marquis Posa in König Philipps Kabinet die Lehren Montesquieu's und Rousseau's vortragen läßt. Wie nahe lag die Versuchung, auch den Egmont an das Prosceniun treten und eine zeitgemäße Rede für bürgerliche Freiheit abhalten zu lassen! Goethe unterläßt es; sein Held verliert keinen Augenblick das Gepräge eines Edelmannes, der in der Geschichte seines Volkes wurzelt und sich deßhalb als Vertreter von dessen Rechten fühlt. Nur im Götz von Berlichingen wird die Einführung Luthers nicht ohne

Digitized by Google

Grund getadelt. Im ersten Akt sehen wir ihn als Klosterbruder Martin, der mit Seufzen die weltliche Versuchung bekämpft, während im letzten Aufzug die Bauernkriege im vollen Gang sind. Wer aber von den letzteren auch nur oberflächlich gehört hat, fegt sie mit der vorgeschrittenen Reformation in ursächlichen Zusammenhang und die rasche Aufeinanderfolge im Drama verwirrt seine historischen Begriffe.

Wir halten an dem Grundsatze fest, daß es in der tragischen Dichtung immer mehr auf psychologische, als auf geschichtliche Detailwahrheit ankomme. Alle Anachronismen stören bei Shakespeare nicht die feinste Sonderung von Ländern und Zeiten. Wie einschiedsvoll unterscheidet er die jeunesse dorée der Handelsrepublik Venedig von der adligen Jugend, die sich um Romeo sammelt! Im Coriolan zeichnet er die Römer, ein aufstrebendes Volk von Bauern, Soldaten und Juristen, mit einem Verständniß, das nach mehr als zweihundert Jahren selbst einen Niebuhr zur Bewunderung zwang. Wie ganz anders erscheint bei ihm derselbe Staat, da er unter Antonius und Octavius einer glänzenden Knechtschaft zueilt! Auch hat Shakespeares großartiger Realismus die Ansicht erzeugt, es könnten durch das Drama objectiv geschichtliche Anschauungen gegeben werden, ja dieß sei gerade die höchste Gattung des Drama's. Wir halten diese Ansicht für irrig. „Was man den Geist der Zeiten heißt, ist unser eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln"; — dieser Spruch, auf den tragischen Dichter angewandt, ist nicht unbedingt ein Vorwurf. Selbst die attische Tragödie zeigt uns mehr das marathonische und perikleische Griechenthum in idealer, als das heroische in concreter Erscheinung, wie etwa die neuere Forschung sie darstellen würde. Im Roman mag es wohl angehen, daß man den Leser über Sitten und Gebräuche, über Trachten und Hausgeräthe der Vorzeit belehre. Wenn derselbe alsdann froh ist, auf eine angenehme Weise Geschichte zu lernen, so ist dagegen Nichts zu sagen. Nur können die Verfasser nicht darauf Anspruch machen, der ästhetischen Forderung genügt oder gar, wie sie meinen, das Gebiet der Dichtung erweitert zu haben.

Theocrit's Cyclop. *)

Uebersetzt von A. Ebert.

Gar kein anderes Mittel ist wirksam gegen die Liebe,
Weder ein Heiltrank, Nicias, pillt noch Salben, so dünkt mir,
Außer den Musen allein. Dieß süße und lindernde Mittel,
Zwar ist's den Menschen verliehn, doch hält es so leicht sich nicht finden.
Du, so vermuthe ich, kennst es genau, dieweil du ein Arzt bist,
Und ein Mann, der so sehr von den neun Pierinen geliebt wird.
So hat einst vor Alters bei uns der Cyclop Polyphemus
Leicht sein Leben verbracht, als heiß er geliebt Galatea;
Er dem eben der Flaum an dem Mund und den Schläfen hervorsproß;
Aber nicht zeigt' er die Liebe in Reden, in Aepfeln und Locken,
Rein in verzehrender Wuth; er verjagt die Geschäfte darüber.
Oftmals kamen von selbst ihm die Schafe zu seinem Gehöfte
Heim von der grünenden Flur; doch er Galatea begingend
Saß vom Frühroth an hinschmachtend im Schilf des Gestades,
Denn er trug in der Brust die tiefeindringende Wunde,
Die in das Herz ihm gedrückt der mächtigen Kypris Geschosse.
Aber er fand sich das Mittel; er setzte sich hin auf den Felsen,
Schaut' von der Höhe hinaus auf's Meer und hub den Gesang an:
O Galatea, du Weiße, warum doch verschmähst du mein Werben?

*) Polyphemos, der Menschenfresser aus der Odyssee, erscheint in der sicilischen Hirtensage als schmachtender Liebhaber der herrlichen Nereide Galatea. Theokritos, der große Urheber aller Idyllendichter (blühte um 270 v. Chr.), gibt dem wirklichen Cyclopen den Charakter einer nicht bösartigen, aber plötzlichen rohen Bauernjungen (nach Vossens Ausdruck). Der Mittheil von Galatea gehört zu den bekanntesten, da sie durch Raphaels Fresken verherrlicht und ihr Triumph in den zweiten Theil von Goethe's Faust verflochten ist. — Nicias, ein Freund des Dichters, war berühmter Arzt zu Milet in Kleinasien.

Weißer erscheinst du den Blickern als Milch und zarter als Lämmchen,
Munterer als auf der Weide das Kalb und saft'ger als Trauben.
Also kömmst du daher, wenn der liebliche Schlaf mich umfanget,
Alsog doch bist du hinweg, wenn der liebliche Schlaf mich verlässet;
Fliehest davon wie ein Schaf, wenn den grausichen Wolf es erblickt hat.
Damals ergriff mich die Liebe zu dir, als du mit der Mutter,
Mädchen, zum erstenmal kamst, um dort Hyazinthen zu pflücken
Auf dem Gebirg und ich als Führer die Wege dir zeigte.
Seitdem seh' ich nur dich, da stehst mir deständig vor Augen,
Und ich habe nicht Ruh', doch — dich bekümmert's bei Zeus nicht.
O, ich weiß es, du liebliche Maid, verhaßt du mir auch bist sieben:
Weit auf der Stirne sich mir lang breitet die struppige Braue
Und von dem Ohre zum Ohr als ein einziger Strahler sich hinzieht,
Weil ein Auge ich habe und breit sich die Nase zum Mund vertut.
So mißhaltet ich bin, so weh' ich doch Tausende Schafe,
Trinke von ihnen die kräftigste Milch, die ich selber gemolken;
Nimmer auch gehet der Käse mir aus, im Sommer und Herbst nicht,
Selbst nicht im kältesten Winter; gefüllt sind stets mir die Körbe.
Liebe zu blasen versteh' ich wie keiner der andern Cyclopen,
Wenn ich sie, Gottdoschen hoch, da Traute besinge,
Mich auch spät in der Nacht. Ei! Hirsche ziehe ich dir auf,
Alle mit Bändern geschmückt, dazu vier Junge der Bärin.
Aber so komm' doch zu mir, und es soll an nichts dir gebrechen!
Laß zum Gestade heran die bläulichen Fluthen sich drängen,
Lieblicher wirst du bei mir die Nacht in der Grotte verbringen!
Hier sind Lorbeerbäume gepflanzt, hier schlanke Cypressen,
Hier auch dunkler Epheu und Reben mit köstlichen Trauben,
Hier ein erfrischender Quell, den mir der bewaldete Aetna
Als ambrosiften Trank vom schneigen Gipfel entsendet.
Sag', wer wollte dafür sich das Meer und die Wellen erwählen?
Aber forsern ich selber vielleicht zu struppig dir scheine —
Hier ist eichenes Holz und unter der Asche ist Feuer:
Damit laß ich mir gern von dir mich brennen die Seele,
Selbst, was das Liebste von Allem mir ist, meines einzigen Auge. —
Wehe, warum hat die Mutter mich nicht mit Flossen geboren,
Daß in die Tiefe ich tauchte zu dir um die Hand dir zu küssen,
Wenn du den Mund mir versagst? Weißstrahlende Lilien brächt' ich,
Brächt' Klatschrosen dir dar vom weichen und glühenden Mohne; —
Aber es sprosset die Lilie im Sommer, der Mohn in dem Winter,
So daß beide zugleich ich hier nicht zu bringen vermöchte. —
Jetzt noch lern' ich's Mädchen, ich lerne wahrhaftig noch schwimmen,
Wenn nur ein Fremder zu Schiff zu diesem Gestade herankömmt,
Auf daß ich seh', was es Süßes denn hat in der Tiefe zu wohnen.
Komm Galatea herauf, und daß du gekommen, vergiß dann,
Siehend wie ich jetzt hier an dem Ufer, nach Hause zu kehren!
Bleibest du mit mir hüten die Heerden und melken die Schafe,
Gießen das saurer Lab in die Milch und Käs' bereiten! —
Einzig die eigene Mutter ist Schuld, ihr mach' ich's zum Vorwurf,
Daß sie für mich noch nie ein freundliches Wort dir gesagt hat,
Sieht sie gleich hinschmindern den Sohn von Tage zu Tage.
Ja ich sag's ihr gewiß, daß im Kopf mir's tobt und die Füße
Beben, damit sie sich grämt, da Gram mich selber verzehret. *) —
O Cyclop, Cyclop, wie daß den Verstand du verloren!
Gingest du Körbe zu flechten und Ruthen zu Laub von den Zweigen
Um es den Lämmern zu bringen, es wäre doch wahrlich gescheidter!
Melke das Schaf, das da ist, was willst du das klüglich verfolgen?
Zieh'st eine andre vielleicht nun schönere als Galatea;
Mädchen die Menge begehren mich zu zum Gespielen am Abend,
Schenke ich ihnen Gehör, so fechern sie alle vergnüglich.
Wahrlich auch ich, ich gelte noch was in dem hiesigen Lande! —
Also täuschte die Liebe hinweg Polyphemus mit Singen
Und weit freudiger lebt' er, als hätte er Schätze gespendet.

*) Des Cyclopen Mutter Thoosa, selbst eine Seenymphe, hätte wohl bei Galatea für ihn sprechen können; da sie es unterließ, will er wie ein unartiges Kind über Krankheit klagen, um ihr Bedauern zu machen.

Neue Bücher.

Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, von C. L. Cholevius (Leipzig, F. A. Brockhaus). — Von diesem eben so geistvollen als mit Liebe und Fleiß begonnenen Werke liegt uns eben der zweite und letzte Band vor. Es ist eine

Digitized by Google

klare Geschichte des Geistes in unserer Literatur mit allen einflußreichen Elementen, welche auf die Gestaltung deutscher Poesie wirkten. Und was schon F. v. Schlegel in dem „Studien des klassischen Alterthums" forderte, worauf später Tieck hindeutete: das hat der Verfasser mit großer Sorgfalt in einer Weise gelöst und übersichtlich geordnet, die für ihn den allgemeinsten Dank fordert.

Der erste Band, von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wielands französischer Gräcität, behandelt in fünf Perioden: 1) den Anschluß an die römische Literatur und die lateinischen Dichtungen, letztere als Organ des historischen Gedichts und des mythischen Epos; 2) die antiken Dichtungsstoffe im Geiste der Romantik, wobei der Verfasser im angenommenen Zeitraum ziemlich mit Bilmars Annahme übereinstimmt, oft aber mit größerer Genauigkeit als dieser verfährt; 3) von dem Einfluß des Alterthums auf die geistige und sittliche Bildung im Zeitalter der Humanisten, (den mehrenen Realisten besonders anzuempfehlen); 4) die antike Poesie als Muster der Form, jedoch nur in Beziehung auf Behandlung des Stoffs und die Darstellung, und 5) die vollendete Dichtung im antiken Styl, die Aesthetik der Kunst und die sokratische Moral. —

Der zweite Band, von der Feßstellung des klassischen Ideals bis zur Auflösung des Antiken in der eklektischen Poesie der Gegenwart, umfaßt in zwei weiteren Perioden: 1) den klassischen Idealism, den Kampf der Naturdichtung und der Verschmelzung des Antiken mit dem Romantischen, sowie 2) die gänzliche Auflösung des antiken Elements in der romantischen und modernen Poesie.

Besonders ist aus den beiden letzten Kapiteln der Rückblick auf das klassische Drama als Grundlage eines jeden Fortschritts und der versuchte Beweis zu erwähnen: daß der antike Idealismus, der Hellenismus, mit der nationalen Basis unserer Kultur und Kunst entfernt in keinem Widerspruch steht, so lange wir nichts haben, was „wahrer als die Wahrheit, schöner als das Schöne ist". Hiermit tritt der Verfasser Julian Schmidt entgegen, der es in seiner Geschichte der Literatur des 19. Jahrhunderts als einen Fortschritt über die klassische und romantische Periode hinaus betrachtet, daß die modernen Dichter der Idealität und einem inschirahnenden Kunstinteresse entsagen. Der Idealismus der klassischen Periode war aber nicht blos auf ein abstrahtes Humanum gerichtet, er erschloß uns die Tiefe der Poesie, um uns im nationalen Bewußtsein auf eine Höhe zu geleiten, die in dem poetischen Realismus zu erreichen unmöglich ist. — „In den Dichtungen Heine's, sagt Cholevius, durchkreuzt sich jenes tiefe Gemütholeben der klassischen und romantischen Kunstperioden mit einer humoristischen Negation; aber das pikante Schauspiel der Selbstvernichtung konnte nur eine Zeitlang unterhalten....." Der Dichter muß über aller Materie stehen und die unbeugsamen Gesetze des Schönen müssen ihn leiten! Aber dazu gehört die Weihe des Idealismus und das nie veraltende Urbild der klassischen Poesie, das — wie Bilmar hervorhebt — dem Deutschen zu einem zweiten goldenen Zeitalter deutscher Poesie verhalf und das uns Cholevius jetzt in seinem ganzen schönen Glanze vor die Seele führt; wodurch seine „Geschichte der deutschen Poesie" ihren Zweck nicht verfehlen, und zur Kenntniß und Förderung des Guten und Schönen beitragen wird.

Die Summe des Gegebenen — an die besten Werke von Gervinus, Bilmar, Rosenkranz u. A. erinnernd und sie ergänzend — ist zu bedeutend, als daß wir mehr sagen und mittheilen konnten. Aber einiges von größerem und allgemeinerem Interesse wollen wir daraus später noch bringen. C. Preser.

Sagenbuch der freien Stadt Frankfurt, von Georg Lißmann (Frankfurt, F. B. Auffarth, 1856). — Die meisten Stadtsagen sind ihrem Charakter nach grundverschieden von denjenigen sagenhaften Ueberlieferungen, die sich an Stamm und Landschaft anschließen. Selten ist das Motiv der ersteren ächt dichterisch, noch seltener spricht es uns durch ahnungsvollen Ernst, durch sinnige Lust oder süßes Grauen an. Mit dem Eintritt bürgerlicher Verhältnisse verliert das Volk zwar nicht Kraft und Wunsch, die Begebenheiten sagenhaft abzurunden; aber seine Geschichten haften nicht mehr mit mährchenhaften Weben an Thal und Gebirg, an Waldung und See. Was den städtischen Erzählungen ihren Werth und ihre Bedeutung gibt, ist das sichere Anknüpfen an eine bestimmte Oertlichkeit, oder an ein Ereigniß, dem zu seiner nächsten Beziehung gerne noch eine sinnbildliche nachträglich gegeben wird.

Dieses allgemeine Gepräge der städtischen Sagen tragen besonders diejenigen, deren sich Frankfurt rühmen kann; sie sind meist anekdotische Illustrationen zur Geschichte der Stadt oder des Reiches, oft auch nur erweiterte chronikalische Notizen, die kein volksthümliches leben hatten. Nachdem sie eine Zeitlang wenig beachtet wurden, beschäftigen sich nun gleichzeitig zwei Schriftsteller mit ihrer Zusammenstellung. Keiner derselben beabsichtigt, die Geschichten ihrem einfachen urkundlichen Kerne nach darzustellen. Herr Karl Enslin, der rühmlich bekannte Jugendschriftsteller und Liederdichter, dessen Werk demnächst erscheinen wird, faßt die Sagen, nach seiner Weise erzählt, unserer Zeit an. Der zweite Sammler, Herr Lißmann, hat die erste Lieferung seines „Sagenbuchs" eben veröffentlicht; sein Unternehmen hat, wie wir hören, den verdienten Erfolg. Lißmann stellt diejenigen Geschichten zusammen, welche bereits dichterisch behandelt sind; doch weist er durch Anmerkungen auf das Urkundliche und auf die geschichtliche Begründung derselben hin. In dem vorliegenden Heft hat nur eine Sage, die vom Hahn auf der Mainbrücke, einen mährchenhaften Charakter; andere, wie die von der Königin Brunhilde, knüpfen an einen übrig gebliebenen Namen also an ihren Lebenskreis an. Freilich könnte man die Frage aufwerfen, ob nicht vielmehr gewöhnlich ein solcher Name nach der Hand gefunden oder gar einem mißverständenen Namen die Geschichte angepaßt sei?

Auf die Sage von Brunhilde läßt Hr. Lißmann das Gedicht von Kopisch folgen, welches die Bedeutung des Namens „der Franken Fürst," erklärt. Eine zweite, nicht sehr gewichtige Auslegung dieses Namens, daß nämlich die Sachsen nach der Flucht ihrer Gegner ausgerufen hätten: „Franken fort" finden wir nicht erwähnt; Gräße theilt den Bericht darüber aus der Sachsenchronik mit. Ferner sind die Geschichten von der Kaiserin Fastrade, von Günther von Schwarzburg u. A. hervorzuheben. Den Schelm von Bergen finden wir sogar in drei Bearbeitungen: von Heine, der die Begebenheit nach Düsseldorf verlegt, von Simrod und von Theobald; statt der legeren hätten wir lieber die von W. Smets, die kürzer und dramatischer ist, gesehen.

Mehrere Dichter behandeln die Erzählung von dem Barfüßermönch der Limburger Chronik, der so schöne Lieder schrieb über den Sommer und über die Maienlust, von der er doch selbst wenig genoß, da ihn eine entsetzliche Krankheit von den Menschen abschloß. (Heinrich Heine hat sich in der Vorrede zu seinem letzten Buch mit diesem Mönche verglichen.) Sämmtliche Bearbeiter nehmen ohne Weiteres an, der vortreffliche Dichter habe auf dem Gutleuthof gewohnt; die Limburger Chronik erwähnt nichts davon; sie berichtet einfach zum Jahr 1375, der Mönch habe etliche Jahre vorher auf dem Mayn gelebt. Auch ist uns sonst keine Urkunde bekannt, die für jene Annahme irgend einen Anhaltspunkt böte. Das hiesige Minoritenkloster war so wenig das einzige am Mainstrom, wie der Gutleuthof das einzige Leprosen-Hospital; selbst die Nähe des Schwefelbrunnens entscheidet nicht. Auch könnte, nach der Ansicht Mehrerer, das „auf dem Mayn" gar wohl im Sinn des neueren Sprachgebrauches für den Aufenthalt auf einem Schiff oder sonstigen Gerüst im Strom andeuten. Wie rasch und fest eine falsche Annahme auch in ganz kritischen und aufgeklärten Zeiten Wurzel fassen kann, wie ein plausibler Einfall zur Sage, dann zur Geschichte wird, können wir an einem anderen Umstand aus der Frankfurter Dichtergeschichte zeigen. Ganz allgemein gilt die Wirthschaft, die man das Puppenschränchen nennt, für die Wohnung, die einst Goethe's Gretchen mit ihren Verwandten inne gehabt. Auf dies Hörensagen hin hat nicht

Digitized by Google

nur der Eigenthümer über seiner Thür zum Goethe-Jubelfest eine Inschrift angebracht, daß der Gefreierte hier Aepfelwein getrunken habe: sondern ein amtliches Festcomité ließ an dem Haus ein schönes großes Transparent anbringen, welches Gretchen als den Genius der entschwebenden Jugendliebe darstellte. Gleichwohl haben wir starken Grund, die ganze Angabe für rein aus der Luft gegriffen zu halten.

Jedenfalls wäre der Mönch, auch in einem solchen Hospital, eine erfreuliche Bereicherung zu der im Mittelalter sehr mageren Dichterglorie unserer Reichsstadt. Ist es doch ungeachtet sorgfältiger Forschungen nicht gelungen, hier in Frankfurt eine Meistersingerschule und Gesänge derselben nachzuweisen; und doch ist schwer zu glauben, daß eine solche nie bestanden habe. Das älteste literarische Erzeugniß, das dem Titel nach an Frankfurter Volksleben erinnert, ist eine Anekdotensammlung „der Mainzhinklersack", die 1612 ohne Druckort erschien. Gervinus sagt: „die Gegenden des Mains und der Lahn blieben auffallend mit aller Dichtung im Rückstand (wir müßten denn die hessischen Landgrafen und Landgräfinnen, die sich vielfach mit kirchlicher Dichtung abgaben, ausnehmen), bis sie in neuerer Zeit mit dem Einen Goethe Alles scheinen gut machen zu wollen."

Die Buche.

Ganz einsam stand eine Buche
Entfernt vom Waldesthun,
Umgeben nur von Sträuchen
In Stein, sie zu erreichen,
An die sie sich nicht lehnen kann.

Doch wie sie so alleine
Dort wurzelt stolz und stark,
Muß' Jedem sie verkünden,
Es sei in ihr zu finden
Ein kräftiges und edles Mark.

Vom Winde läßt umboben
Und Sturm sich ruhig sie —
Ob ihre Zweige knicken,
Die Blitze sie umzücken,
Den Wipfel bringt sie feige nie.

Doch unter diesem Wipfel
Hängt sicher manches Nest;
Zur Blüthe Knospen treiben,
Dabei sich zu höherem Leben
Am Stamm empor der Epheu fest.

O Baum in deiner Höhe,
Wie gläcklich scheinst du mir!
Die Stärke bei den Schwachen
Darfst du sie stolz bewachen
Und Alles schaut hinauf zu dir!

Da reget sie die Zweige
Und flüstert leis und lind:
„Wohl schön ist's, daß ich thnen
„Den Schwachen hier kann dienen,
„Doch bin ich drum nicht frei gesinnt.

„Wie ich allein hier stehe,
„Ganz auf mich selbst gestellt,
„Wär' unter meinem Dache
„Ich lieber doch die schwache
„Feldblume, die mein Schutz erhält.

„Wär' lieber selbst das Vöglein,
„Das süß mit Lieder singt,
„Am liebsten wohl der warme
„Erben, der seine Arme
„In Lieb' und Treue um mich schlingt!"

Louise Büchner.

Feuilleton.

— **Bemerkung aus dem Jahr 1824 über deutsche Staatsmänner.** Im Jahr 1824 schrieb Friedrich von Gagern, der 1848 bei Kaisern gefallene General, die folgende bittere Expectoration nieder: „Ja will Thatsachen sprechen lassen, die den Zustand der Nation schildern. In welchen Verhältnissen stehen oder standen die Staatsmänner, welche in der letzten Zeit den größten Einfluß auf deutsche Politik gehabt haben, — die Männer, die im guten oder bösen Sinne am meisten genannt werden? 1) Der Fürst Metternich verwaltet seine deutschen Güter, um andere, Gott weiß wo, in Croatien oder Slawonien zu kaufen und bald wird er in Deutschland nichts mehr besitzen. 2) Graf Münster war in Wien als Mann von großem Einfluß. Es ist bekannt, daß seine hochschwangere Frau sich einschiffen mußte, um in London von einem Engländer zu genesen. 3) Der Freiherr vom Stein hat die Centralverwaltung der Verbündeten in Deutschland geleitet als russischer Staatsminister. 4) Freiherr von Gagern trat in Wien und Frankfurt auf als niederländischer Gesandter. 5) Der deutsche Ritter, der bei der Krönung des deutschen Kaisers aufgerufen wurde, der Stammherr des Hauses Dalberg, erschien beim Congreß zu Wien als französischer Gesandter, Herzog und Pair. — Ist es nöthig, Folgerungen zu ziehen?"

— **Mozart's Söhne.** Der hier lebende italienische Gelehrte, Hr. Leopold Casella, macht uns in Bezug auf den Aufruf zu Gunsten des noch lebenden Sohnes von Mozart eine Mittheilung, der wir Folgendes entnehmen: „Herr Karl Mozart, obwohl er nie war, was man einen reichen Mann nennt, hatte doch immer, wie noch jetzt, ein sehr anständiges Auskommen. Ob weiß nicht, ob er noch Unterricht in der Musik ertheilt, aber er besitzt als ehemaliger Regierungsbeamter einen Ruhegehalt. Es war überhaupt nicht anzunehmen, daß ein Sohn des großen Mozart in bedrängten Umständen leben sollte, und zwar in der reichen Hauptstadt eines österreichischen Kronlandes, wo er überdies in genauer Freundschaft mit der Familie Moßlut lebt. Der jüngere Bruder meines Freundes starb vor mehreren Jahren als fürstlicher Kapellmeister in Lemberg; früher war er in gleicher Eigenschaft in Prody angestellt. Als er vor vielen Jahren durch Frankfurt kam, wurde im Saal des rothen Hauses ein Concert zur Gedächtniß des Vaters, wahrscheinlich auch zum Vortheil des Sohnes veranstaltet". Hr. Casella hat bei Gelegenheit des Mozartischen Säkularfestes den Gedanken aufgesprochen, es möge eine Jubelmedaille zu Ehren des Mannes, den Rossini den Meister bei Maestri nennt, geprägt und einige Exemplare derselben dem Sohne Mozarts überhandt werden; doch kam dies nicht zur Ausführung.

— **W. von Humboldt's Erzieher.** Der erste Lehrer und Erzieher der Brüder Humboldt war Joachim Heinrich Campe, der Robinsonvater. Nachdem derselbe Berlin verlassen hatte, trieben sie ihre Studien unter der Leitung eines neuen Hofmeisters, Knuth. Bei den vorzüglichsten Gelehrten der Hauptstadt hörten die beiden Jünglinge Privatvorlesungen; gemeinschaftlich mit einem Grafen Arnim erhielten sie bei Dohm Unterricht in den Staatswissenschaften. Der Geheimerath Dohm, einer der aufgeklärtesten deutschen Staatsmänner, hatte seine Laubahn mit pädagogischen Bestrebungen eröffnet und eine Zeitlang in Altona unter Basedow gearbeitet. Den größten Einfluß auf Wilhelm von Humboldt gewann aber Engel, der Verfasser des Lorenz Stark. Ein Freund Lessings und Mendelssohns, galt er für das Muster eines praktischen Weisen, eines eleganten Gelehrten, einen „Philosophen für die Welt". Wir sehen also, daß beide Humboldt unter dem entschiedenen Einfluß der Philanthropie und Humanität des vorigen Jahrhunderts ihre erste Bildung erhielten. Auch kann man nicht sagen, daß die Nachwirkung sich mit den ersten Knabenjahren verlor. K. Haym theilt in seinem mit Meisterhand gefertigten Lebensbilde Wilhelm von Humboldt's (Berlin bei Gärtner) den Gutachtenzug eines Aufsatzes mit, welchen der neunzehnjährige Jüngling in Schlözer's „Lesebuch für alle Stände" einrücken ließ. Dieser Aufsatz trägt durchaus die Spuren jener Zeit. Der Verfasser ist der Ansicht, daß man sich über die Fragen der nachtlichen Religion bei Xenophon und Plato, bei Cicero und Seneca Rathe erholen kann; denn wenn auch im Alterthum die Aufklärung nicht so allgemein war wie heutzutage, so besanden sich doch einige Weise im Besitz von Wahrheiten, die man zum Theil gehörig hielt. Man erkennt hieraus, daß Wilhelm bestätigt war, jenen Jugendbund in einen Freimaurerorden einzutreten. Drei Jahre

Digitized by Google

früher unternahm er mit einer Reise nach Paris und traf dort am 3. August 1790 ein, also am Tage vor jener denkwürdigen Nacht, in welcher die Feudalmonarchie geſtürzt wurde, um einem neuen Frankreich Raum zu geben. Campe ſchrieb in voller Begeiſterung: „Gäbe man mir jetzt eine Baſtille zu ſtürmen, wer weiß!“ — Auch mit Georg Forſter ſtand Humboldt damals in Verbindung. Was er unter ſolchen Einflüſſen geworden iſt, wiſſen wir Alle. Dieſes Erſtehungserlebniß konnte und beſtimmen, mit dem Alterurtheilen über flache Aufklärung und dergleichen etwas vorſichtiger zu ſein. Erſt ſpäter empfand Humboldt die Einwirkung der romantiſchen Richtung, an der er ſich weſentlich betheiligte. Im Umgang mit Schiller zum Mann erwachſen, bewahrte er zeitlebens eine Idealität, in welcher Tiefſinn und Klarheit, heimiſches Weben und Weltdurchgreifen, freies Denken und Glaubensfähigkeit ſich verbanden. Die letztere Eigenſchaft hatte ſein von allem Dogmenzwang gelöſter Geiſt in einem ſolchen Grade, daß er kurz vor ſeinem Tode faſt überzeugt war, bald mit Schiller und mit ſeiner Frau perſönlich vereint zu werden.

— Im Monileur universel finden wir eine Wochenüberſicht der Pariſer Concerte von dem bekannten, in ſeinem Urtheil ſehr ſtrengen Kritiker A. de Novray. Derſelbe beſpricht auch die Soirée des Hrn. Leon Reynier und ſpendet der Fräulein Margaretha Zirnhoͤrfer, welche eine Arie aus Robert der Teufel ſang, ganz beſonderes Lob. In Frankfurt, wo man der jungen Sängerin allgemein eine wahrhaft gemüthliche Theilnahme zollet, wird man ſich des ſchönen Empfanges freuen, der ihr von einem ſo viel verlangenden und verwöhnten Publikum, wie das Pariſer, geworden iſt. Ueber ihren Namen bemerkt übrigens der Moniteur: le luxe de consonnes dit assez qu'elle est allemande.

— Von Dr. H. Berghaus erſcheint eine Darſtellung der Erdkunde nach ihrer heutigen Ausdehnung, die als Leſebuch für die Gebildeten aller Stände dienen ſoll. Das erſte Buch iſt überſchrieben: „Wie man es erfahren hat, was man von der Erde weiß“. Wir würden dieſe populäre Wendung kaum verſtehen, wenn ſich nicht darunter die gehäufte Aufſchrift befände: „Abriß einer Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen“.

— Die Meddingerſche Buchhandlung hat den geſammten briefliſchen Nachlaß Herders als Eigenthum an ſich gebracht und bereitet ſeine Herausgabe vor. Derſelbe wird namentlich über die Bewegungen der ſiebenziger und achtziger Jahre manches neues Licht geben; Goethe, Jacobi, Nicolai, Mendelsſohn, Claudius treten zu dem Briefwechſel das Meiſte bei. Derſelbe wäre ſchon als Autographenſammlung von Werth; es befinden ſich darunter Briefe einer aus dem Elſaß, von dem Studenten Goethe geſammelt und für Herder niedergeſchrieben.

— Ein ſehr practiſcher Fingerzeig. Seit Kurzem feinen „Geiſt der Kochkunſt“ geſchrieben und uns darüber belehrt, wie man nicht blos zur Befriedigung des thieriſchen Bedürfniſſes, ſondern auch mit ſeinem Sinn und Geſchmack die Speiſen bereiten und genießen ſolle, hat die Zeit an der Hand der Naturwiſſenſchaften einen ſo mächtigen Sprung vorwärts gethan, daß es uns heute nicht darauf ankommt, blos gut, ſondern auch geſund zu eſſen. Dieſen wichtigen Punkt dem häuslichen Leben recht nahe zu bringen, haben die Herausgeber eines neuen Kochbuchs, Dr. Walther in Offenbach und Weidheim Köchler dahier unternommen. — An einem guten Erfolg wird es einem Buche, welches ſich auf die Principien Liebigs und Moleſchotts gründet, wohl nicht fehlen; die wiſſenſchaftliche Einleitung Dr. Walthers iſt in klarer und faßlicher Sprache abgefaßt und ſelbſt der einfachſten Hausfrau oder Köchin verſtändlich. Wünſchen wir uns alſo Glück zu einem Fortſchritt, der den Vorurtheilen gar vieler Köchinnen an ihrem eigenen Herde entgegen kommt und ſie nöthigt ein gutes Bouillon neben unnützerſchütten, nicht faſerigen Fleiſche und Braten, die innerlich noch von „ſüßem Fette träufeln“, auf die ihnen anvertraute Tafel zu bringen. Damit aber dieſer theorie auch „des Lebens goldner Baum“ nicht fehle, finden wir im Anhange eine Fülle köſtlicher Recepte. Wer etwa fürchtete, durch das Buch ſelbſt einem pädagogiſch geregelten Eßſyſtem unterworfen zu werden, findet in dieſem Anhang den Troſt, daß er trotz Moleſchott und Liebig noch immer die ſchöne Gelegenheit hat, einer ſiebenswürdigen Feinſchmeckerei zu huldigen und ſich ein wenig den Magen zu verderben. So möge denn alſo das höchſt anzuſtattete Werk (zu haben bei Wilhelm Köchler dahier, große Bockenheimergaſſe) allen Geſundheitsvorſchriften zum Trotze und Eßkünſtlern deſtens empfohlen ſein und dem „Frankfurter Muſeum“ die Anerkennung werden, daß es auch auf das Praktiſche einzugehen weiß. h.

Bühnenſchau.

Graf Eſſex, Trauerſpiel von Laube.

III.

Die Schwierigkeiten, die nach meiner Anſicht der Eſſex einer dramatiſchen Durchführung in den Weg legt, ſind nicht unüberſteiglich. Es gilt nur, den Grundgedanken des Stoffes klar zu erkennen, und in ſharfen Zügen den Gegenkampf der natürlichen Stellungen des Grafen und der Königin zur Anſchauung zu bringen. Elisabeth als liebendes Weib wird von Eſſex beherrſcht, und als Königin ſoll ſie ihn beherrſchen; Eſſex als Mann und Held überragt die Gebieterin, unter deren fürſtlicher Würde er ſich doch wieder beugen muß. Daraus entſteht ein tragiſcher Widerſtreit, der von dem Augenblicke an, wo Elisabeth als Weib eine bevorzugte Nebenbuhlerin hat, eine glückliche Beſtreitigung nicht mehr zulaſſen kann. Als Mann beleidigt, will Eſſex die Pflicht des Unterthanen brechen; als Weib vernichtet, rächt ſich Elisabeth als Königin. Dieſe Auffaſſung hat allen bisherigen Bearbeitern vorgeſchwebt, wie denn Irion das Nebelbild der Göttlerkönigin, das bei den Briefen einer Umarmung in Duft zerrann. Bei Laube tritt dieſer Grundgedanke weniger deutlich vor, als bei den Engländern und zumal bei den Franzoſen. Den Charakter der Elisabeth als Königin hat er gut gezeichnet, wenn auch nur mehr äußerlich; das pſychiſche Element iſt aber faſt ganz verſtändlich. Es wird dem Zuhörer der helle Eindruck in Elisabeths Seelenzuſtände nicht vergönnt. Wir erfahren nicht, welcher Art denn eigentlich das Verhältniß Elisabeths zu Eſſex iſt, ob wirkliche Liebe ſie zu einander gebunden hat, und ob Elisabeth ihn noch liebt; ob bei ihr nur eine freundliche Neigung ſtill wirke, oder ob ſie an eine platoniſche Uebereinſtimmung der Gemüther glaube. Es ſcheint, als hätte Laube dies abſichtlich im Dunkel gehalten. Die Antlaud ſpricht von einer „Neigung der Königin zu Eſſex“; Elisabeth ſagt im dritten Akte, daß ſie

„den Mann
„Verehret, welchen ihrem Herzen theuer:“

und im vierten ruft ſie in ihrer Wuth der Antlaud zu:

„Und als er Abends hie in Eſſexvolke
„Die Hand zur Ehe gab, da hatte er
„Des Morgens mit auf ſeinen Rubern aetthwelt,
„Wie einſt in uns wir ewig mir ſein Herz
„Gehöre, mir! — nicht eines ſeiner Herrin,
„Der Königin! nein, ſeiner Herzensfreundin.“

Alſo Eſſex hat ihr Liebe geſchworen; aber Elisabeth? Liebte ſie auch? oder that es ihr nur wohl, ſich geliebt zu ſehen? hat ſie ihre verſchmähte Liebe zu rächen, oder nur die Liebesheuchelei des Eſſex? Dieſe Fragen drängen ſich von ſelbſt auf jede Lippe, und Laube hat ſie nirgends einer Antwort werth geachtet; und je mehr wir im Zweifel über Elisabeth ſind, je weniger Theil nehmen wir an innerlichen Kämpfen, die man nicht unſerer Anſchauung, ſondern nur unſerer Vermuthung Preis gibt. Elisabeth würde auf der rechten tragiſchen Höhe ſtehen, wenn das Weib in ihr uns eben ſo viel Mitgefühl abzwänge, als die Königin Bewunderung; allein dies Trauerſpiel hat über der Königin das Weib faſt ganz vergeſſen, während doch, (es muß leider nochmals wiederholt werden!) gerade das Weib es iſt, unter deſſen Zugriffen Eſſex am Ende daniederſtürzt.

Und wie dann ſeinerſeits der Graf Eſſex in ſeinem Gemüthe für die Königin fühlt, davon erfahren wir noch weit weniger, nämlich gar nichts. Friſch ſollen wir davon nichts erfahren; es würde ſchwer ſein, den begeiſterten Liebhaber der Antlaud als einen Schmeichler der Neigungen Elisabeths dazuſtellen. Darum vermeidet Laube jede leiſeſte Berührung dieſes empfindlichen Punktes. Aber mit der Umgehung einer widerwärtigen Stellung richtet man im Krieg der Herze und im Krieg der Herzen nichts aus, wenn die Stellung das ganze Schlachtfeld beherrſcht. Hat die Königin den Grafen Eſſex ihren Herzensſturm genannt, ſo wollen wir, (wir das Publikum, denen an den innern Vorgängen noch viel mehr liegt als an den äußern, und denen die letztern nur als Verkörperung der erſtern einen poetiſchen Werth haben,) ſo wollen wir durchaus erfahren, ob Eſſex das wirklich war, was er genannt wird; und wenn und dann Elisabeth berichtet, daß er am nämlichen Tage, wo er ſich mit der Antlaud vermählte, ihr innerm Liebe geſchworen, ſo muß ſie mir entweder glauben, daß Elisabeth gelogen, oder wir ſind genommen, den frohen Eſſex für den niederträchtigſten Heuchler zu halten, den je die Bühnenwelt geſehen. Und die Königin hat nicht gelogen; denn eben jenes Meineidet wollen, jenes Verrathes an ihrem Herzen, ſchickt ſie ihn zu dem Tode. Und ſo iſt denn Eſſex, Laube's großer Held, unvermerkt dem Dichter unter ſeinen Händen zu einem Doppelzüngler, der um der Gunſt willen Liebe lügt, der hier Liebe lügt, während er dort wirklich liebt, kurz, zum verwor-

Digitized by Google

fenen, gemeinen Menſchen geworfen, — oder es giebt nichts Verwerflicheres und Gemeineres mehr auf Erden!

Die andren Charaktere des Stückes erfordern keine ausführlichere Beſprechung. Die Rutland iſt unbedeutend; ihr Wahnſinn im fünften Akte (obſchon als hergebracht), paßt nicht in das Geſüge des Drama's. Wie war nach der Anlage des Stückes und dieſer Rolle ohnehin nicht zu machen. Southampton, der Freund, wirft viel beſſer im Drama als die Geliebte. Die Nottingham iſt in Folge der Veränderungen, die Laube mit der Handlung vornahm, ganz überflüſſig geworden. Den drei Miniſtern geſchähe es recht, wenn Eliſabeth ſie gleich fortjagte; das Publikum hat den Abſetzungsbefehl zum Voraus genehmigt. Denn daß ſie ihre Pflichten ſchlecht erfüllen, beweiſt ſchon allein der dritte Akt, wo ihnen weiter nichts paſſirt, als daß ſie ihre Herrin und England Gebietern unterſtehend in die Gewalt eines kaiſerlichen Grafen fallen laſſen. In den alten Stücken iſt wenigſtens Burleigh's Phyſiognomie etwas ſchärfer geſchnitten. Der Sekretär Cuff iſt noch weniger als nur überflüſſig; er ſpielt, (mit all ſeiner Ränkeſchmiederei zu gutem Zwecken,) eine durchaus zweckloſe, verwirrte Rolle. Eſſex, im Begriff nach London zurückzukehren, ſendet ihn voraus dahin:

„Um Ihr in London gegen ihn zu hetzen,
„Damit die Widerſacher ſich entſchieden,
„Mit einem peinlichen Gewaltſtreich gegen Eſſex
„Ganz offen aufzutreten vor ganz England."

Ein unwürdig und halbherzendt Spiel, in der That, für den Mann, der ſich nur als großen und gewaltigen Lord gibt, und der im weiteren Verlauf des ganzen Drama's ſo wenig von Liſt und Schlauheit an ſich trägt, als der grobgute Stier, der im Circus gegen die Lanzenreiter anſtürzt. Und Cuff weiß ſo wacker gegen Eſſex zu hetzen, daß er ſich am Ende nicht anders mehr helfen kann, als ihnen er ſei beauftragt ſeines Herrn in hochverrätheriſchen Briefen nachahmt; das macht er nachher wieder gut durch den Verrath, daß er ein Fälſcher geweſen. Dieſes Wirrſal von Kunſtſtücken iſt ganz unnöthig; es iſt weder dramatiſch noch theatraliſch: entweder geht es unbedingt am Zuhörer vorüber, oder es unterbricht und ſtört die Aufmerkſamkeit, ohne dafür einen poetiſchen Genuß zu bieten, oder ohne zur Cinſaltung des tragiſchen Stoffes mitzuwirken.

Von den neuen Perſonen, mit denen Laube ſein Stück überfüllt hat, dünkt mir nur Ralph gelungen und klar gezeichnet. Auch er trägt nichts zur Verknüpfung und Entwicklung bei; aber er bildet doch in ſeiner breiten Unabhängigkeit einen ernſthaften Gegenſatz zu der Bosheit und der Selbſtſucht, die ſonſt am Hofe Eliſabeth's vorherrſcht.

Der dramatiſche Gang des Stückes iſt in den drei erſten Akten großentheils raſch und kräftig. Der erſte Akt iſt durchaus wohlgerathen; und das er, von den älteren Bearbeitern abweichend, mit Collin's Beſitzeit beſeligend, mit der plötzlichen Rückkehr des Grafen Eſſex aus Irland ſchließt, iſt von mächtiger Wirkung. Eben eß daß die Königin den Grafen gegen die Klagen ihrer Miniſter verſtehzigt, ihn für treu und ehrl erklärt; und im Augenblick darauf muß ſie bekennen, daß er ungehorſam iſt, ſeine Pflicht mißachtet, ihre Befehle gebrochen hat: und jedes Herz muß nun bangen, ob jetzt die Königin nicht auch den Anklagen auf ärgeren Frevel des Grafen Glauben ſchenken werde. Laube's erſter Akt gibt uns alſo nicht nur die Einführung in die dramatiſche Geſchichte des Ganzen, ſondern auch ſchon den Anfang einer ſpannenden Verwicklung. Von dieſem erſten Akt an wird aber die Führung des Dramas ſchwächer, und nun ſo ſchwächer, je weiter es vorangeſchritten. Im zweiten Akte müſſen wir die dritte Scene mit Cuff, der ſodann glücklicherweiſe aus dem Stück und dem Gedächtniß der Zuhörer wegſchwindet, und nachher eine allzäßliche Liebesunterhaltung zwiſchen Eſſex und der Rutland überſtehen. Eſſex erzählt, daß er nach London gekommen ſei, nicht etwa um ſeine Reuve zu beſchämen, oder ſeine Zeinde zu ſtürzen, ſondern um der Politik Dalet zu ſagen, und fällt mit ſeiner Rutland auf ſeine Güter zurückzuziehen. Sagt Eſſex die Wahrheit? nun, dann begreift ſie nicht, wozu er den Cuff nach London vorausgeſchickt hat, und weshalb er überhaupt das Geſährliche wagt, wenn er doch weiter nichts will, als was er auf die einfachſte Weiſe hätte erlangen können, und wozu ihm ſeine ärgſten Feinde am Hof gewiß am erſten behülflich hätten. Das Liebesgeſpräch ſelbſt bietet uns nichts, wodurch ſeine Laubethätigkeit anmuthig verdeckt, und gegen den Verſtand, der es verurtheilt, das weiche Herz des Zuhörers zur Verſtheidigung deſſelben reißte.

Lady Rutland, die vor einer Stunde bei Hofe war und dort die Schwerter des Haſſes gegen Eſſex zücken ſah, kommt zu demſelben Eſſex alſo ſingend herein:

„An ſeinem Faden hält' ich mich,
„Mein liebes Vögelein!

und unterhält ſich mit ihm über die Farbe der Pferde, die ſie züchten wollen:

„Die ſchönſten Pferde, alle dunkelbraun,"

ſagt er;

„Und weiße! Weißt Zelter für die Ladies,"

ſagt ſie;

„Und ſchöne Schaf' und Rinder,"

ſagt er;

„Die ſchönſten Kühe, ja, und ſchöne Tauben,"

ſagt ſie; und ſo wandert's mich, warum dieſe gemüthliche Wiener Idylle nicht noch, da wir ſchon bei den Köhen angelangt ſind, zu gründlicherem landwirthſchaftlichen Studien ſich ausbreitet. Der eigentliche Kern des zweiten Aktes iſt die Zuſammenkunft des Grafen mit der Königin; hier tritt die Handlung wieder kräftiger in's Licht, iſt die Gegenwirkung der Charaktere bedeutend und ergreifend. Im dritten Akt aber ſchlägt das Drama um: es verzerren ſich die Charaktere; es überbietet ſich die Handlung die zur Verſtehrheit. Eliſabeth läßt Jonathan, einen alderman Hausbeſitzer des Grafen, herbeibringen, um ihn über ein geahntes Herzensverhältniß des letzteren auszuforſchen; aber eine ſo ſchöne bürgerliche Ordnung und ſo ſcharfe Aufſicht iſt am Hofe, das Meiſter Jonathan ſich noch vor Beendigung des Verhörs wieder fortſtehlen kann. Hierauf kommt die unbegreiflichſte Scene, wo Eſſex wider Willen der Königin an der Spitze einer bewaffneten Macht in ihren Palaſt bringt, ihr den anmaßenden Trotz ins Geſicht wirft, von ihr einen Schlag empfängt, und darauf mit dem Verſtrechen ihrer Entthronung antwortet. Laube hat die geſchichtliche Dichtung in einen Schlag mit dem Marſchallſtabe, — ich weiß nicht, ſoll ich ſagen: gemildert oder verſtärkt? Ich geſtehe demüthig, daß mein Verſtand nicht ausreicht, den poetiſchen Gewinn an dieſer Aenderung einzuſehen. Leſſing hat ſeiner Zeit die theatraliſche Berechtigung jener Ohrfeige nachgewieſen; die bloße Luſt zu ändern, kann doch Herrn Laube nicht auf die neue Erfindung geführt haben?

Vom dritten Akt an geht es mit dem dramatiſchen Werthe des Stückes immer raſcher bergab. Eſſex rebellirt, und wird beſiegt, wie Jeder erwartet. Die Königin tröſtet ihm vielleicht verzeihen, wenn Lady Rutland nicht ſich als ſeine Gattin verriethe. Eliſabeth unterſchreibt ſein Todesurtheil; aber der Hohn, den ſie dabei gegen die Rutland übt, iſt weder ſchön noch wahr. Sie ſagt zur Rutland:

„Er iſt ein Schurke, wie ſie alle ſind;
„Und du haſt Glück! ich will dich an ihm rächen.
„. . . . So iſt ſeine Rache, wenn
„Ich's unterſchreibe."

Das iſt äußerſt modern, in der Art irgend eines Zeitſpiels von Hugo oder Dumas, aber noch falſcher und widerlicher, als Eliſabeths Kriegsluſt mit dem Aufchlagzettel.

Im fünften Akt wird die Rutland wahnſinnig; und da es im Palaſte ſo munter und brüder geht, wie ich oben ſchon berichtet habe, ſo iſt nichts natürlicher, als daß Eliſabeths Befehl, man ſolle die Wahnſinnige nicht herreinlaſſen, nicht befolgt wird, und Lady Rutland vor der Königin von England eine erneuerte Auflage der Ophelia tragirt. Später kommt ſie wieder zu ſo viel Verſtand, daß ſie den entſchiedenen Wunſch des Eſſex, geſöpft zu werden, vollkommen billigt, und mit ihm gleichzeitig ſtirbt. All dieſes ſieht ſich ſo ſchwachſinnig an, daß das Publikum, das Volk, der den Hochverbrecher tret erſten Akten erſchüttern und hinreißen ließ, immer lauer und ſtiller wurde, und zuletzt ohne allen tragiſchen Eindruck das Haus verließ.

Länger als es meine und zumal des Leſers Gewohnheit verſtattet, habe ich bei dieſem Drama verweilt. Aber ein ſolches Opfer an Zeit bin ich und ein ſolches Opfer an Gedult iſt der Leſer dieſem Schriftſteller ſchuldig. Laube iſt ein geiſtreicher Kopf, ein feiner Beobachter, überhaupt ein ausgezeichneter Proſaiker; und auch als dramatiſcher Dichter überragt ſeine Bedeutung die all ſeiner Mitbewerber. Friedrich Halm allein ausgenommen. Selbſt ſein Graf Eſſex, trotz all dem was er zu wenig und zu viel hat, iſt ein beſſeres Stück, als die letzten Jahre der deutſchen Bühne erzeugt haben. Was mich aber von dem ſo vielbegabten Manne beſonders ärgert, iſt der peringe Grad von Sorgfalt, den er auf die Sprache ſeines Stückes verwendet hat; denn ſie iſt ſehr ungleich, zuweilen ganz am Boden ſin ſchleppend, ſelten die Höhe der Tragik voll erreichend. Es fehlt der Dicht, der Frucht der Poeſie umſpielen ſoll, der friſche Thau, der auf ihren Blumendüften perlen ſoll; es fehlt das herzbewegende Wort an der rechten Stelle. Es fehlt im Allgemeinen die Weihe und Verklärung der ächten Tragödie.

So viel ich noch zu ſagen hätte, hier ſei es genug, damit mir noch ein Plätzchen bleibt, um die Meiſterſchaft der Fräulein Janauſchek in der Darſtellung der Eliſabeth anzuerkennen.

Q. F.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Oſterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 20. Frankfurt a. M., den 17. Mai 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Mirabeau in Berlin.
Entwerfbilder der Wetterau. II. Von J. Schaub.
Heilquelle der Abenteuer auf der Sonne. Von E.
Feuilleton: Goethesche Urtheile. — Magnat Lajos u. s. w.
Bühnenschau. Ella Rose, Schauspiel von Gutzkow. Von Q. F.

Mirabeau in Berlin.

Als man zuerst in Deutschland und Frankreich anfing, die Geschichte der französischen Revolution zu erzählen, sah man in ihr nur eine Reihenfolge von willkürlichen Thatsachen. Besonders die Anhänger des Alten waren geneigt, den Einfluß der geheimen Verbindungen und die Wichtigkeit einzelner Zufälle zu überschätzen. Bald hieß es, ohne die Halsbandgeschichte wäre die Revolution nicht gekommen, bald auch, dieselbe wäre verhütet worden, wenn Lafayette in Versailles eine Stunde weniger geschlafen hätte. Den Palastintriguen, den Adelsparteien, namentlich aber dem geheimen Ordenswesen sud man den größten Theil der Schuld auf.

Als die Restauration begann, lernte man erst die Nothwendigkeit der Revolution und ihren innern Zusammenhang verstehen; „erst wenn eine Höhe erstiegen ist, übersieht man die durchmessene Gegend". Die Enttäuschung und die Mattigkeit der Zeitläufte ließ das Vergangene in verschönerndem Licht erscheinen; auch waren die Ergebnisse der Revolution noch immerhin glänzend genug. Joseph de Maistre stellte in seinen Petersburger Vorlesungen (1817) die ganze Bewegung als ein Werk der Erbsünde dar und erwies daraus die Pflicht der Regierungen, eine väterliche Zuchtruthe über dem Menschengeschlechte zu schwingen. So erschien sie doch immer als historische Nothwendigkeit, als eine heilsame, göttliche Schickung. Diesen Charakter behielt sie auch in der Darstellung der jungen französischen Geschichtschreiber, nur in anderer Weise. Die Revolution zerfiel bei ihnen in regelmäßige Epochen, deren jede aus der vorherigen entschieden und folgerecht entstehen mußte, um endlich eine bürgerliche Freiheit von dauerhaftem Bestand zu gründen. Durch Thiers und noch mehr durch Mignet ist eine solche Betrachtungsweise auch in Deutschland herrschend geworden. Mignet hat diesem Theil der Geschichtschreibung für lange Zeit sein Gepräge aufgedrückt; er erzählt die Revolution, als ob er eine durchdachte antike Tragödie analysierte. Eine politische Lehre nach der anderen gelangt zur Oberhand, alle Klassen der Gesellschaft erkämpfen sich wechselweise die Herrschaft, auch die Unterdrückung wird zur Nothwendigkeit, aus welcher ein geläuterres Frankreich hervorgeht.

Nach den Februartagen wurde der Ueberdruß an gewaltsamen Bewegungen so stark, daß man wieder auf jene älteren Ansichten zurückkam. Lamartine, der die Guillotine vergoldete (ein Ausspruch Chateaubriand's), hatte als Regent schlecht bestanden. Man nahm Veranlassung, die neunziger Jahre ihrer dramatischen Weihe zu entkleiden; am unbarmherzigsten hat dies Barante gethan, während in Deutschland Heinrich von Sybel höchst einsichtsvoll das Gute beider Anschauungen zu vereinigen wußte. Früher hatte man selbst Robespierre und St. Just zu politischen Heiligen gemacht; jetzt ging man auf die Männer der Constituante, auf Lafayette, Noailles, Bailly, zurück und tadelte sie als ehrgeizige Frevler; ungefähr wie man bei uns mit den Gothaern verfährt.

Daß gegenwärtig die öffentliche Meinung in Frankreich einer Krisis naht, ist leicht zu erkennen. Offenbar hat die moralische Macht des „Kaisergedankens" ihren Höhepunkt erreicht und es mehren sich die Zeichen eines Umschlags. Die Ideologen regen sich; der Widerstand beginnt, wie unter Napoleon dem Ersten, auf dem akademischen und literarischen Gebiet. Eine Zeichen- und Sinnbildersprache, mächtiger als die einst hinter dem Vorhang der Freimaurerlogen ertönte, ist allen Feinden des Bestehenden gemeinschaftlich.

Unter diesen Umständen kehrt die Betrachtung gern auf die letzten Zeiten des alten Königthums zurück. Es fragt sich, ob die Verbindungen, die Lafayette in Amerika, die Mirabeau in Deutschland angeknüpft hat, in der That eine Rückwirkung auf Frankreich ausgeübt haben. Was den letzteren Punkt betrifft, so läßt er sich durch eine Darstellung von Mirabeau's Aufenthalt in Berlin am Besten ins Klare bringen.

Mirabeau stand im siebenunddreißigsten Jahr, als er den Entschluß faßte, nach Deutschland zu gehen. Er war sich der großartigsten Fähigkeiten bewußt; aber er hatte dieselben bisher in Abenteuern, höchstens in gelegentlichen Arbeiten zersplittert. Jünger als er „hatten Christus und Alexander ihre Laufbahn geschlossen", und er, mit brennendem Ehrgeiz und Thatendurst, fühlte sich als gewaltiger Redner ohne Tribüne, als großer Staatsmann ohne Portefeuille. Vereinsamte Philosophen, begeisterte Frauen hatten in ihm den Mann der Zukunft gesehen, und quälende Unruhe überkam ihn, da eine Frist nach der anderen der Vergangenheit verfiel; noch ein paar Jahre und seine Neige begann. Da gedachte er, durch einen längeren Aufenthalt in Deutschland sich zu neuen, eigenthümlichen Leistungen zu befähigen, ja dem französischen Staat einzig und unerläßlich zu werden. Noch ein Gleichgesinnter hatte ähnliche Gedanken, Talleyrand, der sich in Straßburg unter Kochs Leitung mit deutschen Angelegenheiten bekannt machte. Talleyrand, obgleich seiner Kräfte wohl bewußt, sehnte sich immer nach einer zweiten Stelle; Mirabeau aber sah in sich selbst den berufenen Lenker der Zeit. Nicht blos der Wunsch, für sein Vaterland unentbehrlich zu werden, sondern noch eine geheime Hoffnung von ganz eigener Art schlummerte in seiner Seele, als er nach Preußen zog.

Friedrich der Große, dem Tode nah, verwaltete noch das Schiedsgericht von Europa. Zweimal hatte er dem humanen Er-

Digitized by Google

oberer, Joseph, Halt zugerufen. Mit scheuer Achtung horchte man jedem Ausflusse über die Absichten des gebäuten, mißantwortlichen, äußerlich vernachlässigten Mannes von Sanssouci! Friedrich hatte jederzeit Franzosen in der Verwaltung gehabt; ja, noch in der letzten Zeit seine Zölle nach dem verderblichen französischen System eingerichtet und ein Heer von Fremden zur Betrückung Preußens berufen. Dem Volk war die Ausschließung fremder Produkte, die einem Verbot gleichkommende Vertheuerung aller Kolonialwaren schon lästig genug. Es fühlte sich aber noch besonders durch den Umstand gekränkt, daß diese Chikane von Franzosen, von Rossbacher Flüchtlingen ausgeübt wurde; daß aller Opfermuth, der sich in Preußen kundgegeben, des Königs Vortheil gegen sein eigenes Land nicht zu tilgen vermochte. Den allgemeinen Haß gegen die fremden Zöllner, gegen die Sanssaçons, die nach Tabak und Kaffee schnüffelten, hat Bürger in einem Gedichte verewigt. Ein Postillon erzählt die Geschichte des Raubgrafen, der zur Strafe für viele Plackereien in einem Eisenkäfig aufgehängt wurde; er fügt hinzu:

Mein Herr, fällt mir der Käfig ein,
So denk' ich wohl bei mir,
Er dürfte noch zu brauchen sein;
Und weiß der Herr, wofür?
Für die französ'schen Raubmarquis,
Die man zur Ferme kommen ließ!

Auch in anderen Beziehungen erwies sich das Finanzsystem Friedrichs als veraltet und gemeinschädlich. Das Ansammeln eines Staatsschatzes, den man auf 70 Millionen Thaler angab, wurde als eine Maßregel der Weisheit gepriesen; Adam Smith wagte sie mit Entschiedenheit zu tadeln. Noch weit genauer als der berühmte Schotte merkte sich Mirabeau die Fehler Friedrichs. Er kannte die Verordnung Herzbergs, daß die Landschulmeister in Pommern sich mit Einführung des Seidenbaus beflissen sollen. Der wohlwollende Minister glaubte hierdurch eine zwiefache Gnthat zu üben, indem er zugleich dem Lehrstand aufhelfen und einen nützlichen Erwerbszweig begründen wollte; Mirabeau sah ein, daß hier nur eine zwiefache Verkehrtheit begangen wurde. Um Preußen von den Produkten des Auslandes noch unabhängiger zu machen, wurde die königliche Porzellanfabrik angelegt und bei Potsdam ein Versuch mit dem Weinbau gemacht. Die erstere lieferte sehr schlechte Waare, der man um jeden Preis Abgang zu verschaffen suchte; Mirabeau belustigte sich über die Verordnung, daß jeder Jude vor seiner Hochzeit für fünfhundert Thaler königliches Porzellan kaufen sollte.

Die verhaßten Gesetze über Zollschaden waren nicht das Einzige, was die letzten Regierungsjahre Friedrichs drückend machte. Im Allgemeinen waren die Strenge zu straff angezogen. Mirabeau's Scharfblick würdigte den hohen Sinn des Königs, der für Duldsamkeit und geistige Freiheit eine Stätte geschaffen hatte; er bewunderte den Herrschergeist, den durchdringend klaren Blick, die in mürrischen Formen versteckte Feinheit des alten Mannes und sah im preußischen Staat die größte Schöpfung des Jahrhunderts. Friedrich selbst war nicht mehr zu ändern; er war mit seinem System eins geworden. Aber seine Tage waren gezählt, man sah einem Thronwechsel in der Kürze entgegen. Dieser Umstand ließ dem hochstrebenden Mirabeau keine Ruhe; er mußte in Berlin sein, er mußte die Verhältnisse kennen lernen, bevor der König die Augen schloß. Hatte er sich die nöthige Anerkennung erworben, dann wollte er, der Ausländer, von den Kronprinzen hintreten; er wollte ihm den Weg zu einer großen Zukunft bahnen; er wollte ihm die Mittel angeben, seinem Staat die alte Kraft und Autorität zu bewahren, ihn aber zugleich durch liberale, volksthümliche Einrichtungen zu einem Musterstaat zu machen.

Ein großer Gedanke, der in anderer Zeit und bei einem anderen Manne sehr phantastisch, ja lächerlich erscheinen würde; im achtzehnten Jahrhundert und bei Mirabeau keineswegs. Hatte doch ein italiänischer Sänger, Farinelli, Spanien beherrscht; umgaben sich doch deutsche Fürsten überall mit ausländischen Rathgebern. Zu jenem verhaßten Zollsystem hatte Friedrich die Anweisung von einem Franzosen, dem „edlen Asbeisen“ Helvetius erhalten; sollte sein Nachfolger einem Manne, der Besseres zu rathen wußte, das Ohr verschließen? Bereitete sich doch gleichzeitig der Italiäner Lucchesini, der nicht einmal an sittlichem Werth über Mirabeau stand, zu einer bedeutenden Rolle im preußischen Lande vor. Lenker eines noch jugendlichen Volkes zu sein, das die Verderbniß noch nicht angefressen hatte; jedem großen Entwurf durch ein seggenhaftes Heer Nachdruck verleihen zu können: das spornte seine Einbildungskraft. Auch war er der Mann dazu, seinen Weg unversucht zu lassen; selbst Liebesabenteuer sollten ihm bei diesem Vorhaben nicht als Genuß und Zerstreuung, sondern als Mittel zum Zwecke dienen.

Aus diesem Geschäftsgute fassen wir die Verbindungen auf, die Mirabeau in Deutschland anknüpfte. Allerdings beschäftigte er sich, da ihm die deutsche Sprache bekannt war, mit der Literatur, mit der öffentlichen Meinung, mit dem Verbindungs- und Ordenswesen. Er gab sogar Briefe über Lavater und über Cagliostro heraus. Der Aufklärungsschwindel, der sich mit jeder Art von Schwärmerei und Geheimnißkrämerei bald im Kampfe befand, bald aufs Schönste vertrug, war ihm eine merkwürdige Erscheinung. Daraus ist die Ansicht entstanden, Mirabeau habe den deutschen Freimaurern und Illuminaten einen mächtigen Anstoß gegeben, habe das Band zwischen den Brüderschaften in Deutschland und Frankreich festgeknüpft und sie vorbereitet, bei einer Umwälzung mitzuwirken.

Hierin ist man viel zu weit gegangen. Die Ansicht, daß das Logenwesen beim Ausbruch der Revolution mitgewirkt habe, stützt sich ungefähr auf folgende Thatsachen. — Der Herzog von Orleans, Mirabeau's Genosse, war Großmeister aller Logen in Frankfurt. Das Ordenswesen hatte einem Cagliostro das Mittel an die Hand gegeben, sich in die Halsbandgeschichte zu mischen. Während Mirabeau in Deutschland war, wurden von Frankreich aus bedeutende Summen geschickt, um die Illuminaten zu unterstützen. Bald nachher ging der berühmte Uebersetzer Bode als Deputirter zum pariser Freimaurerconvent und arbeitete in der Loge du contrat social. Als Ludwig der Sechzehnte zum erstenmal von Versailles nach Paris kam, um mit der Nation zu fraternisiren, wurde er auf dem Stadthause mit der höchsten maurerischen Ehrenbezeugung empfangen: die Bürger ließen ihn unter dem säulenlosen Gewölbe, d. h. unter kreuzweis emporgehaltenen Degen, die Treppe hinaufsteigen. Noch im Jahre 1795 hieß es in einer französischen Flugschrift (Cri de la Raison): die Jakobiner seien nur eine Abzweigung der deutschen Illuminaten. Daß Mirabeau bei diesen Bestrebungen intim betheiligt war, schließt man aus seiner genauen Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig und mit Jakob Mauvillon. Es ist jedoch zu glauben, daß diese Verbindung einen ernsteren Grund hatte.

Der braunschweigische Hof hat allerdings die deutsche Aufklärung mächtig gefördert. Als Mirabeau nach Deutschland kam (1786), regierte seit sechs Jahren Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der später so unglückliche Festherr von Balmy und Jena. Schon als Erbprinz hatte er Lessing's Berufung nach Wolfenbüttel veranlaßt, „mehr damit er die Bibliothek, als damit die Bibliothek ihm nutzen möge“. Auch lebte noch der Oheim des regierenden Herzogs, Ferdinand, der Held des siebenjährigen Kriegs, der Sieger von Krefeld und Minden. Der Letztere war eines der Häupter der deutschen Freimaurerei, ein Unterstützer junger Talente und nur allzuleicht ein Freund der französischen Bildung; seine Milde und Wohlthätigkeit wurden oft schmählich mißbraucht. Aber nicht mit diesem, sondern mit dem regierenden Herzog, dessen Einfluß in Preußen im Steigen war, hatte Mirabeau zu thun. Schwerlich verbandelte er mit ihm über Logensachen, sondern er suchte ihm mit Rücksicht auf seine preußischen Pläne günstig zu stimmen. Bald nach Friedrich's Tod begannen die Händel in Holland, welche der Herzog im folgenden Jahre durch einen raschen Feldzug zum Ruhme Preußens beendigte.

Digitized by Google

In Braunschweig lebte der Major Jacob Mauvillon als Lehrer der Kriegswissenschaft am Carolinum. Er war nicht nur in das Maurerwesen eingeweiht, sondern überhaupt als Revolutionär bekannt. Ein Brief von Mauvillon genügte, um den Empfänger bei einer deutschen Regierung verdächtig zu machen. Früher war er in Kassel angestellt gewesen, fast gleichzeitig mit Forster, Sömmering und Johannes Müller. Wie entschieden sich die Männer seines Kreises von den herrschenden Begriffen losſagten, zeigt Gervinus an einem Vers des schwermüthigen, früh verstorbenen Unger:

Auf meinem Leichenſtein ſoll einſt die Nachwelt leſen,
Daß ich kein Menſchenfreund, kein Chriſt geweſen.
Oh nun ein ſolcher Mann
Nicht auch rechtſchaffen heißen kann:
Das kommt nur auf die Nachwelt an;
Ich wenigſtens bin es geweſen.

Der regſame Mauvillon war von geſunderem Stoff; an den kühnſten Reformen betheiligte er ſich im Namen der Freiheit und Menſchenliebe. Im Jahre 1791 veröffentlichte er eine kleine Schrift „Mann und Weib“, welche die neueſten Lehren von der weiblichen Selbſtbeſtimmung in ihrem Keim enthält.

Aber was Männer wie ihn und Mirabeau zuſammenhielt, was ſie den aufgeklärten Regenten werth machte, war etwas Ernſteres als das Ordensweſen, deſſen Einfluß die Lucraten überſchätzen. Es war die Gemeinſamkeit einer vorgeſchrittenen Anſicht über Staatsverwaltung und Volkswirthſchaft. Das phyſiokratiſche Syſtem, welches bekanntlich alle Produktion und alle Steuerfähigkeit von Grund und Boden herleitete, iſt in ſeinem Zuſammenhang mit der Bildung des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht genug gewürdigt. Ein Culturhiſtoriker, der dies unternähme, würde einen beſſeren Lorbeer verdienen, als den man heuzutage durch geiſtvolles Geplauder über Schlafzimmer und Kinderſtuben, über Kneipen und Spazierengehen wohlfeil erwirbt. Jenes Syſtem, welches die Landwirthſchaft über Alles hochſtellte, war den Naturfreunden wie den Grundbeſitzern werth. Es beſreundete einen Theil der Fürſten und des hohen Adels mit den Ideen des Forſchritts. Die Regenten, welche ihm anhingen, galten auch ſonſt als edle Beſchützer der Aufklärung; freilich hatten ſie oft unter der Zudringlichkeit ganz verſchiedenartiger Schwärmer zu leiden. An den Herzog von Braunſchweig, deſſen Leben Mauvillon beſchrieb, drängten ſich die Adepten geheimer Maurergrade; dem edlen Markgrafen von Baden widmete Lavater ſeine Phyſiognomik mit der Unterſchrift: „Ihr Mitanbeter Gottes“. Mirabeau's Vater war in Frankreich, Mauvillon in Deutſchland der bekannteſte Vertreter des phyſiokratiſchen Syſtems. Jener hatte gemeinſchaftlich mit Quesnay, dem Stifter deſſelben, eine Philoſophie der Landwirthſchaft herausgegeben. Inwiefern Mirabeau, der Sohn, ihm anhing, iſt aus ſeinen Reden allbekannt; jedenfalls mußte ihm die Verbindung mit dem tüchtigſten deutſchen Phyſiokraten, mit einem Manne, der außerdem beide Sprachen verſtand und ſchrieb, ſehr werthvoll ſein.

(Schluß folgt.)

Culturbilder der Wetterau.

Von J. Schaub.

(Sieht Frankfurter Muſeum Nr. 18.)

II.

Deutſche und Römer.

Wir treten durch die Thüre der Geſchichte auf den heimiſchen Boden der Wetterau. Weite Grasfluren überdecken die Flußthäler, eingerahmt von goldenen Gerſten- und ſilbernen Haferfeldern und begrenzt auf den Höhen und Hügeln von dickſtämmigen Eichen- und glattſtämmigen Buchenwäldern, in denen das Elenn, der Bär und der Auerochs hauſen. Aus den hohen Ringwällen des Taunus und den Gipfeln des Vogelsberges loben Opferfeuer zu den Wolken auf, während an der Südweſtgränze ferner Hörnerklang die Lagerſtätte kriegeriſcher Heere ankündet. Plötzlich bricht das kühne Reitervolk der Uſipeten, der geſchichtlichen Urbewohner der Wetterau *), mit ſeinen Bundesgenoſſen, den Tenkteren, aus dem Waldesdunkel hervor: Reiter und Roß in einander verſchmolzen, gerüſtet mit der Streitart und der weitſtreckenden Lanze, geſchmückt mit dem bekrönten Felle des Auerochſen, auf dem die Federn des Auerhahns und des Faſanen glänzen, — dem gelagerten, vom Marſche erſchöpften Feinde ſturmesſchnell entgegenſauſend, um, in ſeiner Nähe angelangt, in kühnem Ueberfall mit wildem Gebrülle ein ſiegreiches Scharmützel zu liefern, oder beim Fehlſchlagen der ungeſtümen Reiterattaque in ſchneller Flucht den Rückzug zu ergreifen.

Und dieſes klunge Spiel zwiſchen den tedesmuthigen Uſipeten und den wohldisciplinirten Römer-Legionen wiederholt ſich fort und fort, bald dem einen bald dem andern den Siegeskranz auf die erſtarrten Schläfe drückend, bis die Römer unter immer kühneren Feldherren in immer größerer Maſſe weiteren Fuß in der Wetteran faſſen und die Uſipeten zurückgedrängt zugleich mit dem gewaltigen deutſchen Volksſtamme der Mattiaken **) in Kampf gerathen und in dieſem Doppelkampfe ſich als eigenes Volk in größere deutſche Volksſtämme auflöſen.

Von der Eder, der römiſchen Arvana, wo die römiſch-deutſche Waffenſtadt Mattiacum lag, mit der Mattiake in dem hochgewachſenen, mit nervigten Armen und trotzigen Augen ausgeſtatteten Volke der Katten, von denen Tacitus ſagt: „der Hercyniſche Wald begleitet zugleich und verläßt ſeine Katten“, in das fruchtbare und grasreiche Hügelland der Wetterau herein. Der kühne Katte nimmt den bekrittenen Uſipeten als Bundesgenoſſen zum Schutze ſeiner Flanke auf, während er ſelbſt mit Schwert und Keule gerüſtet zu Fuß die Mannesbruſt der Mannesbruſt entgegenſtellt. Struppiges blondes Haar hängt ihm über die hohe Stirne, das er erſt aus dem freudeblitzenden Auge zurückſtreicht und in Bäſchel bindet, wenn ſein Fuß auf der unbewegten Bruſt des Feindes kniet. Schwere Eiſenringe, die Sinnbilder der Schmach und der Freiheit, tragen ſeine Tapferen im Vordertreffen, um durch ihren Anblick ſich zu kühnen Thaten und muthigem Kampfe zu begeiſtern. Ziehen die Uſipeten zu ermüdenden Scharmützeln aus, ſo iſt der Anzug der Katten ein Anzug zu wirklichem Kriege. Sie ſind gerüſtet mit allem Nöthigen und wohlverſehen mit Munvoorrath, verſtehen Schanzen und Wälle aufzuwerfen und folgen dem einheitlichen Befehl ihrer gewählten Oberen. — Ihnen gegenüber ſteht der römiſche Weltſieger, der ſeine kriegsgeübten Legionen aus Gallien und aus Rom, aus Spanien und dem fernen Orient ***) den wilden Germanen entgegenſtellt. Der Römer kämpft zwar nicht mit Begeiſterung um den häuslichen Herd und die heiligen Haine ſeiner Götter, aber einer Kälte und feinem Ernſte kommt die Kunſt des Kriegshandwerks und die Handhabung mannigfacher Waffen trefflich zu Statten und verſchafft ihm gar oft die Ueberlegenheit über den muthigeren Feind. Seine Verſchanzungen ſind regelrechte feinerne Feſtungswerke; er verſteht Brücken über Ströme zu ſchlagen; er theilt die Schlachtordnung in dreifache Linie und ſeine Soldaten nach ihrer Bewaffnung in verſchiedene Gattungen ein. Die Helme von Rindsleder und die Sturmhänder von Eiſenblech prangen im Federſchmuck; die Schilde von Brettern mit Leder überzogen, ſchmückt der Name der Legion, des Manipels und des

*) Was neben der Geſchichte auch aus Bächlein Uſa bei Friedberg, und die Städte Uſingen und Wißbaden anzudeuten ſcheinen.

**) Mattiaci wird von Rhinkelmann in ſeiner heſſiſchen Chronik fälſchlich mit „Wetterauer“ überſetzt. Die Mattiaken ſind vielmehr nach J. Grimm die Katten, die bei ihrer Ausbreitung die Uſipeten theils in ſich auflöſen, theils bis über den Rhein vertreiben.

***) Bei Friedberg und Rambeim finden ſich Ueberbleibſel von der VIII., der XI., der XXI. Legion und den berühmten Bertlatern der XIV. Legion, wie auch von der Hauptbehörde der Damascener. Selbſt Spuren des Mithrasdienſtes ſind vorhanden.

Digitized by Google

Soldaten, und im Vordertreffen glänzt der silberne Adler, das Sinnbild des römischen Glückes, als Siegeszeichen. —

So streiten Jahrhunderte lang Römer und Katten um die Wetterau, auf deren Boden sich die Gräber beider neben einander finden und auf deren Höhen und in deren Thälern bald der Römer, bald der Katte seine Wohnung aufschlägt. Das Bild des Krieges und der Schlachten wechselt hier nur selten mit friedlicheren Beschäftigungen ab. Je näher dem Rhein, desto mehr Spuren römischer Niederlassung *), je weiter von dem Pfahlgraben und dem Hüttenberge, (den castra custodine, den Wachtposten der Katten,) desto mehr Anzeichen rein deutscher Seßhaftigkeit. —

Doch lassen wir auch einmal gemüthlichere Bilder des Friedens aus jener Zeit auf der heimischen Erde an unserer Seele vorübergleiten: ein Bild aus der Kattenwelt im Nordosten, ein Gemälde aus der Römerwelt im Südwesten der Wetterau.

Doet stehen wir unter den wilden Katten, „die blind wie die Katzen zur Welt geboren werden" **), von denen, nach Tacitus, Keiner Haus noch Aecker, noch eigene Beschäftigung hat; den Verschwendern fremden Guts, den Verächtern des Eigenthums. Ihr Blick ist auch im Frieden trotzig und ihr Anzug derselbe, wie im Kriege. Sie lagern unter Thors Eiche, schlürfen den von ihren Weibern bereiteten braunen Meth und lauschen den Sprüchen und Orakeln ihrer weisen Frauen (alathruci). Plötzlich lohen von den Höhen, am prächtigsten vom Altking, der Burg der Kattenkönige, helle Osterfeuer: es ist Frühlingsfest ***), das Fest der Ostara, der Göttin der Frühsonne; das Fest der Wonne und der Freude. Liebes, der chattische Priester, tritt in seiner glänzenden Mitra durch das freudige Gelage hin zum blutbesprengten Runensteine, um des Festes Opfer der hohen Göttin zu weihen. Blauäugige, blondhaarige Jungfrauen beginnen den festlichen Reigen um den mit Weidchen und Maiblumen geschmückten „Ostarastein" †), während die flinken Burschen im kühnen Eiertanze den hohen Tag zu feiern suchen. Pferde- und Rinderopfer braten im flammenden Osterfeuer und laden durch süße Düfte zum festlichen Mahle ein. Das Mahl wird von den Frauen an dem Mahlsteine bei der „wilden Frau Gefühlt" unter grünen Zweigen hergerichtet, und bei demselben von den Männern auch den gewaltigen Hörnern des Ur's der Ostra und der Freia „Minne zugetrunken". —

Hier aber treten wir ein in die Villa bella ††), in das schöne Lauthaus, das sich ein römischer Invalide, ein Centurio aus der Damadconer Cohorte, dem Taunus gegenüber, auf freundlicher, rebenumkränzter Anhöhe erbaut hat. Auch in seinen Räumen geht ein festlicher Tag zur Neige. In dem Vestibulum, dem römischen Vorhof, begegnen wir einem sonnverbrannten Südländer, der mit seinen schwärmerischen Augen den Abendstern sucht, um auf seinen rothlichen Strahlen zu dem Gotte Mithra ein Gebet, das Flammenopfer seines Herzens, emporzusenden. Wir treten durch das Atrium, den Vorsaal mit seinem marmorbelegten Fußboden und seinen carrarischen Brustbildern in den inneren Hof ein, um zu dem Speisesaale, dem Triclinium, mit seiner fröhlichen Tafelrunde zu gelangen. Als willkommener Gast begrüßt, wird uns das mittlere Ruhebett an dem runden, mit Postern umgebenen Tische eingeräumt, auf dem in silbernen Repositorien die ausgesuchtesten Gerichte aller Zonen prangen. Wir sind bei dem Hochzeitsmahl des jungen Hausherrn. Noch ist die Braut, eine Tochter der ewigen Roma, auf einer benachbarten Villa, aber jeden Augenblick kann sie bei dem eingetretenen Dunkel anlangen. Eine Bewegung unter den Gästen deutet ihr Kommen an. Wir eilen zu der Thüre, um der Ceremonie des römischen Brauteinzuges beizuwohnen. Zwei junge Ritter, in der Toga virilis, führen die stolze Römerin heim, voraus schreitet ein dritter mit leuchtender Fackel. Schwebend wird sie über die Thürschwelle gehoben und steht nun vor uns, in der Hand die Spindel, gehüllt in das Reifefeld, die römische Rica. Auf ihren Ruf erscheint der vorausgekommene Bräutigam und überreicht ihr die Schlüssel des Hauses. Nun berührt sie Wasser und Feuer, als Symbole reiner Sitten und ehelicher Treue, und schreitet dann unter Hörnerklang in den mit Blumen geschmückten Festsaal. Der Reisemantel verschwindet, an seine Stelle tritt die lange glänzende Stola, über der ein goldener Gürtel prangt, und die die schlanke Braut, mit ihrem zierlichen Kopfschmuck, in sunonische Majestät und Würde kleidet. Nun beginnt unter Gesang und Musik das Hochzeitsmahl. An seinem Schlusse bringt der Trinkkönig, der Magister convivii, einen seinen Spruch auf das in die Brautkammer sich zurückziehende Ehepaar aus, während vor deren Thüre der jugendliche Theil der Gesellschaft den Brautgesang anstimmt *).

Und nun zu diesen Doppelbildern des Krieges und des Friedens in der von Deutschen und Römern behaupteten Wetterau noch einige Randglossen.

Wie uns die Geologie und besonders die Petrefactenkunde über die Bildungsgeschichte ganzer Länder und Gegenden Aufschluß ertheilt, so erschließt uns die Archäologie die Thüre zu dem Entwickelungsgange einzelner Völker und Stämme: beide aber lassen der Phantasie weiten Spielraum und bauen ihre Resultate auf dem Lustgewebe oft gar windiger Hypothesen auf. Wie großes und von allen Seiten anerkanntes Verdienst sich auch Herr Professor Pb. Diefenbach um die Urgeschichte der Wetterau erworben hat, so sind doch seine archäologischen Forschungen noch immer hypothetischer Natur genug, um auch anderen, oft ganz entgegengesetzten Meinungen ihre Berechtigung zugestehen zu müssen, und dies um so mehr und um so natürlicher, als diesen archäologischen Studien nur eine spärliche und oft sich widersprechende Geschichte erläuternd zur Seite steht. Sind doch die ersten Historiographen unserer Gegend die den Deutschen feindlichen Römer, und zwar gar oft solche, die nur aus den Traditionen römischer Heeresführer und Soldaten das deutsche Land und das deutsche Volk kennen konnten! Selbst ein Tacitus, dem wir so viel zur Aufklärung deutscher Urgeschichte verdanken, wie unvollständig und lückenhaft und oft voll Widersprüche ist auch seine Beschreibung des deutschen Landes und der deutschen Sitten, und wie sehr spiegelt sich in seiner Germania die Anschauungsweise römischer Ideen und römischer Denkart ab! — Das deutsche Volk, es tritt in die Geschichte herein in mächtiger eisenverletzter Phalanx, abgefondert in eigenthümlich ausgeprägte Stämme, die ihrem Charakter durch lange Jahrhunderte treu bleiben, und ausgestatten nicht nur mit kriegerischem Muthe und hoher Tapferkeit, sondern auch mit intellectuellen Anlagen, die sich in dem Tiefsinn

*) Auch Frankfurt soll z. B. nach G. Dithey in Darmstadt („das römische Mainz") römischen Ursprungs sein. Winkelmann in seiner hessischen Chronik will wissen, daß es selber „Helenopolis" geheißen habe, und der Confessionarius Zeitheruhus in s. Berolarium (aus dem Jahre 1515) läßt die alte Stadt „Helenopolim" durch Francus, den 30ten König der Franken, neu unter dem Namen „Frankfurt" erstehen.

**) Daher nach Strüfer und Jacob Grimm „die blinden Hessen".

***) Obgleich die Germanen nach den vier Jahrszeiten vier große Feste feierten, so waren, nach Montanus, zu Tacitus' Zeiten doch nur drei solcher Hoch-Zeiten (Hoogetiden) bekannt, weil die Deutschen die Dreizahl liebten. Später blieben diese Hoch Zeiten die Hauptmächte, wie z. B. die Jahresumwälze und die Mischdämpfe.

†) Die Ostara ist die Zuneigung bei den Slaven, nach Grimm die Göttin des strahlenden Morgens. Ein „Ostarfeste" in der Wetterau, zwischen Gambach, Griedel und Reckenberg, liegt unmittelbar neben einem alten Gerichtsberg. — Auch in dem Königswalde bei Bingenheim war eine Gerichtsstätte, an der heidnische Gottesdienste gehalten wurden, und es geht deßhalb darüber die Sage von der wilden Frau Gefühlt und den weißen Leuten.

††) Daß römische Greisen sich am Rhein und in der Wetterau auf ihre Villen und dem Hof- und Staatsleben Roms zurückzogen, dürfte aus dem Namen Bildet, wie nach der Beschreibung des Ammianus Marcellinus über Aemilianus, erwiesen sein.

*) Hier und dort in Hessen wird noch den Burschen vor dem Brautzuge das Brautlied gesungen, das in seiner Christianisirung nach Melodie und Inhalt einer alten Zeit angehört, und es kann dieser Brauch leicht von den Römern entlehnt worden sein.

Digitized by Google

seiner Sprache und in seinen religiösen Vorstellungen und Festen bekunden. Die Zersplitterung und Vereinzelung zieht sich als unheilvoller Schicksalsfaden durch seine ganze Geschichte hin: verleiht ihm zwar auf gesitigem Gebiete eine unendliche Mannigfaltigkeit, sowohl durch die einzelnen Dialecte, als auch durch den besonderen Bildungsgang einzelner seiner Stämme, raubt ihm aber auf materiellem Boden das Einheitliche und Abgerundete einer durch innere Harmonie und Kraft in sich verbundenen großen Nation. Die kleinen Bruchtheile der deutschen Grenzbevölkerung, die die Cultur aus den Nachbarländern vermitteln oder später zu den Nachbarländern übertragen, zerbröckeln in dem Riesenkampfe mit dem Culturvolke des Abendlandes, den Römern, oder lösen sich ab von dem deutschen Volkskörper und bilden in anderen Landen kleine Reiche, denen durchschnittlich nur kurze Lebensdauer verliehen ist.

Wenn wir die Urgeschichte des deutschen Volkes durchblättern, so tritt uns unwillkürlich in dem den alten Deutschen in Sprache und Sitten ähnelnden Volke der Tscherkessen eine aus unserer Zeit in die Augen fallende Analogie entgegen. Wie dieses in einzelne Stämme und Völkerschaften, unter besonderen Herrführern zersplittert, den Kampf um seine Freiheit und Unabhängigkeit mit den wohldisciplinirten Legionen der russischen Drusus und Varrus nicht fürchtet, sondern vielmehr in demselben seine ihm grade zusagende Beschäftigung sucht, so scheuen auch die deutschen Völkerschaften und Stämme, von denen die auf dem rechten Rheinufer wohnenden von Julius Cäsar die Sueven, die Ubier schweifenden, genannt wurden, den Kampf mit den wohlgerüsteten Römern nicht, und blieben da lange siegreich, wo waldige Berge mit ihren hohen Ringwällen ihre Ausfälle zu vereinnahmen und ihren Rückzug zu decken vermochten.

Die deutschen Grenzvölker konnten in ihrer Zersplitterung unmöglich jeden Schritt deutscher Erde behaupten, ja sie gingen sogar oft, von Ehrgeiz verlockt oder von der Noth gezwungen, zu den in ihnen Bundesgenossen werbenden Römern über. Auch in der Wetterau fassen die Römer mit Gewalt oder Ueberredung hier und dort festen Fuß, was weniger die Abzeichen römischer Legionäre, römische Götterbilder, römische Münzen und römische Urnen aus der terra sigillata, als solche Merkmale, wie das bei dem Eisenbahnbau aufgefundene Mörtelbad zu Bübel, römische Befestigungen auf dem Taunus, aufgefundene Grabsteine auf der Mainspitze u. beweisen. Wer wollte aber aus solchen römischen Antiquitäten jeden Ort in der Wetterau, wie allzuhäufig Herr Ph. Diefenbach thut, der den Römern „als den Herren von Friedberg und der Wetterau huldigt", für eine römische Ansiedlung ausgeben, da doch nach Jahrhunderten aus den aufgefundene Münzen, Waffen, Marien-Amuleten, ja selbst den Grabsteinen, Eisenbahnanlagen, den Strafen- und Ortsnamen der Alliirten bei Alma, Inkermann und Sebastopol der Gedanke westmächtlicher Colonisation in Niemand aufsteigen wird. Die Wetterau gehörte in jener Zeit heute den Deutschen und morgen den Römern an: der jeweilige Sieger nahm von ihr Besitz und ließ sich in ihr wohnlich nieder, so daß ihre Ortsnamen deutsches und römisches Gepräge tragen und ihre Antiquitäten römischen und deutschen Ursprungs sind. Legen wir aber beide auf die Wage, so wird das Deutsche in sprachlicher Beziehung weit, weit überwiegen, während das Römische in seinen Antiquitäten prädominirend bleibt. Letzteres will aber wenig bedeuten, da die Römer als Culturvolk die aufgefundenen Gegenstände der Cultur mit sich führen, während die Deutschen in ihrem damaligen Zustand nichts der Art für die Nachwelt zurücklassen konnten, weil sie selbst so etwas nicht besaßen. Und wie manche Antiquität kann als Siegestrophäe von den Deutschen selbst aus dem Römerlager mit fortgeschleppt worden sein, die wir jetzt vielleicht an einem Ort finden, wo nie ein Römerfuß den Boden berührt hat.

Dagegen stellen wir durchaus nicht in Abrede, daß der robere Deutsche von dem civilisirten Römer nicht nur die Kriegsführung und das römische Recht, sondern auch viele Bestandtheile seiner Sprache, seiner Sitten und Gebräuche überkommen hat. Der Weinbau am Rhein und die Obstbaumzucht in der Wetterau dürften ihrem Ursprunge und ihrer Verbreitung nach wie den Römern, so noch mehr den spanischen und asiatischen Hülfsvölkern, deren Anwesenheit in der Wetterau bewiesen ist, zu verdanken sein.

Heliodne oder Abenteuer auf der Sonne. *)

Ein Buch, nicht wie andere ein Buch, sondern ein neues, zeitund laufwidriges Buch. Wer es gelesen, den wird Ahnung und Sehnsucht erfüllen, denn das Gelesene hat ihm ein neues Material vor Augen gestellt. Die Poesie der Zukunft hat in diesem Erzeugniß gleichsam ihren goldenen Zirkel eingesetzt, um einen wahrhaft kolossalen, prachtvollen Kreis zu ziehen, dessen Vollendung nur in Jahrhunderten aussteigen, dessen Radiusglanz einer „Sonne" gleich die Literatur des Schönen beherrschen wird. Um es bündig zu sagen, so stehen wir hier an jenem lichten Weideplatze, an welchem die Vermählung des Wahren mit der Dichtung, der liebesbund des Schönen mit der Wissenschaft geschlossen werden soll — die Erkenntniß der Dinge wird der Schule entrissen und dem Genius anvertraut. Die Phantasie kehrt zurück in das Strombett der wahren Freiheit und wird auf diesem einzigen Wege für die Literatur gerettet. Denn nimmer darf sie jetzt in zügelloser Willkür ihre ausschweifenden Bilge schleudern, sondern sie muß nach dem Gesetz der Naturkraft blitzen, ohne darum an Majestät und Eleganz irgend einzubüßen, im Gegentheile kann ihre Gewalt und Schönheit zeigt die volle Höhe des Schöpfungswunders erstreben. Nicht der Menschengeist, nur der angeregte Menschengeist besitzt die Mittel zur Größe. Wir lassen den Verfasser selbst reden und erkennen sogleich den neuen Standpunkt: „— ich bin bemüht gewesen, den Leser beständig zu den Wundern seiner wirklichen Umgebung hinzulenken, um auf diese Weise die Vorliebe zum Wunderbaren durch das Bewußtsein zu mäßigen, daß wir vor Allem die Wahrheit unserer wirklichen Welt kennen lernen müssen; ich erläuterte, indem ich so verfuhr, nach Kräften das Ideale und Phantastische mit Hülfe des Wirklichen und Wesenhaften." Hieran reiht der Poet einen Gedanken, der so glänzend ist wie nur sein Beruf zur Dichtung selbst. „In der physischen Welt hat man die Frage aufgeworfen, wie lange wohl zahlreiche Generationen auf goldhaltigem Boden mit nur wenige Fuß unter ihnen ruhendem unermeßlichen Reichthum gewandelt sein mögen, zu dessen Entdeckung, Zerstörung und Läuterung nur eine geringe Anspannung nöthig war? Und in der moralischen Welt kann man die Frage aufstellen, wie lange die Menschen in der Nähe goldener Wahrheiten, die dicht unter der Oberfläche ihres Alltaglebens lagen, gewesen sein mögen, ohne zu wissen, daß sie durch Energie und Forschung in Besitz derselben gelangen könnten? — Ich schmeichle mir keineswegs mit vorliegenden Werke viel des reinen Metalls zu Tage gefördert zu haben, hoffe jedoch, aus den Schätzen der Wissenschaft zahlreiche Proben bloßgelegt zu haben, wodurch viele Leute — und besonders das jüngere Geschlecht" (Wahrlich!) „a geregt werden mögen, selbstständig im Boden der Wunder der Natur nachzugraben und viele der Reichthümer aus Licht zu fördern, die ihnen in den Regionen der Wissenschaft, Kunst und Literatur noch unbekannt sind." Ferner bei Gelegenheit einer Hindeutung auf die „Wunderbarkeit" des Wirklichen: „Welch' köstliches Werk ließe sich aus der Poesie physischer Thatsachen herstellen — aber ein wissenschaftlicher und poetischer Geist findet sich äußerst selten vereinigt." — Hier liegt der Nerv der Sache! Nachdem wir Heliodne gelesen, zweifeln wir nicht,

*) Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1855.

Digitized by Google

daß des Verfassers Worte ihn selbst charakterisiren. Ohne wissenschaftliches Erkennen der Natur — es genügt kein bloßes Unterrichtetsein — andersteils aber ohne wahrhafte Poesie im Leibe konnte das Buch, welches wir besprechen, nicht geschrieben werden. Und wir vermuthen, daß ein geistesthätiger Mann der Wissenschaft, der über der Statistik seines Materiale die edlere Seite des Erkannten nicht vergessen kann, nicht aber daß ein Unterhaltungsschriftsteller nach gemachten Zweckstudien Heliodé geschrieben habe. Wie oft haben solche vielseitige Männer die Belletristik bereichert, ich möchte sagen, ihr wieder auf die Beine geholfen! Einfach aber beherzigenswerth sagt daher „Morning Advertiser“: Heliodé ist eines der interessantesten Bücher, welche seit langer Zeit in England erschienen sind; sein Inhalt ist zugleich phantasie- und theemvoll, geistreich und gelehrt, verständig und sarkastisch.

Ich glaube, wenn wir in Deutschland nur das trockene Urtheil des Advertiser zu Gesicht hätten, so müßte unsere Aufmerksamkeit schon hochgespannt werden. Und wenn wir nun in Deutschland das Buch lesen, so wird der Neid selbst kein entgegengesetztes Urtheil zu produziren wagen. Ach! das hätten wir machen müssen! Wer ist berechtigter, bernehmer, so zu sagen missionirter als die Deutschen, eine Literatur im Sinne Heliodorus zu beginnen? Die gescheiten Engländer, die schwungvollen Stammverwandten nehmen uns Ruhm und Rahm weg. Aber ist auch hieran nicht unsere Politik und Philosophie, ist nicht unsere gemüthliche Bummelei schuld? Doch getrost! Wir werden es einst noch besser machen. Wir werden dem Stoffe originellere Gewänder anziehen als der Engländer, der etwas steif war, wir werden die leidige überall durchschimmernde Bibelorthodoxie (die zwar auch nützlich sein mag für die „Aufnahme“ des Buches), wir werden diese englischen Moden vermeiden. Denn junge Weine gehören in frische Schläuche. Aber spuket euch, ihr guten Deutschen! Macht vorwärts!

Hier sei sogleich bemerkt, daß die Einkleidung des Abenteuerlichen in einen „Traum“ etwas verbraucht ist. Es erinnerte Schreiber dieses an eine Volksposse im Münchener Vorstadttheater, wo der drei Alten lang im Mond Gewesene im vierten von einer soliden Erdenbank purzelt, worauf er sein Räuschchen verschlafen hatte. Sollte die kecke Hinstellung des Sonnenlebens ohne Verwahrscheinlichung, resp. Verwässerung nicht wirksamer gewesen sein? Wirt man in so trefflichen Schilderungen bloße Münchhausiaden wittern wollen? Allerdings gibt dies Gewand dem Autor Gelegenheit, am Schlusse des Buches äußerst reizende Gespräche mit seiner humorreichen Gemahlin zu führen, Gespräche voll Witz, liebenswürdigkeit und Seelengrazie — allein der geschickte Mann hätte diesen Dialog immerhin anzubringen wissen. Da wir zu unserer vaterländischen Genugthuung denn doch einmal daran sind „Flecken in der Sonne“ zu entdecken, so finden wir uns berechtigt, hier auszusprechen, daß die hyperplatonische Liebesauffassung von Seiten der interessantesten Sonnenschönheit, der Prinzessin Heliophula, etwas ganz Krankhaftes an sich hat. Wir folgten mit Entzücken den genialen Beschreibungen unirdischer d. h. sonnischer Erhabenheiten, den subtilen Lebensäußerungen der himmlischen Seelengrößen; und die „durch Liebe gesteigerte Leibeschönheit“ u. s. w. ließ uns einen Himmel von Wonne ahnen, den solcher vollkommene Liebesbund gewähren mußte — aber den höchsten Triumph (o Himmelssturz!) sollen wir wieder einmal im Entsagen, in asgetischer Mystik bestanden. Nein, wir ärgern uns blos. Zu welchem Ende gab sich der Verfasser so viele Mühe, alle Trefflichkeiten an Leib und Seele unserer Phantasie vorzuzaubern, wenn alle wunderbare Anmuth, all der verfeinerte Liebreiz zu bloßem Gaukelwerk mißbraucht, wenn die „gelauterte“ Glückseligkeit statt einer Potenz der süßen Erdenwonnen, die ich verstehe, schließlich nur Aetherfreuden bietet, die ich missen kann? — Es ist die alte Verläumdung der „Materie“, die nur ein „Engländer“ noch würdig und genießbar findet. Die Unmatur verwickelt sich aber stets in Widersprüche und rächt sich an ihren Priestern mit Erfolg. Auch unser verehrter Autor beging die Unvorsichtigkeit, seinen Sonnengelehrten S. 126 des Buches, also lange vor den erwähnten Entbehrungsäußerungen sagen zu lassen: „doch dürfen Sie (Herr Mensch), nicht übersehen, daß unsere Liebe doch auch nicht ganz frei von den Schlacken (!) ist, die Ihre irdische trüben. Sie ist nicht rein psychologisch; was selbe äußerdem auch aus unserer Bevölkerung werden?“ Wir sagen hinzu: Zu was Ende dann der Unterschied der Geschlechter, der auch auf der Sonne waltet und welchen der Verfasser, als Feind der Langenweile, gar nicht entbehren konnte! Hat doch selbst der Engländer Milton, der Kühnste der Frommen, in seinem verlorenen Paradiese Vers 740 ff. tüchtig die „Keuchler“ ausgescholten, welche schwätzen, was Gott „rein“ erklärt. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen auf die vorzügliche Uebersetzung Bernhard Schuhmanns — Cotta 1856 — aufmerksam zu machen. Die gesunde Religiosität jenes gewaltigen Dichters soll alle schlaffen Seelen schrecken, die den Red-Witz an die Stelle des Schillerisch-Goethe'schen Geistes beschränken möchten und überhaupt das Klassische zu verkehren trachten! Doch zurück zu den Abenteuern auf der Sonne! Schon neut uns, auf den Glanz einigen Schatten geworfen, statt im Preise des Preiswürdigen fortgefahren zu haben.

Wir heben nun hervor: im 1. Capitel, durch den Weltraum nach der Sonnenstadt Heliopolis (das griechische Gewand rechtfertigt der Verfasser ziemlich gut). Uebergang in den verdünnten Zustand; im 2. Capitel, Erklärung der Sonnenflecken. Sprache der Bewohner. Heliocentrischer Anblick der Erde. Z. B: „Blicken Sie noch einmal empor. Sehen Sie jenes rubinrothe Licht in den fernen Regionen des Raumes? Betrachten Sie es wohl, Heliophilus (der Autor), es gleicht einem schimmernden Erststeine am Ayurgewande des Allmächtigen; betrachten Sie diesen Stern mit liebevollem Blicke, denn er ist die Erde — — und welcher Erdgeborene hätte diesen Millionen Meilen entfernten kleinen Punkt betrachten können, ohne von seinen Empfindungen überwältigt zu werden? Man denke sich nur die Geschichte unserer Erde mit all' unseren Kämpfen, Kriegen, Leidenschaften, Streben, Sehnen, Liebe, Schmerz, Haß, Fortschritt, Kunst, Wissenschaft, Literatur, Handel, Eroberungen, Verbrechen, Tugend, mit all den Kraftäußerungen der Natur in vergangenen Jahrtausenden und denen des Menschen in der neuen Zeit, man denke sich dies Alles, Alles repräsentirt und ausgedrückt durch jenen winzigen Stern, der wie eine kleine Oeffnung im Himmelszelte über mir schimmerte.“ Daran knüpfen sich dann die ergötzlichsten Bilde auf die menschliche Unbescheidenheit und die Lächerlichkeiten der Londoner Theegesellschaft, während der herrliche Kosmos vor des Erzählers erstaunten Augen ruht. Wen hat nicht schon eine ähnliche Stimmung beschlichen, der auf hohen Bergen stehend, über all das Menschenreiben herabsah, ja, es nicht mehr sah? Solche dem Humor und der enthusiastischen Erhebung, die jener stets fördert, günstige Situationen weiß unser Autor im reichsten Maße anzufinden und selten läßt sein begeisterndes Wort uns unbetrieigt. Wir empfinden gleichsam Mussidurst, wenn die Gedanken also zu erhabenen Gefühlen auklingen und, wie zur Simfonie getrieben, hält unser Geist inne, wo die Sprache verarmt, die Seele weiter träumt. — Im dritten Capitel gewährt uns der „Düfte-Bazar“ und das „moralische Gelb“ eine angenehme Ueberraschung. Jene Duftspeise der Heliosen wird bezahlt mit der immaterriellen Münze moralischer Reflexionen, Arieme, Simsprüche und Citationen, deren Werth sich nach dem Gewicht und der Feinheit des Gedankenmetalls berechnet. Die Verkäufer mußten hiernach sehr gebildete und vortreffliche Wesen sein, die Armen und Reichen unterschieden sich nach anderm Maßstabe als auf Erden. Der Genius darbt nicht, er ist Goldbroy von Hause aus! Die fürstliche Familie im vierten Capitel ist nun der Ausdruck aller physischen und psychischen Vollkommenheit. Wo sie ist, was sie denkt und thut, reißt uns zur freudigsten Bewunderung hin. Die Fauna und Flora

Digitized by Google

des fünften Capitels benlet alle Geheimnisse der berechtigten Phantasie aus, wie wir es oben angedeutet haben. Sollte auch Wieland mit seinen Zauberpalästen und Feengärten, Thümmel mit seinen provenzalischen Unterstellungen, sollte Tausend und Eine Nacht mehr poetischen Schwung im Erfinden entwickeln, so können wir doch nicht umhin, die Art Heliendens interessanter und weitaus fesselnder zu finden, weil am Ende die phantastisch-natürlichen, dabei immer schönen Einrichtungen auf dem Sonnenball oder irgend wo anders Droben wahrscheinlich und möglich sind. Gesteigerte Natur-Erscheinung ermüdet sie unsere Ueberzeugungskraft nicht. Mir erobern neue Welten durch den prometheischen Flug unseres Geistes, durch ein ernsthaftes Spiel. Wie lustig macht uns diese Tapferkeit! Aber auch die gesteigerten Empfindungen, die schier überzarten, keineswegs jedoch übernatürlichen Regungen des Herzens, wie sie auf der Sonne vorkommen, wideru uns nirgends als Auswüchse lyrischer Begabung an, denn es schwebt ihnen der feine Humor, die liebliche Ironie kräftigend zur Seite, und füglich dürften diese Seelenlauscht-Experimente von unseren Lyrikern zum Muster genommen werden, welche Herren nur zu oft in aller Gemüthlichkeit und Naivetät zur abgeschmacktesten Koketterie sich verweichlichen.

Konnten wir in dem besprochenen Buche nun allerdings keine neue Gattung der beschriebenen Poesie entdecken, weil alle Zeiten und Völker, wie der Verfasser selbst gesteht, dergleichen imaginäre Reisen aufzuweisen haben, so wiederholen wir gleichwohl, daß der Inhalt der gebotenen Reisebilder als ein ganz origineller gerühmt werden muß. Wie Zukunftsliteratur gemahnt es uns bei diesen behaglichen Schilderungen, deren Reiz kein erborgter, feiertäglicher ist, während die Werkeltage des Schreibenden ihm von all jener Herrlichkeit nur den „Genuß" des Gegensatzes lassen. Gebrückt von unseren drauschen allgemeinen und speziellen Sorgen vermöchte wohl kein Schriftsteller, der nicht selbst eine glänzende Ausnahme wäre, eine Reihe solcher freudestrahlender Kinder in die Welt zu schicken, damit auch diese ihrer Glückseligkeit sich freuen möge. Bessere Zeiten, Tage politischen und socialen Aufblühens werden auch unsere Kunst besuchen und die Erzeugnisse des besseren Humors der Welt werden nur gute und nur schöne Früchte sein. Als wäre in solchen Mahlagen eines Kulturvolkes Heliande verfaßt worden, von muthet nicht also dies köstliche Buch auf Daß es heutzutage und in England geschrieben worden — ist immerhin glaublich.

Einst, wenn der Hader verstummt, wenn nur noch menschenwürdige Kämpfe auf den Gebieten des Wissens und Könnens gestritten werden, wenn der Groll ausgemerzt und die Saat aller Verunsrt aufgegangen sein wird, dann auch wird das Mädchen aus der Fremde bei uns heimisch werden, die reine Poesie wird gerne bei glücklichen Menschen weilen — und Heliende wird zu den „heiligen" Büchern gehören.

E.

Feuilleton.

— **Goethe'sche Aetherie.** Man klagt über die bekanntlich fortgesetzten Mittheilungen aus Goethe's Nachlaß, namentlich aus seinen Briefen. Es dürfte sich aber selbst in ganz vereinzelten Aeußerungen des Meisters so manches Unnachsmliche, das wir uns im Gegentheil freuen müssen, wenn der ganze zerstreute Schatz in der Literatur angesammelt wird. In den Briefen an und von J. D. Gries, welche im vorigen Jahr als Buchschrift erschienen, findet sich folgendes Goethe'sche Wort über die Dichtungen Calderons: „In ein herrliches, mercurmstoffenes, blumen- und fruchtreiches, von klaren Gestirnen beschienenes Land verliegen uns diese Werke, und zugleich in die Bildungsepoche einer Nation, von der wir uns kaum einen Begriff machen können. Hier wird besonders der „Magus" kräftig und es liese sich aus ihm der Zustand der Schule und Kirche, so wie des Gemeinwesens jener Zeit gar wohl entwickeln. Noch eins füge ich hinzu, daß mein Interesse in Orient (vergl. den west-östlichen Divan) mir den trefflichen Calderon, der seine arabische Bildung nicht verläugnet, nur noch werther macht." Ueber den von Geies verdeutschten Ariost heißt es: „Höchst vergnüglam ist es zu schauen, wie sich jene hundertmillionelle südliche Lustigkeit so heiter und freundlich auf den Elementen unserer ernsten Sprache bewegt."

— **Magyar Lejsa.** Kaum hat man den kerklichen Dr. Barth in Europa bewillkommnt, so sind die Freunde der Wissenschaft um das Loos eines antreten verdienstvollen Reisenden in Ungewißheit. Aber den kühnen Erforscher des südlichen Afrika, den Ungarn Ladislaus Magyar, hat man seit anderthalb Jahren keine Nachrichten. Derselbe unternahm seine Entdeckungsreise im Jahre 1847. Der Leser nehme eine leidliche Karte von Afrika, etwa die im großen Stieler, zur Hand; er wird die Westküste vom Aequator an bis zu sechzehn Grade südwärts als Schwarzerlen verzeichnet finden. Die bedeutendsten Punkte, Städte, welche die portugiesische Regierung hier besitzt, sind Loanda und Benguela. Von der letzteren aus gelangte Magyar in südlicher Richtung zuerst bis nach Bihe, welche Stadt einer der bedeutendsten Sclavenmärkte des Binnenlandes ist. Hier war er so glücklich, die einzige Tochter des regierenden Häuptlings, also eine Medrenprinzessin, zu heirathen; sie gebar ihm einen Sohn, welcher nach des Großvaters Tode König von Bihe sein wird. Bunte Reichthümer erbeutet er von seiner Gemahlin nicht, wohl aber eine große Anzahl kräftiger Sclaven. Aus diesen wählte er gegen dreihundert gelber Tiger- und Elephantenjäger und trat mit ihnen, von seiner Gemahlin begleitet, im Jahr 1850 die Reise südostwärts durch völlig unbekannte Länder an, die er jedoch zum Theil sehr bevölkert fand. Er bestimmte die Lage der Ortschaften, die Höhe der Berge, den Lauf der Ströme höchst sorgfältig und hielt ein Reisetagebuch, dessen Notizen er später in ungarischer Sprache aufzuarbeiten gedachte. Am Weihnachtstag des Jahres 1853 befand er sich auf der Rückkehr nach Bihe; doch schrieb er von Central-Chila aus, daß Krankheit ihn dort zurückhalte. Sein Vater hatte ihm schon früher Geld zur Rückreise geschickt und sich zu diesem Zweck an einen Beamten in Benguela gewandt. Derselbe Brauite war von der Regierung beauftragt, Magyar zu veranlassen, daß er seinen erwirteten Reisebericht in portugiesischer Sprache bearbeite. Gegenwärtig ist man über sein Loos in völliger Ungewißheit. Von seinen Arbeiten besitzen sich einige Karten im Besitz der geographischen Gesellschaft in London. Ein Theil seines Tagebuchs kam schon früher nach Pest; nun hat sich die dortige Akademie brieflich nach Ansahen gewandt, um auch das Uebrige, falls es sich finden sollte, zu erhalten. Die Aufzeichnungen der Reise müssen furchtbar gewesen sein; in dem Schreiben aus Central-Chila nennt sich Magyar, obwohl erst 36 Jahre alt, einen entkräfteten Greis.

Bühnenschau.

Den 8. Mai: **Ella Rose.** Schauspiel von Gutzkow.

Talente ist leicht; die Kritik ist schwer. Sie würde schon schwer sein, wenn ihr unserer Zeit Meisterwerte vor das beobachtende Auge führte. Dramen von blendender Sonnenschönheit, an denen die Aecken aufzufinden es des schärfsten Glases bedürfte, sie ist aber viel schwerer, wenn gestrudelt den Runnen der Musse, die heutzutage auf den deutschen Bühnen wandern gehen. Tadel und Kritik in Eins zusammenfällt. Ein verdammendes Verdikt verlangt eine nun so gewissenhaftere Begründung, und die Ausführlichkeit zeigt bald eine bedeutsche Verwandtschaft der Geschäftslage mit der Langweiligkeit. Und geschieht es gar, daß der Verfasser eines schlechten Dramas eine bedeutende Stellung in der Tagesliteratur beherrscht, ein scharfer Denker, ein geistreicher Beobachter, ein glänzender Stylkünstler ist; so kann sich die redliche Kritik nur mit Mühe entschließen, ihrer Pflicht sehr Rücksicht zu opfern, die ein berühmter Name zu fordern pflegt, über den Ruinen ihres sonstigen Vertiebe das Banner der Wahrheit aufzustellen, und den Namen, den sie gern als dramatischen Prometheus preisen möchte, zu sagen: du hast ein Thongebilde geschaffen, aber es nicht mit der Flamme vom Himmel her zu beseelen vermocht; und das todt Geborene ist todt geblieben!

Aber diesen mißvollen Entschluß habe ich wohl sassen müssen, seit das Frankfurter Museum mit die geschiftsten Stabsfeter der Bühnenkritik in die Hände gab, und ich muß ihn leider auch heute aussühren. Dem Dichter kann die Wahrheit, ihre Verleugnung müßte dem Publikum mißfallen; der Kritiker gehört dem Publikum an.

Ella Rose ist mehr ein dramatisches Rechenexempel, als ein Drama. Die Personen sind nicht lebendige Gestalten, sondern Faktoren für ein voraus gegeglies Facit am Schlusse. Sie sind nicht aus sich heraus thätig, sondern der Plan des Stückes bestimmt ihre Handlungen. Das Stück könnte anders enden, es könnte zehnfach verschiedenen Abschlüsse haben, ohne daß ein einziger mit den Charakteren und Situationen in Widerspruch stünde. Denn dies Drama

Digitized by Google

ist nicht wie ein Kunstwerk und sich emporgerwachsen, sondern wie ein Kunststück in aufend bunten Steinchen an einander gesetzt.

Charles Rose ist ein junger Jubelkant, der erst ein Freundschaftsverhältniß zu einer reichen Dame hatte, und dann das arme Waisenkind eines Verwandten, Ella, gegen den Wunsch seiner Eltern heirathet. Daraus entsteht eine innere Abneigung der Letzteren gegen Ella, die bei ihnen leben muß, während Charles, von Gläubigern gedrängt, im Auslande weilt. Charles hat aber von jener reichen Freundin ein Darlehen von zweitausend Pfund empfangen, ist nach Hause gekehrt, hat mit dem Gelde seine Schulden bezahlt, und steht nun im Begriffe, nach Paris zurückzugehen, um vort in industriellen Unternehmungen so viel zu erwerben, daß er das Darlehen mit zweitausend Pfund bezahlt. Ella bittet ihn dringend, sie mitzunehmen; er findet, — und mit Recht! — daß ihre passende Stelle bei seinen Eltern ist. Aber kaum ist er abgereist, so flüchtet sie nach London. Die „Verathmheit der Bildung", deren sie sich rühmt, kann sich mit den nicht so bildungsvornehmen Schwiegereltern nicht vertragen; dauptsächlich aber wird ihr Entschluß dadurch veranlaßt, daß sie erlaufte hat, es habe ihr Mann zweitausend Pfund von seiner früheren Geliebte entlehnt. Ueberdaupt wird in diesem Stücke beständig gelaufet und hinter den Coulissen gespielt und mit kleinen Theaterkreisen eine wahre Verschwendung getrieben.

Das ist der Kern des ersten Akts; allein der Zuhörer im Theater bekommt das Verständniß nicht so leicht gemacht, als der Leser im Frankfurter Museum. Denn die Exposition ist schleppend und unklar; mit Noth im Zusammenhang gegeben zu werden, wird sie druchstückweise in einzelne Scenen auseinander gezogen: der Dichter muß sich auf das gute Gedächtniß des Publikums bauen.

Zweiter Akt: — Ella Rose lebt in London bei einer Freundin, der Wittwe eines alderen Baumwollen-Agenten. Die Baumwolle besitzt auf der Bühne die magische Kraft, alle die mit ihr verkehren, in Hampelmänner zu verwandeln. Ella Rose hat zu Nachbarn einen Dichter, Tailfourd, und den Theaterdirektor John Kemble. Eines Tages empfängt sie die Nachricht, ihr Charles sei zu Paris in den Schuldthurm gebracht worden. Bei dieser Kunde drückt ihr Gesicht so ergreifend und wahr das Gefühl des Schmerzes aus, daß Kemble sogleich in ihr den größten Künstler unter Bühnenkünstlerin erkennt, Merkwürdig, bei Avoll! denn Kemble's prosaische Collegen in Deutschland wären darauf wohl nicht gekommen, daß, wer tief und wahr fühlt, auch was er nicht fühlt, künstlerisch sich anzudeuten weiß. Hätte Kemble Recht, so wäre die Zahl der guten tragischen Schauspieler genau so groß als die Zahl der Unglücklichen auf Erden. Allein John Kemble wird wohl am besten wissen, was dem Drama Guyton's dienlich ist. Er braucht gerade eine Künstlerin, welche die Rolle der Ella in einem guten Theaterstücke Tailfourd's spielt; und Ella, die zur Schauspielerei immer Neigung gehabt, läßt sich durch die Aussicht, mit dem Ehrensolde der Kunst ihrem Mann aus dem Schuldthurm zu retten, für die Bühne gewinnen.

Dritter Akt: — Ella ist eine berühmte Schauspielerin geworden, empfängt in dem Hause des Baumwollen-Agenten, wo sie fortwährend weilt, die vornehme Welt, die sich zu ihr drängt, gemischt den reichen Ehrgeiz der Kunst, und denkt seine Gage zu sammeln, um ihren Ehemann zu erwerben. Hingegen hat sich zwischen ihr und Tailfourd ein Liebesverhältniß entsponnen. Fünf Jahre sind auf diese Weise vergangen. Charles Rose hat wohl von dem Ruhm und Reichthum seiner Gattin vernommen; allein eben dies hält ihn ab, zu ihr zurückzukehren. Denn er meint selbstverwerfe, vorher müsse er auch einen erklecklichen Reichthum gesammelt haben; — um ihrer würdig zu sein? oder weshalb sonst? Das ist meinem Verständniß entgangen. — Fünf Jahre sind verflossen; Rose ist reich geworden: nun überrascht er seine Frau in London, in ihrem Hause, mitten in einem glänzenden Feste. Die Ueberraschung ist für Ella äußerst angenehm. Tailfourd setzt dem überbraschten Ehemann auseinander, daß die große Künstlerin eine ganz Andre sei, als die Hausfrau, von der er einst sich entfernt und die er fünf Jahre lang sich selbst überlassen, und daß er an Ella seine Rechte mehr habe. Charles Rose, (der hierin anwesend denkt als ich,) gibt ihm Recht, forscht ihn aber innigst und dringend aus, wie Zerwürnd in Kabale und Liebe:

„Wie weit kannst du mit ihr, edler Mann?"

und da Tailfourd auf all seine festentschen Fragen schweigt, so schließt er daraus, (auch wieder anders, als ich geschlossen haben würde,) daß das Verhältniß der Beiden noch im unschuldigen Reiche der platonischen Ideen schwebt, und erklärt seinen Nebenbuhler, das er demnach das Recht habe, so gut wie dieser um das Herz Ella's, (das beißt um seine eigene angetraute Frau!) mit Liebe zu werben. Tailfourd macht ihr die beweglichsten Vorstellungen, um sie zu seiner Liebe hinüber zu reißen; allein nach heftigem Seelenkampfe beißt sie ihn endlich von dannen gehen. Das Ehepaar ist also wieder vereinigt; und damit ist das Drama zu Ende.

Es ist zu Ende; aber es hört nicht auf. Im vierten Akte erfahren wir, daß die beiden Leute fast zwei Monaten zusammen weilten, ohne daß ihre Herzen zu einem Verständniß gekommen wären. Ella, die das Theater verlassen hat, wird von Kemble verredet, zum Besten der Bühnenmitglieder noch einmal in der Rolle der Dido aufzutreten; er hofft, sie dadurch der Kunst wieder zu gewinnen. Tailfourd will und der Aufführung seines Stückes von England für immer Abschied nehmen, und bittet Charles, mit seiner Gattin noch eine letzte Unterredung ihm zu gewähren, weil er, — — — nun? weiß er Neuberungen in dem Stücke gemacht hat, die er mit ihr, vor Steht das nicht ein? bebrechen muß. Dem geschieht also. Bei der Zusammenkunft aber bricht Ella's Liebe zu Tailfourd plötzlich in helle Flammen aus; jedoch der Dichter sagt ihr: dazu sei damals, da ihr Gatte zuerst wiedergekommen, sie recht schlecht gewesen; jetzo sei es ganz gut. Charles, der ein bischen geordet, aber nicht recht gehört hat, kommt sehr ergrimmt herbei; und obschon Tailfourd ihm die nöthige Aufklärung gibt, so bleibt der Ehemann doch in sehr übler Gemüthsverfassung, und will seine Gattin dem Tailfourd überlassen, der sie bekanntlich nicht mehr will. Seltsam, wie die beiden Männer mit dem Besitz einer Ehefrau spielen, als wär's herrenloses Gut! Für das Interesse des Zuhörers aber, der nun schon deutlich sieht, daß Ella ihrem Manne bleibt, ist eigentlich das Drama abermals zu Ende.

Fünfter Akt: — Ella spielt die Rolle der Dido. Großer Beifall des Londoner Publikums. Aber Ella, um sich vor den heftigen Gegenstürmen der Leidenschaften und Pflichten an ein sicheres Ufer zu retten, hat einen furchtbaren Entschluß gefaßt. Dido im Trauerpelz hat sich bekanntlich zu erdolchen; Ella will das Spiel zur Wirklichkeit machen, und hat deshalb statt des Theaterdolches ein echtes Messer von gutem Stahl zu sich gesteckt. Aber Kemble hat das Absicht Ella's erraten, und, während sie hinter den Coulissen weilt, geschwind eine andere Schauspielerin, (vergessen man zu stets in Bereitschaft hält!) mit der weiteren Darstellung der Rolle drauftragt. John Kemble ist nun einmal ein geschickter Mann, eben so scharfsichtend, verborgene Bühnenkniffe zu entdecken, als geheime selbstbürgerliche Absichten auszuspähren. Da Ella sich jedenfalls nicht anders als in der Rolle der Dido umbringen kann, so verzichtet sie der Zuhörer zeigt bereits über ihr Schicksal; aber da pocht es recht an unsre Thüre, da pocht es stark an unser Ohr: ein lauter Schuß fällt Rose bereits, am seiner Gattin Leichnam zu sagen; zur anderen Thüre stürzt Tailfourd herein, um seiner Geliebten Lebewohl zu sagen. Tailfourd behält hierbei die Oberhand; er führt Ella ihrem Gatten zu, und dieser nimmt seine Ehefrau aus ihres geliebten Liebhabers Hand freudig an; — was mein Leser ihm schwerlich nachthun würde. Ella entsagt der Bühne, und Kemble kömmt, trotz seiner Schlauheit, um die Frucht seiner Mühen; und Tailfourd sagt Ella und Charles: „daß eine wahre Ehe unauflöslich und durch kein Band zu lösen selbst!" gegen welchen Satz ich wiederum im Namen aller Ehemänner Verwahrung einlegen muß. Es kann aber auch sein, daß ich hiebei Satz, wie manchen noch sonst, gar nicht verstehe.

Ich habe zu sagen vergessen, daß hiermit das Drama wirklich aufhört. Ella und Charles lieben sich wieder; und es ist zu hoffen, daß ihr Glück von jetzt an, da Tailfourd auf Reisen geht, keine Unterbrechung mehr leidet.

Das ist in mit die nähere Inhaltsangabe von Ella Rose und in jeder Beziehung mißlungenes Drama ist, dem Natur und Charakterstift und Wahrheit und Poesie abgeht, besonders Handlung eine künstlich gemachte, dessen Personen nur Figuren sind, und das weder des Zuhörers Interesse weckt, noch in seinem Gedächtniß etwas zurücklässt. Das Frankfurter Publikum benahm nicht meiner Beweis, daß sein Urtheil ein gerechtes gewesen; und bei dem ausmärtigen Publikum würden sie zu hoch oder zu früh kommen.

Selbst die Sprache des Stückes entbehrt jenes funkelnden Glanzes und jener hellen Farben, die Guyton sonst seinem Styl zu geben weiß. Es ist viel verrübrend, wenn einer der beden ersten Köpfe unserer Nation immer und immer wieder an der Aufgabe sich abarbeitet, gerade das auszuführen, wofür seine reiche Natur ihn am wenigsten begabt hat. Guyton hat die bewundernden Erfolge aufzuzählen als Romandichter, als Novellist, als Kritiker: aber auf dem steilen Mere unserer Bühne hat er selten glückliche Fahrt gehabt; und so oft er auch Neue aufsegelt, macht er die Freunde seines Namens, zu bangen auch ich gehöre, ängstlich und bekommen. Es ist seltsam, wenn auch nicht selten, daß ausgezeichnete Schriftsteller, von deren eigener Wahl es beinah abzuhängen scheint, ob sie Bewunderung oder Mißfallen ernten sollen, sich mit Vorliebe Felder erlesen, die zu bebauen und fruchtbar zu machen ihnen nicht gelingen kann. So schrieb, kaum mich gleich in die höchsten Sphären zu versteigen, so schrieb Gervinus Tragödien und Voltaire Lustspiele. Um aber zu meinem Gegenstande zurückzukehren, so dünkt mir Guyton's eben jetzt erschienene Sammlung: „die kleine Narrenwelt", von viel höherem Werthe als Werner und seine Brüder, Ella Rose und ihre Schwestern. Allein seine Novellen scheint Guyton spielend zu schaffen, und seine Theaterstücke mit unablässiger Mühsal zu bewältigen; dies würde seine Vorliebe für die Letzteren und die des Publikums für die Ersteren zur Genüge erklären. O. F.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich dieselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 21. Frankfurt a. M., den 24. Mai 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Mirabeau in Berlin. Von Th. C.

Der Pfeiffergang. Historische Skizze aus dem Rheinthale.

Bucon's Darstellung des Satan im Mythos Cain. Von Konrad Schwenck.

Feuilleton: Die Herzogin von Orleans. — Ein Urtheil über Heine. — Literarpolitische Haberdäsiker. — Haben die Alten gereimt? — Victor Hugo. — A. Schmidlin. — G. Hesekiel's u. s. w. u. s. w.

Vermischte Tibichen, von Ludwig Braunfels.

Mirabeau in Berlin.

(Schluß.)

Schon ein Jahrzehend bevor Mirabeau in Berlin auftrat, hatte er in einer deutschen Angelegenheit das Wort genommen. In der ersten Zeit des amerikanischen Krieges war sein Bruder unter die Fahnen Washingtons getreten; gleichzeitig fand in Hessen und Waldeck der bekannte Verkauf von Landeskindern an die Engländer Statt. Da erließ Mirabeau sein Sendschreiben an die Hessen, ein Meisterstück zürnender Beredtsamkeit. In Wärme der Empfindung steht dasselbe kaum den glühenden Aeußerungen Schubart's in der Fürstengruft und Schiller's in Kabale und Liebe nach; doch behält die Darstellung inmitten der leidenschaft immer das Gepräge der klaren, ruhigen Deduction; eine Kunst, in der unseres Wissens Mirabeau völlig allein steht. Eine revolutionäre Wirkung durch sein Sendschreiben hervorzubringen, kam ihm nicht in den Sinn. Er benutzte vorerst, nach seiner Gewohnheit, den vorliegenden Fall zur Entwicklung besserer Grundsätze. Wohl aber hofft er, durch eine aus dem Ausland kommende glänzende Schrift, die gelesen werden mußte, bei den Regierungen und in der Literatur einen moralischen Eindruck zu machen. An seine Darstellung erinnern die bittern Worte, welche zwanzig Jahre später Joseph Görres über denselben Mißbrauch schrieb: „Da gibt es einen deutschen Fürsten, der sich auszeichnen muß. Hierzu gehören Weissensteine, Fasanerien und andere Anlagen zu Wilhelmsbad, Opern, Maitressen u. s. w. So etwas kostet Geld. Ueberdieß sind auch immer Schulden vorräthig, welche die Schwelgerei des in Gott ruhenden Vorfahren erzeugte. Was thut also der Fürst? Er nimmt dich unnützen Knecht von der Straße weg, wendet ein fünfzig Thaler zu deiner Ausrüstung an, schickt dich dann fort und läßt sich hundert Thaler dafür wieder bezahlen. Handel und Wandel ist gewiß eine ehrliche Art, sich Geld zu erwerben."

Im Januar 1786 traf Mirabeau in Berlin ein. Unermüdlich thätig, drang er mit genialem Blick in alle wichtigen Verhältnisse ein. Er lernte Herzberg und bald auch Dohm kennen, der für den aufgeklärtesten deutschen Finanzmann galt und damals, kurz vor seinem Abgang von Berlin, ausgezeichnete junge Leute, wie Arnim und die beiden Humboldt in Privatvorträgen über Staatswirthschaft belehrte. Beim Könige, der bereits an unheilbarer Wassersucht litt, war der Zutritt nicht leicht zu erlangen, namentlich für einen Ausländer ohne öffentlichen Charakter. Dennoch wußte es Mirabeau durchzusetzen, daß er in Potsdam Audienz erhielt; auch erkannte Friedrich alsbald den ganzen Werth des Mannes. In Berlin wurde dem ergsamen Fremden nachgeräumt, daß er auf eine unwiderstehliche Art zu fragen wisse; die einflußigen Männer wurden mittheilsam auf seine Anregung. Wie alle activen Geister ersten Ranges, verstand er die Kunst, untergeordneten Kräften Arbeit zu geben und diese Arbeit sodann für seine größeren Absichten zu verwenden. Er hatte viele Mitarbeiter an seinem Ruhm; aber er war nie größer, als wenn er allein arbeitete.

Schon auf dieser ersten Reise machte er mit Mauvillon, der das hessische Sendschreiben gelesen hatte, die Beranstaltung zur Abfassung eines ausführlichen Werkes über den preußischen Staat, zu welchem er die Eintheilung, die leitenden Ideen und einzelne Bemerkungen beitrug. Dasselbe erschien 1788 in sieben Bänden unter dem Titel: „De la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand"; fünf Jahre später veröffentlichte es Mauvillon zu Leipzig in deutscher Bearbeitung.

Einige Tage bevor Mirabeau in Berlin angekommen war, hatte man Moses Mendelssohn begraben und die Theilnahme aller Kreise war noch diesem Todesfalle zugewandt. Schon in Braunschweig war der Ruf des seltenen Mannes zu Mirabeau's Kunde gelangt. Die ganze Richtung der Zeit kam einer so merkwürdigen Erscheinung mit Wohlwollen entgegen; der Herzog von Braunschweig hatte, da Mendelssohn in die Stadt einfuhr, vor dem unscheinbaren Juden die Wache ins Gewehr treten lassen, und die allgemeine Stimme nannte ihn den deutschen Sokrates. Was dieses Namen rechtfertige, war gewiß nicht ein auch nur annähernde Maß von Ursprünglichkeit und schöpferischer Tiefe; dem ängstlichen Manne fehlte die freie hellenische Größe: wohl aber sein Auftreten von Milde und Weisheit. Selten möchte sich Takt und Klugheit mit hohem Seelenadel so innig vereint finden, wie dies bei Mendelssohn der Fall war. Den scharfen Witz, der sich beim Unterdrücktsein so leicht ausbildet, hielt er mit bewußter Absicht zurück und verredete ihn zu der sanften Ironie, welche sein ganzes Wesen bezeichnet. So gleicht er dem Sokrates zwar nicht an mächtiger Denkerkraft, wohl aber an sinnigem, ernstem Lächeln, welches in beiden sonst häßlichen Gesichtern den Mund umspielt und selbst aus ihren schlechtesten Bildnissen nicht wegzubannen ist. In Mirabeau's Geist gestaltete sich Alles, was er über Mendelssohn hörte, zu einem Gesammtbilde. Nach seiner Gewohnheit hatte er sich in wenigen Wochen über die vielseitige Thätigkeit des Verstorbenen Auskunft verschafft; eine wunderbare Energie seiner Fassungskraft zeigt sich in der Art, wie er die Streitigkeiten mit Lavater, das Verhältniß zu Lessing, sa Mendelssohns Wirken innerhalb des Judenthums erforsche. Derselbe war in die Berliner Akademie durch Abstimmung als Mitglied aufgenommen, von Friedrich aber, als Deutscher oder als Jude, nicht bestätigt worden.

Digitized by Google

Dies machte ihn für Mirabeau nur noch anziehender *). In Kurzem war er im Stand, seine Schrift über Mendelsohn abzufassen, die nicht nur eine warme Lobrede enthält, sondern unseres Erachtens das Vorzüglichste ist, was jemals zu Gunsten der Juden geschrieben wurde, für deren bürgerliche Gleichstellung sie im Namen der Humanität wie der Staatsklugheit das Wort führt.

Im Mai war er wieder in Paris, ausgerüstet mit allerlei Material, welches ihn als einen tiefen Kenner des Auslandes bekunden sollte. Zu diesem Zwecke mag er wohl auch über die den Franzosen unzugänglichen Gebiete der deutschen Aufklärung und Mystik manches „Schwadronirt", auch die Wichtigkeit des Ordenswesens übertrieben haben. Bei dem alten Minister Vergennes fand er leicht Eingang; derselbe hatte als Gesandter in Stockholm jene Revolution bewirken helfen, durch die Gustav III. den Adel stürzte, und war in Frankreich der eifrigste Vertreter der Allianz mit Amerika. Auch Calonne, der große Planmacher, horchte auf seine Anträge. Graf Esterno war Gesandter in Berlin, besaß aber wenig Fähigkeiten; bei dem bevorstehenden Thronwechsel schien ein Mann erforderlich, der die Sympathien des neuen Königs zu lenken, allenfalls auch seine Schwächen zu benutzen wußte. Zur Uebernahme dieses zweideutigen Amtes, das weder mit einer officiellen Stellung, noch mit einem für seine Lebensweise ausreichenden Gehalt verbunden war, erbot sich Mirabeau.

Hoffnungsreich ging er nach Berlin zurück, wo er im Juli 1786 ankam, sechs Wochen vor dem Hinscheiden Friedrichs. Seine Briefe an Vergennes und Calonne beschäftigen sich Anfangs vorzugsweise mit der Diät des alten Königs. Derselbe, schreibt er, denke noch lang zu leben, esse nur die pikantesten Gerichte, wie Austern, Pasteten oder gepfefferte Speisen und beschäftige sich mehr als gewöhnlich mit sich selbst; Zimmermann dürfe ihm nur taraxacum verordnen. Ergötzlich schildert er den „alten Fuchs", wie er den jungen Grafen Wartensleben, einen Freund des Kronprinzen, mit den Worten: „mein liebes Kind, mein Schatz" stirre macht.

Am 17. August endlich erfolgte Friedrichs Tod. Augenblicklich setzt sich Mirabeau an den Schreibtisch und entwirft mit beispielloser Arbeits-Energie in einem Tage das meisterhafte Send'schreiben „lettre a Frédéric Guillaume II. le jour de son avènement". Er preist den Thronfolger glücklich, daß er die Erbschaft des großen Mannes antrete, ohne durch dessen Aushahmestellung an der Durchführung mitter, freier Ansichten gehindert zu sein. In großen Zügen gibt er die Richtung an, in welcher Preußen sich entwickeln solle: es habe seine Machtfülle einzig auf die geistig freie Thätigkeit seiner Bewohner und auf Kräftigung ihres bürgerlichen Ehrgefühls zu begründen; es müsse sich in Bezug auf den Staatshaushalt von unglücklichen Vorurtheilen losmachen, besonders aber vor dem Mißbrauch des Zweckregierens künftig bewahrt bleiben. Die jetzt wisse der Staatsbürger kaum Rath vor Verordnungen und Bezamten. Durch Gleichheit der Rechte in der Verwaltung und im Heer müsse jeder Unterthan als Betheiligter in das Ganze eintreten. Dann führt er noch aus, wie man dem natürlichen Nationalreichthum aufhelfen, dem leeren Prunke mit officiellen Fabriken aber und dem Ehrgeiz, das Land einzig mit eigenen Produkten zu versorgen, entsagen müsse. Der neue König zeige ihm einfach den Empfang der Denkschrift an und fügte hinzu: „Sein Sie überzeugt, daß was von Ihnen kommt, mir immer Vergnügen machen wird und daß freundliche Aeußerungen mir nie so schmeichelhaft sein werden, als aus Ihrem Munde".

*) Auch Kästner sagt in einem berühmten Epigramm:

Ein neuer Löwos lief von der Seine Strande
Sophistenschwärme der für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt' in seinem Lande
Und diesen kannt' er nicht!

Diese Antwort versprach wenig für die obengenannten großen Pläne. Doch schien Mirabeau dadurch entschädigt, daß sein Posten etwas mehr Würksamkeit bekam. Zwar zweifelt hält die Todesnachricht alles andere Interesse nieder. Man beschäftigt sich mit des Königs Testament; Mirabeau erwähnt die sonderbare Verordnung Friedrichs, daß man ihn bei seinen Hunden begraben solle. Er wohnt der Todtenfeier bei; „mit den Katafalken von Notre-Dame," sagt er, „darf man sie freilich nicht zusammenstellen; aber für das Land, für die kurze Frist hat man wirklich getban, was man konnte." Die Musik war schlecht, die Abendspiel vortrefflich; bei der Illumination waren die Lampen mit schwarzem Flor behangen, den man beim Trödler gekauft hatte.

Die Ruhmeslieder von Schubart und Ramler verklingen und es werden auch ungünstige Urtheile über Friedrich laut. Mirabeau ist, wie wir gesehen haben, kein blinder Verehrer desselben. Der König, sagt er, verstand sich nicht auf Finanzen, sondern nur auf Ersparnisse; gerade weil er Alles selbst thun wollte, wurde er am Meisten betrogen. Gleichwohl züchtigt Mirabeau in treffenden Ausdrücken die Kleinmeisterei, die sich jetzt an die entschwundene Größe wagt. „Zwei Drittel von Berlin," sagt er, „greifen sich jetzt an zu beweisen (s'evertuent aujourd'hui à prouver), daß Friedrich ein gewöhnlicher Mensch war, ja sah unter den Anderen stand. O! wenn seine großen Augen, die zu verführen oder zu erschrecken wußten, je nachdem seine Heldenseele es wollte: wenn sie nur einen Moment sich wieder öffnen könnten!"

Der neue Herrscher fündigt sich durch Maßregeln an, die auf einen Systemwechsel deuten. Sittliche, fromme Grundsätze werden verkündigt, rücksichtsvolle Billigkeit scheint die neue Regierung zu beleben. Nur fürchtet man bereits, die Milde möge zur Schlaffheit werden und eine trübe, wollüstige Schwärmerei an die Stelle der Frömmigkeit und Sittenstrenge treten. Mirabeau hat es schon früher für sicher gehalten, daß kleine Intriguen, künstlichbaarei, Subalterne, Hofbedienten, besonders aber Illuminaten den neuen König führen werden. (Die Letzteren faßt er hier, mit nicht allzu genauer Kenntnis, als Verneter phantastischer Geheimbündnisse überhaupt.) Nun hört er, Friedrich Wilhelm sei ein eifriger Arbeiter; „wenn er dabei bleibt, wird er ein einziges Beispiel aufstellen, daß eine dreißigjährige Gewohnheit unterdrückt werden kann."

Einige Schritte der neuen Regierung erinnern uns an 1840, an die Berufung Arndts, der Brüder Grimm und Anderer. Der König beschließt, daß in Zukunft auch Deutsche in die Berliner Akademie einteten sollen. Ihr damaliger Präsident war der berühmte, in Turin geborene Mathematiker Lagrange; er bezog einen Gehalt von 6000 Livres, doch begann seine Stellung weniger angenehm zu werden. Mirabeau empfahl ihn angelegentlich den Ministern als einen Mann, der Frankreich zieren könne, und veranlasste ihn selbst, nach Paris zu gehen. Hier aber versank er in Trübsinn, von dem er sich nur langsam erhole; erst 1791 verließ ihm die Nationalversammlung, auf Mirabeau's Antrieb, eine Pension.

Bald darauf wurde für einen deutschen Dichter, Ramler, ein Jahrgehalt von 800 Thalern bestimmt. Mirabeau billigt dies zwar, meint aber doch, es wäre besser gewesen, mit unabhängigen Männern statt mit Lobrednern den Anfang zu machen. (Gleim erhielt nichts als einen alten Hut Friedrichs, welches Geschenk ihn sehr glücklich machte.) Ferner wurde die französische Schauspielertruppe entlassen. Zwar bemerkte man dem König, seine deutsche Komödie sei nicht besonders gut; er aber erwiederte: „das ist immer besser als eine französische Gesellschaft, welche in Berlin die Sitten verderben würde". Jede deutsche Schauspielerin ist nämlich eine Lueretia, fügt Mirabeau hinzu.

Die auswärtigen Verwickelungen, namentlich die holländischen, sodann die russisch-polnischen Wirren drängen sich heran. Mirabeau sucht Frankreichs Vortheil zu wahren, klagt aber beständig, daß er

Digitized by Google

mit keinem amtlichen Charakter bekleidet und schlecht instruirt (wohl auch schlecht bezahlt) sei. Man scheint ihm sogar von Paris aus empfohlen zu haben, er möge im Hintergrund bleiben (peu marquer); er erwiederte aber mit einer Mischung von Verdruß und Stolz, das könne er nicht; schon die englische Gesandtschaft sage von ihm: foenum habet in cornu, longe fugo (er ist stößig, geht weg von ihm). Er erbietet sich zu sehr intimen diplomatischen Leistungen; so will er heimlich eine Kriegskarte von Sachsen kopiren lassen, die der Kurfürst seinem eigenen Bruder nicht zeigte. Ein anderes Mal ladelt er heftig die französische Gesandtschaft, daß sie sich früher nicht bereit hat, Friedrich Wilhelms kronprinzliche Schulden zu bezahlen, sondern diesen Vorbehalt dem Herzog von Kurland zukommen ließ. Er fürchtet die Pläne Rußlands und sagt voraus, was zwanzig Jahre später eintraf: „Diese Macht wird eines schönen Tags erklären, daß Finnland ihr gehört; und ehe das Wort gesprochen ist, wird die Sache vollzogen sein.“ Auch auf Kaiser Josephs II. Ländersucht deutet er hin; zwar hatte Friedrich dessen Absichten auf Bayern zweimal hintertrieben, indessen glaubt Mirabeau, es sei noch ein dritter Plan möglich, daß nämlich Joseph Bayern behalte und Sachsen dem König von Preußen zuweise, um den Kurfürsten zum Erbfeind von Polen zu erheben. Aus Schriften, die man in Wien gegen den „Tyrannen Joseph“ abfaßte, theilt er merkwürdige Stellen mit.

Mit größerem Interesse scheint Mirabeau zu den inneren Vergängen in Preußen zurück. Die Bevorrechtigten nahm am Hof und unter dem Adel in erschreckender Weise überhand. Der König umgab sich mit den unbedeutendsten Gesellen, um sich das Ansehen zu geben, als regiere er allein; er fürchtete beständig, gekenkt zu werden, eine Furcht, die sein großer Vorfahr nicht kannte. Er wich dem bürgerlichen Empfang unter dem Vorwand aus; die Marktweiber stellten daher sehr ungünstige Vergleiche zwischen ihm und Friedrich an, und Mirabeau bemerkt bei dieser Gelegenheit: „das Volk zeigt in der That manchmal Verstand“. Große Wichtigkeit hatte bei Hof das Zusammensitzen am Spieltisch, obwohl ein Vorrang (préséance) nicht stattfand; die Königin spielte, nach einem „sehr vernünftigen Gebrauch“ nur mit Einheimischen, nie mit Gesandten. Uebrigens betrachtete sie die schmählichen Unordnungen, die ihr Gemahl beging, mit Gleichgültigkeit. Schon fing das Regiment der Fräulein von Voß an und die schlimmsten Tage von Versailles schienen in Berlin einzulehren. Von der anderen Seite taucht bereits der Name Wetzner (Wöllner, der Urheber des Religionsedictes) auf und es zeigt sich, welcher Richtung der König angehört. Die Geisterseher, die Charlatane der Frömmigkeit werden mächtig; als ihre Anhänger bezeichnet Mirabeau die Herren von Brühl (den Hofmeister des Königs), Lepel und Dörnberg; von deutschen Fürsten den Herzog von Weimar und den Fürsten von Dessau. Diese Angabe ist nicht frei von Mißverstand; die Bewegung der achtziger Jahre wird allzueinseitig auf jene Schwärmereien zurückgeführt. Freilich war sein der Sturm- und Drangperiode die Irrlichterei mit ihrem Gegensatz, dem Aberglauben, in den sonderbarsten Bund getreten, so daß es dem Ausländer unmöglich war, die eng verflochtenen Erscheinungen zu entwirren. Vom Fürsten von Dessau heißt es: er habe Lavatern auf seiner Reise nach Bremen zu sich bitten lassen, „damit er ihn andeten könne“; gleichwohl stand derselbe Regent mit Rousseau in Briefwechsel und ließ durch Basedow das erste Philantropin gründen. Ueber Karl August finden wir das merkwürdige Urtheil, er sei leidenschaftlicher und geistvoller als der Fürst von Dessau, habe aber denselben mystischen Hang; als preußischer General bezeige er militärische Gelüste, man betrachte aber dieselben als Finanzspekulation. „Er hält sich für geistreich, sagt Mirabeau, weil er Charaden auflösen kann; für bereitz, weil er Wildschweine jagt; er gilt für fein, weil er witzige Einfälle zu unterdrücken scheint; und für philosophisch, weil er drei Dichter (Wieland, Goethe, Herder) an seinem Hofe hat.“

Mirabeau selbst hielt sich zur aufgeklärten Partei, die unter dem Mittelstand ihre Stärke hatte. Beim Huldigungsfeste hörte er einen lutherischen Prediger, der mit Kraft und Salbung die Toleranz erhob, „jenes heilige Geschenk, welches die preußischen Staaten ihrem Herrscherhause verdanken.“ Man suchte den König auf diese seine Richtung aufmerksam zu machen; als er einst beim Spiel nach Mirabeau fragte, war die Antwort, er sei bei Sercuisse (dem Bruder des 1772 enthaupteten dänischen Ministers) mit Bester und Nicolai, qui ont beaucoup écrit contre Lavater et les visionnaires. Der Anblick der Sittenverderbniß am Hofe nahm ihm keinen Augenblick das Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Deutschen. Zwar ihren politischen Sinn schlägt er nicht hoch an; er schickt deutsche Zeitungen nach Paris, einzig als Gegenstand der Curiosität. Aber er nennt Preußen ein Land, wo die Liebenswürdigkeit seine Entschuldigung für das Laster ist und wo man kein Vergehen verzeiht um des Geschlechtes willen. Wie schlagend erinnert diese Stelle an die berühmten Worte in Tacitus Germania: „Dort lacht man nicht über das Laster, und Verführen und Verführtwerden wird nicht Zeitgeist genannt!“

Noch ein Triumph fand dem alten System in Preußen bevor. Im Januar 1787 warnte Mirabeau den Herzog von Braunschweig, der schon die Möglichkeit erwog, als preußischer Oberfeldherr in Holland einzudringen. „Was Ludwig XIV., Türenne und Condé nicht vermocht, das wird Preußen gegen den Willen Frankreichs und des Kaisers nicht durchsetzen.“ Der Erfolg gab ihm Unrecht; im September, als der Warner längst wieder in Paris war, rückte der Herzog vor und in wenigen Wochen war Holland erobert. Man weiß, welchen Aufschwung dieser Feldzug dem preußischen Kriegshochmuth gegeben hat.

Aber weiter durch Junkerprahlerei, noch durch geniale Ueberlichkeit konnte der Staat einer besseren Zukunft entgegengeführt werden. Dies konnte nur durch Geradheit, Redlichkeit und Bürgertugend geschehen. Am Hofe lebte ein unschreibarer siebzehnjähriger Jüngling, in welchem diese Ueberzeugung lebte; es war der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm III. Für Mirabeau's Scharfsinn gibt es ein glänzendes Zeugniß, daß er diesen Jüngling durchschaute. „Der Kronprinz“, sagt er, „wird bald der Beobachtung werth sein. Alles kündigt bei ihm einen schönen, wenn auch nicht anmuthigen Charakter an; er ist linkisch, aber er hat ausgesprochene Züge; nicht glatt und höflich, aber wahrhaft; von Allem will er den Grund wissen; er ist nur zufrieden mit einem vernünftigen Grund; er ist ab und hart bis zur Schroffheit, und doch liebevoller Neigung und sanfter Gefühle fähig. Er weiß schon zu verehren und zu verachten. Seine Gerechtigkeitsliebe gegen den Vater kommt dem Hasse nah; dagegen ist er voll Verehrung für den verstorbenen König.“

Im Anfang des Jahres 1787 werden seine Aeußerungen gegen die preußische Regierung immer härter. Die Schneichelhoffnung, in diesen Staat als Reformmiinister einzutreten, war längst geschwunden. „Eins ist dem neuen König gelungen, sagt er; er hat in einem Land, welches bisher kaum eine öffentliche Meinung hatte, eine solche hervorgebracht. Niemals ist ein Reich seinem Niedergang rascher entgegengeeilt. Mit Schäferspielen wird die kostbare Zeit hingebracht; man möchte, wie La Hire von Karl dem Siebenten, sagen: unmöglich kann ein Land lustiger zu Grunde gehn. Fäulniß vor der Reife (pourriture avant maturité); dies wird, so fürchte ich, die Devise der preußischen Macht sein; aber ihr Geld ist nicht übel.“ In dieser Stimmung, da er in Berlin bereits nichts mehr zu erfreuen hatte, traf ihn die Kunde, daß Calonne die ersten Notabeln einberufen habe. Dieselbe Unruhe, die ihn einst weggetrieben hatte, zog ihn nach der Heimat zurück. „Mein Herz ist nicht gealtert, schreibt er dem Minister; meine Begeisterung ist niedergedrannt, aber, heute fühl' ich es, nicht erloschen. Der Tag, welcher mir die Nachricht von der Berufung der Notabeln brachte, ist einer der schönsten meines Lebens. Ohne Zweifel wird ihnen in Kurzem die assemblée

Digitized by Google

nationale folgen. Ich sehe eine neue Ordnung der Dinge, eine Wiedergeburt der Monarchie. Jetzt hierbleiben, die schmutzigen Krämmen dieser Verwaltung durchspähen? Tausendmal glücklicher wäre ich, könnte ich der letzte Protokollführer dieser Versammlung sein, zu der ich so glücklich bin, die erste Ihrer gegeben zu haben." Im Februar 1787 war er in Paris und fand die Notabeln versammelt.

Bergennes hatte, Calonne mußte weichen, ihm folgte Brienne, dann Necker. An die zweite Notabelnversammlung schloß sich die Berufung der Reichshände an. Unter den zahlreichen Schriften, die Mirabeau in dieser Zeit veröffentlichte, kann nur eine als Frucht seines Aufenthaltes in Deutschland bezeichnet werden, nämlich ein Sendschreiben an die holländischen Republikaner zur Ermuthigung gegen die preußische Invasion. Seine Berliner Briefe hatte er unter dem Titel „histoire secrète de la cour de Berlin ou Correspondance d'un Voyageur" zusammengestellt. Er verkaufte sie einem Verleger, um die Kosten seiner Wahlreise in die Provence zu bestreiten. Ein Avis am Eingange des Buches gibt an, der Reisende sei in einem unbekannten Dorf in Deutschland gestorben. Der Einfluß des Berliner Hofes, heißt es ferner, ist groß und die Generalstaaten werden über unsere auswärtigen Beziehungen Rechenschaft verlangen; daher veröffentlichen wir diese Briefe, deren Aufschluß Frankreich bestimmen können, das System Oesterreichs zu begünstigen und die deutschen Freiheiten zu vertheidigen. Trotz der Verschleierung erkannte man leicht den Verfasser; doch behauptete Mirabeau, er könne das Ganze, wie es vorliege, nicht als sein Werk anerkennen. Der Hof eröffnete auf Rüchsicht für Preußen ein Verfahren gegen das Buch (es war im Anfang des Jahres 1789 ohne Angabe des Druckortes erschienen); auf Beschluß des Parlaments wurde es vom Henker öffentlich verbrannt, doch blieb der Verfasser, dessen scharfes Wort man fürchtete, ungefährdet. Diese Briefe haben, trotz den Triumphen in Holland, großen Eindruck hinterlassen und die Vorgänge der neunziger Jahre schienen selbst die bittersten Aussprüche zu bekräftigen.

Am vierten Mai kam Mirabeau als Vertreter des Bürgerstandes von Aix nach Paris; und so war er, nach Villemains Ausdruck, dem Löwen in Miltons Paradiese gleich, der sich dem Sumpfe des Chaos entwindet, halb Schlamm, halb Löwe, mit Erdenschmutz noch behaftet, während er sich emporschwingt.

Der Zufall hat uns Mirabeau's Bild aus seiner Berliner Zeit in der Schilderung eines großen deutschen Dichters erhalten. Ludwig Tieck (s. dessen Leben von Köpke, I. 93) war im Jahr 1786 ein Zögling des Gymnasiums, das unter der Leitung von Biesters Freund Gedicke stand. Einer jener Spaziergänge, zu welchen er izgend ein Lieblingsbuch mitzunehmen pflegte, führte ihn nach dem sogenannten „dusteren Keller", einer abgelegenen Gartenwirthschaft. Bei seinem Buch und einem Glase Milch im Grase liegend, hörte er am nächsten Tisch eine Gesellschaft von Stammgästen in französischer Sprache sich lebhaft über politische Fragen unterhalten. Höflich eingeladen, nahm er bei ihnen Platz. Vom ersten Augenblick an erregte ein Mann seine Aufmerksamkeit durch eine Stentorstimme und stutende Beredsamkeit, der gegenüber Alles verstummen mußte. Was er sagte, begleitete er mit dem ausdrucksvollsten Mienenspiel und gewaltsamen Geberden. Einen solchen Menschen, ein solches Gesicht meinte Ludwig nie gesehen zu haben. Es war eine starke, stämmige Figur, aus der ein eigenthümlicher Trotz sprach. Aus dem Kopfe blitzten ein paar Augen mit einem stechenden, kaum zu ertragenden Blick. Im Ausdrucke des Gesichts, das von Blatternarben zerrissen war, herrschte ein sonderbarer Widerspruch. Von vorn gesehen, hatte es etwas Abschreckendes, Rohes, ja Gemeines, während es von der Seite edle Umrisse darbot, welche an einen antik geschnittenen Kopf erinnerten. Mit großer Zuversicht verkündete der Redner die Nothwendigkeit und den baldigen Beginn einer politischen Umgestaltung. Diese Zusammenkünfte wiederholten sich und Ludwig versäumte nicht, daran Theil zu nehmen. Eines Tages fehlte die Hauptperson. „Wo bleibt denn heute unser Demokrat?" hieß es. Ludwig wagte endlich die Frage, wer der gewaltige Redner sei. Kennen Sie den Mann nicht? entgegnete man; es ist der Graf Mirabeau.

Th. C.

Der Pfeiffergejang.

Historische Skizze aus dem Rheinhandel.

Es ist auffallend, wie schnell oft die Erinnerung an die merkwürdigsten Verhältnisse aus unserm Gedächtniß verschwindet, wie rasch die Gegenwart vergißt, was in noch junger Vergangenheit Aller Augenmerk fesselte. So häufig drängt heute ein Ereignis das andere, so massenhaft treten die wichtigsten Erscheinungen ins Leben, daß unsere Rückblicke selbst auf naheliegende interessante Zustände immer seltener werden. Und doch liegt in ihnen ein eigener Reiz, der um desto größer, je greller zwischen Vergangenheit und Gegenwart die Gegensätze sind.

Auf keinem Gebiet sind diese Gegensätze schroffer, als auf dem des Handels und Verkehrs. Die große Welstraße, welche sich vor Kurzem noch rühmte, den Transport von Lebensbedürfnissen ganzer Völkerstrahlen seit Jahrhunderten zu vermitteln, sie steht heute verödet. Die Straßenwelt hat ihr den Rücken gekehrt. Die böhmischen Fuhrleute, welche hier Jahr ein, Jahr aus tagtäglich fluchend neben dem keuchenden Handpferd hünkelnderten, sind sammt ihren Schaafpelzen, sammt Roß und Wagen verschwunden. Die Handwerksbursche, welche sonst wohlgemuth daher wanderten, mischen ihre lustigen Lieder nicht mehr in den Sang der Lerche. Die gedruckten, auf ihre benagelten Schuhsohlen gelebten Nummern, welche auf ihren ledernen Tornistern hervorlugen, deuten an, daß das Dampfroß auch diesen vaterländischen Zugvögeln die Lust von den Schultern genommen, welche sie jetzt nur noch vom Bahnhof zur Herberge tragen.

Wir gehen vorwärts im Sturmschritt. — An derselben Stelle, auf welcher jetzt helle Gaslammen aus den eisernen Laternröhren ihre Strahlen über den unregelmäßigen „Brand" ausströmen, sah es noch vor wenig Jahrzehnten ganz anders aus als heute. Ein aufmerksamer Beobachter des wechselvollen Lebens schreitet vielleicht nicht über diesen Platz im Innern der alten erinnerungsreichen Stadt Mainz, ohne im Stillstehn eine Ahnung von dem Gebäude zu haben, das den Mittelpunkt dieser engen Straßen voll Werkstätten, Läden und Gasthäusern bildete, und unter dem Namen Kaufhaus eben so bekannt, wie für Handel und Gewerbe der Mainzer wichtig war.

Jenes Haus gehörte ganz zur Physiognomie dieses alten Stadttheils wie die Nase zu einem, wenn nicht schönen doch behäbigen Gesichte, und seit es der Erde gleichgemacht, mangelt hier ein Glied in dem krausen Netz der Gassen und Gebäude. Es gibt noch ganz rüstige Leute am Rhein, welche sich des alten Mainzer Kaufhauses und seiner architektonischen Schönheit deutlich erinnern. Aber vom Pfeiffergejang weiß Niemand mehr zu erzählen.

Bevor man die Erzeugung des Kohlenwasserstoffgases kannte und seine Leuchtkraft benutzte, war das Mainzer Kaufhaus der Mittelpunkt des ganzen mittelrheinischen Commissions- und Eigenhandels, die öffentliche Niederlage, in welcher alle von den Mainzer einheimischen und fremden Handelsleuten und Factoren nah und fern abgesetzten Waaren die Waage- und Kaufhausgebühren entrichten mußten und unter amtlichem Verschluß kurze Zeit gelagert und feilgeboten werden konnten. Die blos durchgeführten Waaren, welche vermöge des Stapelrechts auf der großen Wasserstraße unter Erlegung der Ueberschlagsgebühren, von einem Schiff in's andere übergeschlagen werden mußten, wurden ins Lagerhaus gebracht, das unter der Aufsicht eines eigenen Lagerhaus-Verwalters stand und vom Kaufhaus getrennt war.

Digitized by Google

Das Kaufhaus auf dem Brand hatte seine besondere Ordnung. Diese lag im Original, mit der eigenhändigen Unterschrift des höchstlobseligsten Churfürsten Lothar Friedrich und dem anhangenden großen Insigill in einem großen Schrein der Kaufhauskammer, und enthielt, außer den Bestimmungen über die Eigenschaften und Pflichten der Kaufhaus- und Rhent-Meister, über die Gerichtsbarkeit der Letzteren, über Gewicht, Gebührentarif, Eidesformel der Angestellten und dergleichen, eine Reihe von Nebenordnungen über die Factoren, Schiffer, Wärter oder Ueberschläger, Hausknechte, Wieger, Unterkäufer, Flößer, Kohlenhäbler, Mitter und Schreiber.

In demselben Archiv wurden unter andern wichtigen Aktenstücken und Dingen aufbewahrt: Das Muttergewicht, bestehend in einem Centnerstein von gegossenem Messing 106 Pfund schwer, das Pfund zu 32 Loth gerechnet; Ein halber und viertel Centnerstein nach Proportion von gleichem Erz; Ein zweipfündig Einsatzgewicht; Zwei uralte, wohlgemachte, oben und unten mit Horn eingefaßte marquirte rund und ertra starke Ehlenmaaß, welche sonder Zweifel die rechte Eicher der wahren Mainzer Ehlenmaßung, wonach die Ehlen wenigstens in dem Churfürstlichen Kaufhaus nachgemacht, eingerichtet und alle gerächene Kaufmannswaare damit ausgemessen worden; eine von Eisen sauber gemachte und eingerichte Visirstang, womit in vorfallenden Disputen die Baum- und ander Ölenstab visitiret worden; Die jährlichen Rechnungsbücher von anno 1640 bis 1745. Eine Designatio des Bley's, welches 1689 von denen Franzosen ob denen Mainzer Bürgers Häuser genommen worden; Acta wegen ungebrannten Häring de 1650; Mainzer Krämer Zunft gravamina contra die Kölnische Schiffeleut und Handelsleut wie auch Mainzer Juden de 1683; Gedruckte Zunftordnung de 1713, der Krämer Zunft, vermöge deren kein Handelsmann zweierlei Handel treiben soll, als nemlich einen Laden haben und Factorei treiben; Einen Kammerbefehl, vermöge dessen die Oberschultheißen zu Castel und Costheim anzeigen sollen, wann daselbst Holz oder Floß ausgeladen werden de 1710; Decretum de 1730, vermöge dessen die fremde Buchhändler den Pfundzoll zu zahlen gehalten; Decretum, die Stapelgerechtigkeit enthaltend, wie weit denen ober- und niederländischen Schiffeleuten wegen dem Ueberschlag nachzusehen gnädigst bewilliget; Vergleich der Handelsleut zu Köln mit selbigen Stadtschiffeleut wegen der Frachtar von 1728; Decretum, vermöge dessen die Kölnische und Boparter Schiffeleut sollen überschlagen und nicht nacher Frankfurt fahren 1711; Protocollum und Bericht von Herrn Hofrath Stuberauch, darin enthalten, daß sich Herr Gewaltsbot und Stadtrath anmaßen wollten, die Kaufhaus- und Rhentengewichter nach dem Dom Capitulischen Eicher abzuziehen, so aber wohl wiedersprochen und von Kaufhaus wegen nicht gestattet worden; Eine Churfürstliche Verfügung wie es wegen der von der Stadt Bamberg und Nürnberg gegebenen Mahlzeit gehalten werden solle.

Unter allen diesen genannten und vielen andern Urkunden, Akten und Verfügungen, die ein treues Bild des früheren Handels am Rhein liefereten, war kein Gegenstand seit einem Jahrhundert so viel und lebendschaftlich besprochen worden, als die eben erwähnte Mahlzeit und die mit ihr in Zusammenhang stehenden Verhältnisse.

Am 26. Juli 1757 erhielten die Kaufhaus-Meister, Herren Nicolaus Vogt und Jacob Scheffel, ein von Churfürstlicher Commercienconferenz ausgefertigtes Decret folgenden Inhalts: „Es wäre bey der „nächsthin einfallenden hiesigen Auguste-Meß Von seiten des Churfürstl. „Kaufhauses den anderen Tag, als die Bamberger und Nürnberger „Deputati ihren gewohnlichen Aufzug mit ihren geschenken daher „gehalten, der Bericht über derenselben Vortrag, Beantwortung auch „Abschrifft ihrer Vollmacht zu erstatten, ingleichen derenselben bey„komlichen Geschenke an diese Churfürstl. Commercien-Commission „zur Einsicht mit einzuschicken".

Diese amtliche Aufforderung war den Kaufhausmeistern sehr erwünscht; sie gab ihnen Gelegenheit, die alten Beschwerden gegen die Willkühr der Rhentmeister zu erneuern und die früheren gerichtlichen Verhandlungen nachzuschlagen, welche wegen des streitigen Gegenstandes stattgefunden hatten.

Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kam es zwischen den Kaufhaus- und den Rhentbeamten zu einem Streit über den Antheil der Letzteren an den Geschenken der Nürnberger und Bamberger. Die Rhentbedienten behaupteten, die Kaufhausbedienten hätten an den hölzernen Bechern und den ledernen Handschuhen niemalen partiçipiret und auch von den Gefällengeldern weniger erhalten denn sie. „Es sei" — sagten sie — „wohl eine recht lächerliche Sach, mit solchen Bagatellen eine Churferstlich Hochlöbl. Regierung bei denen obhabenden wichtigeren Affairen zu belästigen."

In einer Specifikation, welche der Churfürstlichen Canzlei überreicht wurde, suchten die Beklagten zu beweisen, daß die hölzernen Becher und die Handschuh seit dem Jahr 1534 ohne die geringste contradiction unter den Rhentbedienten alleinig alternative seien ausgetheilt worden, was durch vielfältige Zeugenaussagen bekräftigt werden könne.

Die Kläger erwiederten dagegen, es handle sich nicht um eine lächerliche Sache, sondern vielmehr ums Recht, um Violirung der wohlhergebrachten Pfundgerechtsame. Wenn die hölzernen Becher, die altfränkischen Handschuh und die alten Pfennige eine Bagatelle seien, so wäre es, sagten die Kläger, eben von Seiten der Beklagten lächerlich, darauf so groß Gewicht zu legen und die gleiche Vertheilung dieser Geschenke zwischen Rhent und Kaufhaus gegen den ausdrücklichen Willen der churfürstlichen Regierung zu verweigern.

Was die Sache noch verwickelter machte, war die „ordentliche Mahlzeit", welche die Bamberger und Nürnberger Deputirten „dem Kaufhaus und der Rhent zum Besten" gaben, nachdem die Befreiung von der Pfundzollgerechtigkeit auf das laufende Jahr erneuert worden war. Auf Antrag der Deputirten hatte die Regierung dies Gelage „abgestellt und ordinirt, daß dafür künftig 28 Rthlr. im Gelde erlegt werden sollten." Diese früher um einige Thaler vergrößerte Abfindungssumme nahmen die Rhentbedienten in Empfang, und gaben den Kaufhausbedienten davon nicht den dritten Theil. Darüber führten diese Beschwerde, und schon im Jahre 1740 erließ die Regierung ein Dekret, in welchem bestimmt ward, daß jene 28 Rthlr. „zu gleichen Theilen in capita derjenigen, so vorhin bey solcher Mahlzeit sich eingefunden, zu repartiren und zu vertheilen seien, wonach sie sich sowohl pro praesenti et praeterito als pro futuro zu achten".

Auf dieses Decret bezogen sich die Kaufhausmeister in einer neuen Eingabe. „Um solche Gleichheit zu machen — sagen die Kläger darin — haben wir zwar auf der Rentb erinnerung thun lassen, aber zur Antwort erhalten, daß ein pfaff kein Opfer wieder gebe, und daß die Mahlzeit wieder solle gehalten werden, wobei der Rentbmeister doppelte portion praetendiret."

Darauf ward der Rentbmeister „semel pro semper angewiesen, daß wann ihm von Ihro Churfürstl. Gnädigster und dero nachgesetzter Regierung einiger Beschl jukomme, er denselben also gleich zu exequiren habe und sich deßfalls nicht weiter erinnern lassen solle, in specie aber hätte er ohn einigen weitern Anstand daran zu sein, damit denen Kaufhausbedienten ahn denen Bamberger und Nürnberger Mahlzeitgeldern, wie auch ahn denen Handschuhen bei Pfefferbechern ihr contingent gleich denen Rentbenbedienten sowohl pro praeterito als futuro völlig abgetragen werden möge, widrigenfalls es ohnfehlbar auff andere unbeliebige Weiße geaubet werden dörffte".

Dennoch blieb es beim Alten, wie aus dem folgenden Decret vom 9. November 1713 erhellet. In demselben wurden „Ihre Churfürstl. Gnaden Rhentmeister und übrigen Rhentbedienten auf Lohned bedeutet, daß so viel die von hiesigen Kaufhausmeistern wegen der Bamberger und Nürnberger Mahlzeitgelder, wie auch denen Handschuhe und Pfefferbechern abermals angebrachte Beschwerde betreffe, es bei dem dessenwegen den 30. September 1704 ergan-

Digitized by Google

genen letzten Decret sein absolutes verbleiben habe, und deme zufolge selbigen Klägern an sothanen Geltern, Handschuhen und Pfefferbechern ihr Continugent gleich den Abentebienten von Jahr zu Jahr richtig zu rechnen sei, mithin der Regierung wegen so geringen Händeln keine weitere Belästigung zu verursachen, oder aber gewärtig zu sein, daß sie auf ferner vorkommende Klage deßfalls mit gebührender Strafe angesehen werden sollten".

Auf diese wiederholten Drohungen wurden zwar dem Kaufhaus im nächsten Jahr durch den zu Schlichtung des Streits eingesetzten Regierungs-Commissärins, Hofrath Eckardt, ein hölzerner Becher und ein Paar Handschuh nebst altem Müngpfennig wirklich überreicht; allein die Vertheilung der Mahlzeitsgelder geschah zum Verdruß und Schaden der Kaufhausbedienten und zum widerrechtlichen Nutzen der Abendtebienten in alter ungerechter Weise. Die Kaufhausmeister mochten „bei denen betrübten Kriegsläuften" die Regierung nicht weiter behelligen und nahmen, auf besonderes Zureden des Commissärs, den ihnen ausgezgahlten Antheil cum expresso protestatione et reservatione reservandorum auf Abschlag an.

(Schluß folgt.)

Byron's Darstellung des Satan im Muster Cain.

Dieses seinem Stoffe nach außer dem gewöhnlichen Kreise des Menschlichen liegende Drama ist durch die originelle Behandlung dieses, wenn auch unerquicklichen und ungebeuerlichen Stoffes unserer Betrachtung sehr werth. Besonders empfiehlt es sich durch eine kraftvolle und zugleich gemessene Haltung, die in diesem Gebiete, in welchem eben nur seltsame Nachtstücke möglich sind, besonders günstig wirkt. Durch diese gemessene Haltung aber hat dieses Drama durchaus nicht an Kraft verloren, sondern vielmehr gewonnen. Die beiden vorherrschenden Richtungen Byron's, seine ins Schrankenlose hinausstrebende Phantasie, und jene in die Tiefe eines, wenn auch wenig beglückenden Denkens sich versenkende Reflexion, wegen welcher Goethe ihn bezeichnet als „stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen", treten uns mächtig ergreifend entgegen, und die Ausführung gehört unter das Vollendetste, was der sonst oft nur geistreich skizzirende Dichter hervorgebracht hat. Höchstens ist vielleicht auch hier einiges Uebermaaß in der Wiederholung der trostlosen Betrachtungen zu tadeln, im Ganzen jedoch dürfte dieser so oft bearbeitete Stoff niemals so genial behandelt worden sein.

Es galt zunächst, die Menschen, durch den Sündenfall aus Eden verstoßen, auf der ersten Stufe des eigentlichen menschlichen Lebens zu schildern. Da uns diese Stufe ganz unbekannt ist, und wir auch von ihren Beschäftigungen auf derselben gar nichts wissen, so ist eine solche Schilderung immerhin eine willkürliche, die aber dem Dichter bis zu einem gewissen Grade frei gestellt werden muß, weil bei der Dichtung die innere Wahrheit, die in der Harmonie der ganzen Darstellung erkannt wird, genügt. Dem Dichter ist diese Darstellung, im Ganzen genommen, gelungen, denn es würde sich Manches in den Reden dieser Menschen nachweisen lassen, was grade noch nicht von ihren Begriffen zu erwarten war, aber man muß und kann dies übersehen, weil eben jeder bestimmte Begriff von jenem Zustande fehlt. Wir sehen diese Erstgeschaffenen und Erstgeborenen, obgleich bereits gesunken, immer noch in einem den unsrigen überragenden Zustande. Die Keime des Sündbasen sind schon entwickelt, Mißmuth und Neid hat sich der Seele Cains bemächtigt, und Eva bricht in große Leidenschaftlichkeit aus gegen den eigenen Sohn, aber doch zeigen alle von dem Dichter dargestellte Personen immer noch durch hohe, angeborne Eigenschaften die Nähe ihres göttlichen Ursprunges, ausgerüstet mit Gedanken und Worten für die höchsten Verhältnisse der Welt und des Daseins, immer noch schön und herrlich vor allen Erschaffenen, und noch voll von einer Kraft, die den Knaben mit dem Löwen ringen heißt. Gestirreicher und großartiger konnte wohl der Beginn unseres Geschlechts nicht aufgefaßt werden.

Vorzugsweise wichtig für diese Dichtung war die Darstellung des Lucifer. Von jeher hat die Poesie es gewagt, auch den ewig Verlorenen und ewig Verderblichen zu ihrem Gegenstande zu machen, doch noch niemals vielleicht, möchte ich sagen, so eigentlich würdig. Er konnte freilich hier nicht als der bestialische und, nach dem Glauben und Audrucke des Volkes, doch wirklich nur dumme Teufel des Aberglaubens auftreten, dessen Darstellung einer rein ideal gehaltenen Poesie widersprechen. Wenn Dante die bestialische Natur seiner bösen Geister so genau ausmalt, so sind diese doch durch Verschmelzung mit antiker Mythologie und als genau mit der ganzen mittelalterigen Religionsansicht des alten Meisters übereinstimmend immer noch poetisch würdige Wesen. Byrons Lucifer ist eben so wenig der Klopstockische Satan, welcher mit allen seinen auf ungebeuere Effecte berechneten Aeußerungen zuletzt doch oft nur den Gesammteindruck einer absoluten Absurdität hervorbringt, indem er dem „hohen Donnerer" — also einer durchaus unwiderstehlichen physischen Uebergewalt — immer noch glaubt physisch widerstehen zu können. Lucifer ist mit Ausnahme weniger Anklänge, welche die Laune des Dichters, nicht ohne Verletzung des Grundtones, sich gestalten hat, auch nicht Goethe's anmuthig-humoristischer Dämon, wie dieser in den Scenen eines beschränkten modernen Lebens gar wohl seine infernalischen Talenten entfalten konnte; er ist vielmehr mit dem klarsten Verstande ganz so gedacht, wie er gedacht sein mußte, um einer Menschheit, wie der hier geschilderten, verderblich nahen zu können. Ueberirdisch erhaben tritt er auf, leidend und unglücklich, wie die Sterblichen selbst, und so ihre edelsten Gefühle für sich gewinnend; jede ungöttliche Regung ihres Innern durchschauend und erfassend, verlockt er sie dahin, wo allein nur sein Reich sein kann, in die Abgründe ihres eigenen Denkens und Fühlens. Kalt, scharf, mit wunderbar gewinnender Rede spricht er ihnen von „den beiden ewigen Grundkräften", untergräbt er ihre sittliche Natur durch die Lehre von der Unvereinbarkeit der Liebe mit dem Wissen, und von der Unsicherheit alles Denkens über Recht und Unrecht; er eröffnet einen Blick in die Unermeßlichkeit des Weltgauzen, und, indem er so den Menschen dem Grenzenlosen gegenüberstellt, erfüllt er ihn mit dem zagenden Gefühle seiner Kleinheit, und zerstört jene kindlich beschränkte Weltansicht, die dem kindlichen Glauben so förderlich ist. So verleitet er mit furchtbarer Sicherheit zu einem Ungeheueren, ohne eigentlich dazu gerathen zu haben und scheidet als Lügengeist, denn er hat nur Negatives, nur auch ohne ihn Erreichbares mitgetheilt, und der Tod bleibt dem enttäuschten Mörder neben des Bruders Leichnam noch so unerforscht, als er vorher es war.

Erscheint dieser Lucifer als eine Gestalt von würdiger und ernster Haltung, so ist er doch eigentlich nur die gleichsam äußerlich und anschaulich gewordene oder verkörperte Seite von Cains Geist, welche, dem Denken über sich selbst und die Welt hingegeben, mit dem Gefühle im Zwiespalt und durch diesen Zwiespalt zur äußersten Schärfe gereizt ist. Warum bietet das Leben Noth und Arbeit und warum muß die Sünde Eva's die unschuldigen Nachkommen mit dem Fluch der Strafe treffen? Warum muß der Tod das Leben mit Schrecken erfüllen? Wozu den Despoten, der nur als Despot herrscht, anbeten und verehren als einen Gütigen, der er ja nicht ist? Nur feige Angst kann den eigentlichen Tyrannen anbeten, und ihm danken, wenn man sich seine Nahrung mit Mühe und Anstrengung erwerben hat. Das Schlimmste aber ist es, daß der Fluch des Lebens sich unendlich fortpflanzt, und sich so eine unendliche Summe des Elends in entsetzlicher Folge häuft. Was soll eine solche Schöpfung? Besser wäre sie unterlassen worden, denn sie ist ein Fluch, verhängt von despotischer Laune, und nicht einmal der Trieb des Wissens erhält irgend Befriedigung, sondern mühe sich vergeblich an dem verbüllten Räthsel der Welt mit der Qual eines

Digitized by Google

unbefriedigten Durstes, so daß wir recht inne werden, wie gering und armselig wir sind. — Das ist es, woran Cains Denken sich anheftet und woraus es die Nahrung des bitterlich verzweifelten Unmuthes saugt, und das ist es, was ihm Lucifer sagt, nur noch in vergrößertem Maaße, und auf breitest untergegangene gewaltigere Geschlechter hinweisend.

Das Eigenthümliche dieser Behandlung einer Richtung unseres Denkens, die schon oft in mannigfacher Weise zur Sprache gebracht worden ist, liegt darin, daß Cain einer der Erstlinge der Menschheit ist, mit welcher die Engel des Herrn noch verkehren, der noch voll Kraft dasteht, ungeschwächt und nicht angekränkelt von tausendfältigem Elend unter, nicht erschöpft durch Genüsse und abgeschwächt durch das Gefühl, daß Alles eitel sei. Sein Gebahren ist ein ächt titanisches, voll Empörung gegen den Tyrannen, der den Menschen schuf und dann der Acht und dem Tod hingab, und dem Durst nach Wissen, der den Geist vor dem Räthsel der Welt und ihrer Unendlichkeit in tantalischer Qual abarbeitet. Eigenthümlich sind auch die ungeheuerten Erscheinungen des in diesem Drama vor unsere Phantasie gezauberten Hades, wiewohl der Dichter eben nicht mehr in Anspruch nimmt, als den gemeinschaftlichen Glauben aller Völker, den Glauben an ein Schattenreich, in welchem neben den traumartig fortlebenden Seelen der Abgeschiedenen auch die sinnigen Gestalten anderer Wesen, thierischer und selbst unbelebter, unterschoben, wie denn in der Plutonischen Behausung auch die Bäsken, Wagen und Rosse der Helden gedacht werden, so wie das Wild, welches sie im Leben theil haben. Diese Vorstellungen sind jedoch hier bis zu dem Schattengebilde einer ganzen zeit nichtigen, normals wirklichen Welt erweitert worden. Freilich werden auch die wesenlosen Bilder noch zukünftiger Geschöpfe einigemal erwähnt (treten ja doch in der Rewelle und der Messiade selbst ungeborene Seelen auf); glücklicher weise indessen ist diese sinnverwirrende Ansicht hier nur angedeutet und nirgends veranschaulicht worden. Konrad Schwenk.

Feuilleton.

— Unter den jahrlichen Sammlungen deutscher Gedichte haben wenige so allgemeinen Eingang gefunden, wie die „Blüthen und Perlen“ für Frauen, gesammelt von Frauenhand; vielleicht auch lästlich (bei Rümpler in Hannover) in siebenter Auflage erschienen. Der Vorzug besteht, außer der schönen Ausstattung, noch darin, daß die Zahl der Dichter verhältnißmäßig beschränkt, von den Liedern eines Jeden aber eine vielseitige, geschmackvolle Auswahl des Besten gegeben ist, so daß wir ihn in seiner vollen Eigenthümlichkeit kennen lernen. Vielen Frauen und Mädchen wird das Angebotene noch werther sein, wenn sie den Namen der Sammlerin erfahren; es ist die Herzogin Helene von Orleans. Dieselbe veranstaltete vor einigen Jahren eine gleiche Sammlung, „Jehovahblumen“ betitelt, welche lieber und Sprüche religiösen Inhalts enthält, und zunächst für Confirmandinnen bestimmt ist; in der Vorrede wird die „königl. Ordnerin“ vom Herausgeber als eine der hochbegabtesten deutschen Frauen, eine vielgeprüfte fürstliche Dulderin bezeichnet.

— Das erste öffentliche Urtheil über Heine's dichterische Leistungen findet sich im Jahrgang 1822 der Berliner Zeitschrift „Gesellschafter“. Es lautet: Ja, wem Himmel sein gedacht, in die Herzen unserer vaterländischen Jugend ist der Liebe zur reinen Poesie mit Wärme einzudringen, und ein schöner Verein junger Männer, verbunden mit ethischen Bestrebaten, haben sich fest zusammen gethan und beschlossen, nur mit Würdigem und Gediegenem in zukunft öffentlich aufzutreten und ihrer Heimath Ehre zu machen. Darunter nenne ich zuerst unsern geachteten B. Heine, dessen in Berlin (Maurer'sche Buchhandlung) erschienenen Gedichte hier großes Glück gemacht haben und noch machen, besonders bei den Frauen, was in der Thatsache deßhalb auffallend ist, da Heine's Poesien mit denen von Byron in einigen Stücken gleichen Anstrich haben, und jener Engländer gleichfalls bei den Gedichten des andern Geschlechts viel Aufsehen erregt hat, wie schon allein seine Uebersetzungen beweisen. — Wie sehr übrigens diese Gedichte allwärts ansprechen, beweisen die vielen günstigen Urtheile, so darüber in den geselligen Kreisen aller Stände gefällt worden. Od Heine das, was er ist, durch A. W. von Schlegel geworden, dessen Beofsungen er in Bonn besuchte und der ihn noch besonders mit seiner kritischen Nachstrenge unterrichtete, bezweifle ich, indem ich noch nie gerört, daß ästhetische Vorträge große und kräftige poetische Köpfe erweckt haben. Die Theorie stempelt Niemanden zum Meister; dies thut allein inwohnende Kraft.“

— Kleregraphische Todesblätter. — Diese Aufschrift wird den Leser gewahnen als wäre sie aus den Inhaltsverzeichnis einer Romane von Jean Paul entnommen. Einzelne Kapitel im Kapzedeger oder Siebenkäs haben dergleichen Titel; der obige aber bezeichnet das originellste Album, das je angelegt worden ist, ein Erzeugniß des romantischen Humors, der einem Brentano, Arnim, Hoffmann in ihrer besten Jugend eigen war und der mit seinen genialen Sprüngen in unsere wortreiche Zeit nicht mehr paßt. Nur in einer Persönlichkeit lebt er noch, in dem liebenswürdigen Justinus Kerner, dessen frischer Sinn, auch wo er nicht Verse macht, immer dichterisch erglänzt. Seine Klexographischen Blätter wurden in folgender Weise angefertigt. Er macht auf ein Blatt Papier einige dicke Klexe, biegt es alsdann um und streicht es glatt, so daß der schwarze Inhalt sich zu einer symmetrischen Figur ausbreitet. (Wie erinnern uns aus der Knabenzeit, daß böse Buben das gleiche Experiment mit Fliegenklexen machten.) Das Resultat ist oft sehr überraschend. Die Klexe nehmen ganz barocke Formen an, bald mit fratzenhafter Verzerrung als Höllengesichter, bald harmloser, als possenhafte Trompeter oder spindeldürre Herren, bald auch erscheinen sie zierlich wie Schmetterlinge oder Aldermäuse. Ist das Gebilde nicht numinterdar verständlich, so hilft der schaffende Künstler mit einigen Strichen der Phantasie nach. Es ist die einzige ästhetische Leistung, welcher sich der an Angriffswehe leidende Dichter in seinem inhaltreichen Stillleben zu Bleinsberg widmen kann. Im Uebrigen ist er unerschöpflich reich an sinnigen Gedanken und dichterischen Einfällen, womit er nicht nur die Nächststehenden erbeitert, sondern Jeden, der seine stets bereite Gastlichkeit genießt oder seine Briefe mit ihm wechselt. (Za seinen eifrigsten Correspondenten gehört König Ludwig).

— Haben die Alten gerandert? In dem Prachtwerke: Antiquités suisses par F. M. baron de Bonstetten ist Taf. XIV. Fig. 5. eine eiserne Pfeife in natürlicher Größe und zwar den betonnten wesslen bohlänischen Thonpfeifen Gleich abgebildet, die in einem Grabe) bei Arendes (Aventicum, Wistisburg, im Kanton Waadt) unter dem Stamm einer alten Eiche am Fuße einer römischen Mauer im Jahr 1851 aufgefunden ward. „Diese Abbildung“, sagt der Verfasser, auf einer Tafel, die römischen Gegenständen gewidmet ist, wird den Anglauben genug zu haben geben, ohne das ich noch drei Alter des Originals zu bezeugen mage. Ich werde mich nun darauf beschränken, hier einige Thatsachen mitzutheilen; der Leser mag daraus den Schluß ziehen. Bächter erwähnt im „Hannoverschen Magazin“ von 1841, auch in Kefferhain, „kritische Alterthümer“ I. 249, daß man in Erdhügeln (Gräbern) der Umgebung von Arelen und Osnabrück Nienen, Aexte, Meiser von Kieselstein und eiserne Pfeifchen von 5 — 6 Zoll Länge und ziemlich gleichmäßiger Oeffnung vorfände. Ferner hat man eiserne Pfeifen in römischen Ruinen bei Lauffanne, wie in Bregenz von St. Pere zwischen Metzgen und Rolle entdeckt, welche in der Form den abgebildeten ähnlich waren. In Burwein bei Cooters, Kanton Graubünden, hat man 1796 zwei eherne Vasen aufgefunden, welche spiralförmige Spangen (Gbulae), goldene Armbänder, maffisische Münzen, eine kleine Betrauchbüchse und kleine Pfeifen enthielten, der man sie Instrumente römischer Auguren hielt. (Vetter und Lückarner, der Kanton Graubünden.) Diese Pfeifen sind unter dem Namen leitetzer oder Elfenpfeifen in Schottland, als Danaepfeifen in Irland und als Feenpfeifen in England bekannt. Der Abbé Cochet hat in der römischen Begräbnisstätte zu Dieppe gleichfalls kleine irdene Pfeifen gefunden, Collingwood-Bruce führt als Zunderte mehrere römische Stationen zwischen Northumberland und London an, und Dr. Wilson in seiner Archäologie von Schottland, wo ebenfalls solche Pfeifen gefunden worden, glaubt sich zu dem Schluß berechtigt, daß man sie von der Entdeckung Amerika's narkotische Pflanzen, wahrscheinlich Hanf, wie in Afrika, geraucht habe und daß das amerikanische Kraut nur als ein Surrogat für dieselben eingeführt worden sei. Beachten wir diese Frage kritisch, so werden wir die Vorfragen stellen: sind diese pfeifenartigen Werkzeuge identisch oder römisch? und sind es wirklich Pfeifen? Unsre genaue Kenntniß des römischen Lebens schließt die Möglichkeit aus, daß die Römer geraucht hätten, ohne daß nur irgend Schriftsteller es erwähnt. Es müßten also barbarische Völkerstämme gewesen sein, welche in diesen fast sämmtlich auf keltischem Boden gelegenen römischen Wachtstuben sich die Zeit mit dem Rauchen narkotischer Kräuter vertrieben. Es sind aber nicht fest, das diese pfeifenförmigen Instrumente nicht einen andern Zweck gehabt, etwa, wie in Graubünden vermuthet worden, zu gottes-

Digitized by Google

dienstlichem Gebrauch geweiht. Die Vermuthung Wilsons stützt dadurch zu Boden, daß unzweifelhaft erwiesen ist, daß das Rauchen, auch im Orient, erst von Amerika her eingeführt worden ist. Die Nachricht Herodots, welche bei Pomponius Mela, Marinus Tyrius, Die Cryfostomus und Plinarch wiederholt ist, von der Berauschung asiatischer Völker durch den Rauch narkotischer Pflanzen (nach seiner Meinung Hanf, wahrscheinlicher Datura stramonium, Stechapfel) bezieht sich nicht auf's Rauchen; er erzählt, die Scythen streuten den Rauch in ihren Zelten auf glühende Steine, und sie raisthete ein Dampf, wie in einem Schwitzbade, durch den sie berauscht würden. Die wissen mit größter Bestimmtheit, daß bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, z. B. in Aleppo bis 1603, der Gebrauch des Rauchens in Asien unbekannt war und erst seit dieser Zeit von Constantinopel aus, zunächst im türkisch-asiatischen Reiche sich verbreitet hat; nach Indien kam er 1605; nach China, Japan, den Inseln 2c. wurde er durch die spanischen, portugiesischen und holländischen Factoreien gebracht.

— In seiner neuen Gedichtsammlung »Contemplations« zeigt sich Victor Hugo völlig wieder als den wahrhaften Dichter, den man beim ersten Auftreten in dem frühreifen Kinde, dem »enfant sublime« (so nannte ihn Chateaubriand) erkannte. Diese Spätlinge leiden bei weitem nicht so an Bombast oder Unnatur, wie die Werke seiner besten Jahre. Ueber sein eigenes Schicksal, namentlich das Leben in der Verbannung, hören wir ihn kaum klagen, wenigstens nicht unbescheiden oder geradezu. Dagegen widmet er dem Andenken seiner Tochter einen rührenden Nachruf; die arme junge Frau ist, wie seiner Zeit die Blätter mittheilten, wenige Tage nach ihrer Vermählung sammt ihrem Gatten in der Seine ertrunken. Sie liegt in Parfleur begraben; ihr Vater lebt bekanntlich auf der Insel Guernsey (früher auf Jersey), durch einen Meeresarm von ihr getrennt. Hierauf bezieht sich der Vers:

O Thal, a Thal, die ich als Gast muß sehn:
Nicht mehr, sie weiß, es ist nicht mein Begehn,
Daß ich, verwaistes Herz, auf ihrem Grabe,
Wier Jahre schon nicht mehr geweint habe!

— A. Schmeller. Von den verdienstvollen Männern, welche München in den letzten Jahrzehenden beherbergte, war Andreas Schmeller, der berühmte Germanist, einer der vorzüglichsten. Gleichwohl ist mit ihm lange nicht soviel Staat gemacht worden als mit viel unbedeutenderen Subjecten; auch wurde der äußerst schlichte, gebrungene Mann dazu nicht gerufen haben. Es könnte sich mancher vornehmgewordene Literat den Sohn des Kürbenjäuners auf Tirschenreuth zum Muster nehmen, der, als ihm endlich der verdiente Ruhm und eine passende Stellung zu Theil wurde, nie seines bescheidenen Anfangs vergaß. In Schmellers bayerischem Wörterbuch findet man unter dem Worte Korb folgende Erläuterung: „Der Kürbenjäuner, der aus Holz und Wurzelschienen Körben flicht, zäunt. Unter allen Gewerben ist dieses unscheinbare dem Verfasser des bayerischen Wörterbuchs das ehrwürdigste, denn es ist das eines halb achtzigjährigen Ehrenmannes, dem er sein Talent und die erste Erziehung verdankt.“ Aus einem Gedichte Schmellers theilt K. Mayrhofer in der „Allgemeinen Zeitung“ einige Verse mit; der treffliche Mann sagt darin von sich selbst die schönen Worte:

Mit Hohen doch und wenigen sein,
Vergessen in der Säle Mitte
Der armen väterlichen Hütte, —
Er kann es nicht, er bleibt gemein.
Vertrauter mit des Lebens Roth
Und mit der Vielen Kümmernissen,
Als mit den Wenigen Genossen,
Ist er im Saal der stumme Gast.

Man sollte diese wenigen Zeilen auf ihre Weise bekannt machen, damit das Volk sehe, wie doch noch gar manche ihrer Gelehrten und Professoren, von denen es sich durch eine Kluft getrennt glaubt, ganz und gar Volk sind.

Dieselbe Aechtheit und Treue seines Wesens, die sich hier im Rückblick auf seine Herkunft zeigt, bekundet ihn auch, da er seine mühevollen Leistungen für die deutsche Wissenschaft unternahm. Er war nicht immer ein Stubenhocker gewesen. Als Jüngling, da er bei Pestalozzi keine Beschäftigung im Lehrfach erhalten konnte, wollte er nach Amerika auswandern. Da auch dieser Plan fehlschlug, trat er als Soldat in spanischen Sold und wurde in Madrid bei einer, nach Pestalozzi's Vorschlägen eingerichteten Militärschule verwendet. Den Krieg vom Jahr 1815 machte er als Freiwilliger mit; erst später ward ihm ein friedliches Gelehrtenloos zu Theil. Aber auch im Studirzimmer, auch am Schreibertuft gibt es Männer des Volks; nur sind es nicht immer Solche, die sich als dessen Vertreter, Freunde und Gevattersmänner in den Vordergrund stellen.

— Der kürzlich in Offenbach verstorbene Archivrath H. Heimsdörfer, ein Schwiegersohn des Sprachforschers Becker und selbst als vorzüglicher Pädagog und vielseitiger Gelehrter bekannt, dichtete kurz vor seinem Hinscheiden die folgenden Zeilen:

Es ging ein Mann mit frohem Sinn
Im traulichen Gemach
Und träumt und saut so vor sich hin
Der Ehre Fernen nach.
Da klopft es leise, hörcher kamm;
Ein nächtlicher Besuch,
Doch ihn zu wecken aus dem Traum
Ist es nicht laut genug.
Und lauter, immer lauter wird
Das Pochen an dem Oct,
Doch hat ihn das nicht sehr beirrt,
Er fährt zu träumen fort.
Und immer lauter stürmt es ein
Und klopft es an der Wand, —
Da schlägt sich der Tod die Fenster ein
Und faßt ihn bei der Hand.

Vormärzliche Distichen

von Ludwig Braunfels.

Pariser Kegelspiel.

1847.

1. Kugel und Kegel.

Hoch da steht der Fürst; und der Höflinge Volk, es umdrängt ihn:
Aber der Revolution Kugel, sie rollet und trifft.

2. Alle Neun!

Fallen für König und Thron, ihr rühmt euch dieser Bestimmung;
Aber dem Spieler noch mehr zählt es, ihr fallet mit ihm.

3. Moniteur.

Kegelspunge, du schreibst der Pariser Geschichte; du schreibst laut.
Bleibt die pietistische Hand nieder aus sittlichem Hauptt.

4. Verteidigerin.

O Politik, du blinke! verdeckt den Verein der Pietisten,
Der zum ergötzlichen Spiel wählte den Königes Fall.

Die Wunder des heiligen Rocks.

1846.

Neothan ward melancholisch. Ihm schrieb Amodei: Es bleibt dir
Nichts als der heilige Rock; komm, und du suchest gewiß.

Das Verbild des Tartüff und die Herren † †.

Dagdow ward ein Verräther an Gottes geheiligten Jüngern,
Weil er den ächten Tartüff bei den Franzosen gesucht.

Vorlesungen von der Hochschule her.

1838.

Nummer eins.

Hat vom Katheder gesehrt der Professor hellenische Freiheit,
Muster und Kommentar liefert sein Orden dazu.

Nummer zwei.

Hat die Studenten gelehrt der Professor hellenische Freiheit,
Ihnen den Kommentar schreibt sein Hofmeben dazu.

Nummer drei.

Morgens im Hörsaal lehrt der Professor hellenische Freiheit;
Abends liegt er sie aus in des Ministers Salon.

Nummer vier.

Morgens im Hörsaal lehrt der Professor hellenische Freiheit;
Abends liegt er sie frei bei der Ministerin aus.

Des Mädchens Tod.

Sprach Herr Pfarrer: „Es fehlt in dem Himmel ein Engel; da darf sie.“
— Ist denn der Himmel so arm, daß er die Erde bestiehlt?

Schützenzeitung und J. H.

1840.

Wie? kein Lust, Falschmünzer, verschont ihr, als bieses? — Gewinnes
Wär es; ins Handwerk pfuscht viel zu gewaltig der Fürst.

Notabilität von 1819 und 1832.

Schwer zu behandeln dem Arzt sind menschliche Constitutionen;
Aber die Regel, sie gilt: Wenig ist jener gesund.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für drei halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 22. Frankfurt a. M., den 31. Mai 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Der Pfeiffergesang. Historische Skizze aus dem Rheinhandel. Von G. Schlegel.

Thorwaldsen's Alexanderzug. II. Von F. C.

In einem ungarischen Eisenbahnwaggon. Von Gundling.

Isabelle. Gedicht von Fr. Hornfeck.

Feuilleton: Das Bethmann'sche Museum. — Die Kaufleute Meiß von Veit. — Altarbild von Otto Donner. — A. Trendelenburg. — Denkmälergleiten von Georges Sand. — Johann Gieberger. — Verse von Justinus Kerner u. s. w. u. s. w.

Der Pfeiffergesang.

Historische Skizze aus dem Rheinhandel.

Von G. Schlegel.

(Schluß.)

Beinahe ein halbes Jahrhundert später nahmen die Kläger den alten Streit wieder auf. Sie hatten ihn als eine Ehrensache von ihren Vorgängern im Amt geerbt. Wenn die Zeit kam, um welche sich die Deputirten von Bamberg und Nürnberg einfanden und der alte Pfeiffergesang durch die Straßen ertönte, drehten sich die alten Herren aus Kummer und Verdruß im Grabe herum, und ihre Nachfolger ärgerten sich über die Neckereien, die sie von wegen der altfränkischen Handschuhe hinnehmen mußten. Die Kaufhausknechte steckten die Köpfe zusammen und hätten den Streit lieber ohne Handschuhe ausgemacht.

Nun legte sich die Regierung abermals ins Mittel, und die Kaufhausmeister ermangelten nicht, nach reiflicher sechs Wochen langer Erwägung der amtlichen Aufforderung vom 26. Juli 1757 durch einen umständlichen Bericht zu entsprechen, aus welchem der Leser den Pfeiffergesang näher kennen lernen wird.

„Hochwürdig-Hoch-Hochwohl, auch Hoch Edelgebohrne Hoch Edel Gestrenge und Hochgelährte, Gnädig: Hochbefehlende Herren ꝛc.

In gehorsamßter befolg des Von Einer Churfürstl. Hochpreißl. Commercien Conferenz unterm 20ten Juli a. c. ahn Uns erlassenen befehls thuen anmit zur beliebigen Einsicht unterthänigst Vorlegen, daß die Deputirte der alten statt Bamberg und freyen Reichsstatt Nürnberg mit dem sogenannten pfeiffer Gesang Vermög alten Vertrags, nach Ausweiß Churfürstl. Kaufhaus Ordnung Pag. 15 §. 1mo also lauthent: Alldieweilen Wir auch den Pfund Zoll in Unserem Kaufhaus in Unserer statt Maynz Von Alters hergebracht, und derselbe jeder Zeith Von einem jeden geben und genommen, und Niemanden darVon als neben hiesiger Unserer Bürgerschafft die Alte statt Bamberg und Nürnberg, wie auch Anweiler befreyet worden, also soll auch noch anjetzer denselben stätten Niemand erlassen werden, und gebühret sich Von Alters her Von jedem Gulten Werth aller VerKauff und hier gelieferte Waaren Pfund-Zoll zu entrichten Ein Creutzer, und hat Bamberg und Nürnberg ihrer Freiheit halben alle Franckfurther Herbst Meß unserer Rhenten und Kauffhauß mit Geschänck, wie Vor Alters Zu Verehren-[-]hiernach ist zu Notahsniren, daß Anweiler solche Freiheit Von langen Jahren her nicht mehr gaudiret, Warumb'r ist Kauffhauß Meisteren unbewußt; ihre Privilegia zu unterhalten nicht sämmig, sondern Vielmehr bis anhero in alle Weeg strieto observiret, Zu dem Ende sie den Tag Vor oder Nembl[ichen] Festtag Marias Geburth in Maynz anlangen, undt alsbald denen Rhent- und Kauffhauß-Meistern, wie weniger nicht dem Kauffhauß Waag-Meister ihre Ankunfft mit freundlicher Salutation durch ihren bedienten notificiren lassen, anderen Tags Morgends, wann Rhent- undt Kauffhauß offen, lassen dieselbe sich weither Vernehmen, Ob ein jedes Corpus beysammen, undt den Vorbahenden Actum zu Volldringen, welcher sich dann Ordinaire Zwischen 8 und 9 Uhr ergiebet. Demnach rangiren sie sich und im Ausgang Von ihrem Gasthauß haben sie ihre zwei Posaunenblaßer in blauen Mäntelen mit deren statt Messingen Wappen behendt, und das Noten Büchlein in der Hand haltend, blasend über die straß, Vor Zäglich ins Churfürstl. Kauffhauß Vor sich hergehen, und zwar Deputatus der Alten statt Bamberg Hr. Franz Henrich Heim Rathsverwantte, so den becher mit dem Geschänck, sodann den Deputatum der freyen Reichsstatt Nürnberg auff seiner rechten, ihren Hiesigen Gastwirth auff der linken seith als Testes, alle drey aber in rothen tüchenen Mäntelen. Wenn nun gedachter Deputatus mit beyden Zeügen in die Churfürstl. Kauffhauß Cammer mit besonderer Ehrenbietigkambleith eingetretten, und sämbtliche Salutiret, alsdann thuet Er seine Anred folgsamb:

„„Hoch Edelgebohrne, Wohlweiste, insonders großgünstig Hochgeehrteste Herren. Nachdemo die Alte statt Bamberg nicht ermangelen wollen ihre alte Privilegia und Freiheiten, welche sie Von undencklichen Zeithen dahier jeder Zeith als ein Special-gratiale beyzu behalten bestiftentlich beobachtet, daher Ew. Hoch Edelgebohren Wohlweiße insonders großgünstig Hochgeehrteste Herren Nahmens der Alten statt Bamberg dem Herkommen Gemäß das gewöhnliche Präsent als Vollmächtigter geziemend mit dem Vertrauen überreichen wollen, daß Sie die Uhralte Verträg undt Zollfreyheit der Alten statt Bamberg dahier fernerhin zu unterhalten nicht abgeneigt seyn werden, wogegen Ein Hochlöbl. Magistrat mehr gedachter Alten statt Bamberg zu bezeigung ihrer hegenden Devotion in andern Dienstgefälligkeiten sich bereitwillig entbiethet"". — Seforth behändiget Er, Deputatus, das Praesent dem Altesten dermahligen Kauffhaus Meister Nicolao Vogt undt dieser in Antworth darauff ertheilet: „„Auff Eur. Hoch Edelgebohren gethanes Anbringen Nahmens der Alten statt Bamberg in betreff der Freyheit des sonst üblichen Pfundt Zolls thun sothane Freyheit gedachten Pfundt Zolls wiederumb Nahmens Unseres Gnädigsten Erzbischoff, Churfürsten undt Herrn Herrn auff ein Jahr lang prolongiren, undt Kauffhauß Waag-Meister auff die streich schrifftlich bestättigen"". Folglich

Digitized by Google

nimbt Er, Waag-Meister, die Freich, und schreibet darauff: prolongiret d. 9ten Xbris 1757 und leget gemelte Freich hinwieder auff den Becher mit pfeffer angefüllt, welchen sie, nachdem sie sich beurlaubet, wieder zu sich nehmen, und den Zug in ihr quartier, wie herein zurücknehmen. Nach einem geringen Auffenthalt aber, nemblicher Deputatus der alten statt Bamberg in gleicher Form und nemblichen Präsent auff Xbenten Lohned giebet. Wie nun dessen Anred allbereit, wird Herrn Hoff Cammer-Rath und Rhenk Meisters Bericht den Verlauff darthuen; Wormit dieser Actus Vollbracht. Solchemnach stellet sich Deputatus der freyen Reichsstatt Nürnberg Hr. Johann Christoph Krauser Cantzley Secretarie in eben die Positur wie ersterer, und hat Deputatum der Alten statt Bamberg auff seiner rechten, und den Gastwirth auff seiner linken seithen als Testes mit Vorhergehenden obbemelten blasenden Posaunen, auff dem in der Hand habenden hölgenen gleichfalls mit pfeffer angefüllten Becher, aber Anstatt der oberwehnten fruchtstreich Eine hölgene Pack-Nadel und darüber die Alt Bätterischen lederne Handschuhe liegen, nimbt also auch seinen Zug ersilich nach dem Churfürstl. Kauffhauß folgsamb Er darin praeter propter seine Complimenten und Anred wie ersterer Volführet, und darauff gleiche antworth Von dem Altesten Hauß-Meister erhelt, soforth über den geneigten Willen sich bedanket, sich beurlaubet und Empfehlent, gehet also in sein Quartier, undt daraus nehmen sie schliesslichen ihren Gang zur Rhent auf Lohned, woselbsten sie beyde Becher mit dem Präsent stehen lassen, für Hrn. Rhent-Meister einen baßen, den anderen aber fürd Kauffhauß mit pfeffer angefüllt, darauff die Pack-Nadel, ein paar allmodische Handschuhe und ein sogenannter Röder albus; womit dieser Actus seine Endschafft erreichet. Gleichwie aber sie Vor diesem ein Gastmahl angestellet, und sowohl Rhent- undt Hauß-Meister sambt Meinen Officianten Kostbahr bewirthet, so ist solches dennoch Von langen Jahren abgeändert, und Zahlen beyde stätt der Mahl Zeit ohngefähr seith Ao. 1704 32 Rthlr. 75 Kr. welche Von Rhent Meister Leydecker biß zu jetzigen Zeithen noch Willkühr höchst Nachtheilig deren Kauffhauß Meistern undt bedienten repariret wird, indem denenselben Von Obigen 32 Rthlr. 75 Kr. nicht meher als 10 Rthlr. 15 Kr. gereichet, cum protestatione aber angenohmen, und hiermit undt gnädigste remedur gebetten wird, daß Ein undt anderes also Vorgangen undt beschaffen thuen Endtsunterschriebene Nebst beylag beyder Vollmachten attestiren, andey sich geborsambst empfehlen beharrende Einer Churfürstl. Hochpreißl. Commercien Conferenz

Maynz d. 13ten Xbris 1757.

Treu-gehorsambste".

Der Pfeiffergesang erschallte in Mainz alljährlich noch bis gegen das letzte Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, und der hundertjährige Kampf um Pfefferkörner und Handschuhe nahm erst ein Ende, als die fränkische Republik den fehdehandschuh in den Rheinstrom warf und das Getöse der Kriegstrommel die friedliche Schalmei der guten Bamberger und Nürnberger übertönte. Bald nach den Tagen des Septembers, die man Sanscülotiden nannte, nicht lange nach der Zeit, um welche sich sonst die Deputirten im rothen Mantel vor den Rhent- und Kauffhausmeistern in Positur zu setzen pflegten, wurde eine Proclamation der fränkischen Nation an das Volk zur Kenntniß des Handelsstands im Kaufhause der verrathenen Stadt Mainz angeschlagen. Mit großer Schrift in französischer und deutscher Sprache las man an der Thür des alten Gebäudes die folgenden Worte, in welchen den Rheinländern der weltverschütterde Umschwung angekündigt ward, den die Geschicke der Völker und Länder, den Handel und Wandel erfahren sollten:

„Wir haben Eure Tyrannen verjagt. Zeigt Euch als freie Menschen, und wir werden vor ihrer Rache, vor ihren Anschlägen und vor ihrer Rückkehr Euch schützen.

„Von diesem Augenblicke an verkündige die Nation der Franken die Souveränetät des Volks, die Unterdrückung aller bürgerlichen und militairischen Gewalten, welche Euch bis auf diesen Tag beherrscht haben, aller Auflagen, welche Euch drücken, unter welcher Gestalt sie immer bestehen mögen, die Abschaffung des Zehnten, der Lehnsverfassung, der herrschaftlichen Rechte sowohl auf Lehn- als Erbzins-Gütern, der stren sowie der zufälligen herrschaftlichen Gebühren, der Zwangrechte, der Leibeigenschaft und der auf Gütern haftenden Dienstbarkeiten, der ausschliesslichen Jagd- und Fischfangs-Rechte, der Frohnen, der Salzsteuer, der Weg- und Brückengelde und überhaupt aller Arten von Auflagen, mit welchen Euch Eure Unterdrücker belegt haben. Auch verkündigt sie bei Euch die Abschaffung aller adelichen, priesterlichen und anderen Corporationen, aller Vorrechte und Privilegien, welche der Gleichheit zuwiderlaufen. Brüder und Freunde! Ihr seit von diesem Augenblick an alle Bürger, alle an Rechten einander gleich, werdet einer wie der andere berufen, Euer Vaterland zu regieren, ihm zu dienen und es zu vertheidigen." —

So war es denn vorbei mit dem Pfeiffergesang auf immer und ewig. Die Göttin mit der rothen phrygischen Mütze theilte seitdem alle möglichen Freiheiten unter die erkannten Völker aus und schnitt ihnen verschwenderisch die Menschenrechte aus Kerbholz. Ihre glänzenden Verheißungen schienen für Handel und Schifffahrt des Rheins von unberechenbarem Vortheil werden zu sollen. Aber sie schienen es auch blos. Dem freien Rheinstrom sollte seine glückliche Stunde noch nicht schlagen. Viel Schlimmeres stand ihm bevor, viel härter lastete auf ihm der neue Druck an der Stelle des alten.

Der Pfundzoll bestand, wenn nicht dem Namen doch dem Wesen nach bis Ende der Zwanziger-Jahre. Die Rheinschifffahrtsakte von 1831 machte ihm ein Ende. Heute gibt es von Basel zuzu'a la mör feinen Stapel und keinen gezwungenen Umschlag mehr. Der Rhein ist frei bis auf die Zölle, welche hier noch erhoben, dort ganz nachgelassen werden. Auch davon sucht der Handel den Vortheil zu befreien.

Das Kaufhaus war baufällig geworden. Es stand noch eine Reihe von Jahren, nach und nach verödend und leer, bis der große Dreanier und Erbe der Republik es im Jahre 1809 dem Boden gleich machen ließ, weil, wie man erzählt, die französischen Herren Officiere bei der wohlbesetzten Mittagstafel im nahe gelegenen Gasthaus zur Reichs-Krone Aergernis an den verdunkelnden Mauern des morschen Gebäudes nahmen.

Thorwaldsen's Alexanderzug.

II.

In Nr. 2 dieses Jahrgangs haben wir die Entstehungsgeschichte des Alexanderzuges erzählt und versprochen, eine nähere Beschreibung zu liefern, sobald der zweite Original-Abguß in dem neuerbauten Besthmann'schen Museum als dessen vorzüglicher Wandschmuck aufgestellt sein werde. Wir betrachten demnach heute das Kunstwerk selbst, das uns zuerst die aus Babylon dem Sieger Entgegeneilenden und in der andern Hälfte den Zug der Macedonier vorführt, in den an allen Seiten des Octogons fortlaufenden, sich so wieder zusammenschließenden Friesen. Den Stoff hat Thorwaldsen dem fünften Buch des Curtius entnommen.

Erstes Feld. Der Fluß, welcher das Heer von der Stadt trennt, der Euphrat, bietet in seiner Ruhe die friedliche Einleitung zu der Schlußscene des seitherigen Schlachtenlärmes, dem Triumphzuge, der auf den blutigen Sieg bei Arbela folgte. In heiterer unbekümmerter Ruhe senkt ein Fischer seine Angel in der Wellen Tanz, behufsam haischt er ein Fischlein, wohlwissend, wie leicht die Gelegenheit entschlüpft. Er gewinnt, wo Alle seines Volkes verlieren, ihn rührt nicht des Vaterlandes Noth, sorglos achtet er nicht der blutigen Wunden, der herben Verluste, die von den Stammes-

Digitized by Google

genossen eben noch jammernd betrauert werden. Freunde Thorwaldsen's, die in den Tagen der Composition um den Künstler waren, erzählen, daß diese Figur nicht ohne Nebenbeziehungen sei auf den Nachfolger Petri, den Menschenfischer, der damals zu Savona, dann zu Fontainebleau in Napoleons Haft lebte. — Daneben retten Kaufleute auf einem Boot Waarenballen vor des Siegers Händen in eiliger Fahrt den Strom herab. Sie weisen dem Schiffer die Richtung, während dieser nengierig, verdrießlich, das Schauspiel des Zugs versäumen zu müssen, nach dem fernen Getümmel schaut.

Zweites Feld. Der Flußgott Euphrat, einen Bündel Weizenähren in der Linken, Gaben, die der Strom den Anwohnern seiner Ufer in reicher Fülle beut, blickt nach einem Tiger, dem Tigris, „dem Raschen"; beide Ströme vereinigen sich bald unterhalb Babylons. Eine Andeutung des babylonischen Thurmbaues hebt sich hinter dieser Gruppe vom Plane. Aus den fruchtreichen Gebieten werden wollragende Heerden dem Sieger zum Geschenke entgegengetrieben. Den Schäfer und sein schmuckes Weib mit dem Säugling auf dem Arm, und den zum Abschied den Widder liebkosenden Knaben zur Seite, umgeben Ordner des Zugs, mürrisch der Eine auf den Speer gelehnt, wenig erfreut über den Wechsel des Kriegsherrn, mehr theilnahmlos der andere Rückwärtsschauende. — Von den Mauern herab, einem der sieben Wunderwerke der alten Welt, schauen schon Neugierige, Bewohner der Stadt, erwartungsvoll den siegreichen Königssüngling zu sehen, dem Zuge entgegen. Ueber ihren Häuptern winken Baumzweige, eine Andeutung der hängenden Gärten, eines zweiten Wunderwerkes.

Drittes Feld. Die Chaldäer oder Wahrsager, in Unterredung begriffen, deuten sich wohl, wie sie durch schmeichlerische Weissagungen den Jupiter-Ammonssohn verführlich stimmen werden; der vordere bringt seinem neuen Herrscher des Erdballs Scheibe, als deren Herrn er ihn begrüßen wird, nach dem Rathe des schlauen Alten, der auf seine Schulkern sich lehnt; vielleicht auch einen Sternenglobus. Großes verheißende Constellationen darauf nachzuweisen. Was wird der ihnen folgende Sternendeuter dem Götterssohne verkünden, der nachdenkend sich den Bart faßt — noch sinnt er selbst darüber. Symbole der, Welt und Natur überwältigenden, Herrschaft schreiten den frommen Volksbetrügern, den täuschenden Schwärmern voran, Löwen, Panther und edle medische Pferde, geleitet von ihren Wärtern, kräftigen Naturmenschen, dem königlichen Rossebändiger zur Gabe. Der Führer vermag den sich sträubenden Hengst kaum den Torrilenden beizubringen; sanft trabt einem andern muthig ins Gebiß schäumenden Rosse ein gefälliges Thier zur Seite — auch hier nürgends Wiederholung, überall der Natur abgelauschte Mannichfaltigkeit in der Charakteristik.

Viertes Feld. Bagophanes, des Darius Schatzmeister, auf den Satrapensessel geführt, huldigt dem unwiderstehlichen Sieger in sklavischer Furcht mit königlicher Pracht. Silberne Weihrauchaltäre läßt er an den Weg setzen, mit Wohlgerüchen die Luft zu erfüllen, während in seiner Nähe Tonkünstler ihre Lobpreisungen des Einziehenden mit ihren Instrumenten begleiten, und vor ihm Jungfrauen auf seinen Befehl Blumen streuen, eine Vorbedeutung den kriegsöftrengen Macedoniern, die bald in der Ueppigkeit des staunenswerth prächtigen Babylon die Kraft des mühsalerduldenden Kriegers verlieren sollten. Der finster niedergeschlagene Blick der persischen Wache stimmt wenig zu dem leichtsinn der beweglichen Menge. Ein Krieger, mit einer Lanze bewehrt, das Gefolge des persischen Feldherrn anbeutend, schreitet in ehrfurchtsvoller Entfernung hinter Magäus.

Fünftes Feld. Magäus, der ohne einen Versuch zur Vertheidigung die Stadt dem Sieger von Arbela überliefert, zieht an der Spitze des feierlichen Empfangs mit seinen Kindern Alexandern entgegen, die Kleinen ermunternd, durch ihr Flehen das Herz des Gewaltigen zu rühren, zur Milde gegen die nun unbewehrte Stadt zu stimmen. Dem großmüthigen Ueberwinder trägt die Friedensgöttin selbst den Oelzweig des Friedens entgegen — es ist göttliches Walten in der Mäßigung des allgebietenden Siegers, aber auch göttlicher Lohn; die reichsten Gaben strömen aus dem Füllhorn der Friedensbringerin. — Da erscheint er selbst, Alexander, der ferne König, der Götterzüchtling. Kaum hemmt die rasche Nike, die Siegesgöttin, das gewaltige Viergespann des über Berg und Ströme, durch Wüsten und Reiche, über Schlachten und Sieg unaufhaltsam einherbrausenden Triumphwagens. In edler Männlichkeit, vorwärtsschauend, noch nicht übermüthig, noch nicht unerfättlich im Zerreißmmen der Reiche, nein, der Stimme des Friedens, dem Flehen der Unschuld Gehör gebend, feiert er mitten in seiner Machtfülle den höchsten Triumph — den Triumph der Selbstbeherrschung. (Rückwärts schauend auf die durchlaufene Bahn, auf die Gunst der Götter, aber auch auf die Getreuen, deren tapferer Hand er seinen Siegesruhm verdankt, stellt ihn eine spätere Ausführung dar.)

Sechstes Feld. Wohl zieht der König ein in die freiwillig übergebene friedliche Stadt, von Flehenden und Hoffenden empfangen, doch nicht unbewahrt. In Schlachtordnung folgt ihm das Heer. Gleich zur Hand sind ihm seine Wappenträger; die nicht einen einzigen Prunkschild tragen; selbst hat er ihn gelöst, selbst die Pfeile entsandt in Männerschlachten, auch den Speer geschwungen und öfter noch mit dem leuchtenden Schwert blutige Funken aus Feindeshelmen geschlagen. — Unmuthig, heute zum Triumph den Herrn nicht tragen zu dürfen, den einzigen, den es je gedultet, den es zu Kampf und Sieg geführt, bäumt sich Bucephalus, unbesänftigt durch die in den Mähnen schmeichelnde Hand des Führers, unbezwungen durch die Gewalt des zweiten Begleiters.

Hephästion, „auch ein Alexander" hat den besten Anheil an dem Triumph des königlichen Busenfreundes, wohl gebührt ihm die erste Stelle unter den Heerführern. — Doch im Rathe mag ihn Parmenio übertreffen, im besonnenen, bedenklichen, nicht im kühnen. So lenkt er sein Roß, vielleicht sorgend der Zukunft gedenkend, wohin der Siegesbrgezug noch der Achilleichen verleiten möchte! Doch gewiß nicht ahnend, daß er selbst als Opfer der Herrschsucht des Uebermüthigen fallen werde. — Dem Parmenio zur Seite erbeißt ein anderer der Feldherrn einen Untergebener Befehle; es mag wohl Amyntas sein. Das Mieß der lauernden Hyäne deckt sein Roß; es könnte auf den Verrath deuten, dessen nachmals der Meuterer verdächtig wurde.

Siebentes Feld. Der jüngere Führer, geborsam dem Befehl des Oberen, gibt schon seinem Streitbengst die Ferse in die Weiche, mit der Rechten es herumwerfend, um zum Gefolge des Heeres zurückzusprengen. Soll es Parmenio's noch einziger Sohn Philotas sein, der durch Aufruhr das Leben verwirkte, vielleicht dem Rathe des verdeckten Amyntas folgend? Nicht nur ihm selbst war der Heldentod versagt, auch seinen Vater riß er im Sturze mit sich. Oder erkennen wir Klitos, den Jugendfreund Alexanders in dem Jüngling, der zur Buße seines trotzigen Freimuthes von des, im Rausche sinnbethörten, Königs eigener Hand fallen wird? — Gruppen der Reiterei haben gerechten Anspruch, wie den Ruhm, so die Freude des Triumphes zu theilen, abgehärtete nervige Helden in lebhaft kriegerischer Haltung, in reigender Abwechslung der Bewegung von Roß und Reiter, nicht im monotonen Tempo des Parademarsches einherstrabend. Der letzte wendet sich um, erfreut, noch einen Freund im nachfolgenden Fußvolk zu begrüßen, den er vielleicht schon unter den Gefallenen gewähnt.

Achtes Feld. Im eilenden Schritt, ruhmeöfrendig, aber auch der verdienten Ruhe entgegenjauchzend, bewegen sich Abtheilungen des Fußvolks verschiedener Waffengattungen im Zuge einher. Der schwerbehelmte Schwertkämpfer, der leichte Bogenschütze, der Speerwerfer mit breitem gebuckelten Schilde, alle ahnen wohl die Freuden, die ihrer warten, aber nicht die Mühsale, die sie nach weichlicher Ruhe doppelt schwer ertragen sollen an den Strömen Indiens,

Digitized by Google

in den Stürmen des fernen Oceans und in der Sonnengluht der gebrosſichen Wüſte. — Von reicher Beute belaſtet, wankt ein Elephant im Zuge mit. Die kampfesfrohen Macedonier haben ſich Waffen vor Allem aus dem Raube erleſen. Aber auch des koſtbaren Würzkäſteins iſt nicht vergeſſen, das bei Alexandern nicht mehr des Darius Salben, ſondern den unvergleichlich köſtlicheren Schatz der Geſänge von Achilles und der Achaier Heldenthaten, in von Kriſtoteles durchgeſehener Handſchrift, bergen ſoll. — Welchem Schickſal geht wohl der gefangene perſiſche Sarap entgegen? Wird auch ihn Alexanders Großmuth, gleich dem unterwürfigen Maſäus und Bagophanes begnadigen? — Unter Palmen hervor kommen noch Nachzügler der Reiterei und des Fußvolks. Wem verkündet der Krieger die Thaten des Königs und ſeiner Völker? Iſt es ein Homer, der die Thaten des Helden beſingen ſoll?

Es iſt Thorwaldſen, der den Triumphzug Alexanders des Großen geſchaut und ihn verherrlicht hat in ſtumm beredtem Marmor nach mehr als zweitauſend Jahren. —

Wie ſehr der Künſtler, bei der Maſſenhaftigkeit des Stoffes, denſelben auch in dem Sinne bewältigt hat, daß er aus der Fülle des geſchichtlichen Vorbildes, mit dem er auch nicht entfernt in der Ausdehnung wetteifern konnte, das Bedeutſamſte charakteriſtiſch hervorgehoben hat, wird ſchon aus vorſtehenden Erläuterungen erhellen, noch mehr aber aus der eigenen Anſchauung, der es bei der nunmehr durch die Eröffnung des neuen Bethmann'ſchen Muſeums ſo erleichterten Gelegenheit überlaſſen bleiben muß, von den Vorzügen des Meiſterwerks im Einzelnen ſich zu überzeugen. Ohne näheren Fingerzeig entwickelt ſich Jedem die großartige Auffaſſung bei aller Einfachheit der Darſtellung, die ideale, der Antike nachkommende Naturtreue, die vorzügliche Behandlung des Nackten nicht minder als die Gewandungen, welche die verſchiedenartigſten Stoffe wiedergeben, doch ſo, daß augenblicklich die Nationalitätern am Hauptſchmuck, dem Schmuck des Haares und Bartes zu unterſcheiden ſind, zumal auch die Griechen nach den beſten griechiſchen Muſtern in ſtrengſter Treue des Coſtümes aus der klaſſiſchen Zeit des Phidias gehalten ſind.

Einmal, um dem Urtheile des Einzelnen nicht vorzugreifen, dann aber, weil wir uns zur öffentlichen Beurtheilung des Meiſters nicht berufen fühlen und überhaupt einer vorurtheilgebenden Kritik abhold ſind, die dem unbefangenen Genuß Eintrag thut, beſchränken wir uns darauf, die kunſtgeſchichtliche Bedeutung des Arrandertzugs hervorzuheben. Sie iſt ſchon darum eine außerordentliche, weil Thorwaldſen mit dieſem Werke die, ſeit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch Lorenzo Ghiberti bis auf ſeine Zeit herrſchend gewordene Manier der Reliefperſpektive verlaſſen hat und zur Weiſe der Alten zurückgekehrt iſt, womit er eine um ſo mehr bewunderte Einſicht in das Weſen der ächten Kunſt an den Tag gab, als bald nachher die durch Lord Elgin geretteten Friese des Parthenons zur allgemeineren Kenntniß kamen und dem richtigen Tacte des nordiſchen Phidias eine glänzende Beſtätigung gaben.

Während nämlich früher die Figuren des Basreliefs plaſtiſch rund, theils ſogar vollkommen von dem Grunde ſich abhebend, theils zur Hälfte, bisweilen mit vorſtehenden Extremitäten, aus demſelben herausreiten, ſo daß im Hintergrund Raum ward für perſpectiviſches Anbringen zweiter und dritter und noch weiterer Figurrn hintereinander, hat Thorwaldſen, den mehr ſymboliſchen Character des Basreliefſtriefes beachtend, die Figuren neben, nicht hintereinander geſtellt. Er hat ſie demnach weſentlich neu behandelt, indem er nur Eine Grundfläche, oder hier und da zwei, nur einmal drei Plane (an den Mauern Babylons) annahm, und die Figuren nicht etwa wie Durchſchnitte einer Statue, ſondern mit breiter Oberfläche, nicht halbrund, mit gerundeter Kante auf dem Plane angebracht, ſondern überall mit ihrer ganzen Fläche auf demſelben feſtſitzend, behandelt. So wird nirgends durch Schlagſchatten oder grelle Lichter die Harmonie des Eindrucks geſtört, ſondern überall gibt eine reiche, klare, dem Auge wohlthätige und doch ſich hinlänglich markirende Zeichnung dem Ganzen das Gepräge antiker Ruhe.

Im obendezeichneten erſten Artikel haben wir bemerkt, daß wir hier das Modell von Thorwaldſen's eigner Hand nach ſeiner erſten Durcharbeitung und Zuſammenſtellung beſitzen. Dieſes Basrelief, die urſprüngliche Schöpfung, unterſcheidet ſich von der ſpäteren Ausführung in Marmor (in Kopenhagen) nur dadurch, daß der dortige um 13 Fuß längere Raum eine Vermehrung der Gruppen nöthig machte, daher kamen ein mit Waarenballen belaſtetes Kameel nebſt Führern vor dem Fiſcher, einige Pferde bei den Geſchenken, drei Tonkünſtler hinter Maſäus, und einige Reiter zu dem macedoniſchen Heere neu hinzu. Auf der Villa Sommariva iſt die urſprüngliche Compoſition nur durch das Bild des Grafen Sommariva neben dem eignen des Künſtlers erweitert.

F. C.

In einem ungariſchen Eiſenbahnwaggon.

Gegenwärtig iſt es ein leichtes Reiſen in Ungarn im Bergleich mit früheren Jahren. Die Locomotive fliegt durch die Puſzta, und die Entfernung, welche früher gar keinen Maßſtab kannte, wird nun in Achtelmeilen zergliedert, und kann zwiſchen Tuch und Leder, oder auf nachtem Holz zurückgelegt werden. Wir überlaſſen die Tuch- und Lederkiſſen den Leuten, denen es nur darum zu thun iſt, weiter zu kommen. Wir wollen etwas vom ungariſchen Leben in's Auge faſſen, und da müſſen wir uns ſchon an die harte Holzbank halten.

Eine ſolche dritte Klaſſe gibt es aber in der ganzen Welt nicht wieder — nämlich was die Menſchen anbelangt, denn die Bänke ſind ganz komfortabel, bequemer ſogar als jene auf den deutſchen Bahnen.

Ein ungariſcher Eiſenbahnwaggon iſt eine Muſterkarte origineller Geſtalten. Jeder Paſſagier iſt da ein Typus und repräſentirt eine Gattung von Menſchen, die in ihrer Eigenthümlichkeit das nähere Beſehen wohl lohnen.

Da iſt zunächſt der Bauer in ſeiner breiten, leinenen Hoſe, mit dem rohen Schafspelz und dem ungeheuren Hute, deſſen Rieſenkrämpe einen Durchmeſſer von einem halben Schuh hat. Dieſer Hut erinnert an die mit noch hokoſſaleren Krempen verſehenen Bauernhüte der Gonna, dem fruchtbaren Ländchen in Mähren. Da der erſte Regen, der einen ſolchen Hut trift, hinreicht, die Krempe der Art zu biegen, daß ſie nach vorn und rückwärts in ſteiler, endloſer Abdachung niederfällt, ſo gewährt ein ſolcher Urbanak einen eigenthümlichen Anblick. Die vorn niederhängende Krempe des Hutes reicht bis an den Bauch und läßt ſomit das Geſicht ganz verſchwinden. Die rückwärtige Krempenabdachung macht den Rücken unſichtbar und gewährt nur einem Theile der unanſprechlichſten Körperpartie freie Ausſicht. Von einem ſolchen Urbauer ſieht man demnach, wenn er ſich aufrichtet und geht, nur den Hut und die zappelnden Füße. Auf der mittleren Höhe der Civiliſation ſteht der Bauer, der eine knappe rothe Hoſe, hohe Stiefeln, eine grüne Jacke und einen neuen, langhaarigen Filzhut trägt.

Dem Bäuerlein gegenüber hat ein Geiſtlicher Platz genommen. Es iſt ein Benediktiner im ſchneeweißen Talar, Bruſt und Rücken mit einem ſchwarzen Rieſenkreuze bedeckt. Der wackere Mann iſt guter Dinge, denn er geht nach Neſmil, wo der treffliche Neſmiler Wein wächſt. Sein Orden hat für eine Million Silbergulden eben die ungeheure Herrſchaft Neſmil erkauft, und ſchickt ihn nun dahin ab, um beim Inventariſiren behilflich zu ſein. Wenn wir uns mit dem geiſtlichen Herrn in ein Geſpräch einlaſſen, ſo erfahren wir bald, wie er Theolog geworden.

„Als ich nach abſolvirten Gymnaſialſtudien nach Hauſe kam", erzählt er uns, „war das erſte Wort meines Vaters, eines deutſch-ungariſchen Bauers: Alſo nicht wahr, du wirſt geiſtlicher Herr werden, Hanns? Ich kannte die ſchwache Seite meines Vaters

Digitized by Google

und wußte, daß er es für sein Leben gern sähe, wenn ich mich dem Priesterstande widmete. Ich habe auch immer Liebe für den geistlichen Stand gehabt, und wäre gewiß vom Herzen gern Theolog geworden, wenn ich nicht auf einem Balle ein liebes Mädchen kennen gelernt hätte, an welches ich immer viel zu oft dachte, als daß ich mich ohne Weiteres hätte bequemen sollen, meinem Vater zu Willen zu handeln. Erkennend, daß es falsch gehandelt wäre gegen den Altar, wenn ich mit einem von weltlichen Dingen angefüllten Herzen an denselben heranträte, sagte ich meinem Vater kurz und entschlossen, daß ich doch lieber die Rechte studieren würde. Die Rechte! schrie mein Vater exgrimmt auf, die Rechte? es ist gut! — Als ich am nächsten Morgen aufwache, finde ich meine Studentenkleider nicht mehr, die ich doch Abends zu mir neben das Bett hingelegt hatte. Anstatt derselben liegt die rothe Hose und der Schafspelz da, wie beides unsere Bauern zu tragen pflegen. Mit dem ersten Hahnenkrähen tritt mein Vater ein, und sagt barsch, auf die Bauerntracht weisend: Zieh das an, Hanns und komm ackern. Ich gehorchte, konnte mich aber nicht enthalten, nach den Stiefeln zu fragen, die ich nirgends sah. Ein Ackerknecht braucht keine Stiefeln, erhielt ich zum Bescheid. Zwölf Stunden sagte mich mein Vater auf den Stoppelfeldern herum. Meine Füße bluteten, ich konnte kaum nach Hause hinken. Am nächsten Morgen hieß es: Hanns, komm dreschen! Ich mußte den ganzen Tag dreschen, daß mir Arme und Hände schwollen. Unter solchen Umständen war meines Bleibens nicht länger im väterlichen Hause. Aber in der rothen Hose und dem Schafspelz konnte ich doch nicht in die Stadt laufen? Es galt also Stiefeln, Hut und Rock durch List zu erobern. Vater, sagte ich am folgenden Morgen, als ich beordert wurde, die reifen Birnen von den Bäumen abzunehmen, Vater, ich habe mir's überlegt, ich sehe ein, daß ich doch am besten thun werde, wenn ich deinem Willen folge. Laß mich also nach der Hauptstadt gehen, damit ich mich noch rechtzeitig zum Studium melde. Mein Vater war vor Freude selig, ich mußte sogleich vom Birnbaume herunterfeigen, erhielt Hosen, Rock, Hut und Stiefel und war wieder wie früher der liebe Sohn. Ich hatte aber nichts Eiligeres zu thun, als nach der Universitätsstadt zu gehen, und mich für die juridischen Studien rechtzeitig einschreiben zu lassen. Mein Vater wüthete, fluchte mir und enterbte mich — aber das Alles hätte mich nicht zum Theologen gemacht. Dazu war die Untreue meiner Geliebten nöthig, und als diese konstatirt war mir lag, besann ich mich nicht länger und verstöhnte den Vater, indem ich in den weißen Benedikinerhabit schlüpfte."

Im Winkel sitzt eng zusammengedrückt eine Beamtenfamilie. Das Haupt derselben gehört zu den halb Glücklichen und halb Unglücklichen, welche aus den deutschen Provinzen nach Ungarn „befohlen werden". Freilich kömmt dieser Marschbefehl immer in der Form eines Avancements — aber wie theuer wird die Beförderung unter solchen Umständen bezahlt! Man muß aus seinen gewohnten Verhältnissen heraustreten und unter großen finanziellen Opfern mit seiner zahlreichen Familie den Wanderstab ergreifen, und es ist ein unverkennbares Merkmal des subalternen Beamten, daß er eine zahlreiche Familie hat. Der melancholische Familienchef macht auch ein sehr trübseliges Gesicht, woran die unglückliche Regel de Tri, die er im Geiste auffetzt, Schuld ist. Wenn die Eisenbahnmeile pro Kopf zehn Kreuzer kostet, elf Köpfe vorhanden sind und hundertfünfzig Meilen zurückgelegt werden müssen: wie hoch belaufen sich da die Uebersiedelungsspesen? Unseren modernen Opferfeind schwindelt es, wenn er sich in diese fatale Rechnung versenkt, und er sucht lieber den Alp von sich zu schütteln, indem er die Gegend studiert.

Die Magd, welche die Familie auf die weite Wanderung mit sich genommen, weil die Sage geht, daß man in Ungarn keine dienstbaren Geister acquiriren kann, nimmt sich die Fahrt weniger zu Herzen. Sie schüttet in redseliger Laune ihr Herz gegen ihren Nachbar aus, und meint, sie sei ihrer Herrschaft nur nach Ungarn gefolgt, um sich ein wenig in der Welt umzusehen. Convenire ihr das Leben in Romasombat — so heißt der entsetzliche Ort, wohin die Familie wandert — nicht, so müsse ihr die Herrschaft die Rückreise vergüten.

Der Nachbar, dem diese Auseinandersetzung gilt, ist ein junger, kaum zwanzigjähriger Mann in einem zierlich fantasirten Anzuge, wie ihn die ungarischen Beamten tragen. Ein Dolliman mit tausend Schnüren, ein Kalpak mit hochaufstrebender weißer Feder und ein Krummsäbel: das ist die Uniform, die das rothwangige Bürschchen, das offenbar auch aus einer deutschen Gegend kömmt, recht gut kleidet. Aber warum sollte der junge Mann nicht nach Ungarn wandern? Er wird ja da mit einem Gehalte angestellt, den er in einer deutschen Provinz erst nach zwanzigjähriger, mühseliger Dienstleistung hätte ansprechen können. Freilich kommt er an eine Station, wo er mit einem ungeheizten Zimmer vorlieb nehmen muß, mit einem Zimmer, dessen Tapeten in einer braunen Lehmüberkleidung bestehen, so wie auch festgestampfter Lehm die Stelle des Parkets vertritt. Wenn er aus seiner Wohnung nach dem Bureau wandern will, muß er wasserdichte, bis an die Kniee reichende Stiefel anziehen, um die Sümpfe durchwaten zu können, welche sich da ausbreiten, wo in deutschen Städten das Trottoir zu sein pflegt. Aber für den mangelnden Comfort entschädigt ihn ein höherer Rang und ein glänzenderer Bezug.

Was dort im Winkel am Boden kauert, ist eine Zigeunerfamilie. Die Glieder derselben unterhalten sich in einer Sprache, welche selbst dem eingeborenen Magyaren ziemlich unverständlich klingt. Die Leute fühlen so sehr, wie wenig sich ein nomadenhaftes, romantisches Zigeunerblut mit einem Dampfwagen verträgt, daß sie es kaum wagen, sich auf die Bank zu setzen, sondern sich demüthig am Boden halten. Am Busen der braunen Mutter hängt der jüngste Sprößling, während der im Alter nachkommende in ein Tuch gebunden an ihren Rücken sich anklammert, und die übrigen Kleinen mit pechschwarzen, feurigen Augen neugierig in die Welt hinauslugen.

Man darf sich die Familie des Zigeuners nicht isolirt und Freundesbaar denken. Sie findet eine Ansprache an einem Bettler, der sich gleichfalls eine Station weiter ostwärts befördern läßt, um es tiefer im Lande mit seinem Handwerk zu versuchen. Aber welch ein Bettlerexemplar ist das! Ein deutscher Bettler würde an dem bloßen Anblick genug haben und sich entsetzen und bekreuzen, wenn er dieses Subjekt Collega nennen sollte. Von einem Kleide ist da kaum die Rede. Die Achsel und das Knie, der Ellenbogen und der Rücken drängt sich zwischen dem Conglomerate von tausend bunten Lappen hervor, die hier und da den Leib bedecken.

Die Frau, welche dort im Winkel lehnt, wendet sich mit einem gewissen Widerwillen von der grausigen Gestalt dieses Menschen ab. Wenn wir dieselbe näher betrachten, so finden wir, daß sie ein Glied jener Auswanderung bildet, welche gegen Ungarn hin seit einiger Zeit ihren Lauf nimmt. Es ist das eine Auswanderung der Industrie, die sich des bis dahin verwahrlosten Landes zu bemächtigen anfängt. Diese Frau zum Beispiel belehrt uns über die Bedeutung dieser Auswanderung, welche größer ist als jene, die mit Beil und Schaufel daran geht, den Erdboden zu bebauen. Schon als zwanzigjähriges Mädchen hatte sie die Bewilligung zum Krämerwaarenhandel erhalten. Diesen betrieb sie bis zu ihrer Verheirarung, in deren Folge sie nach einem anderen Orte übersiedelte. Der Handel ruhte, aber mit dem Familienwohlstande wollte es keinen erspießlichen Fortgang nehmen. Der Mann mochte nicht recht zugreifen, und die Folge seiner Bequemlichkeit war, daß der beklommenen Frau bald fünf Kinder zur Last lagen. Die besorgte Mutter wollte wieder zu dem Handel greifen, aber der Uebertragung der betreffenden Befugniß auf den gegenwärtigen Heimatort stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Ein Gesetz in Oesterreich beschränkt den Krämerwaarenhandel in den Ortschaften, wo förmliche Handlungen existiren in der Art, daß

Digitized by Google

daſelbſt keine Krämerbefugniß verliehen werden darf. Auf Andringen der Kaufmannſchaft, welche nachwies, daß der Ortsbedarf bezüglich der Krämerwaaren vollkommen gedeckt ſei, wurde die Frau mit ihrem Geſuch um Uebertragung der Krämerei entſchieden abgewieſen. Die ganze Exiſtenz der Familie ſchien bedroht, da raffte ſich die Frau auf und machte eine Reiſe nach Ungarn, da ihr ein inſtinktives Gefühl ſagte, daß in dieſem Lande für einen ſpekulativen Kopf etwas zu machen wäre. Und ſie legte die Reiſeſpeſen nicht fruchtlos aus. Ihrer Energie gelang es, ſich einen Ort ausfindig zu machen, wo man ſie mit offenen Armen aufnahm, dort etablirte ſie ihr Geſchäft und arbeitet nun raſtlos an der Erweiterung deſſelben.

Noch Manchen enthält der Waggon, der nach Ungarn geht, um daſelbſt ſein Glück zu machen. So jener rüſtige Mann, der, nachdem er in den deutſchen Ländern vergebens ein Unterkommen erſtrebte, nach dem Oſten Ungarns geht, wo er als Stationswächter auf einer der Eröffnung harrenden Bahnſtrecke ein Unterkommen gefunden; ſo auch jenes feine Bürſchchen, das die Mühe auf ſich nehmen will, junges Magyarenblut in die Anfangsgründe der Muſik einzuweihen und eine Stadt mit einem Muſikinſtitute zu beglücken, welche vielleicht bisher kaum eine Ahnung von Notenköpfen hatte.

Gundling.

Iſabelle. *)

Wie Mondenglanz in klarer Welle
So lieblich-ſchön war Iſabelle;
Ihr Auge glänzt wie durch die Nacht
Die wolkenloſe Sternenpracht
Und lächelte ins Herz hinein
Den Frieden und die Seelenpein.
Ein eigner Zauber webte d'rin
Und nahm gefangen Herz und Sinn,
In ſeinen Blicken kannt man leſen
Des Stolzes ſelbſtbewußtes Weſen
Und weicher war's ſo ſanft und mild,
Du ſahſt vielleicht ſein Ebenbild
Bei Hirſch und Reh, die, um zu weiden,
Auslauſchend durch den Hochwald ſchreiten. —
Aus ihrem dunklen Lockenhaar
Ergänzte lieblich, hell und klar,
Wie Bergſchnee aus der Alpenfirne
Die feinen, anmuthreichen Stirne;
Und in dem Gürtlein ihrer Wangen
Sah Lilien man und Roſen prangen,
Wie kaum der Himmel ſie verſchenkt
Wenn liebend er der Erde denkt.
Ihr Mund war aller Reize Quelle,
Denn klang der Worte ſüchtige Welle
So hell und klar, ſo voll und ſchön,
Wie Glockenklang auf Bergeshöh'n
Und weckte in dem Herzen tief,
Was drinnen ruhte, träumt' und ſchlief:
Die Andacht, die zum Himmel fliegt,
Den Glauben, der im Staube liegt,
Die Hoffnung die ſich feſtlich berhärt,
Wenn ſie bei ihren Sternen ſchwört;
Die Liebesluſt mit ihren Wonnen,
Die Liebespein am Thränenbronnen;
Geſang und Scherz, die luſt'gen Geiſter,
Den Schmerz, der Thräne Kerkermeiſter;
Die Zweifel, die um Lieb' und Leben
Die Unkraut ſich um Hirten ranken,
Wie Wolken um die Sonne ſchweben; —

Und dann den muthigen Gedanken,
Der Zukunft drohend Ungewitter,
Der Völkerfreiheit prächt'gen Ritter!
Und wie die Jäger, die der Wald
Als Königin verehren muß,
War ihre prächtige Geſtalt;
Sie ſchwebte auf dem kleinen Fuß
So feſt und ſicher, leicht und ſchnelle
Wie auf dem Felſen die Gazelle.
Kurz! Wer ſie ſah, der mußt geſteh'n:
Beim Himmel, dieſes Weib iſt ſchön!

* * *

Und dieſes Weib war mein, war mein!
Ich liebte ſie und ward geliebt;
O ſchönes Glück, geliebt zu ſein,
Das Schätze nimmt und Schätze gibt,
Die man mit voller Hand verſchwendet
Und deren Reichthum doch nicht endet;
O rubiös Glück, das in dem Lied
Der Völker aller Zungen lebet,
Das unſichtbar die Welt durchzieht
Und goldne Märchenträume webet,
Das Thränen lockt und Thränen ſtillt,
In Luſt und Frieden überquillt
Nicht enden und nicht ſterben kann —
Ich fühlte deinen Zauberbann!

* * *

Verſteh mich recht! Ich liebte ſie;
O einzig Wort der Poeſie,
Das von den Lippen Gottes klingt
Und das ihm nach der Seraph ſingt;
Das glühend aus der Himmel ſpricht
Wenn er ſein duftig Beautzegeſicht
Dem Frühling in die Hände legt,
Der's zu der Erde weiter trägt.
Ich liebte ſie — und nicht im Traume,
Nicht wie im grünzuſeln Raume
Die Sterne einig um ſich werben
Und ſtill den Tod der Sehnſucht ſterben;
Nicht wie die weichen Taubenherzen,
Die in das Land der Wünſche flüchten
Im Kampfe mit erträumten Schmerzen
Ein Heldenlied der Liebe dichten.
Nein! unſre Liebe kann im Leben
Von Täcken und Geſahr umgeben;
Sie ſehnte nicht die Wirklichkeit,
Sie bot ihr Lohn die Bruſt zum Streit;
Sie war kein Luſtbild, das die Fee
Morgana auf die ſtille See
Dem Fiſcher vor die Seele gaukelt
Bis er im Kahn des Wahnſinns ſchaukelt. —
Wir ſahen uns ſo manche Nacht
Von Gottes Ang' allein bewacht:
Hoch waren Mauer und Balkon
Doch höher noch der Liebe Lohn,
Den zu ergründen, zu ermeſſen
Das Herz ſich ſelber muß vergeſſen,
Ey' es ſo recht und eigt empfindet,
Wie eines ſich zum andern findet
Und aus der trüben Glut der Sinne
Die Flamme ſteigt der hell'gen Minne!
Fehlt's auch an Worten mir und Bildern, —
O laß die Seligkeit die ſchildern,
Die ſüßeſte, die jeder kennt,
Mit and'ren Namen anders nennt; —
Ja! Seligkeit liegt im Entzücken,
Ein ſchönes Weib ans Herz zu drücken,
Dem ſüßen Liebesworte lauſchen
Und Kuß um Kuß ihn' Ende tauſchen,
In träumen und den Traum genießen,
Beglückt zu ſein, da Thränen fließen,
Sein Glück mit ſtarkem Arm umfangen

*) Dies, ſowie das im vorigen Jahrgang Nr. 3. des Frankfurter Muſeums mitgetheilte Gedicht: „Spanien", ſind Bruchſtücke eines größeren ergählenden Gedichts.

Digitized by Google

Und doch vor dem Verjuhe bangen,
Darin zu schwelgen und zu wissen:
Es wird die einmal noch entrissen!
Und diese Furcht und dieses Bangen
Giebt Muth nun Dauer dem Verlangen,
Dem Glücke nimmt's die Sicherheit

Und führet ihm die Ewigkeit!
Ja, es erhöht sich, wenn die Welt
Ihm ihrer Angst Netze stellt
Und uns umbrünte die Gefahr,
Da heimlich unsre Liebe war!

Fr. Forkel.

Feuilleton.

— **Das Bethmann'sche Museum.** Am 28. Mai ist das neuerdings Freiherrlich von Bethmann'sche Museum vor dem Friedbergerthor dem Zutritt des Publikums mit derselben Liberalität eröffnet worden, welche bis dahin seine Schätze den Freunden der Kunst am früheren Ort der Aufstellung zugänglich machte. Zur würdigen Einleitung wurden die beiden regierenden Herren Bürgermeister von Herrn von Bethmann als erste Besucher des neuen Kunstempels empfangen; ein darauf folgendes Festmahl in der geschmackvoll decorirten Orangerie vereinigte das gesammte Bauperfonal, Gelehrten, Künstler, 120 an der Zahl, um den Bauherrn. Das Museum ist im einfachsten Style in Form eines Octogons gebaut, von Oben beleuchtet, die Wände mit Marmorstuck und der Grund für die Figuren mit einem Anstrich von pompejanischem Roth bekleidet. Der Totaleindruck ist ein überraschender und imposanter. Außer der Ariadne und dem Alexanderzug finden wir hier wieder die bereits bekannten Pfyche der Knirler, die sehr scharfe Wiederbetrachtungen der Originale besonders Werth haben. Wie man weiß, wurde bei vielen derselben von Napoleon dem Ersten die besondere Genehmigung zur Abformung ertheilt. Durch Aufstellung dieser herrlichen antiken Kunstwerke widerlegt sich somit thatsächlich das Gerücht, daß dem Bethmann'schen Museum eine vorherrschende Richtung für die neuere Sculptur gegeben werden solle, die doch gewiß keinen auch nur annähernden Ersatz für jene bietet, es müßten denn Schöpfungen wie Ariadne in Pfau und Leopardsjagen, auch sonstwo dieser so eine Schwere Aufstellung gefunden haben, wie sie dem neuen Bethmann'schen Museum der Fall ist. Der Gewinn dieses seltenen Kunstwerks neben der herrlichen Ariadne darf als ein neuer Beweis von der fortdauernden Munificenz einer hervorragenden Familie betrachtet werden, die nicht blos sich selber dadurch ehrt, sondern auch ihren Mitbürgern einen hohen Kunstgenuß, ihrer Vaterstadt eine neue dauernde Zierde bereitet, deren sich wahrlich nicht viele Städte von ihren reichen Bürgern rühmen dürfen.

— **„Die Auferstehung Christi“**, das neueste Oelbild von Veit, Eigenthum des Kunstvereins, gibt den Kunstfreunden unserer Stadt Anlaß zu vielen Verhandlungen, die in kleinerem Maßstab an jenen Meinungskampf erinnern, welcher sich im Anfang des vorigen Jahrzehents um Overbecks Triumph der Religion erhob. Die näheren Anhänger der Schule haben nur Worte des Lobes; andere, namentlich jüngere Künstler finden die Art, wie man ein solches Werk über neuere Leistungen hinaushebt, ungerechtfertigt, zu vertragen. Suchen wir, statt alles Aufgebotes von Lob- und Tadelworten, uns über die Stellung der Sache klar zu machen. Die Gegner des Bildes behaupten, daßselbe werde, wenn es den Namen eines unbekannten jungen Mannes an seiner Stelle trüge, keinen Lobredner gefunden haben; der ehrende Name des Meisters aber schaffe ihm Anerkennung. Den letzteren Umstand finden wir ganz in der Ordnung. Der Kenner, der vor ein neues Bild von Veit tritt, erwartet seine Bravour der Farbentechnik. Er weiß die Epoche zu schätzen, in welcher die Schule auftrat, zu deren Häuptern er gehörte. In jener Zeit galt es, der geistlosen Meisterei und dem akademischen Schönheitsgegenbetrauerten. Die Innigkeit der Auffassung, durch Kunstfeiler Anderen unterschätzt, mußte zur Geltung kommen; nicht eitle Meisterschaft, sondern Gemüthstiefe sollte aus von der Leinwand anfrrechen. An die Anfänge der altdeutschen und italienischen Kunst, nicht an die Zeiten einer profanirten Fertigkeit knüpfte sich dieses Bestreben an. Was man zuerst spottend über Overbeck gesagt hatte, daß er wie Giotto male, wurde später als ehrende Bezeichnung in Anspruch genommen. Die schöne Glut der Begeisterung, welche dies Streben beseelte, war selbst in ihrer Einseitigkeit achtungswerth. Ohne sie wären Innigkeit und Naturfinn, einfache Größe und Volksthümlichkeit nie wieder in unsere Kunst eingekehrt. Nun sind diese Zeiten vorüber; sich der Kunstvortheile zu begeben, einseitig durch Auffassung und Gruppirung wirken zu wollen, — was bei jenen Männern achtbar war, — wird bei ihren Jüngern zur Verkehrtheit, so zur innern Unwahrheit, zur Affectation. Immerhin aber wird der Kunstfreund mit Pietät vor Beits Gemälde treten; er wird sich an der reinen Zeichnung, an dem Lächeln durch Thränen, das die Gestalt der Mutter belebt, erfreuen. Er wird um der Vorzüge willen, die unsere Kunst retten hassen, die Mängel übersehen. Von diesem Standpunkt aufgefaßt, hat auch das Museum bereits einige, und der Zeher eines tüchtigen Künstlers kommende Zeilen warmer Anerkennung gebracht. Einseitig aber dürfte dieselbe nicht werden. Wenn völlig unkundige Beschauer, auf den berühmten Namen und auf gehörtes Lob sich verlassend, vor dem Bild in Entzücken verfinken, ohne Ahnung, daß jenes Lob mehr auf historische Voraussetzung sich gründet, als auf den Grad des gebotenen Genusses: so mag man darüber lächeln und sich durch die Lecture eines Kapitels in Prümels Kunstlexicon sich den Aerger hinein. Anders wird die Sache, wenn irgend Jemand mit hohen Ansprüchen und hämischen Seitenblick auf Künstler, die sich redlich um tüchtige Ausführung bemühen, die Auffassung Mosse als ein Werk höherer Art und Würde bezeichnet. Da trgt sich nicht mit Unrecht das moderne Blut, das doch auch seine Berechtigung hat. Man fragt sich, ob die Wirkung des Bildes nicht durch eine einfache Zeichnung reiner und intensiver zu erreichen war; man beseht die Färbung etwas näher und findet das Gelechter schwächer als es gewöhnlich auch bei Veit ist; man sieht in dem kleinen Modell mehr als in dem großen, conventionell schönes Kind. Man wirft nun gar einen Blick auf die Landschaft und sie zeigt sich leider dürftig bis zum Schülerhaften, besonders wenn man der eminenten Kenstlerität gedenkt, welche sein einem Menschenalter in der Darstellung orientalischer Scenerie gemacht worden sind. — Mein, dem Sieger der Vergangenheit alle Ehre, aber man mißbrauche seinen Namen nicht als Parole gegen die Ringer der Gegenwart, dem wenn ein Kampf entstanden, so werden die Todenden Recht behalten. Eine Ehrenrückstand, die wir einem Lieblinge der neuen religiösen Kunst von ganzem Herzen gönnen, wird ihren Schleppträgern nicht zu Theil. Möge Keiner derselben sich darauf verlassen, daß man seinen Mangel an Fertigkeit für Ueberfluß an Gemüth halte. Schon Goethe erklärte sich gegen das Einseitige und Uebrschwenglliche der Schadow-Overbeckschen Nachzügler mit einer bei ihm seltenen Deftigkeit; er schätzte sein Partiarchenhaupt durch das Unwesen mißmuthiger als er sonst pflegte. Seine Autorität dient hier, wie überall, demjenigen zum Schilde, der es wagt, gesund und besonnen zu urtheilen.

— Die Gemeindebriefe in dem benachbarten Sossen wird in den nächsten Tagen durch ein schönes Altarbild von Otto Donner geschmückt werden. Aus einer passenden, von dem Künstler selbst angegebenen Umrahmung tritt ein segnender Christus hervor; das evangelische Motiv: „kommt zu mir Alle die ihr mühselig und beladen seid“ spricht uns deutlich und ohne Zwang aus der ruhig-würdigen, verständigen Composition an. Eine edle, dem gesuchten Effect abholde Richtung, eine Innigkeit, die nicht Wohlgemeintheit wird, dazu ein liebevolles Studium und Sachkenntniß in der Ausführung machen das Bild zu einer sehr achtbaren Leistung. Es ist von einer Frankfurter Dame für den immer mehr aufblühenden Badeort gestiftet worden.

— **A. Trendelenburg.** Mitte im Gesänt der theologischen Parteien, an welchem nun auch Dr. Dr. Schenkel Antheil zu nehmen sich gut gefunden hat, und behändig umrauschst von kleinen Schriften, welche den Titel führen: „Stadt voller Bunten“, „Bunten gegen Stadt“, „Für Bunten wider Stadt“, machen wir alle Leser dieser Blätter, welche sich eine Zeitung nicht zu Nutzen führenden Zänkereien vergessen wollen, auf ein Buch aufmerksam, welches den Titel führt: Historische Beiträge zur Philosophie, von A. Trendelenburg. Berlin 1855. Der durch seine „logische Untersuchungen“ und durch seine Streitschriften „über die logische Frage in Hegels System“ rühmlichst bekannte Verfasser bietet uns „in einer Zeit, in welcher sich, wie es im Vorworte sagt, rohe Empirie und rechtgläubige Theologie in einem verderblichen Bunde zusammenthun, um die Philosophie für abgethan zu erklären“, unter mehreren Abhandlungen, welche sich mit Leibniz beschäftigen, drei sehr gehaltvolle Abhandlungen: Ueber den letzten Unterschied der philosophischen Systeme. —

Digitized by Google

Ueber Spinoza's Grundgedanken und dessen Erfolg, und Nothwendigkeit und Freiheit in der griechischen Philosophie. Ein Blick auf den Streit dieser Begriffe.“ Es ist völlig überflüssig, etwas zum Lobe dieser trefflichen Arbeiten zu sagen. Der Name des Verfassers, der das Recht dazu begründet hat, um das Hegel'sche System in Deutschland zu stürzen, und zwar durch gründliche, eingehende Untersuchungen, und der Hegel'schen Philosophie und gründlichste Kenner des Aristoteles in unserer Zeit ist, ist ein geehrter Name bei allen Freunden der Philosophie, welche mit ihm übereinzig sind, „daß der Gedanke vor der Kraft stehe, so daß die blinde Kraft für sich nicht das Ursprüngliche ist, sondern der Ausfluß des Gedankens.“

— Die Denkwürdigkeiten von Georges Sand sind die auf zwanzig Bände angewachsen; sie treten nun als vollendetes Werk vor das Publikum, dem sie bisher soll wie ein Feuilleton-Roman abgerissen vorgelegt wurden. Frau Dudevant beginnt die Geschichte ihres Lebens mit dem Kurfürsten von König Friedrich August dem Starken, der der Großvater ihres Großvaters war; sie nannt vom Marschall Moritz von Sachsen ab. Erst im sechsten Bande der Biographie kommt sie zur Welt. „Das Schicksal, den Mutterschooß zu verlassen, sagt sie, traf mich am 16. Messidor des Jahres XII der Republik (also am 5. Juli 1804); genau einen Monat nach dem Tag, an welchem meine Eltern sich unauflöslich verbunden hatten.“ Ihr Vater war damals sechsundzwanzig, die Mutter dreißig Jahre alt. Die nächsten fünf Bände behandeln ihre Kindheit bis zum dreizehnten Jahr; den Vater verlor sie früh, Mutter und Großmutter stritten sich um die Sorge für ihre Erziehung. Den liebenswürdigsten Theil des umfangreichen Werkes bilden die zwei Bände (12 und 13), worin sie ihr glückliches Leben im Kloster der englischen Fräulein schildert. Im fünfzehnten Band wird ihre Vermählung mit dem Marquis Dudevant, im folgenden ihre Trennung von demselben erzählt. Bis zu diesem Zeitpunkte schildert sie sich ruhig, frei von Anfeindung, träge von Begriffen. Namentlich auf den letzteren Umstand kommt sie oft zurück; sie habe, erzählt sie, niemals viel Geist gehabt und sei namentlich ohne alles Gedächtniß, daher unwissend; ihr Gemahl habe sie seine Ueberlegenheit fühlen lassen und als eine dumme Person behandelt. Sie verlebt ihn, um in Paris, in einer Mansarde am Quai St. Michel, ein „Gamin-Leben“ zu führen; sie erscheint in den literarischen Kreisen umgeben mit dem Nimbus, den sie selbst in ihren ersten Romane, sie entwickelt neue soziale Anschauungen und erlangt eine Stellung in der Weltliteratur. Aber gerade diesenige Epoche, in welcher sie, berühmt und einflußreich, ihr Zeit mächtig bewegen half, ist in den Memoiren am knappsten behandelt. Jedenfalls spricht dieser Umstand zu ihren Gunsten. Er beweist, daß jenen Aufsinnen ihrer Vorgeschichte nicht, wie die Tadelsucht meinte, aus Eitelkeit oder gar aus Gewinnsucht hervorging, sondern auf einer Grundansicht beruhte. Diese spricht sie selbst in den Worten aus, daß unsere Lebensthätigkeit nur zum Theil unser Werk, in höherem Grad aber ein Ergebniß der Voraussetzungen, da der Naturbedingungen ist, unter welchen es verlebt wird.

— Die in Nr. 18 angekündigten Goethe'schen Wörter sind keineswegs, wie Kobebue's Anhänger meinten, willkürlich erfunden. Ueber aufdröseln findet man in der neuesten (vierten) Ausgabe von Schwenck Wörterbuch folgenden Aufschluß: „eigentlich aufreißen, einen Faden durch Drehen auflösen; drieseln von drehen; der Driesel, eine Scheibe, Rolle, Wirbel.“ Weigand (Schmitthenner) bezeichnet das Wort aundröchlich als bei Goethe mehrmals vorkommend; derselbe führt aus Stolmeisel Reise den Vers an: „daß nicht ein Mädchen dann und wann ein abgetriefelt Fäßchen finde.“ — Gäßlich, in Thüringen ein landesüblicher Ausdruck, findet sich bei Weigand nicht; bei Schwenck heißt es: „gählich, braunn; goth. gatils, f. v. a. tüglich, auf eine flugsame Art; zu galten, verbinden gebräu.“. Auch in L. Diefenbach's gothischem Wörterbuch wird es durch acrig erklärt. Andere goethesche Ausdrücke, die man als willkürlich geschaffene Naturlaute tadelte (wie Prad, quammig, quarpig und mehrere) sind ebenfalls nach ihren deutschen Analogie zu erklären.

— Johann Eleberger, Ludwig Simon von Trier sagt in seinem Buche: Aus dem Exil. II. 134: „Der Name kommt auf dem rechten Rhone-Ufer häufig vor, jenseits des Bergzugs, ein flottlicher Gasthof auf diesem letzteren führt denselben Namen: Hôtel des Berzeues. Dieses Wort ist offenbar (?) nichts anders, als die französische Erscheinung unsres Wortes: Berge, weil man von hier aus die Berge am Osten sieht.“ — So zuversichtlich diese naive Ableitung auftritt, so ist sie doch natürlich vollständig falsch. da Genf nie deutsche Grundherrschaft besessen. Wir wollen etwas näher auf diese Benennungen eingehen, da sie sich an den Namen eines deutschen Ehrenmannes im Ausland knüpfen, dessen Andenken, wie dies Beispiel zeigt, weniger bekannt ist, als es zu sein verdiente. Die oben erwähnten Lokalitäten sind benannt nach einem Deutschen, Johann Eleberger, der im 16ten Jahrhundert in Genf und Lyon reich begütert war und sich ausgezeichnete durch seine Bescheidenheit und seine Wohlthätigkeit. Ueber sein Leben wissen wir Folgendes: Eleberger (eigentlich Kleeberger) stammt aus einer 1500 von K. Max I. gradelten ansehnlichen Nürnberger Familie, kam durch seine Verbindungen mit der von Imhoff'schen Familie nach Lyon, wo vielfache eine Handlung fand, errichtete dann 23 Gerst. 1528 in Nürnberg sich mit Felicitas, der 1497 geborenen ältesten Tochter des berühmten Willibald Pirkheimer, und nach deren Tode zum zweitenmale am 19. Februar 1535 in seinem fünfzigsten Lebensjahre mit Frau Pelonne de Bonzie aus Doornit in Flandern. Er wurde 1545 Schöffe (Echevin) von Lyon, starb am 6. September 1546 in seinem 61. Jahre und wurde, seiner Bestimmung gemäß, einfach in der Kirche Notredame de confort begraben. Sein Stamm erlosch mit seinem Sohne Gerhard, der 1536 geboren war. Eleberger besaß in Genf einen großen Garten an der Stelle der nach ihm genannten Lokalitäten; in Frankreich 14 Herrschaften, außerdem große Schöpe an baarem Geld, Silbergeschirr und Kreditbriefen. Dem König Franz I. half er mit großen Summen aus und wurde von ihm zum Kammerherrn ernannt. Nachdem er schon bei Lebzeiten große Wohlthaten gespendet, vermachte er in seinem Testament dem Versorgungshaus in Lyon eine Rente zu bestimmte Summe, daß es als dessen eigentlicher Gründer zu betrachten ist, außerdem bedachte er die Armen von Lyon, von Genf, Bern, Zürich, Ulm, Augsburg, Straßburg ꝛc. Das dankbare Volk von Lyon errichtete ihm auf dem Ufersdamm von Bourgneuf eine einfache Bildsäule von Holz, ein vergängliches Denkmal, das aber drei Jahrhunderte hindurch, so oft es durch die Unbilden des Wetters gerissen war, von der handarbeitenden Klasse erneuert wurde. 1842 bildete sich in Lyon ein Verein, um ihm ein würdigeres Denkmal zu setzen, welches am 19. Sept. 1843 enthüllt wurde. Dies war die Veranlassung zu archivalischen Forschungen über diesen Mann, deren Hauptergebnisse wir so eben mitgetheilt haben. Noch müssen wir einen edlen Zug erwähnen, der sich an seinen Genfer Garten des Clebergnes anknüpft. Jene Besitzung lag oberhalb der Mühlen, welche einem sehr verdienten Manne gehörten, dem Syndicus Besançon Hugues (1518 Gesandter in Freiburg, 1525 in Bern, † 1532), der seine Kraft und seine Habe dem Ziel opferte, die Freiheit und Unabhängigkeit seiner Vaterstadt Genf durch Bündnisse mit Bern und Freiburg gegen den Herzog von Savoyen zu sichern. Zum Zweck dieser Verbindungen war er häufig abwesend und ließ seine Güter durch Angestellte verwalten. So geschah es, daß über Mauerbanten, welche Eleberger angeordnet und die die Mühlen Besançons beeinträchtigten, ein Streit entstand, wobei die brute Besançons zur Selbsthülfe schritten und Eleberger's Bruder beinahe erschlagen hätten. In seiner Bestürzerbestreit über die geschehene Gewaltthat erklärte Johann Eleberger indes, daß er aus Achtung vor der Bürgergroßen Besançons auf sein gutes Recht verzichte, und wenn sein ganzer Garten vom Strom weggerissen würde, „denn ich will sein Diener und Freund sein, er mag wohlen oder nicht.“ — Eleberger's Bildniß von A. Dürer ist im Belvedere bei Wien. Nachrichten über ihn findet man in Strickers Germania 1848. II. 179 und Nachtrag von Prof. Waßmann 1849. III. 252. Morgenblatt 1850. Nr. 25 — 27. Précis historique sur Jean Cleberger, surnommé le bon Allemand et vulgairement appelé Thomme de la roche. Lyon 1842. 4°. Cauf der Frankfurter Stadtbibliothek). Grenus, fragmens biographiques et historiques, Genève 1815, aus Grenus, fragmens historiques sur Genève avant la réforme. Genève 1823.

— „Wie es Euch gefällt, ein Lustspiel von Shakespeare, französisch bearbeitet von Georges Sand“ scheint sich auf dem Theater Francais nicht halten zu können. Die Eigenthümlichkeit der genialen Uebersetzerin tritt darin wenig hervor, noch weniger aber die Eigenthümlichkeit Shakespeares, mit dem sie sehr gewagte Umänderungen vorgenommen hat. Daß die liebenswürdige Celia in rasch dem rauhen Oliver die Hand reicht, ist wohl Jenem auffallend; wenn aber Mme. Dudevant sie ebenso rasch mit dem melancholischen Jaques vermählt, so hat sie nicht Viel gebessert.

— Fr. Dammer aus Nürnberg, der Uebersetzer des Hafis, verweilt gegenwärtig in Frankfurt und veranstaltet, wie wir hören, einen Cyclus von Vorlesungen philosophischen Inhalts.

— Eine Steinschrift in der Burg Weinsberg.

Auf einen Stein der Burg der Weibertreue
Schrieb Einer, (wohl in seines Herzens Reue):

„Getragen hat mein Weib mich nicht,
„Aber — ertragen.
„Das war ein schweres Gewicht,
„Als ich mag sagen.

Jedwedem fällt der Stein dort in's Gesicht;
Die Männer schnell an ihm vorübergehn,
Die Frauen aber bleiben bei ihm stehn.

Justinus Kerner.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den örtlichen Postaufschlag.

№ 23. Frankfurt a. M., den 7. Juni 1856. II. Jahrgang.

Inhalt.

Augustin Thierry. I. Von Th. Creizenach.
Die Theater in Rom.
Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. Von J. V. Scheffel.
Zwei Dichterinnen. Von A. B.
Rodomonte. Gedicht von Louise Büchner.
Feuilleton: Norddeutsche Gemütlichkeit. — Retrolog. — Der Potsdamer Verein für deutsche Sprache. — Beschreibung des Comet Wetterello von G. London. — Kein Civil-Verbrennungsfeuer in England. — Rosen aus Eichen. — Bürger's Molly u. s. w. u. s. w.
Philosophische Distichen.

Augustin Thierry.

I.

Das schönste Ergebniß des geistigen Umschwunges, der in den zwanziger Jahren die französische Literatur ergriffen, ist die Reform der Geschichtschreibung. Ihr berühmtester Vertreter, der seiner Aufgabe am treuesten blieb, der zugleich im Volk am tiefsten wurzelte und in der Forschung das Höchste leistete, ist dieser Tage heimgegangen: der edle, schwergeprüfte Augustin Thierry. Er bildet, wie kein ihn überlebender Schriftsteller, einen wesentlichen Theil des französischen Nationalruhms. Die Stellung, welche sein ehrwürdiger Name in der Geschichte der Geistesbildung einnimmt, versuchen wir dem deutschen Leser im Zusammenhang mit verwandten Bestrebungen anzudeuten.

Auch in unserem Vaterland ist die romantische Bewegung weit mehr für die Wissenschaft als für ihr nächstes Gebiet, die Dichtung, von nachhaltigem Einfluß geblieben. Sie lehrte uns den Werth des Rechten und Volksthümlichen, das an heimische Vorzeit anknüpft, erkennen. Sie gab namentlich der Sage ihre Bedeutung zurück und ließ dieselbe als Spiegelung der ungeschriebenen Geschichte hervortreten; aber als eine Spiegelung, deren Grundlage die Volksnatur ist und deren Gebilde demnach mehr innere Wahrheit hat, als der Bericht einer von willkürlichen Neigungen geführten Feder. Sie knüpfte das Band, welches die fantastische Götterlehre und die bunte Landessitte mit der trockenen Chronik, ja mit den Satzungen des bürgerlichen Rechtes verringt. Selbst den breiten Strom der Tagesgeschichte sucht sie, bevor die Wogen sich völlig ineinander mischen, aus seinen Quellen zu erklären. In dieser Auffassung der Geschichte gewann das Naturwüchsige seinen Werth und die Größe des Einzelnen wurde um so höher angeschlagen, je mehr er der Ausdruck und Vertreter seiner Gemeinschaft war. Die Ueberschwenglichkeiten eines Novalis und Friedrich Schlegel erscheinen verzeihlich, wenn man bedenkt, daß ihre Anregung uns Männer wie Jacob Grimm, Luden, Lachmann, Niebuhr heranziehen half.

In Frankreich war das Verhältniß ein ähnliches. Was man seit Bolingbroke philosophische Geschichtschreibung nannte, war zu einer geistlosen Verwirrung der Maßstäbe ausgeartet. Bei völliger Mißachtung des geistigen Kernes wurden Länder und Zeiten nach den Verhältnissen des achtzehnten Jahrhunderts beurtheilt. Agamemnon erhielt die Bedeutung eines indianischen Häuptlings, Nestor in Pylos war ein Dorfschulze und zwischen Karl dem Großen und Dschingischan war der Unterschied nicht besonders groß. In Deutschland konnten wir, als hoffentlich letztes großes Beispiel ähnlicher Verkehrtheit, eine Reihe von Urtheilen aus Rotteck's Weltgeschichte anführen; sie sind um so tadelnswerther, als der Sinn für ächte historische Färbung bereits durchgedrungen war. Ausfälle, wie Rotteck sie z. B. gegen Alexander den Großen richtet, zeugen in der That von einer kläglichen Stumpfheit, wie sie bei den Nachtjüngern Voltaire's nicht selten vorkommt. Ein besonderer Zug dieser Geschichtschreibung ist die Bevorzugung der unterworfenen Parteien in der Weltgeschichte. Sie stellt sich nicht nur auf die Seite Montezuma's gegen Cortez, sondern sie nimmt geradezu die mexikanischen Greuel gegen das Christenthum in Schutz. Sie interessirt sich für Zoroaster gegen Mahomed und für diesen gegen Christus. Sie beklagt, daß Porus nicht den Alexander besiegt hat und daß der römische Mars nicht dem karthagischen Moloch erlag. Man kann diesen Trieb mit der großmüthigen Richtung des achtzehnten Jahrhunderts, welches sich der Unterdrückten annahm, in Zusammenhang bringen; aber von dessen geschichtlicher Fassungskraft gibt er kein besonderes Zeugniß.

Unter Napoleon wurde die Geschichtschreibung durch ein neu eintretendes Moment verfälscht. Der Wunsch, in centralisirten und das Individuelle in Allgemeinheiten aufgehen zu lassen, übte auch auf dieses Gebiet seinen Druck. Er entsprach dem Geiste der Franzosen, namentlich demjenigen, der in ihrem Unterrichtswesen herrscht. In ihren Lehrbüchern der Geschichte ist Klarheit und Uebersichtlichkeit das erste Erforderniß, welchem sich sogar die Thatsachen fügen müssen. Was auswendig gelernt werden kann, wird im Unterricht für das Wichtigste gehalten; Abtheilungen werden scharf hingestellt, wo im wirklichen Lauf der Dinge höchstens ein Uebergang stattfand. Für die Schule hat diese einseitige Betrachtung offenbar ihren Werth. In Deutschland verfahren die Lehrer meist geistvoller, freier und vielseitiger; aber sie verfallen leicht in den entgegengesetzten Fehler. Neue Ansichten bringen bei uns zu rasch aus dem Gebiete der Forschung und Kritik, auf der Werkstätte in die alltägliche Uebung ein; das Material, das wir im Unterricht überliefern, wird leicht bei uns zu beweglich, wie bei den Franzosen zu starr.

Aber was beim Lehren der Elemente heilsam sein kann, das wird, wo ein Kunstwerk geschaffen werden soll, zum Hinderniß. Die Abgrenzung und Reihenfolge ist in der Geschichte Nothbehelf, wie die scharfe Linie in der Malerei. Ihr eigentliches Leben besteht in der freien Bewegung, im Hervortreten seiner Motive, welche sich dem Schema nicht so leicht fügen. Dies eigentliche Leben war aus der historischen Wissenschaft in Frankreich ganz und gar entschwunden.

Digitized by Google

Faßlichkeit des Stoffes, Glanz in der Einkleidung war das Einzige, was man erstrebte. Die Thatsachen von Pharamund bis Napoleon boten den Gegenstand zu pomphaften Spitzbungen; man nannte wohl den ganzen Zeitraum „die vierzehn Jahrhunderte der Monarchie.“ Der Unterschied der Zeiten gab sich fast nur in den Jahreszahlen kund; an Charakteristik der Epochen, an Lokalfarbe wurde nicht im Entferntesten gedacht. Nach einer bekannten Anekdote hat einmal ein Geschichtslehrer gefragt: „was thun die Fürsten von Hohenlohe?“ Und die Antwort war: „Sie theilen sich in Linien“. So thun die Völker und Stämme in jenen Büchern Nichts, als daß sie erobert, getrennt und wieder vereinigt werden.

Mezeray gestand geradezu, daß er es nicht nöthig finde, sich mit den Quellen zu beschäftigen. Velly versuchte einen Einblick in dieselben, aber nur um jede Notiz, die er benutzte, in den Romanstyl seiner Zeit zu übertragen. Bei Gregor von Tours z. B. las man: „Childericus, da er übermäßiger Ausschweifung hingegeben und beim Volke der Franken König war, begann deren Töchter gewaltsam (stuprose) zu entführen.“ Velly verschönert diesen Satz folgendermaßen: „Childerich war ein Fürst, der für Abenteuer gemacht schien, der hübscheste Mann in seinem Königreich. Er war voll Geist und Muth; aber da er mit einem nur zu gefühlvollen Herzen geboren war, überließ er sich der Liebe allzusehr. Dies war die Ursache seines Falles. Die französischen Edlen, für die Schmach ebenso empfindlich, als die Frauen für Childerichs Reize, verbanden sich zu seinem Untergang.“

In derselben Zeit, wo die Völker auf den Trümmern von Napoleons Weltherrschaft ihre eigene Herstellung feierten, wo Dichter und Künstler sich gegen einen veralteten Formalismus erhoben, entwickelte sich in Frankreich auch eine neue Betrachtung der Vorzeit. In dem Bemühen, das Geschichtsleben inniger und tiefer aufzufassen, ist einige deutsche Wahlverwandtschaft nicht zu verkennen. Die mächtigste Anregung ging in beiden Ländern von der Poesie aus; in Frankreich kam noch besonders die Reiseliteratur hinzu. Chateaubriand hatte den Ruhm, in Atala und Renés seinen Landsleuten eine fremdartige Umgebung voll Realität und gleichwohl dichterisch vorzuführen. Noch weit tiefer ging der Eindruck seiner „Martyrn“, worin er die Aufstörung der alten Welt und die Geburt einer andern mit allem Reize dramatischer und psychologischer Kunst schilderte. Die jetzigen katholischen Romanendichter in England, Kardinal Wiseman (Fabiola) und Newman (Kallista) sind, obwohl sie ihn an Kenntnissen übertreffen, doch als seine Vasallen anzusehen. Das dritte und vierte Jahrhundert, also eine Epoche, die man bisher in den Schulbüchern als sterile und infructueuse kurz abgemacht hatte, erschien hier wie durch einen Zauberstab erweckt, reich an hohen Kämpfen und innerem Leben, durchdrungen von der Kraft eines Geistes, den man nicht in Regentenlisten bannen und nicht in Jahreszahlen festhalten konnte.

Gleichzeitig wurde von anderer Seite her eine Reform der Geschichte versucht. Man empfand das Bedürfniß, in den Ereignissen Plan und Entwickelung nachzuweisen. Bis zur Revolution hatte das System Bossuets gegolten, der eine Erziehung des Menschengeschlechts im katholischen Sinn als den Grundgedanken der Geschichte annahm. Diese Ansicht wurde von Neuem wieder aufgenommen; doch kam sie gegen die Einwirkung des Humanismus und der neuen Philosophie nicht auf. Herder war auch in Frankreich nicht unbekannt geblieben; Guizot und Cousin waren mit den deutschen Ideen vertraut. Nur hatten die Franzosen das Glück, daß bei der gemäßigten Freiheit, die Ludwig XVIII. vergönnte, und bei den fortwährenden Verfassungskämpfen eine nähere Anwendbarkeit der Theorie für sie in Aussicht stand. Guizot hielt seine Vorträge über die Bildungsgeschichte Europas und wurde durch sie der Schöpfer derjenigen Schule, welche man jenseit des Rheins die philosophische nennt. Da Guizot in der Durchführung seiner Lieblingsgedanken oft eigensinnig war und als Staatsmann Unglück hatte, so verfehlt man nicht die beliebten Vorwürfe von Büchermeisheit und Professorenhünkel auf ihn anzuwenden. In dem genannten Hauptwerk aber hat er keineswegs, wie es scheinen möchte, die bunte Eigenthümlichkeit der Erscheinungen in ein logisches Gerüste gezwängt. Im Gegentheil geht er von der Ansicht aus, daß jedes Princip, sobald es ins Leben tritt, am Reinheit und Ideengehalt Vieles verlieren muß; schon in den ersten Keimen liegt immer das Schlimme neben dem Guten, daher auch die Geschichte nicht so einfach verläuft, daß man sie mit einigen Formeln durchweg entrathseln könnte.

Der philosophischen Schule stellt man die descriptive gegenüber. Auch sie schließt sich der Reform an. Sie will die Vergangenheit nicht nur im Drange der Begebenheiten, sondern in ihrem Culturleben darstellen, aber ohne die Ideen nachzuweisen, welche dem Zeitalter zu Grunde liegen. Das glänzendste Werk dieser Richtung ist Barante's Geschichte der Herzoge von Burgund. Man muß gestehen, daß der Stoff äußerst glücklich gewählt ist; ein scharf umgränztes Gebiet, ein Zeitalter voll Glanz und Regsamkeit, das mit dem Tode Karls des Kühnen dramatisch abschließt; eine Fülle von Anekdoten und Effecten, die der Kenntniß werth sind, aber niemals das Eingehen auf leitende Ideen nothwendig machen; ein Lieblingsterrain der Romanschreiber, bis das ödede Louis XV. an seine Stelle trat.

In dem lebendigen Getriebe einer Zeit, welche diese beiden Richtungen hervorbrachte, erwuchs der edle Augustin Thierry, der Freund des Volksthumes und der Freiheit, er, dem die historische Forschung keine bloße Berufsthätigkeit, sondern Lebensathem war und den in den bittersten Leiden der Gedanke tröstete, sein „süßes Frankreich“ über die Vorzeit, über die Grundlage seiner Einrichtungen aufzuklären. Seine Landsleute sagen von ihm in ihrer formalen Ausdrucksweise: er habe die philosophische Behandlung mit der descriptiven vereinigt. In der That hat er den ächten Ton der Erzählung nie durch Betrachtungen gestört, sondern die leitenden Motive hinter der Schilderung verborgen. Keine Spekulation drängt sich bei ihm hervor, um den handelnden Gestalten ihre Blässe anzukränkeln. Aber die Fülle der Thatsachen reißt sich nie vom Grundgedanken los, um romanhaft bunt den Leser zu vergnügen. Alle diese Vorzüge zeigt er auf einem Gebiete, das den Franzosen bis zu seinem Auftreten fast verschlossen war. Er wählt nicht die beliebte Zeit der Adelsparteien und höfischen Intriguen, deren Beschreiber ihre Darstellung mit Anekdoten behängen und das Volk höchstens als Chorus erscheinen lassen. Nicht einmal dem Ritterthum in seiner glänzenden Aeußerlichkeit wendet er sich zu. Er läßt die Stämme selbst auftreten in einer Größe, die zwar rauh erscheint, die er aber nicht mit dem verbrauchten Schönheit der Voltaire'schen Zeit als barbarisch gelten läßt. Im Gegentheil leuchtet aus seinem Berichte die Wahrheit hervor, daß die deutschen Völker nicht so sehr wild waren, als vielmehr in der Berührung mit einer ungleichen Civilisation wieder verwilderten.

Thierry hat zuerst und fast allein den Franzosen das sagenhafte Element der Geschichte in seiner ganzen Würde vorgeführt. Den Elementen

Die Theater in Rom.

Wir hatten eine freie Stunde benutzt, um die unterirdischen Räume des Palazzo Pio zu besehen. Zwei Leute vom Hause trugen Fackeln voran, bei deren röthlichem Flimmer wir nicht ohne Mühe einige Rundbänke und sonstiges Gelaß erkannten, das man als die letzte Spur vom Theater des Pompejus bezeichnete. Die Stufen sind hoch genug; doch bei der Szprede, die wir anstellten, kam immer unser Kopf nebst Schulter in Berührung mit dem Fuß und Knie des Höhersitzenden; ein Umstand, den der kundige Ovid mit großer Wichtigkeit behandelt. Das bedeckte Halbrund des Pompejustheaters, welches aus der Beute der mithridatischen Kriege erbaut wurde, faßte vierzigtausend Zuschauer.

Da wie methodisch verfuhren, so besahen wie Nachmittags die geschwärzten Ueberreste des Marcellustheaters, das Augustus zu Ehren seines Schwestersohns (von der Octavia) erbaute. Es war ganz aus Travertinquadern errichtet und selbst das Wenige, was noch von der Façade entgegentritt, ist stattlich und großartig. Hinter der schwarzen Wand sind Wohnungen und Läden eingerichtet; daran lehnt sich die kleine Schenke Campanella und weiter nach dem Ufer zu beginnt das Gebiet des Kleinhandels; wir sind in der Nähe des Ghetto. Gewissenhaft bemühten wir uns auch um Auffindung des Portsins der Octavia, von dem ein Pfosten noch steht, und kehrten alsdann in jener Schenke ein, wo uns Förster einen guten Genzanowein versprochen hatte. Sie führt bei den deutschen Künstlern den Namen „Goethekneipe" und ist nach bewährter Tradition dieselbe, in welcher ein hervorragender Kreis manchen Abend der Freude entgegengenarrte, Goethe mit Moris oder dem Frankfurter Maler G. Schütz einzutreffen zu sehen. Später sah man ihn meist in Gesellschaft eines anderen Landsmannes, des Musikers Kayser, mit dem er die Composition seiner Opern Erwin und Claudine besprach.

Zufällig trafen wir noch auf zwei Deutsche, welche die Pietät für eines Namens Schatten hiehergeführt. Von den antiken Theatern kam die Rede auf die heutigen und wie bekannten und gegenseitig, daß wir noch keines derselben angesehen. Der Gedanke an Theaterbesuch liegt dem Fremden in Rom gar fern und selbst die Handbücher weisen wenig darauf hin. Gleichwohl ist das Interesse, das die römische Gesellschaft daran nimmt, zur Winterzeit nicht gering; in den drei vorzüglichsten Häusern ist kaum eine Loge zu haben, und da der Eintritt beispielles billig ist (höchstens der theuerste Platz kostet 20 Bajocchi, etwa 30 Kreuzer), so werden sie auch von den Mittelklassen stark besucht. Wir beschlossen, in den nächsten Abenden dem römischen Ansenthalt noch diese Schuld abzutragen.

Zuerst sahen wir das Teatro della Valle, in welchem auch außer der Carnevalszeit komische Opern gegeben werden; diesmal waren die Falschmünzer (falsi monetari) an der Reihe. Die ungemeine Lebhaftigkeit des Spiels und die Theilnahme des Publikums ergänzten sich gegenseitig; die Logen jedoch wandten nur bei besonders interessanten Stellen einige Aufmerksamkeit zu, im Uebrigen wurde geschwatzt und gelacht, wie im Salon.

Interessanter war der Besuch des Theaters di Argentina. Der jetzige Unternehmer und Eigenthümer desselben ist der fürstliche Banquier Torlonia, dessen Namen man im modernen Rom keinen Tag lang ausweichen kann; über dem Verhang sieht man sein Wappen. Die Vorstellung begann zwei Stunden nach Ave Maria, also um ein Viertel vor neun Uhr; die sechs Logenreihen und das numerirte Parterre waren überfüllt. Man gab Norma, doch mit vielen Veränderungen; das Stück führt den Titel: la foresta d'Irminsul und die Heldin verändert ihren Namen in Delia; auf Befragen nm die Ursache ward uns die sonderbare Auskunft, Norma habe einen zu ähnlichen Klang mit Roma. Wichtiger ist eine weitere Besserung: die Kinder der Priesterin müssen wegbleiben, indem ein solches Verhältniß in der heiligen Stadt allzu anstößig wäre; so verliert freilich die Oper einige ihrer besten Effecte. Im zweiten Akt sahen wir den räthselhaften celtischen Tempel von Stonehenge in Südengland genau kopirt, als Decoration für den altdeutschen Gottesdienst; die neueste Gelehrsamkeit darf man von einem römischen Impresario nicht verlangen, da man auf deutschen Bühnen gleiche Schnitzer antrifft. Der Kapellmeister erschien, wie außerhalb Deutschlands gewöhnlich, mit Geige und Fiedelbogen; die Primadonna war geschickt, aber völlig ausgesungen und häßlicher als billig; sie wurde am Schluß fünfmal hintereinander gerufen.

Am folgenden Tag sahen wir in demselben Theater ein Lustspiel von entschiedenem Werth, betitelt: „Goldoni und seine sechzehn Komödien"; die Handlung soll aus dem Jahr 1749 sein. Stücke, die sich auf das Theater selbst beziehen, sind in Italien beliebt; schon Goethe berichtet beifällig über eine Posse: „der Theaterdirector in Kenzingen", die er auf dem Teatro della Valle sah. Beim obigen Drama kommt für Italien ein Reiz höherer Art hinzu, nämlich der Genuß, einen Vertreter der heimischen Literatur gefeiert zu sehen und sich heimlich des Gedankens zu erfreuen, daß Italien im Reich des Geistes immer sein Ansehen behält. Wir Deutsche würden uns zu kritisch verhalten, um ähnliche Gedanken an einen Dichter anzuknüpfen, der nicht gediegener wäre als Goldoni. Anders unser römisches Publikum. Mit Spannung beobachtet es die Intriguen, denen der Held ausgesetzt ist; es widmet dem Venetianischen Senator Grimani, dem vero protettore des Dichters, den wärmsten Beifall. Die Römer halten sehr darauf, daß im Drama besserer Gattung von den Brettern aus nur das reinste Italiänisch gehört werde; diesmal aber nahm es den Dialekt Grimani's, ja seine eingetreuen französischen Phrasen mit Entzücken auf. Der Anspeil nahm immer mehr zenen sachlichen Charakter an, den Goethe so schön zeichnet. Bei Goldoni's höchst gelungener Rede zur Vertheidigung seines Berufes, worin er mit Würde sein vielbewegtes Leben rechtfertigt, herrschte lautlose Stille. Da er seinen Feinden zurust: „ich werde deutsch mit euch reden (io vi parlero italiano)" wollte der Beifall nicht enden. Er hat die Ränke der Schauspielerinnen selbst wie seines neidischen Rivalen zu besiegen; sogar der Souffleur steigt aus dem Kasten in die Scene hinein; endlich besiegt er die Hindernisse, sein Stück wird auf der Bühne beklatscht und das Publikum im Hause stimmt rauschend mit ein. — Die Aufführung, namentlich das Zusammenspiel, war vortrefflich, wie auch die Sorge für schönes, geschmackvolles Costüm. Verfasser des Stückes ist Paolo Ferrari, Advokat zu Modena, der also die beiden Berufsarten, die Goldoni nach einander ausübte, in sich vereinigt. Er hat mit seinem Stück einen Preis gewonnen, den man vor zwei Jahren in Florenz für das beste italiänische Lustspiel von nationalem Inhalt ausschrieb. Die Absicht bei Stellung dieser Preisaufgabe war, die italiänische Bühne nach und nach vom französischen Vaudeville unabhängig zu machen. Die Italiäner sind gegen den Vorwurf der fremden Einwirkung auf ihre Literatur bekanntlich äußerst empfindlich; so hat Alfieri, dessen Drama die Erinnerung an die heroische Tragödie in Corneille's Art sehr nahe bringt, sich gleichwohl durch Franzosenhaß ausgezeichnet, ja einen Mißgallo geschrieben.

Daß der Einfluß des pariser Lustspieles überstark ist, sahen wir am folgenden Abend, da wir das neue Theater Capranica besuchten. (Es ist bei Förster, 5te Auflage, und bei Loffow noch nicht angeführt.) Man gab zuerst „Sullivan", nach Melesville, und hierauf eine ganz volle Komödie, die an Lebensfreiheit das bekannte Indiana et Charlemagne noch überbot. Das Spiel war gut, aber das Haus wenig besetzt.

Anziehender für uns war das Volks- oder Mittagstheater (teatro diurno) im Mausoleum des Augustus. Diese gewaltige Rundbau steht auf dem ehemaligen Marsfeld; er erhob sich in mehreren, stets verjüngten Stockwerken, so daß jeder Absatz eine kreisförmige, mit Bäumen bepflanzte Terrasse bildete; auf der Kuppel ragte die Statue des Augustus. Nach den Berichten der Alten ließ der Im-

Digitized by Google

peraor dies Grabdenkmal im Jahr 27 nach Chr., da er zum sechstenmal Consul war, für sich, seine Familie und einige nahe Freunde errichten. Jetzt steht nur noch der Kern des unersten Stockwerkes, jedoch seines Marmorschmucks entkleidet; man unterscheidet nur die Mauern in ihrer neg- oder rautenförmigen Außenseite (opus reticulatum). Innerhalb dieses Kreises waren dreizehn Grabkammern eingelassen; das zweite Stockwerk bestand aus einem runden Saal von 130 römischen Fuß im Durchmesser. Die unteren Räume dienen jetzt zu einer Kohlenniederlage; vom Saal ist nur Mauer- und Trümmerwerk übrig. Wie man früher von Hadrians Mausoleum, der Engelsburg, die Feuerwerke am Ostermontag, die Girandola, aufsteigen ließ (jetzt ist das Plateau des Monte Pincio hierzu ausersehen): so diente der Rundbau des Augustus für weltliche Feuerkünste, für die Fackeln, die man, vielleicht dem Augustus zu Ehren, im August veranstaltet. Eine ziemlich hohe Treppe führt durch das Steinwerk zur Fläche empor; der Umblick über diese hiesige eigenthümlichen Genuß. Außerhalb des alten Roms wird man selten des Glückes theilhaftig, durch Bauten zu wandeln, die in ihrer Größe und Mannigfaltigkeit völlig einen landschaftlichen Reiz gewähren. Auf der breiten Fläche ist ein Parterre abgegränzt; hinter der Einzäunung geht man frei umher. Darüber erheben sich amphitheatralische Steinbänke nach der oben erwähnten antiken Art; auf dem Gemäuer ragen die Logen und noch höher ist eine Gallerie errichtet; beide sind nur von der Bühne zu enttern, um das Gesprochene leidlich verstehen zu können. Man sitzt unter freiem Himmel; ein weiter großer Anblick; hohe Thürme schauen herein. Sobald vom nahen Kirchthurm die Glocke tönt, muß der Schauspieler mitten im Satz die Rede unterbrechen; jeder Versuch, fortzufahren, würde mit lautem Zischen bestraft werden, und erst nach Beendigung des Geläutes wird weiter gespielt.

Wir besuchten dieses Sommertheater an einem Sonntag, Nachmittags um fünf Uhr. In der Hauptstadt der katholischen Welt sind diese Festtagsfreuden nicht untersagt, wie man denn überhaupt in Rom weniger sabbathlich gesinnt ist als in Oberitalien. Die Aufführung hatte schon begonnen; man gab ein aus dem Französischen übersetztes militärisches Rührstück „der alte Korporal". Die nicht in deutscher Weise kritisch blasirten Zuhörer weinten helle Thränen; besonders übte das Drama seine Wirkung auf die zahlreich anwesenden Soldaten der französischen Besatzung. Die meisten Personen des Stücks gehörten dem Militär ihrer Heimat an; da der Impresario nicht genug blaue Uniformen auftreiben konnte, so mischte er ganz naiv auch englische Rothröcke unter dieselben. Ob man diese Freiheit als eine Anspielung auf die Allianz gedeutet hat, weiß ich nicht zu sagen. Als der Vorhang fiel, sahen wir auf demselben, freilich in ziemlich derbem Styl, die Anfangsscene der göttlichen Komödie gemalt; nämlich den Wald der Verirrung und in ihm den Virgil und Dante sammt der Wölfin. Neben dem Theater war eine Restauration errichtet mit den Aufschriften Cafè und Birra (Bier); letzteres dehnt sein Reich immer mehr aus.

Das größte römische Theater, di Apollo, auch Tordinone genannt, war während unseres Aufenthaltes geschlossen; dasselbe ist für Ballet und große Oper bestimmt. Dies war uns weniger unangenehm, als daß wir auch die der Beschreibung nach höchst ergötzlichen Marionetten in Buratini (im Palazzo Fiano) nicht besuchen konnten. Alibert ist hauptsächlich für Maskenballe in der Carnevalszeit, Metastasio für das italiänische Drama und höhere Lustspiele bestimmt. Die Theater della Pace und Cesarini sind von geringerer Bedeutung. Sämmtliche Theatergebäude sind nach der Außenseite unansehnlich und würden sich, wenn nicht Abends zwei große Flammen in Pechpfannen vor der Thür brennten, kaum von den Nachbarhäusern unterscheiden.

Eigenthümlich war Goethe's Verhältniß zu den römischen Theatern. Zuerst kommt ihn ein Grauen an, als die Jahreszeit herannaht, da sieben Schauspielhäuser geöffnet werden sollten; bald aber gewöhnt er sich an den Besuch derselben und erklärt sich endlich für einen leidenschaftlichen Freund der römischen Bühne. Den Dichter, welcher damals mit Iphigenie, Tasso, Egmont, Faust (die Herrscherne ist in Rom geschrieben) und mit seinen Opertexten fast gleichzeitig beschäftigt war, zog ein lebhaftes technisches Interesse zu den frembartigen Vorstellungen. Er macht die feinsten Bemerkungen über die Deklamation des stets elfsylbigen Jambus, über das lebhafte Pathos der Schauspieler, über die fast persönliche Theilnahme des Publikums. Erst seit Pius VII. darf die Bühne von Frauen betreten werden; zu Goethe's Zeit wurden die weiblichen Rollen von jungen Männern gespielt. Anfangs sah er mit Vorurtheil diesem Kunststück entgegen; doch fand er bald in demselben einen artistischen Reiz. Er knüpft den Gebrauch an die Liebhaberei der Italiäner, auch sonst die Kleidung beider Geschlechter zu verwechseln; er freut sich, wie vertrefflich den Jünglingen die Darstellung gelingt, wenn auch Manchen der blaue Bart verräth. Die sittliche Betrachtung läßt er mit Recht zur Seite; wir haben keinen Begriff von einer Moral, welche das Erschrinen von Frauen auf der Bühne anstößig fand, aber sich mit den bekannten römischen Sopransängern trefflich verirrag.

Ferner war zu Goethe's Zeit die deutsche Künstlerdank im Parterre von Bedeutung; sie machte sich wichtig, sie trug zum Erfolg oder Mißlingen der Stücke wesentlich bei und richtete sich doch hauptsächlich nach seinem Urtheil. Sie wußte durch den Ruf Zitti das Geplauder der Logen zu unterdrücken. Monti tat seinen Aristodemus, vor der ersten Aufführung, beim Fürsten Lichtenstein in Goethe's Gegenwart vor und sein Beifall galt für ein günstiges Vorzeichen. Für einen gewöhnlichen Deutschen unserer Zeit fallen diese Reizmittel weg. Als wir unsere römischen Bekannten fragten, ob dem keine Gelegenheit kommen werde, die Tragödien eines Alfieri und Monti zu hören, war die Antwort: Vorstellungen so ernsten Inhalts würden jetzt kaum vom Publikum und noch weniger von der Regierung gewünscht.

Ellehard.

Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert.

Von Joseph Victor Scheffel. *)

Einen deutschen Roman zu lesen, dünkte mir seit Jahren eine der schwersten Aufgaben; und selten, es ist nicht zu läugnen, gelang es mir sie vollständig zu bewältigen. Das Leben ist so kurz und des Wissenswerthen so viel! und wo die früheren Jahrhunderte dem Freunde des Schönen die unerschöpflich tiefsten Brunnen der Erquickung eröffnet haben, was sollen wir unsere Zeit, die kargste der Himmelsgaben daraufgeben, um nach einem neuen Quell suchen zu gehen, der vielleicht faules Wasser hinaufgibt, nach einem neuen Büchlein, dessen trübes Rinnsal weder dem Durste noch der Lust dienen wird? Wer mit sicherer Hand nur zu wählen braucht, wird nicht leicht freiwillig ungewisse Entdeckungsreisen ins Gebiet der jungen Literatur anstellen. Und findet sich auch zuweilen ein geduldiger Nachforscher, so mögen doch die Wenigsten es recht verstehen, die Wünschelruthe zu handhaben, die auf bisher verborgene Schätze der Poesie untrüglich hinweist. Die Leserwelt insgemein glaubt dem Urtheil, das die Vergangenheit gesprochen, und der Name des Meisters ist ihr Bürgschaft für seine Werke.

Eine schlimme Lage für junge Dichter, fürwahr! ein schwieriger Engpaß, aus dem sich zu retten Viele die auf Gegenseitigkeit gegründete Lobverschwörungsgesellschaft der Tagesblätter zu Hülfe rufen. Selten ist's, daß Einer die eigne eingeborene Kraft für genügend erachtet, und um sich einen Platz in der Literaturgeschichte zu erobern, keine andere Waffe schwingt als das stahlreine Schwert der Poesie. Derlei ächte Kämpfer verdienen doppelt, um des doppelten Werthes willen, den sie als Dichter und als Männer haben, daß die Mitwelt

*) Verlag von Meidinger Sohn und Comp.

Digitized by Google

als Polizei des Parnaſſus mit dem ernſten Wort des Rechtes ihnen eine Gaſſe durch die Zudringlichen breche, die alle Wege des Ruhms beſetzt halten, und aus eigenem Antrieb ſie auf den erhöhten Stuhl ſtelle, den ſie zu ſtolz ſind vom Gewalter und Nachbar gegen bereite Vergeltung zu miethen.

Scheffel gehört zu den Poeten, die Poeſie haben, und zu den Männern, die den Ruhm als Darleihen verſchmähen. Daher mag es kommen, daß bis jetzt die deutſche Leſerwelt ihn weniger kennt, als ſie um ihres eigenen Beſten willen ſollte. Und wie der deutſchen Leſerwelt ging es mir, einem ihrer unbeſtallteſten Glieder. Dem Zufall allein danke ich es, — und wie ſehr danke ich ihm! — daß mir Scheffel's Ekkehard vor's Auge kam. Es war ein neues Buch, von einem neuen Schriftſteller, deſſen Verleger auf dem Titelblatt die Mühe übernahm, mich zu belehren, daß Scheffel ſchon ein früheres Buch, den „Trompeter von Säckingen", geſchrieben. Mit läſſiger Gleichgültigkeit ging ich an's Leſen; es war nicht im Entfernteſten meine Abſicht, durch die vier- bis fünfhundert Seiten eine langſam gewiſſenhafte Wanderung bis an's Ende vorzunehmen. Wohl hatte ich Recenſionen des Ekkehard in verſchiedenen deutſchen Blättern geleſen; und ſie alle waren zwar lobenden Inhaltes, aber die meiſten doch kühl und feaſtlos im Ton, und mit allgemeinen Redensarten ausgeſtopft, als ließe ſich gar nichts Beſonderes darüber ſagen, als wollten ſie nur eine Höflichkeit üben, dem üblichen Freierempfang zu Liebe, und als wäre es Keinem von ihnen darum zu thun, dem Werke einige Leſer und dem Dichter einige Anerkennung zu verſchaffen. Dan der Velde, Friedrich Laun und all jenes „eiſerne Vieh" der Taſchenbücher, hatten zu ihrer Zeit andere Recenſionen anzuweiſen!

Und ſo mußte, wie geſagt, ein Zufall mir den Ekkehard in die Hände ſpielen. Aber kaum war das erſte Kapitel beendet, ſo ſchien bereits ſo viel gewiß, daß das Buch nicht ſo ohne Weiteres wieder weggelegt werden dürfe. Noch ein paar Kapitel: und ich geſtand ihm ſchon das Recht zu, die aufmerkſamſte Durchleſung bis zu Ende zu verlangen. Und wieder zwanzig Seiten, ſo ſchrieb ſich die Gewißheit in den Geiſt ein, daß der Ekkehard das Werk eines ächten Dichters, daß es ein ſchönes, ein feſſelndes, ein reichgeſtaltiges, ein lebendiges und lebenerzeugendes Werk, daß es ſchier ein Meiſterwerk ſei. Ich kam mir vor wie jener Spanier, der das Goldland entdeckte; und hatte ich es ſeit langen Tagen kaum verwinden können, irgend welchen deutſchen Roman Einmal durchzumuſtern, ſo habe ich jetzt dafür Buße gethan, da ich in meinen ſparſamen Feeſitunden Scheffel's Ekkehard ſchon zweimal Zeile für Zeile durchgeleſen. Aber wahrlich, ich möchte demnächſt zum dritten mal das Nämliche thun!

Denn dieſer Ekkehard bietet mehr als Einen Standpunkt, von welchem aus Herz und Verſtand ihn zu betrachten und genießen haben. Es iſt ein hiſtoriſcher Roman: nicht einer von jenen, welche aus der Geſchichte nur die zu Tage liegenden Erzgänge bauen, um auf leichte Weiſe ſchlechtes Metall zu leſen Zwecken zu gewinnen, und werthloſe Münze für den Buchmarkt zu ſchlagen; nicht einer von jenen, welche die großen Namen alter Zeit als Maſken ihren herkömmlichen Phantaſiegüren anhängen, damit alter Trödelkram auf eine Minute mit dem Reiz der Neuheit ausſtaffirt werde. Nein, alle Figuren im Ekkehard ſind wirklich und wahrhaft aus ihrer Zeit; die Handlung im Reichthum all ihrer wuchernden Aeadeeſen ſpielt wirklich im zehnten Jahrhundert; da iſt nicht Ein Geſichtszug, da iſt nicht Ein Begebnis, das nicht geiſtesſcharf der alten Wahrheit abgeſehen und treu und ehrlich wiedergegeben wäre. Gründliches Studium und bildende Kunſt ſind zu rechten Theilen mit einander verſchmolzen, und durchdringen ſich gegenſeitig bis zu vollſter unlösbarer Einheit. Und darum iſt der Ekkehard auch ein Charakter-Roman. Jede ſeiner Perſonen trägt ſelbſtändige Züge, und ſie gemahnen hier an Dan Dyk's lebensgewaltige Phyſiognomien, dort auch zuweilen an die derben Kerngeſtalten von Teniers oder Peter Breughel. Aber der Ekkehard iſt auch ein Seelengemälde, und ein um ſo trefflicheres, als es die inneren Vorgänge nur durch die äußeren zur Anſchauung bringt.

Was aber Ekkehard am wenigſten iſt, — er iſt nicht ein Roman in der gewöhnlichſten Bedeutung des Wortes. Die Handlung, die das Ganze umſpannt, iſt nicht kräftig genug, die Ueberfülle der Einzelbilder zuſammen zu halten; ſie tritt nicht ſo mächtig heraus, daß alles Andere ſich ihr von ſelbſt einordnet: ich meine die Entwickelung des Verhältniſſes zwiſchen Ekkehard und der Herzogin. Dafür wird uns aber freilich die reichſte Entſchädigung. Mit Einem gewaltigen Schwunge ſtürzt ſich der Poet mitten in das dichteſte Leben des zehnten Jahrhunderts, als wäre er von jeher nur dort zu Hauſe; und jene Zeit, die uns ſo fern und noch mehr unbekannt als fern iſt, geht ſo friſch und frei und natürlich an unſerem Auge vorüber, als ſei ſie erſt geſtern dageweſen. Das iſt das Zeichen des rechten Dichters, daß er das Fremde unſerem Geiſte heimiſch zu machen, daß er dem Todten nicht nur das Leben, ſondern auch die innigen Farben des Lebens anzuzaubern weiß. Die Zuſtände des Volkes, der Großen, der Leibeigenen, des Mönchthums, die Gegenſätze zwiſchen Rohheit und Kraft, zwiſchen Schulweisheit und tiefer Volkspoeſie, alles das wird nicht geſchildert, es ſtellt ſich unmittelbar ſelbſt dar in Geſtalten und Erlebniſſen. Und dieſe Darſtellung iſt meiſterhaft. Die Charaktere ſind keine lithographirten Schnittköpfe, mit flachen Strichen ausgetuſchelt: ſie ſind mit ſcharfen Zügen tief in Stahl geſchnitten; ſie gleichen nur ſich ſelbſt. Mit den beliebten Beziehungen und Anſpielungen, — „Zeitbezüge" nennt man es im heutigen Undeutſch, — mit den patriotiſchen Uebertragungen aus Einem Jahrtauſend ins andere, mit den weltdürgerlichen Gemeinplätzen, hat uns Scheffel ganz und gar verſchont. Er hat die Zeit der Ottonen nicht deshalb gemalt, damit der leſende Philiſter ſich und ſeine Bekannten darin ſuche. Scheffel verlängert und verbreitert ſein Bild nicht über den Rahmen hinaus; aber innerhalb dieſen Rahmens, welche Naturwahrheit, welche Fülle! wie regt es ſich überall und wimmelt und ſchreitet und handelt und kämpft! Da iſt eine ſolche Mannichfaltigkeit der Geſtalten, daß man die Phantaſie bewundert, die ſie all zu erzeugen und ſie unbehindert und in perſpektiviſcher Richtigkeit neben- und hinteremander zu ordnen wußte, daß keins das andere ſtört, jedes das andere ergänzt. Da iſt zuerſt die Herzogin Hedwig, dieſer ſchaeſe, ſcheinbar ewig wechſelnde, innerlich runtum abgeſchloſſene Charakter eines durch Hoheit und Glück verzogenen Weibes; da iſt Praxedis, die griechiſche Zofe, ſo ſchön und lieb und doch ſo richtig gezeichnet, wie noch me eine Zofe; da ſind die Mönche, gelehrt, ernſt, fromm, treu, eiferſüchtig, ſchulfüchſig, neidiſch, gemüthlebend, verfolgerſich, wie eben das von der Welt abgetrennte und doch nicht einſame Kloſterleben die verſchiedenen Richtungen ungeſtört entwickeln kann. Da iſt der leichtſinnige Knabe Audifax und die liebliche Hirtin Kuhnwetz, die Leibeigenen; Paul und Virginie ohne die zahme Empfindſamkeit, einfache und wahre Kinder ihres Standes und ihrer Zeit. Da iſt der humiſche Knecht Cappan und die derbe Köchin Friderun, ein Paar wie aus wilden Holzſchnitten geſtoßen. Da iſt der Bischof Romeias, das rauhe und unbeugſt liebevolle, das männliche treue Herz. Da iſt die in eine klauſe eingemauerte Wiborad, die ſich den heiligen Maetinus zum himmliſchen Fürſprecher erkoren hat, und ſich ſo köſtlich ob der groben Anmaßung ärgert, daß ein gewöhnliches Weltmädchen ſich denſelben Himmelsmann zum Schutzheiligen nehmen will: — ein Mädchen, dem ſolch ein Anſpruch nicht zukomme, und für die ein geringerer Heiliger, wie etwa Pachomius, ſchon gut genug ſei! — Da ſind die Hunnen mit ihren Führern Cliak und Hornebog und dem lamenhaften, klügend lebendigen, wilden Naturkinde Erka. Da ſind der ſtarken und zarten, der gewaltigen und freundlichen, der liebe oder Haß fordernden Perſonen ſo viele, daß ich am Beſten thue, weitere Verſuche zu ihrer Nachſchilderung nicht zu wagen. Gehet ſelbſt hin und ſchauet!

Digitized by Google

Weniger befriedigt der Charakter der eigentlichen Hauptperson, des Eckehard selbst. An der psychologischen Richtigkeit der Zeichnung ist zwar nichts anzusetzen. Er versteht die feinende Liebe Hedwig's nicht; und da er sie endlich erkannt, ist sie schon weit geworden; und da zuletzt sein eigenes Gefühl zu kühner That ausbricht, verliert er Alles das auf immer, was sich einst von selbst ihm in die Arme werfen wollte. Allein diese innere Entfaltung dehnt sich zu lange hin, von keiner äußeren Handlung begleitet; und eben daraus entspringt der einzige Fehler der ganzen Dichtung, den ich schon oben berührte: daß der Faden des Romans ihn nicht durchzieht, sondern nur ihn äußerlich umbindet; daß dies Buch eine wundervolle Reihe von Bildern ist, aber nicht den Eindruck eines einzigen, einen großen Gemäldes macht. Auch die Person Karl des Dicken scheint mir auf ungeschickte Weise in die Handlung mehr hineingezogen als verflochten. Die eingeschobene Uebertragung des Waltari-Liedes trifft zwar den altdeutschen Ton mit preiswerther Reinheit: aber man kann von einem Kenner des deutschen Alterthums auch fordern, daß er bei einem solchen Gedicht nicht falsches Maß und falsche Reime anwende; daß er nicht Held und vermählt, glüht und Lied, Füßen und gerissen, Freuden und geleiten und dergleichen reime, oder das schöne volle Versmaß der Nibelungen zum Oestern in den klappernden Alexandriner verwandle. Wer solche Dinge für gleichgültig und die Form für bedeutungslos hält, der muß folgerichtiger Weise noch einen Schritt weiter thun und lediglich Prosa schreiben.

Das Alles sind aber nur Ausstellungen von untergeordneter Bedeutung bei einem so trefflichen, unablässig reizenden und fast immer befriedigenden Werke. Geschichte und Sage und Dichtung sind selten schöner in einander verwoben worden. Seit vielen Jahren ist in deutscher Zunge schwerlich ein Roman geschrieben worden, der diesem Eckehard an Werth gleich kömmt; ich wage nochmals die Behauptung: der Eckehard ist für ein Meisterwerk zu erachten. Und findet sich Einer, der mir das nicht zugibt, so wird er wenigstens das bestätigen müssen, daß dies Werk in jedem Zuge die Spur der schaffenden Meisterhand offenbart, und daß der Eckehard für das Publikum eine herrliche Verheißung, für den Dichter eine große Verpflichtung ist.

L. B..é.

Zwei Dichterinnen.

Das vergangene Jahr hat, in fast gleichem Lebensalter, zwei Dichterinnen, die Eine diesseits, die Andere jenseits des Rheines, mit sich hinweggenommen, von welchen Keine aus der dankbaren Erinnerung ihrer Nation verschwinden wird: Delphine de Girardin und Louise von Gall. Wenn wir diese beiden Frauen zusammenstellen, so können wir nicht die Ausdehnung und die Gattungen ihrer Thätigkeit parallelisiren, da die Französin vielfach und in fast allen Dichtungsfächern, die Deutsche wenig und nur im Lustspiel und im Roman arbeitete, wohl aber sind an Beiden die sprechenden Kennzeichen wahrhafter poetischer Befähigung in der Frau zu constatiren.

Das weibliche Ingenium geht selten den Wegen nach, auf welchen der Geist des Mannes zu seinen bedeutendsten Resultaten gelangt, und es ist eine große und seltene Ausnahme, wenn ein so systematischer, wissenschaftlicher und nachdenklicher Geist, wie der der Frau Staël, gleichsam durch einen Irrthum der Natur seinen Sitz in einem weiblichen Wesen aufschlägt. Vielmehr wird die Frau, wenn sie einmal „schreibt", eher und besser dichten als wissenschaftlich arbeiten, und, wo sie dichtet, mehr durch den Inhalt als die Form, mehr durch die Details als durch den Gesammteindruck ihres Werkes wirken, sie wird sich weniger an die Thatsache als an die Empfindung halten, und eher zu viel als zu wenig psychologische Feinheit und Gründlichkeit zeigen.

Diese Eigenthümlichkeiten treten bei unseren beiden Dichterinnen mit solcher Entschiedenheit hervor, daß sie den großen Unterschied der Nationalität fast ganz vermischen, um den gleichartigen Stempel weiblichen Dichtergeistes auf die Werke der Französin wie der Deutschen zu drücken. Welche Thätigkeit der liebenden Gesinnung in ihren Heldinnen, welch ideologischer Glaube an die Wahrhaftigkeit der Männer bei Beiden, welch feines Eingehen in die geringsten Details einer erwachenden Neigung, welch tiefes Verständniß der verborgensten Motive eines Wechsels in Stimmung und Gesinnung, wie er so häufig im Leben vorkommt und so selten in seiner wahren Begründung erkannt wird! Welche Abneigung gegen die Mißtöne, gegen den falschen Schein in der Gesellschaft! Mit dem wählerischsten Sinn begabt und Beide besäßigt, die Krone der auserlesensten Gesellschaft zu bilden, sind sie nichts weniger als Salonaristokratinnen; weder das weibliche noch das männliche Verdienst muß bei ihnen Hochgeboren sein, schwache Nerven haben, in erotischen Phrasen reden, im diplomatischen Frack oder im Waffenrock stecken, nur Form ohne Prätension wird geschätzt, mag er auftreten wo er will, dagegen unbegründete Anmaßung, namentlich der Stellung, der Geburt oder des Geldbeutels, von den schärfsten Streichen weiblichen Spottes getroffen. Wie wohlthuend dieser starke Glaube an das Bessere in unserer pessimistischen, an sich selbst verzweifelnden Zeit ist, mag Derjenige schätzen, der sich aus den beunruhigenden, misanthropischen Empfindungen, welche die Werke grade der besten deutschen und französischen Romanciers erwirken, in den klaren Bereich der Schöpfungen jener Frauen flüchtet — um so mehr als es Das, was er dort schätzt, weder in der Dichtung noch in der Wirklichkeit oft und leicht wiederfindet. Das Einzige, was die Deutsche von der Französin scheidet, ist, daß die Letztere, so gesinnungsstark und rein sie auch an sich dasteht, sich doch der pessimistischen Gesichtspunkte, welche in Frankreich und namentlich in Paris vorwiegend sind, nicht überall hat erwehren können, daß ihren Feder manchmal einer jener Laute entschlüpft, welche die Produktionen eines Balzac, Soulié, Sandeau und so vieler Anderer durchtönen. Sie sagt uns z. B.: „Die Misanthropen sind ehrlich, deßwegen sind sie Misanthropen", oder: „ein starker Schmerz verdirbt die Seele, weil man ihn nur ertragen kann, indem man ihn profanirt." Nicht minder fein, allein weit wohlthuender ist Louise von Gall in den vielen pikanten Bemerkungen, welche sie ihr und da, bei den unscheidbarsten Anlässen, allein immer am rechten Platz, einstreut. Mit welch liebenswürdiger Heiterkeit fragt sie uns, Angesichts einer Mißhelligkeit zwischen zwei Liebenden: „welcher Gefangene rüttelt nicht, wenn auch nur zum Scherz, an der Kette, und wäre sie auch von Rosen?" Wie richtig kanzelt sie die häufige Brutalität selbst der intelligentesten Männer mit den Worten ab: „die Männer handeln immer überhaupt weniger klug als die Frauen, nicht weil sie weniger klug sind, sondern weil es ihnen nicht der Mühe werth ist, klug zu handeln, da ihnen immer noch ein Ausweg: die Gewalt, übrig bleibt."

Ist die Gleichartigkeit dieser beiden, so verschiedenen Nationalitäten entsprossenen Genien aus den kosmopolitischen Bestrebungen unseres Zeitalters zu erklären? Entspringt sie aus den gemeinsamen Eigenthümlichkeiten, welche ihr Geschlecht überall und in jedem Zeitalter kennzeichnete, aus der „Freimaurerei der Frauen?" Jedenfalls würden wir Deutsche Unrecht thun, wenn wir unsere Dichterin der Französin, welche ihr dankbares Volk schon lange mit dem Namen der „zehnten Muse" ehrt, nicht an die Seite setzen wollten.

Alex. Büchner.

Digitized by Google

Rodomonte.

Graf Bojardo *) tilt zum Jagen
Aber nicht auf Hirsch und Reh,
Denn in seinem Innern nagen
Eines Dichters Pein und Weh.

Er, der kühne Rolandssänger,
Sonst am Manne nicht verlegen,
Sucht soft Linien immer bänger
Für den keckken seiner Degen.

Denn ein Name ist zur Sache
Wichtig auf gar manchen Gründen —
Unter'm grünen Waldesdache
Hofft er heute ihn zu finden.

Horch! da reißt vom Bergesstollen
Sich ein Fels mit einem Male,
Und mit ungeheurem Rollen
Stürzt er donnernd in die Thale!

Heil so voll, unbändig prächtig
Ist Bojardo's Held erfunden,
Aus den Träumen tritt's ihn mächtig
Und — der Name ist gefunden!

„Rodomonte! Rodomonte!"
Jauchzt er laut auf hohem Rosse
Und so eilig als er konnte
Sprengt er heimwärts nach dem Schlosse.

Läßt mit seinen Glocken allen
Läuten, was man läuten konnte —
Durch Scandiano's weite Hallen
Tönt ein jubelnd: „Rodomonte!"

Volk und Diener ängstlich stoben
Hier und dorthin bei dem Läuten,
Doch — kein Feuer steht man loben,
Niemand weiß den Lärm zu deuten.

Weil nun Alles stand im Kranze
Und nicht g'nug sich wundern konnte,
Schrieb Bojardo die erste Stanze
Von dem Helden, Rodomonte!

Und, obwohl ein Nam' alleine
Schon vollbrachte solche Thaten,
Nennt man Alles was zum Scheine
Lärmen macht, Rodomontaden!

L. B.

*) Der Dichter des verliebten Roland.

Feuilleton.

— Norddeutsche Gemüthlichkeit. Die bloße Zusammenstellung dieser beiden Wörter reicht hin, um in unserer Gegend den Verdacht zu erregen, daß man etwas recht Sonderbarer sagen wolle. Wir in Deutschlands Schwed-Ecke stellen uns zuweilen an, als hätten wir die Gemüthlichkeit gepachtet. Diese Behauptung durchzuführen, verweisen wir auf unsere Lieder und Sagen, auf Spaziergänge und Badfahrten, zumeist aber auf den Trinkfitz, bei welchem das Herz aufgeht und die Zunge sich löst. Aber an allen diesen schönen Dingen mangelt es auch jenseit der Lahn und Weser nicht. Die ächte Gemüthlichkeit eines Volksstammes zeigt sich im häuslichen Leben und in der Gastlichkeit. Gerade derjenige Theil, dessen Feuer am wärmsten glüht, ist auch der breiteste zum Empfang des Gastes. Mit Beschämung müssen wir zugestehen, daß wir hierin keineswegs vor dem Niederdeutschen einen Vorzug haben. Man erinnere sich des Mündeners und des „Allegemeen Nederlands", bei seinem Freund zum Dank für erwiesene Gastfreundschaft auf einen Bierkeller bestellt! Der Oberkellnke, der geräumte Schwabe, vor Allem der Schweize, ist gegen den Fremden üb und mißtrauisch; er erchaet ihm jede Abweichung von der eigenen Sitte als Uebermuth, als Anlage zur Faulschrit an; er ist schon angekrieen, daß der Nordländer ein reinneres Deutsch hören läßt, und findet seine Aussprache affectirt. Und gerade diese Engherzigkeit legt man sich selbst als Festhalten an der heimischen Sitte, als Gemüthlichkeit aus. Unsere Vorstellung steht gern Alles, was vom Norden kommt, in die steife wattirte Leutnantsuniform. Wie ganz anders verfahren die Niederdeutschen gegen uns! An dem südländisch beredten Wesen nehmen sie oft ein freundliches Interesse, sie finden es eigenthümlich, im schlimmsten Falle drollig; schnes Mißtrauen ist bei ihnen nicht zu Hause. Oberdeutschland hat den Vorzug der Productivität; mancher steile Fleck im Schwarzwalde hat mehr bedeutende Geister aufzuzeigen als ganze Provinzen im flachen Küstenland; Oberrhein und Oberdonau umschließen die Geburtsstätte der großen Denker und Dichter; aber die Heimat wußte sie nicht festzuhalten. Sie Alle fanden in Sachsen oder Preußen, in Thüringen oder Hannover den freundlichsten Empfang. Dem Norddeutschen dagegen, den sein Beruf in unsere Lande führt, wird die Eindrängerung weit mehr erschwert. Er eilt mit Freuden der hochgerühmten Lebhaftigkeit und Jovialität des Rheinländers, der renommirten Offenheit des Schwaben entgegen, und findet sich gefänscht. Sein derber Wille muß sich an einem Eigensinn brechen, der vom Schleudrian unterstützt wird. Man vergleiche einzelne Beobachtungen aus dem Leben von Gelehrten, die nach Hamburg, Göttingen, sogar Berlin, und von anderen, die nach Stuttgart, München, der Schweiz berufen wurden, — und das Ergebniß wird nicht zweifelnd sein.

— Wie wir aus den Zeitungen mit Vergnügen entnehmen, beginnt man in Wien den Dichter Lotar von Nedwitz nach seinem wahren Werth aufzufassen. Es war in der That nicht zu erwarten, daß der gesunde Sinn der Oesterreicher längere Zeit an seiner eitlen Weihrauchspende, die zulept auf Selbstberäucherung herauskommt, Freude finden sollte. Wenn sein Nimbus verblaßt, so hat am wenigsten die katholische Dichtung zu verlieren; da edle, hohe Geister wie Chateaubriand, Manzoni, Annette von Droste-Hülshoff die alle Kraft gewidmet haben, so kann sie eines selbstgefälligen Schönredners entbehren. Auch ist Niemand schärfer gegen Nedwitz aufgetreten als der ächtkatholische Dichter Joseph von Eichendorff. Oskars bekannter Wahlspruch wird passender Weise dahin verändert:

Das Kreuz weht wir zum Gaukelspiel,
Mich selbst besingen ist mein Ziel.

— Der Potsdamer Verein für deutsche Sprache erläßt in seinem Reinigungseifer zuweilen Manifeste gegen einzelne Fremdwörter; seine neueste Schleuderbotschaft ist gegen die Ausdrücke Militärgymnasium und Candidat gerichtet. Gymnasium kommt vom griechischen gymnazein, eine Lebedübung nach betreiben; das Wort paßte also weder für unser Klima noch für unsere Turnkunst, am wenigsten wie sie heim Herr in Gebrauch ist, wo gerade das Ueben mit voller Ausrüstung betrieben wird. Candidat bezeichnet, wie jeder Quartaner weiß, einen Weißgekleideten, also einen Amtsbewerber, weil ein solcher bei den Römern die weiße Toga trug, während bei uns Jeder, der ein Amt sucht, den schwarzen Frack anzuziehen pflegt. Der Potsdamer Verein sieht außer Augen, daß bei Titeln, ebenso wie bei technischen Ausdrücken, ein Fremdwort gerade deshalb willkommen ist, weil sich dessen nächste Bedeutung weniger aufdrängt. Man wird sobald noch nicht „Herr Amwarter" (dies ist ein vom Verein gebrauchtes Wort) statt Herr Candidat sagen; und ebenso wenig werden die südwestlichen Reinsprecher mit ihrem „Wissmeister (Mr.)" für Doctor (Dr.) durchdringen. Zu bemerken ist übrigens, daß gerade die ersten Meister unserer Sprache, z. B. Jacob Grimm, sich in der entschiedensten Weise gegen den einseitigen Purismus aussprechen. — In Potsdam selbst hat letzterer noch keine besondere Fortschritte gemacht; wenigstens seien wir unmittelbar neben dem neuesten Erlasse des Sprachvereins einen Bericht aus derselben Stadt, welcher mit Fremdwörter reich versehen ist. Er betrifft „die neue Fontaine am japanischen Pavillon; der Rand ist mit zart modellirten Blättern ornamentirt; die hydraulische Zuführung geschieht aus dem Bassin auf dem Plateau vor dem Orangeriegebäude."

— Beschreibung des Gaues Wetterwibe von Dr. G. Landau. Mit einer Karte. Herausgegeben durch den Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Kassel, im Selbstverlage des Verfassers. Auch unter dem Titel: Beschreibung der deutschen Gaue. Erster Band. 1853. — Die Beschreibung eines Kreuz weiterländischen Werkes scheint uns nicht außerhalb des Kreises des Frankfurter Museums zu liegen, wenn sein Bf. so gut wie in unserem Falle es versteht, den archivalischen und localen Forschungen den

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

№ 25. Frankfurt a. M., den 21. Juni 1856. II. Jahrgang.

Einladung zum Abonnement.

Das Frankfurter Museum wird vom 1. Juli dieses Jahres ab in der bisherigen Weise fortgeführt werden und der Aufgabe treu bleiben, in seinem sich erweiternden Kreise die Interessen der höheren Bildung nach Kräften zu vertreten.

Wenn es unserem Blatte gelungen ist, sich in der kurzen Zeit seines Bestehens Achtung und einigen Einfluß zu erwerben: so verdankt es dies vor Allem der bereitwilligen, ehrenden Beihülfe von tüchtigen Männern jedes Faches.

Folgende Gelehrte und Schriftsteller haben dem Frankfurter Museum Beiträge zugewandt: J. W. Appell, Ludwig Braunfels, Alexander Büchner in Valenciennes, Director J. Classen, Medicinalrath A. Clemens, F. Cröhmann, Lorenz Dieffenbach, A. Dörr, Professor Ebers, Eichrodt in Karlsruhe, Karl Enslin, J. Gundling in Prag, Professor Hessemer, Hermann Hettner in Dresden, Heinrich Hoffmann, F. Hornfeck, Wilhelm Jordan, J. M. Jost, Professor Mair in München, Wolfgang Müller von Königswinter, C. M. Sauer in Wien, J. Schaub, J. B. Scheffel in Karlsruhe, Schnyder von Wartensee, F. Schrader in Naumburg, Professor Schwenck, Leopold Stein, Pfarrer Steitz, Wilhelm Stricker, Thudichum, Heinrich Weismann, E. Zoller in Stuttgart.

Novellen, Erzählungen, Biographien und Schilderungen zur Zeitgeschichte bilden den Hauptbestandtheil unserer Wochenschrift. Als ein neues Element werden Darstellungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, in faßlicher und schöner Form, hinzukommen. Eine unabhängige Kritik wird die wichtigsten Erscheinungen der neuen Literatur behandeln, wobei wir möglichst den Grundsatz befolgen, daß jedes Werk von einem mit dem Fache speciell vertrauten Mitarbeiter beurtheilt werde. Die Theaterberichte, namentlich über neue dramatische Werke, werden in derselben gediegenen Weise fortgesetzt, welche bereits unserem Blatt auf diesem Gebiet Ansehen verschafft hat. Auch bildende Kunst und Musik ziehen wir, von Sachkennern unterstützt, in den Kreis unserer Besprechungen. Das Feuilleton, welches ebenso wie der Hauptheil der Zeitschrift, nur Originalbeiträge gibt, wird den Lesern eine vielseitige Auswahl unterhaltender Notizen und gelegentlicher Belehrung bieten.

Da mit dem nächsten Quartal das Verhältniß des Verlags unseres Blattes zu dessen Expedition sich ändert, so fühlen wir uns verpflichtet, der F. B. Auffarth'schen Buchhandlung unseren wärmsten Dank auszusprechen, indem wir den geschäftlichen Aufschwung und würdigen Betrieb des Museums hauptsächlich der Thätigkeit, Einsicht und Uneigennützigkeit ihres Chefs verdanken.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands und des Auslandes; in Frankfurt am Main auch in der Expedition dieses Blattes, bei Herrn August Osterrieth, Zeil Nr. 66. Der Preis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½. Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

Inhalt.

Der Friedhof von Hornau.

Culturbilder der Wetterau. Von J. Schaub.

Literarische Glossen. Von J. W. A.

Neue Bücher: Hermann Oellner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. — Theodor Mügge's Historischer Roman: Erich Randal. — A. M. Lewin's Feldherr's Abente. — Georg Lißmann's Sagenbuch der freien Stadt Frankfurt.

Die stille Wiese. Gedicht von Ludwig Braunfels.

Feuilleton: Beiträge über Hamlet von L. Noiré. — Eine neue Dichtung von Prinz Emil von Wittgenstein. — Rechte der Autoren und Directoren in Frankreich. — Westphälische Erinnerungen. — Neuhochdeutsche Orthographie. — Autornnütz und unentgeltlich. — Kaiserliche Festpreise u. s. w. u. s. w.

Der Friedhof von Hornau.

Im Sommer des Jahres 1849 sah die Waldung auf dem Hügellande westlich von Soden zahlreiche Wanderer, welche der Grabstätte des Generals Friedrich Balduin von Gagern ihre Ehrfurcht erweisen wollten. Sein Denkstein schmückt den kleinen Friedhof, welcher abseits vom Eingang des Dörfchens Hornau liegt; hoch genug, um von ihm aus den Einblick die stille Gasse entlang zu genießen. Ringsum eröffnet sich die Landschaft, deren volles Grün und warmer Lufthauch das Auge wie die Brust stärkend anweht, umriedet von der Wellenlinie des Taunus-Abhangs, aus welcher Staufen und Rossert nah heranzutreten scheinen.

Einige Jahre hindurch ermattete der Cultus für jenes Grab; viele Herzen waren schon vorher durch die Erinnerung an den Bürgerkrieg verstimmt gewesen, neue feindliche Parteien erwuchsen und „unter dem Rufe vae victis verfiel der Name Gagern für längere Zeit einer verbreiteten und erbitterten Ungunst". *) Auch diese Stimmung begann schon der Vergangenheit anzugehören und zwei neuere Ereignisse werden den Gräbern von Hornau eine erhöhte, dauernde Theilnahme zuwenden.

Das erste ist die Errichtung eines Denkmals für das Haupt der Familie, den alten Hans von Gagern, der am 22. October 1852, sechsundachtzig Jahre alt, zu Hornau verschied. Im Hintergrunde des Friedhofes erhebt sich kunstlos die von blumigem Klee überwachsene Terrasse, welche schon so viele Mitglieder des ausgedehnten Geschlechtes birgt. Der große Denkstein in der Mitte ist für den Hausvater und seine Gemahlin bestimmt. Drei Inschriften schmücken ihn, bezeichnend für des alten Gagern Denkweise in Bezug auf Gott und die höheren Dinge, auf Familie und Vaterland.

*) S. die Einleitung zu dem Werke: Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Erster Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1856.

Digitized by Google

Die erste, seinem Testament vom Jahr 1849 entnommene, lautet also: „Inwerdorst empfehle ich meine Seele dem großen Weltenordner, dankbar für mein Dasein, für mein Geschick und für die Denkkraft, die er mir verliehen hat, die mich Fortdauer nach dem Tode hoffen läßt." Dieser Inschrift folgt ein Satz aus dem Anfang der Nationalgeschichte der Deutschen: „Also in Germanien bin ich geboren, Ursprung, Sprache, verlebte Jahre, Sinnesart, Alles knüpft mich an die Deutschen. So manchen Gedanke, sehe Freude, jeder Wunsch, jede Hoffnung ist au mein Volk und für mein Volk." Der Spruch ist passend an dem Grabe angebracht, als Abwehr gegen den Vorwurf, den man ihm im Leben, ja auch im Tode (so z. B. Gervinus, neuere Geschichte, Bd. 1.) entgegenhielt: er habe für das dynastische Interesse Bataviens die Rücksicht auf Deutschlands Wohl hintangesetzt.

Die dritte Inschrift preist mit Salomo's Worten Denjenigen glücklich, „dem Gott ein frommes Weib beschied; auf sie vertraut des Gatten Herz, nicht anderen Gewinns bedürftig; die Söhne blühen ihr empor". Die Frau, welcher das wohlverdiente Lob zu Theil wird, schlummert zur Rechten des Gatten, dem sie um kurze Zeit in den Tod voranging: Charlotte, geborne Freiin von Gaugreben; sie starb im Sommer 1851, zwei Jahre nach dem Tod ihres ältesten Sohnes, des Generals. Sie war Katholikin, und nach damaligem Herkommen wurde bestimmt, daß die Töchter im Bekenntniß der Mutter erzogen werden, die Söhne dem Vater folgen sollten. Ihr gebührt der Ruhm, in der confessionell gespaltenen Familie den frommen Geist der Liebe und Duldung stets aufrecht erhalten zu haben.

Ein zweiter Umstand, der dem unscheinbaren Kirchhof neue Anziehungskraft verleihen wird, ist das Erscheinen der Biographie Friedrichs von Gagern, von welcher sein Bruder Heinrich fürzlich den ersten Band herausgegeben hat. Anhänger und ehrliche Gegner werden sich mit der kräftigen Gestalt, die uns aus diesem Buch entgegentritt, befreunden; sein edler und gerader Sinn, seine vielseitige, namentlich auch classische Bildung, deren Kern ein hochsittliches Streben war; seine hohe, fast schroffe Realität und vor Allem die reine Glut für das Vaterland und für ein freies Staatsleben werden ihm Achtung und Mitgefühl gewinnen. Reich an innerer Bewegung ist seine Jugendgeschichte. Er wurde als der älteste Sohn im October 1794 in Weilburg geboren. Ein Jahr später begab sich die ganze Familie, der unsicheren Kriegszeiten halber, nach dem Schloß Eremitage zu Baireuth, wo sie fünf ruhige Jahre verlebte; diesen Zeitraum nannte man die Emigration. Friedrich Baldwin hat später sein Jugendleben in einer Reihe lakonischer Notizen festgehalten, deren einige in die Dämmerung dieser Kinderjahre hinaufreichen.

Eine der ersten Notizen heißt: „Die alte Liebeth Birkin". Auf dem Kirchhofe von Hornau steht, jener Terrasse nah, ein einfaches Denkmal in grünem Sandstein mit der Inschrift: „Elisabetha Birk, geboren den 28. März 1750, gestorben den 6. September 1825. Sie erfüllte 30 Jahre lang treu ihre Dienstpflichten und Dankbarkeit weiht ihr dies Denkmal". Diese Angabe wird in Heinrich von Gagerns Werke zu einem meisterhaften Lebensbild erweitert; die Rührung des Andenkens hat dem Staatsmann und Redner für diesen Fall die Begabung des Dichters und Künstlers verliehen. „Die alte Liebeth Birkin, sagt er, ist neben den Aeltern die früheste persönliche Bekanntschaft des Kindes, und des Andenkens werth. Sie hat uns zehn Geschwister, dann aus der folgenden Generation noch fünf Enkel mit Liebe und Sorgfalt gewartet. Sie war, frühe Wittwe, längere Zeit die einzige Dienerin unserer stillthätigen, sanften Mutter, schon an der Wiege des Erstgebornen, ein Gepräge, wie es in der dienenden Classe heute schon selten mehr vorkommt. Eine in Ehrfurcht zwar, aber auch in Sicherheit wurzelnde Ergebenheit gegen die Herrschaft, eine still sich verneigende Grandezza, die aber in ihrem eigenen Wirkungskreise als Autorität wieder auftauchte, würde uns Kinder niemals haben errathen oder daran denken lassen, daß sie um Lohn diente. Stetig bewegte sich die kräftige Gestalt. Eine hohe gestülpte hinten fächerartig sich entfaltende buntgeblickte Haube von weißem Piqué faßte mit schwarzem Sammtbande das gelbe Angesicht und die dunkeln Augen ein, und auch im Uebrigen blieb sie der früheren, zum Theil noch erhaltenen Volkstracht pfälzischer Bäuerinnen ihr Leben hindurch treu. Die weite blaue Schürze mit der rasselnden Schlüsseltasche ließ die Beschließerin köstlicher Dinge errathen. Beim Lesen in der Bibel oder im Gesangbuche folgte in vorgerücktem Alter ihr Hals Zeile um Zeile hin und her der brillengestallten Nase. Des Schreibens war sie nicht kundig; doch vermochte sie, die treueste Pflegerin, ein Stammbuchblatt zu dictiren, wie das folgende: „Lieber Max, vergiß Gott nicht und die Pflege deiner Eltern." Ein lebendiger Schatz überlieferter Erfahrung, hielt sie in einem Winkel der Kinderstube stets ihre eigene Apotheke. Im Gartenhause stellte sie den geruchlosen neumodischen Gewächsen mit stillem Triumph ihre üppigen Grasnelken und Winterlevkoyen, Geranien und dunkelen Goldlack gegenüber. In der Küche trat sie später zwar nur am Vorabend hoher Festtage mit ihren altdeutschen Zauberkünsten auf; aber die Marzipanlämmchen zu Weihnachten, das Fastnachtsgebäd und gar die nie wieder mit solcher Vollendung gefärbt gesehenen Ostereier, nebst dem gebackenen Osterhasen mit Augen von Wachsholderberren, das blieb bis an ihr Ende ihre unbestrittene Küchen-Domaine, und diese Wunder der Jugend sind, fürchte ich, mit ihr zu Grabe gegangen.

Munter konnte man diese alte Liebeth eigentlich nicht nennen, doch versagte ihr die Stimme weder zum Schlagliede, noch zum vorhergegangenen Märchen. Von ihr hörte schon unser Aeltester das echte Schneewittchen und Falada und den Däumerling."

Was jedoch Erzählungen anbetrifft, so trat schon während des Aufenthaltes auf Eremitage der Jugvald Anech vom Herr Friedrichs des Großen an ihre Stelle; seine Berichte von Märschen und Lagern, von Paraden und Schlachten klangen dem künftigen Kriegsmann gleich einer Verbrennet lockend ins Ohr.

In das Nassauer Land zurückgekehrt, besucht er das Gymnasium von Weilburg, wo der treffliche Rector Schellenberg und der allen Lateinschülern bekannte Conrector Krebs besonders auf ihn einwirken; mit dem Letzteren blieb er bis in sein Mannesalter in Briefwechsel. Angestattet mit Frische des Körpers und Geistes, mit kräftigem Willen und einem Jünglingsstolze, der ihm schön steht, bezieht er die Universität Göttingen, bleibt in vielen Duellen stets Sieger, vernachlässigt aber weder die mathematischen Wissenschaften, noch die alten Griechen. Mit Befriedigung spricht er nach der Schlacht bei Wagram zu Ehren der Oesterreicher, bezeichnet ihre tapfere Gegenwehr als einen Sieg, besteht sogar für diese Behauptung einen Zweikampf und erhält davon den Studentennamen: „der Wagram".

Friedrich von Gagern trat als Offizier in das österreichische Heer und stand später in holländischen, zuletzt in deutschen Diensten. Im Jahr 1813 führte er über den Befreiungskrieg vom August zum November ein Tagebuch, gemeinschaftlich mit dem Obersten Duvernoi, der später im polnischen Aufstand als dessen tüchtiger General weltherrlich wurde. Im Jahr 1824 war Friedrich als Niederländischer Hauptmann Mitglied der Bundes-Militärcommission in Frankfurt. In diesem Zeitraum arbeitete er politische Denkschriften aus, theils für den Vater, theils zur Selbstbelehrung bestimmt, alle von der Ansicht beseelt, daß freie Thätigkeit das Wesen eines gesunden Staatslebens sei.

Im Jahr 1818 kaufte Hans von Gagern, kurz vor seinem Abschied vom Bundestag, jenes Landgut von Hornau, das vier Jahre später der Eltern bleibender Wohnsitz wurde. Es sagte ihnen um des Waldes und der Höhen willen besser zu als Monsheim, das, in fruchtbarer Gegend gelegen, doch ohne landschaftlichen Reiz ist.

Digitized by Google

Hier fanden sich Geschwister, Kinder und Enkel zusammen; nähere Freunde, unter ihnen der Bürgermeister Smidt aus Bremen und der französische Gesandte Graf Reinhard, genossen Hausrecht, ein weiter Kreis von Bekannten die reichlichste, wenn auch nicht raffinirte Gastfreiheit. Der Regierungsassessor Heinrich Gagern fand sich aus Darmstadt, jüngere Brüder aus Heidelberg, oder aus dem Mannheimer Lyceum ein. Besonders aber war Hornau der Lieblingsaufenthalt Friedrichs, der zu Frankfurt unter Leuten zu leben hatte, welche in Pfeilschiften den Ausdruck ihres Denkens fanden. Um vier Uhr Morgens war der Vater bei seinen Studien; bald nachher las die Mutter den Dienstmädchen das Morgengebet vor; Hauptmann Fritz aber lag noch nach mehreren Stunden rauchend oder schreibend im Bett, ließ sich die Gymnasiasten Max und Moritz, die er seine Leibzwerge nannte, in die Stube kommen und prüfte ihre mathematischen und physikalischen Kenntnisse.

Einen ebenso wohlthuenden Eindruck, wie das im besten Sinne deutsche Familienleben, macht der Briefwechsel zwischen Eltern und Kindern. Bei allem Ernste doch zutraulich, bespricht der Vater mit den heranwachsenden Söhnen das Bedenkliche seines diplomatischen Wirkens; er verlangt weder unbedingt Zustimmung, noch wird sie ihm zu Theil; wir wissen schon aus Pertz, wie schwer es ihm später wurde, derbsittgläubige Söhnchen in Ordnung zu halten. Gleichwohl blieb er ihnen Führer und Vorbild; während über die Mutter nie gesprochen wurde, pries Friedrich den Vater in einem Gedichte mit den Worten:

Stets Auge, zugewandt dem Lichte,
Erkennt des ew'gen Lenkers Spur
Im offnen Buche der Natur
Und in den Büchern der Geschichte.

Dem Vater machte es ganz besonderes Vergnügen, sich eines Tages von sechs Söhnen zu Roß begleiten zu lassen, wobei freilich auch Aktergäule genügen mußten. Einst kamen sie ebensoviel Mann hoch in einer Reihe der theuren Mutter über die große Wiese nach dem Garten zu entgegen, wo sie stand und ausrief: „Seid ihr großen Leute denn da wirklich meine Söhne?“ — Nach wenigen Monaten lag einer von den sechsen, Ernst, kaum zurückgekehrt von einer Ferienreise nach Oberitalien, zu Hornau auf dem Sterbebett (1824); er liegt neben seiner Mutter begraben.

Vierundzwanzig Jahre später wurde die Leiche des bei Kandern gefallenen Friedrich unter militärischen Ehren neben der Stätte, wo jetzt der Vater ruht, eingesenkt. Ueber einem Granitwürfel ragt ein, mit antiken Emblemen geschmückter Helm empor; auf der Vorderseite des Denkmals ist Gagerns Kriegsthätigkeit im eigentlichen Lapidarstyl durch Ortsnamen und Jahreszahlen angegeben: 1812 Pinsk, 1813 Dresden, Culm, Leipzig, 1816 Waterloo; 1830 Brüssel, Antwerpen, 1831 Hasselt, Löwen; 1844 Java, Sumatra, 1848 Kandern. Auf der Südseite glänzt in Metallbuchstaben der griechische Spruch:

ὁ φίλος, ἢ τοι κἀμοὶ ἑμὸς γάρος ὣς καὶ αὐτός.

Freunde, ja mein ist wahrlich das Loos, und ich freue mich selbst auch.

Diese Worte spricht in der Ilias der Telamonier Ajas, da ihn das Loos trifft, mit Hektor den Zweikampf zu bestehen; sie bezeichnen die Freudigkeit, mit der er der Gefahr und dem Tod entgegenging.

Auch zwei Schwestern, die im Leben innig vereint, beide innerhalb einer Woche (Februar 1838) verstierben, birgt die Grabesstelle. Nach des Vaters Tod, als Max von Gagern und seine geistvolle, hochgebildete Gemahlin in Hornau walteten, wurde der kleine Friedhof um so mehr ein Familienheiligthum, ein Ruhetag für liebe, wehmüthige Betrachtung, zu welchem man den Hausfreund oder Gast führte, wie anderswo zum Prunksaal; die Abgeschiedenen, deren einfache Denksteine hier stehen, wurden die Besucher von Hornau.

Die Familie Gagern zu Hornau stellt in enger Begrenzung das Leben eines volksthümlichen Adels dar, wie Stein sich ihn dachte und wie Max von Schenkendorf ihn besang. Landleben und Studium, Zurückgezogenheit und Gastfreiheit, Familienfeste und thätige Theilnahme am Staat sollten hier wie bei Britten und Römern vereint erscheinen. Besonders die letztere sollte den Beruf des Adels ausmachen; er sollte als Schirmherr der Volkseigenthümlichkeit und des Rechtes neben Bürger und Bauer stehn. Capessite rempublicam, greifet zur Staatsthätigkeit! rief Hand von Gagern seinen Söhnen zu. Wer benutzlage diese Ansichten kund gäbe, der würde von der einen Seite der Befangenheit, von der andern der Demokratie beschuldigt. Bürgerstolz von Geburt wie von Ansichten, haben wir für jene hochconstitutionelle Adelstheorie keinen Sinn; doch achten wir den historischen Werth und den moralischen Schwung einer Denkungsart, welche jenen Adel noch für möglich hielt, sa ihn, bei sich selbst anfangend, zu begründen strebte.

Culturbilder der Wetterau.

Von J. Staub.

III.

Die Völkermischung.

Wer je in der Alpenwelt mit sinnendem Geiste gestanden, der weiß, wie die immer junge, nie rastende Phantasie über all die Klüfte und Abgründe Brücken zu all den Zinnen und Zacken und Spitzen der riesigen Berge schlägt, um auf diesen ätherischen Luftgeweben dem sehnenden Geiste Pfade und Steigen für seine Wanderschaft herzurichten. Die Phantasie hebt den Geist über die dunklen Untiefen hinweg und stellt ihn auf die lichten Höhen mit ihren reizenden Landschafts-Panorama's. — Aehnliches geschieht uns gar oft in dem Unsterblichkeits-Saale der Weltgeschichte. Wo in den Annalen der Völkerentwickelung einzelne Blätter verschwunden zu sein schienen, wo eine Lücke, eine Kluft sich zwischen hochemporragenden unzusammenhängenden Ereignissen zeigt, da füllt gewiß die Phantasie mit dem Pinsel der Kunst oder dem Griffel der Poesie die Leere aus und trägt unseren Geist im Bild und im Gesang über die dunklen Tiefen hinweg.

Auch über die Wetterau erröne ein hohes Lied, das eine dunkle Zeit mit lebendigen Gestalten bevölkert und unseren Geist über eine weite Kluft in der Geschichte unserer Heimath hinüberträgt. Dem Römer, nicht mehr so stolz und kühn wie einst, roftet jenseits des Rheines sein Schwert in der Scheide, während diesseits der Teutsche Burgen und Städte baut, sich in neue Völkerschaften gruppirt, Rosse tummelt und Lanzen schwingt, die Wälder lichtet und in den deutschen „Wingerten“ die römischen Trauben kelert. Die Katten mit den Ufuseen sind in den großen Völkerbund der Franken aufgegangen und diese Franken dem Heldenvolke der Burgundionen so benachbart, wie die Schwesterstädte Worms und Mainz sich nahe liegen. Die freundschaftliche Berührung und endliche Zusammenschmelzung der Franconen und Burgundionen ist geschichtliche Thatsache, und die Verherrlichung dieser sonst so dunklen Zeit hat der teutsche Genius des Mittelalters in dem „Nibelungen Lied“, dieser National-Epopöe unseres Volkes übernommen. Dichtung und Wahrheit sind hier im Liede voll Licht und Schatten in einander gewebt, wodurch ein Doppelbild entstanden ist, das für unsere Darstellung den Rahmen bilden kann. Chriemhild ist die Trägerin dieses Gesanges; Chriemhild mit dem Frauenherzen voll unbegrenzter Liebe wie voll unbegrenzten Hasses. Licht wie der junge Morgen ist das Bild der Liebe in dem ersten, schwarz wie unheimliche Mitternacht die Zeichnung des Hasses in dem zweiten Theil des Liedes. In der ganzen Epopöe ist das Erhabene und Grausige unserer zu schilbernden Zeit in das liebliche Kleid der Poesie gehüllt, ohne darinnen verdeckt oder entstellt zu werden. Sowohl in ihrer Licht-, wie in ihrer Nachtseite spielt diese Dichtung der Nibelungen in die Wetterau herein.

Digitized by Google

Das erste Bild ist der Sigelinden Sohn, der „hochgemuthe“ Siegfried, wie er mit den Burgundionen durch die Wetteran den Königen der Dänen und Sachsen entgegenzieht. Es stellt uns dieses Gemälde eine Turnierfahrt dar, ähnlich der, wie sie einst Ariovist zu den feindlichen Römern unternommen. Die stolze Reiterschaar nimmt ihren Weg durch das befreundete Frankenvolk zu dem fernen Sachsenland. All die Recken vom Rhein, mit Ausnahme der drei Könige von Worms, strahlen im Gelcite Siegfried's. Der Schaarführer ist der finstere Hagen von Troneg; der Bannerträger, der kühne Fiedler Volker von Alzei, dem Sindolt und Hunolt, der Schenke und der Küchenmeister, zur Seite reiten. Die Brüder Hagen's, der tapfere Dankwart und der ernste Ortewein führen den Vor- und Nachtrab. Alle diese Helden aber überstrahlt, wie der lichte Mond die Gestirne, der hörnene Siegfried. Nicht im schmucken Barette und rothgefärbenen Mantel, wohl aber im leichten Jägerkleide reitet er unter den Rheinländern einher.

„Von schwarzem Zeidel sah man einen Rock ihn tragen
Und einen Hut von Zobel, der kostete genug.
Was er für reiche Borten an seinem Köcher trug!
Gar sauber war darüber ein Pantherfell gezogen,
Durch den Geruch zu locken; auch trug er einen Bogen,
Den auch mit einer Winde nur spannen konnt' ein Mann;
Auch hält' es, ausser ihm, wohl schwerlich wer gethan.
Von einer Luchshaut war gemacht sein ganz Gewand,
Worauf von Kopf zu Füßen man bunte Flecken fand;
Aus lichtem Rauchwerk glänzte manch goldner Streif sodann
Zu beiden Seiten wohl dem kühnen Jägersmann.“ — —

Ehe die Stürme und Wetter in dämonischer Allmacht sich ihren Fesseln entreißen und dann verheerend über die duftende Erde stürzen, ergießt gar oft in täuschender Glorie die Sonne ihre mildesten Strahlen über das entzückte Leben und verklärt den baldigen Schauplatz furchtbar-schrecklicher Katastrophen mit dem sanften Purpur einer schönen Abendröthe. Aehnlich geschieht es gar häufig in der Entwickelungsgeschichte der Völker. Holder Frieden lagert über den teutschen Völkerschaften und läßt die cultivirtesten derselben, wie die Burgundionen am Rhein, ihre jugendliche Volkkraft entfalten. Der süßeste, schönste Mann wirbt um das schönste, „wonniglichste“ Weib. Minne, Jagd und Kampfspiel vertreiben die Zeit und erheitern das Leben.

Da ändert sich plötzlich dieses Lichtbild auf heimischer Erde. Der starke, schöne Siegfried ist todt; ein anderer Werber klopft an der Kammer der schönen Chriemhildreid an. Die Burgundionen legen die stählernen Waffen nicht mehr ab; das fränkische Weib der Wetterau besiegt das stattliche Brown-Roß, um ihrem Manne in kühnem Heldenmuth zur Schlacht wie zum Tode zu folgen. König Etzel, die Gottes-Geißel dieser Zeit, überfluthet mit seinen riesigen Hunen die südteutschen Länder. Von der Wolga bis zum Rhein geborchen ihm die Völker. Eine Schaar von Königen trägt die Schleppe seines Kleides. Persien, Ost- und Westrom erzittern bei seinem Namen. Die üppige Honoria, des römischen Kaisers Schwester, läßt ihm ihre Hand anbieten. Aber nach dem teutschen Liede begehrt Attila die Schönheit Chriemhilden's, wie diesen Zug in dem angezügelten Geiste dieses Asiaten auch die Geschichte der schönen Ildiko bestätigt. Chriemhilde folgt in ihrem Hasse dem reichen, päßlichsten aller Männer, wie sie einst in ihrer Liebe dem stärksten, schönsten aller Männer gefolgt war. Egels Schwert erliegen die Burgundionen, und in der abgeworbenen Wetteran deuten allwege riesige Hünengräber die Schreckensage jener Zeiten an.

Doch auch Etzel muß der Zeit erliegen. Aber mit seinem Tode kehrt noch keine Ruhe in die deutschen Völker ein. Die Grenzen haben sich verrückt, die Völker sich von der Donau bis zum Rhein vermischt, Sitten und Sprache sich geändert und das angefachte kriegerische Feuer ist durch die Völkerfluthen noch nicht gelöscht. Chlodwig, der Franke, schlägt die Alemannen und verbindet mit sich die Burgundionen. Das Christenthum zieht an der Hand seiner Gemahlin, der burgundischen Königstochter Clothildis, in das Land der Franken und bald auch in die Wetterau ein.

Und jetzt beginnt eine neue Aera für unsere Heimath. In dem Frieden gedeiht die Cultur; und aus der Cultur entwickelt sich mit neuer Sprache, neuer Religion, neuen Sitten ein anderes Geschlecht. Der neue Most des Christenthums findet in den Germanen neue Schläuche, in denen sein Gehalt und seine Kraft sich erprobt.

(Es sei hier bemerkt, daß das Christenthum in die südliche Wetteran aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von Bonifacius und seinen Schülern gebracht worden ist. Es war schon durch die Berührung mit den Römern längst vor Bonifacius vorhanden, wie derselbe ja am Rhein 16 Bischöfinner vorfand. Man sollte überhaupt mit diesem Winkried in neuerer Zeit nicht allzuviel Staat machen, sondern demselben den Frieden gönnen, den er sich im Schatten der römischen Kirche erkämpft hat. — Anders ist es mit der nordöstlichen Wetterau. Dorten scheint Sturm, der erste Abt zu Fulda, bei Schlitz und Bingenheim die Christianisirung angestrebt und erzielt zu haben, was wir schon daraus schließen, daß jenes Gebiet der Wetterau „die Fuldaer Mark“ genannt wird und für Fulda zu verschiedenen Leistungen bis in die neue Zeit verpflichtet war.)

Literarische Glossen.

I.

Lyrischer Dilettantismus.

Frisch im Laub und Gras' im Gras
Verfluchte Dilettanten!
(Faust Ir Theil.)

Junge „Dichter“, die ein lyrisches Bändchen veröffentlicht haben, nehmen gemeinlich ein hohes Aergerniß, wenn man ihrer Muse nicht so viel Theilnahme widmet, als diesem oder jenem älteren Poeten, der vielleicht keinen hervorragenden dichterischen Werth besitzt, jedoch ein literar- und kulturgeschichtliches Interesse für sich in Anspruch nehmen kann. Wie so gar wenig es in unsern Tagen bedeuten will, einen Band anzufüllen mit verdünnten lyrisch-romantischen Empfindungen, in schimmernden Bilderputz und in wohlgekräuselten Versen, das wollen diese jungen „Dichter“ nimmermehr einsehen. Ja, es steht zu befürchten, daß neben dem epidemisch auftretenden lyrischen Dilettantismus der Maaßstab für den ächten Dichter sich gänzlich verliert. Daher sollte es eine wahre Herzensangelegenheit für jeden Freund der Poesie sein, den anmaßlichen und gemeinschädlichen Dilettantismus, wo er ihm begegnet, auf seinen Standpunkt zurückzuweisen und ihm seinen Mangel an Berechtigung vorzuhalten.

Singe, wem Gesang gegeben,
Wem der deutschen Dichterwald
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig große Namen
Ist die Leierkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Also rief vor Jahren der verehrte Meister Uhland der sangeslustigen deutschen Jugend zu. Wie oft hat man nicht seitdem auf seine Mahnung gepocht! — Ein Größerer aber hat gleichfalls schon vor Jahren gesagt:

Wisse, daß mir sehr mißfällt
Wenn so Viele singen und reden!
Wer treibt die Dichtkunst aus der Welt?
Die Poeten!

Und mit ihm, der seinem Volke die weisesten Offenbarungen über Leben und Dichten in den Aussprüchen seines Greisenalters hinterließ, halten wir es vor Allen.

Digitized by Google

Hat sich nicht dieses unmuthige Dichterwort schon heute beinahe ganz erfüllt? Das Versemachen ist nachgerade eine üble Nationalgewohnheit der Deutschen geworden. Man nenne uns das deutsche Städtchen, in dessen Mauern nicht irgend ein hoffnungsvoller junger Mann lebt, den das eitle Gelüst anwandelte, ein Bändchen: „Waizen und Unkraut", oder „Blüthen und Knospen" — „Dichtergarben" — „Sänge und Klänge" — „Zeitlosen" — „Junge Blätter" (diese Titel sind nicht etwa von uns ersonnene) drucken zu lassen. Auch nach den gewaltsamen Erschütterungen des Jahres 1848, und der materiellen Richtung der Gegenwart zum Trotz, ist die Zahl unserer kleinen dichterischen Größen Legion geblieben. Das erfährt namentlich Derjenige, der einmal mit der Leitung einer belletristischen Zeitschrift zu thun hat; ihm geben aus allen Winkeln und Ecken des deutschen Vaterlandes so viele Postsendungen lyrischer Beiträge zu, daß sich bald ein lebhafter Widerwille gegen alles Papier in ihm festsetzt, das mit Versen beschrieben ist; gleich dem Vogel Hiltsporn Percy hört er lieber „nen ehernen Leuchter wackern Heißsporn Percy hört er lieber „nen ehernen Leuchter wackern Heißsporn Percy drehen oder ein trockne Rad die Achse fragen", als das Gewinsel der Dumpfaffen und Sperlinge im deutschen Dichterwald. — Fast jeder dieser guten Menschen gibt sich der naiven Täuschung hin, die hohen Musen hätten ihm ihre besondere Weihe geschenkt; und wehe Dir, wofern Du einem Solchen den Staar stechen willst. Ist es doch vorgekommen, daß ein Dichterjüngling, der eine größere Stadt besuchte, nachdem seine Gesänge auf seine eignen Kosten im Druck erschienen, sich alles Ernstes erkundigte, welcher Art nun die öffentliche Stimmung an diesem Orte über ihn sei und ganz erstaunt war, als ihm sein Name nicht in den Kaffeehäusern und Ressourcen entgegentönte.

Keinen Reimer wird man finden,
Der sich nicht den ersten hielte,
Keinen Kiesler, der nicht lieber
Eigne Melodien spielte.

Sicherlich liegt die Hauptwurzel des Uebels in der Beengung und Mangelei unserer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, im Mangel an politischer Bewegung; aber wenn auch demnächst ein gewaltiger neuer Anstoß in das öffentliche Leben kommen sollte: die Versemacherei würde doch nicht sobald nachlassen. Diese Erbkrankheit hat sich allzutief eingeschlichen; sie wird erst allmählig, im Laufe der Zeiten verschwinden.

Ein berühmter Literarhistoriker, der auch den neueren Poeten bis in die vierziger Jahre hinein ein Kapitel widmete, nahm die Landkarte zu Hülfe und sonderte unsere Lyriker zweiten und dritten Rangs nach den verschiedenen deutschen Gebieten, um eine Uebersicht in diesem Gewühl zu erhalten. Bei einer derartigen Musterung kommt denn schon, zumal wenn man die Lyriker des vorletzten Rangs noch mit in Rechnung bringt, auf die kleineren deutschen Bundesstaaten ein ganz respektables Namenskontingent, von Schwaben und dem Rheinland ganz zu schweigen; es kann förmlich von einer eignen lyrischen Flora des Großherzogthums Hessen, der freien Stadt Frankfurt ꝛc. ꝛc. die Rede sein. Liegt nicht aber in dem Umstand, daß man auf solche geographische Eintheilungen verfällt, eine merkwürdige Ironie? Wie wenige von allen diesen mehr oder minder zu Ruf gekommenen Sängern der neueren Zeit, wie Wenige erheben sich einigermaßen über die Niederungen eines gebildeten poetischen Dilettantismus, welcher, nachdem er die poetische Literatur des Westens und Ostens durchgekostet und alle Blüthen benascht hat, seinen unruhigen Produktionstrieb in sich spürt, der vom eigentlichen Dichterberuf noch unendlich weit entfernt ist. Ein wahrhafter Poet, selbst nur ein ursprünglicheres Dichtertalent mittlern Grades, ist im Grund eine viel seltenere Erscheinung, als wir uns Alle anzunehmen gewöhnt haben. Die heiligen „Silberquellen des Parnassus" fließen nicht so reichlich, daß sie auch die Grasplätze und Biehweiden bewässern. So gehört die ganze Reihe jener goldglitzernden Miniaturlyriker auf «itz und «witz und «el und «mann und «er und «ette, welche auf den Rippetischen sanft gebettet ruhen, unzweifelhaft in die Klasse der lyrischen Dilettanten. Freilich läßt sich aber das geduldige Publikum, und vor allem das schöne Geschlecht, welches sich heutigen Tags noch vorzugsweise mit der Lektüre von Versen abzibt, durch den künstlichen Schliff und Flimmer, durch die hohle lyrische Phraseologie die Augen blenden; und man freut sich wohl gar eines so schönen Reichthums an Talenten. Nirgends wird so überhaupt die bloße dilettantische Fähigkeit leichter mit einem wahren Berufe verwechselt, als in der lyrischen Poesie. Ueberhaupt scheint sich gegenwärtig die Zahl Derer, welche ächte Poesie von der gemachten noch zu unterscheiden wissen, eher zu verringern, als zu mehren. Denn bei der Vielseerei und Wortkrämerei unserer schöngeistigen Kreise verflachen sich die ästhetischen Begriffe täglich mehr, wird der ästhetische Sinn immer stumpfer. Angeborne richtiges und reines Gefühl für das Schöne — das wagen wir dreist zu behaupten — lebt zur Zeit nur in verhältnißmäßig Wenigen. Tritt man in eine gebildete Gesellschaft, welche Kunst und Poesie in den Kreis ihrer Unterhaltungsgegenstände zieht, so begegnet man allerdings sehr häufig Leuten von großer Belesenheit und einer gewissen ästhetischen Ausbildung. Sie verstehen sich über heimische und ausländische Literatur mit einer Kenntniß zu verbreiten, die man billigerweise anerkennen muß; Alles, was sie sagen, hat jenen gebildeten Klang, der in solchen Zirkeln Geltung verschafft; sie sprechen mit einem Worte ganz vortrefflich, so lange sich's um Allgemeinheiten handelt. Aber mit einem Mal, bei dem Urtheil über ein Kunstwerk oder ein Paar kleine Verse, tritt unter der Bildungslarve der Mangel an natürlichem Geschmack, die blöde Beschränktheit mit wasserhellen Augen hervor, weggeen, wie der Dichter sagt, die Götter selbst vergebens kämpfen. J. W. A.

Neue Bücher.

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Hermann Hettner. Braunschweig, Vieweg. — Bildung für Alle, Popularisirung der Wissenschaft, das ist das Losungswort, welches in unseren Tagen, neben dem der materiellen Fortschrittsbestrebungen, am lautesten vernommen wird. Aber nicht allein die Erkenntniß der Natur und ihrer Wirkungen, die Bekanntschaft mit dem körperlichen Sein, nach welchem sich das Verlangen des Tages zumeist richtet, kann unseren Bedürfnissen genügen — wir wollen auch von der Geschichte des Geistes und besonders von seinem Auftreten in Kunst und Wissenschaft, vernehmen, namentlich aber von der Art und Weise seiner Regsamkeit in derjenigen historischen Periode, von welcher sich die meisten Tendenzen unseres Zeitalters in gerader Reihenfolge ableiten. Diese Periode ist das achtzehnte Jahrhundert, die Länder, in welchen sich jene Regsamkeit zumeist zeigte, sind diejenigen, welche noch heute an der Spitze der Culturentwickelung Europas stehen, England, Frankreich und Deutschland, und so mußte, wer den Geist jenes Jahrhunderts erfassen wollte, sein Hauptaugenmerk dorthin richten. Das genannte Werk nun hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, diese geistige Entwickelung in allgemein verständlicher Weise darzulegen und zerfällt demnach in drei Theile, von welchen der Erste die englische Literatur betrachtet, der Zweite der französischen und der Dritte der deutschen Literatur jenes Zeitraumes gewidmet sein wird — denn nur der Erste, die Geschichte der englischen Literatur von 1600—1770, liegt vollendet vor.

Der Verfasser hätte sein Buch vielleicht besser eine Geschichte des Geistes als der Literatur genannt, da er uns mehr eine Beleuchtung der hervorragendsten und dankenswerthesten Leistungen Englands auf dem Gebiet der Naturforschung, der speculativen Philosophie, der Staatswissenschaften und der Dichtung, als eine Detailschilderung aller wichtigeren poetischen Produkte in dem ge-

Digitized by Google

nannten Zeitraum gibt, und wir würden dann nicht die Besprechung mehrerer wichtiger Namen, wie des Satyrikers Olsham, 1653—1683, des Sir Horaz Walpole, 1717—1797, als Verfasser des erfolgreichen Schauerromans: das Schloß von Otranto, 1765, und des bedeutenden Didaktikers Akenside, 1721—1770 mit seinen Freuden der Phantasie, 1741, vermissen, allein abgesehen davon, greift sein Werk alle die feinen Fäden, welche in der Kulturgeschichte des menschlichen Geistes nebeneinander her und durcheinander laufen, mit solcher Feinfühligkeit heraus und legt sie mit solcher Anschaulichkeit dem Auge eines Jeden, der sehen kann, dar, daß es in dieser Hinsicht gar nicht hoch genug gewürdigt werden kann.

So mannichfaltig die geistige Agitation des vorigen Jahrhunderts in England war, so erfaßt Hettner doch jede ihrer Seiten und vergißt weder die national-ökonomische Reform durch Adam Smith und seine Theorie von dem alleinigen Werth der Arbeit, noch die Wirksamkeit der Freimaurer und ihre Entstehung aus den freien Bauhütten des Mittelalters, weder die Bedeutung der parlamentarischen und Preßkämpfe Burke's und der Juniusbriefe für die Feststellung des Begriffs von der Theilung der Staatsgewalten, noch die wohlthuende Popularisirung der Errungenschaften des modernen Wissens, durch die sogenannten moralischen Wochenschriften des Steele und Addison, weder die Reaktion des breiteren, altenglischen und des frivolen, französischen Geistes am Hofe gegen das innerliche, reelle und wahrhaftige Wesen des englischen Volksgeistes, wie sie in einem Chesterfield, Bolingbroke und in der furchtbaren Entsittlichung der sogenannten guten Gesellschaft und des höfischen Lustspiels auftritt, noch die edlen, die höchste Emancipation des Geistes und des Menschenthums im Allgemeinen erstrebenden Tendenzen der Theologen unter dem Politikern und der Deisten unter den Philosophen. Insbesondere über die Letzteren erhalten wir einige treffliche Bemerkungen, welche in dem Streit unserer Tage zwischen Materialismus und Idealismus nicht genug beherzigt werden können und, insoweit sie den Ersteren von der nothwendig scheinenden Konsequenz der Immoralität freisprechen, sehr geeignet sind, dessen scheinbaren Gegensatz zwar nicht gegen den positiven Kirchenglauben, wohl aber gegen die Grundlagen des socialen Lebens, durch eine wohlverstandene Moralphilosophie abzuschleifen. „Es gilt", sagt er sehr treffend, „die Unabhängigkeit der Sittlichkeit von der Religion zu behaupten. Die sittliche Vollkommenheit darf nicht als nur von den Göttern befohlen und von Ihnen gegeben erscheinen, es muß vielmehr offenbar werden, daß sie zum Wesen des Menschen selbst gehört, und daß nur in ihr der Mensch seine Bestimmung und Befriedigung findet. Dies ist der innere Grund, warum durch das ganze achtzehnte Jahrhundert ein so tief moralisirender Zug geht." Unzweifelhaft wird der Vf. auf diesen höchst wichtigen Punkt im nächsten Band zurückkommen bei Besprechung des berüchtigten Système de la nature par Mirabaud (Holbach), welches neben dem entschiedensten Materialismus noch, wie man glaubt, praktische Sittenlosigkeit, sondern die strengste rationalistische Moral predigt.

Wir erwähnten im Eingang die populärwissenschaftliche Tendenz des Hettner'schen Buchs und kommen zum Schluß darauf zurück. Diese Tendenz ist nicht überall beliebt, und wird an Orten, wo, trotz des Programms des politischen Liberalismus, die täppische gelehrte Vornehmthuerei herrscht, schief angesehen. Hettner's Werk hat das Verdienst, für solche hochnäsige Kritik nicht gelehrt genug zu sein, und wir begläubwünschen den Verfasser ob des indirekten Zeugnisses, welches ihm dadurch ausgestellt wird, des Zeugnisses, daß ihm der Zopf nirgends heraushängt, daß er sein Buch nicht durch ellenlange bibliographische Anmerkungen vermummt, daß er keinen wissenschaftlichen Jargon, sondern ein gemein verständliches Deutsch schreibt, und keine geheimnißvollen Periodengespinnste webt, sondern einen klaren, durchsichtigen Styl besitzt. Als ein Gegenstück zu diesen Eigenschaften führen wir, aus seinen Citaten aus dem Addison'schen Zuschauer, das gelungene Portrait des „pedantischen Tom Folio" vor, der in jedem Bibliothekzimmer zu finden ist, der bei keiner Bücherversteigerung und bei keiner Subscription fehlt, der alle Büchertitel der Welt kennt und die Aufnahme, die diese Bücher bei den Gelehrten gefunden, der, wenn Du von Herodot sprichst, sogleich in ein Lob des Heinrich Stephanus ausbricht, oder, wenn von Virgil, in ein Lob des Daniel Heinsius oder, mit Einem Wort, überaus gelehrt ist, aber auch nicht einen Funken gewöhnlichen Menschenverstand hat".

Diese betreffende Beschreibung erinnert an das, neuerdings wieder angezogene, arabische Gleichnis von der Mühle, welche man wohl klappern hört, allein nach deren Korn man sich nur vergeblich umsieht. Alex. Büchner.

Erich Randal. Historischer Roman von Theodor Mügge.*) — Eine breite kräftige Composition, aber schier zu breit angelegt für die schmalen Verhältnisse der eigentlichen Handlung. Mügge ist einer der trefflichsten Landschafter, und nördliche Gegenden versteht er zu malen wie Wenige. Diese Meisterhaftigkeit seines Pinsels hat er auch hier bewährt. Aber es kommt mir vor, als würde Mügge als Geschichtschreiber noch bedeutender sein, denn als Romandichter. Wenigstens ist meinand das Beste in diesem Buch die Erzählung von der Entthronung des Schwedenkönigs Gustav IV. Adolf. Da tritt jede Gestalt in voller Lebensrundung hervor; jeder Zug ist charakteristisch, die Handlung mit raschen und kühnen Strichen fest gezeichnet, Alles wahr und klar. So schreiben die Franzosen Geschichte; so sollten die Deutschen sie schreiben. Allein gar manche unserer Historiker meinen noch jetzt, sie vergäben ihrer Gelehrtenwürde zu viel, wenn sie dem Verdienste des Stylisten nachstreben.

L. B..e.

Fellmeier's Abende. Märchen und Geschichten aus grauer Vorzeit. Von A. M. Tendlau.**) — Eine Reihe sinnvoller und liebevoller Erzählungen, Parabeln, Märchen, der Vorzeit des Orients entnommen. Aus schwer zugänglichen Bergeshachten, die des tauben Erzes unendlich viel enthalten, hat Tendlau reiches und edles Metall hervorzugraben gewußt. So ist ein seltener Schatz von Weisheit und Erfahrungen und eigenthümlichen Anschauungen für uns und der Vergessenheit alter talmudischer Folianten herausgerettet worden. Freilich überbietet sich manchmal die orientalische Verstandesschärfe, so daß die Welt des Denkens zuweilen zur verkehrten Welt wird; aber auch diese unlogische Phantasterei der Logik ist höchlich anziehend für uns ruhige Nordmenschen. Tendlau hat eine geschmackvolle Auswahl getroffen; nicht eine seiner Geschichten möchte der Leser missen. Dabei fließt seine Erzählung im klaren ruhigen Wellenschlage dahin, still und anspruchslos; der Ton des einfachen Märchens wie der ernsten Parabel ist überaus glücklich getroffen. Selbst die alten Bekannten, denen man in Tendlau's Buche begegnet, tragen frischer und getreuer die Züge ihrer Abstammung und Heimath, als unter den mannichfachen Verkleidungen, die ihnen von anderen Schriftstellern aufgezwungt wurden. Es ist überhaupt in Allem das rechte Maß gewrossen, nirgends ein Zug zu viel, nirgends ein Strich zu wenig. Dies beschriebene Büchlein verdient zahlreicherer Freunde in dem deutschen Publikum zu finden, als gar Vieles, was die Marktschreier auf der Leipziger Messe ausposaunen. Auch dem gelehrten Kritiker wird es von Wichtigkeit sein, da es von so Manchem, daß in ganz Europa zur Volksweisheit geworden, die orientalische Quelle zeigt. Deshalb aber wäre noch zu wünschen, daß künftig bei einer zweiten Auflage, einer zweiten Reise durch die Lesewelt, der Verfasser seinen Erzählungen die Ursprungszeugnisse und polizeimäßigen Heimathscheine mitgäbe; Niemand würde dadurch verlieren, der gewissenhafte Forscher aber gewinnen. L. B..e.

*) Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp.

**) Frankfurt a. M., Literarischer Anstalt.

Digitized by Google

Sagenbuch der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. von Georg Lißmann *). — Lißmann hat in seine Sammlung nur Bearbeitungen in poetischer Form zugelassen; — theils eignes Gewächs, theils auf fremdem Grund und Boden gediehen, meistentheils nur anspruchsloser Hausteruk. Bis jetzt sind drei Lieferungen erschienen; eine gründlichere Prüfung werde daher bis zur Vollendung des Werkleins aufgespart.

Die stille Wiese.

(Bei Ruggendorf in Oberfranken.)

Im Wiesenrain, da ist der Reihn
Am Sonntag hell erklungen;
Im heißen Tanz hat sich der Kranz
Der Paare wild verschlungen.
Das ist schwatze die Sonntagsluft!
Es fliegt das Haar, es klopft die Brust
Den Alten wie den Jungen.

Mit hehrem Gang die Wies' entlang
Ein Fremder kommt geschritten,
Schwarz angethan, ein ernster Mann,
In seiner Jünger Mitten.
Die frohen Leut', er grüßt sie fromm;
Doch Keiner denkt ihm Gottwillkomm,
— — Nach Zichtelberger Sitten!

Da hebt der Mann zu reden an,
Trotz Spiel und Tanz und Reigen;
Sein Wort erschallt mit Allgewalt
Laut über Flur und Geigen.
Wohl, redet er, ihr frohen Leut',
Wo Gott kommt her jetwedes Freud'
Und Spiel und Tanz und Reigen.

Doch ist 'ne Zeit, wo tief im Leid
Der Christen Geister liegen,
Wo Trugesbund und Gegenhaß
In Welt und Kirche siegen,
Da gilt nicht Saus und Braus und Tand;
Da heißt's: heraus mit starker Hand,
Den rechten Krieg zu kriegen!

Jetzt ist die Zeit, wo Gottes Streit
Ausgeht durch eure Gauen;
Und hier ein Ort, wo Gottes Wort
Sich seine Burg will bauen.
Versäumt so sehr von Menschenmund,
Die gute Lehr', ich geh sie kund
Euch Männern und euch Frauen! —

Und wie er sprach, ist allgemach
Des Tanzes Gluth vergangen;
Im dichten Kreis mit murmelt's leis:
Der Luther ist uns kommen!
Kein Athem hebt rings auf dem Plan;
Und wieder hebt der Luther an:
Der Sonntag soll euch frommen!

Und seid ihr gern im Dienst des Herrn,
Legt an des Glaubes Wehre;
Frisch auf, es tagt! und frei beflagt
Die Stell' mit ächte Lehre.
Erst geht mit fein der Wahrheit Gang;
Dann mag auch Wein und Weib und Sang
Euch frau'n zu Gottes Ehre. —

Sie schweigen tief; er aber lief
Die Jünger her zur Wiese,
Stellt aus der Schaar wohl Einen vor:
Sohn, dir befehl' ich diese!
Gieuß drin'gen Sinn in ihre Brust;
Das sei forthin die Sonntagslust
Hier auf der stillen Wiese.

Ludwig Braunfels.

*) Frankfurt a. M., in Commission bei F. B. Rauffert.

Feuilleton.

— Hamlet, zwei Vorträge von Dr. Ludwig Noiré. Mainz, B. v. Zabern. — Dies elegante Werkchen zeichnet sich in der Flut neuer Erläuterungsschriften sehr vortheilhaft aus. Der Verfasser hat der Versuchung widerstanden, auf alle Einzelheiten haarspaltend einzugehen und Privatgrillen an dieselben zu knüpfen; er ist den Grundzügen der Tragödie des Zweifels im Großen mit seinem Verständniß nachgegangen. Ein besonderer Vorzug der geschmackvollen Arbeit liegt in ihrer Aufrundlichkeit; die Spuren der thätigen Vorstudien sind sorgfältig beseitigt, so daß nur der Kenner des Faches sie herausfindet. So weit es möglich war, schließt sich der Verfasser an Goethe's Analyse in Wilhelm Meister an; die Vergleichungspunkte, welche der Faust bietet, sind sehr glücklich eingeflochten. „Wie in Faust Glauben und Wissen, so stehen sich in Hamlet Handeln und Zaudern entgegen". Das letztere Stück verherrlicht die That und zeigt, wie selbst eine edle Richtung, eine verfeinerte ideale Richtung uns leicht an der Zahlung unserer Lebensschuld hindern kann. Wenn Hamlets ungetrübte Jugend in beschaulicher Selbstbetrachtung hinfloß, wenn er, in eine Aussichale eingeschwert, sich für einen König halten konnte: so ist es nicht mehr als billig, daß das wirkliche Königthum an die Wirklichkeit einfeilige, aber unbeirrte Thatkraft übergeht. Daher wird der mit wenigen Strichen gezeichnete Charakter des Fortinbras vom Verfasser mit Vorliebe entwickelt. Nicht minder gelungen ist die Schilderung des Polonius, der, wie Einige sagen, rund zu nah beschaut und so die Uebersicht des Ganzen verliert; Hamlet dagegen wird durch das Verfehlen ins Allgemeine, die letzten Fragen immer weiter vom Nächsten abgelenkt. Ganz ähnlich ist das Verhältniß zwischen Faust und Wagner". — Durch Hervorhebung des sittlichen Resultates erweist sich diese nähere Betrachtung des „Hamlet" in hohem Grad als zeitgemäß; Klarheit und Wärme des Ausdrucks empfehlen sie außerdem zur Erbauungslektüre, wie zum Vorlesen in gebildeten Kreisen. Besonders erfreulich ist es, daß diese Vorträge in Mainz den Beifall fanden, der zunächst die Veröffentlichung veranlaßte.

— Die Literarische Anstalt hier veröffentlicht demnächst eine Dichtung: „Ajkuna-Aga", die außer ihrem großen Werth auch durch Namen und Stellung ihres Verfassers anziehend sein wird. Sie ist dem Sagenkreise Tschertessiens entnommen und besingt die ritterlichen Thaten und Liebesabenteuer eines National- und Stammeshelden. Der Dichter ist Prinz Emil von Wittgenstein, Flügeladjutant des Kaisers von Rußland und ihm durch vieljährige Freundschaft nahe stehend; derselbe, der in jüngster Zeit die russische Freiensemancipation nach Paris überbrachte; ein ritterlich stattlicher Mann von etwa dreißig Jahren, der in den früheren tscherkessischen Feldzügen und neuerdings wieder bei der Belagerung von Kars durch persönliche Tapferkeit Ruhm erworben hat. Ajkuna-Aga, der kaukasische Eid, wird in diesen Epolus, wie sein spanisches Gegenbild, mit selter Individualität durch alle Lebensverhältnisse gezeichnet. Die Schilderungen, die Prinz Wittgenstein einflicht, ausgezeichnet durch lebendige Phantasie, durch innige Empfindung und plastischen Ausdruck, bieten Vergleichungspunkte zu Byrons Erzählungen, doch nicht in der Stimmung, welche durchweg erfreulichend und kraftvoll ist; der Dichter zeigt sich wie sein Held als ein „ganzer Mann".

D.

— Rechte der Autoren und Directoren in Frankreich. Victor Ducange und Dinaux haben vor mehr als zwei Jahrzehnten gemeinschaftlich das Drama „Dreißig Jahre aus den Leben eines Spielers" geschrieben, das die Runde durch ganz Europa gemacht hat, und noch jetzt die Wonne mancher Provinzialbühnen ist. Das Stück wird in Paris noch immer gegeben, und jede Aufführung ist eines zahlreichen Publikums sicher. Natürlich hat der Antheil, den die Verfasser von den Einnahmen zu beziehen haben, bedeutende Erträgnisse geliefert hat und noch liefert. Ducange ist vor mehreren Jahren verstorben, und auch seine Erben haben die gesetzliche Zeit hindurch seine Stelle an der Tantieme bezogen. Das französische Gesetz schützt nämlich während der nächsten zehn Jahre nach dem Tode eines Schriftstellers den Erben sein Eigenthumsrecht an seinen Werken; nach dieser Frist werden die Werke herren-

Digitized by Google

loses Gut, das Jeder nach Belieben sich aneignen kann. Jetzt sind die zehn Jahre vorbei, allein das ernsthafte Drama ist deshalb noch nicht herrenlos geworden, (tombé dans le domaine public, lautet der französische Ausdruck;) denn der andere Miteigenthümer Dinaux lebt noch. Nun erhebt sich ein Streit darüber, was aus derjenigen Hälfte des Ertrags werden soll, die bisher den Erben Durange gehörte. Die Letzteren behaupten, da Dinaux noch lebe, so sei das Autorenrecht nicht erloschen, sondern besitze fort; es könne aber nicht mit anderer Miethung fortbestehen, als es bisher bestanden habe; sonach habe es sich von selbst zu Gunsten der Erben verlängert. Gerade das Gegentheil, sagt Dinaux: das Autorenrecht ruht von jetzt an auf mir allein; und da es ein untheilbares Recht ist, so muß auch die andere Hälfte mir zuwachsen. Man ist auf die eichelichste Entscheidung gespannt. Es könnte sein, daß beide Parteien verlieren; denn die Frage ist keineswegs, ob das Autorenrecht theilbar ist. Vielmehr steht es seit einem halben Jahrhundert fest, daß das Erträgniß des Autorenrechts allerdings theilbar ist. Diejenige Hälfte des Erträgnisses, welche den Erben Ducange gehörte, ist herrenloses Gut geworden; somit braucht der Theaterdirektor diese Hälfte entweder gar nicht mehr zu bezahlen, oder er muß sie dem Staate bezahlen, dem herrenlos werdendes Gut in der Regel anheimfällt. —

— In dem Buche von H. König: „König Jerome's Karneval" hat die „Allgemeine Zeitung" unter dem Titel: „Westphälische Erinnerungen" seiner Zeit zahlreiche Nachträge geliefert, welche in vielen Blättern abgedruckt sind. Wie sind in den Stand gesetzt, weitere Ergänzungen des historischen Materials jener Epoche aus bester Quelle zu liefern. Beide Züge gehören in das Kapitel der deutschen Treue. Der vielbesprochene Schatz des Kurfürsten lag, als Mortier schon Kassel besetzt hatte, in Kisten verpackt, noch auf dem Boden hinter dem blauen Giebel des alten Wilhelmshöher Schlosses. Ein Schloßbeamter, der Schwiegervater eines Frankfurters, faßte den Entschluß, die Rettung zu versuchen. Er versammelte aus eigenem Antrieb die herrschaftlichen Fuhrknechte und legte seinen Plan ihnen dar. Alle waren zum Wagstück bereit. In der nächsten Nacht wurden die Kisten aufgeladen und allmählig nach Frankfurt zu Rothschild gebracht; alles kam unversehrt an; auch eine Kiste, welche bei der nächtlichen Uebersahrt über die Fulda vom Wagen gefallen war, wurde nachgeliefert. — Der Kurfürst hatte die Löwenburg sich zur letzten Ruhestätte gebaut, aber König Jerome hielt auch hier seine lärmenden Karnevale. Der alte Burggraf wagte es, dies Treiben zu hören. Bei einem solchen Gelage stimmte sich plötzlich eine Tafelrunde und der Kurfürst, der weit entfernt in Prag saß, schritt finster blickend durch den Saal. Nie war von dieser Geistererscheinung die Rede, aber König Jerome hat auch auf der Löwenburg nicht mehr geschmaust.

— Neuhochdeutsche Orthographie. Da wir den Schaffsinn unserer Leser nicht durch Räthsel und Charaden üben, so wollen wir statt dessen einige Stellen aus den Schriften deutscher Orthographen hierherfetzen. Einer der entschiedensten Verbesserer unserer Rechtschreibung ist F. Möller; derselbe sagt in einer diesen Gegenstand betreffenden Abhandlung Folgendes: «Ich bin der ansicht, daß man hier wie in allen dingen radical verfare. wir haben auf den ganzen kreisz der germanischen, ja selbst der urverwanten sprachen zurükzugen. Ich habe esz unternommen, ein bischen starker an dem alten bau zu rüteln, worüber er mer in trümer gefallen ist, als manigem lieb sein wirt.» — Philipp Wackernagel, der Verfasser einiger geschätzten Anthologieen, als Forscher über das deutsche Kirchenlied ausgezeichnet, geht in seinen für das größere Publikum bestimmten Werken nicht so weit; dagegen ist er in seinem Programm über deutsche Schreibweise, obwohl er die üblichen Lettern beibehält, noch schwieriger zu emipfehlen als Herr Möller. Er schreibt: „Mein System als grund- und hauptregel der orthographie des hochdeutschen auf, es ist schreiben wie seine grammatik es fordert, und denken und eine spetere zeit, wo die sprache, um alsbald die abgelaufene regel ausfprechen zu können, das hochdeutsche zu schreiben, wie es ihr gebrauch sei". — Wenn solche Vorschläge auf akademische Verhandlungen sich beschränkten, so könnte man sie gewähren lassen. Aber mit ungeduldiger Hast sucht man dergleichen in die Schulbildung einzuflechten und dringt durch bedändiges Abändern des eben erst Gelernten Verwirrung hervor; so namentlich in Oesterreich, wo Karl Weinhold in Durchführung der neuesten Ansichten viel weiter geht als im wohlmeinenden Plane des Unterrichtsministeriums liegen konnte. In seiner Bilderschaft hat übrigens der Jargon mehr überhand genommen als in der altdeutschen; es gibt manchen anmeldigen Anfänger, der sich für einen Sprachforscher hält, weil er wie Jacob Grimm „alles klein" schreibt.

— Unvigennützig und unentgeltlich. In F. Meidingers verdienstvollem Werke „Frankfurts gemeinnützige Anstalten, zweiter Theil" (Druck und Verlag von H. L. Brönner) ist S. 144 von dem J. W. Rühl'schen (musikalischen) Verein die Rede; Hr. Meidinger rühmt besonders, daß der Vorsteher sich demselben „ebenso warm und uneigennützig (d. h. unentgeltlich) widme, wie früher Scheible es gethan". Daß das Andenken Scheible's als Vorstehers einer schönen und edlen Richtung unseren Kunstfreunden werth ist, daß Treue und Liebe zur Sache die Leistungen des Rühl'schen Vereins belebt, — das wird von keiner Seite bestritten. Aber die Parenthese „unentgeltlich" verlangt eine nähere Betrachtung. Wir wissen nicht, ob den genannten Diskanten ein Ehrensold zu Theil wurde oder noch wird; aber dieser Umstand könnte unseren Trachtens für Verdienst nicht im Mindesten schmälern. Wer sich aus Interesse für das Fach einem Amte widmet, wer denselben seine besten Kräfte weiht, den Gegenstand im Auge hat und von kleinlichen Nebenabsichten frei ist, der handelt uneigennützig und mag auch sein Zeitvertreib durch noch so hohen Gehalt vergütet werden. Auch der umgekehrte Fall, daß nämlich Jemand eine Leistung unbezahlt übernimmt, ohne deshalb von Eigennutz frei zu sein, ist nicht nur denkbar, sondern kommt gar häufig vor. Man weiß der Redaction des Museums nicht vorwerfen, daß sie pro domo krehe; denn bis jetzt verwaltet sie ihr Amt im Sinne des Hrn. Meidinger uneigennützig. — Nach dem genannten Werke hat der Cäcilienverein 103 active und 27 passive Mitglieder; nach einer uns zugehenden Notiz beträgt die Gesammtzahl gegenwärtig 179.

— Bei der Geburt des kaiserlichen Prinzen hat bekanntlich Theophile Gautier durch ein Festgedicht voll übermäßiger Emfühlung Anstoß erregt, namentlich durch den Vers:

Ein blonder Jesus ist hienieden
Erschienen für das Heil der Welt,
Der Glück verleiht und der den Frieden
Als blauen Ball im Händchen hält.

Die Mißbilligung, welche ein so verstiegenes Lob selbst in Paris fand, hat den Ton der Hof- und Festpoesie nur um einen Grad herabgestimmt. Zur Feier der prinzlichen Taufe wurde in der großen Oper eine Cantate aufgeführt, in welcher Roger und Bonheur den Vers zu singen hatten:

Blonde Séraphins, joyeux Archanges,
Venez aujourd'hui parmi nous;
Accourez chanter les louanges
D'un enfant divin comme vous.

Seraphe, blonde Engelsknaben,
An solchem Tag verweilet hier
Das preiß mit euren Sangesgaben
Ein Kind, das göttlich ist wie ihr.

Der Pariser Jugend war Adeligens an solchem Tage leicht die Meinung beizubringen, daß Erzengel die Hand im Spiele hätten, denn aus aufgestiegenen Luftballons wurde Confect jener Art über die Zuschauer ausgestreut.

— Der Raddiner der hiesigen israelitischen Gemeinde, Herr Leopold Stein, ist Verfasser eines Trauerspiels: „die Hasmonäer", welches kürzlich in Mannheim unter lebhaftem Beifall aufgeführt wurde; die zu bewilligen gewesenen Freikarten sind von Kaufmännischer Tugend.

— Der sogenannte Foucault'sche Versuch, die Drehung der Erde durch den Schwung des Pendels augenscheinlich nachzuweisen, ward vor einiger Zeit im Kölner Dom zum Besten eines Wetterbaues durch Doctor Garthe öffentlich vorgenommen.

Einst mit der Zoller beymagt ihr die gallikische Wahrheit,
Jetzo im eigenen Haus lehrt ihr sie gegen Entrée.

— Das „Journal des Debats" brachte in der letzten Zeit mehrere durch Sachkunde und gute Schreibart ausgezeichnete Artikel in Bezug auf das Seewesen, namentlich auch über das Manöver der englischen Flotte auf der Rhede zu Spithead. Diese Berichte hat der Peinz von Joinville abgefaßt; der Unterzeichner, Xavier Raymond, gibt, wie wir hören, zu denselben nur seinen Namen.

— An die Redaction. Gestatten Sie einem Leser des Sagenbuches von Curtin einige Bemerkungen über die in Ihrer letzten Nummer enthaltene Beurtheilung desselben. Ich will Ihrem sachkundigen Referenten gewiß nicht bestreiten, daß man sagenhafte Ueberlieferungen am Besten ihrem einfachen Kerne nach, ohne Zuthat oder humoristische Umgestaltung wiedergibt; ich will ferner die Einrüdung des „neuen Paris" und die Scherze im Nachtrag zu dem Buche nicht gutheißen. Gleichwohl erkenne ich auch in diesem den begabten, strebenden Mann, der es an Fleiß und an Liebe zur Sache nicht fehlen ließ. Karl Curtin hat früher durch hübsche, sangbare Lieder seinem Namen einen guten Klang erworben; in seiner Prosa ist ihm Erzählertalent und ein regsamer, frischer Ausdruck nachzurühmen. Ein Sagenbuch hat er freilich nicht gegeben, sondern nach seiner Weise Ueberliefertes und Erdichtetes zusammengestellt; so aufgefaßt aber, kann meinem Urtheil nach das Büchlein zur angeregten Unterhaltung für Jung und Alt empfohlen werden. r.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

№ 26. Frankfurt a. M., den 28. Juni 1856. **II. Jahrgang.**

Einladung zum Abonnement.

Das Frankfurter Museum wird vom 1. Juli dieses Jahres ab in der bisherigen Weise fortgeführt werden und der Aufgabe treu bleiben, in seinem sich erweiternden Kreise die Interessen der höheren Bildung nach Kräften zu vertreten.

Wenn es unserem Blatte gelungen ist, sich in der kurzen Zeit seines Bestehens Achtung und einigen Einfluß zu erwerben: so verdankt es dies vor Allem der bereitwilligen, ehrenden Beihülfe von tüchtigen Männern jedes Faches.

Folgende Gelehrte und Schriftsteller haben dem Frankfurter Museum Beiträge zugewandt: J. W. Appell, Ludwig Braunfels, Alexander Büchner in Balenciennes, Director J. Classen, Medicinalrath A. Clemens, F. Crößmann, Lorenz Diefenbach, A. Dörr, Professor Eberz, Eichrodt in Karlsruhe, Karl Enslin, J. Gundling in Prag, Professor Heffemer, Hermann Heltner in Dresden, Heinrich Hoffmann, F. Hornfeck, Wilhelm Jordan, J. M. Jost, Professor Mair in München, Wolfgang Müller von Königswinter, C. M. Sauer in Wien, J. Schaub, J. B. Scheffel in Karlsruhe, Schnyder von Wartensee, F. Schrader in Naumburg, Professor Schwend, Leopold Stein, Pfarrer Steitz, Wilhelm Stricker, Thudichum, Heinrich Weismann, E. Zoller in Stuttgart.

Novellen, Erzählungen, Biographien und Schilderungen zur Zeitgeschichte bilden den Hauptbestandtheil unserer Wochenschrift. Als ein neues Element werden Darstellungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, in faßlicher und schöner Form, hinzukommen. Eine unabhängige Kritik wird die wichtigsten Erscheinungen der neuen Literatur behandeln, wobei wir möglichst den Grundsatz befolgen, daß jedes Werk von einem mit dem Fache speciell vertrauten Mitarbeiter beurtheilt werde. Die Theaterberichte, namentlich über neue dramatische Werke, werden in derselben geistigeren Weise fortgesetzt, welche bereits unserem Blatt auf diesem Gebiet Ansehen verschafft hat. Auch bildende Kunst und Musik ziehen wir, von Sachkennern unterstützt, in den Kreis unserer Besprechungen. Das Feuilleton, welches ebenso wie der Hauptheil der Zeitschrift, nur Originalbeiträge gibt, wird den Lesern eine vielseitige Auswahl unterhaltender Notizen und gelegentlicher Belehrung bieten.

Da mit dem nächsten Quartal das Verhältniß des Verlags unseres Blattes zu dessen Expedition sich ändert, so fühlen wir uns verpflichtet, der F. B. Auffarth'schen Buchhandlung unseren wärmsten Dank auszusprechen, indem wir den geschäftlichen Aufschwung und würdigen Betrieb des Museums hauptsächlich der Thätigkeit, Einsicht und Uneigennützigkeit ihres Chefs verdanken.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands und des Auslandes; in Frankfurt am Main auch in der Expedition dieses Blattes, bei Herrn August Osterrieth, Zeil Nr. 66. Der Preis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½. Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

Inhalt.

Mozart's Leben von Otto Jahn. Beurtheilt von Schnyder von Wartensee.
Schmidt von Werneuchen. Eine literarhistorische Studie von W. S.
Neue Bücher: O. Ludwig's Erzählung: Zwischen Himmel und Erde. — Schmieder's Reformatoren und die Reformation.
Mittag auf dem Forum. Gedicht von Adolf Doerr.
Feuilleton: Gradde in Frankfurt. — Lady Holland's Denkwürdigkeiten. — Das Haus des Diamedes. — Von hohem Lebensalter. — König Otto. — Rosa aurea u. s. w. u. s. w.

Mozarts Leben. *)

Beurtheilt von Schnyder von Wartensee.

Selten war ein Recensent so gut daran, selten konnte Einer mit so ungetrübter Lust an sein frisches Geschäft gehen, wie ich jetzt, der ich, eingeladen obiges Werk für das Frankfurter Museum zu beurtheilen, aus vollem Herzen nur Lob spenden darf, und weder genöthigt bin, mit noch dem Verfasser eine verdrießliche Minute zu machen.

Otto Jahn, von dem man nicht zu sagen weiß, ob er eigentlich Musiker und nebenbei Archäolog und Philolog, oder umgekehrt, ist beides aus vollem Herzen und mit gleicher Gründlichkeit. Diese Eigenschaften waren aber auch nöthig, um uns mit einem so trefflichen Buche beschenken zu können, wie das vorliegende. Der Musiker mußte den Mozart, mit Herz und Kopf verstehend, sich gewinnen, um ihm so viele Mühe und Zeit zu widmen; und der Philolog mußte mit seiner Beharrlichkeit und Forschungskunst kommen, um alle die Quellen aufzufinden und in den herrlichen Strom zu vereinigen, der nicht im Sande der Zeit verrocken wird, wie viele andere. Die deutsche Literatur hat wenige so ausführliche, Alles erschöpfende und den Gegenstand so deutlich und lebendig abspiegelnde Lebensschilderungen aufzuweisen, wie Jahn's Mozart; aber es ist auch schwer, einen so würdigen Stoff aufzufinden. Mozart ist nicht nur als Künstler riesengroß und erregt fortwährend unser Erstaunen; er zieht uns als reiner, heiterer Mensch ohne die garstigen Leidenschaften des Hasses, des Neides an und wir müssen ihn von Herzen lieben. Wir sehen ihn unter der Schilderung Jahn's von dem ersten musikalischen Lallen bis zu seinen Meisterwerken heranwachsen; wir sehen ihn als Mensch wie als Künstler sich unter der liebevollen und weisen Leitung seines Vaters entwickeln, und

*) W. A. Mozart von Otto Jahn. Erster Theil. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1856.

Digitized by Google

werden ihn mit tiefem Schmerz gerade dann in das Grab sinken sehen, als ihm das äußerliche Glück zum Erstenmal angefangen hat zu lächeln.

Jahn gibt uns den Mozart, wie ihn der liebe Gott wachsen ließ, und nicht wie Onlibichieff sich ihn dachte und ein wenig für die Salons apprettirte. Dieser allerdings sehr geistreiche und witzige Musikfreund hat in den Opern Mozarts Vieles gesehen, was vor ihm Niemand sah, und woran deren Schöpfer gewiß nicht von Ferne gedacht hat. Dafür sind ihm in den Maschen seiner Zergliederung manche treffliche Genießige entgangen, von denen ich nur Einen bemerken will. In der herrlichen Eifersucht-Arie Figaro's: Aprite un pò quegl' occhi, im vierten Akt, als er sich von seiner Susanna verrathen glaubt und erschrecklich über die Frauen losfährt, sagt er am Ende: il resto nol dico, già ogn'uno lo sa. Was er aber verschweigt, verplaudern in einem kurzen Solo die Hörner auf eine indiskrete Weise, indem sie damit auf ihre fatalen unsichtbaren Collegen deuten, die jeder Mann kennt. Diesen Witz ahmte, doch mit ganz andern Figuren, in seiner Oper: „Die lustigen Weiber von Windsor", Nikolai nach.

In einem Widmungsbrief an seinen Freund, Professor Gustav Hartenstein (statt Vorrede), gibt Otto Jahn die Quellen an, aus denen er schöpfte, gibt uns Kunde von den Schritten, die er that um sich Mozarts ganz zu bemächtigen, und wir sehen, wie er keine Mühe scheute zu seinem Zwecke zu gelangen. Er besuchte, ein andächtiger Wallfahrer, die Orte, wo Mozart gelebt, komponirt, gelitten hat und starb. Reiche Schätze öffneten sich ihm da, weil der umsichtige, hochgebildete Vater Mozart, die hohe Bedeutung seines Sohnes klar erkennend, Alles sammelte, was seit der schon genialen Kinderzeit desselben und seiner Feder floß, Briefe wie Compositionen.

Die gebrauchten Quellen, Nochlitz, Nissen, Onlibichieff (der nicht als Urquelle dienen kann) u. s. w., benutzte Jahn nur mit größter Vorsicht und unterwarf sie einer scharfen Kritik. Vor Nochlitz warnt er, sollte etwa jemals seine „ausführliche Erzählung der eigenthümlichen Umstände, unter welchen sich Mozart verheirathet habe, und zwar mit ausdrücklicher Berufung auf Mozarts eigene Erzählung, welche Nochlitz gleich in derselben Nacht niedergeschrieben habe", herauskommen, die sich in dessen Nachlaß befinde; denn „alles, was Nochlitz angibt, über Zeit, Ort, Personen und Verhältnisse ist unwahr, vollständig unwahr". Das ist eine schwere Beschuldigung, und es ist verzeihlich, daß eine Nichte des Angeklagten, im Namen aller Verwandten, nichts Anderes fühlend und berücksichtigend, als die Verletzung im weiblichen Gemüthe, gegen Jahn auftrat und ihn hart angriff. Es war für Jahn aber leicht, mit dem Schilde des Historikers die schwache weibliche Lanze aufzufangen; er trat ihr entgegen im Interesse der Wahrheit, für die der Biograph Mozarts rücksichtslos kämpfen mußte.

Ueber Onlibichieff spricht sich Jahn ebenso anerkennend wie offen aus. Er sagt: „Die enthusiastische Verehrung für Mozart, welche den Verfasser zu einer Arbeit begeisterte, die jahrelange Vorstudien und große Opfer scheer Art erheischte, und welche sich in seinem Buche so lebhaft ausspricht, ist liebenswürdig und anziehend, allein sie darf das Urtheil nicht bestechen". Onlibichieff hat nur gedruckte und längst bekannte Materialien zu seinem Leben Mozarts benutzt, hat selbst unverbürgte Anekdoten aufgenommen, und nur einen leicht zugänglichen Theil von dessen Werken studirt. „Für die eigentliche Entwicklungsgeschichte Mozarts begnügt er sich mit dem bei Nissen Dargebotenen, von dem er das hervorhebt, was geeignet scheint, die von ihm gewählten Gesichtspunkte zu beleuchten". Bei ihm „treffen die Einseitigkeit des Enthusiasmus und Dilettantismus zusammen". Ferner sagt Jahn: „Wen die Verehrung Mozarts zu solcher Verkennung Beethovens führt, wie wir es bei Onlibichieff sahen, der versteht auch Mozart nicht. — Onlibichieff verräth überall Geist und feine Bildung, aber es ist allgemeine weltmännische Bildung, nicht musikalische, die durch enthusiastische aber dilettantische Neigung nicht ersetzt werden kann".

In Wien fand Jahn auf der k. k. Hofbibliothek außer den verschiedenen Manuscripten des Requiem, welche für die Entscheidung einer so wunderlich verzettelten Frage dem sichern Anhaltspunkt gewähren, noch manche andere wichtige Handschriften Mozarts und reichen Stoff für vielfache Belehrung. Den wesentlichsten Vorschub fand er aber bei Aloys Fuchs. In Salzburg fand er im Mozarteum den wichtigsten Theil der Mozart'schen Briefe vom Jahr 1777 bis 1784, die er mit eisernem, längst als drei Wochen dauernden Fleiße abschrieb, wie „die unverdächtige Zeugin, die alte Theresa im goldenen Ochsen" im Nothfall bestätigen kann.

Reiche Hülfsmittel einer anderen Art bot ihm in Frankfurt die Sammlung von Original-Manuscripten Mozarts, die der Hofrath André von dessen Wittwe erkauft hatte; gedruckte wie ungedruckte Werke; etwa 280 Nummern und darunter die Partituren der Zauberflöte und des Don Juan. Welch ein Schatz! Schade, daß Niemand in Deutschland, weder ein Fürst noch ein reicher Mann, ihn zu würdigen verstand! Welche Zierde wäre er für die k. k. Bibliothek in Wien gewesen! Zu spät!! — Die Manuscripte sind jetzt unter die sieben Erben des Hrn. Hofrath André vertheilt und der spanische Wüstling, Don Juan, ist schon von einer Künstlerin spanischer Abkunft (Mme. Viardot-Garcia) gekauft worden.

Jahn fand die Sammlung mit Ausnahme weniger, bereits früher veräußerter Stücke noch vollständig vor, und die Gebrüder Carl und Julius André eröffneten ihm bereitwillig den Zugang zu derselben, wo er dann fünf Wochen zubrachte, um ausführliche Notizen und Auszüge zu machen. Das waren reiche Wochen, von denen Jahn schreibt: „Ich sage nicht zu Viel, wenn ich mit dem aufrichtigsten Dank bekenne, daß ohne das ehrenvolle Vertrauen und die freundschaftliche Förderung dieser Männer mein Buch das nicht hätte erreichen können, worin ich seinen wesentlichen Vorzug setzen zu können glaube".

Wir haben uns lange bei der epistolarischen Vorrede aufgehalten, ohne an das Buch zu kommen. Jahn's Geleitsbrief seines Werkes ist jedoch nicht wie ein riesenhafter Tambour-Major, dem nachher nichts folgt, als einige trommelnde Kinder — dem seinigen folgt eine Armee nach, und er hält noch mehr, als er verspricht. Man kann sein Buch kaum besser beurtheilen, als wenn man Stellen der Zuschrift mittheilt und dann hinzufügt: das hat er redlich geleistet. Z. B.: „Mein erstes Augenmerk war die sichere Feststellung und urkundliche Begründung des Thatsächlichen und die, soweit es von Interesse sein konnte, vollständige Darlegung desselben. — Ich habe aber außer dem, was Mozart unmittelbar angeht, auch seine Zeit, die Verhältnisse, unter denen er lebte, und die Personen, mit denen er in Berührung kam, bestimmter darzustellen gesucht, soweit es eben für seine Entwicklung in Betracht kommt". Ferner: „Die Behandlung des Historischen im Einzelnen und Ganzen geht ihren sicheren und gewiesenen Weg. Ihr letztes Ziel ist die Wahrheit, und um diese zu finden und darzustellen habe ich mich bemüht. Keine Rücksicht auf Andere hat mich bewogen zu verschweigen, was für das Verständniß Mozarts als Mensch und Künstler nothwendig oder wichtig war, ebensowenig habe ich sie verschwiegen, oder zu verdecken gesucht, was zu seinem Nachtheil sprechen könnte". Mit dem Letzteren hat es keine große Gefahr, denn Jahn sagt: „Allerdings ist es eine Freude für mich, daß in jeder Beziehung die Bewunderung wie die Achtung und Liebe zu jeder Beziehung die Bewunderung wie die Achtung und Liebe zu Mozart gesteigert, ja zum Theil erst fest begründet wird". Hinzegen klagt er, daß in Wien die lebendige Ueberlieferung von seinem Leben, seiner Person und seinen Verhältnissen ziemlich erloschen ist, und daß in Salzburg, obgleich Mozarts Schwester, Mozarts ist, und daß in Salzburg, obgleich Mozarts Schwester, Mozarts Wittwe und deren Schwestre die in die letzten Decennien dort gelebt haben, es Niemanden eingefallen ist, sie nach dem großen Landsleut haben, es Niemanden eingefallen ist, sie nach dem großen Landsleut zu befragen und dem reichen Schatz einer Familientradition, mann auszuforschen und dem reichen Schatz einer Familientradition, man auszuforschen und den Nachwelt zu erhalten. Er sein ganzes Leben umspannte, der Nachwelt zu erhalten. Er fand, wo er nachfragte, „Alles vergessen, spurlos verschollen wie

Digitized by Google

sein Grab. So ist auch von allen Familienpapieren und Documenten aller Art außer seinen Briefen (vom Jahr 1777 bis 1784) Nichts dort aufbewahrt worden, unbeachtet hat man es verkommen lassen". — Eine solche Vernachlässigung ist, traurig genug, in der Geschichte der Musik fast allgemein. Man weiß z. B. von J. S. Bach, Haydn u. s. w. so wenig, daß man sich von ihrer Persönlichkeit kein Bild machen kann.

„Hell steigt der Geniuß vom Himmel nieder und das Gewölbe ergänzet weit, wenn er es durchdringt; und der ätherische Geist berührt die Erde: Da verwandelt sich alles — die Felsen gehen auf und zeigen stille große Gestalten — auf die Leinwand und die Mauern fällt der Widerschein von fernen Göttern und ihren Himmeln — alle Körper erklingen, Sehne, Holz und Gold, und die Luft durchfliegen Lieder —; aber die dumpfe Menschenheerde bebt ein wenig den Kopf von der Weide verwundert auf und bückt sich wieder und grastet weiter; nur einige werden gespeilgt und knieen verklärt". (Jean Paul.)

Der erste Theil von Jahns Mozart ist in zwei Bücher eingetheilt, wovon das erste Mozarts „Knabenjahre" (1756—1768), das zweite „Italien und Salzburg" (1769—1777) enthält. Wie billig ist von Mozarts Großeltern, Eltern und hauptsächlich von seinem durchgebildeten höchst einsichtsvollen Vater (der die hohe Begabung seines jungen Genies bald erkannte, und mit seltenem pädagogischen Takt dieses durch alle Klippen unversehrt führte, an denen die Wunderkinder in Folge der Eitelkeit und Vornrtheil ihrer Eltern fast immer scheitern) alles, doch in gedrängter Kürze, erzählt, was sowohl angeboren als anerzogen, auf unseren jungen Wolfgang einwirkte, um ihn zu dem Weisen zu machen, welches wir als Menschen ebenso sehr lieben, wie als Künstler bewundern.

Der 27. Januar 1756 war der musikalische Weihnachtstag, an welchem Mozart, das siebente und letzte Kind seiner Eltern, sein Erdenwallen begann, und in seinem vierten Jahre wirkte er die ersten musikalischen Wunder. Von da an offenbarte sich das angeborene Talent in mächtigem Voranschreiten, welches seinem Vater oft Freudenthränen entlockte. Dieser, durch seine schlechtbezahlte Anstellung in Salzburg genöthigt, entschloß sich mit seinen beiden Wunderkindern, dem Wolfgangerl und der am 30. Juli 1751 geborenen Nannerl, eine Kunstreise zu wagen. Daß dieses eine gefährliche Sache ist, sehen wir saß täglich an den unkindlich gewordenen, eiteln, für das Leben und die Kunst verdorbenen Wunderkindern der Neuzeit, die, nachdem sie sich ihrer Glacehandschuhe entledigt haben, grimassiren und weltschmerzlich ihr Spiel hören lassen. Nur ein Mann wie Leopold Mozart konnte das Wagniß durchführen. Sein klarer Verstand, seine pädagogische Strenge schützten die gänzlich unschuldig gebliebenen Kinder vor jeder Unart. Wolferl, obschon er einer Kaiserin auf dem Schooß saß, von ihr gekützt, von Königen und Königinnen gehätschelt wurde, obschon Lob über Lob, gesprochen wie gedruckt, in Prosa wie in Versen, ihn überschüttete, war vor wie nach ein herziges Bübchen. Es ist eine Freude, ihn mit Jahn, der alle möglichen Quellen benutzte und doch nichts Ueberflüssiges aufnahm, durch Deutschland, Frankreich, Italien, England und Holland zu begleiten — ein Triumphzug, wie er vor- und nachher Niemand zu Theil wurde. Wie sehen auf diesen Reisen schon die ersten Regungen zu seinem späteren unerreichbaren Componirenstrieb. Allein wir sehen ihn auch schon durch den Neid seiner Kunstverwandten leiden, und dieses in dem Wien, welches später sein Grab vergaß! — Eine bei ihm bestellte opera buffa „la finta semplice" in drei Akten (558 Seiten Partitur), die er in seinem zwölften Jahre sehr schnell vollendet hatte, wurde in Folge von Intriguen, indem man die Musik als werthlos verdächtigte, von dem Impresario Affligio (ein ominöser Name, denn affligatore heißt: Peiniger, Quäler), einem Manne, „der für die Kunst gar keinen Sinn hatte", trotz der günstigen Stimmung des Hofes nicht aufgeführt und Mühe und Zeitverlust nicht belohnt.

Mit dieser schneidenden Dissonanz schließt Jahn sein erstes Buch nicht (dazu ist er ein zu guter Musiker), sondern er löst sie in eine wohlthuende Consonanz auf und erzählt: „indessen sollte L. Mozart die Genugthuung haben, daß sein Sohn noch in Wien öffentlich eine Composition aufführte". Nämlich, nach Bestellung, eine solenne Messe nebst Offertorium. „Am 7. December 1768 fand die Aufführung, bei welcher Wolfgang mit dem Taktstock dirigirte, in Gegenwart des kaiserlichen Hofes Statt und machte, wie der Vater nach Hause schrieb, das wieder gut, was die Feinde durch Verhinterung der Oper zu verderben trachteten, da sie den Hof und das zahlreich versammelte Publikum überzeugte, daß Wolfgang als Componist mit Ehren bestehen könne". In vier Beilagen gibt uns Jahn Notizen über die Nannerl, deutsche und italienische Lobgedichte auf den Wolfgang; drei gleichzeitige Berichte über ihn aus Frankreich, England und Deutschland, und Species facti von L. Mozart in Wien verfaßt, die über die Zurückweisung der Oper seines Sohnes durch Affligio das hellste Licht verbreiten.

Im zweiten Buch erschreint die Erzählung von Wolfgangs Leben, die im ersten Buche schon mährchenhaft klingt, noch viel anziehender, zauberischer und unglaublicher. Sein Vater bringt ihn, der dreizehn Jahre alt schon Concertmeister in Salzburg ward, nach Italien, wo er als Virtuos und Componist zu unerhörtem Ruhm kam. Diese Opern wurden bei ihm bestellt, aufgeführt, und Werke aller Art stiegen immer zahlreicher, immer herrlicher auf, wie Sterne in mondbeglänzter Zaubernacht. Wir haben schon im ersten Buche gesehen, wie der siebenjährige Wolferl Klaviersonaten komponirte und herausgab und wie er später Symphonien für Orchester, ja selbst große Vokal- und Instrumentalwerke auf Bestellung schrieb. Damals war er noch der Diener seiner Zeit, deren Herr er später wurde. Vortrefflich schildert uns Jahn die Zustände der Kirchen-, Theater- und Konzertmusik, wie Mozart sie vorfand, und wir sehen, wie dieser anfing gegen die üblichen Formen zu rebelliren und am Ende alle Fesseln brach. Von den libretti der Opern Mozarts gibt Jahn genügende Auszüge, und seiner Schilderung von Mozarts Musik fügt er in den Text gedruckte Notenbeispiele bei, die, gut gewählt, mehr als Worte vermögen, die wunderbare Schöpferkraft des jungen Genies uns zeigen. Ebenso werden die vielen Compositionen Mozarts für die Kirche behandelt, und die meisten Leser sind gewiß Jahn sehr dankbar, daß er so verläßlich und erschöpfend zeigt, welche Bewandenß es mit den katholischen Messen, Litaneien und anderen Kirchenstücken habe, über welche Sache selbst viele Katholiken nicht ganz im Klaren sind. Dem an sich traurigen Umstande, daß Mozart als Virtuos durch Concerte einen großen Theil seines Lebensunterhaltes verdienen mußte, verdanken wir die vielen herrlichen Instrumental-Compositionen, z. B. die reizenden Clavierkonzerte, die heut zu Tage noch das Gemüth so tief ergreifen, wo man sie vorzuführen sich herabläßt. Er producirte sich als vierfacher Virtuos: er spielte Klavier, Orgel, Violine und sang, bis er seine Stimme verlor. Leicht ist es, in seinen sangbaren Melodien den gewesenen Sänger zu erkennen. Am Ende des ersten Theils verläßt Jahn seinen Wolfgang als 21jährigen Jüngling, der schon manche traurige Lebenserfahrung machen mußte, besonders durch den neuen Erzbischof von Salzburg, Hieronymus Joseph Franz von Paula Grafen von Colloredo, — „der sich in der Geschichte der Musik eine traurige Berühmtheit durch die unwürdige Behandlung Mozarts geschaffen hat". — Bis jetzt hatte der Gedanken-Mißbrauch „bereits gegen zweihundert Compositionen" aus dem unerschöpflichen Schatze seines Innern der Welt gegeben und „die dumpfe Menschenheerde hob ein wenig den Kopf von der Weide". —

Am Schluß des ersten Theiles sagt Jahn: „Was durch Schule, durch Disciplin zu erlangen war, das hatte Mozart in Salzburg errungen; er mußte heraus aus diesen engen Verhältnissen, mußte auf sich selbst stehen, und Freiheit und Selbständigkeit im Kampfe

Digitized by Google

bewähren: den Mann und den Künstler mußte das Leben bilden, und auf diesem Gange wollen wir jetzt unsern Meister begleiten". — Sechs sehr schätzbare Beilagen folgen noch, von denen die erste 57 allerliebste Ausgüge aus Briefen des lustigen Wolfers enthält. — Papier und Druck sind vorzüglich und zwei gestochene, unter sich aber unähnliche Bildnisse von Mozart, nebst einem höchst gelungenen Facsimile seines „Veilchens" sind jedem Leser gewiß eine sehr willkommene Zugabe.

Als ich Jahns dickes Buch zu Gesichte bekam, hatte ich einige Furcht, es werde nicht in die engen Herzen der Menschen zu dringen vermögen, denn man müsse Mozart mit Kopf und Gemüth verstehen können, ihn sehr lieben, um so viel Geld und so viele Zeit an ihn zu verwenden, und dergleichen Bedenken habe er nicht sonderlich Viele. Mit großem Vergnügen sehe ich jetzt aber, daß ich mich geräuscht habe, denn es ist schon eine zweite Ausgabe des ersten Theils, vor Erscheinung des zweiten, angekündigt, und, wie recht und billig, eine unveränderte. Es ist eine nicht sehr löbliche Beeinträchtigung der Käufer einer ersten Ausgabe, wenn die Verlagshandlung alsobald eine verbesserte oder vermehrte ankündigt; und ein solches Verfahren hat leicht zur Folge, daß man sich hütet, bei neu erschienenen Büchern schnell zuzugreifen. —

Beim Ueberlesen der vorstehenden Beurtheilung finde ich, daß sie in der That blos Lob und kein Wörtchen von Tadel enthält. Das ist nicht gut. Eine rechtschaffene Recension muß auch Etwas tadeln, denn sonst meinen die Leser, der Recensent sei parteiisch oder der Autor könne übermüthig werden. Parteiisch könnte ich für meinen lieben Freund Jahn leicht sein, aber mit seinem Uebermüthigwerden hat es keine große Gefahr. Doch nun zur Dissonanz. Ich bemerkte schon oben, Jahn habe in seiner Beurtheilung Mozart'scher Werke, und in den mitgetheilten Thematen so recht den Nagel auf den Kopf getroffen und die Tonstücke gut charakterisirt. (Er gibt und z. B. ein Thema aus der Oper Bastien und Bastienne, die der 12jährige Wolfert komponirt hatte, welches ganz genau mit den vier ersten Takten der Symphonie eroica übereinstimmt, und das Beethoven unmöglich gekannt haben konnte, da die Oper ganz verschollen und nicht gedruckt worden ist.) Bei Einem Stück aber, bei der Fuge: Pignus futurae gloriae und Mozarts Litanei in Es, stimme ich nicht mit ihm überein. Er stellt es mir nicht hoch genug, sowohl in der Biographie, als in seinem Vorwort zu der schönen Ausgabe der Litanei bei André in Offenbach, wo er blos sagt: das Pignus sei nach herkömmlicher Weise in einem gründlich durchgearbeiteten, streng contrapunktischen Satz ausgeführt. Ich finde, daß diese Fuge in Erfindung und Ausführung ein so genialer und origineller Satz ist, wie wir in der ganzen musikalischen Literatur keinen zweiten der Art besitzen. Da das Frankfurter Museum seine musikalische Zeitung ist, so kann ich meine Behauptung nur durch eine kurze Andeutung begründen. Das Pignus ist eine stets durch freie Sätze unterbrochene Fuge nach folgendem Plan: Der Baß fängt die Fuge an, wird aber durch einen reizenden vierstimmigen Satz unterbrochen, ehe er sein Thema als Dux zu Ende brachte; dann kommt der Tenor als Comes, wozu der Baß die Gegenharmonie hat und wird, doch diesmal in der Dominante, auch von obigem freien vierstimmigen Satz unterbrochen. Dasselbe wiederholt sich, wenn der Alt als Dux und dann der Diskant als Comes eingetreten ist. Damit schließt der erste Wiederschlag, der auf höchst ungewöhnliche Weise schon viermal durch ein freies Sätzchen in den vier eintretenden Stimmen getrennt wurde. Dieses findet im Verfolg der sehr langen Fuge bei jedem Wiederschlage Statt. Ein neues Thema erscheint später, gesellt sich in der Folge zum ersten, wozu auch das liebenswürdige freie Sätzchen kommt, die Themata werden canonisch, in der Engführung, ja selbst in der Imitatio per arsin et thesin bearbeitet, und das Tonstück wird immer lebendiger, kunstreicher und schöner. Es ist mir nicht recht in den Fingern, und ich bedaure, daß ich nicht die Herrlichkeit desselben meinen Lesern durch Notenbeispiele anschaulich machen kann. Nichts geht der Fuge ab, als gegen das Ende ein imponirender Orgelpunkt.

Zum Schluß noch zwei Bemerkungen. Es ist gewiß sonderbar, daß in den sehr zahlreichen Werken von Mozart und Haydn das Neunermaß (9/4, 9/8, 9/4) kein einzig Mal vorkommt, da man es schon in J. S. Bachs wohltemperirten Clavier in vier Stücken findet, und da Beethoven und Spohr in demselben viele vortreffliche Sachen geschrieben haben. Ferner ist es eben so sonderbar, daß die beiden obigen Heroen der Tonkunst bei all ihrer gewaltigen Genialität und Erfindungskraft in allen ihren Tonstücken bei den Mittelsätzen oder zweiten Themata in Beziehung auf Modulation bei dem Herkömmlichen (z. B. Ausweichung in die Dominante u. s. w.) blieben, und nicht, wie Beethoven, etwa in einem Stück aus C dur den ersten Mittelsatz in E dur zu bieten wagten. Dazu waren sie wohl zu sehr Aristokraten, und es bedurfte, die alte Regel über den Haufen zu werfen, eines solchen Radikalen, wie Beethoven, der mit dem Hute fest auf dem Kopf bei fürstlichen Personen vorbeirannte.

Schmidt von Bernenchen.

Eine litterarhistorische Studie von W. S.

Wer kennt ihn nicht, den Dichter Friedrich Wilhelm August Schmidt, den Goethe und August Wilhelm Schlegel ihrer Satire gewürdigt, jener in den „Musen und Grazien der Mark", dieser in dem „Wettgesang dreier Poeten", mehr als Gattungsexemplar, denn als Individuum; aber wer weiß mehr von ihm, als worauf jene satirischen Gedichte zu schließen verstatten? Wer hat die Dichtungen von F. W. A. Schmidt, „Feldprediger des Königl. Invalidenhauses bei Berlin, und berufener Prediger zu Bernenchen", enthalten in dem „Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796, bei Haude und Spener zu Berlin", gleich zur Hand? Auch wir betrachten diesen Dichter als ein Gattungsexemplar und werden an ihm die Richtung seiner Zeit nachzuweisen suchen. Seine Gedichte sind glänzend in die Welt getreten; niemand Geringeres als Schadow und Chodowiecki hat für ihn gezeichnet, Bolt gestochen, Kapellmeister Reichardt componirt; sie alle sind im Dienste seiner Muse, deren Erstlinge, nach dem Vorwort des Verlegers, in dem Voß'schen und Berlinischen Musenalmanach und der Berlinischen Monatsschrift abgedruckt, allgemeinen Beifall gefunden. In seinem eigenen Vorwort sucht der Verfasser sein Verdienst in einer treuen Nachahmung der Natur. „Unverschönerte, wilde, ländliche, gemeine Natur ist meine Göttin". Und dann fährt er fort: „Das glaube ich mit Wahrheit behaupten zu können: daß selbst von schätzbaren Dichtern die Natur selten wahr copirt worden ist. Man hat an ihrer Einfalt gekünstelt". Darauf beziehen sich offenbar Goethe's Worte:

Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

Was sind an dem Manne interessirt, ist weniger das seltsame Mißverständniß der Aufgabe der Dichtkunst, als habe diese treu und unverschönert die Natur wiederzugeben; es ist vielmehr jener ursprünglich demokratische Zug der Auflehnung gegen alles Höhere und Vornehme, der unvermerkt in eine Verherrlichung der Mittelmäßigkeit und Gemeinheit umschlägt. Auch Voß hat in manchen Gedichten etwas von diesem Zug und ist deßhalb von A. W. Schlegel im Wettgesang mit Schmidt zusammengestellt worden, damit der aristokratisch-süße Matthison einen entschiedeneren Gegensatz bilde; doch ist Voß immer etwas höher gehalten, er wird höchstens derb, Schmidt oft gemein. Es war von Amerika und Frankreich eine freie Luft herübergeweht, welche jene Naturen ihr beschränktes Lebenskreis dürftiger norddeutscher Landschaft nicht friedlich genießen ließ, wenn sie nicht die Verschernungen ihrer Zufriedenheit mit Seitenhieben

Digitized by Google

auf die Vornehmeren und Reicheren der Städte begleitet hätten, welche Schmidt so schildert, wie etwa ein Schüler Louis Blanc's einen Bourgeois. Sie sind mehr oder weniger Schurken, mindestens Gecken und Müßiggänger. Daher Goethe's Verse:

Ach, wie ist die Stadt so wenig,
Last die Mauren künftig ruhn!

Er kann seine Erdbeeren mit Milch nicht preisen, ohne zu versichern, daß er nach Vogelnestern und Capwein kein Gelüste hege, und wenn er in der Gartenlaube im Mondschein sitzt, so sehnt er sich weder nach Oper noch nach Assemblée. Liegt er im Grase, so betheuert er, er liege weicher als auf des Königs Canaper. Ja, — und hier ist der ihm eigene, entschieden komische und oft triviale Umschlag ins Gemeine, welcher besonders Goethe's und Schlegel's Satire wachgerufen: er findet die märkischen Sandhügel schöner als die Alpen. Das Gedicht: „Meine Gegend" beginnt:

O du Anger, wo der Wolfsmilch Blüte
Sparsam kaum gedeiht im dürren Sand,
Wo ich kaum, soviel mein Blick sich mähte,
Einen Strauß von wilden Rosen fand;
Gärtchen, wo ein Thurm von Hopfenstangen
Vor der Sonne Glut mir Schutz verlieh!

Aber weil die Geliebte dies Gärtchen einst hübsch genannt, von den Brombeeren dieses Bergs gegessen und sich in diesem Sand müde gelaufen, hat Welschland nicht den kleinsten Reiz für ihn.

Es ist nicht viel, was wir über Schmidt's Leben aus seinen Gedichten entnehmen können. Geboren ist er in dem Dorf Fahrland zwischen Spandau und Potsdam; er singt es an: „Du, dem die süßesten Freuden der frühen Jugend ich danke, das mein romantisch Gefühl mir geweckt!" Er war der Sohn eines dürftigen Dorfpfarrers in einem armseligen märkischen Orte, dann studirte er in Halle „bei magerer Krume und beim Wasserglas". Nach Theologenart hatte er einen langwierigen Brautstand. Ueber das Weitere gibt des Dichters Vorrede Auskunft: „Acht Jahre meines Lebens habe ich bisher der Dichtkunst gewidmet und diese Jahre machen den Inhalt der kleinen Sammlung aus, welche die Gestalt einer fortlaufenden Geschichte annimmt. Der Leser empfängt in der Einleitung Nachricht von des Dichters moralischem Charakter und Geschmack; hierauf folgt die Jugendgeschichte desselben; alsdann die interessanteste Epoche seines Lebens: Anfang seiner Liebe; dann der um diese Zeit in der Liebe gewöhnliche Paroxysmus des Zweifels an der Gegenliebe des geliebten Gegenstandes. Dieser Zweifel wirft neue Versicherungen. Jetzt tritt die Epoche der Vermählung ein; ihr folgt die Periode der Vaterfreuden". — Diese Uebersicht läßt uns nicht nur den Inhalt der Gedichte, sondern in ihrem trockenen Tone auch die unpoetische Natur des Mannes erkennen, der auch nie versäumt, in gelehrten Anmerkungen seine Verse zu erläutern und selbst so bekannte Bäume, wie Nüsser, Föhre ꝛc. mit dem systematischen Namen zu bezeichnen.

Die Dürftigkeit des leitenden Gedankens: nur in ländlicher Stille am Busen der Natur wohnt Unschuld und Glück; in der Stadt dagegen gibt es nur Schurken, Narren, Gecken und Schwelger, — erlaubt uns blos wenige Stellen zum Beweise anzuführen, daß Goethe's Satire nicht zu scharf diese gereimte Prosa getroffen hat, welche sich nicht einmal zu dem Gesammtbilde eines idealisirten Dorflebens zusammengefaßt hat, sondern sich in lauter Einzelschilderungen ergeht.

Statt Geschwätz und Bückling führt Herrchen,
Reicht im Dorf, mit einem Bart von Mus,
Jedes Kind uns dann die Hand zum Gruß.

Rümpft, ihr Mordgeck, nun die Nasen,
Daß den ein'grn Rock ich, ungezupft,
Träge scheer bis auf den letzten Rasen
Und mein Weib mir die Perücke stutzt; —

wobei es sich sehr komisch macht, daß der Naturschwärmer mit der Unnatur einer Perücke doch nicht zu brechen gewagt hat.

Die Kühe werden folgendermaßen angesungen:

Ach, den armen Pferden
Auf der Koppelhut
Wird es nie, wie euch so gut:
Hatten viel Beschwerden
Unter'm schweren Kummt;
Dann ihr Zuhrmann peitscht und brummt.

Auch den armen Hirschen
Dort im Waldgesträuch,
Wird es nie so gut wie euch;
Denn die Jäger hirschen
Und der Windhrauch treibt
Oefter dort bei finstrer Nacht.

Drum, ihr guten Kühe,
Ruht im kühlen Stall.
Draußen schlägt die Nachtigall,
Und die muntre Grille
Zu der Lehmwand dringt
Euch ein Ständchen noch und singt.

Vor dem „Abschied an den Leser" ist den Idyllen eine Ritterballade: Graf Wolf von Hohenkehlen, mit Eifersucht, Gefängniß, Mord und ewiger Verdammniß beigefügt, worin die bisherige Plattheit durch schwülstiges Pathos ersetzt ist; der Schluß lautet:

Aufferrte die Hölle den Rachen voll Glut,
Ihm jauchzend entgegen zu qualmen.

Es würde uns freuen, wenn durch diese kleine Skizze die Aufmerksamkeit der Leser auf die vortreffliche Charakteristik von Matthison, Schmidt und Voß gelenkt würde, welche A. W. Schlegel in dem Athenäum, das er mit seinem Bruder herausgab, dem dort zuerst gedruckten Wettgesang vorausschickte.

Neue Bücher.

Zwischen Himmel und Erde. Erzählung von O. Ludwig*). Für das große und hochverehrliche Publikum, das sich in der Dichtung, wie in der Wirklichkeit alle Ereignisse, die aus dem innersten Wesen der Dinge hervorwachsen sollten, von außen her octroyiren läßt — für dieses Publikum hat Ludwig nicht geschrieben, wohl aber für Leser, die in dem Erzähler nicht allein den Erfinder der Geschichten, als noch vielmehr auch den Entdecker und Erklärer ihres oft tief verborgenen Gewebes suchen.

Schon der Titel läßt hinter seiner nächsten Bedeutung — die freilich, an sich kaum errathbar, nicht etwa den Luftschiffer Godard und seine Collegen, sondern das ehrsame Dachdeckerhandwerk meint — einen mystischen Sinn vermuthen. Und in der That schweben wir Leser bald mit den Helden der Geschichte schwindelnd nicht blos zwischen Himmel und Erde, sondern auch zwischen Himmel und Hölle. Ein mikroskopischer Beobachter und Zeichner bewegter und kämpfender Menschenherzen hat hier einen ergiebigen Stoff mehr ergriffen, als selbst geschaffen. Der Hauptknoten der Verwickelungen besteht nämlich in einer jener alten und doch immer wieder neuen Geschichten, indem ein edler, aber übermäßig schüchterner und vertrauensvoller Mensch von dem vermeintlich hülfreichen Freunde (hier dem eigenen Bruder) um sein Liebesglück betrogen wird. Die Gerechtigkeit der Götter gibt ihm und der mitbetrogenen Geliebten später nur einen kühlen Schatten des warmen Besitzes zum Ersatze, straft aber den Betrüger mit einer langsamen Selbsteernichtung, welche uns der Erzähler bis auf den kleinsten zuckenden Nerv mit grausamem Rechtsgefühle schildert.

Ehe wir in die Geschichte selbst eingeführt werden, erblicken wir die Federzeichnung ihres Hauptschauplatzes, eines ungemein sauberen,

*) Frankfurt, Meidinger Sohn u. Comp.

Digitized by Google

regelmäßigen und ruhigen Hauses und Haushaltes. Faſt unmerklich öffnet ſich das Innere dieſes Hauſes und der Blick in ſeine Vergangenheit, die in geſpenſtigen, grauenvollen Gegenſatze zu dem Frieden ſteht, den das Haus jetzt beſitzt und früher zu beſitzen ſchien. Je ruhiger und leiſer der Erzähler ſpricht, deſto mehr durchſchauern uns ſeine Worte.

Als nun die eigentliche Geſchichte eben beginnen ſoll, werden wir durch eine neue Zeitverſchiebung mit der Phantaſie des heimkehrenden Helden in die Zeit vor ſeiner Wanderung, in ſein früheſtes Jugendleben, zurückverſetzt. Was er damals erlebte und that, oder vielmehr, was er hätte thun ſollen, aber nicht that, ſehen wir ſo deutlich vor Augen, daß wir dem Traumwandler immer zurufen möchten: Wach' auf, noch iſt es nicht zu ſpät! Aber er wandelt mit geſchloſſenen Augen immer weiter und weiter, bis er endlich die Heimat verläßt, ohne erwacht zu ſein.

Nachdem wir dieſe früheſten Ereigniſſe erfahren haben, in welchen alle ſpäteren wurzeln, ſehen und vernehmen wir aufs Neue den ſpäter, ſa zu ſpät Heimkehrenden, ſowie die ſeiner Harrenden. Unter dieſen befindet ſich auch ein Hund, der in etwas bizarrer Weiſe eine wunderbar ſchöne und wahre Stelle (S. 39) über den Wechſel in der Jugendheimat einleitet. Kürzere Stellen von ähnlichem, gewiß in vielen Herzenstiefen wiederhallendem Klange kommen öfters im Buche vor. Freilich aber geht der trübe Gedanke an ein verlorenes Paradies durch das Ganze; und überdies durchleben wir an der Hand des Seelenanatomen alle Schmerzen der Veraubten und die noch bitteren des Räubers, ſowie den Kampf des alten Vaters, bis dieſer mit ſtarrem Heroismus den Namen des eigenen Sohnes von der Tafel der Lebenden ausſtreicht.

Und am Ende müſſen wir fragen: ob nicht die Theodicee, die dichteriſche Gerechtigkeit, durch allzu ſtrenge Forderungen und Folgerungen ungerecht werde? Der Dichter ſelbſt empfindet und bekennt lebhaft, daß die nur durch einen Doppelbetrug einander entfremdeten Herzen von Rechtswegen ſich wieder zufallen müſſen, ſobald ſie den Trug entdecken. Und doch hüft Apollonius dieſen nur in Gedanken erhobenen Rechtsanſpruch als ſchwere Schuld durch freiwillige, lebenslange Entſagung, die er zugleich auch über die vielgeprüfte Geliebte verhängt. Wir wollen zwar nicht mit Lafontaine und Vanderveldе, daß alle Trennungen junger Liebe durch Ehebündniſſe im Alter, alſo doch noch hienieden des Grabes, aufgehoben und vergütet werden. Wir ſehen ferner ein, daß ein Apollonius, der kein Flechten auf dem Rocke, wie im Gewiſſen dulden kann, ganz in ſeinem Charakter handelt. Aber unſere Ethik läßt ſich nicht wehren, zuweilen ein kleines Unrecht zu Gunſten eines großen Rechtes zuzulaſſen oder vielmehr zu fordern; und das reine, bleiche Weiß der Friedensblume auf dem Grabe eines in kaum minder reinen Lebensſarben ſchimmernden Glückes läßt uns die Größe des Opfers nicht vergeſſen. Lorenz Diefenbach.

Schenkel, die Reformatoren und die Reformation. Wiesbaden 1856. — Im Jahre 1556 wurde die Reformation in der Markgrafſchaft Baden-Durlach und in der Churpfalz vollſtändig durchgeführt. Darum hat der evangeliſche Oberkirchenrath zu Carlsruhe angeordnet, daß am 29. Juni dieſes Jahres die Feier des jährlichen Reformationsfeſtes zu einer Säcularfeier für die Baden'ſche Landeskirche erweitert werde. Der gegenwärtige Prorector der Univerſität Heidelberg, Profeſſor Schenkel, hat auf dieſen Anlaß der geſammten evangeliſchen Kirche Deutſchlands das obige Werk als Feſtgabe dargebracht und wir können nicht umhin, auf dieſelben aufmerkſam zu machen.

Der Verf. ſetzt mit Recht den Ausgangspunkt der Reformation, in deren Vollziehung die deutſche Nation einen weltgeſchichtlichen Beruf erfüllt hat, in eine Gewiſſenserregung, in ein Heils- und Seligkeitsbedürfniß. Es war darum Verkennung ſeiner urſprünglichen Grundweſenheit, wenn der ſpätere Proteſtantismus ſich nur das Feſthalten einer vollkommen correcten Lehrüberlieferung zur Aufgabe ſtellte (Orthodoxie), oder ſich ſelbſt nur als eine geſchichtliche Culturerſcheinung erfaßte, die das Recht der Vernunft gegen die überlieferten Autoritäten zu vertreten beſtimmt ſei (Rationalismus). Gegenüber von beiden an ſich nicht ganz unberechtigten, aber in ihrer Einſeitigkeit irrthümlichen Auffaſſungen muß der Proteſtantismus auf ſeine geſchichtlichen Anfänge zurückgehen und durch unbefangene Würdigung derſelben ſich auf ſein Weſen eben ſo ſehr beſinnen, als es die römiſche Kirche in unſeren Tagen angelegentlich thut.

An dieſe einleitenden Bemerkungen reiht der Verf. S. 15—207 die Biographie und Charakteriſtik der vier großen Reformatoren Luther, Zwingli, Calvin und Melanchthon. Er hat in früheren Jahren das unermeßliche Quellenmaterial des Reformationszeitalters gründlich durchgearbeitet und davon in ſeinem „Weſen des Proteſtantismus", 1846—1851, und in ſeinem „Unionsberuf des evangeliſchen Proteſtantismus", 1855, der theologiſchen Welt rühmliches Zeugniß abgelegt; in dieſer Schrift wendet er ſich an die Gemeinden ſelbſt: den gebildeten evangeliſchen Chriſten führt er die grundlegenden geſchichtlichen Perſönlichkeiten ihrer Kirche vor; zeigt, wie ſie bei aller Eigenthümlichkeit ihrer Anſchauungen dennoch im Weſentlichen Eins geweſen ſind und trotz des confeſſionellen Gegenſatzes, der ſie trennte, ſich eigentlich in ihren theologiſchen Anſchauungen und Beſtrebungen nur ergänzen; er zeichnet ihre Charakterbilder mit ſo geſchichtlicher Treue, aus ſo lebhaft greifender Auffaſſung heraus, daß ſie dem Herzen des Volkes nahetreten und theuer werden müſſen. Beſonders weiſen wir auf die früftige Schilderung des ſo lange und in unſeren Tagen wieder ſo ſchmählich verkannten Märtyrers Zwingli hin.

Dieſer geſchichtliche Theil des Buches bildet die Grundlage, auf welcher Schenkel die durch die Reformation der evangeliſchen Kirche geſtellten Aufgaben S. 208—268 ſcharf und ſicher verzeichnet. Für die Erkenntniß iſt es die Erforſchung der Wahrheit, „dieſe muß damit beginnen, daß wir mit dem ganzen Ernſte geſchärfter Gewiſſenhaftigkeit auf das ewige Gotteswort ſelbſt zurückgehen und uns durch keine auch noch ſo hochgetragne menſchliche Autorität verhindern laſſen, das Wort Gottes in der heiligen Schrift auf ſich ſelbſt zu ergründen". Dieſe „freie Schriftforſchung" dürfen wir uns nicht nehmen laſſen, müſſen aber darüber wachen, daß ſie nicht in „willkürliche Schriftbehandlung" ausarte. Vortreffliches iſt hier über den organiſchen Charakter der Schrift, über das Göttliche und Menſchliche in derſelben, und namentlich über den Werth und die Bedeutung der Bekenntnißſchriften geſagt. Der Verf. ſieht nämlich in dieſen „die urſprünglichſten Zeugniſſe von dem Geiſte und der Kraft, worin die Väter der Reformation die heilige Schrift verſtanden und ausgelegt haben;" er nennt ſie „einen reinen und vollen Widerhall des Wortes Gottes", um ſo mehr, „als die Reformatoren die Heilswahrheit im Weſentlichen richtig verſtanden haben;" aber mit ihrem Gewiſſen, ſagt er, iſt die evangeliſche Kirche an kein, auch nicht an ein reformatoriſches Menſchenwerk, ſondern einzig und allein an Gottes Wort gebunden. Aechten Söhnen der Reformation liegt es ob, dankbar vom Grunde des Bekenntniſſes aus in die Tiefe und Höhe fortzubauen. Als die Aufgabe für den Glauben bezeichnet der Verf. die unbedingte perſönliche Hingabe an die erkannte göttliche Wahrheit, damit dieſelbe als Wiedergeburtskeim perſönlicher Lebens- und Herzenserneuerung in das Innerſte des Menſchen aufgenommen werde. Aus der Löſung dieſer zweiten Aufgabe reſultirt von ſelbſt die dritte, die dem Leben geſtellt iſt, nämlich die Heiligung der Gemeinde, deren Durchführung kaum im Anfang ſteht. Ihr Ziel kann nicht durch geſetzliche Kirchen- oder Gemeindezucht, ſondern nur durch freie Thätigkeit erreicht werden. Sehr treffende Bemerkungen macht er hier über das Verhältniß von Kirche und Staat: die Kirche ſoll auch ihrer äußeren Erſcheinung nach dem Staate, als dem Inbegriff des zur öffentlichen Erſcheinung

Digitized by Google

gelangenden Gesammtliedens eingegliedert sein und durch die in ihren Mitgliedern verborgne innere Kraft auch die staatlichen Zustände nach allen Seiten hin durchdringen. Nicht Trennung, nicht Unterordnung, sondern Versöhnung, organische Einigung von Kirche und Staat muß nach dieser Seite als Ziel angestrebt werden. Die Frage, wer das Kirchenregiment zu üben habe, erklärt Schenkel nicht für eine Gewissensfrage, sondern für eine Zweckmäßigkeitsfrage. Wo die Staatsgewalt sich selbst als religionslos proklamirt, hat auch die Kirche das Recht, sogar die Pflicht, sich für sich zu constituiren.

G. E. Steig.

Mittag

auf dem Forum.

Glühend, eine Feueresse,
Haucht die heiße Mittagsluft,
Tiefschwarz ist nun die Cypresse,
Violett der Ferne Duft.

Roma's alte Trümmer strahlen,
Siegesbogen, hochgethaut,
Säulengruppen mit dem fahlen
Blätterschmucke von Akanth.

Ungeheure Tempelfriese
Leuchten in das ehrne Blau
Und des Colosseums Riese
Ragt mit nackem, braunen Bau.

Aber Stille waltet, Stille,
Nicht ein Lüftchen regt sich leis,
Todesschweigen — nur die Grille
Zirpt im öden Trümmerkreis.

Stumm und leuchtend wie im Harren
Scheintod liegt er hingestreckt,
Wie um eines Rufs zu harren,
Der ihn übermenschlich weckt. —

Auf der Mauer bebt der Ginster,
Ueber'm Haupte rauscht das Laub
Und der helle Tag wird finster,
Ueber's Forum wirbelt Staub.

Ueber'm Colosseum ballet
Schwärzlich sich Gewölk empor
Und ein lauter Donner hallet
Aus dem düsterdrauenden Thor.

Und im Echo langgezogen
Wird die Trümmerrunde wach,
Tempelfriese, Siegesbogen
Hallen weit den Donner nach.

Adolf Doerr.

Feuilleton.

— **Grabbe** in Frankfurt. Der Dichter Grabbe verließ im October des Jahres 1834 seine Vaterstadt Detmold, wo er als Auditeur angestellt war, sein Amt aber ziemlich überstil aufgegeben hatte. Er wandte sich nach Frankfurt, hauptsächlich durch den Umstand bewogen, daß der Chef der Hermann'schen Buchhandlung, Kettemehl, sein Verleger und ihm auch sonst befreundet war. Sein erstes Auftreten in Frankfurt zeigte schon ganz die wüste Zerfahrenheit seines Wesens. Genialität und Cynismus berühren sich in ihm ganz nah und die tiefere Beobachtung kann leicht daraus, daß ein beglaubter, unheimlicher Dämonismus die Verbindung herstellte. Hatte er doch seine Jugend unter der jungen Literatur der verdorbensten Hauptstadt zugebracht, in einer Sphäre, die ihn jedem frischen Lebensgenuß entrückte! Hier konnte man weder Frühlingsluft und Waldeinsamkeit, noch die Freude der stillen Arbeit. Die Tage wurden im Kaffeehaus verkümmert, die Nächte mit Schauspielern und Theaterverwandten in der Punschhölle mit übertriebenem Austausch nachtwandlerischer Einfälle gefeiert. Die Fieberhölle galt für ein Zeichen genialer Auffrazung; Blasirtheit war dem Genuß nur das Merkmal der Coterie; auch ohne Bionverschaft und Abenteuer wollte schon Jeder einen Junker Harold darstellen. Als Talente wie C. T. A. Hoffmann und Grabbe zu einer starreren Auffassung, in der Poesie wenigstens, sich durchkämpften, hatten sie schon an Körperkraft und Geistesfrische zu große Einbuße erlitten. Duller meint, Grabbe habe mit seinem Stolz auf innere Schätze zu dem selben Centralvolage des deutschen materiellen Verkehrs nicht gepaßt; wir glauben eher, daß die ernstgewordene Zeit den Sinn für solche Genies nicht mehr hatte, welche ihre Räuberideen bis in das Mannesalter fortspielten. — Grabbe wohnte in der großen Bockenheimergasse, drei Treppen hoch; er arbeitete Nachts, während er bei Tage, oft ganz angekleidet, im Bette lag. Des Morgens saß man ihn im Weinzimmer des Gasthauses zum weißen Schwanen, des Abends im Theater. Er schrieb einige Theaterberichte, namentlich über eine Aufführung des Julius Cäsar; den Herren Becker (Dramen) und Boelmer (Cäsius) sagte er nicht viel Gutes nach; über Fräulein Lindner aber bemerkte er, sie habe die feine Reife der Cleopatra zur ersten im Stück erhoben. Auf Spaziergängen sah man ihn wenig; die Mainluft, welche damals ein ganz neues Etablissement war, nannte er nur Maintrauer. Literarisch war er hauptsächlich mit der Umarbeitung seines Trauerspiels „Hannibal" beschäftigt. Im Jahr 1835 wurde die Zeitschrift „Phönix" begründet, welche Eduard Duller herausgab und für welche Gutzkow ein Literaturblatt schrieb. Man könnte denken, daß die Erscheinung einer mit großen Mitteln versehenen Zeitschrift ihn zu gelegentlichen Arbeiten angetrieb hätte; doch lag dies nicht in seiner einzig dem Großen zugewandten Natur; nur die dritte Nummer des Phönix war mit einer Scene aus Hannibal geschmückt. Später überfandte er, von Düsseldorf aus, der Redaction eine Kritik über den „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde;" dieselbe war aber in ihren Andeutungen zu derb, um benutzt zu werden. Sie enthielt eine Reihe der fürstlichen Ausfälle gegen den Fürsten Pückler wie gegen Bettina selbst, schloß aber gleichwohl mit den Worten: „Treibt die Verhältnisse es weiter, so soll sie nicht als Dame, sondern als Autor behandelt werden!" — Bald nach seiner Ankunft in Frankfurt besuchte Grabbe den verstorbenen Professor Herling, der ebenfalls von Detmold gebürtig war. Er traf bei seinem Landsmann eine kleine Abendgesellschaft, was ihn jedoch nicht abhielt, gleich beim Eintritt in heftigem Ton über seine Verhältnisse zu reden; seine in Detmold zurückgebliebene Gemahlin benannte er mit den schmählichsten Ausdrücken; die anwesenden Frauen sogen sich zurück. Professor Herling, bekanntlich ein sehr verdienstvoller Sprachforscher, namentlich in logischen und syntaktischen Untersuchungen ausgezeichnet, war jedem ein Mann voll Gemüth und Humanität. Er fragte Grabbe'n in seiner Dachstube nach und dachte ihn auf nuplringender Thätigkeit zu treffen. Immermann hat sich Vorwürfe zugezogen, weil er später in Düsseldorf einen an Talent so ebenbürtigen Dichter, wie Grabbe, mit dem Absheerden von Theaterrollen beschäftigte. Die Leistung, die Bezahlung für den unglücklichen Landsmann auszusuchen, war nützlicher; er ermahnte ihn, einzelne Reden aus alten Autoren, namentlich dem Livius, ins Deutsche zu übersetzen. Als Grabbe dies zu mühsam fand, gab ihm Herling deutsche Werke, z. B. Schillers Prosaschriften, und bat ihn, vierzigen Sätze, deren Structur ihm eigenthümlich erschiene, abzuschreiben. Bedeutet Arbeiten gab er vor, für seine Sprachstudien benutzen zu können und nahm davon Veranlassung, dem Dichter ein Sümmchen zuzuwenden. Grabbe's Zartgefühl entsprach dem feinigen nicht. Als Herling einmal wieder nach ihm sah, führte ihn Jener unter höflichen Lachen vor einen Papierhaufen, den er an die Wand genagelt hatte; auf denselben stellte eine sehr ungeschickte Zeichnung den Genius dar, der von einem Schulmeister mit dem Bakel corrigirt wird; der letztere trug Herlings, der Genius Grabbe's Züge. — Von Frankfurt ging Grabbe im Jahr 1835 nach Düsseldorf, wohin ihn der Ruf von Immermanns Theaterreformen, sowie ein freundlicher Brief des Letzteren zog.

— **Erdbrunnen und feuchte Thäler.** Agassiz nimmt folgende Thatsache in der größten Allgemeinheit als erwiesen an: „Die Embryonen und die Jungen aller lebenden Geschöpfe, welcher Klasse sie auch angehören mögen, sind lebende Miniaturbilder der fossilen Vertreter derselben Familien". Mit dieser Ansicht steht folgende Untersuchung des englischen Naturforschers William Edwards in engem Zusammenhang. Er zog Froschembryonen ohne Luft und Licht auf und verbinderte sie dadurch, sich in Frösche oder Kröten umzugestalten. Sie wurden immer größer und stärker, ja sie erreichten eine ungläubliche Ausdehnung, hörten aber nicht auf, Froschwürmer zu sein und ein fischartiges Leben zu führen. Es fehlte ihnen nur die Fortpflanzung durch Eier und Laich, um in der That, in ihrer gehemmten Entwickelung, eine besondere Gattung zu bilden. So berichtet Babinet, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris.

Digitized by Google

— Lady Holland, Tochter des berühmten Geistlichen Sydney Smith, hat Denkwürdigkeiten über das Leben ihres Vaters erlassen, welche kürzlich von Frau Austin herausgegeben wurden. Sydney Smith war besonders durch seinen Witz bekannt, der aber immer freundlich und gutmüthig war. Man erzählt von ihm zahllose Züge des Humors und der schalkhaften Ironie, die im seiner Zeit zum gelachtetsten Gesellschafter in geistreichen Zirkeln machten. Von Macaulay, der sich ebenso durch scharfsinnige Unterhaltung als unerschöpflichen Redefluß von jeher auszeichnete, sagte er: „Macaulay hat zuweilen Geistesblitze des Stillschweigens!“ Ein andermal sagte er zu dem berühmten Geschichtschreiber, als von Dante die Rede war: „Dante hat viele Höllenstrafen erfunden, aber keine die für Sie paßte. Sie müßten in der Hölle kumm sein, um ihn, als Teufel mißte Ihnen beständig falsche Daten über die Regierung der Königin Anna des Ohr scherten, ohne daß Sie ihn berichtigen können.“ Als Smith sich in einem deutschen Kleinstaat aufhielt, erkundigte sich das daselbst die Ausübung der Jagd verboten sei; da schrieb er: „Meine Büchse trägt weit; ich schieße von hier aus die Hasen über der Gränze“. Einst stritten in einer Gesellschaft zwei Schriftsteller, beide greisvoll, aber sehr verschieden in ihrer Sprechweise; Sydney Smith sagte von ihnen: „Ihre Zungen kommen mir vor, wie die beiden Zeiger an einer Uhr; der Minutenzeiger geht zweifmal geschwinder, aber der Stundenzeiger bedeutet zweifmal mehr“. Der Fürst Pückler-Muskau verösfentlichte einst unsichtlicher Weise ein Gespräch, das sie zusammen gehabt; bei dem nächsten Zusammentreffen fragte Sydney Smith den fürstlichen Schriftsteller: „Sollen wir eine gedruckte oder eine Manuscript-Unterhaltung zusammen haben? ich frage, damit ich mich danach richten kann“. Wenn er von diesem Vergnügt sprach, pflegte er beizufügen: „der Fürst hat sich recht reichlich bemüht zu erröthen.“ Das war seine ganze Rache für eine solche Zudringlichkeit.

— Das Haus bei Diomedes ist das erste, zu welchem der Besucher von Pompeji geführt wird; es wurde bereits 1771 aufgedeckt und die darin gefundenen Gegenstände gehören zu den Zierden des Museo Borbonico. Sohn ausgemalte Kabinete, ein Saal mit Blumen- und Fruchtstücken verziert, Fenster mit herrlicher Aussicht nach der See, ein Ankleidezimmer, worin man noch elf kleine Flaschen fand, ein Badezimmer, eine Bibliothek — dies Alles deutet an, wie reich an Genüssen, wie versehen durch jede Kunst den Bewohnern dieser Villa das Leben flinkos. Der Bericht von Ueberresten einst lebender Wesen, die man hier zahlreich vorfand, erregt im Besucher das ergreifende Gefühl der unmittelbaren Beziehung zu den Alten. Hier am Gartenthor, hören wir, waren zwei Skelette, deren eines, wahrscheinlich die Frau des Marcus Arrius Diomedes, Schlüssel und einen Goldring trug; Silbergeschirr und Stäcke mit Mägen standen in der Nähe. Dort am Ende des Corridors waren die Sklavenzimmer, wo Personen des ersten Ranges lag. In der Kellerwand lehnt noch eine Reihe thönerner Amphoren, lange, zweihenklige Krüge, vordem zur Aufbewahrung von Wein, Honig, Oliven bestimmt. In diesen Kellergang hatten sich zwanzig Personen geflüchtet; zwei Kindergruppe liegen unter den gröberen Skeletten. Diese oben Räume wurden vor vierzehn Tagen auf eine originelle Weise wieder belebt; der englische Carsiän Layland gab im Hause des Diomedes eine glänzende Soiree, der Champagner floß in Strömen und es war vier Uhr Morgens ehvor Tanz und Lust die traurigste Ruinenwelt des Alterthums in ihren Schlaf bot, wird nicht bemerkt.

— Von hohem Lebensalter. Die Schrift: „de la Longévité humaine et de la quantité do vie sur le globe» von Flourens, Mitglied der französischen Akademie, ist kürzlich in dritter Auflage erschienen. Der Verfasser stellt die Ansicht auf, daß der Mensch zu einem Leben von hundert Jahren bestimmt sei und ein noch viel höheres erreichen könne. Man hat in neuerer Zeit sich die Einsicherung der Körperlichen Gesundheit auf den Geist so sehr hervorgehoben, daß das ungeheure Verhältniß, die Zerstörung der physischen Gesundheit durch geistige Erregungen, weniger beachtet wurde. Gleichwohl ist es allbekannt, daß z. B. bei Epidemien jene Bestürzung, welche die Lebenskraft niederdrückt, ebenso viele Opfer liefert, als die Krankheit selbst. Die Menschen jeder Nation, jeder Race und jedes Himmelsstrichs besitzen die gleiche Lebenskeli ein hohes Alter zu erreichen. Die Berichte über so viele Hundertjährige, die man im Norden Europa's, wie anderwärts gesammelt hat, die so sehr vertrefflichen Beobachter, Arpentigny, erzählt Folgendes aus Rußland: „Bei meiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft hatte ich zum Führer meines Karrens einen sehr rüstigen Mann von hundert Jahren. Als wir an einem Ernuefeld vorüberkamen, erbot er sich, uns seinen noch lebenden Vater zu zeigen. Wir sahen auf einer Garbe einen Greis sitzen, den die Altersschwäche verhindert zu haben schien; sein langer Bart war sehr voll und weiß, seine Augen richtete er gegen die hellscheinende Sonne. Man sagte uns, er sei schon einige Jahre taub blind; er war 125 Jahre alt und ich gewahrte mit Erstaunen, daß die Spitzen seines Bartes schwarz waren. Dies rührte von seinem allzu hohen Alter her; die Leute bemerkten uns, es sei ein Zeichen vom Herannahen des Todes, wenn bei sehr alten Männern Haar und Bart wieder schwarz würden und die Zähne wieder sprossen“. Arpentigny bemerkt hierzu, das solche Ausnahmefälle in Rußland dieselbe Aufmerksamkeit erregen wie bei uns. Die Hundertjährigkeit ist dort, wie in Frankreich, das Vorrecht einzelner Familien, deren Mitglieder fast sämmtlich sehr alt werden. — Auch die Lebensweise scheint auf die Erreichung eines sehr hohen Alters keinen besonderen Einfluß zu haben. Ein berühmter Gerichtsdoctor in England, der gar viele Leute vor seinen Schranken sah, erkundigte sich bei allen Greisen nach der von ihnen befolgten Diät. Nur in einem einzigen Punkt stimmten sie sämmtlich überein, nämlich in der Gewohnheit, früh aufzustehen.

— König Cyrus. Die Anhänger des Begräbnißfest in freier Erde, durch welches die Leichen noch für die Vegetation nutzbar werden, können eine sehr alte Autorität für sich aufführen, nämlich den König Cyrus, wenigstens wie sin Xenophon als Helden eines politischen Romans schildert. „Meine Körper,— heißt Worte legt Xenophon dem sterbenden König in den Mund, — sollt ihr weder in Gold noch in Silber, noch in sonst dergleichen verwahren, sondern sobald als möglich der Erde wiedergeben; denn was gibt es Glückseligeres, als sich mit der Erde mischen, die alles Schöne und Gute erzeugt und nährt? Ich bin ja sonst auch immer ein Menschenfreund gewesen und will daher selbst im Tode gern mein Theil beitragen zu den, was den Menschen nützt.“ — Diese Einwendungen hatte man eher bei Joseph dem Zweiten, als bei dem persischen Eroberer gesucht. Der wirkliche Kyros, nicht der Idealkönig des Sokratikers, ist freilich glänzend genug behandelt worden und man kennt sogar sein Grabdenkmal in der Nähe der heutigen Stadt Murghab.

— Unter den Polizeien Friedrich von Gagern, in welchen er seine Erlebnisse schildert, befindet sich folgende aus seinem Aufenthalt zu Frankfurt im Jahr 1824, da er dem General Widdemann bei der Bundes-Militär-Commission beschäftigt war: „Der englische Gesandtschafts-Secretair, die englischen Damen über Lord Byrons Tod: Nous avons hattus des deux mains de joie! Diese fanatische Prüderie ist zum Glück in Deutschland, in unserer Zeit nicht an der Tagesordnung. Heine z. B. hat nicht nur die hergebrachten Begriffe, sondern in der That das sittliche Gefühl oft weit schmählicher verletzt als Lord Byron; dennoch glauben wir nicht, daß deutsche Frauen ihre Anregung gegen ihn auf eine so unweidliche Art kundgegeben haben.

— Philipp Wackernagel sagt in seinem schon erwähnten Schulprogramm über deutsche Rechtsterminologie: „es ist dem gebildeten ore ein genuß, sonst seinem munde wirklich ergliches hochdeutsch zu vernehmen.“ Wir haben im Parlament Römer, Scheder, Zimmermann, selbst Uhland reden hören und können die obige Bemerkung nicht bestätigen. Bei dem Letztgenannten war das Zuhören gewiß ein hoher Genuß; in seiner Werkstätte blieberte, gewahrte man mit Verwunderung, wie sich jeder Gedanke nicht zum dürftigen Gleichnis, sondern zu einem vollkommenen Bilde gestaltete; aber die Aussprache war es nicht, die diesen Genuß bereitete.

— Anfrage an Metzger. In der Gedichtsammlung: „Weltpanthson, eine Festgabe von Kalbsinn Itz“, werden alle große Männer von Zoroaster bis auf Therese Milanollo in einem abscheerlichen Versmaß besungen. Aus dem Spruch zu Ehren Lafayette's entnehmen wir vier Zeilen:

Den Freiheitaren bietet zu wieder die Unabhängigkeit erkämpften,
Wohlthätigen und Freuktin sie haben dich mit ihrem Geist getauft.
Drin Schwert sowie treuen Charakter hast jenseit des Meeres du erprobet,
Und später im Vaterland auch hast du thät gleich etel bewährt.

Wer kennt diese Versgattung? Wäre es wohl gar der sandvich vorgeschnapte Hexameter aus Kleine Frühling?

— Rosa aurea. Der Pabst hat bekanntlich das diesjährige Exemplar der goldenen Rose der Kaiserin Eugenie überfandt. Wann eine solche Auszeichnung zuerst vom päbstlichen Stuhl ertheilt wurde, ist schwer zu ermitteln; doch wahrscheinlich im elften Jahrhundert, unter Pabst Leo IX., der von Geburt ein Deutscher und ein Verwandter des fränkischen Kaiserhauses war. Die rosa aurea, mit Edelsteinen besetzt, wird alljährlich am vierten Sonntag in der Fastenzeit (Lätare, auch Rosensonntag genannt) unter großer Feierlichkeit geweiht, in geweihtes Oel getaucht und mit Moschus durchsichert. Der Papst versammelt alle in Rom anwesenden Kardinäle zu dieser Ceremonie; jedoch erlahren sie meist erst früher, für wen das Geschenk bestimmt ist. Eine der berühmtesten goldenen Rosen ist die vom Jahr 1518. Die Reformation hatte in Sachsen bereits einen sehr bedrohlichen Charakter angenommen; da man nun den Kurfürsten, Friedrich den Weisen, günstig für Rom stimmen wollte, so wurde ihm eine Rose, wie er sie früher einmal gewünscht hatte, zugesandt; der päbstliche Kammerherr von Miltz, ein Sachse von Geburt, war der Ueberbringer. Die neueste napoleonische Rose scheint von bedeutendem Werthe zu sein; wenigstens soll der große römische Bandit Tagarini beabsichtigt haben, sie dem Kardinal-Legaten Patrizi durch einen kühnen Handstreich zu entreißen.

Verlag von Franz Benjamin Auffarth. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°, und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Cour., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Cur. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 27. Frankfurt a. M., den 5. Juli 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Die Bitte der Braut. Eine Anekdote aus der Weimarer Periode. Von F. Schrader.

Der Parafitismus in der Natur. Von H. Kloß.

Deutschland und die russische Dichtung.

Feuilleton: Ein Witz von Gmelin. — Zimmermann und Burmeister. — Friedrich Rohmer. Vortrag über den Credit Mobilier. — Die Großherzogin Stephanie. — Ein Criminalfall. — Besserungsanstalten für Knaben u. s. w.

Die Bitte der Braut.

Eine Anekdote aus der Weimarer Periode.

In den schattigen Gängen des Weimarer Parkes, welche sich in Windungen am Ufer der Ilm hinziehen und an deren Ausgangspunkte eine in Stein gehauene Schlange mit einem Brod im Munde als Sinnbild sich befindet, welches die Bedeutung haben soll, daß Jedem auf diesem Wege etwas Angenehmes begegnen möge, wandelte regelmäßig jeden Tag um die Mittagszeit ein langer hagerer Mann mit hochgewölbter Stirne und großen blauen Augen auf und nieder; sein Blick war nachdenklich zur Erde gesenkt, wie überhaupt sein Oberkörper etwas gebeugt war und sonstigen ihn auszeichnende Lebensweise zeugte. Seine ganze Erscheinung war höchst einfach, sein Anzug hatte etwas ungewein Zutrauenerweckendes.

So oft Aennchen, die Tochter des Gastwirths zu Oberweimar, auf diesem Gange nach der Stadt wandelte, begegnete sie diesem Herrn, der stumm und in tiefem Nachdenken an ihr vorüberschritt. Je desmal blieb sie stehen und ihr Auge begleitete ihn mit einem wehmuthsvollen Blick. Ob er uns wohl hetzen könnte? seufzte sie und ging weiter. Aennchen war die Braut des Schneidergesellen Silberglanz, eines fleißigen jungen Mannes, der auf dem Punkte stand, sein Meisterstück zu machen, aber, weil er in Weimar nicht heimisch war, von der Innung nicht zugelassen werden sollte. Er arbeitete zur Zeit noch in der Werkstatt eines Meisters und Aennchen brachte ihm jeden Mittag das Essen nach der Stadt.

Höre, lieber Anton, sagte sie eines Tages zu ihm, ohne Zürsprache gelangen wir wohl kaum zum Ziele, und wenn du nun wieder weiter wandern müßtest, dann würde ja unser Vorhaben bis zur Ewigkeit verschoben.

Du hast wohl Recht, liebes Aennchen, aber wer soll sich denn für einen armen fremden Gesellen verwenden? entgegnete Anton niedergeschlagen. Man sagte mir, sie hätten selber Landeskinder genug, die diese Profession betrieben, man wolle nicht auch Fremde sich hier noch festsetzen lassen. Kann man dagegen etwas machen? Jeder soll an seiner Schelle lieben bleiben, und so weiß ich keinen andern Ausweg, als mein Bündel wieder zu schnüren und nach meiner Heimath zurück zu wandern.

Nein, mein lieber Anton, das darf nicht geschehen, ich lasse dich nicht wieder von mir! Weißt du was? Es begegnet mir jeden Tag auf meinem Gange nach der Stadt ein feiner Herr, der lächelt immer still vor sich hin und scheint recht gut von Herzen; wenn er mir morgen wieder begegnet, dann werde ich ihm unsere Lage vorstellen, vielleicht verwendet er sich für uns, wenn er nicht selber besser kann.

Einen Herrn auf seinem Spaziergange anhalten, das will sich nicht gut schicken für ein ehrbares Mädchen. Auch weißt du ja gar nicht, wer es ist und hast keine Gewißheit, ob er dir rathen oder helfen kann. Ich bitte dich, laß den Herrn ungeschoren. Mußt du denn auch diesem vornehmen Herrn alle Tage begegnen? Wenn du weißt, daß er regelmäßig diesen Weg geht, warum schlägst du nicht einen andern ein?

Du weißt doch nicht schon wieder eifersüchtig sein, Anton? sprach das Mädchen; dann wollt' ich lieber, ich hätte dir nichts davon gesagt und hätte ganz im Geheimen gethan, was ich für nöthig halte. Ein andermal werd' ich's aber auch so machen. — Sie wollte gehen.

Der Jüngling faßte ihre Hand, zog sie zu sich und küßte sie Aennchen aber schmollte fort.

— Wenn ich's nur erst dahin bringen könnte, daß du nicht mehr eifersüchtig wärst. Aber nun wend' ich mich erst recht an den Herrn, wenn er mir morgen wieder begegnet. Ich denke uns dadurch zu nützen und die deine Eifersucht abzugewöhnen. — Damit ging sie fort.

Am andern Mittag trat sie wie gewöhnlich mit dem Essen für Anton ihren Weg nach der Stadt an. Dieemal aber fühlte sie ihr Herz noch mehr beklemmt wie sonst, denn was sollte sie zu dem freundlichen Herrn sagen? Würden ihr auch die rechten Worte zu Gebote stehen? Ihr Herz klopfte stärker und stärker, je näher sie an den Eingang des Parkes gelangte, wo sie mit Jenem gewöhnlich zusammentraf. Endlich hatte sie den schattigen Laubgang erreicht; sie lauschte, ob sie nicht seine Stimme höre; doch vernahm sie nichts, wohl aber bewegten sich zur Linken die Zweige, als ob sich Jemand im Gebüsch verstecken habe. Sie dachte noch darüber nach, was es wohl sein könne, als sie in einiger Entfernung den fremden Herrn auf sich zukommen sah. Sie ging ihm langsam entgegen, setzte dann ihr Geschirr mit dem Essen auf die Erde, und als der Unbekannte wie gewöhnlich stumm an ihr vorüberschreiten wollte, faßte sie sich ein Herz, stellte sich vor ihn und sprach: Ach, mein verehrter Herr, Ihr verzeiht mir wohl, wenn ich Euch in Euren Betrachtungen störe. Ich bin Gastwirths Aennchen aus Oberweimar und habe einen Schneider zum Bräutigam, der aber in diesem Lande nicht heimisch ist. Wir möchten uns gern heirathen und deßhalb wollte mein Anton auch das Meisterstück machen. Da läßt ihn aber die Innung nicht dazu kommen, weil er ein Ausländischer ist. Könntet Ihr mir nicht vielleicht einen guten Rath oder ein Mittel an die Hand geben, was da zu machen sei? Ich kann doch meinen Anton nicht wieder in die Fremde wandern lassen!

Abermals raffelte es zur Seite im Gebüsch, wo der junge Wald an steiler Höhe sich hinaufzog. Beider Blicke richteten sich dahin, aber gleich nachher war es wieder still.

Digitized by Google

Wo ist denn dein Bräutigam her, liebes Kind? fragte der Fremde in gütigem Tone. Verbeht er denn auch das Meisterstück vorschriftsmäßig und tadellos zu vollenden?

Mein Anton ist aus Schwaben, entgegnete das Mädchen, sein Meister ist gar wohl mit ihm zufrieden und er würde ihn nur ungern verlieren, denn alle Kunden loben seine Arbeit. Ach, wenn der Herr sich seiner doch nur ein wenig annehmen wollte.

In diesem Augenblick sah Aennchen die Gestalt ihres Bräutigams aus dem nächsten Gebüsch sich erheben. Die Eifersucht hatte ihm keine Ruhe gelassen. Er hatte sehen wollen, was hier vorgehe und sich in dieser Absicht im Buschwerk versteckt, war auf dem schlüpfrigen Abhang näher herangeschlichen und hatte sich dabei an einem dürren Zweig festgehalten, dieser aber war gebrochen und Anton wäre fast zu Boden gefallen.

Bist du auch hier? sprach verwundert das Mädchen. Na, siehst du, das ist der Herr, von dem ich dir erzählt habe, nun kannst du selber deine Sache bei ihm vorbringen. Du bist gewiß wieder einmal eifersüchtig gewesen!

Der fremde Herr lächelte über diesen Vorwurf und sein freundlicher Blick musterte den jungen Mann, der ganz verlegen vor ihm stand.

Sie sind ein Schwabe, wie ich eben gehört habe? redete er ihn freundlich an, und als der Schneidergeselle diese Frage kleinlaut beantwortete, fuhr er fort: dann begriff ich Sie als meinen Landsmann. Kommen Sie doch gelegentlich einmal zu mir und nehmen mir das Maaß zu einem neuen Kleid. Ich will damit Ihre Geschicklichkeit erproben, wenn ich dann etwas für Sie thun kann, soll es mit Vergnügen geschehen.

Der Fremde grüßte das junge Paar und schritt weiter.

So frage doch zum Wenigsten den Herrn, wer er sei und wo er wohne, wie kannst du ihn denn sonst auffinden, wenn du ihm das Maaß nehmen willst? sprach leise das Mädchen.

Silberglanz eilte dem Herrn nach und bat ihn um seinen Namen.

Ja so; da werd' ich Ihnen meine Karte geben, sprach der Unbekannte und reichte dem jungen Manne ein Kärtchen. Silberglanz ging wieder zu seiner Anna zurück; Beide betrachteten das zierliche Billet und es dauerte lange, ehe sie die künstlich verschlungenen Schriftzüge entziffert hatten. Endlich gelang es ihnen und sie lasen den Namen: Friedrich von Schiller.

Nun ist mir dieser Herr nicht mehr unbekannt, rief Silberglanz hocherfreut; das ist der berühmte Dichter, der die schönen Theaterstücke geschrieben hat, bei denen, wenn sie gegeben werden, man kaum ein Plätzchen bekommen kann. Ach, wenn er uns helfen wollte, Aennchen, wie glücklich würden wir sein!

Mit dieser frohen Hoffnung trennte sich das liebende Paar. Anton ging nach der Stadt, Aennchen nach ihrem Dorf zurück.

Gegen Abend verließ der junge Geselle seine Werkstatt und schritt der Esplanade zu, wo Schiller's Wohnung lag. Von Frau von Schiller freundlich empfangen, ward er in das Zimmer des Dichters gewiesen, der schreibend zwischen Büchern saß.

Schiller begrüßte ihn und sagte: Sie sehen, es will Herbst werden und da wünschte ich, daß Sie mir eine Art von Oberrock machen, zum Schutz gegen die rauhe Herbstluft, aber so, daß sich der Körper darin nicht beengt fühlt, mehr mantelartig, mit Aermeln und etwas faltenreich. Getrauen Sie sich, einen solchen Ueberwurf herzustellen?

Silberglanz bejahte es.

Nun so geben Sie sich Mühe. Von dem Gelingen der Arbeit hängt Ihr Meisterwerden, Ihre häusliche Niederlassung und wahrscheinlich auch eine zahlreiche Kundschaft ab. Ich werde Sie zu empfehlen wissen.

Silberglanz nahm dem Dichter das Maaß, berechnete den Bedarf des Stoffes, und Schiller behändigte ihm den Betrag zum Ankauf desselben.

Als Geselle durfte der junge Schwabe ohne Wissen des Meisters kein neues Stück anfertigen. Gleichwohl hielt er es nicht für rathsam, dem Meister von diesem Auftrage etwas zu sagen. Er kaufte ein schönes dunkelbraunes Tuch und andere Zuthaten und bereitete sich eine Werkstatt bei Aennchens Eltern im Gasthofe zu Oberweimar. Dort arbeitete er nach der Feierabendszeit mehrere Stunden des Nachts und nahm außerdem die Sonntage mit zur Hülfe; so wurde das Kleid fertig, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr. Es war ihm gut gelungen und er beeilte sich, es dem Besitzer abzuliefern.

Schiller empfing ihn überaus freundlich und freute sich, daß er mit dem Kleid schon so bald fertig geworden sei. Der Schneider schlug sein Tuch auseinander, Schiller betrachtete die Arbeit mit Wohlgefallen. Er zog den Rock an und stellte sich damit vor den Spiegel. Silberglanz hatte seinen Geschmack vollkommen getroffen und der Dichter erging sich in Lobeserhebungen über die wohlgelungene Arbeit. Er drückte dem jungen Manne einen Louisd'or in die Hand. Geben Sie sich der besten Hoffnung hin, Herr Silberglanz, fügte er lächelnd hinzu, Männer von solchem schöpferischen Geist stößt Weimar nicht von sich. Sobald etwas für Sie geschehen ist, werde ich Sie's wissen lassen.

Silberglanz verabschiedete sich von seinem Gönner und überließ sich nun mit seinem Aennchen der besten Hoffnung, wie der Dichter ihm gesagt hatte. —

Bald darauf fand in dem herzoglichen Lustschlosse zu Ettersburg eine seiner theatralischen Vorstellungen statt, die von Kavalieren, Hofdamen und andern hoffähigen Personen gegeben wurden und welchen sämmtliche Mitglieder des Hofes beizuwohnen pflegten. Schiller durfte natürlich nicht fehlen, und da es ein schöner, warmer Herbsttag war, der, wie sich erwarten ließ, einen kühlen Abend im Gefolge haben würde, so ließ er sich seinen neuen Oberrock nachbringen.

Das Theaterspiel hatte eine besondere Heiterkeit über den ganzen vornehmen Kreis verbreitet. Es war ein Gelegenheitsstück, ich weiß nicht von welchem Verfasser, worin eine Zigeunerbande vorkam, deren Hauptmann von einem gewissen Hofrath B., einem großen, dicken Manne, dargestellt wurde, der, um besser zu imponiren, sich in fleischfarbiges Zeug hatte einnähen lassen. Bei einer der vielen Bewegungen aber, die er zu machen hatte, platzte das Zeug und der Vorhang mußte unter großem Gelächter der Zuschauer schnell hergezogen werden. Der arme Hofrath B. warf sich platt auf die Bühne, der Riß wurde eiligst wieder zugenäht, einige Augenblicke später rauschte der Vorhang wieder in die Höhe und der Zigeunerhauptmann ward mit großem Applaus empfangen. Das Stück ging ohne weiteren Unfall zu Ende und erst als es später Abend geworden war, machte sich die Gesellschaft bereit, bei Fackelschein den Rückweg nach der Residenz anzutreten.

Jetzt warf Schiller sein neues Kleid um und ein lautes bewunderndes Ah! durchhönte den Saal.

Sagen Sie mir doch, lieber Schiller, sprach Karl August, wer hat denn diesen superben Rock gemacht, der kleidet Sie ja ganz vortrefflich?

Ein junger, noch ganz unbekannter Kleiderkünstler, entgegnete der Gefragte, ein Landsmann von mir, der gern sein Meisterstück machen und die Wirthstochter von Oberweimar heirathen möchte, den aber die Weimarer Innung nicht aufnehmen will, weil er ein Ausländer ist. Seit ich mich überzeugte, daß der junge Mann in seiner Weise nicht ohne Talent ist, habe ich ihm Hoffnung gemacht, vielleicht etwas dazu beitragen zu können, daß er sich in Weimar niederlassen dürfe und habe dabei natürlich an meines gnädigen Fürsten Beistand gedacht.

Damit haben Sie ganz recht gethan. Dieser junge Mann muß in die Innung aufgenommen werden. Wir bedürfen ohnehin eines geschickten Schneiders. Wie heißt Ihr Protegé.

Digitized by Google

Der Herzog notirte sich hierauf den Namen des Schneidergesellen und die Gesellschaft brach auf.

Schon am nächsten Vormittag ertheilte Karl August den Befehl, den Obermeister der Schneider-Innung zu ihm zu bescheiden, und alsbald stand ein kleines hageres Männchen im Vorzimmer des Fürsten und begehrte zur Audienz gelassen zu werden.

Meister, sagte der Fürst, es hat sonst ein gewisser Silberglanz, aus Schwaben gebürtig, um das Meisterwerden nachgesucht, wonnit ihr ihn aber abgewiesen habt, weil er ein Ausländer ist. Nun ist aber der Silberglanz ein reputirlicher Mensch, der seine Sache gelernt hat, und ich wünsche daher, daß er zum Versertigen des Meisterstücks zugelassen werde. Ich werde bei der Prüfung selber zugegen sein. — Mit diesem Bescheid wurde der Obermeister entlassen.

Der Wunsch des Fürsten, der wie ein Befehl respectirt werden mußte, verbreitete sich schnell unter den Mitgliedern der Innung; die Schneider hätten zwar gar zu gern ihren Willen durchgesetzt, aber Keiner wagte es, dem Landesherrn gegenüber Einsprache zu thun. So wurde denn die Zeit zur Anfertigung des Meisterstücks für Silberglanz festgesetzt und weil nun damit auch seine Verheirathung mit Nennchen zusammenhing, so war diese desto fleißiger, ihren Brautstaat herzurichten.

Das Meisterstück war zu der bestimmten Frist fertig, der Herzog wurde zur Prüfung desselben eingeladen.

Nun, wie hat Silberglanz seine Probe bestanden? fragte Karl August.

Einige wollten sich da mauscig machen und diesen und jenen Tadel laut werden lassen.

Ah bah! versetzte der Fürst. Es ist nicht das erste Stück, das ich von Silberglanz zu sehen bekomme und ich glaube nicht, daß es Einer von euch besser machen kann.

Die Schneider schwiegen beschämt. Silberglanz wurde zum Meister gesprochen.

Komm' Morgen auf's Schloß, du sollst mir das Maaß zu einem Jagdanzuge nehmen, sprach Karl August und verließ das Haus des Obermeisters.

Silberglanz ging zu der gerigneten Stunde dahin und kehrte mit dem Patent als Hofschneider zu seiner Verlobten zurück.

Ach, wie freute sich da Nennchen, daß Alles so gut von statten ging und daß sich ihr eine so schöne sorgenfreie Zukunft aufthat. Wir wollen die gütige Verwendung des Herrn Hofrath Schiller niemals vergessen, lieber Anton; denn er ist's doch eigentlich, dem wir unser Glück zu danken haben.

Du hast Recht, lieb Nennchen, sagte der glückliche Hofschneider. Und damit der liebe Herr sieht, daß wir seine freundliche Verwendung dankbar vergelten, so wollen wir ihm an unserem Ehrentage einen Hochzeitkuchen hintragen und ihn zu unserer Hochzeit bitten.

Im Gasthofe zu Oberweimar ward es nun bald geschäftiger als je. Wagen brachten neues Hausgeräthe; Kuchen wurden gebacken, Zimmer gesäubert und weiße Gardinen aufgesteckt. Die Hochzeitskuchen waren herrlich gerathen. Als das duftende Gebäck der Reihe nach da lag, deutete Nennchen auf einen Ringelkuchen von besonders schönem Aussehen und sagte: Dieser ist für unsern Wohlthäter bestimmt.

Viele Kuchenschnitten wurden an gute Freunde gesandt, zu Schiller aber ging Nennchen selber. Sie dankte ihm aus vollem Herzen, daß er so gütig gewesen und sich ihrer so freundlich angenommen habe; dann langte sie schüchtern den Kuchen hervor und sagte einige bittende Worte hinzu, ihn anzunehmen. — Wenn Sie und die Ihre ihrer Gegenwart schenken wollen, Herr Hofrath, sagte sie hinzu, morgen werden wir getraut.

Hatte Nennchen jemals ein freundliches Gesicht gesehen, so war es das Schiller's; sein ganzes wohlwollendes, von Edelmuth erfülltes Herz offenbarte sich in diesen Zügen. Seine Augen füllten sich mit Thränen, als er dem schönen Mädchen seine Glückwünsche darbrachte.

Kaum war sie fort, so sprach der Herzog bei Schiller ein, um ihn für morgen zu einer Partie nach Belvedere einzuladen.

Ich werde es kaum zusagen können, Durchlaucht, sprach der Dichter; denn ich bin soeben von der Braut unseres Silberglanz eingeladen worden, morgen ihrer Trauung beizuwohnen. Solche Leute geben etwas darauf und so möcht' ich doch zu ihrer Freude das Meinige beitragen.

Der Herzog stimmte ihm bei.

Unser Ausflug hat Zeit. Da dächt' ich, wir richteten es so ein, daß wir erst der Trauung beiwohnten und dann gleich nach Belvedere hinausführen. Das Brautpaar wird's wohl nicht übelnehmen, wenn ich als ungeladener Gast mitkomme. Haben Sie auch schon ein Hochzeitsgeschenk in Bereitschaft?

Daran, Durchlaucht, habe ich wahrhaftig noch nicht gedacht.

Nun, so überlassen Sie das mir; ich werde es für Sie besorgen.

Das Brautpaar wurde schon am nächsten Morgen mit einer kostbaren Standuhr und einem prächtigen Kaffee-Service von Meißner Porzellan überrascht. Man übergab es im Namen Schiller's. Die glücklichen Brautleute waren vor Freude ganz außer sich. Wie viel mehr aber war man erstaunt, als gegen den Schluß des Vormittagsgottesdienstes eine Reihe von Hofchaisen daher gerollt kam, angefüllt mit Herren und Damen, die alle vor der Kirche ausstiegen und hineingingen. Der Altar war nemmlich von Nennchens Freundinnen mit Blumen geschmückt. Bald erschien das Brautpaar, vor ihm her gingen zwei kleine Mädchen in weißen Kleidern, die den Weg mit Blumen bestreuten. Nie hatten einer Trauung in diesem Gotteshaus so viele Menschen beigewohnt, noch weniger so viele vornehme Personen. Die Ersten, die den Neuvermählten nach vollbrachter Trauung ihre Glückwünsche darbrachten, waren Schiller und Karl August. Die hohen Personen bestiegen dann wieder ihre Wagen und sort ging's nach Belvedere. Diese Trauung ward des vornehmen Besuches wegen noch lange besprochen. Das Alles geschah im Jahre 1800.

Am andern Tage bezog das junge Paar seine Wohnung in der Stadt. Silberglanz erhielt bald eine zahlreiche Kundschaft und vermöge seines Fleißes, seiner Geschicklichkeit und seiner Ordnungsliebe erwarb er sich ein hübsches Vermögen.

Als Schiller im Jahre 1805 starb, war der dankbare Schneidermeister einer der ersten, welche sich im Trauerhause einfanden. Er ertrigte seinen Wohlthäter ein seidenes Todtengewand an, nach Schnitt und Form, wie er es im Leben gern zu tragen pflegte; auch erbot er sich, die zur Bestattung nöthigen Leute zu bestellen. Die Wittwe lehnte es ab; sie war von doppeltem Schmerz ergriffen, einmal, daß sie den Gemahl in der Blüthe seiner Jahre verloren hatte und dann, daß sie so entblößt von Mitteln war, daß sie ihm sogar das seiner würdige Begräbniß versagen mußte. Der Herzog war verreist. Silberglanz kam Abends in die Armbrustschützen-Gesellschaft, wo die Bürger zusammentraten, um die Bestattung Schiller's zu übernehmen; an ihre Stelle trat jedoch später ein Verein junger Gelehrter und Künstler. Wegen Kürze der Zeit konnte nicht mehr Alles so besorgt und hergestellt werden, wie die Bürger von Weimar es vielleicht gewünscht hätten. Am Abend des 11. Mai wandelte daher blos ein stiller Leichenzug durch die Esplanade nach dem St. Jakobs-Kirchhofe, einfach und ohne alles Gepränge; eine nur mäßige Anzahl leidtragender begleitete den Dichter der Nation auf seinem letzten Gang. Offentliche Blätter trugen die Kunde davon in alle Welt und so erfuhr sie auch der Herzog Karl August. Schiller soll einst an meiner Seite ruhen! sprach er; und so geschah es. Schiller's Tod gab die Idee zum Bau der Fürstengruft.

Ferd. Schrader.

Digitized by Google

Der Parasitismus in der Natur.

Ein Vortrag, gehalten von Herrn Stadtphysikus Dr. med. H. Klotz in der öffentlichen Sitzung der Gerdenberg'schen naturforschenden Gesellschaft am 23. Mai 1856.

Es ist eine gebräuchliche Pflichterfüllung, daß Jeder, der es unternimmt, über einen wenig beachteten Gegenstand öffentlich zu reden, eine Fürsprache voranschickt; und wenn dies überhaupt zur guten Sitte gehört, so ist es für das gewählte Thema, welches sich weder durch den Titel und noch viel weniger durch seinen Inhalt zu empfehlen scheint, bei dem ersten Anblick ganz unerläßlich. Das Thema ist von dieser Stelle aus und bei einem Anlaß wie heute noch nicht berührt worden, sei es, daß man sich die Schwierigkeit nicht verhehlte, mancherlei Dinge mundgerecht zu machen, die eigentlich kaum über das Studirzimmer hinaus gehören, sei es, daß der Gegenstand selbst nicht reif genug war, vor einer größeren Versammlung besprochen zu werden.

Reif ist das Material auch jetzt noch lange nicht. Es ist aber doch zu einem Umfange gediehen und hat begonnen, die Aufmerksamkeit und Kenntnißnahme auch außerhalb gelehrter Kreise so dringend herauszufordern, daß der Versuch, den Resultaten nicht nur einige allgemein interessante, sondern recht bedeutsame Seiten abzugewinnen, sich ohne ausführlichere Einleitung in dem Folgenden durch sich selbst rechfertigen mag.

In der gewöhnlichen Redeweise wird der naturhistorische und der ethische Begriff des Wortes Parasit oder Schmarotzer so häufig verwechselt, daß eine vorgängige Verständigung darüber am Platze ist. Während die stilische Auffassung sich eine ausgedehntere Anwendung gestattet, ist die naturgeschichtliche eine schärfer begrenzte. Für das Moos, für den Epheu, die nur eine gelegentliche lebende oder todte Hafstelle suchen, paßt der Ausdruck so wenig als für den Saugfisch, der sich an das Holz eines Schiffes anlegt. Die colossalen Schlinggewächse in den nordamerikanischen Wäldern erstarken zu einem baumdicken Holze und streben in riesenhaften Spiralen frei und selbständig lebend in die Luft, während der Stamm, an dem sie heraufgeklettert sind, längst nicht mehr vorhanden ist. Sie mögen zu seinem Verderben beigetragen haben, indem sie ihn erdrückten, sind aber so wenig Parasiten, wie der Baum, dessen Wurzeln durch ihr Wachsthum den harten Felsen zersprengen.

Nach der Definition eines bewährten Forschers versteht man in der Naturgeschichte unter Parasiten, „selbständige, organisirte, von eigenen animalischen oder vegetabilischen Aeltern abstammende Wesen, die einer zweiten fremdartigen, thierischen oder pflanzlichen Organismus bedürfen. An diesem oder in diesem nehmen sie zeitweise oder dauernd ihre Wohnung, und ebenso zeitweise oder dauernd ihre Nahrung, um ihre Entwickelung oder ihr Gedeihen, oder endlich ihre Reproduktion ermöglichen und vollführen zu können".

Hiermit sind alle zufälligen Gäste ausgeschlossen, zugleich ist ausgesprochen, daß die Parasiten im engeren Sinne von der Natur selbst lediglich auf einen fremden Nährorganismus angewiesen sind, und ohne denselben nicht bestehen können. Und zwar ist für einzelne ein so dürftiger Spielraum gezogen, daß diese oder jene Species nur eine geringe Auswahl von Nährorganismen hat, so selbst auf eine unabänderliche Species verwiesen ist, d. h. in jeder anderen zu Grunde geht. Dies gilt nicht blos für manche Parasiten aus dem Thierreich, sondern auch für einzelne Pflanzen scheint es sich zu bestätigen. Das Obwalten sehr constanter Gesetze geht aus der Erfahrung hervor, daß manche parasitische Thiere sogar zweierlei Nährorganismen nöthig haben, um ihren ganzen Lebenslauf zu vollbringen. Im Jugendzustande befinden sie sich in einem vorgeschriebenen Thiere, bleiben auf der Stufe stehen, und nehmen einen mißlungenen Anlauf zum Weiterwachsen. Erst wenn dieses Thier einem anderen ebenfalls vorgeschriebenen Thiere zur Beute wird, entwickelt sich der Parasit in diesem zweiten vollständig und setzt seine Keime ab, die aber hier nicht weiter gedeihen, sondern, um zur Welt zu kommen, durch die Laune des Zufalls in großen Umwegen auf passive Weise wieder in die erste Thierspecies einwandern müssen. Man sieht, daß es die Natur dem einzelnen parasitischen Wesen durchaus nicht leicht macht, die ihm zukommenden Lebensbedürfnissen zur Geltung zu bringen, und daß Tausende von Keimen oder erste Jugendformen ihr Ziel verfehlen, bis ein Einzelner, trotz der raffinirten Hindernisse, alle vorgezeichneten Wege trifft. Aber dieser Einzelne ist im Stande, durch eine fabelhafte Reproduktionskraft den Untergang der übrigen vielfach aufzuwiegen. —

Gegen den animalischen Parasiten ist in der Mehrzahl die sachgemäße Gegenwehr bekannt, und bei richtiger Durchführung ist der Erfolg wenig zweifelhaft. Nicht so ist es bei denjenigen, welche aus dem Reiche der Vegetabilien stammen und welchen erst in neuerer Zeit besondere Aufmerksamkeit zugeteilt wurde. Unter diesen sind Feinde entdeckt worden, welche direkt und noch weit mehr indirekt die Interessen der menschlichen Gesellschaft hart und viel eingreifender berühren als der thierische Parasit. Und da sie weniger als allgemein verbreitete Erscheinung bekannt sind, so soll ihnen vorzugsweise die gegenwärtige Betrachtung mit Hinweisung der auffallendsten Erscheinungen gewidmet sein.

Wir hören seit Jahren und immer wieder aufs neue von der Traubenkrankheit, von dem Rost des Getreides, von der Kartoffelkrankheit, von dem raschen Absterben der Seidenraupe, deren Nennung genügen möge, um die Bedeutung und den Inhalt unseres Vorhabens zu überblicken. Bei allen diesen Uebelständen kommen parasitische Pflanzen vor, die meist den Pflanzen angehören, deren Gestalt nur mit dem bestbewaffneten Auge erkannt wird, deren Größe an den letzten Grenzen des durch die Sinne Erkennbaren liegt, deren Organisation auf der niedersten Stufe bleibt. Es sind einfache oder gegliederte verzweigte Fädchen, deren etliche Tausend auf der Breite eines Zolles neben einander Platz haben. Die Fädchen tragen kleinste Körner, oft in der zierlichsten Gruppirung und in unzgeähtter Menge. Jedes Körnchen ist der Keimling zu einem neuen Individuum. Ein Windstoß treibt Millionen davon in alle Lüfte. Die haubleichen Sämlinge folgen dem Zufall der Luftströmungen; sie machen ihre Reise so schnell und unsichtbar wie der Wind; sie sind über Nacht unbemerkt, ungeahnt in ferner Gegend angelangt; und was das Schlimmste ist, daß das Schlimme bereits im unausbalsamen Gange sich befindet, ehe nach einiger Zeit der Winzer zu der Wahrnehmung kommt, daß er sich wieder ein Jahr vergebens geplagt hat, oder der Ackermann, daß er heuer wenig oder gar keine Kartoffeln zu Markte bringen wird, oder der Seidenzüchter, daß die Muskadine der Raupen binnen Kurzem wie ein giftiger Hauch Tausenden von Menschen Arbeit und Erwerb hinwegrafft. Während die Sache in dem Toilettenzimmer und an einer reich besetzten Tafel höchstens als mißliebige Reinigkeit vernommen wird, oder als ökonomische Erörterung im allerprivatesten Familienkreise nachhallt; so berührt sie in letzter Instanz nicht das äußerliche behagliche Gedeihen, sondern am härtesten das an sich schon kümmerliche Sein oder Nichtsein der ärmsten Menschen. Der stereotypgewordene Nothruf, welcher aus dieser und jener Gegend fast alljährlich zu uns gelangt, ist noch in zu frischem Angedenken, als daß er hier einer weiteren Erwähnung bedürfte.

Es schwebt nun zwar noch die Streitfrage, ob denn solche einfachste Organismen blod die begleitende Folge oder in der That die wirkende Ursache der Verheerungen seien, welche auch weit über die unmittelbar berührten Kreise hinaus sei einigen Jahrzehnten mit zur Parole gehören. Während man anfänglich das Erscheinen des bekannten Filz- und Staubüberzuges an dem Weinstock, an der Kartoffel, an dem Seidenwurm als zufällige Schimmelbildung auf einem aus sich heraus erkrankten Organismus deutete, die überall da Platz greifen kann, wo organische Substanzen sich entmischen und dem freien Walten des Chemismus anheimfallen, erhielt auf der anderen Seite die Ansicht lebhafte Unterstützung, daß die Keim-

Digitized by Google

körner jener parasitischen Gewächse auf der ursprünglich gesunden Pflanze unbemerkt niederfallen, so zu sagen Wurzel fassen, und nach dem Maaße ihrer Ausdehnung oder ihres Eindringens die Zerstörung herbeirufen.

Je nachdem man von der einen oder anderen Anschauungsweise ausging, war auch die Wahl der dagegen getroffenen Vorkehrungen verschieden. Der Eine suchte die Schädlichkeiten abzuhalten, die an sich das Gedeihen der Gewächse beeinträchtigen. Dem Bauer und dem Winzer wurde einleuchtend gemacht, daß er durch Besonderheit der Bodenkultur und durch eine von Haus aus gesunde Einsaat seine Ernteerzeug zu schützen vermöge. Der Raupenzüchter bewahrt seine Thiere vor nassem Futter. — Der andere dagegen verwendete alle Sorgfalt darauf, die Pflanzen und den Boden mit diesen und jenen Substanzen zu begießen, zu bestreuen, um die etwa durch Wind und Wetter herbeigeführten unsichtbaren Keime vor ihrer Entwickelung zu zerstören.

Beide Theile rühmen sich unter Umständen des besten Erfolges. Aber beiderlei Erfolge sind nicht stichhaltig zu einem endgültigen Urtheil über das Wesen der Sache und die zweckdienlichste Abhülfe dagegen. Denn auch auf dem beigespiegten Boden schlug die Ernte fehl, während auf dem vernachlässigten Acker dicht daneben die Pflanzen wenigstens unversehrt blieben. So steht gegenwärtig die Sache vom praktischen Standpunkte aus; und wenn die Noth dazu treibt, mit mehr oder weniger Mutterwitz weiter zu experimentiren, so erklärt sich dies aus der Erfahrung, daß für manche Gebrechen das sichere Mittel bereits erprobt ist, und alle Tage aufs neue bestätigt wird, während über das Wesen die Debatte unter den Gelehrten noch lange nicht geschlossen ist, mithin das Wesen oft erst aus dem erprobten Gegenmittel zur Erkenntniß kommt.

Möglich mag es vielleicht sein, daß man auf solchem Wege zu einem erklecklichen Endergebniß gelangt, aber sehr wahrscheinlich ist es nicht. Ebenso ist es nicht wahrscheinlich, daß die Frage selbst, an welcher das Wohl und Wehe so vieler Tausende geknüpft ist, einer sicheren Lösung gerade an den Punkten entgegengeführt wird, um welche sich das Interesse unmittelbar dreht.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland und die russische Dichtung.

Daß die Deutschen gerecht sind und fremdes Verdienst achten, hat schon Klopstock mit Stolz hervorgehoben. Es ist kein Land in Europa, aus welchem wir nicht irgend eine dichterische Größe uns angeeignet hätten. Nicht nur Lord Byron, Tegnér und Manzoni haben bei uns Geltung, auch ein Hendrik Conscience, eine Fredrike Bremer, Beide mit unseren besseren Romandichtern nicht zu vergleichen, wurden glänzend empfangen und beherbergt.

Seit etwa fünfzehn Jahren bemühen sich Einzelne auch um die Schätze der russischen Dichtung. Schon früher war man auf den zum Theil naiv drolligen, öfter noch wehmüthigen Volksgesang der Nordslaven aufmerksam geworden; er tönte mit in den Frühling der deutschen Weltpoesie. Die russische Kunstdichtung erschien als Nachbild der gebildeteren westlichen Literatur, namentlich der deutschen. Lomonossow († 1765 in Petersburg) hatte die Sprache und das Versmaß für längere Zeit festgestellt. Die Russen feierten ihn als einen der größten Geister; deutsche Kenner stellten ihn allenfalls mit Opitz zusammen, den er jedoch an umfassender Wirksamkeit übertraf. In der Nähe des weißen Meeres geboren, ein Sohn des Volkes, hatte er seine Studien in Deutschland gemacht und zwar in Marburg, zum Theil unter Christian von Wolf. Der nüchterne Geist und die klare Methode des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnen seine Reformthätigkeit. Er verbrängte den Kirchendialekt aus der Schriftsprache; in dieser aber verfaßte er sogenannte Meisterwerke, Tauerspiele in Corneille's Weise und eine (unvollendete) Petriade, natürlich ein Heldengedicht zum Lobe Peters des Großen.

Unter Katharina erwuchs die Bildung, von oben mächtig befördert, wie Uhland sagt:

> Ein Baum, der nicht im groben
> Volksboden sich gesträubt:
> Rein einer, der auch oben
> Sogar die Wurzel kehrt!

Das Beispiel der Kaiserin, die selbst Lustspiele schrieb, mußte auch für andere Fächer aufmunternd wirken. Wie vor Goethe's Zeit in Deutschland, so wußte man bald auch hier seinen großen Namen des Auslandes einen einheimischen entgegenzustellen; man hatte sogar einen russischen Homer, Cheraskow, den Verfasser eines Epos „Wladimir" und einer Russiade. Aber es ging mit der literarischen Kultur gerade wie mit anderen Moden; sie blieb Luxuswaare für die höheren Stände, für die Gebildeten in wenigen Städten. Die Pariser Kleider und Brüsseler Spitzen, das kunstreiche Meißner Porzellan, der ausgesuchte Champagner und der Rheinwein, den man in Moskau fand, verstatten bekanntlich keinen Rückschritt auf Hebung des Volkes. Ebensowenig übten die vielen Dramatiker, welche sich an jede neue Liebhaberei des Auslandes anschmiegen, einen bildenden Einfluß. Der ächte Russe hatte kein Gefühl für den gaelischen Heldenkönig Fingal, den Ossrow auf die Bühne brachte, ganz im Sinne des unächten Ossian und in Alexandrinern nach Voltaire's Art. Das volksthümliche Element blieb ungepflegt. Man that groß mit dem Verdienste, die alte Unbeholfenheit überwunden zu haben; man spottete der Zeit, da Rußland noch kein anderes Drama kannte als die Darstellungen aus der Bibel, mit welchen die Studenten von Kiew sich ihre Ferienzeit vertrieben. Aber was man an die Stelle setzte, war leblos und fremdartig. Die Ueberkultur trat ohne alle Vermittlung in die Anfangsbildung ein; das Lustspiel behandelte die raffinirten Zustände der Hauptstädte Europa's. Gleich das erste weltliche Drama, das, lange vor Katharina, in Moskau aufgeführt wurde, war eine Uebersetzung von Molière's „médecin malgré lui;" die Großfürstin Sophia, die Schwester Peters des Großen, hatte selbst eine Rolle übernommen.

Eine Anerkennung trat unter Alexander ein; sie vollendete sich später fast gleichzeitig mit dem großen nationalen Umschwung, den Kaiser Nikolaus seinem Volke zu verleihen suchte. Noch immer lockte Rußland mit seinem frischen Boden und seinen reichen Mitteln den Fremdling an. Es blieb das Eldorado für den unbeschäftigten Arzt und Offizier, Lehrer und Handwerker, Tanzmeister und Koch. Europäische humane Bildung galt für Alexanders Princip; gleichwohl war ein mächtiges Hervortreten der nationalen Richtung nicht zu verkennen. Der Aufschwung des Schulwesens und der Wissenschaft kam auch dem Volksthum und der Poesie zu Gute. Doch zeigten sich diese Bestrebungen vorerst in milder Form und ohne Gehässigkeit gegen das deutsche Element. Freilich war der leutselige Gönnerton, den Rußland nach Napoleons Sturz gegen uns annahm, nicht viel wohlthuender.

Der literarische Vertreter dieser Epoche ist der mit Recht gefeierte Karamsin. Er hat als Schriftsteller von der Pike auf gedient, indem seine ersten Arbeiten für die Jugend bestimmt waren. Die moderne Bildung, welche er in der deutschen Pension erhalten hatte, vollendete er später auf einer zweijährigen Reise. Als er (1803) den Plan zu seiner Geschichte des russischen Reiches faßte, wurde das Unternehmen als Staats- und Nationalsache betrachtet; er hatte aber alle Quellen zu gebieten und las jeden neu vollendeten Abschnitt dem Kaiser vor. Der Jahrgehalt von 50,000 Rubel, den Nikolaus ihm verlieh, wird auch nach Karamsin's Tode (1826) von dessen Familie bezogen.

Seit Lomonossow hatte kein Russe ein gleiches literarisches Ansehen genossen. Seine Richtung aber war eine jenen älteren völlig entgegengesetzte. Sein ächt historischer Sinn ließ ihn auch die Verfehmungen des Geistes an die heimische Volkssatur anknüpfen. Er verwarf die veraltete Correctheit, den sogenannten classischen

Digitized by Google

Styl und den mythologischen Zierrath seiner Vorgänger. Obwohl um die Zeit, da er seine literarischen Journale herausgab, die romantische Denkweise in Deutschland und Frankreich noch im Keime lag, sind doch ihre besseren Richtungen bei ihm zu erkennen. Als Dichter war er nicht bedeutend; seinen Grundsätzen in Sprache und Poesie kam der schon ältere Derzawin entgegen, noch mehr wurden sie von seinem Freunde Dmitrijeff durchgeführt.

Noch immer blieb die Einwirkung der russischen Literatur auf ihr Vaterland beschränkt. Karamsins Geschichte wurde übersetzt und nach Gebühr anerkannt, doch dachte man selbst in Deutschland noch nicht daran, ein neues dichterisches Idol aus Petersburg oder Moskau heraufschaffen.

Kaiser Nikolaus trat auf, der bekanntlich weder ein geistvoller Mann noch ein tiefer Denker war, der aber auch im Gebiete der Literatur mit sicherem Takt herausfand, was seinen großen Zwecken entsprach. Das Russenthum, das den Weg zur Weltherrschaft betreten sollte, mußte sich innerlich zusammennehmen und auch geistig seinen Ausdruck finden. Rußlands literarische Unabhängigkeit ward proclamirt; es sollte auf diesem Gebiete wie auf anderen der ausländischen Erzieher nicht mehr bedürfen. Den Mustern, Technikern und Modisten wurde noch eine kurze Frist gewährt; wer aber im Staate sich einbürgern wollte, hatte an sich eine gründliche Umwandlung vorzunehmen. Auch die Dichtung, die ernste wie die humoristische, sollte sich der Volkseigenthümlichkeit anschließen. Der trockene, talentlose, entschlossene Zaar war Beschützer dieser Romantik. Es bildete sich eine dem Anschein nach strenge, sa ausschließend nationale Schule, in welcher der geniale Puschkin bald die höchste Geltung erlangte.

Für die Art des Antheils, den man der russischen Dichtung widmet, ist es charakteristisch, daß die vornehme Welt fast früher als die gelehrte auf sie aufmerksam wurde, und zwar weniger durch eine literarische Schöpfung, als durch ein abenteuerliches Ereigniß, nämlich den Tod Puschkins. Er fiel bekanntlich (10. Februar 1837) im Duell mit seinem Schwager d'Anlès. (d'Anlès hat von seinem Adoptiv-Vater, der in Petersburg holländischer Gesandter war, den Namen Baron von Heckeren angenommen; unter diesem wurde er vor vier Jahren oft genannt, da er für Napoleon III. als außerordentlicher Gesandter in Wien auftrat.)

Die Idee einer Weltliteratur, der noch unklare revolutionäre Drang, welcher die Jugend beseelte, das Interesse, womit man sociale Zerwürfnisse zu betrachten pflegte, endlich die Stimmung der Zerrissenheit und des sogenannten Weltschmerzes: alles dies trug dazu bei, dem Andenken des so plötzlich entrafften Dichters einen besonderen Glanz zu verleihen. Man sah in ihm einen kühnen Vertreter der europäischen Unzufriedenheit, der unterdrückten Thatenlust; seine Züge schienen Verwandtschaft mit Lord Byron wie mit Georges Sand zu bekunden. Diejenige deutsche Geisteerichtung, welcher Puschkin, wie später Lermontoff, als ein Heros entgegenkam, war eitel, krankhaft und verbildet. Man kann dies sagen, ohne den großen Eigenschaften Puschkins zu nahe zu treten. Hatte er doch nie den Beruf oder die Absicht, den Landsleuten Goethe's als ein Genius, der neues Leben hervorbringt, zu erscheinen. Aber die deutschen Literaten der dreißiger Jahre waren von der gesunden Sphäre unserer großen Vorbilder völlig abgeirrt. Mit schlecht verhehlter Pedanterie suchten die jungen Studenpoeten das Leben der höheren Stände, das Treiben in Salons und an Badeplätzen zu schildern und nachzuahmen. Auf diesem Gebiete freilich waren die Russen bevorzugt. Sie traten in Eriwan und am Kaukasus den seindlichen Kugeln mit demselben Abandon entgegen, mit dem ihre Landsleute in Baden eine Gesellschaft auf Zeit setzten. Ihr kühnes rasches Auftreten, ihre Gewandtheit in weltmännischer Sitte und Rede, ihr glänzender Firnis, von seinem trüben Hauch der Zimmerluft und Nahrungssorge überfogen, machte sie den Vornehmen ebenbürtig, den Damen anziehend, den Literaten beneidenswerth.

Eine ausgezeichnete Persönlichkeit trug viel dazu bei, die Deutschen zur näheren Bekanntschaft mit der russischen Literatur einzuladen: der edle, liebenswürdige Schukowsky (auch Joukowski geschrieben), der Erzieher des jetzigen Kaisers Alexander. Schon früh hatte er sich mit den deutschen Dichtern vertraut gemacht; er übersetzte Bürger's Lenore (umgetauft Ludmilla), Schiller's Jungfrau, Goethe's Erlkönig, Uhland's Sängerfluch, ja Einiges aus Hebel's alemannischen Gedichten. Seit der Vermählung des Großfürsten lebte er meist in Deutschland; von den Kriegsjahren her, in welchen er unter dem russischen Landsturm als Soldat, noch mehr als Dichter herrlicher Schlachtlieder, gegen Napoleon kämpfte, war ihm die Sympathie mit seinen deutschen Genossen geblieben. Schriftsteller wie Varnhagen, die sich gern auf entlegenem Gebiete beschäftigen, suchten seine Anregung. Heinrich König hatte durch seine „literarischen Bilder" bereits auf russische Dichtung hingewiesen. Das Bedeutendste und Erfolgreichste, das Schukowski in Deutschland unternahm, war seine Uebersetzung der Odyssee. Er verstand kein Griechisch; der Philolog Graefhoff, damals in Düsseldorf, fertigte ihm eine bis ins Einzelnste wortgetreue Interlinear-Uebersetzung, und den so verdeutschten Text übertrug Schukowski in neurussische Hexameter; nur selten wandte er den altertümlichen slavonischen Dialekt an, den die Kirche festhält. Sein russischer Homer wird als die treueste, ungezwungenste aller Uebersetzungen gerühmt; sie ist frei von Härten und von jenem Hervorheben schöner Stellen, welches bei Homer den reinen Fluß der Erzählung nur stören kann. Da nun der Gedanke nahe liegt, daß Bildung und Literatur in Rußland sich ebenso an das Altgriechische anschließen müssen, wie im Abendland an das Lateinische: so galt es für ein hohes Glück, daß die aufblühende russische Dichtung einen Homer erhielt, wie ihn selbst Deutschland nicht besaß. Erwog man zugleich den Werth ihres Volksgesanges, und daß bei den Slaven heimische Erzähltalent, so war man geneigt, mehr zu erwarten, als sich bisher erfüllt hat.

Zur Schätzung der russischen Poesie fehlt freilich dem deutschen Leser noch der eigentliche Maßstab. Gerade diejenigen Dichter, in welchen sich das Volksthum am Entschiedensten ausprägt, sind der Uebersetzung kaum zugänglich. Zu ihnen gehört Gogol, der vor vier Jahren in Moskau starb; was von seinen Novellen deutsch vorliegt, läßt jene Kraft der Schilderung und jene intime Kenntniß des kleinrussischen Lebens, die man ihm nachrühmt, kaum ahnen. Eine noch weit anziehendere Erscheinung ist Kolzoff, der Hirt aus der Steppe, der in seinem vierzehnten Jahr zum erstenmal Gedichte las oder vielmehr sang; denn als Naturdichter, im ächten, nicht im mißbräuchlichen Sinn, hatte er noch keine Ahnung davon, daß ein Gedicht anders als im Gesang vorzutragen sei. Im Liebhandel seines Vaters beschäftigt, kam er nach Moskau und Petersburg, wo Schukowski und Puschkin ihn als ebenbürtig anfnahmen; der erstere nannte ihn den russischen Burns, und gleich dem großen schottischen Dichter starb er in seiner besten Zeit, drei und dreißig Jahre alt.

Solche, dem innersten Wesen nach mit dem Volke verwachsene Naturen lassen sich nur schwer in die Fremde einführen. Daher bildeten wir unsere Vorstellung von russischen Dichtern hauptsächlich nach Puschkin, bis in neuester Zeit Michail Lermontoff noch viel eindringlicher empfohlen wurde. Auch auf seine Poesie fiel der Glanz eines romantisch bewegten Lebens. Der Geburt nach gehörte er der hohen Aristokratie an; von ausländischen Hofmeistern erzogen, trat er in das Pagencorps, später in die Garde, dichtete früh und begeisterte sich für Puschkin. Als dieser im Zweikampf fiel, feierte ihn der junge Lermontoff in einer Ode, welche ihm wegen einiger kühnen Ausdrücke die kaiserliche Ungnade zuzog; er wurde nach dem Kaukasus gesandt. Es bleibt merkwürdig, daß, obwohl diese Dichter eine neue Seite des Nationalruhms darstellten und demnach im Sinne des Kaisers Nikolaus wirkten, ihr Verhältniß zur Regierung

Digitized by Google

doch immer ein gespanntes blieb. Das erclusive Russenthum konnte eben bei ihnen, sobald sie aus dem Kreise des naiven Volksgesanges heraustraten, nur ein erkünsteltes sein; es zog sie unwiderstehlich nach dem Abendland und nach der geistigen Bewegung, in der ihre Vorbilder aufwuchsen.

Lermontoff starkte und fand im Tscherkessenkrieg Zerstreuung für sein kämpfendes Innere; er drängte den Lebensüberdruß durch Russenmuth und Waffenklirren zurück und fiel endlich, wie Puschkin, im Duell, erst dreißig Jahre alt (1841). Dies Alles erscheint sehr anziehend: eine kühn durchstürmte Laufbahn, eine Fülle von Lebenskraft, — und im Gegensatze hierzu die dämonische Unzufriedenheit, das unheimliche Zucken der Mundwinkel und die wortkarge Todesverachtung!

Aber Deutsche, die einen Goethe, Herder, Schiller vor Augen haben, dürfen sich vom Glanz der äußeren Ausstattung nicht blenden lassen. Einem Lermontoff hat man das Thor des deutschen Ruhmes mit allzu großem Geräusch geöffnet. Friedrich Bodenstedt hat seine sämmtlichen Dichtungen im Versmaße der Urschrift übersetzt und in dieser Arbeit seine eigene Dichtergabe glänzend bewährt. Im vorigen Jahr brachte Johann Scherr eine Anthologie unter dem Titel „Dichterkönige", in welche er nur Großgeister ersten Ranges aufnahm; aber neben Homer, Dante, Wolfram, Ariost, Milton, finden wir hier auch Michail Lermontoff!

Eine solche Ueberschätzung ist schwer begreiflich. Wenn man Dichter, wie Knaben in der Schule, nach ihren Fähigkeiten abschätzen könnte, so wäre Lermontoff ungefähr unserem Chamisso gleichzustellen. Da es aber dem Russen mit der Kunstforderung nie Ernst war, so hat er Nichts geleistet, das sich mit Gedichten, wie etwa „Salas y Gomez" vergleichen ließe; äußertem hat Chamisso den gemüthlichen Ernst und den schalkhaften Humor voraus. Lermontoffs erzählende Dichtungen haben namentlich in der Naturschilderung viel Schönes. Gleichwohl erregten sie, gerade wie sein Roman „der Held unserer Zeit" ein Bedenken gegen die ganze oden gerühmte slavische Erzählungsgabe. Alle kunstreich verschlungenen Abenteuer können uns für die russischen Helden nicht interessiren. Ungeachtet ihrer Hamletsgrimasse fehlt es ihnen an Innerlichkeit, an Seele. In russischen Volkserzählungen finden wir den gleichen Uebelstand; ihre Charaktere sind flach, wie Gilblas oder Hieronymus Jobs.

Im Jahr 1852 erschien (bei Hallberger in Stuttgart) ein Märchen von Schukowski: „Iwan Zarewisch und der graue Wolf". Es war von einem Freunde des Dichters vortrefflich in deutsche Jamben übertragen und unser Justinus Kerner leitete es durch ein schönes Vorwort und einige Verse ein. Er sagt:

> Empfangt dies nordische Gedicht,
> Von Licht und Farben so durchdrungen,
> Daß man vermeint, aus Nordscheinlicht
> Sei dieses helle Kind entsprungen.

Farbenhelle ist dem Märchen nicht abzustreiten und Kindern kann man durch Vorlesen desselben ein Fest bereiten. Vergleicht man aber die Geschichte mit dem nächsten deutschen Hausmärchen, so wird es klar, daß wir nicht die heimische Poesie verlassen dürfen, um bei den Slaven Anregung zu suchen. Der Held des Märchens ist mit aller Kühnheit und Klugheit doch gemein und ohne innere Bewegung. Der geistesleere Kater ist ein Faust im Vergleich zu diesem Iwan.

Was Lermontoffs meist düstere Lyrik angeht, so trägt seine Verstimmung nicht die Züge jener schönen Schwermuth, die uns einen Gray oder Höltz so werth macht. Der Dichter sagt:

> Das Leben ist, wenn man's bei kaltem Verstande besieht,
> Eine elende Posse voll Jammer und Dummheit!

Ein Gebet schließt mit der Strophe:

> Für Alles, Alles, Vater, dank' ich dir — —
> Für jede schlechte, jede gute Gabe,
> Für jene Freude, jede Täuschung hier;
> Für Alles dank' ich, — nur gib, daß ich dir
> Nicht lange, Vater, mehr zu danken habe!

Dies ist vergerrter Byronismus; man kann nichts Titanisches darin sehen, sondern, wenn sich dies sagen läßt, eine Ungezogenheit gegen den lieben Gott.

Eines der bekanntesten Lieder von Heine führen wir an, um es mit einem sehr ähnlichen aus Lermontoff zu vergleichen. Bei Heine heißt es:

> Sie liebten sich Beide, doch Keiner wollt' es dem Andern gestehn;
> Sie sahen sich an so feindlich und wollten vor Liebe vergehn.
> Sie trennten sich endlich und sahen sich nur zuweilen im Traum;
> Sie waren längst gestorben und wußten es selber kaum.

Bei Lermontoff:

> Sie liebten sich so zärtlich wohl manches liebe Jahr;
> Sie litten für einander und seufzten immerdar.
> Doch mieden sie sich wie Feinde an jedem dritten Orte;
> Kalt waren ihre Mienen, kurz waren ihre Worte.
> Sie mieden sich und litten in hohem Schweigen — Kaum
> Daß Einem das Bild des Andern einmal erschien im Traum.
> Da kam der Tod — sie mußten sich auch im Tode trennen
> Und konnten in jener Welt sich gar nicht wieder erkennen.

Ob Lermontoff das Buch der Lieder kannte oder nicht, ist gleichgültig. Jedenfalls spricht auch dieses Zusammentreffen für unsere Annahme, daß er mit demselben Grundübel behaftet war, an dem die Kunstdichtung, ja die gesammte Bildung seines Vaterlandes leidet.

Die Russen suchen, wie unsere großen Dichter des vorigen Jahrhunderts, ihre Vorbilder im Ausland. Die letzteren jedoch haben sich an den höchsten, ewigen Mustern, an der Bibel und den alten Griechen, herangebildet. Sie vollbrachten dies durch ernste Arbeit in einer Zeit, die keineswegs primitiv, sondern von allen Zweifeln und Verstimmungen unterwühlt war. Sollte das Gleiche nicht auch, kaum ein Jahrhundert später, den russischen Dichtern möglich sein? Puschkin und Lermontoff haben es kaum versucht, obwohl ihre Heimat Religion und Bildung aus Griechenland empfing; Schukowski's Anregung kam erst später. Aber selbst auf einer näherstehenden Zeit wählten Jene nicht etwa Shakespeare und Cervantes, Lessing und Goethe zu Führern. Nein, der Rohheit kaum entwunden, eilte die russische Dichtung mit bedenklicher Hast der Ueberkultur entgegen. Ihre Anfänge tragen das Merkmal, das bei anderen Nationen den Verfall kennzeichnet. Sie folgte einem Byron, zu einem Heine, den Dichtern der Unruhe und des Zweifels; sie schloß sich einer Richtung an, die aus den Zerklüftungen unserer überreifen, blasirten Gesellschaft emporwuchs. Mirabeau's mächtiges Wort „pourriture avant maturité" war vielleicht nie so anwendbar, als in diesem Falle.

Die Kenner der russischen Dichtung, welche dieselbe durch Uebersetzung dem Literaturfreund zugänglich machen, verdienen unseren Dank. Jeder Versuch aber, einen Lermontoff, ja einen Puschkin bei der deutschen Leserwelt als Liebling einzubürgern, muß zurückgewiesen werden. Einstweilen wäre es thöricht, den ohnehin zum Erdrücken überfüllten Karren der deutschen „allgemeinen Bildung" auch noch mit russischer Poesie zu befrachten. Unsere heimische Literatur birgt noch Curiositäten genug, die größere Aufmerksamkeit verdienen; und jedenfalls hat unser Boden noch zuviel Trieb und Lebenskraft, um solcher Dungmittel zu bedürfen. Das Naturgesetz, daß aus der Fäulniß neues Leben entsteht, hat sich im Reich des Geistes noch nicht bethätigt.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Im Ausstellungslokal des hiesigen Kunstvereins sahen wir kürzlich ein ungemein interessantes, lebensvolles Schlachtgemälde von W. Emele in München, das jedoch leider sogleich wieder verschwand. Dasselbe stellt die Schlacht bei Stockach vom 25. März 1799 dar, in welcher Erzherzog Karl über die Franzosen unter Jourdan siegte; mit vielem Glück ist der Moment erfaßt, wo der Fürst von Fürstenberg, während der Vordringens zum Thor getroffen, vom Pferde sinkt. Das Gemälde bekundet anstreitig ein ausgezeichnetes Talent für solche Darstellungen; namentlich sind die Details sehr sorgfältig und mit einem ersichtlichen Geschick durchgeführt, welches um so mehr anzuerkennen ist, da sich Emele erst seit wenigen Jahren der Kunst völlig geweihet hat. Der jetzige Fürst von Fürstenberg — der Erbe eines Hauses, aus welchem fünfzehn Glieder im Dienst des deutschen Reiches und Oesterreichs ihr Leben ließen — hat dieses treffliche Bild bereits angekauft. e.

— **Zimmermann und Burmeister.** In den letzten Wochen ist eine hochtrabende Anzeige von „Zimmermanns neuestem Werk“ mit den vertrautesten Lobphrasen als Beilage versandt worden. Der zuversichtliche Ton dieser Bekanntmachung sinnte den unkundigen Leser zu der Meinung veranlassen, der Polygraph Zimmermann sei in der That ein berühmter, auf der Höhe der Wissenschaft stehender Forscher. Dem ist aber nicht so. In seinem Buche „die Wunder der Urwelt“ hat er sich keineswegs als selbstständiger Gelehrter, vielmehr als ein Compilator erwiesen, dem es nicht an Geschmack und Gewandtheit, wohl aber an gründlichem Ernste fehlt. Dieses Werk hätte schwerlich einigen Erfolg gehabt, wenn Burmeisters „Geschichte der Schöpfung“ schon den Preis nach Deutschland nicht zurückgeführt hätte. Um diesen Verlust einigermaßen wieder darauf aufmerksam, daß von derselben kürzlich eine auch immer billiger gewordene illustrirte Ausgabe im Buchhandel erschienen ist, welche nicht bald soviel kostet als das frühere Prachtwerk und gleichwohl im wesentlichen dasselbe leistet. In Bezug auf Klare, schöne Darstellung übertrifft Professor Burmeister (der sich in den Bewegungsgründen auch als politischer Redner ausgezeichnet hat), seinen Mitbewerber nicht minder als an wissenschaftlichem Verdienst. — In der ersten Lieferung des „neuesten Werkes“ — „Traaren nicht ofen sehen gesetze“ stellt Herr Zimmermann die Vermuthung auf, die altsteuerlichen Bundesladen in der Stiftshütte dürfe wohl ein mächtiger elektrischer Apparat gewesen sein, gelaben durch die mittelst der hölzernen Säulen der Stiftshütte aufgefangenen atmosphärischen Elektricität. Er sucht dieser armseligen Hypothese durch die Geschichten vom Tode der Söhne Aarons und von der Vernichtung der Rotte Korah's Kraft zu geben. Dies erinnert an die poetische Erklärung, die ein rationalistischer Prediger seine Studenten sehr einleuchtend vom Abenteuer des Jonas mit dem Wallfisch gab; er meinte nämlich, der Prophet habe sich wohl auf seiner Reise im Gasthaus „zum Wallfisch“ festgekneipt! r.

— Der kürzlich verstorbene Friedrich Rohmer in München gehörte zu denjenigen Schriftstellern, deren jedesmaliges Auftreten gerüchtweiß angekündigt wird. Noch ehe er überhaupt Etwas geliefert hatte, schrieb August Lewald über ihn (1834): „Ein Jüngling wird erwartet in alt und Jugend, mit einer herrlichen Suada begabt und von sehr markirtem Aeußeren, ist Friedrich Rohmer. Er hat noch nichts der Oeffentlichkeit übergeben; ich hoffe aber, daß er einst von sich reden machen wird“. Ein Jahr später gab er ein Schriftchen „Anfang und Ende der Spekulation“ in deutscher und zugleich in lateinischer Sprache heraus; in diesem Werk, das nicht drei Bogen umfaßte, wollte er die Fragen des höheren Denkens gelöst haben und versicherte, er werde demnächst die gefundene Wahrheit verständlich machen. Bald nachher trat er mit einigen Streitschriften gegen das sogenannte „junge Deutschland“ und die moderne Belletristik auf. Ein anderes Mal erhob er den Anspruch, das Räthsel der politischen Parteien zu entwirren; die Formel dazu fand er, indem er die verschiedenen politischen Anschauungen mit den vier Lebensaltern verglich. Dem Radicalismus sollte die Kindheit entsprechen, dem Liberalismus die Jugend; die conservative Gesinnung wurde mit dem reiferen Mannesalter, die absolutistische mit dem Greisenalter verglichen. Sein Spiel mit vielen Vorstellungen war unterhaltend und verschaffte ihm viele Lobredner. Leider war das bedeutende Talent und die Kraft der Sprache, die er besaß, durch Charlatanismus entstellt. Er ist einer der letzten Vertreter jener literarischen Genieschaft, die, nach vielen schmerzlichen Erfahrungen Einzelner, jetzt offenbar im Erlöschen ist. Er pochte auf seinen künftigen Ruhm, aber die Leistungen blieben aus; man konnte ihm den Heine'schen Spruch entgegenhalten:

Wahre Priesen aus Genieland
Zahlen baar was sie versetzt;
Goethe, Schiller, Lessing, Wieland
Haben sie Credit begehrt.

— Vermöge über den Cordil Mobilier. Am 25. Juni kam vor dem Civiltribunal des Seine-Departements ein Proceß zwischen der Gesellschaft des Credit Mobilier und einem Herrn Gouyy zur Verhandlung. Obwohl der Gegenstand des Streites nicht bedeutend war, erregte derselbe doch die allgemeinste Theilnahme, schon des Betheiligten wegen; der berühmte legitimistische Redner Berryer führte die Sache des Herrn Gouyy. Er sprach über die genannte Gesellschaft mit seinem Ausdruck hochsinniger Entrüstung, dessen er wie kein Anderer Meister ist. Die Gegenpartei hatte seinen Clienten einen Spitzbengenannt; darauf erwidert Berryer: „Ich weiß nicht, ob Herr Gouyy in den letzten Jahren die Börse besucht hat. Aber wer ist es denn, der ihm vorwirft, gespielt zu haben? Die Gesellschaft des Credit Mobilier; das heißt, das größte Spielhaus, das in der Welt jemals dagewesen ist! Mit leeren Worten muß man sich nicht bezahlen; ich weiß, man hat ganz prächtige zur Hand: Beschäftigung der Industrie, Befreiung des Credits vom Staat, Entwickelung des Privatcredits, — ein Traum! Die Alles ist Schein; man hat nur dem Spiel einen neuen Namen gegeben, und nennt es Industrie des Credits!“

— Die verwitwete Großherzogin Stephanie von Baden ist bekanntlich die Cousine der Kaiserin Johsphine, gebört aber durch Adoption dieses Namens dem Hause Bonaparte an. Sie ist von allen Mitgliedern dieses Hauses dasjenige, welches der jetzige Kaiser am meisten hochschätzt; derselbe hat sie schon früher als eine „wahre Philosophin“ bezeichnet. Dies trifft mit einer Aeußerung der berühmten Rahel zusammen, welche einem Freunde schrieb: „Der einzige metaphysische Kopf, den ich je unter den Weibern kennen lernte, ist die Großherzogin Stephanie. Unter allen Umständen zum Denken aufgelegt und tüchtig. Unwillkürlich bin ich dem Gedanken darauf hingeleitet worden. Nur Großmuthsweise ist sie nicht immer in den höchsten, heiternden Geistesregionen, jedes Augenblick aber dahin zu versetzen“.

— In den „Tischgesprächen“ des kürzlich in hohem Alter verstorbenen englischen Dichters und Banliers Rogers, wird unter andern Eigenthümlichkeiten Byron's auch die erzählt, daß er niemals mit seiner Frau zusammengegessen habe, denn er hatte den seltsamen Tic — Frauen nicht essen sehen zu können!“ So habe es der Dichter auch abgehalten, Frau von Staël bei einem Diner kennen zu lernen, und bei Einladungen, bevor er zusage, immer erst fragen lassen: „ob auch Damen mit bei Tische sein würden?“

— Ein Criminalfall. Selten mag sich ein Gerichtshof so in Harter Versuchung gefühlt haben, einen offenkundigen Mord unbestraft zu lassen, wie in einem der Fälle, welche neuerdings die ruhige Rechtspflege in Stadt Florenz in Aufregung brachten. Ein dortiger Schuldherr zog einen Sperling, den er übermäßig liebte; auch brachte er seinen Schülern, er werde Jedem von ihnen, der seinem Liebling Etwas zu Leide thue, ohne Weiteres todtschlagen. Ein Knabe spielt mit dem Vogel und hat das Unglück, entweder aus Muthwillen oder aus Unvorsichtigkeit ihn zu tödten. Rasch entflieht er nach Hause, der Drohung des Meisters eingedenk. Dieser gibt nun das Aeußern zu verstehen, sie möchten den Jungen nur völlig unbesorgt wieder in die Schule schicken; es geschieht am folgenden Tag. Der Lehrer ruft ihn in sein Zimmer, faßt ihn rücklings und zerrig an und erwürgt ihn. Der Vater des Knaben, befragt er die Leiche sieht, läßt sein Gewehr, geht in das Haus des Schulmeisters und sagt ihm eine Kugel durch den Kopf. Er stellt sich vor Gericht.

— In Mettray, bei Tours in Frankreich, besteht seit längerer Zeit eine ländliche Besserungsanstalt für Knaben. Vor einigen Jahren hat der Menschenfreund Suringar eine ähnliche zu Ryswyk, bei Zutphen, errichtet. Die Knaben, alle früherhin dem Bettel oder selbst dem Verbrechen verfallen, leben dort zu zweit die sechzehn in eigenen kleinen Häusern, wo sie je eine Familie bilden, und zum Ackerbau oder zu ländlichen Gewerben herangezogen werden. Sie empfangen den erforderlichen Schulunterricht, namentlich auch im Singen. Als Suringar den Plan zur Gründung dieser Anstalt faßte, hielt man es in den Niederlanden für unmöglich, ohne Hülfe des Staates ein solches Unternehmen auszuführen. Allein Suringar ging persönlich einsammelnd zu Reich und Arm, zu Vornehm und Gering; von den Armen nahm er das kleinste Almosen an, von dem Reichen nur Gaben im Verhältniß zu ihrem Vermögen. Ein einziger Privatmann gab ihm sechzehntausend Gulden. So brachte er in wenniger als zwei Jahren neunzigtausend Gulden zusammen; die fürstlichen Beiträge überbeigen den Betrag von dreiundsiebentausend Gulden. So brauchte man keine Staatsunterstützung. In Holland, wie in England und Amerika, gilt der Spruch: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! (Daß er auch in Deutschland zur Geltung kommen kann, werden nach und nach unsere trefflichen Pestalozzi-Vereine erweisen, denen kein Gutbenkender sich entziehen sollte!)

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 28. Frankfurt a. M., den 12. Juli 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Der Parasitismus in der Natur. Von H. Kloß.
Die Bärtigkeit. Nach Menschen di Lovsano. Von A. Tendlau.
Staatslexicon und Staatswörterbuch. Von J. G.
Alfred Meißner's Erinnerungen an Heine.
Kobebue'sche Lustspiele und F. Hasse. Von Q. F.
Feuilleton: Die Weißfrauenkirche. — Die Briefe, von Pompart. — Der zweite Theil des Faust auf der Bühne u. s. w.
Bühnenschau: Die Royalisten.

Der Parasitismus in der Natur.

Von Hermann Kloß.

(Fortsetzung.)

Wir haben, um bei den angezogenen Beispielen zu bleiben, hier mit Culturpflanzen und einem cultivirten Thiere zu thun; es mischt sich daher noch die Zwischenfrage ein, ob nicht, wie auch schon behauptet wurde, eine Folge der Cultur vorliegt. Die Wissenschaft, welche von der Praxis des Lebens um Auskunft angerufen wird, hat sich demnach die Aufgabe zu verrinfachen und in Berücksichtigung zu nehmen, was anderweitig in der freien Natur vorgeht. Sieht man sich auf diesem großen Felde näher um, so erblickt man überall Krieg und Verheerung. Das einzelne Individuum ist Null, die Natur sorgt blos für das Erhalten der Gattung. Auf dem ganzen Erdboden sehen wir unter den unzähligen Keimen eines Thiers, einer Pflanze, nur den kleinsten Theil zur Entwickelung gelangen. Der Lebenslauf des Individuums wird in jeder Altersstufe von den Elementen, von belebten und unbelebten Feinden aller Art gewaltsam unterbrochen. Die geringere Anzahl kommt zur richtigen Entfaltung, zur möglichsten Lebensfülle, zur Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung, während die Mehrzahl den mannigfaltigen anderen Lebenserscheinungen geopfert wird. Diese Thatsache, welche nun einmal nicht wegzudemonstriren ist, hat der alte Blumenbach in seiner vor zwei Menschenaltern erschienenen Naturgeschichte mit trockenem Humor dahin abgefertigt, daß er bei der Naschhaftigkeit und Dieberei der Sperlinge als Trost hinzufügt, sie verrichten äußerdem viel schädliche Insekten; und in dem spätern Paragraphus über die Schädlichkeit der Insekten es der Philosophie des Lesers zur Erwägung unterbreitet, daß diese sehr vielen Vögeln zur Nahrung dienen. Ein mächtiger Faktor dieses bestehenden Krieges in der Luft und auf der Erde sind nun die Parasiten pflanzlicher Natur. Großentheils sind es niedrigste Algen und Pilze, die durch ihre unglaubliche Menge, man möchte sagen durch ihre Allgegenwart, ersetzen, was dem einzelnen an körperlicher Ausdehnung und Augenfälligkeit abgeht. Nicht der gewesene Organismus allein hat ihre Wirkungen zu erfahren, indem sie hier das Holzwerk eines Gebäudes binnen Jahr und Tag in eine zwischen den Fingern zerreibliche Masse verwandeln, oder dort in der Speisekammer allerlei Verdrießlichkeiten anrichten, oder gar für den Gaumen manches Feinschmeckers das nothwendige Attribut zur Schmackhaftigkeit des Obstes- und anderer Käse abgeben, oder, um auch von etwas handbaken Nützlichem zu reden, als Hefepflanze den Traubensaft zur Umwandlung in den Wein bestimmen. Nein, auch das Lebendige greift der pflanzliche Parasit an. Während der Schaden bei einigen Culturpflanzen und bei einem cultivirten Thiere direkt empfunden wird, ist es für den umsichtigen Kenner eine nicht mehr bezweifelte Thatsache, daß nach vielen anderen Seiten hin diese zerstörenden Organismen die Ursache des Siechthums und Absterbens bei vielen und vielerlei Pflanzen und auch bei Thieren sind und daß die Erscheinung weniger mit der Cultur selbst zu thun hat, die man als die Quelle alles möglichen Uebels beschuldigt.

Denn die Vernichtung beginnt in ganz umfassender Weise sogar schon bei den untersten einfachsten Lebensformen, von deren Existenz das nackte Auge kaum eine Ahnung hat. Betrachtet man z. B. den Protococcus, dessen Name die Ur- und Anfangsstufe einer organischen Form ausdrückt und dessen ganze Biographie höchst anspruchslos darin besteht, daß ein feinstes einundes Körnchen, blattgrün, von einer zarten Hülle umgeben, mit Hülfe zweier schwingenden Geißeln im Wasser munter umherrollt, unter Umständen eintrocknet, Jahre lang der Sonnenhitze ausgesetzt und wieder angefeuchtet aufs neue ins Leben kommt; dessen Fortpflanzung in der einfachsten Art darin besteht, daß sich das Ganze in 2, 4, 8, 16 Theile trennt, deren jeder selbständig auswächst und den Cyklus von neuem beginnt!

Schon diese enge Haushaltung eines kleinen Wesens, das bald dem Thierreich, bald dem Pflanzenreich zugeprochen wurde und welches der Cultur gewiß sehr entlegen ist, wird von einer schmarotzenden Alge bevvohnt, die um die Wahl noch schlichter im Bau ist, als der Wirth, dem sie sich oktroyirt, die aber an Produktionsfähigkeit denselben weit hinter sich läßt. Der Eindringling gehört in seiner Keimform zu den kleinsten Gestalten des Lebendigen und bringt es in völlig ausgewachsenem Zustand selten über die Größe von $^1/_{150}$ Linie. Er ist dann ein ovaler Hohlraum mit kurzem Hals, aus welchem der Beobachter zu passender Stunde plötzlich viele hundert glänzender Körnchen ausschlüpfen sieht, die mit einem langen Zimmerstaden verlehen in wilder Eile auseinanderstieben, um alsbald wieder bei einem harmlosen Protococcus oft in Masse einzukehren und sich in geometrischer Progression zu vermehren. Werden nun solche Protococcen, mit den ungebetenen Gästen behaftet, in ein kleines Gefäß gesetzt, wo also das Entrinnen und Ausweichen schwierig ist, so kann man mit aller Bequemlichkeit an dem Studirtische in einem Glas Wasser eine Epidemie durchschauen, die binnen weniger Tage mit dem unvermeidlichen Tode sämmtlicher Protococcen einherschreitet. Es sinkt zwar jeder Bergleich; aber sind etwa die in einem Felde zusammengesprochen Culturpflanzen in einem anderen Zustande, als um ihren Feinden ebenso gedrängt wie der Sichel und Sense des Schnitters preisgegeben zu sein?

Digitized by Google

Mit der Cultur haben die Parasiten also nur insofern zu thun, als die Pflanzen sehr gelegen für sie beieinander stehen.

Bis etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts gehörte die Beschäftigung mit den elementarsten Gestalten zu einer Gemüths- und Augenergötzung, und die ersten Pfleger dieser ursprünglich brodlosen Künste beschränkten sich in den kindlichen Entzücken der Neuheit vorzugsweise darauf, die Weisheit und Allmacht des Schöpfers auch in dem kleinsten Raume anzutreffen. Gerade wie die Goldmacher die Wiege der heutigen Chemie gestiftet haben, ohne zu ahnen, daß das spät geborne Kind auf anderem, als dem erstgesuchten Wege, in Künsten, Gewerben und Ackerbau das geschätzte Metall zu Tage bringen wird, ebenso ist aus der anfänglichen gemüthlichen Augenweide mit erbaulichen Reflexionen eine ernste recht schwierige Wissenschaft erstanden und die Kenntniß zu der Urgestaltung des Organischen angebahnt worden, an welche sich die gerechtesten Erwartungen, selbst auch schon übertriebene Forderungen fernerer Aufschlüsse über die Gesetze und Erscheinungen des Lebens knüpfen.

Doch weiter in der Sache. Es bedarf nur des Blickes wenige Stufen höher in der Reihe niedriger Pflanzen, so wird der Parasitismus ungleich mannichfaltiger und complicirter in der Erforschung. Dem Spaziergänger mögen hier und da in einem Waldbach, im freien Gewässer eines Wiesenrandes unter dem Wasserspiegel flottirende grüne Geflechte oder ein schwimmender Rasen aufgefallen sein. Wenn er sich die Mühe nimmt, ihn herauszuheben, so kann er finden, daß es Fäden wie die feinste Wolle sind. Diese Pflanzen bestehen aus langen, dünnrandigen glashellen Cylindern, angefüllt mit Blattgrün in allen Abschattirungen der Farbe. Das Blattgrün ist in Form von allerlei Sternen, Spiralbändern, Kugeln u. s. w. in einer Pracht und Mannichfaltigkeit, in einer Frische und Zartheit ausgetheilt, wie sie der Zeichner niemals wiedergegeben vermag. Indeß dem Loose des Schönen auf der Erde entgehen auch diese reizenden Gebilde nicht; sie sind ebenfalls dem Parasitismus verfallen. Dieß berührt zwar den praktischen Weinbauer oder den Rauchzächter direkt sehr wenig. Es führt aber den Beobachter zu Vergleichungen, zur Anschauung analoger Vorgänge, welche wegen der größeren Einfachheit des Objektes ihm die Arbeit ungemein erleichtern können. Nichtsbeweniger muß auch hier der Forscher mehr als blos sehen, er muß mit strenger Kritik sondern und sichten. In der haardünnen behöft durchsichtigen Röhre, wo alles sofort klar zu sein scheint, hausen bereits verschiedenerlei Wesen, von denen mitunter schwer zu sagen ist, ob sie Pflanzen oder Thiere sind, eine Entscheidung die im gewöhnlichen Leben kinderleicht, für manche der untersten Formen aber noch völlig in der Schwebe ist. Die ersten Entdecker der Fremdlinge haben diese für ein zu den Lebensvorgängen der Pflanze selbst gehöriges Phänomen gehalten. Als man sie für das erkannte, was sie wirklich sind, ohne die Entstehungsweise zu begreifen, ist man zuletzt dabei stehen geblieben, der ehedem in der Biologie eingebürgerten, und später nur schwach vertretenen Lehre von der generatio aequivoca, d. h. der Entstehung eines selbstständigen belebten Wesens aus formloser organischer Substanz, nicht ohne Ueberdruß und Verklausulirung, in diesem speciellen Vorgang ein Zugeständniß zu machen.

Durch einen glücklichen Fund, dessen Begegnung ich der beharrlichen Verfolgung verdanke, bin ich in der Lage, die Nothwendigkeit der eben gedachten Einräumung gerade für den vorliegenden Fall rundweg in Abrede stellen zu dürfen, indem ich mit aller Bestimmtheit und Zweifellosigkeit aussprechen kann, sowie auch einigen urtheilsfähigen Sachkennern den Nachweis geliefert habe, daß zwierlei dieser Parasiten direkt von außen einwandern. Der eine ist wahrscheinlich ein Thier, der andere ist entschieden eine Pflanze. Von dieser letzteren schwimmt der mit einem Schwimmsaden versehene Keim an die gesunde Pflanze heran, wirft den Faden ab und zerfließt anscheinend in einen blassen limpiden Tropfen, welcher ansen gleichgültig aufsteht in seiner Deutung bisher den Beobachtern entgangen ist. Der Tropfen sendet aus seiner elastischen Masse in die dünne Zellenwand eine weiche Spitze, die sich durch eine unmerkbar feine Oeffnung gleichsam hindurch verdaut; und nun zwängt sich der Tropfen durch die enge Lücke langsam, aber unwiderstehlich innerhalb einiger Stunden hindurch; sobald er vollends inwendig angelangt ist, sieht man keine Spur eines Durchweges mehr, da sich der Engpaß hinter ihm wieder schließt. Solcher Keimlinge begegnen dem Sucher, wenn er mit eiserner Unverdrossenheit ausgerüstet ist, bisweilen Hunderte an einem Cylinderstückchen von kaum einer Linie Länge. Die Eindringlinge sezen sich an dem unterbeß zusammengefallenen Zelleninhalt fest und nehmen sich gerade so aus, als seien sie dessen legitime Produkte selber. Nach einiger Zeit ist der Zelleninhalt verschwunden, dagegen schwärmt in hundertfältiger Vermehrung die neue Generation aus der geräderten Zelle heraus, deren unmittelbare Wandnachbarn sich gleichwohl bei vortrefflicher Gesundheit befinden können. Man muß in der That die Sache vom Beginn an gesehen haben, um in den mittleren Stadien klar darüber zu bleiben, was der Oekonomie der Pflanze, was dem Schmarotzer angehört, und wer eigentlich der rechtmäßige Herr im Hause ist. Auf der in Umlauf gesetzten Zeichnung sind die Hauptmomente einer Erscheinung abgebildet, bei der es die Ironie des Zufalls mit sich brachte, daß sie gerade an einer einzelligen Alge (Chytridium endogenum) sich herausstellte, deren Speciesname nichts anders besagt, als daß sie innerhalb der bequartirten Zelle entstanden sei, also gerade an einer solchen Species, welcher dieser Name am allerwenigsten zukommt.

Eine einzige solche Thatsache, deren ausführlichere Veröffentlichung vorbehalten ist, scheint eine größere Zukunft auf praktische Anerkennung zu haben, als ein Dutzend neuer Vorschriften, wie die Kartoffelstaude zu haden und zu häufeln und wie der Weinstock zu biegen und zu schneiden sei, um ihn gegen die Krankheit zu schirmen. Denn wenn es einmal feststeht, daß ein parasitischer Keim sich auf einer gesunden Pflanzenzelle von außen her ansiedeln und ohne Hinterlassung einer sichtbaren Oeffnung eindringen kann, um in dem Inneren zur Entwicklung und Fructification zu gelangen, so ist einerseits die Wissenschaft der Zulässigkeit einer antiquirten Hypothese überhoben und es sind andererseits für den praktischen Standpunkt wenigstens die Wege bezeichnet, auf welchen man nicht zu dem bewachten Ziele gelangt, sondern nur ins Blaue hinein einem Irrlichte folgt.

Jedenfalls geht aus dieser Darstellung hervor, daß die elementärsten Vorfragen eben kaum spruchreif sind, und daß es noch eine vermessene Forderung an die Wissenschaft ist, bei hochorganisirten und überdieß Culturpflanzen beantworten zu sollen, was bei den einfachsten Gewächsen schon so bedeutende Schwierigkeiten bietet.

Nun aber noch mehr. Auch der Thierkörper ist in größerem Umfange, als allgemein bekannt, für vegetabilische Parasiten der Sitz und die Keimstätte und der Schauplatz der gründlichsten Vertilgung. Glücklicherweise ist es noch Niemanden eingefallen, die gewöhnliche Stubenfliege zu Zwecken der Industrie zu verwerthen, sonst würden wir, wie von dem Abwerden des Seidenwurmes, noch vielmehr von der Fliegenkrankheit zu hören bekommen. Die unbequemen Mitbewohner unserer Häuser haben außer ihren zahlreichen fliegenden Feinden auch noch kriechende, die dem Pflanzenreich angehören und in ihrem Leibe eine Colonie bilden, welche zuletzt keinen Platz mehr darin hat. Im Herbste, noch ehe die Erstarrung durch die kältere Jahreszeit eingetreten ist, sieht man einzelne Fliegen unabhänderlich an einer Stelle an der Wand, an der Fensterscheide sitzen. Beim Herzutreten gewahrt man, daß sie todt sind, und ein äußerst zarter Staubanflug einen kleinen Umkreis um die Anhaftungsstelle bildet. Es sind dieß die Keime eines Pilzes, die innerhalb des Körpers zur Entwickelung gekommen, endlich herausgewachsen sind, und durch die Schleuderkraft der trockenden Fädchen in die Umgebung zerstreut wurden. Hier warten sie wahr-

Digitized by Google

scheinlich auf die nächstjährige noch nicht einmal geborene Fliegengeneration, um dortselbst im Laufe des Sommers einzuwandern und im folgenden Herbst eine unsehlbar tödliche Epidemie für den größten Theil derjenigen zu wiederholen, die von den Schwalben und anderen gefiederten Jägern unverricht geblieben sind. Ob und wie weit dieser Witz mit demjenigen der Seidenraupe identisch oder verwandt ist, darüber haben sich die mit der Sache vertrauten Botaniker eine neue Revision vorbehalten.

(Schluß folgt.)

Die Bürgschaft.

(Nach Menachem di Lonsano, von A. Teodion.)

Menachem di Lonsano (Jellinek, in seiner Ausgabe des Máarich, Leipzig 1853, hält wohl mit Recht Lonsano für gleichbedeutend mit Longano, dem Hafen in Messenien, da die sefardischen Juden nach portugiesischer Mundart das g oft wie unser soh aussprachen und dieses durch den Buchstaben sájin bezeichnen), ein fruchtbarer Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, Grammatiker, Kritiker und zugleich Dichter, wohnte zu Jerusalem, ließ aber aus Liebe zur Wissenschaft Frau und Kinder daselbst in Noth zurück und wanderte nach Venedig, um wo möglich sein in mehrere kleine Werke zerfallendes Sammelwerk Sch'to jadoth durch den Druck zu veröffentlichen. Dieses höchst selten gewordene Buch erschien, aber nur zum Theil, Venedig 1618; einen Theil desselben bildet eben der Máarich, der sich mit der Erklärung der Fremdwörter in den Talmuden und den Midraschim beschäftigt. Menachem di Lonsano war hierzu wohl geeignet; neben dem Besitze vieler seltenen Handschriften, besonders von Midraschim, war er ausgerüstet mit der Kenntniß des Aramäischen, Arabischen, Türkischen, Griechischen, Lateinischen, Spanischen, Italiänischen und Französischen. Er selbst sagt von sich in seiner Vorrede zum Máarich: „Von Jugend auf hat mich der Schmerz großgezogen; denn Vater und Mutter haben mich in der äußersten Entblößung, nackt und leer, verlassen und ich wanderte unstät und flüchtig umher nach Brod, von einem Ende des Himmels bis zum anderen. Weil es aber kein Uebel gibt, dem nicht anderseits einiges Gute beigemischt wäre, so habe auch ich durch meine schweren und leidvollen Wanderungen wenigstens den Gewinn gehabt, daß ich die Sprachen vieler Völker und besonders das Arabische und Griechische, die so nothwendig sind zum Verständniß der Midraschim, mir angeeignet habe, so daß ich fähig bin, eine sichere und bestimmte Erklärung zu geben, seine vermuthliche, vermeintliche". — Am Ende des Máarich nun befinden sich auch zweiundvierzig kleinere und größere Erzählungen in chaldäischer und hebräischer Sprache, theils mit, theils ohne Quellenangabe; zuweilen auch mit Bezug auf einen handschriftlichen Midrasch im Besitze des Verfassers. Die letzte Erzählung enthält die hier wörtlich wiedergegebene Bürgschaft in reinem, schönem, biblischem Hebräisch.

Es liebten sich einmal zwei Männer mit einer innigen, wunderbaren Liebe, so daß die Seele des Einen mit der Seele des Anderen verknüpft war. Der vielen Kriege wegen aber, die ausgebrochen waren, sahen sie sich genöthigt, sich zu trennen, und so wohnten sie in zwei verschiedenen Königreichen. Eines Tages nun kam der Eine in die Stadt des Anderen. Es ward dem König berichtet, und da Dieser ihn für einen Spion hielt, der aus der Stadt seines Feindes gekommen, so befahl er, ihn hinzurichten. Als der Mann sah, daß sein Verderben vom König aus beschlossen sei, eilte er vor den König, warf sich vor demselben nieder und weinte und flehte, der König möchte ihm nur eine Gnade erweisen.

„Und worin soll diese bestehen?" frug der König.

„Mein Herr und König," antwortete der Mann, „ich bin ein bedeutender Kaufmann und habe den größten Theil meiner Waaren Leuten auf Vertrauen gegeben und Nichts darüber aufgeschrieben, und meine Frau und meine Kinder wissen Nichts davon. Sterbe ich nun und theile ihnen nicht zuvor Etwas davon mit und schreibe Nichts auf über die Käufer, so verfallen sie der bittersten Armuth. O laß mich hingehen und Dieses nur vollziehen; ich kehre dann zu Dir zurück."

„Und wer bürgt mir dafür", sagte der König, „daß Du zurückkehrst?"

„Mein Herr und König", antwortete der Mann, „ich habe einen Freund hier wohnen, hier in Deiner Stadt; er leiste Bürgschaft für mich."

Der König ließ den Freund kommen und sagte zu ihm: „Willst Du für ihn bürgen, so daß Du, wenn er zur Zeit, die ich ihm bestimmen werde, nicht zurückkehrt, für ihn stirbst?"

„Ich will es, mein Herr und König", sagte der Freund, „ich bürge für ihn, Seele für Seele".

„Bei meinem Leben", sprach der König zu sich, „ich muß doch sehen, ob so was geschieht".

Der König gab dem Manne sogleich die Erlaubniß heimzureisen und bestimmte ihm einen Monat für seine Abwesenheit. —

Am letzten Tage des Monats harrte der König den ganzen Tag, ob der Mann zurückkommen werde. Schon war die Sonne ihrem Untergange nahe, noch war der Mann nicht zurück. Da befahl der König, den Freund aus dem Gefängniß zu führen und ihn zu enthaupten. Sogleich holte man ihn aus dem Gefängnisse, führte ihn auf den Marktplatz der Stadt und setzte ihm das Schwert an den Hals, — da durchdrang die Stadt der gewaltige Ruf „der Mann kommt!"

Der Mann kam und sah seinen Freund zu Boden knien, bereit, den Todesstreich zu empfangen. Da eilte er hinzu, hob ihn von dem Boden auf und ergriff das Schwert, um es sich an den Hals zu setzen. Aber auch der Freund that so, und so hielten Beide das Schwert fest ergriffen und Jeder rief: „Mir kommt es zu, zu sterben!"

Als der König von diesem wunderbaren Streit hörte, erstaunte er hierüber noch mehr als über das Frühere, und er befahl, das Schwert aus Beider Hand zu nehmen, und ließ sie vor sich kommen, begnadigte sie und beschenkte sie reichlich und sprach zu ihnen: „Ich sehe, wie mächtig die Liebe zwischen Euch ist, so faßt mich denn, ich bitte Euch darum, den dritten zu Euch sein!" Und sie waren von dem Tage an und immer Freunde und Genossen des Königs.

Darum auch sagen unsere Weisen: „Erwirb Dir einen Freund!"

Anmerkung der Redaction. Schiller hat den Stoff zu seiner „Bürgschaft" aus dem sogenannten Fabelbuch (liber fabularum) des Hyginus entnommen. Letzterer war zur Zeit des Augustus Vorsteher der Palatinischen Bibliothek; doch ist das erwähnte Werk späteren Ursprungs. In demselben heißen die beiden Freunde Möros und Selinuntios; von den Hindernissen, die sich dem Ersteren bei seiner Rückkehr entgegenstellen, ist nur der ausgetretene Strom erwähnt. Den Ueberfall der Räuber und den Durst hat Schiller hinzu gedichtet. Mit diesem dritten Motive war Goethe unzufrieden; er fand es nicht wahrscheinlich, daß ein Mensch mit durchnäßten Kleidern dem Verschmachten so nahe sein sollte; doch wußte er kein besseres Mittel anzugeben, um die Dreizahl herzustellen. Von rationalistischer Seite wurde getadelt, daß die Quelle dem Anschein nach erst auf das Gebet des Möros entstanden sei und daß Schiller demnach sich der Einflechtung eines Wunders schuldig mache. — Valerius Maximus, der unter Tiberius lebte, erzählt in seinen „Denkwürdigen Reden und Handlungen" dieselbe Begebenheit, doch nennt er die beiden Männer „Damon und Pythias". Diese Aufschrift wollte auch Schiller in einer neuen Prachtausgabe seiner Gedichte (die nie zu Stande kam) der Ballade geben.

Digitized by Google

Einige Schriftsteller heben die Geschichte als einen Beweis der Treue hervor, mit welcher die Mitglieder des Pythagoräerbundes ihrer Ordenspflicht nachkamen. Damon und Phintias (Pythias) gehörten Beide demselben an; sie waren demnach verbunden, in ihrem Leben eine idealische Sittlichkeit darzustellen, namentlich aber, in jeder Fährlichkeit ohne Weiteres Einer für den Anderen einzutreten.

Schiller hat nicht nur den Herzang der Fabel verändert, sondern ihr einen anderen geistigen Gehalt verliehen, indem er statt der Freundes- oder Bundestreue vielmehr den durch hochstittliche Pflichtübung beschämten Menschenhaß zum Kern der Handlung machte. Der Tyrann hat sich daran gewöhnt, alles Reden von Tugend und vom Festhalten der Grundsätze in leere Phrasen aufgehen zu sehen; denjenigen Männern aber, die für ihr moralisches Princip durch die That einstehen, bietet er sich als Genossen an. Dies ist nicht so folgewidrig wie manche Erklärer meinen; fassen sie doch mit allem Vortreichthum das Gedicht nicht tiefer auf als unsere Schulkinder, denen man vorzeitig die Balladen von Schiller eintrichtern.

Staatslexicon und Staatswörterbuch.*)

Das Staatslexicon von Rotteck und Welcker erscheint im Jahre 1856 in dritter Auflage!

Diese an sich schon beachtenswerthe Thatsache darf Niemand vornehm ignoriren, der die leitbewegenden Ideen in ihrem Wirken verfolgen will. Es steht Jedem frei, sie je nach seiner politischen Parteistellung, wenn er unter den jetzigen Verhältnissen noch eine solche einnehmen zu können glaubt, freudig zu begrüßen, mitleidig zu belächeln oder ergrimmt dagegen zu eifern, aber als zur Signatur der Zeit gehörig muß sie beherzigt werden. Die faktische Bedeutsamkeit des Werkes wird von Niemanden geleugnet. Gerade Diejenigen, die es in wissenschaftlicher Hinsicht am niedrigsten stellen, sind es ja zum Theil, welche die Bewegungen der vierziger Jahre ihm zur Last legen und also seine Bedeutung am unmäßigsten überschätzen. Wir wollen hier zwischen den entgegengesetzten Meinungen nicht entscheiden, auch nicht über den wissenschaftlichen Werth des Werkes. Die Ansichten darüber stehen fest bei allen Denjenigen, die berechtigt sind oder zu sein glauben, darüber eine Ansicht zu haben, mögen sie die Leistungen der Verfasser in ihrer zwar oft rhetorisch weitschweifigen, aber klaren Verständlichkeit für untrügliche Orakel oder aus dem nämlichen Grunde für seichte Reden halten. Wir wissen nicht, ob wir es als ein Glück oder ein Unglück, als eine Ehre oder eine Unehre für das Staatslexicon bezeichnen sollen, daß die darüber gefällten Urtheile sich meist nur auf den beiden Extremen bewegen.

Die reactionären Gegner des Staatslexicons sind es, die jetzt das große Wort führen; denn bekanntlich hat das Staatslexicon auch revolutionäre Anfeindungen zu erdulden gehabt. Jene stellen daran aus, daß es mit einigen Sätzen und Kategorien wie „Rechtsstaat, Garantieen der Freiheitsrechte, Selbstbestimmung des Individuums“ u. s. w., mit einem Worte, wie man sich auch schon ausgedrückt hat, am Gängelbande der schlecht verhüllten oder verwässerten kantischen Rechtslehre das ganze gesellschaftliche Leben als ein Rechenexempel behandle. Aber ehe die Tadler sich dessen versehen, gerathen sie in denselben mit Recht oder Unrecht gerügten Fehler, nur mit dem Unterschiede, daß sie an die Stelle jener logischen Kategorien, Conceptionen anderer Art, wie „organische Entwickelung, physiologische Elemente der Gesellschaft, historische Basis“ u. s. w. treten lassen, die ihnen unter der Hand sich ebenfalls zu feststehenden Kategorien umgestalten. Zur Prüfung der letzteren fehlen aber die Kriterien noch mehr wie vorn, und wo es auf praktische Verwendbarkeit ankommt, lassen sie uns noch weit rathloser. Und auf einmal stehen die Herren da, als das, was sie andere so leichtsinnig schelten durften, als Doktrinäre, — mögen sie sich dagegen verwahren, wie sie wollen.

Auch der Schiffbruch des constitutionellen Systems in den letzten Jahrzehnden und die angeblich dadurch bewiesene politische Unfähigkeit seiner Bekenner beweist Nichts gegen die Lehren des Staatslexicons. Was diese Unfähigkeit betrifft, so dürfte man zugeben, daß die Guizot, Thiers, Barrot, die Binde, Gervinus, Gagern wirklich ausgemachte „Thoren oder Strohmänner“ gewesen wären, ohne damit weder für noch gegen irgend ein politisches System Beweise zu bringen. Ansichten und Lehrsätze, wären sie noch so unumstößlich richtig, machen noch keinen Staatsmann und wahrscheinlich würden Richelieu und Cromwell, Perikles und Cäsar, der venetianische Senat und Mirabeau vor einem Professor der historischen Schul- und Autoritätspolitik ihr Examen nicht besser als vor Rotteck und Welcker bestehen. Ob die Tadler selbst, wenn sie in der Lage wären, die aus den Fugen gerissene Staatsordnung, die Eruptionen menschlicher Leidenschaft, mit einem Worte das Chaos zu organisiren, mit ihrem Systeme besser vom Flecke kommen würden, als Diejenigen, welche es 1848 nicht vermocht? Auf diese Frage werden sie wohl nicht gern antworten wollen. Dem Schiffbruch des constitutionellen Systems ist ja auch der alter andern Systeme auf dem Fuße gefolgt! Denn ein politisches System regiert nur, wo politische Ideen herrschen. Wo lediglich die materielle Gewalt herrscht und die Massen systematisch von oben herab angetrieben werden, im Jagen nach materiellem Gewinn, nach Brod und Lirenssen alle politischen Ideen wüste zu verlumpen, da herrscht wohl ein System, aber es verdient nicht den Namen eines politischen. Und da die politischen Ideen doch früher oder später wieder erwachen müssen, so bleibt Nichts übrig, als ein Leben von Hand zu Mund, der sociale Bankrott!

Nicht die eigentlichen Reaktionäre allein sind es, welche durch das wieder auferstandene Staatslexicon überrascht sein müssen. Denn zu diesen dürfen wir die Männer nicht zählen, die sich mit Bluntschli zur Herausgabe des neuen Staatswörterbuchs verbunden haben. Letzteres war nach Inhalt, Anlage und Form offenbar dazu bestimmt, wenn auch nur mit der Rechtswohlthat des Inventars die Erbschaft des heimgegangenen Staatslexicons und seiner Partei zu übernehmen. Aber der Todtgeglaubte war nur verschollen und tritt leibhaftig auf, umgearbeitet, verbessert und vermehrt, um wieder Besitz zu ergreifen von dem früher innegehabten Terrain. Schon der Umstand, daß eine buchhändlerische Firma, welche die Bedürfnisse des Publikums in Betreff lexicalischer Werke besser als irgend eine andere kennen muß und von welcher anzunehmen ist, daß sie neben dem pecuniären Gewinn auch die Würde des buchhändlerischen Berufs im Auge hat, zu Gevatter steht, läßt uns vermuthen, daß das Staatslexicon sich gegen den jungen, kräftigen Concurrenten im Besitz erhalten wird. Was das Staatslexicon und das Staatswörterbuch trennt, — welche, wie bemerkt, beide denselben Stoff in gleicher Form behandeln, — liegt wesentlich in der Betrachtungsweise, weit weniger in der Tendenz und faßt gar nicht in den Resultaten. Welcker ist in allen praktischen Fragen, so lange sie in theoretischen Sätzen behandelt werden können, stets ein Repräsentant des justo milieu. Bluntschli hat sich den ganzen Gedankenapparat der verschiedenen Fraktionen der rechten Seite zu eigen gemacht und originell verarbeitet; er hat aber im Kopf auch noch Platz für andere Ideen und die Resultate beider Richtungen werden sich fast allenthalben begegnen. Als Bei-

*) Das Staatslexicon; Encyclopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände, von Karl v. Rotteck und Karl Welcker. Dritte umgearbeitete, vorbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von Karl Welcker. Leipzig F. A. Brockhaus 1856. — Deutsches Staatswörterbuch, in Verbindung mit deutschen Gelehrten herausgegeben von Dr. J. C. Bluntschli; Stuttgart und Leipzig 1856. Expedition des Staatswörterbuchs.

Digitized by Google

spiel führen wir nur die Artikel **Absolutismus** und **absolute Gewalt** an. Nur die Betrachtungs- und Darstellungsweise ist grundverschieden. Unzählig sind allerdings im Staatslexicon die Artikel, welche, genau betrachtet, am Ende nur die Paraphase eines und des nämlichen Gedankens sind. Aber wer wollte einem Manne die Achtung versagen, dessen ganzes Leben als das Priesterthum einer Idee erscheint? Wer sieht nicht ein, daß es heutzutage gerade an solchen Charakteren fehlt und wer wollte, wo er sie findet, die davon unzertrennliche Zuthat von Einseitigkeit nicht gerne mit in Kauf nehmen; einer Einseitigkeit, welche allein im Stande ist, den Menschen mit einer gewissen Entschiedenheit des Urtheils da auszurüsten, wo sie Noth thut?

Diese Einseitigkeit ist Blumschli's Fehler oder Vorzug nicht. Die Arbeiten des Staatswörterbuchs werden sich auch jedenfalls vor denen des Staatslexicons durch lebendigere, geistreichere Darstellung, gröberen Reichthum des faktischen Materials und Kürze auszeichnen, wenn nicht Herr Welcker schon in den ersten Heften das hier Geleistete erkennen und sich bestreben sollte, nach dieser Richtung hin den Bedürfnissen der Leser gerecht zu werden. Auch wirft die Vergleichung vielleicht mit auf zweckmäßigere Ausdwahl der Artikel. Aber die staatsmännische Praxis, deren Herr Blumschli sich rühmt, und die wir ihm deshalb nicht zum Vorwurf machen mögen, weil auch sie, bei weit weniger stürmischem Wetter, mit einem Schiffbruch geendet hat; die ihm eigene Gabe, in dem modernen Rechtsleben Keime kräftiger Neugestaltung zu erblicken; ferner das Verdienst, das er sich dadurch um die historische Schule erworben, die Brotterwand, mit welcher dieselbe die Geschichte der Vergangenheit von der der Gegenwart getrennt, umgestürzt zu haben: — Alles das genügt nicht zur populären Wirksamkeit. Nur zu oft überwuchert die Gabe geistreicher Auffassung bei Herrn Blumschli in gewagten Analogieen, die er, einmal erfaßt, nicht wieder losläßt und bei deren Verfolgung seine Phantasie und intellectuelle Regsamkeit ihm nur allzuwillige Dienste leisten. Die Vielseitigkeit seines Urtheils läßt ihn nach jeder Seite hin das Richtige erkennen, theilweise sogar mit besseren Gründen, als diejenigen, welche mit ganzem Leibe dieselbe oder jenseits, links oder rechts stehen. Eben das läßt ihn aber auch selten zu einem entschiedenen Urtheile kommen. Ein solches Beispiel kann bei Personen von höherer Bildungsstufe von Nutzen sein, weil hier ein ehrlicher bescheidener Mißtrauen in die eigene Meinung der Prüfstein der Wahrheitsliebe und die Brücke zur Erkenntniß der Wahrheit ist. Bei der Masse dagegen führt es nothwendig zur Sucht, sich in ähnlichen geistreichen Sprüngen zu versuchen, zur Blasirtheit in der Anschauungsweise, zum Gefallen an geistigem Haut-gout, zur Verwechselung witziger Redensarten mit der soliden Wahrheit. Und dies ist, da hier Bücher zu populärer Belehrung bestimmt zur Sprache kommen, verderblicher als der andere Abweg, auf welchen das concurrirende Staatslexicon leiten kann, nämlich starres und beschränktes Festhalten bestimmter Lehrsätze als feststehender Formeln für die Betrachtung menschlicher Dinge. Letzteres hemmt nur die Entwickelung der lebendigeren Erkenntniß, ersteres führt zur Verstümmelung des Denkvermögens überhaupt und selbst der Charaktere.

Sollen wir unsere ganze Meinung sagen, so wagen wir zu behaupten, daß der Stoff beider Wörterbücher dermalen *) kaum noch in den Bereich populärer Behandlung gezogen werden kann. Die politische Bildung, deren die bildungsfähige Masse einer Nation bedarf und theilhaftig zu werden vermag, kann nur eine praktische, durch das öffentliche Leben selbst erworbene sein. Die populäre Doktrin kann ergänzend, aufklärend, erläuternd gute Dienste leisten. Wo das öffentliche Leben als Bildungsschule für die Nation fehlt, wird die bloße Lehre gerade bessere Gemüther leicht zu einem unpraktischen Idealismus führen, der in der Zeit des Handelns zu handeln nicht vermag.

J. C.

*) Wir reden hier nur von denjenigen Artikeln, die sich mit Fragen der Politik im engern Sinne befassen. Auf die historischen, geographischen, statistischen und selbst nationalwirthschaftlichen Artikel ist unsere Bemerkung nicht bezüglich. Ohne die eigentlich politischen Artikel wäre aber allerdings das Staatslexicon kein Staatslexicon und das Staatswörterbuch kein Staatswörterbuch mehr.

Alfred Meißner's Erinnerungen an Heine *).

Alfred Meißner findet sich durch vieljährige Bekanntschaft mit Heine und durch einen siebenjährigen Briefwechsel mit dem Dichter in den Stand gesetzt, einen Beitrag zur Kenntniß und Würdigung desselben zu liefern. Insofern er dem Titel treu bleibt und seine eigenen Erinnerungen, verständig geordnet, wiedergibt, hat er manches Anziehende geboten. Wenn er aber glaubt, sein Werk sei „zum Mindesten" ein Versuch, Heine's Charakter in seinen Widersprüchen zu enträthseln, so täuscht er sich, indem er für die Lösung dieser Aufgabe viel zu rasch und allgemein verfährt. Der Verfasser macht die auffallende Bemerkung, nach Heine's Tod sei eine literarische Grabrede unterblieben. Hieraus ergibt sich höchstens, daß er die in Mittheilungen Anderer nicht benutzt hat; denn von der Allgemeinen Zeitung bis zum kleinsten Provinzblättchen hat fast jedes deutsche Journal Zeichen der Theilnahme gebracht, ja viele dieser Artikel schwollen zu Abhandlungen an; auch Frankreich und England blieben nicht zurück.

Meißner lernte den Dichter im Februar 1847 kennen; er beschreibt dessen Aeußeres allzu günstig, denn wenn man auch die frühere Schönheit der Züge noch erkannte, so war doch Heine durch Embonpoint und schlaffe Haltung entstellt. Der Verfasser spricht das ziemlich wohlfeile aus einer ernsten Angabe hervorgegangene Wortspiel nach, daß Heine, am 1. Januar 1800 geboren, einer der ersten Männer des Jahrhunderts sei. Er beschreibt des Dichters Wohnung im Faubourg Poissonière, sowie die Personen seines nächsten Umgangs. Einige derselben, wie z. B. Benedey und Ludwig Wihl, hätte er gerade nennen können; über den Dichter der „weiblichen Schwalben" wird er Niemanden täuschen, wenn auch der Leser durch Verdrehung einer bekannten Doppel-Anekdote irre geführt wird. Interessant ist die Erwähnung jenes Gerard de Nerval, der Heine'n bei der Uebersetzung seiner Lieder in's Französische behülflich war; er endete später durch Selbstmord. Am 7. April des Jahres 1847 wohnte Meißner in Heine's Gesellschaft jenem socialistischen Bankett im Saal Valentino bei, das zum Andenken an Fouriers Sterbetag alljährlich gehalten wurde und einem Gottesdienst nicht unähnlich war. Der Dichter machte ihn mit Proudhon bekannt, von dem er sagte, er sei trotz seiner blauen Brille nicht ein Mensch, sondern das zerstörende Princip selbst, zum Ueberfluß beworzugt mit der Darstellungsgabe eines Dichters.

Heine's Aufenthalt in Montmorency gibt Veranlassung, einige Besucher zu schildern, namentlich auch die berühmte Rachel, die hier ziemlich unliebenswürdig erscheint; sie erzählt vom Verkauf ihrer Möbel, für welche sich die Engländer in fabelhaften Preisen überboten hätten; auch hat sie später das muthmaßende Schauspiel einer Auction mehrmals aufgeführt. Eine etwas gezwungene Parallele zwischen den beiden großen Bewohnern von Montmorency, Heine und Rousseau, beschließt diesen Abschnitt.

Im Jahr 1849 findet Meißner den Dichter wieder, diesmal in der Rue d'Amsterdam, krank, mit gesunkenem Augenlied und gelähmten Nerven, in welcher Lage er noch sieben Leidensjahre verbringen sollte. Die eingeflochtene Erzählung von Heine's letztem Ausgang klingt sehr dichterisch; halbgelähmt, halb erblindet, soll er noch in das Louvre gegangen und beim Anblick der melischen Venus zusammengesunken sein; „bewegt, durchschnitten, fast entseelt, tummelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel, und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen herunter".

*) Heinrich Heine. Erinnerungen von A. Meißner. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1856.

Digitized by Google

Eine Reihe von Gesprächen betrifft Heine's Stellung zur Religion, insbesondere zum Judenthum. Die eigenthümliche Weise des Dichters, die Gemeinde, der er durch Geburt angehörte, in einem Athem zu rühmen und zu verspotten, ist sehr gut wiedergegeben. Die vielbesprochene Bekehrung behandelt Meißner ziemlich leicht: des Dichters Trost lautete: „Dieu me pardonnera; c'est son métier;“ eine Aeußerung, bei der es, wie bei vielen Heine'schen Sprüchen, einzig auf Stimmung und Auffassung ankommt, ob man sie frivol oder tief und edel finden will. — Ausführlicher geht der Verfasser auf die Streitigkeiten um das Andenken Börne's ein; er mißbilligt mit Recht die Art, wie die vielgenannte Freundin des Letzteren den Krieg gegen Heine geführt hat. Seinen Besuch bei der Familie Strauß in Auteuil beschreibt er mit unnöthiger Breite und nicht ohne gesuchten Effect; schließlich gibt er zu erkennen, wie sehr ihn die fortgesetzte Trauer jener Dame um ihren berühmten Freund gerührt habe. Meißner glaubt zu wissen, daß Heine in späteren Jahren viel darum gegeben hätte, wenn er das Buch über Börne nicht geschrieben. Man hat über diesen Punkt von dem Dichter Aeußerungen ganz entgegengesetzter Art; er bezeichnete das fragliche Werk als eines seiner besten; er nannte es eine Rettung Goethe's, ein ewiges Denkzeichen gegenüber den auf ihren engen Geschichtskreis stolzen Fanatikern. Hiermit stimmt recht wohl die folgende Aeußerung an Meißner: „Goethe war ein kluger Mann; er hatte gewiß manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete sich wohl, irgend eines auszusprechen, um nicht die Begeisterung einer ganzen Zeit gegen sich zu kehren.“

Die Berichte über Heine's letzte Zeit und über sein Hinscheiden sind lesenswerth. Meißner bemerkt, das lange Leiden habe Stimmungen bei dem Dichter hervorgebracht, Töne aus seiner Lyra entlockt, wie sie die deutsche Lyrik noch nicht gehört; es habe die auf sich selbst beruhende Macht des in ihm liegenden Geistes siegreich entfaltet. Er führt ein längeres, noch ungedrucktes Gedicht an, welches jenen Lieblingsgedanken Heine's, die Parallele des Judaismus mit dem Hellenismus, behandelt und zwar mit Anknüpfung an ein bei ihm oft wiederkehrendes Motiv, die wilde Jagd der Herodias und der Diana. Einige Verse an eine Dame, die dem Dichter ihr Mitgefühl bezeigt hatte, sind von ergreifender Schönheit und können Jeden, der mit und der paradoxen Meinung ist, daß Heine's Lyrik bis an sein Ende formvahrend an Kraft und Bedeutung gewonnen habe, in derselben bestärken.

Selbst dich ergreift ein Mitgefühl;
Dich, die in meines Lebens Bildniß
So schwelgend standest, wie ein Bildniß,
So marmorschön und marmorkühl.

O Gott, wie muß ich elend sein!
Denn sie fogar beginnt zu frrechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen;
Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich sah!
Auch du erbarm dich mein und fremde
Die Ruhe mir, o Gott, und rube
Die schreckliche Tragödie.

Die Schilderung von Heine's Charakter und ganzem Wesen ist noch nie so vortheilhaft ausgefallen, wie bei Meißner. Wir tadeln dies um so weniger, als die Hervorhebung seiner sittlichen Schwächen von zahlreichen Feinden, am erfolgreichsten von ihm selbst übernommen wurde. Folgender Ausspruch jedoch wird kaum bei Heine's nächsten Anhängern Zustimmung finden: „Wenn er in seinem Wintermärchen sagt, seine Seele sei rein und keusch, wie das Feuer,— so ist es ihm zu glauben.“ Diesem Lob hätte wohl Heine selbst widersprochen, wenn er auch gewiß besser war als Viele, die ihre Gemeinheit geschichter zu verbergen wußten und ihm gegenüber als Tugendprahler auftraten. Uebrigens hebt Meißner mit Takt, Schonung und wahrer Freundschaft diejenigen Verhältnisse hervor, die den Dichter im schönsten Lichte zeigen. Vor Allem die innige, nicht wortreiche, aber ächte Ergebenheit gegen die ihn überlebende Mutter, „die alte Frau, die Gott erhalte!“ Er schrieb ihr bis zu seinem Ende einmal in jedem Monat, oder ließ ihr vielmehr durch seinen Sekretär schreiben; daß er selbst nur die Unterschrift vollzog, wurde mit einem langwierigen Augenübel entschuldigt. Sie ließ keine Zeitungen, ebenso wenig die alten, sie besuchenden Freunde; und so hat sie von ihres Sohnes Krankheitsqualen und Agonie Nichts erfahren. Die Hingebung, deren Heine für seine Freunde fähig war, bleibt nicht ungerühmt; auch sonst findet sich Manches, das seiner Zeit in diesen Blättern (Nr. 16, 19. April 1856) zu des Dichters Gunsten angeführt wurde, bestätigt. Seine Gemahlin, Crescenz Mathilde Mirat, eine verständige, gutmüthige Natur, hatte schon eine Zeitlang bei ihm gelebt, bevor die Trauung vollzogen wurde; dieß geschah erst kurz vor dem bekannten Zweikampfe mit Herrn Strauß *). Heine war ihr von Herzen ergeben; er sah es besonders gern, daß sie sich nett, ja mit einigem Glanze kleidete, und ließ sie ebenso ungestört vor ihrem Crucifix beten, als mit ihrem grünen Pfittich plaudern. Daß Heine die Nothleidenden ohne Rücksicht auf ihre politische Denkweise oft über das Maß seiner Mittel hinaus unterstützte, gereicht ihm zu besonderem Lob; er motivirte seine wohlthätigen Handlungen wohl mit dem Scherz, daß er manchmal eine Bistenkarte bei dem lieben Gott abgeben wolle.

Wenn man über Heine spricht, so geht es ohne Erzählung witziger Aussprüche nicht leicht ab; wir führen aus dem vorliegenden Buch nur eine ganz heillose Bemerkung über Meyerbeer an; derselbe, heißt es, ist unsterblich, nämlich so lang er lebt, und noch ein paar Jahre länger; denn für diese hat er vorausbezahlt!

Einiges hat der Verfasser von seinem eigenen Humor hinzugethan, namentlich, was den Schwalbenvater Feibisch betrifft; er verweilt etwas lange bei diesem hochsinnigen Lyriker, und viel zu lange bei dessen dickem Oberrock und zerbrochenem Chapeau Gibus, „dessen obere Hälfte beim Gehen schwankt, als ob sie auf Zitternadeln stünde“. —

Die vorliegenden „Erinnerungen“ sind dem Styl nach einfacher und gefälliger als die früheren Prosaschriften Meißners. Nur wenige Stellen sind durch erkünstelte Gedankenleere oder durch forcirten Ausdruck verunstaltet. Zu diesen gehört eine schwülstige Betrachtung S. 61 über die verjüngende Kraft der Phantasie, über den Flug, der auf den Dichtern im Allgemeinen liegt und sie der Krankheit oder dem frühen Tod überweist. Die Ausfage der Geschichte lautet anders; Milton wurde sechsundsechzig Jahre alt, Aeschylus und Cervantes erreichten das siebzigste Jahr, das Leben Calderons und Goethes dehnte sich bis ins neunte, das des Sophokles ins zehnte Jahrzehend aus; die großen Dichter waren eben meist auch körperlich mächtige Naturen. Meißner hilft sich jedoch mit der geschraubten Wendung: „Nur die Dichter sind alt geworden, denen wie Tieck, Calderon oder Ariost die Poesie nur ein ästhetisches Spiel war oder die, wie Goethe, jeder das ganze Leben ergreifenden Production aus dem Wege gegangen.“ Angesichts des „Faust“ sich einen solchen Ausspruch zu erlauben, ist ebenso unwürdig, wie verkehrt. Wer die Kerkerscene schaffen konnte, hat tiefere Griffe ins Herz gewagt, hat der Menschheit ganzen Jammer besser verstanden, als ein Günther und Bürger, Hölderlin und Kleist, auch wohl als Lenau und Heine. Neben dem das innerste Mark ergreifenden Wahn des gefangenen Gretchens ist selbst die höchste Tragik Schillers nur abgeblaßte Theaterfiobel. Die Aufgabe des Dichters und Künstlers daf jedoch nur darin bestanden, daß er seine innere Fülle zur Gestaltung bringe, nicht aber in Ermangelung derselben sein Subject aufreibe.

*) Als man sich zu dem Kampfplatz verfügte, war das Erbrich von langem Regen durchnäßt, so daß Heine sagte: er habe nie gedacht, daß der Weg der Ehre so schmutzig sei.

Digitized by Google

Kotzebue'sche Lustspiele.

(J. Haase.)

Es ist recht Schade, daß er todt ist, der alte Kotzebue, und nicht lebt mit ihm die dramatische Fischschneiderei und die Alltäglichkeit der Empfindung und die Tändelkunst platter Charakterlosigkeit und die Zweideutigkeit und Gemeinheit. Wäre er nicht ermordet worden im Jahre des Irrsinns 1819, heutzutage hätte er nichts mehr zu fürchten; die Nutloßigkeit solcher gewaltsamen Heilversuche liegt für die Welt- und die Schauspielkunst am Tage. Kotzebue wußte nur zu gut, was seine Mitlebenden ergötzen konnte, und er gab ihnen nach ihrem Verdienste. Aber in unseren Tagen seufzt das deutsche Theaterpublikum vergeblich nach dem Hasdgon, der es erlöse von der fremdländischen Komödienfabrikation und von dem, was noch schlimmer, von der heimischen Langweile.

Kotzebue war kein Moralist, oder er mußte es nach der Weise der Heloten gewesen sein, die durch ihr unanständiges Benehmen den kleinen spartanischen Junkern einen Widerwillen gegen unadlige und nicht poffähige Sitten beibringen sollten. Die Tugend setzt sich bei ihm nie zu Tische, ohne daß vorher das Laster recht lustig geschlemmt hätte. Wo irgend in einem Winkel des Gemüthes eine gemeine Neigung lauert, da spürt er sie im Lager auf und wirft ihr Zyung hin und lockt sie aus Licht; er weiß, ein schmeichelnder Schulmeister, die jungen Niederträchtigkeiten groß zu ziehen, der Philisterei Freude an ihrer eigenen Alltäglichkeit zu geben, der geistigen Häßlichkeit die Scham vor sich selbst zu benehmen, und der sauren Frucht des Lasters die Schale mit schimmernden Farben zu bestreichen. Er kennt nichts, was den Geist erhebe; er ahnt keinen Sonnenstrahl, der der kalkfeuchten Erde einen wärmenden Morgenglanz geben könne. Wie das Schlechte, das er mit Liebe zeichnet, ist auch alles Gute, davon er weiß, gemein. Kotzebue's Name ist wie eine Warnungstafel in der Literatur, den Pfad zu meiden, auf dem ein leichtsinniger Wanderer zu Falle kam. Sein Geist war erfindungsreich, witzig, lebendig; er fehlte ihm wenig zum komischen Dichter, nur soviel als zum Manne: Charakter. Er kannte Menschen; aber der Mensch war ihm unbekannt: und er that nichts, als daß er mit unreinlichen Strichen abzeichnete, was er kannte, während ihm alles Ideale in unendlichen Fernen lag. Und so hat er dennoch seiner Zeit genügt, — freilich nicht „den Besten seiner Zeit." Die Geister waren damals erschlafft, die Hoffnungen versunken, das Alte vermodert, das Neue noch in unanfechtlichen Saatkeimen unter dem Boden. Schiller flüchtete zum Ideal, und Kotzebue drückte der Wirklichkeit freundlich grinsend die Hand. Aus dem, was Kotzebue nicht hat, mögen wir erkennen, besser als aus Geschichtbüchern, was seiner Zeit fehlte.

Und doch fehlt unserer Zeit ein Kotzebue, sagen Viele! Die Kunst und das sittliche Volksgefühl mögen sich freuen, daß er fehlt; aber lebte er heute, es würden künstlerisches Streben und Sittlichkeit ihre Rechte besser auf ihn geltend machen, als sie es damals vermochten. Er würde sich dem Ernste unseres Lebens nicht entziehen können. Er würde sein Talent, — das Talent ist immer zum Dienen, nur das Genie zum Herrschen geschaffen, — er würde sein Talent in den Dienst besserer Bestrebungen geben müssen. Er würde durch seinen Reichthum an klingender Scheidemünze die Kupferheller und das kurshiedrige Papiergeld verdrängen, mit welchem der Bühnenmarkt seidem überfüllt worden ist. Unsere Theater wären nicht so ausgehungert, daß sie von den ungestalteten oder überwärzten Gerichten hochmüthiger Sudelköche leben müßten, und unsere Kritik würde nicht wie ein Messer, das an zähem Fleische sich stumpf gearbeitet, die Schärfe so verloren haben, daß sie Künsteleien für Kunst und verdorbte Gliedmaßen für absonderliche Typen menschlicher Körper anpriese.

Das Lustspiel: „Die beiden Klingsberg" gehört zu jenen Stücken, die Kotzebue's Richtung am Besten bezeichnen. Die Unsittlichkeit eines alten Grafen soll dem Pöbel durch Beimischung von Vornehmheit zu einem Gegenstande des achtungsvollen Besahnens werden, und nebenher gehende Züge von Gutmüthigkeit sollen dazu dienen, bei dem Philister die Anwandlungen einer tugendsamen Scheu nicht aufkommen zu lassen. Daß ein alter Vater als Affe der feden Jugend den Nebenbuhler seines Sohnes bei sittenlosen wie tugendhaften Weibern spielt, gilt als ein würdiger Stoff zu theatralischen Scherzen, und die Widerwärtigkeit eines solchen Schauspiele soll durch komische Situationen verdeckt werden. Wenn dieser Zweck erreicht würde, wie schlimm stünde es um uns und unsere Zukunft! Aber er wurde nicht erreicht. Das Publikum ließ sich durch eine treffliche Darstellung nicht überzeugen, daß das Häßliche schön sei. Man hat Bilder aus der niederländischen Malerschule, wo die herrliche Technik an den widerlichsten Gegenstand verschwendet ist, und bei dem Beschauer solcher Gemälde wird die Anerkennung der vollendeten Kunst den Ekel an dem Inhalt des Kunstwerkes nur für einen Augenblick hinadbrängen können. So ging es den Zuschauern; sie bewunderten den Darsteller des alten Klingsberg, Herrn Haase, und bedauerten, daß er sich und sein Talent einem Stücke hingab, das die Unsittlichkeit nicht einmal mit französischer Grazie zu verstlbern weiß.

Aber Herr Haase war wirklich und leibhaftig der alte gutmüthige Wäsling vom granbaarigen Scheitel bis zur gichtbrüchigen Zehe. Die Schlaffheit der Züge, die hängende Unterlippe, die zwinkernden Augen, der schiefe Ausdruck des Mundes, die gezwungen jugendliche Haltung des Körpers, die doch manchmal von der erschwindenden Kraft im Stich gelassen wurde, die gedehnte Eleganz, die standesmäßige Vornehmheit, Alles das gab zusammen ein in seiner Art meisterhaftes Bild. Es war eine ächte Genremalerei, lächerlich ohne fratzenhaft zu sein.

Nicht dasselbe läßt sich vom Elias Krumm sagen, welchen Herr Haase in dem eben so bekannten als werthlosen Kotzebue'schen Stück gleichen Namens spielte. Hier war Herr Haase ganz Caricatur, wie Döring, in dessen Art er die Rolle gab, ja noch mehr als Döring. Der Elias Krumm ist an sich schon Frage genug; und gerade in der Pose darf der rechte Künstler nicht selber posseniaft werden: da wirkt er unendlich mehr durch Maß und Ruhe, gerade wie der trockene Humor die Lachmuskeln am heftigsten reizt.

Herr Haase hatte zwei Tage zuvor den Grafen Therane in Gustow's Königslieutenant gegeben, und wie man hört, mit großem Beifall. Q. F.

Feuilleton.

— **Die Weißfrauenkirche in Frankfurt.** Während der neulich in Angriff genommenen Wiederherstellung und theilweisen Umgestaltung der Weißfrauenkirche fanden sich bei dem Aufgehen des hölzernen Fußbodens in derselben eine Menge Grabsteine vor, welche mitunter von großem Interesse sind und deshalb auch nächstens noch genau vollständiger Einsicherung noch näher beleuchtet werden sollen.

Trotz dem eifrigsten Nachsuchen jedoch wollte es uns bis jetzt nicht gelingen, das Grab der im Jahr 1271 im Weißfrauenkloster (damals Kloster der Nonnenmonn) verborbenen Tochter Friedrich des II., Margaretha, aufzufinden, was uns jedoch nicht verwundern darf, wenn man der vielen gewaltsamen Umgestaltungen gedenkt, welche diese Kirche unter dem Namen Reparaturen aufzustehen hatte. Dagegen wurden durch den Abbruch der zur Orgel führenden Treppe zwei Steinsculpturen freigelegt, welche aus der ehemaligen im Jahr 1786 abgebrochenen Barfüßerkirche hierhergebracht und eingemauert wurden. In Ritters evangelischem Denkmal findet sich eine jedoch äußerst mangelhafte Abbildung davon, ebenso erwähnt ihrer auch Hüsgen in seinem Werke von

Digitized by Google

Frankfurter Künstlern und Kunstsachen; jedenfalls sind sie für den Kunstfreund und Alterthumsforscher von großem Interesse und verdienen genauer angesehen zu werden als bisher geschehen. Eine davon trägt die Jahreszahl 1474. In dem Schlußsatze des Mittelgewölbes der Kirche findet sich eine Inschrift mit vergoldeten Buchstaben: Anno M.C.C.C.L.XXI. wart die Kirre eeformerd. welche ziemlich auf eine Hauptreparatur deutet. Im Jahr 1593 fand der Neubau der westlichen Klostergebäude (jetzt Sternsche Fabrik) Statt, was eine über einer Thüre im Schaftsohr eingehauene Jahrespahl ausweist, und sehr wahrscheinlich ist es, daß damit eine Reparatur und theilweise Umgestaltung der Kirche und übrigen Bauten verbunden war.

Im Jahr 1812 wurde eine abermalige Reparatur und Umgestaltung der Kirche vorgenommen, bei welcher sie am meisten von ihrem alterthümlichen Ansehen einbüßte; es wurde nämlich der mittlere Hauptstrang der Kirche seiner altbrustlen Verdachung beraubt, die spitzbogige Thüre vermauert und in derselben nur eine kleine rohe viereckte Oeffnung angebracht für den Geistlichen, welcher von hier aus, d. h. eigentlich direkt von der Straße, die nunmehr neben der Thüre angebrachte Kanzel betreigen mußte. Zum Erlaß des fehlenden Einganges wurde jedoch an dem einen Ende der Kirche eine Thüre für die Gemeinde eingebrochen und zu gleicher Zeit das kleine Fenster links von dem früheren Hauptstrang reßaurirt, wobei der gute Wille, demselben seinen Spitzbogen zu erhalten, offenbar nicht zu verkennen ist. Die Krone von Allem aber war ein weißer Anstrich der ganzen Kirche, die Grabdenkmeyen und Fenstergemälde wurden roth gemalt, das Gothische überall mit Leimfarbe und Kalkmörtel verziert und außen an der Kirche künstliche Eskreine angemalt, an welchen Dingen der liebe Gott jedoch selbst keine rechte Freude gehabt zu haben scheint, indem er sie wenigstens von jeuen durch Regen und allerhand anderes Ungemach wieder verschwinden ließ. Zur Ehrenrettung der damaligen Angeber dieser Verschönerung muß ich jedoch hinzufügen, daß die gegenwärtig bei Gelegenheit des Abtragens der innern Wände der Kirche zum Vorschein gekommenen mittelalterlichen Fresken bereits bei einem früheren Verbesserungsversuch verschwunden sind.

Noch muß ich bei diesem Anlaß der alten Inschrift erwähnen, welche sich über der mittleren Eingangsthüre durch alle Stürme unbegreiflicherweise zu behaupten gewußt hatte und welche der großen Ueberschwemmung des Mains im Jahr 1342 in folgenden Worten gedenkt:

A. (nno) MCCCXLII. in. profesio magdalene inundavit mogonus et Senatus populusque francofurdensis vexavit eum.

Die jetzige Reparatur, von verständigen Händen geleitet, verspricht hoffentlich alle noch vorhandenen Spuren des Ungeschmacks unserer flüchtigen Vorfahren und gibt der Kirche wieder ein würdiges und dem Zweck entsprechendes Ansehen.

Die hinter dem ganzen ehemaligen Kloster herziehende Ringmauer, welche sich bis auf den Hirschgraben noch ganz erhalten hat und der man bis jetzt viel zu wenig Aufmerksamkeit schenkte, gehört mit zu den ältesten Mauerdenkmalen, welche Frankfurt besitzt, und verdient alle Pflege und Schonung, dieselbe aus dem daranstoßenden Garten des weißen Hirsches genauer zu betrachten, so wird er finden, daß der obere Theil, obschon älter als die unter Ludwig dem Bayern 1340 angefangene Ringmauer, auf ein noch viel älteres im ganzen Bau von dem oberen durchaus verschiedenes Mauerwerk aufgesetzt ist, welches wahrscheinlich in die Zeit der Gründung des Klosters 1142 oder gar noch weiter hinaufreicht, so daß es kaum einem Zweifel unterliegt, daß wir ein Stück der Original-Umfassungsmauer des ältesten Theiles der Stadt Frankfurt vor uns haben, und zwar nicht etwa nur wenige Schritte lang, sondern in einer Ausdehnung von beiläufig 400 Fuß, was die Mühe des Untersuchens dem Kundigen schon belohnt.

Am 23. Juni 1856. Carl Theodor Reiffenstein.

— Das neue Lustspiel von Ponsard „die Börse", welches den modernen Geschäftsgeist mit Geist verspottet, ist nun auch in Deutschland verbreitet. Es steht an glücklicher Erfindung und lebhaftem Dialoge seinem Vorgänger „Lhonneur et l'argent" am Vielen nach. (Von letzterem ist eine meisterhafte Uebersetzung, von L. Braunfels, bei F. B. Auffarth erschienen.) In den Zeitungen war des Briefes gedacht, den der Kaiser Napoleon III. an Ponsard gerichtet hat; derselbe ist vom 15. Juni aus St. Cloud datirt und lautet: „Mein Herr! Sie haben es für gut gefunden, nach der ersten Vorstellung der „Börse" sich den Glückwünschen des Publikums und den meinigen zu entziehen. Der Empfang Ihres Stückes gibt mir zum Gegentheil Sie anzuerkennen, und ich thue dies sehr gern, denn es macht mir wirklich Freude zu hören, wie Sie die unselige Leidenschaft des Tages mit der ganzen Kraft Ihres Talentes geißeln und mit den ehrlichen Gesinnungen bekämpfen. Ich werde daher Ihr Lustspiel mit ebenso großem Interesse lesen als ich es hörten sah. Verbarren Sie, mein Herr, wie Ihr neuer Erfolg Sie thun heißt, auf diesem Pfade der Moralität, der vielleicht zu selten in unseren Theatern befolgt wird und der gleichwohl solcher Schriftsteller würdig ist, welche gleich Ihnen dazu bestimmt sind, einen großen Ruf zu hinterlassen. Glauben Sie an meine Gesinnungen. Napoleon." — Ponsard ist übrigens dem Spiel, und zwar in einer schlimmeren Form als in der an der Börse üblichen, nicht abgeneigt. Im vorigen Jahr hat er in Baden-Baden durch den Eifer, den er am grünen Tische bewies, und durch seine beträchtlichen Verluste solches Aufsehen erregt, daß man sagte, er habe „Geld und Ehre" verloren.

— Im Laufe des vorigen Monats wurde in Weimar, am Geburtstag des Großherzogs, zum erstenmal der zweite Theil des Faust von Goethe aufgeführt; freilich nur der erste Akt, welcher für sich ein ziemlich abgeschlossenes Ganze bildet. Ekkermann hat denselben nach einer Einteilung, die sich fast von selbst ergibt, in drei Aufzüge getrennt: die kaiserliche Rathsversammlung, den Maskenball, die Erscheinung der Helena. Es war ein Lieblingsgedanke Goethe's, den Maskenball mit Overnpracht auf der Bühne zu sehen, und er äußerte gegen Ekkermann, Meyerbeer sei wohl der für die Composition geeignete Mann. Er versprach sich eine große Wirkung von den eingeschalteten Allegorien, namentlich von derjenigen, in welcher er dem Elephanten der Kunst einführt, gelenkt von der Klugheit, links und rechts Furcht und Hoffnung angeleitet. Nicht minder prachtvoll ist eine zweite Schilderung: der Wagen des Reichthums, auf demselben Faust-Plutus, hinter ihm der Geiz (Mephistopheles); die Pferde lenkt der jugendliche Genius des Luxus und der Poesie. Eine so großgedachte Felsvorstellung ist selten zur Ausführung gekommen. Außerdem ist die Dichtung sehr zeitgemäß; denn neben dem Ringen des Faust nach idealer Schönheit schildert sie ein praktisches Unternehmen, die Eindämmung des Meeres und Kulturschöne durch den Teufel, Hofnarren und Magier Mephistopheles.

— In dem sehr beliebenden „Tagebuch der Reisen in Norwegen" von August Mezig findet sich eine Notiz über den im nördlichen Norwegen fast allgemeinen Brauch, die Häuser mit Birkenrinde zu bedachen. Auf den gefugten oder mit Moos gedichteten Holzwänden bringt man in Kumpfen Winkeln Dachstangen an, quer darüber kommen flache Bretter; diese werden zweckmäßig mit Birkenrinde bedeckt und darüber kommen noch zwei, drei oder sechs Zoll hoch mit Erde beschüttet oder mit Rasenstücken belegt. Regen und Nebel verbrechen eine Bedachung der Art, es bildet sich ein grüner Grasteppich, und was dieser etwa an Feuchtigkeit durchläßt, das leitet die Unterlage ab. Da solche Dächer Gras und Blumen tragen, so ist es eben so natürlich, obwohl für den Fremden überraschend, daß wir Birken, Fichten, Tannen und Eichen gepflanzt zu finden; in Ostersdalen sah der Reisende eine Reihe von wenigstens zwanzig Jahren auf einem solchen Dache grünen. Diese Bedeckungen gewähren dort besseren Schutz gegen Kälte und Hitze, als es jeder Steindach thun könnte.

Bühnenschau.

(10. Juli.) Die Royalisten, von Mannah. — Dies alte Stück war mit zufällig noch ganz neu. Es war mir auch nicht möglich, zu beurtheilen, ob es gut oder schlecht sei; denn es schien an diesem Abend, als ob das Drama aus zwei durchaus verschiedenen Hälften zusammengefügt wäre: einer anregenden und einer abspannenden, einer tiefen und einer flachen, einer charaktervollen und einer alltäglichen Lebensführenden, kurz, einer sehr schönen und einer sehr häßlichen Hälfte. Der schöne Theil des Stückes war zufällig immer derjenige, wo Cromwell, nämlich Herr Haase, auftrat, und der häßliche, wo die Royalen auf der Bühne zu thun hatten: eine große Schmierbock Maynard, gegen unsern Gast, und eine große Unbedeutsamkeit gegen unsere bisherigen Mitglieder.

Der Cromwell war doch ein ganzer Mann; hätten seine Gegenstücke nur etwas von seiner Tiefe und Kraft und Ueberlegtheit gehabt! Aber dann wäre es für uns Sterbliche zu schön geworden. Dann hätte General Parrifon nicht vom ersten Wort die zum letzten Einen Ton und Eine Miene unverrückt behauptet; dann wäre Lord Wilmot nicht an Sterilheit des Redens krank gewesen; dann hätte König Karl, — ein junger Monarch, der viel verspricht, nach seinen Verbrechungen vielleicht auch hält, — nicht deklamirt wie ein Rakengenannter im anapästischen Takt, je die feichte Spöde hervorhuhnt und die übrigen fünf in sich hinein flüsternd; dann hätte die hohe Miß Lindley — — O hohe Miß Lindley! es ist auch einmal Zeit, ein väterlich Wort mit Ihnen zu reden. Routine und ein schönes Gesicht können eine Bühnennymphe, nicht aber eine Künstlerin machen. Gefühl ist Alles, Manier ist Schall und Rauch, sagt Goethe. Von innen heraus muß die Wahrheit des Spiels kommen, und nie Empfindung und die Anregung; sie kommen nicht von Außen her, das Herz nur geht davon Kunde, das bereits Schiller bemerkt. Der Schauspieler soll für das Publikum, nicht mit dem Publikum spielen. Diese Sprüche mögen Sie, schöne Miß Lindley, in ernstliche Erwägung ziehen. Vielleicht sagt man Ihnen das zum Erstenmal? Daraus würde nur folgen, daß man in dem galanten Frankfurt die ernsteren Wahrheiten selten drucken läßt; sonst würden Sie dies Alles heute zum hundertsten Male lesen. Q. F.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 29. Frankfurt a. M., den 19. Juli 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Das Reichardt'sche Haus in Berlin, 1798—1799.

Der Parasitismus in der Natur. Von H. Kleß. (Schluß.)

Neue Bücher: Duncker's Geschichte des Alterthums; von Konrad Schwenck. — Kohl's Reisen in Canada, von W. St.

Feuilleton: Schiller's Liebeserklärung. — Samuel Gutzkow. — Guizot über den Protestantismus. — Die sittliche Moderne. — Die Brockhaus'sche Buchhandlung u. s. w. u. s. w.

Das Reichardt'sche Haus in Berlin.

1798—1799 *).

Die Zeit, da Lessings Freunde in Berlin die von ihm ausgegangene mächtige Bewegung im Gang erhielten, bis nach Friedrichs Tod ein anderer Luftzug, vielmehr eine Stockung eintrat, ist in der Literaturgeschichte als eine große Epoche verzeichnet. Die hierauf folgenden Jahre sind nach ihren inneren Beziehungen bisher nur mangelhaft geschildert worden. Unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten, als die Regierung sich in theologische Fragen einließ und lehrer, wie Kant, von ihr zur Rechenschaft gezogen wurden, schien sich ein harter Kampf zu entspinnen. Ein solcher würde die Sehnen der Jugend gestärkt und ihrem lebhaften bewegten Geist eine würzige Bahn eröffnet haben. Aber die Geschichte wollte es anders. Der Hof wurde bald in matte Ruhe eingewiegt, man ergab sich einer mehr sinnlichen Schwärmerei und da die Kraftanstrengung unter dem großen König auch ihr Nachtheiliges gehabt hatte, so ließ man um so lieber den Dingen ihren bequemen, sächlichen Gang.

Unter diesen Verhältnissen erwuchs in Berlin eine hochsinnige, vielbegabte Jugend, deren berühmtester Vertreter Ludwig Tieck war. Sie litt unter dem Drucke der Zeit; selbst das reichste, tiefste, liebenswürdigste Talent verlor sich in Mißmuth und Zerstreuung, weil es sich von keinem durchgreifenden Gedanken beseelt fühlte. Zwar eine freie geniale Lebensauffassung enfaltete sich um so ungebundener, als auch in den höchsten Kreisen die sittliche Disciplin immer lockerer ward. Jener fromme Ton, den man von oben her gern anschlug, war mehr Sache der Stimmung, als der Grundsätze; die Richtung der Zeit war belletristisch und in ihr verirrten sich die Aufklärung und die schwüle, selbstgefällige Religiosität. Als die Revolution ausbrach, erwachte in älteren deutschen Dichtern die Regung ihrer demokratischen Jugend; Klopstock erhob die Stimme zuerst, Voß übersetzte die Marseillaise, Bürger wünschte dem Heer der französischen Republik Heil und Sieg, als es zum Krieg gegen Deutschland aufbrach.

*) Vergleiche das erwähnte, in Süddeutschland selbst bei Literaturerinnern auffallend wenig bekannte Buch: Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen, von Rudolf Köpke. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1855.

Während aber in diesen Männern der Jugendtraum aufstehe, blieben jene genialen Jünglinge ziemlich theilnahmlos. Erst unter Friedrich Wilhelm dem Dritten trat der Idealismus ins Leben ein; die hochfliegenden Geister sammelten sich um Fichte und Scharnhorst, anfangs aus einer Neugierde, bis sie, vom Hauche sittlicher Kraft angeweht, sich zu bürgerlicher und militärischer Tüchtigkeit auftrafften. Als diese Besserung eintrat, stand Ludwig Tieck bereits im vierten Jahrzehend; seine herrliche Dichtergabe besaß noch Frische genug, aber die Spannkraft des Entschlusses hatte um so mehr gelitten, da seine vordem schlanke, nervige Gestalt bereits von der folternden Gicht verkrümmt war.

Die Schilderung von Tieck's Leben, mit der uns vor einem Jahr Rudolf Köpke beschenkt hat, ist von deutschen Lesern bisher nicht so gewürdigt worden, wie ihr belehrender Inhalt und noch mehr ihr mannigfacher novellistischer Reiz es erwarten ließ. Wenn auch in allen ihren Theilen anziehend, fesselt sie uns doch ganz besonders durch die eingehende Darstellung der Jugendzeit Ludwigs. Köpke zeigt uns den Dichter im ganzen Reichthum seiner inneren Entwicklung, in der Fülle eines staunenswerthen Talentes, das mit seinen Vorlitten und Abfällen Andere zu bereichern vermochte. Mit liebenswürdiger und naivem Edelsinn begabt, läßt der junge Tieck alle geistigen Strömungen der bewegten Zeit nachgiebig auf sich einwirken. Aber so vielseitige Anregungen er auch empfängt, so schöne Momente in seine Jugend eintreten, erweckt er uns doch ein Gefühl der Wehmuth und des Mitleids. Wir vermissen die innere Zusammennahme, die wohlthätige Einseitigkeit einer bestimmten Jugendbegeisterung, den festen Kern, den sittlichen wie den vaterländischen Anhaltspunkt. An lebhaftem, schaffendem Dichersinn stand wohl Tieck mit Ausnahme Goethe's keinem Deutschen nach; gleichwohl hat er in den achtzig Jahren seines Lebens nie das Glück gehabt sich mit einer Leistung entschieden in das Bewußtsein der Nation einzuzeichnen. Die Zersplitterung seiner Thätigkeit begann schon zu Berlin unter dem Einflusse jenes bewegten, ziellosen Treibens, das uns noch nie so deutlich entgegengetreten ist, als aus Köpke's inhaltreichem Buche.

Der Kreis, in welchem der Kapellmeister Reichardt waltete, bildete den Sammelplatz junger Geister, die mit unbestimmtem Drange dem Neuen anhingen und die ästhetische Bildung zum Mittelpunkte des Lebens machten. Reichardt war vielgeschäftig und strebsam; er eignete sich alle freien Richtungen der Zeit an und bewegte sich auf den verschiedensten Gebieten. Schon unter Friedrich dem Großen war er nach Graun's Tod an die italienische Oper berufen worden; doch ließ ihn sein lebhafter Sinn nicht ruhig auf dem Platze. Er bereiste Italien und bewegte sich in den musikalischen Kreisen von London und Paris. In der letzteren Stadt schrieb er seine Oper "Tamerlan" im Style Gluck's, welcher, damals siebzigjährig, bereits an seine Rückkehr nach Wien dachte. Man weiß, wie der musikalische Kampf zwischen Gluck und Piccini

Digitized by Google

in Paris an Bedeutung faſt einer politiſchen Frage gleichkam; eine junge künſtleriſche Kraft gelangte in dieſem Getriebe leicht zu großem Anſehen, und Reichardt konnte die Möglichkeit erwägen, den Meiſter einſt bei den Franzoſen zu erſetzen. Er kam mit bedeutenden Perſonen in Verbindung, lernte die vulkaniſchen Zuſtände des Landes genauer als Andere kennen und befreundete ſich zum Voraus mit den bevorſtehenden Aenderungen. Als er jedoch die Nachricht von Friedrichs Tod erhielt (1786), kehrte er nach Berlin zurück. Hier componirte er eine treffliche Trauercantate, die ihm raſch wieder allgemeines Anſehen verſchaffte. Er zeichnete ſich unter den Muſikern als Theoretiker aus und man warf ihm zuweilen vor, daß er die Wirkung ſeiner größeren Stücke durch geſuchte Berechnung ſtöre; er dachte die Grundſätze der kantiſchen Philoſophie auch auf muſikaliſche Compoſition anwenden zu können. Als Goethe und Schiller ſich mit ihm entzweit hatten, richtete der Erſtere gegen ihn das witzige Xenion:

Dies iſt Muſik für's Denken! So lang man ſie hört bleibt man eiskalt,
Bier, fünf Stunden darauf macht ſie erſt rechten Effekt!

In den Jahren, da Reichardt ſein durch jede Kunſt verſchöneртes Haus offen hielt (namentlich (1789—90) dachte man hieran noch nicht. Er trug mehr als irgend Jemand das Kennzeichen des damaligen jungen Deutſchlands an ſich: er war nämlich Goethe's eifriger Verehrer. Er vertrat den um wenig Jahre älteren Dichter mit Eifer gegen die Plattheit der Aufgeklärten wie gegen die Bedachtſamkeit der Aengſtlichen. Durch ſeine Melodieen waren Goethe's Lieder beſtätigt worden und namentlich der Compoſition von „Kennſt du das Land“ gedenkt der Dichter ſelbſt mit hohem Lob. So konnte Reichardt in jeder Hinſicht als einer der modernſten Männer Berlins gelten. Hierzu kommt noch, daß er Schriftſteller genug war, um ſpäter ſeine demokratiſchen Anſichten in zwei Zeitſchriften mit Erfolg zu vertreten; ſo wie, daß er bedeutende Geſchäftskenntniſſe beſaß, wie er denn nach Jahren zum Amt eines Salinendirectors nach Halle berufen wurde.

Bei Reichardt verband ſich die Verehrung für Goethe mit einer gründlichen Abneigung gegen den aufſtrebenden Ruhm Schillers. Als ihn ſpäter die Xenien mit ihrem Spotte trafen, erließ er eine geharniſchte Gegenerklärung, worin er anonymt, daß Goethe an dieſer Feindſeligkeit völlig unſchuldig ſei; Schiller dagegen wird von ihm als ein Feigherziger und Lügner bezeichnet. In dieſer Geſinnung nach beiden Seiten hin begegnete er ſich mit einer anderen Berliner Notabilität, der ebenfalls die jungen Leute, namentlich Tieck und Wackenroder, mit Verehrung anhingen. Dies war Karl Philipp Moritz, der Verfaſſer des Romans „Anton Reiſer;“ derſelbe, der Goethe'n in Rom ſo nahe ſtand und ihn ſo lange wie möglich in der Ungunſt gegen Schiller befeſtigte. Moritz blieb zeitlebens ſeinem hohen Vorbilde zugethan; wie er in der Jugend das Werther'koſtüm, den blauen Frack und die gelben Strümpfen, in Mode gebracht, ſo war er jetzt als Profeſſor der Alterthumskunde der Vertreter jener Kunſtanſichten, die Goethe im Umgang mit Meyer, Tiſchbein und Anderen pflegte.

Reichardt fand in ſeiner Doppelſtellung am Theater und in der Literatur den größten Vorſchub zur Bildung eines Hauſes. Seine erſte Frau, die Tochter des berühmten Franz Benda, war eine vorzügliche Sängerin, auch Componiſtin geweſen. Nach ihrem Tode verband ſich Reichardt mit einer Familie, welche in den geiſtigen Bewegungen der Zeit viel genannt worden war. Er heirathete nämlich die Tochter des hamburgiſchen Predigers Alberti, der freiſinnig genug war, um mit Reimarus und Baſedow, mit Leſſing und ſpäter mit Voß Umgang zu pflegen. In Hamburg hatte ſein Feind Goeze es dahin gebracht, daß die anderen Geiſtlichen ihm das Abendmahl verſagten. Seinen Kindern mußte nach ſolchen Erfahrungen das gepriefene Berlin als die Heimat der Geiſtesfreiheit und eines ſchöneren Lebens erſcheinen. Die beiden jüngeren Schweſtern Marie und Amalie folgten der älteſten in Reichardts Haus. Hatten ſie bisher in Kreiſen gelebt, wo die Töchter eines Predigers nur mit Herkloppen ſich den verpönten Theaterbeſuch erlauben: ſo traten ſie jetzt in eine Sphäre ein, in welcher die Poeſie, die Kunſt, namentlich aber das Schauſpiel für die wahre Schule des Geſchmackes und der guten Sitte galt, ja als der Mittelpunkt alles höheren Daſeins angeprieſen wurde.

Für Reichardt konnte es ermünſcht ſein, daß talentvolle junge Leute von achtbarer Herkunft, durch die bei ihm gepflegten äſthetiſchen Genüſſe angezogen, in ſeinem Hauſe verkehrten. Seine erſte Gemahlin hatte ihm aus früherer Ehe einen Stiefſohn, Wilhelm Hendler, zugebracht. Dieſen ließ er nach Berlin kommen, damit er ſich im Friedrich-Werder'ſchen Gymnaſium, unter der Leitung des berühmten Rectors Gedicke, zum Rechtsſtudium vorbereite. Hendler ſchloß ſich im Gymnaſium an diejenigen Schüler, die eine freiere Richtung, eine lebhafte Theilnahme für Literatur und Theater zeigten; zunächſt an Ludwig Tieck, der auf der Schulbank ſein Nachbar war. Tieck war der Sohn eines geſcheiten, braven Seilermeiſters in der Roßſtraße; er hatte ſich von Kindheit an für Goethe begeiſtert und den Götz von Berlichingen ſchätzte er nicht viel geringer als die bibliſchen Bücher. Später vertiefte er ſich mit noch größerer Vorliebe in Shakſpeare'ſche Dichtungen. Bald ſah er, der engen Häuslichkeit entſchlüpfend, zum Theater wie zu einem Reiche voll magiſchen Glanzes empor. Seine jüngeren Geſchwiſter, Sophie und Friedrich, teilete er zu dramatiſchen Vorſtellungen an, zu deren Schauplatz man einſame Spaziergänge, ja einmal in thörichter Unbeſonnenheit einen abgelegenen Raum der Kirche wählte. Wie mußte der Gedanke, ſich in Reichardts Hauſe zeigen zu können, ihn in frohe Wallung bringen! War doch noch in unſerer Jugendzeit, wo dieſe Dinge längſt nicht mehr im Vordergrunde ſtanden, ein Blick hinter die Couliſſe oder die flüchtige Bekanntſchaft mit einem Schauſpieler für Knaben ein tiefverehrendes Ereignis! Von der anderen Seite war Tieck für den Kreis von Talenten, der ſich bei Reichardt verſammelte, ein erfreulicher Zuwachs. Man widmete ſich Anfangs nur dem noch jetzt beliebten dramatiſchen Leſen mit vertheilten Rollen; und hier mußte Ludwig wohl ſchon durch ſeine Vorzüge der Stimme, der Mimik und der Auffaſſung glänzen, die ihn ſpäter zum größten Vorleſer ſeiner Zeit machten. Dieſe Geſchmacksrichtung erklärt zum Theil die eigenthümlichen Beſtrebungen unſeres romantiſchen Drama's. Von ſeinen erſten Anfängen, dem Triumph der Empfindſamkeit, dem Blaubart und geſtiefelten Kater an, bis zu Platens Aſchenbrödel, ja bis zu König Ren's Tochter und den Liebesläugnern, hat es mehr die Liebhaberbühne, als die volksthümliche Wirkung vor Augen. Was vereint bleiben ſollte, ſchied ſich unerfreulich in zwei Richtungen; die feineren Geiſter vergnügten ſich an lyriſchem Scherz, an jenx d'esprit in dramatiſcher Form, während rüſtige hausbackene Talente, bis zur Birch-Pfeiffer herab, die Maſſe verſorgten.

Mit Ludwig Tieck wurden auch Friedrich Toll und Wilhelm Wackenroder bei Reichardt eingeführt. Der erſtgenannte iſt eine höchſt anziehende, jugendliche Geſtalt; ohne ſelbſt die Hoffnungen irgend erfüllen zu können, die man an ihn knüpfte, ward er durch ein eigenthümliches Schickſal bei ſeinem frühen Hinſcheiden in das Leben zweier berühmten Deutſchen verflochten. Sein Vater war Beamter bei der vielbeſprochenen, von Friedrich ins Leben gerufenen Berliner Porzellanfabrik. Der Sohn war in Allem ein hochſinniger Jüngling, ſchwungvoll in ſeinen Anſichten, edel, einnehmend und ritterlich in der äußeren Erſcheinung, in jeder körperlichen Uebung ſeinen Freunden ein Muſter. Sein hohes Streben, ſein Ehrgeiz wurde von einem feſten, ſicheren Charakter getragen und die Studien betrieb er mit eiſernem Fleiß. Wie werthvoll mußte einem jungen Geiſte von dieſer Richtung der neu gewonnene Umgang ſein! War doch, von allem Anderen abgeſehen, Reichardts Haus eines der wenigen, in welchen man die eben anbrechende Revolution mit Sympathie, ja

Digitized by Google

mit den frohesten Erwartungen begrüßte! Indem aber fühlte sich Friedrich Toll durch eine lebhafte, sehnsüchtige Neigung, die nicht unerwiedert blieb, an Marie Alberti gefesselt.

Außer diesen Freunden wohnte auch Ludwigs jüngerer Bruder, Friedrich Tieck, den Zusammenkünften bei Reichardt bei. Die Anlagen, die ihn später zu so hohem Ruhme brachten, lagen noch im ersten Keim; doch zeigte er bereits ein großes technisches Geschick, das unseren Theaterfreunden sehr zu Statten kam, als sie vom bloßen Lesen zu wirklichen Aufführungen voranschritten. Für die beliebten Ritterstücke fertigte er den nöthigen Vorrath an Helmen und Rüstungen, mit Gold- und Silberglanz reichlich ausgeziert. Die Vorstellungen fanden vor einem kleinen, gewählten Publikum statt. Marie und Amalie, die man scherzweise die Tanten zu nennen pflegte, betheiligten sich anfangs nur als Zuschauerinnen; bald aber betraten sie selbst in passenden Rollen die Bühne. Da konnte es nicht fehlen, daß Leidenschaft in das Spiel einlrat; Ludwigs Neigung entschied sich für Amalie, die jüngere Schwester, der er eine bei unseren romantischen Dichtern wenig übliche Treue widmete.

Man begnügte sich zuerst mit kleineren Stücken, wie Lessings Philotas; bald aber wagte man sich an große, klassische Kunstwerke. Tieck erhielt die Hauptrollen; seine schlanke Gestalt, seine volle biegsame Stimme waren von großer Wirkung, besonders wenn er die letztere, etwa als Otto von Wittelsbach, frei walten ließ. Reichardt gab ihm über die Verwendung dieses Organs eine treffliche Regel, die auch anderweitig von Werth ist: „Jedes Organ, sagte er, hat, wie ein musikalisches Instrument, seinen Grundton; es kommt darauf an, diesen nach allen Nüancen auszubilden, nicht aber einen fremden Ton sich anzueignen." Toll spielte jugendliche, kriegerische Helden; Wackenroder war mehr für Charaktere von ruhiger Würde, für Könige und Fürsten geeignet. In Heinrich IV. von Shakespeare spielte Toll den Heißsporn, Wackenroder den König, Tieck den Falstaff. Hier war er seiner eigenen Auffassung überlassen und konnte nicht seinen Liebling Tieck zum Muster nehmen.

Ein so unmittelbarer Beifall, wie derjenige, der dem Schauspieler zu Theil wird, mußte auf Jünglinge, die kaum in die Welt eintraten, berauschend wirken. Ludwig hatte schon in erster Kindheit durch das Auffallige seiner glücklichen Talente einen gewissen Ruhm erworben. Einmal, da er in der Redestunde eine Probe seines ungewöhnlichen Gedächtnisses abgelegt hatte, befahl der Lehrer den übrigen Schülern, aufzustehen und sich vor Ludwig Tieck dreimal tief zu verneigen. Das war eine gefährliche Anerkennung; wahrscheinlich aber war der Applaus, den er als Primaner auf der Bühne fand, für seinen wenig gefährten Sinn nicht vortheilhafter. Man kann es dem Rector Gedicke nicht verübeln, daß er sich zu einer nachdrücklichen Ermahnung veranlaßt fand; übrigens wußte Tieck durch eine wohlgesetzte, etwas altklug Rede den besorgten Lehrer zufrieden zu stellen. Auch der alte Seilermeister betrachtete vielleicht eine Uebung, die so sehr die höheren Kräfte in Anspruch nahm, nicht mit Gunst, wenn er auch denken mochte, daß die Kinder seiner geistigen Controle entwachsen seien. Zum Glück lebte er lange genug, um seine Söhne mit dem auch von ihm hochverehrten Goethe zusammen nennen zu hören; nicht nur war in seinem Todesjahr (1801) Ludwig ein anerkannter Dichter, auch Friedrich, der berühmte Bildhauer, hatte bereits Goethe's Büste modellirt.

In den ersten Zeiten der Revolution befand sich wohl auch der Reichardt'sche Kreis in nicht geringer Aufregung. Hat doch Goethe selbst berichtet, daß Reichardts demokratische Richtung ihn veranlaßt habe, sich von dem um seine Lieder hochverdienten Manne zurückzuziehen, za ihm in den Xenien feindlich gegenüber zu treten. Unsere ästhetischen Gymnasiasten nahmen auch an den Weltbegebenheiten, deren politische Triebfedern sie nicht zu schätzen wußten, nur einen romanhaften Antheil. Für Berlin kam höchstens im Theater die Richtung der Zeit zu einem gesteigerten Ausdruck.

Die bürgerliche Tragödie hatte vom ersten Ursprung an, da sie von Diderot geschaffen wurde, einen demokratischen Charakter. Sie stellte den sittlichen Ernst und den Seelenadel des Mittelstandes der vornehmen Verderbniß gegenüber. Sie berufte auf dem richtigen Grundsatz, daß die menschlichen Leidenschaften, daß Rührung, Schrecken und Mitgefühl im gewöhnlichen Leben nicht minder dichterisch an den Tag treten, als wenn man sie im conventionellen Theaterstyl zum Eigenthum von Helden, Königen und faltig drapirten Römern macht. Lessing hatte die antike Virginia in eine bürgerliche Emilie umgewandelt, und durch Schiller war eigentlich das Höchste in der Gattung schon geleistet. Nun aber erhielt dieselbe unter dem Einfluß der Revolution neue Gunst und mit Iffland Stücken einen neuen Schwung. Der Ton wurde noch bedeutend niedriger angegeben; und wenn tückische Minister und Bramite von einem bürgerlichen Biedermann entlarvt wurden, so versagten selbst die Logen ihren Beifall nicht. Dieß wäre unbegreiflich, wenn wir nicht ein ganz Aehnliches selbst erlebt hätten. Vor zehn Jahren fand die drohende Stimmung des Proletariats, das sich zum Kampfe gegen die Bourgeoisie vorbereitete, ihren Ausdruck in Volksdramen wie Marie Anna, der Lumpensammler von Paris, Bajazzo und anderen, die auch bei uns Eingang fanden. Der Bürgerstand füllte das Theater und widmete jenen Darstellungen, hinter welchen bereits der Geist der Junkämpfer lauerte, seine volle Theilnahme. Ganz ebenso beklatschte in den achtziger Jahren selbst der Adel die bürgerlichen Helden Diderots, Schillers und Ifflands, während man unter derselben Fahne bereits die Bastillenstürmer andringen sah.

Ludwig Tieck hatte mit der Demokratie von Jugend auf Eines gemein, nämlich die tiefste Abneigung gegen stehendes Heer und kriegerische Disciplin. Wie andere Gymnasiasten gab auch er seine Tyrannenfeindschaft gelegentlich zu erkennen, ließ sich aber bei den ersten Schreckensmaßregeln leicht vom Vater eines Besseren belehren. Reichardt selbst stand vorläufig noch mit dem Hof im besten Vernehmen. Die mächtigste Person an demselben war damals die bekannte Gräfin von Lichtenau. Sie war die Tochter eines Waldhornisten Namens Enke, wurde jedoch vom König an den Kammerherrn Rietz vermählt und später zur Gräfin erhoben. Sie unterhielt ihren Gebieter bald mit Erscheinungen und mystischen Scenen im Geschmack von Schillers Geisterseher, bald auch mit dramatischen Aufführungen. Einst sollte auf dem königlichen Haustheater das Singspiel von Goethe „Erwin und Elmire" unter Reichardts Leitung zur Darstellung kommen; er hatte für diese Gelegenheit einen Prolog verfaßt, den Wilhelm Henster vor dem Hofe sprechen sollte. Es gereicht dem Jüngling zur Ehre, daß er ungefähr im Tone Ferdinands von Walter anwortete; doch ließ er sich endlich bereit finden, da man sich von dieser Leistung auch für das Reichardt'sche Theater Vortheile versprach. Nach der Aufführung wurde auch Tieck der Gräfin vorgestellt. Die Neigung zum Schauspielerstand wurde bei ihm immer mächtiger; ja nach beendigter Schulzeit wäre er unzweifelhaft in denselben eingetreten, wenn ihn nicht der im Uebrigen duldsame Vater mit seinem Fluch bedroht hätte.

Wahrscheinlich bezieht sich auf den eben erwähnten Verkehr Reichardts mit dem Hof und der mächtigen Dame Goethe's Xenion:

An mehr als Einen.

Einst hab ihr die Großen beschmaust, nun wollt ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe gefehn.

Im Jahr 1790 nahm der von Allen geliebte Friedrich Toll Abschied, um die Universität Frankfurt zu besuchen. Der angestrengte Fleiß, durch welchen er sich zu einer ungewöhnlichen Laufbahn vorbereiten wollte, dann die Sehnsucht nach der Geliebten, auf welche er seinen Ehrgeiz, sa seine ganze Zukunft bezog, nagten an seiner Gesundheit. Ein kurzer Besuch in Berlin steigerte nur die Aufregung; gerade der Umstand, daß seine Neigung erwiedert wurde, mußte ihn zu fieberhafter Thätigkeit anspannen. Ein Nervenleiden kam hinzu, und nach kurzer Frist war für sein Leben

Digitized by Google

keine Hoffnung mehr. Seine Freunde schrieben deßhalb an Tieck und drückten ihm zugleich den Wunsch aus, daß Marie Alberti nach Frankfurt kommen möge, um vielleicht durch ihr Erscheinen günstig auf ihn zu wirken.

Ludwig setzte Reichardt hiervon in Kenntniß und machte sich dann, wie er ging und stand, zu Fuß auf den Weg nach Frankfurt. In rastloser Eile, zuweilen laut aufweinend, gelangte er in später Nacht, vom Herbstregen durchnäßt, in ein Nachtquartier. Am folgenden Tag kam er im Sterbhaus an, wo bereits die Leiche des Freundes auf der Bahre ausgestellt war; die Zugführer wollten anfangs den verwahrlosten Fremdling nicht herantreten lassen.

Gewiß fehlte es bei dem Begängniß eines so trefflichen Commilitonen nicht an bestorten Stäben und dem herkömmlichen Prunk. Der Oberconsistorialrath Steinbart, ein berühmter Theolog seiner Zeit, hatte für die Todtenfeier einen Redner zu bestimmen. Seine Wahl traf einen Studenten der Theologie, der etwas älter und gesetzter als die übrigen war; früher hatte derselbe ein sehr bewegtes Leben geführt, ja er war zwei Jahre lang als Schauspieler herumgezogen; jetzt war er der Wissenschaft mit solchem Eifer zugethan, daß er, als Studensitzer, unter den Hochschülern kaum bekannt war. Dies war der später so berühmte Heinrich Ischokke aus Magdeburg. Er ward durch den Auftrag des Professors, den er hoch verehrte, nicht wenig überrascht. „Wahrscheinlich, sagt er in seiner Selbstschau, hielt er mich für einen Freund des Verstorbenen (Ischokke nennt ihn Trolt), an dessen Person ich mich kaum erinnerte. Doch war mir der Auftrag viel zu willkommen, dem Liebling unter meinen akademischen Lehrern gefällig zu werden. Ich hielt die Rede, anfangs nicht ohne Herzpochen, vor einer großen Trauerversammlung von Verwandten des Todten, Professoren und Studenten; hielt mich aber bald in höherer Zuversicht begeistert, als ich rings umher Augen erblickte, die sich feuchteten. Weil die Anwesenden nachher gütig genug waren, das Rednertalent eines ihnen bis dahin unbekannten jungen Menschen nach der Anzahl der Thränen zu würdigen, die sie selbst vergossen hatten, konnt' es nicht fehlen, daß der Sprecher einige Aufmerksamkeit erregte. Die Studenten drängten sich traulich an mich, und der Himmel weiß, wie viele derselben mir beim nachfolgenden Trauermahle ein brüderschaftliches „Schmollis" zutranken."

So machten die beiden Dichter, welche später in so verschiedener Weise die beliebtesten Erzähler wurden, die erste ebrüßächliche Bekanntschaft. Ein größerer Gegensatz konnte kaum erdacht werden; Ischokke war durch seine Erfahrungen männlich geworden, strebte mit klarem Ernst nach einer bestimmten Thätigkeit und war der genialen Ungebundenheit, die er buchstoßest hatte, überdrüssig; das studentische Zerrbild der Freiheit war ihm lächerlich. Wie er etwas derb erschien, so war Tieck zart und fein gebaut, senstiv und jedem Eindruck offen, zu Zweifeln und Schwermuth geneigt und vom Sehnen nach einem freieren, dichterisch gehobenen Dasein erfüllt.

Kurze Zeit nachher schrieb Ischokke den Abälline und Tieck den Abdallah.

Das Reichardt'sche Haus hielt sich nur noch ein Jahr lang. Der Kapellmeister sollte zur Eröffnung des Carnevals (1791) eine Oper „Olympia" zur Aufführung bringen, konnte sie jedoch wegen Kränklichkeit nicht beendigen. Dies gab den Gegnern Veranlassung, ihre Ränke spielen zu lassen; seine revolutionäre Gesinnung wurde besonders hervorgehoben, und mehrfeitig getränkt kam es um seine Entlassung ein. Der König gab sie nicht, erlaubte ihm aber, mit Bezug seines vollen Gehaltes drei Jahre auf seinem Landsitz in Gibichenstein zuzubringen. Im Jahr 1792 reiste er nach Paris; eine Frucht seines zweiten Aufenthaltes in Frankreich war das Buch „vertraute Briefe" in Folge dessen er seinen Abschied wirklich erhielt. Die Familie Alberti war bereits nach Hamburg zurückgekehrt; hier wohnte nun auch Reichardt eine Zeit lang und gab das Journal „Frankreich" heraus, dem bald ein zweites unter dem Titel „Deutschland" folgte. Die demokratische Tendenz dieser Zeitschriften brachte ihm Goethe's und Schillers Feindschaft zu wege; sein heftiger Ausfall gegen den letzteren drohte einen Streit zu entfachen, der nur durch Goethe's weises Zaubern eingeschläfert wurde. Der König von Preußen benahm sich gegen den revolutionären Künstler großartiger als unsere großen Dichter; er übertrug ihm in Halle das obenerwähnte sehr einträgliche Amt, bei dessen Ausübung er auch seinen ländlichen Wohnsitz in Gibichenstein einnehmen konnte *).

In diesen heiteren Aufenthalte wurde auch im Jahr 1796 die Vermählung des dreiundzwanzigjährigen Tieck mit Amalie Alberti vollzogen.

Der Parasitismus in der Natur.

Von Hermann Klos.

(Schluß.)

Sei dem zuletzt wie ihm wolle, man sieht, daß der Schlüssel zur Aufhellung schwieriger Probleme nicht immer an der Stelle zu suchen ist, wo er eben hineinpassen soll; und es wird wohl Niemand bestreiten, daß es mehr als eine müßige Grillenfängerei ist, wenn auch die Fliegen an der Wand etwas aufmerksamer besehen werden.

Doch endlich auch der Mensch kann von parasitischen Bezetabilien bewohnt sein. Diese rufen dann allerlei Beschwerden, meist äußerlicher Natur, hervor. Erst in letzterer Zeit hat man die Verbreitung einiger derselben genauer studirt, und bei manchen weiß die Kunst bereits vollständig Herr darüber zu werden. Man geht hier nicht wie früher dem sichtbaren hervorgerufenen Uebel, sondern dem als ursächliches Moment erkannten Vegetabil selbst zu Leib. Ist diese bei alle dem gar nicht leichte, sondern recht mühetiefe Aufgabe gelungen, ist der Parasit bis auf das letzte Keimkorn ausgerottet, so ist die Radikalcur dieser und jener ehedem für unheilbar oder erblich erachteten Krankheit beendigt.

Es liegt nahe, daß mit der Eröffnung neuer Erkenntnißwege auch neue Hoffnungen emportauchen, der Grundursache von verschiedenen Plagen auf die Spur zu kommen, an denen sich die Combination und der Scharfsinn vergebens abgemüht hat. Und so konnte es denn auch nicht fehlen, daß man für einzelne Epidemien, die plötzlich auf einem begrenzten Landstrich auftraten, als seien sie aus einer unsichtbaren Wolke herabgeregnet, feinste organisirte Körperchen nicht für undenkbar hielt, nachdem die chemischen Analysen der Luft und aller Aufwaud von Meteorologie u. s. w. bislang zu gar keiner Aufklärung geführt hatte. Man geht dabei von der Vorstellung aus, daß ähnlich den Umsetzungen, welche die Hefezellanze im Nebensaft hervorruft, solche Keime, nachdem sie durch Contakt, durch die Athemwege einverleibt wurden, in den Kreislauf gelangen und sich entwickeln. Diese Entwickelung wäre dann die Krankheit selbst, der das Individuum entweder unterliegt, oder von der es, wenn die Gährung überstanden wird, genesst. Namentlich wurde die indische Cholera, welche auf ihrer Rundreise um den Erdball tausenden von Beobachtern das Räthsel der Sphinx vorgelegt hat, auch von diesem Gesichtepunkte aus einer Beleuchtung unterworfen. Man hat sogar Formen beschrieben und abgebildet, welche die Erufte der Krankheit begleiteten, ist aber noch zur Stunde den Nachweis des causalen Verhältnisses ganz und gar schuldig geblieben. Zum mindesten ist aber diese Hypothese ebenso berechtigt, wie viele andere weit allgemeiner feemulirte von Luftmischung, positiver und negativer Electricität, Ozon und anderen Atmosphärilien. Wir haben vorhin gesehen, daß eine ganz junge Wissenschaft in einer neuen Richtung zur Ordnung und Berechnung verwickelter Faktoren, selbst bei einfachen niederen Organismen, noch mit dem Einmaleins

*) Zwischen Goethe und Reichardt fand noch bei Schillers Lebzeiten eine Aussöhnung statt; war ja Goethe human genug, später selbst den alten Nicolai in einer Recension (Werke XI, 187) als einen unermüdlichen Gönner, einen trefflichen Mann zu bezeichnen! — Bei Körk (Ludwig Tieck, I, 217) ist des jüngeren Nicolai Todesjahr angegeben; der ältere starb 1811.

Digitized by Google

ringt. Wir sind daher noch unendlich weit davon, für den zusammengesetzten thierischen Organismus mit irgend einer Wahrscheinlichkeit, nach Analogie des oben mitgetheilten Beispiels, dem Vergleiche, die Menschen stürben gerade wie die Fliegen, am Ende eine inhaltschwerere Bedrunung unterlegen zu dürfen, als die triviale Redensart vermuthen läßt.

Nun kann aber schließlich die Frage gestellt werden, was im Bestätigungsfalle, daß der Parasitismus eine noch kaum geahnte Ausbreitung hat, die Wissenschaft zur erfolgreichen Gegenwehr in Aussicht nimmt. Hier muß jedoch schon das Geständniß vorausgegriffen werden, daß die Erwartungen auf einen unfehlbaren Widerstand um so geringer zu stellen sind, jemehr die Ueberzeugung von der Kraft gewinnt, daß der Parasitismus ein Theil der auf dem Erdkörper stattfindenden, überall verbreiteten Lebenserscheinungen ist, über deren Bestehen wir mit dem Schöpfer nicht rechten können; und gegen welche der Mensch beinahe so ohnmächtig als gegen verheerende Elementarkräfte dasteht.

Mit den gefährlichsten Raubthieren ist die Cultur auf einzelnen Landstrecken zum Abschluß gekommen; Wölfe, Bären, Adler sind dort, wo fast jede Spanne Landes von der Pflugschaar umgeworfen wird, eine vereinzelte Erscheinung, eine angestaunte Rarität. Der Auerochse, der auf unseren Fluren und Triften eine sehr unangenehme Begegnung wäre, ist in das Dickicht der lithauischen Wälder zurückgedrängt, und genießt nunmehr als eine Seltenheit, selbst in seinem engeren Vaterland, bei Todesstrafe des allerhöchsten Schutzes, damit das hehre Wildpret nicht vollends ausstirbt. Die Naturgeschichte kennt manche Thiere, welche nach der letzten Umwälzung der Erdrinde von dem Schauplatz verschwunden sind, wie der Dronteogel in Australien, oder deren zunehmende Seltenheit das Aussterben vermuthen läßt, wie z. B. der Steinbock.

Was will aber all dieses heißen gegen den Heerwurm, gegen die Processionsraupe? Und doch sind wieder diese Zahlen, die dem Menschen zum Theil unüberwindlich erscheinen, noch verschwindend klein gegen das numerische Aufgebot von unsichtbaren, lebensfähigen, und auch wohl sehr lebenszähen Formen, deren durchdringende Verbreitung dem damit vertrauten Forscher kein Geheimniß ist, und deren erst einige als mächtige schadliche Potenzen erkannt worden sind.

Um den annäherungsweisen Begriff davon zu geben, wie die Massenhaftigkeit derartiger unbedeutender Größen sich bisweilen dem bloßen Auge in auffallender Weise offenbart, braucht nur an den sogenannten rothen Schnee erinnert zu werden. Man liest zuweilen in öffentlichen Blättern, daß in der Schweiz oder anderen Schneeregionen eine blutrothe Schicht auf der weißen Decke die Aufmerksamkeit nicht nur der Naturforscher, sondern der ganzen Bevölkerung auf sich zieht. Ohne die prächtig rothe Farbe, durch welche die Erinnerung von kleinen runden Körpern sich kund gibt, wären diese dem Blick entgangen. Sie sind wahrscheinlich die Keimkörner einer Alge, und aus unbekannter Quelle, unstreitig durch die Lüfte in Menge dahergeführt; sie fallen, wie kaum zu bezweifeln, auch an anderen Stellen nieder, und fordern nur vorzugsweise da zur Beachtung auf, wo die Weiße des Schnees eine contrastirende Unterlage abgibt. Von den größten dieser Körperchen haben etwa 4000 auf einer Quadratlinie neben einander Platz. Wie viele mögen nun dazu gehören, um auf weißen Flächen hin als eine lebhaft gefärbte Schicht zu Tage zu treten?

Nicht weniger bekannt ist das berüchtigte und zuletzt berühmt gewordene Phänomen der blutenden Hostie. Hier hat ein Fadenpilz mit rothem Farbestoff manches alte Mütterchen als Hexe zum Scheiterhaufen geführt. Nunmehr weiß man, daß alle amylonhaltigen Stoffe: Kartoffeln, Brot, Oblaten, mitunter auch animalische Substanzen epidemisch, meist aber nur lokal davon ergriffen werden können. Mir selbst ist die Erscheinung zufällig begegnet, indem auf einer acht Tage alten Stärkeablechung rothe Flecke zur Wahrnehmung kamen, die anfangs übersehen, für ausgespritzte rothe Dinte gehalten wurden und erst durch rasch zunehmende Tiefen- und Breitenausdehnung die sorgfältige Prüfung eines sehr dankbaren Objektes veranlaßten. Die Dicke eines Fädchens beträgt $^1/_{400}$ Linie. Es mag dem Liebhaber überlassen bleiben, zu tarren, wie viele solcher Pflänzchen zu einem so intensiven Roth erforderlich sind.

Was soll unterdß diese Abweichung von dem ursprünglichen Thema mit dem Parasitismus zu thun haben, da diese farbstoffgebenden Pilze höchstens eine naturhistorische Curiosität, allenfalls ein Mißstand in einem versteckten Küchenschranke oder ein längstabgethaner Schrecken aus dem Zeitalter der Hexenprocesse sind?

Allerdings bin ich im Stande, diese Abweichung sofort zu rechtfertigen. Das Zimmer, wo die Sache beobachtet wurde, ist geräumig, ziemlich sonnig, durchaus trocken, und fast Tag und Nacht dem Luftzuge ausgesetzt. Zu demselben wurde mehrere Jahre hindurch mit Chemikalien gearbeitet. Es hat nicht an Schwefelräumpfen, Chlorgas, salpetrichter Säure, Tabakrauch und Asche und verschiedenen scharfen Agentien gefehlt. Es ist oft wiederholt mit Lauge gescheuert und getüncht worden, kurz es geschah mehr, als je einem Kartoffelfelde oder einem Weinberg zum Schutz und Trutz gegen das Erkranken ihrer Pflanzen widerfahren darf. Nichtsdestoweniger haftet auf jenem sonst ganz wohnlichen Gelaß der specielle Bann, daß der rothe Pilz seit Jahren unvertilgbich, aber auch nur dann spukt, wenn aufgekochte Kartoffelstärke 8—14 Tage lang den günstigen Boden zur Wiederbelebung einiger weniger irgendwo verborgen gebliebener Keimkörner darbietet, während in einem anliegenden Zimmer das mit Absicht vorgenommene Experiment noch nicht zu Stande gebracht werden konnte.

Erwägt man nun nach dieser schlichten Erfahrung im Kleinen, was von den bisher angewandten Mitteln gegen die parasitischen Krankheiten der Culturpflanzen Tröstliches zu erwarten ist, oder was überhaupt nach dem jetzigen Bestand des menschlichen Wissens ersonnen werden kann, wenn auf einem Flächenraum von vielen Quadratmeilen urbaren Bodens ganz gesunde Felder inmitten der kranken liegen, so nähern sich jetzt schon, wo kaum die erste flüchtige Umschau auf dem seindlichen Gebiete angefangen hat, die Zweifel an einer rationellen Gegenwehr der verzweifelnden Gewißheit.

Und auch mehr wird in dem gar nicht undenkbaren Falle, daß für diese oder jene mörderische Epidemie unter den Thieren und unter den Menschen ein von außen eindringender Organismus als Grundmoment erwiesen werden sollte, jetzt schon die Unausführbarkeit eines allgemein durchgreifenden Radikalverfahrens einleuchten und sich Alles auf die thunlichste persönliche Nothwehr beschränken. Zu allen Zeiten haben Landplagen jeder Art die Saaten, die Heerden und den Menschen decimirt. Für viele sind die Ursachen Jedermännlich klar, sewohl für das gewöhnliche Auge sichtbar, als für die Hände greifbar. Werden sie deßhalb auch allerwärts ergriffen, und wo die Abhülfe bekannt ist, beseitigt?

Das Kräftemaß der menschlichen Gesellschaft vermag kaum den größten Buchstaben zu bewältigen. Was soll man nun Erfolgreiches ausdenken, wenn der pflanzliche Parasit, wie der Hagelschlag und die Wanderheuschrecke, sein Dasein gewöhnlich erst dann beurkundet, nachdem alle Hülfe zu spät oder unerschwinglich ist? —

Doch sollte deßhalb, weil im Voraus begründete Zweifel an einem Gelingen sich erheben, der Versuch stille sitzen und dem Zufall, wie es gerade über einem Himmelstriche schwebt, unthätig und in dumpfer Ergebung sich beugen? Dieß darf er nicht, er kann es nicht und wird es nie thun, sonst hört er überhaupt auf zu existiren. Und wenn alle Anstrengungen der Wissenschaft wenigstens das letzte trifftige Warum ermitteln und feststellen, was man nicht thun soll, so ist es an sich schon ein großer Gewinn, bewußt zu sein, wo man sich auf einem Irrwege befindet, und dieser Gewinn ist ganz unschätzbar zur Zeit einer allgemeinen Calamität, um nicht nutzlos Menschenkräfte zu vergeuden und nicht durch Ueber-

Digitized by Google

spannung Indolenz herbeizuführen, wo eine gewisse Dehnsamkeit des Geistes und Ausdauer vor allen Dingen noth thut.

Ich habe versucht, in kurzen scharfen Zügen den Standpunkt zu schildern, von welchem aus die Naturforschung einen Gegenstand zu bearbeiten beginnt, dessen Ansprüche auf fernere ernste Beachtung mit jedem neuen Zuwachs unerbittlicher werden. Der angedeutete Standpunkt ist zwar nicht gesichert gegen den Vorwurf der Einseitigkeit, selbst der Unreife. Er erfährt aber nachgerade weniger Widerspruch als ehedem, wo er isolirt und noch unbegriffen war. Es konnte die Absicht nicht sein, auf die Einzelheiten der Diskussion hier einzugehen; wohl aber dünchte es mir der Mühe werth, zur Orientirung in einer recht wichtigen Frage, auf dem überreichen Material einige der bemerkenswerthesten Umrisse herauszuheben und in einem gemeinschaftlichen Rahmen einer gemeinschaftlichen Beachtung zu würdigen.

Neue Bücher.

Die Geschichte der Griechen, von Max Duncker*). — Dieses Buch bildet den dritten Band der Geschichte des Alterthums des Herrn Duncker, deren beide erste Bände dem Unterzeichneten nicht zu Gesicht gekommen sind. Ich muß dies bemerken, weil ich mich blos auf den vorliegenden Band mit meinem Urtheile beschränke. Da Herr Duncker die alte griechische Welt, Geschichte, Religion, Sage, Literatur u. s. w. abhandelt, so kann in dieser Zeitschrift nur von einem allgemeinen Urtheile die Rede sein, dessen Ausführung mehr Raum erfordert, als eine der Alterthumskunde nicht speciell gewidmete Zeitschrift gewähren kann. Bei einem solchen Buche kommt es darauf an, ob der Verf. die wissenschaftlich bewährtesten Forschungen sich angeeignet und seine Ergänzungen selbst wissenschaftlich begründet habe, oder ob er ohne gereiftes Studium nach bloßem Wohlgefallen und Vorurtheil gewählt und eigene Einfälle leicht aufgefaßt beigefügt habe. Mein Urtheil lautet dahin, daß Herr Duncker mit vielem Selbstvertrauen und geringer Reife den letzteren Weg eingeschlagen habe, auf welchem er den Leser mit einer etwas emphatischen Tonart zu unterhalten beliebt ist. Diesen Ausspruch vom Anfange des Buches bis zu seinem Ende auf das Genauste zu beweisen, bin ich gegen die, welche ihn als ungeeignet ansehen sollten, erbötig. Damit aber die Leser dieser Zeitschrift wenigstens eine kurze Notiz von dem unwissenschaftlichen Verfahren des Herrn Duncker in einem Gebiete, welches wegen seiner Unsicherheit eine wissenschaftliche Behandlung doppelt und dreifach erheischt, erlangen, will ich einige wenige Beispiele, welche eine kurze Behandlung zulassen, vorlegen, und dabei sogar ohne Weiteres die Annahme der Hauptsache zugeben und blos die Ausführung in ihrer Unbesonnenheit und Uebereilung berühren.

Den Hermes hat einer, ich weiß nicht wer, für einen Gott des Regens erklärt, und Herr Duncker nimmt diesen wunderlichen Einfall als eine ausgemachte Wahrheit an. Es sei. Hermes raubt dem Lichtgotte Apollon die Rinderheerde und treibt sie nach Pylos, wo er das gestohlene Gut in einer Höhle einschließt. Dies erklärt der Verf. also: die Rinder Apollons sind Wolken und dieses Mährchen besagt, daß Hermes mit diesen Wolken nach dem Peloponnes und drüber hinzog. Daß Apollon ein Wolkengott sei, daß seine Heerde die Wolken bezeichnen, wäre des Beweises bedürftig, doch es sei. Da Indien hier helfen müßte, so soll auch Herr Langlois Recht haben, welcher in seinen vielfach erspriesslichen Noten zum Rig-veda alle Rinder, von welchen in diesen Hymnen die Rede ist, für Wolken erklärt, und Herr Benfey, welcher in seinen Noten zum Samaveda die von Panin gestohlenen Rinder für das Tageslicht erklärt und den Diebstahl des Panin mit dem des Hermes vergleicht, soll statt Recht Unrecht haben. Es sei. Wie aber der, welcher die Wolken diebisch entwendet und in einer Höhle verschließt, mit dieser Handlung regne, ist unbegreiflich, denn etwas stehlen und verstecken, bedeutet doch nicht ein Land mit einer Sache beglücken. Indien bietet einen Hund Sarama (Saramayas) dar, welcher dem Himmelskönig Indra die Rinder hütet, und Hermes soll dem Namen nach derselbe sein. Der Hund schützt die Heerde gewiß auch gegen Diebe, und so wäre Hermes denn am Ende der Dieb der Heerde und der Hund, welcher sie gegen den Dieb beschützt, in einer Person. Daß in Pylos, laut der Iliade, eine Unterwelt war, muß bei Mythen, welche sich auf diese Lokalität beziehen, nicht außer Acht gelassen werden, da es gar leicht sein kann, daß eine Fabel mit Pylos die Unterwelt meint.

In Athen war es ein heiliger Brauch, weibliche Kinder zu Bärinnen der Artemis zu weihen, welche selbst auch eine Bärin war. Diese Göttin war eine Mondgöttin, sagt der Verf., wie es eine herkömmliche, schon sehr alte Ansicht ist. Es sei. Weil der Mond eine kurze Zeit unsichtbar ist, so wird sie, sagt derselbe weiter, als die in dem Waldesdickicht sich versteckende Bärin bezeichnet, und darum heißen jene Mädchen zu ihrer Ehre Bärinnen. Jene Zeit der Unsichtbarkeit des Mondes ist eine äußerst kurze und kehrt in einem Jahre ein Dutzendmal wieder, der Bär müßte also die Eigenthümlichkeit haben, sich häufig auf einige Zeit unsichtbar zu machen, um als Sinnbild für jenes Verhältniß zu passen. Worin aber dieses kurze Unsichtbarsein des Mondes so wichtig sein sollte, daß jene Mädchen deßhalb als Bärinnen geweiht wurden, und welches der passende Grund für diese Weihe war, hat der Verf. nicht angegeben, sondern es bei seinem Einfall gelassen. Der Bär war wegen seines Winterschlafs bei den Griechen ein Sinnbild des Winters, eben so im Norden, weßhalb er in der germanischen Mythologie als solches erscheint, und in der griechischen, welche die winterliche Unthätigkeit der Natur beim Himmelskönig so ausdrückt, daß sie sagt, dem Zeus seien die Sehnen ausgeschnitten und in ein Bärenfell gewickelt versteckt worden, d. h. Zeus habe während des Winters keine Kraft, dem Himmel fehle während dieser Zeit die zeugende Wirksamkeit. Da Artemis eine der Formen der großen Natur- oder Lebensmutter ist, so heißt sie wegen des Winterschlafs der Natur Bärin, und die ihr geweihten Mädchen sind Bärinnen während der Unthätigkeitszeit ihrer Natur bis die Mondabkehr eintritt, denn mit dieser hörte jene Weihe auf.

Die Danaiden sind Duellen, 50 an der Zahl, weil diese Zahl die Bielheit andeutet, und ihre Freier, die Söhne des Aegyptos, welche von ihnen in der Verwählungsnacht getödtet werden, sind die 50 Hunddtage. Es sei. Herr Duncker übergeht nachzuweisen, wie ein Volk dazu kommt, die wasserhaltigen Quellen zu einem Bilde einer ewig unvollendeten Arbeit zu machen, denn die Danaiden schöpfen in der Unterwelt mit einem Siebe Wasser in ein durchlöchertes Faß. Das Quellwasser ist doch nicht, so wie es hervorkommt, wieder verschwunden, und wenn Quellen während der Hundstage versiegen, schöpfen sie nicht ununterbrochen, worauf grade die Fabel es abgesehen hat. Auch fehlt der Nachweis, warum eine Danaide ihren Freier verschont, so daß ihre Zahl sich auch in einer Hinsicht auf 49 stellt. Ferner ist nicht nachgewiesen, daß die Griechen den Glauben hatten, der Hundsstern und die Hundstage lämen aus Aegypten, wo grade dieser Stern, welcher die Nilüberschwemmung brachte, der größte Segner des Landes war. Auch davon ist nichts gesagt, daß Lynkeus, der verschonte Sohn des Aegyptos in Argos, göttlich verehrt ward, und daß dieses der Name eines messenischen Dioskuren ist. Warum denn ein verschonter und sogar verehrter Hundstag? Vier Brunnen waren den Danaiden geweiht, wie Strabon meldet. Wie vereinigt sich diese Zahl, welche seine Vielheit bezeichnet, mit dem Einfall des Herrn Dunker, und warum erklärt er sie nicht? Alles ist von ihm übergangen und weggelassen, was zu dieser Fabel gehört, und nur ein unreifer Einfall ist dem Leser vor die Augen gestellt.

Die Dioskuren gelten Herrn Duncker für die Strahlen der aufgehenden Sonne, woraus später Morgen und Abend oder Tag und

*) Berlin, Duncker und Humblot.

Digitized by Google

Nacht geworden sei, wobei er sich auf die Mythologie des Herrn Preller, welche mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist, berief. Wir wissen nur von zwei Dioskuren, und es wäre daher, wenn der Verf. sie für die Strahlen der aufgehenden Sonne hält, seine Aufgabe gewesen, ihre Zweiheit zu erklären, weil es nicht in der Natur der Sache liegt, der aufgehenden Sonne oder ihren Strahlen diese Zahl zuzuschreiben. Diese fand aber schon frühe so fest, daß wir in den Veda's bereits sehen, wie sie nicht mehr abzuändern war, denn als man der auf- und untergehenden Sonne den Mittag zufügen wollte, nahm man seine drei Açwins an, sondern half sich ziemlich wunderlich, indem man ihnen einen dreirädrigen Wagen zuschrieb u. s. w. Ob die Arier in Persien es eben so machten, können wir nicht wissen, denn bei ihnen gingen die Açvins so unter, daß nur eine Stelle im Zendavesta ihrer erwähnt, die aber sogar auch in der Tradition erloschen ist, wie Anquetil du Perron's Mittheilung derselben zeigt.

Bellerophontes, welcher von dem geflügelten Rosse aus die Chimära tödtet, gilt Herrn Duncker ganz gleich dem persischen Verethraghna, denn Veretra und Bellerés sind ihm nur verschiedene Formen eines Wortes. Wer ist der Verethraghna? Da er unter die Amschaspands gesetzt worden bei der Umbildung der persischen Lehre, so müssen wir ihn aus dem indischen Vritraghna erkennen, und dieser ist Indra, der Himmelskönig. Bellerophontes gehört nach Lykien, Apollon ebenfalls, welcher in Griechenland den Python tödtet, der wie Chimära die Winternässe bezeichnet, welche durch den Frühling beendet wird. Wer nun die Einerleiheit des Bellerophontes und Veretraghna lehren will, hat zu beweisen, daß nicht der lykische Licht- und Frühlingsgott unter Bellerophontes gemeint sein könne, sondern daß dieser wirklich der Himmelskönig sei.

Doch ich will nicht weitere Beispiele anführen, denn die angeführten reichen hin, um die unwissenschaftliche Behandlung solcher Dinge, welche sich Herr Duncker erlaubt hat, darzuthun, und wollte ich noch einige Dutzende anführen, so würde dies nicht mehr beweisen. Diese Beispiele aber sind nicht ausgewählt, als seien sie vorzüglich misstrathen, sondern nur weil sie verhältnißmäßig kurz abzuthun waren. In wiefern das ganze Buch sich eigne, über das griechische Alterthum, selbst wenn man Alles, was darin steht, für wahr wollte gelten lassen, eine genügende Belehrung zu geben, oder ein anschauliches Bild des altgriechischen Lebens, will ich kein Wort sagen, denn ein Urtheil ohne Beweis mag ich nicht geben, zum Beweise aber gehört ein viel größerer Raum, als diese Zeitschrift diesem Gegenstande widmen kann. Doch, wie schon bemerkt, mache ich ich mich anheischig, dem wer glaubt, mein Aussprach, dieses Buch leide an Unreife und Unwissenschaftlichkeit, sei nicht der Wahrheit gemäß, ihn auf das Genauste zu beweisen.

Konrad Schwenck.

Reisen in Canada und durch die Staaten von New-York und Pensylvanien von J. G. Kohl. Cotta'scher Verlag 1856, 576 S. — Welcher Wechsel der Zeiten! Wie sind seit Duden's Werk die Lobpreisungen der Vereinigten Staaten auf einander gefolgt, und jetzt gebärt ein gewisser Muth dazu, in der Union mehr zu finden als Nativisten und Knownothings, Mormonen und Sklavenhändler, Loafers und Rowdies, Irländer und Humbug, Bowiemesser und Revolvers. Aber es gibt doch außer den großen Städten, welche ihren cosmopolitischen Charakter und ihr cosmopolitisches Gesindel haben, und außer den Colonien der Colonien, den Gebieten des fernen Westens, Californien, Arkansas, Neu-Mexico, wo eben gesetzliche Zustände sich erst zu bilden anfangen, noch manchen Strich, der freilich von der großen Schaar der Reisenden nicht so gründlich besucht zu werden pflegt, wo jene echt republikanische Bevölkerung wohnt, die dem Staatswesen einen Stempel aufgedrückt hat, der wohl durch vorübergehende Ereignisse verwischt, aber doch nicht ausgelöscht werden kann. Mancher alte Staat kann sich an dem materialistischen Amerika ein Muster nehmen. Nehmen wir einmal den statistischen Quartband von 1022 Seiten über den Census von 1850 zur Hand, auf welchen Census über 2 Mill. Gulden verwendet wurden, und fragen wir, welcher deutsche Staat eine so umfassende Statistik aufzuweisen hat? Wo ist eine zweite Anstalt in der Welt, wie die Smithsonive Institution in Washington, welche auf die uneigennützigste Weise und ohne den mindesten Anspruch auf Gegenseitigkeit nicht nur ihre eigenen, höchst werthvollen und umfangreichen Publicationen an 362 Gelehrtenvereine und Büchersammlungen, wovon auf Deutschland 110 und auf unsere Stadt 2 kommen, versendet, sondern auch noch die Uebersendung der Schriften zahlreicher anderer gelehrten amerikanischen Gesellschaften vermittelt? Ist nicht wie Reform des Gefängnißwesens von Amerika ausgegangen, sind nicht Irren- und Krankenanstalten schon längst trefflich geordnet, und wie viele alte europäische Staaten müssen beschämt die Augen niederschlagen, wenn gar von dem Volksschulwesen die Rede ist? Das alles sind denn doch Bestrebungen, die mit dem Dollarsverdienen nicht ganz direct zusammenhängen. Mit diesen wenigen Bemerkungen wollten wir den Leser in den Stand setzen, zu beurtheilen, was er in dem Kohl'schen Buche zu erwarten hat, soweit sich das nicht aus dem Namen des bekannten Autors von selbst ergiebt. Wir wollen nur noch bemerken, daß wir hier eine der gelungensten Werke von Kohl vor uns haben, daß die mehrjährige Pause günstig gewirkt, und daß seine Kleinmalerei gerade in diesen großen, gewöhnlich mit breiten Pinselzügen gemalten Verhältnissen und Landschaften Stoff zu einer Menge neuer und anziehender Bemerkungen über Land und Menschen findet. Ueberall sind es die geistige Cultur, die geographischen Verhältnisse in ihrer Wirkung auf den Menschen, die nationalen Verhältnisse, was ihn am meisten fesselt. Zwei unterjochende Nationalitäten, die deutsche in den Vereinigten Staaten und die französische in Canada, bieten reichen Stoff zu seinen Bemerkungen. Wenig tröstlich ist es freilich, wenn wir lesen, daß in Westpoint, trotz unserer Scharnhorst, Clausewitz, Pönitz ꝛc. und obgleich mehr als ein Drittel des amerikanischen Heeres aus Deutschen besteht, den Offizierszöglingen kein deutscher Unterricht ertheilt wird. Daß sie die spanische Sprache erlernen, dürfen wir freilich nur so deuten, daß spanisch redende Länder als nächstes Ziel der Thätigkeit amerikanischer Landtrapper betrachtet werden. In Canada findet der Vfr., der gewöhnlichen Ansicht entgegen, nicht den Apfel, bereit, der Union in den Schooß zu fallen, sondern ein in kräftiger Weise sich entwickelndes Land, wo das angelsächsische Element sich ebenso bewährt, wie südwärts der Seen und wo der Fortschritt manchen Städte mit dem der Freistaaten gleichen Schritt hält. So zählte das 1794 gegründete Port 1801: 336, 1852: 30763, Toronto 1820: 1336, 1852: 30775, das 1813 erbaute Hamilton 1836: 2846, 1852: 14200 Einwohner. Dabei herrscht ein reges geistiges Leben. Einzig in seiner Art vielleicht ist das in Toronto, wo auch das Schullehrerseminar sich befindet, bestehende Public-Library-Book-Depository, eine Art Mutterbücherssammlung von 100,000 Bänden nützlichen und unterhaltenden Inhalts. Wenn irgend eine Anstalt oder eine Gesellschaft des Landes eine Bibliothek zu besitzen wünscht, so braucht blos der Betrag der zu verwendenden Geldmittel und das Verzeichniß der gewünschten Werke eingesandt zu werden. Die Anstalt liefert nicht nur die Bücher 25 % billiger, als der Buchhändler, sondern sie fügt auch noch für eine im Verhältniß zu dem Betrag der Bestellung stehende Summe Werke nach eigener Wahl unsonst hinzu. In den ersten neun Monaten nach seiner Eröffnung, (November 1853) hat diese Anstalt bereits 63,000 Bände vertheilt. Wir glauben, daß für heute das Gesagte genügen wird zum Beweis, wie viel Eigenthümliches und Neues trotz der massenhaft angewachsenen Literatur über die Vereinigten Staaten, in der liebenswürdigsten Weise des Vers. vorgetragen, hier sich findet und empfehlen das Buch der Kenntnißnahme unserer Leser.

Dr. W. St.

Digitized by Google

Feuilleton.

— **Schiller's Liebeserklärung.** Das eben erschienene köstliche Buch: „Schiller und Lotte" (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung) enthält den Briefwechsel Schillers mit seiner Braut Charlotte von Lengefeld in den Jahren 1788 und 1789; es ist mit zwei Porträts und Faksimile geschmückt. Frau von Gleichen-Rußwurm, die Tochter Schillers, hat sich den Dank Vieler erworben, indem sie das unsere Widersprüchen zurückkränkte, das sie eine Zeitlang von der Herausgabe dieser werthvollen Schätze abhielt. Die hohe Dichter, deren Stellung es war, die ganze Idealität des deutschen Sinnes zum Ausdruck zu bringen, zeigt sich hier der Vorstellung, die wir uns von ihm machen, völlig werth; er und Lotte sind das Muster eines liebenden deutschen Paares, wie die Jugend es sich gerne denkt; der ganze Adel und Zauber, der starken, einfachen, ächten Gefühlen innewohnt, umglänzt ihre schönen Verlobungstage; und so ist der Briefwechsel geeignet, ein Familienbuch, ein Brautgeschenk im edelsten Sinne zu werden. Das Gefühlvolle entsagte im August 1789; Schiller war kurz vorher zum Tag der Eröffnung der Generalstaaten in Paris; als Professor in Jena eingetroffen. Sonst zweifelnd freundlich belehrend, mit Würde scherzhaft, gibt er nun seiner Liebe einen ebenso lebhaften, aber schüchternen Ausdruck, als er den Helden seiner Stücke zu verleihen pflegt. Er schreibt: „Ist es wahr, theuerste Lotte? darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und auf Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraue zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als mir nach beisammen waren, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen und ging, um Ihnen mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Muth verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken; ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werthen, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt und ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständniß zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihr reine und schwesterliche Freundschaft. Und so gab ich wieder Augenblick, wo meine Hoffnung aufstehe, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Mädchen erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles Uebrige zum Opfer zu bringen. Sie konnten ohne mich glücklich sein, aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlt ich lebendig in mir — und vergaß damit ich dann meine Hoffnungen. Sie konnten sich einem Anderen schenken, aber keine konnte Sie reiner und inniger lieben, als ich. Keinen konnte Ihre Glückseligkeit heiliger sein, als sie es mir war und immer sein wird. Mein ganzes Dasein, alles was in mir lebt, alles, meine Thenerste, wieme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden und Sie immer glücklicher zu machen. Vorerrflichkeit der Seele ist ein schönes und unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe. Unsere Freundschaft und Liebe wird ungerreißbar und ewig sein, wie die Gefühle, woraus wir sie gebunden. — Schmerz ist nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ja gebe alle Freude meinem Leben in Ihre Hand. Ich, es ist schon lange, daß ich sie mit unter keiner anderen Gefahl mehr dachte, als unter Ihrem Bilde. Leben Sie wohl, meine Thenerste. **Schiller.**" — Lotte antwortet: „Schon zweimal habe ich angefangen Ihnen zu schreiben, aber ich kann immer, daß ich zu viel fühle, um es ausdrücken zu können. Caroline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, hebt mich und gläzigen vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft sein, dann ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt. Sie glücklich zu sehen. Alle heute nichts mehr. Zeitlag sehen wir uns. Wie freue ich mich, unsern Körner zu sehen und Sie, Lieber, in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. Hier ist der Brief, den ich Ihnen legt bestimmte. Adieu! Ewig Ihre treue Lotte."

— **Samuel Gutmen.** Vor einigen Wochen wurde das angesehenste Mitglied der Quäkergenossenschaft, der Banquier Samuel Gutmen, in dem Dörfchen Barking, bei Stratford, zur Erde bestattet. Der Leichenzug war so zahlreich, wie man ihn seiten beim Begräbniß eines Privatmannes verstummelt sieht; die Schuljugend der ganzen Umgend erwies dem großen Gönner des Unterrichtswesens die letzte Ehre; alle Läden zu Stratford waren geschlossen. Warum, fragt die Zeitschrift „Freitenspreiß", wird einem Manne, der so großartig und edel wirkte, von den Zeitungen weniger Rücksicht zu Theil, als manchem Beamten oder Kriegsmanne des vierten oder fünften Ranges? Der ehrwürdige Greis gnaß in der City einer angenehmen vorstadtähnlichen Bekanntheit. Von Wuchs und Haltung derb und kräftig, bekleidet er bis zu seinem Ende ein gesundes Wongenrock, von schneeweißem Haar überglänzt; Verstand und Biederkeit leuchteten aus seinem Zügen. Seine großen Reichthümer waren der Ordnung der unteren Klassen, der Förderung des Unterrichts, der Linderung jeder Noth gewidt. Weß Glaubens der Verstorbene sei, fragte Samuel Gurney nicht. Man rechnet ihm nach, daß er für milde Zwecke gegen 20,000 Pfund jährlich, in seinen letzten Millionen Thaler unseres Geldes ausgab; Vieles aber ging im Stillen aus seiner Hand. Seine Schwester war die berühmte Elisabeth Fry, die man wegen ihrer thätigen Sorgfalt um das Loos der Gefangenen und Verbrecher „Engel der Gefängnisse" genannt hat; besonderes Verdienst erwarb sie sich durch Gründung von Schulen für die Kinder der Verbrecher von Newgate. Auf ihren Reisen zeigte es ihr, die Aufmerksamkeit der Menschenfreunde nach dieser Seite zu richten; vorzügliche Anerkennung fand die Streben bei König Friedrich Wilhelm III. — Eher einer solchen Familie!

— **Gutzot über den Protestantismus.** Von der Charakteristik Sir Roberts Peels, mit welcher Gutzot beschäftigt ist, senken wir den zweiten Abschnitt im neuesten Hefte der Revue des deux Mondes. Gutzot berichtet in demselben den Verlauf der Streitigkeiten um Tauli, zu welchen bekanntlich die Missionsgesellschaften den Anlaß gaben. Er sagt bei dieser Gelegenheit: „Es ist eine Behauptung, die als Thatsache angenommen und in den meisten katholischen Journalen sortwährend wiederholt wird, daß sich der Protestantismus durchaus im Verfall befindet, daß er in seinem Schooße fast nur Gleichgültige oder Skeptiker zählt, die sich nach der Rückkehr zur katholischen Kirche sehnen, kurz, daß er allenthalben sich abkühlt und versetzt, wie Leichname thun. Ein merkwürdiges Beispiel des freien Irgentrens, zu welchem die Lebensschaft bringen kann! Ich könnte Thatsachen, welche sich in dieser Verbellung gefallen, nach England verweisen, wo der Glaube und die Lehren der protestantischen Christenthums lebendig verbreitet, eifrig geglaubt sind; ich könnte ihnen zeigen, wie überall, auch in Frankreich, unter den Protestanten der Glaube und der religiöse Eifer sich belebt, neben dem gelehrten oder rohen, fanatischen oder gleichgültigen Unglauben, zu welchem übrigens wahrlich in der christlichen Welt nicht blos die protestantischen Staaten leiden!"

— Die sixtinische Madonna, von Rafael. Der Glanz der Dresdener Gallerie ist auf die einfachvolkste Weise erhaurirt und einfarbig in einem eigens sür sie bestimmten Zimmer aufgestellt worden. Die zieht sich nun von der linken Seite beleuchtet und gegen das Oberlicht gedreht; ihre Wirkung wird durch Einrahmung und architektonische Ausschmückung im Styl des Cinquecento sinnreich erhöht. Das Glas von der Leinwand wegzunehmen, hat man sich nicht zutschließen. Die Art, wie man das Gemälde aufrichte, ohne eine neue Retouche zu wagen, ist bemerkenswerth; die Rückseite nämlich wurde mit Cordova-Balsam getränkt, welcher steuricht, den getrockneten Farben saft weiter die aufbewahrte Energie und Lebendigkeit zu verleihen.

— In Münster erscheint eine Monatsschrift sür christliche Naturkunde. Von den Herausgebern ist Dr. Michelis der bekannteste; er hat in einem „Sendschreiben an Schleiden" die katholische Denkweise gegen die neueren Naturforscher vertreten und wird von den Münchner hysterisch-politischen Blättern als ein sehr angesehener Vorkämpfer bezeichnet.

— Die Brockhaus'sche Buchhandlung und Buchdruckerei, welche im Jahr 1806 zu Amsterdam gegründet, dann nach Altenburg und später nach Leipzig verlegt wurde, hat dieser Tage das Jubelfest ihres fünfzigjährigen Bestandes gefeiert. Der Begründer hatte nie einseitig den Geschäftsvortheil im Auge, sondern förderte thätig die bessere Literatur und verbreitete sich ehrenvoll an dem großen Werke der Volksbildung. Um so erfreulicher und der allgemeinen Theilnahme würdig sind die Erfolge seiner Anstalt. Die Brockhaus'sche Druckerei beschäftigt viermalzwanzig Pressen und zehn Dampfmaschinen, welche letzteren wöchentlich über 300,000 Bogen in die Welt senden. Die Verlagsbandlung zählte im Jahr 1851 bereits einundfünf zweihundert und sechzig Schriftsteller (!), von denen sie Arbeiten veröffentlicht hatte.

— Ein englischer Tourist berichtet, daß das Hotel de France zu St. Malo in der Bretagne Chateaubriand's Geburtshaus ist; daselbst ist schon aus dieses Umstandes willen beständig von Reisenden übersüllt. Das Zimmer, in welchem der berühmte Schriftsteller zur Welt kam, ist einer der geringsten im Haus und das Bett wurmstichig; gleichwohl muß man für jenes Uebernachten in demselben, der Merkwürdigkeit wegen, sünfzehn Francs bezahlen.

— Im December 1788 schrieb Charlotte von Lengefeld ihrem Bräutigam Schiller Folgendes über Goethe: „Das Sie Goethe's Thelnahme an dem Schicksal Anderer haben kennen lernen, freut mich; es hat so etwas Zutrauenerweckendes in sich, daß ich ihm Alles sagen könnte. Ich habe mich schon oft gefreut, wenn ich höre, wie er sich für das Wohl Anderer interessiren kann."

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 30. Frankfurt a. M., den 26. Juli 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Frau von Warens, die Freundin Rousseau's.
Die Astrologie in Rom.
Literarische Glossen. II. Die bedrohte Jugend. Von J. W. A.
Neue Bücher: Gedicht von Hugo Oesterlein. — La France littéraire par Uzeriq et Burgny.
Feuilleton: Heinrich Laube als Vorredner seiner Dramen. — Raabe's „Errungenschaften der christlichen Kunst". — Horace Vernet in Aufstand. — Das Vorbild von Lessing's Alkyd u. s. w.

Frau von Warens, die Freundin Rousseau's.

Gegen Jean Jacques Rousseau und seine großartige Wirksamkeit ist kein Vorwurf so nachdrücklich erhoben worden, als derjenige, der sich auf die sogenannten Schwächen des Herzens bezieht. Er gilt für den Ersten, der diese Schwächen ohne Rückhalt als naturgemäß, sogar als verdienstlich anpries und der hierdurch unendliches Unglück, namentlich auch für die deutsche Jugend, zuwege gebracht hat.

Dieser Tadel gewinnt am meisten Kraft, wenn man sein Leben im Hause der Frau von Warens ins Auge faßt; oder vielmehr nicht dieses Leben selbst, sondern den Bericht darüber in den „Bekenntnissen". „Nicht daß er ihr zu große Lobsprüche zugewandt hätte; er schildert im Gegentheil ihre Eigenschaften mit der Ruhe des kühl gewordenen Beobachters. Aber er gedenkt noch im höheren Alter jenes Umgangs mit zärtlicher Rührung und findet, daß andere Frauen nicht das Recht haben, sich über seine Freundin zu erheben. Freilich sah er in ihr vom sechzehnten Jahr an, da er der Graveure-Werkstätte in Genf entlief, bis zum dreißigsten, da er nach Paris übersiedelte, die einzige Person, die ihm Theilnahme und Neigung widmete. Die kräftigste Jugendzeit verbrachte er unter der Leitung dieses liebevollen unheiligen Schutzengels. Durch Launen, durch Lust nach Veränderung, durch Thätigkeitsdrang weggetrieben, wandte er ihr doch immer aufs Neue seine sogleich wieder verständenen Blicke zu. Ihre Neigung bestand bei zehrelanger Trennung, bei der stärksten Meinungsverschiedenheit, ja bei gegenseitiger Untreue. Daß in der Rückerinnerung an ein solches Verhältniß der Sechzigjährige sein Urtheil gegen eine weiche Stimmung hingab, ist gewiß menschlich. Glücklicher als er waren jedoch diejenigen Denker und Dichter, welchen die Liebe einen edlen sittlichen Schwung gab und als Gewinn für Schmerzen und Enttäuschung eine erhöhte Idealität hinterließ.

Dies war freilich bei dem Umgang Jean Jacques' mit Frau von Warens nicht der Fall. Die Haupt-Epochen dieses Umgangs sind aus den „Bekenntnissen" ersichtlich. Im Jahr 1728 gelangte Rousseau, der Halbjüngling, auf seiner Irrfahrt zu einem Geistlichen, der ihm rieth, zur katholischen Kirche überzutreten; derselbe gab ihm ein Empfehlungsschreiben an Frau von Warens, welche, damals achtundzwanzig Jahre alt, in Annecy wohnte. Selbst eine fromme Bekehrte, gewann sie ihn durch Liebenswürdigkeit und Redegabe für einen Schritt, dessen Bedeutung er noch nicht ermaß, durch den er aber ein leichteres Fortkommen zu finden hoffte. Erst ein Jahr später wurde er ihr Hausgenosse und Freund. Auf eine schmachvoll geniale Weise führte sie ihn in die Liebe ein, angeblich um ihn vor den Gefahren derselben zu schützen. Rousseau wurde für den geistlichen Stand untauglich befunden; er beschäftigte sich eine Zeitlang als Feldmesser, dann als Klavierlehrer, bis ihm seine Erfolge im letzteren Beruf den Gedanken einflößten, sich demselben ganz zu widmen. Er begab sich also wieder zu seiner Wohlthäterin, um mit ihrer Unterstützung seine Studien zu betreiben. Sie hatte Annecy verlassen und wohnte nun in Chambéry, oder vielmehr in derjenigen Region nahe bei der Stadt, welche man Les Charmettes nennt. Sie unterrichtete ihn im Gesang und schaffte ihm Gelegenheit, sich erst nach Rameau's Theorie, dann praktisch unter einem geschickten Organisten auszubilden. Wir finden ihn im Jahr 1740 als Hauslehrer in Lyon; aber ein Jahr später sieht er noch einmal seine geliebte Erzieherin, die ihn für die Reise nach Paris mit Empfehlungen ausrüstet.

Der Bericht über diese Beziehungen umfaßt einen ziemlichen Theil der „Bekenntnisse"; es ist psychologisch im höchsten Grade fesselnd und belehrend, bildet aber auch für sich einen Roman, der den zärtlichen und verzärtelten Gefühlen schmeichelt und die Literatur der Herzensschwächen ebenso mächtig eröffnete, wie „die neue Heloise" an der Spitze der leidenschaftlichen Romane steht. „Daß Rousseau diese Erinnerungen ertrug", sagt Wachler, „zeigt ebenso sehr von seltsamer gutmüthiger Besangenheit, als von unsittlicher Verzogenheit; es ist fast unbegreiflich, daß die Feder nicht der zitternden Hand entfiel, die solche Thatsachen niederschreiben wollte."

Es ist nicht selten vorgekommen, daß Frauen in unseligem Irrwahn das schöne Maß der Pflicht und der ächten Sitte vergaßen, um sich irgend einem hohen Geist anzuschließen. In solchen Fällen war aber meist der letztere schon zu Ruhm und Wirksamkeit gelangt; der Eindruck wahrer Hingebung geht uns verloren, wo wir sehen, daß sie durch fühlen, selbstgefälligen Ehrgeiz und durch die Affectation einer Ausnahmsstellung bedingt wird. Dies wenigstens war bei Frau von Warens nicht der Fall; Rousseau war, als er in Annecy erschien, ohne Geltung, ja ohne Zukunft; er konnte seiner Freundin keinen Glanz verleihen, sondern hatte ihn von ihr zu empfangen. Güte des Herzens hatte sie in seltenem Maß und sie wandte dieselbe in Ueberfülle ihrem Pflegling zu. Wer sich nicht besonders davor scheut, von sittlich entnervten Schwelgern als Philister angesehen zu werden, wird die Annäherung der ältern Frau an den von ihr leicht gelenkten Knaben würdig und verwerflich finden. Dennoch muß man gestehen, daß sie jene Beachtung der Nachwelt, die sie nie gesucht hat, völlig verdient.

Bald nach Rousseau's Tod wandte sich ein Graf von Mellarède brieflich nach Chambéry, um über die Lebensgeschichte der Beschützerin Rousseau's Auskunft zu erhalten. Unter den Personen

Digitized by Google

die ihm hierzu am nützlichsten sein konnten, war Herr Conzié, welcher, damals schon sehr bejahrt, als Besitzer der Charmettes Frau von Warens zur Nachbarin gehabt hatte. Der Brief, welchen Conzié an den Grafen richtete, gibt ziemlich erschöpfende Nachrichten; er ist übrigens nicht blos durch den Stoff anziehend, sondern noch mehr durch die Stimmung des würdigen Greises, welcher die Erinnerung an eine schwache und schuldbewußte, aber liebenswerthe Freundin mit Wohlwollen hegt. Das Schreiben blieb unbekannt; erst neuerdings hat ein Engländer, Bayle St. John, bei seinen Studien über Sardinien, auch zu Forschungen über Rousseau und Frau von Warens Muße gefunden und in sein Werk über das subalpinische Königreich diese Episode nebst den Aktenstücken eingetragen. Conzié's Brief, den wir hier mittheilen, trägt auch im klaren, höflichen, eleganten Ausdruck das Gepräge seiner Zeit.

„An den Grafen von Mellarède.

Herr Graf!

Sie wünschen, daß ich Ihnen einiges Unbekannte über die verstorbene Baronin von Warens mittheilen möchte. Ich kann Sie in der That von Einigem unterrichten, da ich sie unmittelbar bei ihrer Ankunft zu Evian, im Jahr 1726, wenn ich nicht irre, und später lange Jahre hindurch zu Chambéry gesehen habe. Was zuerst ihre Ankunft in Savoyen betrifft: ich war damals im Gefolge des seligen Königs Victor, der die Amphionsquelle in Evian zur Kur trank. Der König ging zur Messe in die Gemeindekirche, nur von wenigen Herren seines Hofes begleitet; unter ihnen war der selige Herr von Berner, Bischof von Annecy. Kaum war der König in die Kirche eingetreten, als Frau von Warens den Prälaten am Gewande festhielt und sich ihm zu Füßen warf, indem sie unter Thränen ausrief: „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum“ (In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist). Der Bischof blieb stehen, hob die junge Büßerin auf und sprach mit ihr fünf Minuten lang. Dann ging sie nach der Wohnung des Prälaten, der, als die Messe vorüber war, zu ihr kam und sich nach einem langen Gespräch mit ihr an den Hof verfügte, unzweifelhaft, um dem König die ganze Sache zu berichten.

Sie können sich leicht vorstellen, mein Herr Graf, daß diese Flucht in der kleinen Stadt eine gewaltige Aufregung hervorrief. Einige sahen in dem Auftritt die Erscheinung einer wahrhaft reuigen Magdalena; während Andere, namentlich die Schweizer, die nach Evian gekommen waren, um die Quellen zu trinken oder um den König zu sehen, — behaupteten, die Buße sei nur Verstellung; der wahre Grund für die Flucht der Baronin sei die Unordnung, welche sie durch unbesonnene Verschwendung in die Geldangelegenheiten ihres Gemahls gebracht habe. Sind doch Beispiele nicht selten, daß junge liebenswürdige Frauen durch Verstand und Schönheit sich zu Herren ihrer Männer gemacht haben.

Andere Schweizer kamen des Nachmittags in Booten an. Kaum waren sie gelandet, so ging durch die ganze Stadt das Gerücht, es seien Verwandte der Frau von Warens, welche die Absicht hätten, sie gewaltsam wieder mitzunehmen. So wenig dieses Gerücht begründet war, muß es doch bei Hof einigen Glauben gefunden haben; denn am nächsten Morgen wurde die Dame in des Königs Sänfte weggebracht, begleitet von vier Leibgardisten, welche sie in Gesellschaft einer anderen Dame bis nach Annecy in ein Kloster brachten, damit sie allda in unserer Religion unterrichtet werde. Die Baronin schien mir um jene Zeit etwa 24 bis 26 Jahre alt. In Folge meiner alsbaldigen Rückkehr nach Piemont verlor ich sie aus den Augen; hier blieb ich bis zum Jahr 1733, in welchem ich nach Chambéry kam, um mich da niederzulassen.

Im Winter dieses Jahres hatte ich Gelegenheit, ihre Bekanntschaft zu machen. Aus dem Kloster entlassen, hatte sie nach ihrer Abschwörung in Annecy ein kleines Haus gemiethet. Sie war zu einer beschränkten Lebensweise genöthigt, indem sie damals nur einen Gehalt von 1500 Francs bezog, welchen unser König ihr als einer Neubekehrten bewilligt hatte. Aber als der gnädige Herr von Majim, damals Bischof von Maurienne, sie kennen lernte, begünstigte er sie mit einem Jahrgehalt von fünfhundert Francs, und Herr von Berner gab ihr ebensoviel. Da hierauf diese Baronin ohne Zweifel die Stadt Annecy für den Umfang ihrer Pläne und Aussichten zu klein fand, ließ sie sich in Chambéry nieder; nicht jedoch, um der Wachsamkeit ihrer Wohlthäterinnen, der Klosterdamen, zu entgehen. Denn ihr Betragen war bis dahin von keinem Verdacht berührt worden und selbst jener Verklärung unzugänglich geblieben, die gewöhnlich weibliche Ankömmlinge verfolgt, wenn sie Geist und Schönheit besitzen. — Apropos vom Aeußeren, muß ich Ihnen doch eine kurze Schilderung geben.

Ihr Wuchs war mittelgroß, doch nicht vortheilhaft; denn sie hatte viel — sehr viel Embonpoint, welches ihre Marmorschultern rundete und ihre Form zu sehr entwickelte. Aber man vergaß diese Mängel bald vor einem Gesichte voll Frische und anziehender Heiterkeit. Ihr Lachen war reizend, ihre Farbe lilien- und rosengleich. Die Lebhaftigkeit ihrer Augen verkündigte diejenige ihres Geistes und gab Allem, was sie sagte, eine ungewöhnliche Kraft, doch ohne den leisesten Anflug von Prätension. Alles an ihr athmete Aufrichtigkeit, Harmonie und Wohlwollen; gleichwohl erregte sie ebenso wenig den Verdacht, durch ihren Geist als durch ihre Schönheit fesseln zu wollen. In der That vernachlässigte sie ihr Aeußeres zu sehr, obwohl nicht aus Affectation, wie manche sogenannte gelehrte Damen pflegen.

Ich will Sie mit einer Aeußerung dieser Baronin nicht unbekannt lassen; ich erzähle sie, um sie nicht zu vergessen. Eines Tages sprach ich mit ihr unter vier Augen über ihre Religions- und Standesänderung. Sie sagte: „Zwei Jahre lang konnte ich mich nicht ohne Schauder zu Bette legen, wegen der Verwirrung, in welche mich der Gedanke an diesen Religionswechsel versetzte. Ich warf die Vorurtheile meiner Erziehung weg und schwur den Glauben meiner Väter ab. Die lange Ungewißheit war schrecklich für mich, da ich stets an eine ewig glückliche oder unglückliche Zukunft geglaubt habe. Die Unentschiedenheit folterte mich (m'a bourreaudés war ihr Ausdruck), aber nun zufriedengestellt, bin ich ruhig an Geist und Herzen und meine Hoffnungen leben wieder auf“.

Ich kann den lebhaften Ausdruck, den sie diesen Gedanken verlieh, nur sehr unvollkommen und abgerissen wiedergeben. Die Einwirkung ist bei mir nicht mehr recht erloschen, obwohl ich dem Abschluß meines sechzehnten Lustrums nahe bin. Der Reiz ihres Gespräches, ihr durch vieles Lesen bereicherter Sinn machte sie in der Unterhaltung äußerst angenehm und verführerisch. Ich ging täglich zu ihr und traf häufig mit Jean Jacques zusammen, dessen Erziehung sie damals begonnen hatte und mit dem sie immer den Ton der zärtlichen, gütigen Mama annahm, zuweilen auch den der Wohlthäterin einmischend; Jean Jacques antwortete stets mit Gelehrigkeit, ja mit Unterwürfigkeit.

Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Chambéry nahm sie ein Landhaus nahe dem meinigen, was mich in den Stand setzte, ihr öfter meine Aufwartung zu machen, so daß auch mein Verkehr mit Jean Jacques ein täglicher wurde. Seine entschiedene Neigung zum Lesen veranlaßte Frau von Warens zu dem dringenden Ersuchen, er möge sich ganz dem Studium der Heilkunde widmen; hierzu aber gab er nie seine Beistimmung. Da ich ihn täglich sah und da er mir Zutrauen schenkte, konnte ich über seine Geistesrichtung nicht im Zweifel sein. Bei entschiedener Vorliebe für Einsamkeit und einer, ich möchte sagen eingeborenen Berachtung gegen die Menschen, bei der ausgesprochenen Neigung, ihre Fehler und Schwächen zu tadeln, nährte er in sich ein beharrliches Mißtrauen gegen ihre Redlichkeit.

In diesem Landhause begann er Papier zu beschmieren mit Versen und Prosa über verschiedene Gegenstände. Seine Sachen las er mir, ich denke mehr weil ich sein Nachbar war, als um meine

Digitized by Google

Meinung auf sich einwirken zu lassen; und darin hatte er wohl recht. Als er in Paris angekommen war, ließ er als ersten Versuch eine von ihm in Les Charmettes ausgearbeitete Methode drucken, in weniger als drei Monaten die Musik vollkommen zu erlernen. Zum Glück für Jean Jacques fiel diese Schrift in die Hände des gelehrten Aristarchus seiner Zeit, — ich meine den berühmten Abbé des Fontaines. Wenn ich sage „zum Glück", so gebrauche ich nur den Ausdruck Jean Jacques'; er sagte mir, er sei von dem genannten gelehrten Doctor nach jeder Richtung, in jeder Weise und mit allen Vernunftgründen jermalmt worden und so zu der Ueberzeugung gekommen, daß er bis jetzt Nichts verstehe, nicht einmal Französisch zu schreiben; und daß er lesen, ja lesen lernen müsse, bevor er sich wieder an das Schreiben wagen könne. Von nun an, fügte er hinzu, demüthe ich mich, von dieser gerechten Strafe Nutzen zu ziehen, und legte die Feder zur Seite. —

Um wieder von jener liebenswürdigen Dame zu reden: Da sie unglücklicher Weise keinen Geschmack an denjenigen Beschäftigungen hatte, an welche die Erziehung ihr Geschlecht gewöhnt: so konnte das Lesen, durch welches ihr Sinn schon hinreichend gespeist war, ihren lebhaften Geiste nicht befriedigen *). Um sich zu beschäftigen, unternahm sie die Gründung einer Gesellschaft zur Bearbeitung von Bergwerken in der Landschaft Maurienne; sie selbst und ihre Theilhaber waren die Betrogenen. Andere Unternehmungen hatten keinen besseren Erfolg. In dem Hause neben dem meinigen erbaute sie ihre zahlreichen Pläne. Es wäre ein Glück für sie gewesen, wenn sie am Landbau Geschmack gefunden hätte. Dies würde ihrem Leben Ruhe und Zierde verliehen und außerdem genügt haben, in Verbindung mit Gehalten, die sie noch bezog, ihr jenen beschedenen Wohlstand zu sichern, welchen sie einzig verlangte. Ich muß nämlich gerechter Weise bemerken, daß all ihr Streben nach Reichthum nicht aus Habsucht hervorging, sondern daß sie den Vortheil der Theilhaber mehr als ihren eigenen bedachte. Großmuth und Freigebigkeit waren Eigenschaften ihres Herzens.

Nach Jean Jacques' Abreise setzte ich meine Besuche bei ihr fort und kam oft, ihr Nachricht über ihn zu geben, wenn ich vermuthete, daß sie dieselben nicht unmittelbar erhalten hatte.

Zuletzt war die reizende, gute Frau, ohne Geld und ich kann sagen fast ohne Credit, mit Schulden überlastet, noch glücklich genug, die Theilnahme eines ältern Mannes, eines Herrn von der höchsten Stellung, zu erregen, der ihr, so lange sie lebte, die Mittel gab, ihr ängstliches Bedürfniß und Auskommen zu sichern. Aber die edle Uneigennützigkeit, die immer ihr Charakterzug war, erlaubte ihr nicht, diesem allen Herrn die unvermeidliche traurige Zukunft, welche sie bedrohte, darzustellen. Als sie ihn verlor, war sie daher genöthigt, um einen Winkel in einem Vorstadt-Hause zu betteln, wo sie ihr Leben nur noch durch die Unterstützung und die mildthätige Sorge von Nachbarn fristete, die zudem keineswegs in guten Verhältnissen waren. Endlich, niedergedrückt von Leiden verschiedener Art, welche sie mehr als zwei Jahre lang an das Krankenbett fesselten, erlag sie mit allen Gefühlen eines festgesinnten Weibes und einer guten Christin.

Ich habe das Benehmen Jean Jacques' immer verdammt, den sie mit dem Namen ihres angenommenen Sohnes geehrt hatte, und der gleichwohl auf die Lessive seiner Wäsche Rücksicht nahm als auf eine Frau, die in jedem Sinne mehr Ansprüche auf seine Achtung hatte als die Wäscherin. Er hätte wohl von Zeit zu Zeit seinen Sold bei Seite setzen und nur so viel arbeiten sollen, um das Unentbehrlichste herbeizuschaffen und seiner Wohlthäterin die Opfer, die sie ihm gebracht, zum Wenigsten theilweise zu ersetzen.

*) Hiermit vergleiche man die geistvolle, warme Schutzrede, in welcher Georges Sand, sinnigst und natürlichst als ihre forernten Nachahmerinnen, die weiblichen Arbeiten empfiehlt.

Dies, mein Herr Graf, ist die rohe Skizze, die ich nicht früher mittheilen konnte, da ich mich nur mit Widerstreben an die Erzählung wagte, die ich Ihnen vorellig andot, da ich nur an Ihren Wunsch dachte, sie zu besitzen. Ich übersende sie in der Ueberzeugung, daß Sie sie verbessern werden. Ich hätte sie viel weiter ausspinnen können, in der Sicherheit, daß Sie sie abkürzen und durch Ihren einnehmenden Styl verschönern würden. Aber mein Widerstreben, Thatsachen zu berichten, welche für Jean Jacques ungünstig sind, und mein Gefühl, daß ich gut zum Erzähler wenig passe, lassen mich hier innehalten. Ich hoffe, das Opfer meiner Eigenliebe, das ich um Ihretwillen bringe, wird wenigstens die ausgezeichneten Gesinnungen bezeugen, mit welchen ich die Ehre habe zu sein, Herr Graf, Ihr gehorsamster Diener

Conzié des Charmettes."

Im Jahr 1792 überschritten die französischen Heere die Grenzen der Republik. Rasch traten sie als Eroberer auf. Das erste Land, welches mit Frankreich vereinigt wurde, war Savoyen; eines der ersten neuen Departements das des Montblanc, mit der Hauptstadt Chambéry. Dorthin erhielt Hérault de Schelles eine Sendung als Beauftragter des Convents. Er besuchte das Haus in Les Charmettes, wo Rousseau bei Frau von Warens gelebt hatte, und ließ neben der Thür eine Steintafel in die Mauer fügen, welche die Inschrift trägt:

Réduit par Jean-Jacques habité,
Tu me rappelles son génie,
Sa solitude, sa ferté
Et ses malheurs et sa folie,
A la gloire, à la vérité
Il osa consacrer sa vie
Et fut toujours persécuté
Ou par lui même, ou par l'envie.

Vor dreißig Jahren hat der Schriftsteller Raimond, dem damals das kleine Haus gehörte, eine Beschreibung desselben herausgegeben. Seit Rousseau es bewohnt hat, sind keine erheblichen Veränderungen daran vorgenommen worden, und noch jetzt wird es vielfach besucht, sowohl der herrlichen Umgebung, als des Andenkens wegen.

Die Astrologie in Rom.

Von den zahllosen Wahnbildern, die, so lange unser Geschlecht existirt, den menschlichen Geist immer von neuem von seiner Bahn ab und auf Irrwege gelenkt haben, und, wenn sie eine Zeitlang verschwunden schienen, wieder in derselben oder in anderer Gestalt auftauchten, finden wir keines so früh als die Hoffnung, das Zukünftige ergründen zu können. Unter den mannichfaltigen Formen, in denen dieser Aberglaube zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern auftritt, ist einer der interessantesten die Astrologie. Sie ist im grauesten Alterthum im Orient entstanden. Im Thale des Nils, in den pfadlosen Wüsten Arabiens, zu den unbegrenzten Ebenen am Euphrat richteten sich die Blicke der Menschen am frühesten nach dem funkelnden Sternenheer des Firmaments, das in immer wolkenlosen Nächten auf ihre Wohnstze herabglänzte. Wenn Auf- und Niedergang der Gestirne beseuchenden Regen oder dürrende Hitze verkündete, wenn die Himmelskörper, die bei oben ihre lenkende Bahnen zogen, die Mächte der Natur zu lenken schienen, wie sollten sie nicht auch das Leben der Menschen bestimmen und regieren? Den Glauben, daß Leben und Tod, Glück und Unglück, Krankheit und Gesundheit, kurz die ganze Existenz des Menschen von den Gestirnen abhange, bildeten die Chaldäer zu Babylon, die vom Tempel des Bel aus schon gegen das Jahr 2000 vor Christus astronomische Beobachtungen anstellten, zu einem complicirten System aus. Nach Griechenland kam die Astrologie erst nach Alexander dem Großen, wie überhaupt das von ihm geschaffene westöstliche Weltreich zuerst die innerlichste Durchdringung der Culturen des Orients und Occi-

Digitized by Google

dents bewirkte. Doch verbreitete sie sich langsam, und war vor der Occupation der Römer noch nicht allgemein. In Italien kannte man sie schon um die Zeit des zweiten punischen Krieges, wo die Straßenastrologen eine verachtete Menschenklasse waren; im Jahr 139 vor Christus wurden sie bereits aus Rom und Italien verwiesen. Nichts desto weniger faßte dieser gefährliche Aberglaube je länger desto mehr Wurzel und gelangte schon gegen das Ende der Republik zu ungemeinem Ansehn. Sehr viel trug dazu bei, daß die einheimischen Methoden, die Zukunft zu erforschen, sich zum großen Theil überlebt hatten. Cicero's Ausspruch ist bekannt, daß zwei Auguren einander nicht ansehen könnten, ohne zu lachen. Freilich dauerte sowohl die Prophezeiung der Auguren aus dem Zinge der Vögel und den Beobachtungen der Himmelserscheinungen, als die Haruspicie (aus den Eingeweiden der Thiere), und die andern üblichen italienischen Arten der Divination bis in die letzten Kaiserzeiten fort; von Julian dem Abtrünnigen z. B., sind sie sämmtlich mit unbedingtem Glauben cultivirt worden, und Constantin der Große hat die Ausübung der Haruspicie sogar ausdrücklich erlaubt. Aber nun die Zeit vor Christi Geburt war im gesammten Heidenthum eine allgemeine Abspannung eingetreten. Damals verlangte die ermüdete Welt nach neuen Reizmitteln und diese bot ihr der Orient in Fülle. Die Eroberung Egyptens durch Octavian hat einen großen Einfluß auf die Verbreitung der Astrologie im römischen Reich gehabt, die von da ab mindestens während zweier Jahrhunderte in den höhern Schichten der Gesellschaft ein ganz unglaubliches Ansehen genoß. Sie imponirte durch den Schein tiefer und durch jahrelange Studien erworbener Gelehrsamkeit, und fesselte zugleich durch den Nimbus ehrwürdigen Alters und durch ihren Zusammenhang mit den Geheimnissen jener wundererfüllten Länder des Orients. Die Chaldäer, wie die Astrologen nach dem ältesten Hauptsitze ihrer Wissenschaft in Rom hießen, wurden bei kleinen und großen Angelegenheiten befragt und ihre Aussprüche als unumgängliche Orakel befolgt. Indem sie so in die innersten Zustände der Familien, in die verborgensten Pläne und Wünsche, in schuldige und unschuldige Hoffnungen eingewiesen wurden, gewannen sie eine weitreichende und höchst gefährliche Macht. Sie wurden nicht blos von vornehmen Damen befragt, wann ihr Mann sterben, ob ihr Liebhaber sie überleben würde; der astrologische Kalender wurde nicht blos nachgesehen, um die günstigste Stunde für das Einnehmen einer Medicin zu erfragen: sie waren besonders häufig in Verschwörungen zum Umsturz der bestehenden Regierung verwickelt, und oft nicht blos Rathgeber, sondern auch Verführer. Daher haben sich seit dem Anfang der Kaiserzeit die Erlasse gegen die Astrologen gehäuft. Unter Tiberius, unter Claudius, unter Vitellius, unter Vespasian, unter Domitian sind die Chaldäer immer von neuem verwiesen und mit strengen Strafen bedroht worden: wie vergeblich, zeigt schon die schnelle Aufeinanderfolge dieser Edicte. Im Jahr 17 nach Christus wurde ein junger Mann auf den höchsten Familien das Opfer eines Hochverrathsprocesses, in den er durch schändliche Intriguen verwickelt worden war. Man hatte ihn verführt, Chaldäer, Magier und Traumdeuter zu befragen, die ihm eine große Zukunft vorspiegeln mußten, und die Aussagen dieser von falschen Freunden angestifteten Menschen führten seine Verurtheilung herbei. Zugleich wurden auch einige Chaldäer mit dem Tode bestraft, einer wurde vom tarpejischen Felsen gestürzt, ein anderer auf der alten Richtstätte Roms vor dem esquilinischen Thor nach „altem Brauch" hingerichtet, d. h. er wurde mit Ruthen zu Tode gepeitscht und dann enthauptet. Aber diese Gefahren, welche den Astrologen drohten, konnten ihr Treiben um so weniger aufreotten, als die Kaiser selbst sich bei ihnen Rath erholten und ihnen Einfluß auf ihre Handlungen gestatteten. Tiber, der jene strengen Urtheile gesprochen hatte, war selbst ein eifriger Anhänger und Schüler der geheimen Wissenschaft. Tacitus erzählt von ihm eine Geschichte, die an eine ähnliche, von Ludwig dem XI. berichtete, erinnert. Als noch zu Lebzeiten August's zwischen Tiberius und dem Thron mehr als ein Räherberrechtigter stand, zog er sich in freiwillige Verbannung auf die Insel Rhodos zurück. Hier, in der Mitte dreier Weltheile, beobachtete er mit scharfem Blick den Gang der Begebenheiten und suchte die Zukunft in den Sternen zu lesen. Ein hart am Meer auf steil abfallendem Felsen gelegenes Haus war der Ort, wo er seine verbergenen nächtlichen Forschungen anstellte. Ein Freigelassener von großer Körperstärke und von eben so großer Einfalt und Unwissenheit führte in der Stille der Nacht die Astrologen zu ihm, die er zu Rathe ziehen wollte. Argwöhnte der mißtrauische Mann Betrug oder Verrath, so erhielt der Diener ein Zeichen, und wenn er hinter dem Wahrsager auf dem schmalen Felsenwege herging, stürzte er ihn in's Meer. Ein Astrolog, Namens Thrasyllus verstand auf Tiberius Eindruck zu machen, und ihm ward die Frage vorgelegt, ob er in den Sternen lesen könne, welches Schicksal ihm die nächste Stunde bringen würde. Thrasyllus, so erzählt Tacitus, stellte die Berechnung an, stutzte, erblaßte, rief endlich vor Staunen und Schreck zitternd aus: ihm drohe die äußerste Gefahr. Da umarmte ihn Tiberius und wünschte ihm zu seiner Stellung und zu seiner Weisheit Glück, und bis an seinen Tod blieb Thrasyllus sein Vertrauter. Sueton, der Historiker der Anekdoten und Hofanekdoten, wie ihn Mommsen nennt, erzählt, daß Tiberius kurz vor seinem Tode durch Thrasyllus von der Vollziehung mehrerer Todesurtheile zurückgehalten worden sei, nämlich durch die Vorspiegelung, daß die Sterne ihm noch langes Leben verhießen. Wenn nichts weiter, so zeigt diese Anekdote wenigstens, welchen Einfluß man dem Astrologen am Hofe zuschrieb.

Unter solchen Umständen mußte natürlich das Ansehen der Astrologen groß bleiben, und die Gefahren, denen sie sich bei der Ausübung ihrer Wissenschaft aussetzten, dienten natürlich dazu, das Interesse für sie zu steigern. Am geachtetsten, sagt Juvenal, ist ein Chaldäer, wenn er öfter verbannt worden ist, und seine Wissenschaft findet am meisten Glauben, wenn Ketten an seinen Händen geklirrt haben, wenn er mit Noth dem Tode entschlüpft ist, und lange auf einer wüsten Felseninsel geschmachtet hat. Kein Astrolog gilt für gerstreich, der nicht verurtheilt gewesen ist. — In der spätern Zeit duldeten übrigens die Regierungen die Astrologie, und begnügten sich, nur solche Prophezeiungen als Capitalverbrechen zu behandeln, die sich auf die Person des Kaisers, oder auf den Staat bezogen, ja Alexander Severus (in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts) stellte sogar Professoren der Astrologie als öffentliche besoldete Lehrer an. Erst die christlichen Kaiser verboten in wiederholten Edicten die Befragung der Astrologen überhaupt, da das Christenthum Magie und Erforschung der Zukunft jeder Art für ruchlos und unerlaubt erklärte.

Das Unheil, das die Astrologie in der römischen Welt anrichtete, kann man sich schwerlich groß und entsetzlich genug vorstellen. Welche Gefahren ihre bestehenden Weissagungen für den Thron heraufschworen, ist schon mehrfach angedeutet, und die Historiker der römischen Kaiserzeit Tacitus, Sueton, Dio-Cassius, sind voll von Berichten über Hochverrathsprocesse, in denen Astrologen als Verführer und Mitschuldige auftreten. Nicht minder oft waren es die Hofastrologen, welche die Kaiser bewogen, einflußreiche Männer und dem Wege zu räumen, weil ihre Horoskope angeblich dem Schicksal des Kaisers Gefahr drohten. Aber nicht blos auf den Höhen des Lebens richtete der finstere Aberglaube seine Verwüstungen an. Ueberall verband er sich mit Leidenschaft, Habsucht und Begierde, um Verbrechen und Elend zu säen. Die Astrologen waren nicht karg mit den Versprechen von Erbschaften, Schätzen, und überhaupt dem Ausmalen einer Zukunft, wie sie den Wünschen des Fragenden entsprach. Der von ihren Weissagungen erhitzten Fantasie erschienen die Hindernisse des prophezeiten Glückes nun vollends unerträglich. Durch blinden Glauben an die unabwendbare Erfüllung ihres Gespichs wurden starke Geister zur Verrichtung jeder Schwierigkeit und Gefahr, schwache

Digitized by Google

Gemüther zu tollkühnem Wagen bethört, die Mahnungen des Gewissens verstummten sicherlich nur zu oft unter den verführerischen Einflüsterungen der Wahnpropheten. So gehörte die Astrologie in ähnlicher Weise zu den charakteristischen Schäden der heidnischen Jahrhunderte, wie die Alchymie und der Hexenglaube zu denen des Mittelalters und der neuern Zeit gehört haben.

Literarische Glossen.

II.

Die bebrillte Jugend.

Durch Vernünftchen wird Verse vertrieben,
Aber sie mag das Vernünftige lieben.
Goethe.

Nicht vielerlei Bücher soll man lesen, sondern wenige gute oft, vornehmlich in jungen Jahren. Das ist wohl ein sehr bausbackener Satz, doch wird er nimmer veralten. Nichts befördert mehr ein hohles Scheinwesen, als die Vielleserei, die in unserer Zeit selbst bei den Frauen und bei der Jugend überhandnimmt. Was die liebe Jugend insbesondere angeht, so ist es zwar häufig ein Beweis vorhandener Anlagen, wenn sich bei ihr eine mächtige Lesewut regt, und die meisten guten Köpfe haben in ihren Knabenjahren alle Bücher eifrig verschlungen, deren sie nur habhaft werden konnten. Wie müßlich aber stets die Gefahr einer frühen Uebersättigung — dies bedarf keiner weiteren Erörterung. Es soll hier auch blos ein besonderer Uebelstand angedeutet werden, der uns für die Gegenwart bezeichnend scheint. Wir meinen das kritische Lesen, die vorzeitige nüchterne Beschäftigung unserer grünen Jugend mit der Literaturgeschichte, die von manchen heutigen Schulmännern mit selbstgefälliger Beriebe angerezt wird.

Seit einiger Zeit herrscht vorzugsweise eine Neigung zu ästhetischen und literargeschichtlichen Studien. Niemand wird ihre schönen Früchte verkennen, zugleich ist sie aber doch in eine beinahe krankhafte Liebhaberei ausgeartet. Man darf sich gewiß aufs Lebhafteste der höheren und vollern Ausbildung freuen, welche die vaterländische Literaturgeschichte erhielt, seitdem Gervinus einen neuen Geist in dieselbe brachte; aber man kann wenig Gefallen daran finden, daß nunmehr jeder ästhetisirende Gymnasial- und Realschullehrer sich auf diesem Gebiete annistet. In den letzteren Jahren sind wir mit einer Menge gehaltloser Einzelschriften überschüttet worden, die eigentlich nur der Eitelkeit der resp. Verfasser: sie müßten etwas drucken lassen, ihre Entstehung verdanken. Man erinnere sich der ebenso pedantischen als wohlfeilen Zergliederungen und Ausdeutungen unserer beiden großen Dichter. Es ließen sich einige Waschkörbe anfüllen mit jenen Beiträgen zur Goethe- und Schillerliteratur; ja die Frende an den „Dichtwerken" könnte uns durch dieselben wahrhaft vergällt werden. Erst kürzlich wurden in diesen Blättern verschiedene Stellen aus der Erläuterung des Faust von Herrn Ernst Julius Saupe, Subkonrektor am Gymnasium zu Gera, mitgetheilt (Vergl. Nr. 11 dieses Jahrgs.), und es wären noch viele merkwürdige Beispiele von Kleinkrämerei und unerhörter Abgeschmacktheit anzuführen. So hat der Professor J. A. Hartung in seiner „angelehrten Erklärung des Goethe'schen Faust", die im vorigen Jahr herauskam, die neue Ansicht aufgestellt, daß Faust die löbliche und ehrbare Willensmeinung hatte, sein Gretchen zu heirathen; was in der That eine schwindelerregende Neuigkeit ist. Und Heinrich Düntzer, der liebe Wohlbekannte, erörtert einmal mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit, ob der Name eines an und für sich unwichtigen Mannes, der mit Goethe in persönliche Berührung kam und auf fünf bis sechs Zeilen in „Wahrheit und Dichtung" von ihm erwähnt wird, Dümeir oder Dumeig oder der Dumeiz geschrieben werden müsse. Nötscher, der in vormärzlichen Tagen nicht unbedeutendes Ansehen genoß, schrieb (um auch ein Beispiel zu geben von der nun ziemlich verdrängten überphilosophischen Erklärungsart, wobei mitunter der baare Aberwitz „zur Erscheinung kommt") einen Tractat über Goethe's Wahlverwandtschaften „in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung". Auch verkündigte er uns mit stirnerfaltendem Tiefsinn, wie der Dichter in Faust's Gretchen nicht Geringeres darstellen wollte, als „die drei großen Phasen der ewigen Geschichte des menschlichen Geistes, die Unschuld, den Fall und die Erlösung", während dagegen Klärchen im Egmont „die Trägerin des politischen Pathos der gesunkenen Niederlande". Solche Pröbchen mögen genügen.

Nun glauben wir allerdings, daß solche Erläuterungsschriften nur ein sehr beschränktes Publikum finden; ihre starre Langweiligkeit ist abschreckend. Jedoch vergesse man nicht, daß die Herren Verfasser beinahe sämmtlich wohlbestallte Schulmänner sind und der Jugend, wie sich leicht denken läßt, ihre Brillen aufsetzen. Zum Theil sind ja auch diese Schriften ausdrücklich im Interesse der Schulen abgefaßt, wie denn überhaupt in den beiden letzten Jahrzehnten auf unsern Schulen eine philologische Interpretation deutscher Klassiker Platz gegriffen hat. Wer auf diese Verhältnisse achtet, wird überdies in Erfahrung bringen, daß die heutige Jugend dieweilen schon ein Langes und Breites über unsere Dichter gelesen hat, bevor sie in die Zauberwelt ihrer Schöpfungen eintritt. Gleicherweise leitet man sie nicht selten zum Studium von Dichterwerken an, die ihr noch ungenießbare, wenn nicht gar schädliche Früchte sind. Wir kennen einen gesetzten, in pädagogischen Kreisen genannten Mann, der seinen fünfzehnjährigen Schülerinnen in der deutschen Literaturstunde (denn auch auf die Mädchenlehranstalten hat sich dieses Wesen längst erstreckt) die Wahlverwandtschaften als bildende Lektüre anempfiehlt. —

Wir weit haben wir uns doch von dem Geiste jener Zeit entfernt, wo der deutsche Jüngling und das deutsche Mädchen ihrem Schiller einen liebevollen Cultus weihten, wo sie sich an diesem hehren Genius entzündeten und ihm Altäre bauten, an denen täglich geopfert wurde! Im Frühling des Lebens selbst die Dichter unsere ganze Seele erfüllen und uns die noch verschleierte Welt in ein goldnes ahnungsreiches Licht tauchen. Wer sich in diesen Jugendjahren von der Poesie recht durchdringen läßt, der hat einen köstlichen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen; die Dichter leben alsdann mit ihm. Wohl wird ihm, wenn er sie späterhin wieder liest, ein neues Verständniß aufgehen, eine damals ungeahnte Tiefe sich offenbaren; aber dies schmälert nicht den früheren Gewinn, und das Gedächtniß der Stunden, da ihm die ersten hohren Ahnungen aus diesen Blättern entgegenwehten, wird ihm stets theuer bleiben. — Durch die kaltsinnige historisch-philologisch-ästhetisch-kritische Betrachtung wird dagegen unserer Jugend der reine Genuß sowie die veredelnde Wirkung verkümmert. Ihre Literaturkenntniß ist nicht mit dem innern Menschen verwachsen und bleibt etwas äußerlich Angelerntes. Nicht ließ die Jugend mehr mit andächtigem, warm hingegebenem Sinn. Sie nimmt gar häufig schon eine schulgelehrte Miene und jenen unausstehlichen kritischen Jargon an, so daß man sich fragen muß: Wenn solches am grünen Holze geschieht, was soll's am dürren werden? Nicht läßt die Jugend mehr ihr Urtheil in sich reifen. Das Urtheil wird ihr gleich fertig überliefert, apodrirt durch den Bleistempel einer siebenden Phrase. Es ist fürwahr zum Erschrecken, wie in gewissen Handbüchern die Urtheile und Ansichten unserer Literarhistoriker, die mitunter auch bloße Grillen sind, der Jugend und dem großen Publikum als festgebende, schlechthin gültige Sätze vorgebracht werden. Im literargeschichtlichen Anhang des für höhere Schulanstalten berechneten, vielverbreiteten und sonst wirklich verdienstvollen Lehrbuchs der Weltgeschichte von Georg Weber in Heidelberg finden wir z. B. (§. 84) folgende bedenkliche Worte über Goethe's politische Haltung:

Für Geschichte, Nationalität und Volksthum hatte Goethe wenig Sinn; er interessirte sich nur für das Individuum; die Menschheit blieb ihm

Digitized by Google

gleichgültig. Diese Mißachtung und Geringschätzung des Volks und der Masse wurde gesteigert durch seinen Aufenthalt in Italien, wo ihn der Leichtsinn und die Kraftlosigkeit der Bewohner aufforderte, nur das zu beachten, was ihm Ergötzen schuf. Er betrachtete die Menge als aristophanische Vögel, ging an den Leiden des gedrückten Volkes kalt vorüber ꝛc. ꝛc.

Man kennt sehr wohl die Quelle dieser Aeußerungen. Der fleißige Herr Verfasser hätte nur gleich die betreffenden Seitenzahlen des fünften Bandes der „Geschichte der deutschen Dichtung" am Texterande bemerken dürfen. Aber bei Gervinus nehmen sich derartige Aussprüche im Verlauf des geistvollen Raisonnements doch ganz anders aus, während sie hier, so ohne weiteres hingestellt, beinahe einen kläglich-komischen Eindruck machen.

Und jene kritischen Parallelen, oft so spitzfindig und gezwungen, das leidige Rubriciren überhaupt — welche übele Wirkungen müssen sie auf den jugendlichen Leser ausüben! Wie soll er seinen Blick mit unbefangener reiner Pietät zu unsern Dichterkönigen erheben, wenn ihm deren Stellung in der Literaturgeschichte solchergestalt abgezirkelt wird. Hier gilt wohl des Dichters Wort:

Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seid,
Von aller Verehrung uns befreit.

J. W. A.

Neue Bücher.

Gedichte von Hugo Oelbermann. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1856. — Der Geist, der aus diesen Gedichten uns anweht, ist der modernste; diejenige Abtheilung, welche den Schluß bildet, ist sogar aus dem „Humboldt'schen Zeitalter" datirt. Nur wenige Frühlings- und Jugendlieder sind vom Gepräge der neuesten Tendenzen unberührt; gerade aus diesen spricht uns zuweilen ein warmer, frischer Ton an. Derselbe ist aber nicht immer naiv, vielmehr mitunter ästhetischer Reflexion herausgearbeitet. Auch diejenigen Lieder, in welchen er sich dem Volksgesang anschließen will, wie z. B. ein Handwerksburschenlied und das Gedicht „ich kam vor einen Dichters Haus", gehören seinem innersten Wesen nicht an. Ueberhaupt ist ihm nichts so wenig natürlich, als das Natürliche. Wenn er auch sehr realistisch thut, treibt sich doch seine anspruchsvolle Rhetorik meist auf dem Gebiete der dürftesten Abstraction umher. Im Ton schließt er sich nur da, wo er einfach spricht, an Pruß, etwa auch an Rudolf Gottschall an; zunächst aber gehört er in die Region des verstorbenen, in seiner Gesinnung achtbaren, aber lächerlich überschätzten Mar Waldau. Ein warmes Gefühl für Fortschritt und Humanität ist Herrn Oelbermann nicht abzusprechen; er spricht es jedoch in allzuverfliegenen Redensarten aus. Er macht entsetzliche Anstalten, verbrämt sich mit gesuchten Titeln und Citaten, verkündet das halbe Buch hindurch seine hohe Aufgabe, wendet sich in Sonetten an berühmte Männer und beut sich ihnen zum Bundesgenossen an. So fordert er Moleschott auf, ihm die Hand zu reichen und versichert, er (Oelbermann) finde seine Bestimmung darin, der Wahrheit, welche die Naturforscher gefunden, das Gewand der Schönheit umzuschlagen. Zur Durchführung dieses „Wurfes" wäre zum allermindesten eine Dichterkraft erforderlich, die der wissenschaftlichen Tüchtigkeit des Besungenen gleich käme. Wir führen die zwei Vierzeilen des Sonetts an Moleschott an:

Ein Mann des Volks, Beredsamkeit des Senates,
Der Besten Stolz, ein Aergerniß den Zöpfen,
Ein Anlis all' trüben Dorfverstörten,
Ein fester Eckstein eines neuen Staates.

Ein Referent des neuen Menschenrathes,
Ein Räuber-Ehrl den gläubig-blöden Tröpfen,
Ein scharfer Speer, des Wahnes Blut zu schröpfen,
Ein kühner Held der Frage des Pilates!

Da Oelbermanns Gedichte sich an weit verbreitete Sympathien anlehnen, werden sie gewiß, so unerquicklich sie auch sind, ihre Lobredner finden.

La France littéraire par Herrig et Burguy *). — Herrig, welcher uns schon eine schätzbare Anthologie aus der englischen Literatur, von biographischen Notizen begleitet, und eine schöne Blumenlese aus den nordamerikanischen Dichtern nebst einer vortrefflichen Abhandlung über die Geschichte und den jetzigen Zustand von Sprache und Literatur der Union gebracht hat, gibt uns hier eine Anzahl aus den Werken der bedeutendsten Geister Frankreichs. Die höchst praktische Methode der Darstellung in diesem Werk ist die, daß jeder der sechs Perioden, in welche es die französische Literaturgeschichte zerfallen läßt, eine Abhandlung über das Material derselben vorangestellt ist, welcher die mitgetheilten Auszüge aus den Schriftwerken selbst folgen. Die Abhandlungen sind in französischer Sprache, gründlich, erschöpfend und zugleich allgemein verständlich, und zeugen von Umsicht und Geschmack, Unbefangenheit des Urtheils und Kenntniß der besten Quellen. Daß die mittelalterlichen Perioden besonders ausführlich behandelt wurden, ist höchst verdienstlich, da die Resultate der neuesten Forschungen auf jenen Gebieten, welche bis jetzt mehr oder weniger nur den Fachgelehrten bekannt waren, auch einem größeren Publikum dadurch zugänglich gemacht werden. An Mittheilungen größerer, wertvoller Stücke läßt es die France littéraire nicht fehlen, wir erhalten die treffliche alte Farce vom Advokaten Pathelin fast ganz, ferner von Corneille die Horazier, von Racine Athalie, von Molière den Geizhals, von Boileau den Chorpult, vollständig, neben reichlichen Auszügen und Bruchstücken, auch Fabeln aus Lafontaine ist nach Verdienst bedacht. Erwähnenswerth ist ferner der berühmte, von Billemain so trefflich componirte Kriegsgesang des Provençalen Bertrand de Born, Ritter und Troubadour aus dem zwölften Jahrhundert, mitgetheilt im Text der langue d'oc, mit moderner Uebersetzung. Nicht mit Unrecht darf man beklagen, daß, namentlich im theoretischen Theil, die Behandlung der letzten Periode, der romantischen und zeitgenössischen Literatur der Franzosen, sehr kurz gefaßt wurde. Zum Theil wird diese Kürze durch den pädagogischen Zweck der Anthologie, zum Theil durch die Unmöglichkeit, allen Zweigen einer gleichzeitigen Produktion gleichmäßig gerecht zu werden, entschuldigt, allein dennoch sollten Namen wie Balzac, Charles de Bernard, Alfred de Musset, Jules Sandeau, Madame de Girardin, St. Marc Girardin und Philarète Chasles mit gänzlichem Stillschweigen da nicht übergangen werden, wo man Raum für die Viemat, Maistre, Dumas, Neboul, Méry und Jules Janin findet. Abgesehen von dieser Ausstellung, der einzigen, welche wir zu machen finden, kann dieses Werk nur als ein höchst verdienstliches und seinem Zweck vollkommen entsprechendes bezeichnet werden.

Das Gegentheil ist zu sagen von einem anderen, gleichfalls auf dieses Gebiet einschlagenden Buch, welches soeben erschienen ist: Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration, von E. Schmidt-Weißenfels, worüber wir demnächst berichten werden. A. B.

*) Braunschweig, Westermann.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Heinrich Laube als Vorredner seiner Dramen. Es ist außerordentlich bezeichnend für unsere neueren dramatischen Dichtergrößen, daß sie ihren Werken mehr eine oratio pro domo voranzuschicken; was doch bei Goethe und Schiller, und selbst bei dem großen Raupach nicht der Brauch gewesen. Das jüngste Beispiel liefert uns Heinrich Laube. Dem soeben erschienenen achten Bande seiner dramatischen Versuche hat er wiederum eine Einleitung von 38 Druckseiten beigegeben. Dieser Band enthält das im Frankfurter Museum bereits hinlänglich bekrochene Trauerspiel Graf Essex, welches sich unter den Laube'schen Stücken, wenn wir die Karlsschüler ausnehmen, auszeichnet durch den größten Erfolg errang. Der Dichter weiß aus nun, mit bieser freudigkeit, in die Entstehungsgeschichte seines Trauerspiels ein. Er berichtet uns, wie die Züge des stolzen Grafen Essex in ihm heranzewachsen ist; inwiefern er von den andern Essex-Stücken Notiz genommen; wie er den letzten Akt nochmals umgeschmolzen hat ꝛc. ꝛc. Er erklärt uns schließlich sogar den Umstand nicht, daß die Handschrift kaum trocken war, als das Drama „in die Theaterarbeit" gelangte. — Wir wollen hier ganz davon absehen, daß es vielleicht ein mißliches Zeichen ist, wenn man von der Entstehungsgeschichte eines Dichterwerkes viel zu erzählen weiß. Boyn, so fragen wir nur, wozu überhaupt solches Gebahren? Schiller hat sich niemals veranlaßt gefunden, seinem Volke in einer Vorrede mitzutheilen, wie er zum Wallenstein kam, oder daß er in Karlsbad das österreichische Kriegsvolk beobachtet und in Eger die geschichtlichen Stätten für seine Tragödie aufsuchte. Um so merkwürdiger erscheinen aber solche weitläufigen Relationen, wenn man sich über die vorübergehende Bedeutung der Werke unserer heutigen Dramatiker nicht täuschen läßt. Nachdem diese Produktionen als Neuigkeiten eine flüchtige Aufmerksamkeit erregt haben, gibt das gebildete Publikum seine Würdigung derselben meist durch ein achtungsvolles Schweigen kund. — Außer der Vorrede zum Essex hat Laube auch in diesem Bande eine nachträgliche Mittheilung über sein Schauspiel Prinz Friedrich veröffentlicht, das in dem stürmischen Jahr 1848 über die Bretter ging. Und wir können uns dem aufsallenden, wie wenig ein selbstgefälliger und Selbstüberschätzung verfallen hat, womit sich der einst maßkontente Verfasser der Reisenovellen in den denkwürdigen Tagen des jungen Deutschlands vorbrängte. Unser Anderem erzählt er, daß sein „Prinz Friedrich" (der unseres Wissens doch ziemlich bei Seite gelegt ist) in den verschiedenartigsten Orten, wie keine preußischen Sympathien herrschen, willkommen geheißen und eingebürgert worden sei. Die merkwürdigste Verstellung des Stücks habe er indessen in Berlin mit ansehen müssen. Das deutsche Element sei beinahe vollzählig im Theater gewesen; insbesondere hätten sich die Oesterreicher hervorgethan durch die Liebenswürdigkeit, mit welcher sie das Drama aufnahmen. „Sie waren soll die Wärmsten, und unser energischer Reichsminister Schmerling, der uns alle kurz vorher durch seine unerschütterliche Festigkeit am 18. September vor dem blutigen Aufstande errettet hatte, umarmte mich gerührt und glückwünschend zu dem Gelingen eines neuen historischen Theaterstückes". Unser Anderem gestehen Herrn Laube und dem gerührten Herrn von Schmerling muß in der That erhebend gewesen sein! — Bei der Frankfurter Aufführung sind dem Dichter auch Männer zur Insenesetzung behilflich gewesen, denen man das Theater wiederum glaubt. Namentlich Herr von Radowitz. Er gab dem Dichter über die Trachten am Hofe Friedrich Wilhelms des Ersten sehr wichtige Aufschlüsse. Es macht aber einen wehmüthig komischen Eindruck, wenn Laube uns in ganz harmlosem Tone berichtet, wie diese lehrreichen Konversationen zwischen ihm und Herrn von Radowitz innerhalb der Spannen der konstituirenden deutschen Nationalversammlung stattfanden. „Vorn in der Ebene der äußersten Rechten in der Paulskirche — erzählt er — waren wir nach langer, leiser Debatte einig geworden, daß 1730 der Puder am preußischen Hofe noch nicht Mode gewesen sei; Radowitz hatte sich nur vorbehalten, in diesem Betreff noch nicht über den Kopfzeug der Königin abzuhrechen. An anderm Tage kam er wirklich zum Schrecken eines langweiligen Redners an der Rednertribüne vorüber den Mittelgang in der Paulskirche herauf rekta auf die Bänke des Centrums zu, um mir mit der ernsthaftesten Miene von der Welt mitzutheilen: Die Königin hat Puder getragen. Sie müssen Fräulein Lindner eine solche Perücke anschaffen lassen"! Diese Erörterung wirft ein ironisches Schlaglicht auf die politische Wirksamkeit des Abgeordneten für den böhmischen Wahlkreis Elsbogen, als welcher Laube in die Nationalversammlung eintrat, und erweckt überhaupt sehr unerfreuliche Erinnerungen an das Treiben in der Paulskirche.

A.

— Von Wilhelm Ranke, Regierungsrath in Berlin, ist so eben eine Schrift: „Die Verirrungen der christlichen Kunst" in dritter Auflage erschienen. Die Tendenz der geist- und kenntnißvollen Schrift darzuthun, ist das vorzüglichste Kapitel am Besten geeignet, in welchem der Satz durchgeführt werden soll: „Das Nackte in der Kunst ist verwerflich." Die nächste Veranlassung zu seiner Philippika fand der Verfasser in den vielbesprochenen Figuren auf der Berliner Schloßbrücke; ein Mädchen, erzählt er, habe ihn versichert, sie sei durch den Anblick dieser Figuren in die Unsittlichkeit versallen, welche er an ihr beklagte. Rauke führt seinen Satz in folgenden Unterabtheilungen durch: Das Nackte in der Kunst ist 1) unbeutlich; einzig die Heren stellt man sich unbekleidet vor, und Ablegung der Gewande sand nur statt, wo ein Zauberspuk angestellt werden sollte. In die neuere Dichtung führte erst Wieland jene französisch-leichtfertigen Schilderungen ein, mit welchen er auf das verwöhnte Volk, nicht aber auf das Volk wirkte. Es ist 2) ein Aergerniß dem Volke. Schon Aristoteles sagt: „Es ist die Pflicht der Gemeindevorsteher, unanständige Bilder nicht zu dulden". Der König von Neapel ist auf den gesunden Gedanken gekommen, für seine erotischen Gemälde, Bronzen und Statuen ein geheimes Kabinet anzulegen. (Cinisges, z. B. die Kalippge, wird überhaupt nicht mehr gezigt; ja ein Gerücht sagt, sie sei zerstört worden.) Fernere Gründe: das Nackte ist unanständig, unklassisch, und dem Kunstgefühl unserer Zeit nicht entsprechend. — Die Käthpferl, womit Ranke diese Ansichten vorträgt, ist anzuerkennen. Einsprechen jedoch erscheint sie paradox. Ein Kunstfreund schreibt uns über diesen Gegenstand, mit Anknüpfung an ein vom hiesigen Kunstverein angekauftes Bild, die Venus vom Lunkeschlag, Folgendes: „Der Vorwurf der Nacktheit zeugt wirklich von einer rugherzigen, um nicht zu sagen muckerhaften Auffassung der Kunst. Solche Kritiker wissen keine Grenze zu ziehen zwischen der Tendenz der Alterthume und der italienischen Schule einerseits und den reinlichen und inbrunsten Geschmack gewisser Nieverländer und Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts. Wollte man ähnlichen Kritiken Gehör geben, so müßte man die herrlichen Kunstschätze, alle mythologischen Darstellungen eines Raphael, Correggio, Giorgione, Caracci dem Auto-da-sé überantworten, ebenso die meisten Statuen des Alterthums und der Neuzeit der Vernichtung preisgeben. Ist es doch gerade der Hörpunkt der Kunst, das Erhabenste, wonach alle Meister streben, den menschlichen Körper als Ideal der Schönheit hinzustellen und in der künstlerischen Auffassung möglichst getren wieder zu geben. Diejenigen, welche bei ähnlichen Darstellungen das Nackte verwerfen, thun es nicht etwa aus Decenz, sondern sie verstecken hinter den Falten der Drapirung die eigene Blöße ihrer Beschränkungen".

r.

— Horace Vernet in Rußland. Im Jahr 1843 reiste Horace Vernet nach Petersburg. Seine Reise war nicht ohne öffentliche Bedeutung; wie es denn schon öfter bei Künstlern von so unbezweifeltem und überlegenem Ruhm vorgekommen ist, daß der Einfluß ihrer Persönlichkeit zu politischen Annäherungen benutzt wurde. Vernet war eines glänzenden Empfanges bei Kaiser Nikolaus gewiß und er sollte dieses günstige Verhältniß zum Vortheil Frankreichs und der Dynastie Orleans verwenden. In der letzten Zeit, da Alles, was sich auf Rußland bezog, das größte Interesse erregte, wurden Vernets Briefe aus dem Jahr 1842 veröffentlicht; sie empfehlendenwerthe deutsche Uebersetzung derselben (Rußland, vertraulliche Briefe von H. Vernet; Berlin, Artistische Anstalt) liegt uns ein kleines Heft. Der Aufenthalt in Rußland war für den berühmten Maler ziemlich einträglich; er schreibt: „Der Fürst Woronzoff erbittet von mir das Porträt seiner Gemahlin zu Pferde, wie das der Fürstin Wittgenstein. Ich habe mich es auszuführen; Preis 25,000 Franes; überdies ist die Frau hübsch. Wir wollen sehen". Merkwürdig ist eine Notiz Vernets über den geringen Beifall, den Ingres' Bilder in Petersburg fanden. „Ingres, heißt es, würde nicht lachen, wenn er wüßte, wie man ihn hier zurichtet. Obgleich ich niemals den Enthusiasmus getheilt habe, den seine Malereien in Frankreich erregten, so habe ich doch stets das Talent des Mannes anerkannt. Seine Schule mag eine verunglückte sein; es folgt daraus aber nicht minder, daß er selbst es auch ist, ungeachtet der Eingebungen, die er den Alten weggestohlen". Sonst finden sich fast keine Bemerkungen künstlerischen Inhalts, außer daß Vernet berichtet: „Eine Reise, ausschließlich Nase, selbst aus Brotkrumme, verändert den Gesichtsausdruck. Ich reggöge mich hier daran, die Richtungen, die meine Augen nehmen, zu bemerken; in keinem Lande sah ich etwas eine solche Verschiedenheit. Die Armenier die nach Kamtschatka verbannen sie sich unaufhörlich". Zum St. Nikolaustag überraschte er den Kaiser mit einem kleinen Napoleon zu Pferde. Am Morgen darauf erhielt er als Antenken an den Heiligen einen bronzenen Bärenschlittschuh, mit einem prachtvollen Renner bespannt; er mußte hundert Rubel Trinkgeld geben. Am Oberlag wurde er zur Besherung bei Hofe, die, an diesem Fest üblich ist, eingeladen und fand eine prachtvolle Vase von drei Fuß Höhe, mexicanischer Form, auf welche jenes Napoleonsbildchen gemalt war; auf der Rückseite befand sich das kaiserliche Wappen mit der Inschrift „Für Horace Vernet, als ein Beweis der Hochachtung vor seinem bewunderungswürdigen Talente." Diese Aus

Digitized by Google

zeichnungen machen ihn jedoch für die Mängel der russischen höheren Gesellschaft nicht blind; er weiß eben sie, wie ein Abendländer, ein Künstler urtheilen soll: „Wer einen Salon gesehen hat, kennt sie alle; wer ein Diner mitgemacht hat, kennt alle Küchen. Die kaiserliche Familie ausgenommen, ist die ganze Unterhaltung ein ununterbrochener Cancan, ohne Erfindung, ohne Reiz; was man Weltleute hier nennt, ist eine so traurige Gesellschaftsgiftet, daß man nicht einmal Stoff zu Beobachtungen hat. Niemand zeigt Belebung, Jeder sieht aus, als wenn er bis zum Kinn ertroren wäre, und man glaubt Gitte zu haben, weil man kein Gesicht hat. Nun, wenn es wenigstens zum Vortheil der Tugend wäre". Und, kann man leider hinzufügen, wenn nicht Einiges aus dieser Schilderung auch auf nicht-russische Kreise anwendbar wäre!

— Das Lesung zur Schilderung seines Vaters mache Jäge von dem edlen, sanft ironischen Mendelssohn entlehnte, läßt sich wohl annehmen. Weniger bekannt ist das Vorbild des Athasi. Für die Darstellung dieses Diogenes im Derwischgewande setzten ihm die polnisch-jüdischen Talmudgelehrten in Berlin manches Modir. Viele derselben waren kräftige Geister, der religiösen Reform geneigt und dem philosophischen Gedankenschwung ihrer Zeit gewachsen; gleichzeitig aber blieben sie ihrer cynischen Gewöhnung, dem Braunwein und dem Tabakrauchen getreu. Die Cultur hatte sie nicht verdorben, aber auch nicht beleckt. Der berühmteste Vertreter dieser Haltung war Maimon, ein Denker von weit größerer Schärfe und Consequenz als Mendelssohn; Kant und Schiller erwähnen ihn mit Anerkennung und Berthold Auerbach führt ihn in einem trefflich gerathenen Lebensbilde vor. Den höchsten sittlichen Adel, dessen diese Männer fähig waren, hat Chamisso seinem „Abba Gikell Lezgsa" verliehen und damit sich selbst nicht minder als die verkannten Brüder geehrt. Der israelitische Knabbon aber, den Lessing für seinen Athasi zunächst vor Augen hatte, hieß Marks Abraham; er hatte mit dem Derwisch außer der Bettlerhaftigkeit auch noch die Leidenschaft für das Schachspiel gemein. Als er, in eine Partie ganz versunken, einen verhellten Zug that, versetzte ihm ein Bekannter von hinten eine derbe Ohrfeige; Abraham wendet sich rückwärts nach dem Thäter und blickt ihn steif an mit der Frage: „Wie denn?" — Mendelssohn, damals bereits vermögend, brachte ihn oben so schwer wie Nathan den Athasi zur Annahme einer Geldsendung. Einst trat er zu Mendelssohn ein, als der berühmte Engel bei demselben zum Besuch war; Abraham blieb daher an der Thür stehen und sprach kein Wort. Ihr seid still, fragte der theilnehmende Freund; Ihr seht mich bedeutend an; fehlt Euch etwas? „Ja wohl", war die Antwort; „meine Frau ist aus Hannover angekommen, ich brauche einen Stuhl!" Er ergreift einen und trägt ihn zur Thür hinaus. Lessing hatte an solchen Zügen großes Gefallen; er hielt den Abraham nicht nur im Leben werth, — wie er ihn denn einmal ein seltenes naturhistorisches Werk zum Geschenk machte, — sondern er hat ihn im Tod zu einer seiner eigenthümlichen Figuren umgeschaffen.

— Chambers's Journal erzählt in einem jüngsten Aufsatz über die Misbarkeit unendlich kleiner Zeittheile auch von den Versuchen des deutschen Professor Helmholtz in Königsberg um die Aufhebung der Zeit, welche die Hervorbringung eines sinnlichen Gefühls oder der Uebergang einer Wahrnehmung durch das sichtste Nerven-Gewebe zum Bewußtsein in Anspruch nimmt. Als Resultat unzähliger Versuche mit Personen, die eine Uebergangszeit an, daß die Nerven Nachricht mittheilen im Durchschnitt von 193 Zoll per Sekunde. Wenn wir daher unsere große Zehe aufbeißen, so muß nahe zu 1/10 Sekunde verstreichen, ehe wir wirklichen Schmerz empfinden, d. h. ehe er sich auf dem Wege unserer elektrischen Nerven-Telegraphen dem Sitz unsers Bewußtseins, dem Gehirn, mittheilt. Ist das Ohr z. B. der alterirte Theil, so kommt der Schmerz dem Gehirn weit schneller noch zum Bewußtsein. Auf dieselbe Weise wird ein Befehl aus dem Centralorgan die Zunge früher erreichen als die Hand oder den Fuß. Ein ausgewachsener Wallfisch, scheint es, kann eine Schwanzwunde erst eine Sekunde nach Erhalt derselben fühlen, und braucht wiederum eine Sekunde, um den Befehl, sich zu vertheidigen, an den Schwanz gelangen zu lassen. Unser äußerstes Maximum der Geschwindigkeit: „so schnell als der Gedanke" hat also auch seine Grenzen, die sich messen und berechnen lassen. P.

Bühnenschau.

(23. Juli.) Die Sommerzeit ist die Feindin des Theaters; wann jugendliche Blumen in dem Felde blühen, sucht da sie vergeblich in den Logen, und wann die Wagen voll neuer Frucht in die Scheunen einfahren, muß die Theaterkasse noch auf lange hinaus von den Armen des alten Jahres zehren. Diesen Satz, der so alt war wie die Bühnenwelt, hat das Gastspiel des Herrn Friedrich Haase umgestoßen. Er hat die Ordnung der theatralischen Jahreszeiten verkehrt und im Juli die Erscheinungen des Winters in alle Räume des Hauses zurückgeführt. Zu solcher Wirkung bedurfte es allerdings der Anspannungskraft, die nur ein ungewöhnliches Talent auszuhalten vermag. Das Frankfurter Publikum ist Herrn Haase auf seiner Wanderung durch ein weites Kunstgebiet trentich nachgekatzt, und hat auf jeder Station ihm mit Kränzen belohnt, ihn und sich selbst durch Beifall geehrt.

Aber wie der geistige Reichthum auch des begabtesten Menschen nicht genügt, um jenem Gefühle und jener Bestrebung gleich große Opfer bringen zu können, so war auch das ungewöhnliche Talent des Herrn Haase nicht ausreichend, um den jetzt bis zwölf Rollen, die er uns vorführte, in gleicher Weise und in gleicher Vollendung gerecht zu werden. Der Schauspieler muß seinem Berufe vor allen Dingen mit seiner Persönlichkeit zahlen; an Gestalt, Gesicht, Stimme werden die ersten Anforderungen des Zuschauers gestellt. Bei Herrn Haase ist das Organ der Sprache von der Natur nicht mit jener Vorliebe behandelt, wie bei Emil Devrient oder Dawison; und um seiner Stimme das zu geben, was die Bühne verlangt, haben Studium und Kunst all ihre Mittel aufbieten müssen. Aber nicht vermag, wenn sie von Haus aus fehlt, die innerliche Kraft des gediegenen Metalles dem Stimmorgan vollständig zu ersetzen. Eben darum liegt das Heldenbafte, Machtvolle, Erhabene außerhalb des künstlerischen Berufes des Herrn Haase. Die Gentemalerei, von der niederländern bis zur höchsten Stufe hinauf, die feinere Komik, das nervös Leidenschaftliche, all das ansprechende kann in reicher Mannichfaltigkeit, und ihre Abstufungen bilden die Darstellungen des Grafen Klingsberg und des Hamlet.

Haase faßt den Hamlet mehr als einen seelenkranken Jüngling auf, dessen reizbarer, immer zuckende Nerven weder seine Stellung noch seine Aufgabe ertragen können, der sich nicht eingestehen will, wie weich sein Gemüth und gut sein Herz ist, der den edlen Sinn und die sittliche Bedeutung, die sein ganzes Dasein erfüllen, nur vor aller Welt und vor sich selbst ableugnen möchte. Nie habe ich den Hamlet schöner, feiner, geistreicher, würdiger, rührender darstellen gesehen; und die Scene mit Ophelia, wo er ihr räth ins Kloster zu gehen, gehört zu dem Ergreifendsten für das Gefühl des Herzens, zu dem Anregendsten für das künstlerische Verständniß, was ich je auf der Bühne gesunden.

Wenn Herr Haase in dieser Rolle den größten Schauspielern gleichkam, die sich bisher am Hamlet versucht haben, wenn er als Lord Harleigh den Wahnsinn vom ersten leisen Beben des Nervs durch alle Stufen hindurch bis zum gräßlichsten Anfall mit wunderbarer Wahrheit zu steigern wußte, wenn er als Klingsberg dem alten vornehmen Wahnsinn das feinste Colorit zu geben verstand: so hat er doch in unsern Rollen nicht immer das gefunden, was man von einem in sich abgeschlossenen, vollendeten Meister zu fordern berechtigt schien. Obwohl er sene Kunst, die Haltung und Physiognomie bis zur Unkenntlichkeit zu verändern, in hohem Grade besitzt und ausübt, so wollte doch in seinen ernsteren Rollen sast durchgängig der Typus unserer Künstlichkeit vor, um es kurz zu sagen, so viel wie möglich das Gepräge der Schwäche und Hinfälligkeit zu geben. Sein Cromwell, wenn ihm auch gewaltige Momente und charakteristische Bewegungen nicht fehlten, sein Philipp II. waren greisenähnliche, krankhafte Gestalten. Warum diese Art der Darstellung? Es hatte jener kaum das Alter erreicht, das zu vierzig Lebensjahr überschreitet; und zudem hat Edward seinen Cromwell als rauhen Soldaten und praktischen Politiker gezeichnet, Schiller seinen Philipp als ernsten, hohen, selbst sich genügenden Staatsleuker, dessen mächtiges Gemüth stillgewaltig über die bewegte See hingleitet, seine beschäumt und erschüttert vom Wellenschlag der Leidenschaften. Haase's Zeichnung war in beiden Rollen weder die des Dichters noch die der geschichtlichen Ueberlieferung.

Am wenigsten konnte ich mich an den Darstellungen des Elias Krumm und des Casimir Bonjour erfreuen. Die erstere erschien wie eine Copie nach Döring, die das Original überbieten sollte; viele wie eine Farbenlithographie nach einem Gemälde Dawison's, der die Feinheit des Colorits und die Plastizität der Zeichnung abging.

Das Publikum hat das minder Gelungene einzelner Rollen übersehen, um seinen vollen Dankesdrang für das viele Herrliche und Schöne gefeiert, das der Künstler uns schuf. Das Publikum hatte Recht. Die vollendeten Gebilde des Meisters müssen minder vollendete in den Hintergrund drängen, und die Anerkennung für jene muß die Kritik über diese laut nun begeistert überströmen. Es ist die dürre Zeit gekommen, wo die Meister nicht mehr in Fülle aus dem Boden wachsen, sondern sich nur einsam, wie Palmen der Wüste, aus geringem Gestrüpp hervorheben. Einer vielen wenigen in unserer Zeit ist Haase; wer wollte mit dem Meister rechten, daß er nicht in jedem Augenblicke und in jeder Geistestbat ein Meister ist?

Die hervorstechenden Darstellungen Haase's als Herzog von Ehrenau, Königsleutenant und Richard III. werden vollkommene Gelegenheit bieten, wohl noch andere Seiten des Haase'schen Talentes kennen zu lernen und zu besprechen. Q. F.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 31. Frankfurt a. M., den 2. August 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Aus dem Leben eines modernen Heiligen.
Der Vater des französischen Lustspiels. Von Adolf Laun.
Schiller und Dalberg. Von Leop. Hirsch.
Gedichte von A. Grimminger.
Feuilleton: Denkschrift der Holdselinger Corps-Studenten. — Der verspätete Heimgänger. — Neue Bilder im Frankfurter Kunstverein. — Culturgeschichtliche Novellen von W. H. Riehl. — Schiller's Lied an die Freude. — Fürstliche Vermählung in Rußland. — Ludw. Tieck. — Ueber weibliche Schönheit u. s. w. u. s. w.
Wer bin ich? Makame. Von N. a. W.

Aus dem Leben eines modernen Heiligen.

In einer Zeit, die durch die schärfsten Gegensätze zerrissen ist, tritt auffallend schroff eine kirchliche Richtung hervor, welche die gesammte Entwickelung dieser Zeit als einen Abfall vom Christenthum darstellt und sich ausschließlich als im Besitz der Wahrheit betrachtet.

Selbst anerkannt kirchlich gesinnte Männer dicken mit Entrüstung auf dieses Treiben und treten als Gegner einer Partei auf, die, von hierarchischen Interessen geleitet, jedes freiere geistige Streben verdammt und Andersdenkende mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln verfolgt. „Die Zeichen der Zeit" sind ein Aktenstück zur Culturgeschichte der Gegenwart. Denselben Gegenstand, mit dem sich dieses ernste und gelehrte Werk beschäftigt, behandelt in humoristischer Weise ein Roman, der binnen Kurzem veröffentlicht werden wird.

Der Verfasser „des Lebens eines Heiligen" stellt in dem Helden des Buches einen Menschen dar, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Umkehr in allen ihren Consequenzen praktisch durchzuführen. Streng im Dogma, sucht er auch in Bezug der moralischen Forderungen den Buchstaben der Schrift zu erfüllen und in unbedingter Verläugnung der Welt, mit völliger Nichtbeachtung anderer Zeiten und Verhältnisse, den heiligen Gestalten der Vorzeit zu gleichen. Ein solcher moderner Heiliger gibt allerdings eine komische Figur. Wir theilen einen Abschnitt aus dem Werke mit, um zu zeigen, wie der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat und wählten dazu einige Capitel aus dem fünften Buche, in welchem uns ein Don Quixote in der Kutte vorgeführt wird. Zum besseren Verständniß schicken wir noch Folgendes voraus.

Hans von Modenwig, der Held und neue Heilige, hat sich entschlossen, sich von seiner Gemahlin zu trennen. Um den Anfechtungen des Satans nicht zu unterliegen, erkennt er für nothwendig, sie zu verlassen und sich in die Einsamkeit zu begeben. Seine Freunde widerrathen ihm das und machen ihm die vernünftigsten Vorstellungen. Er verweist sie hinsichtlich der Ausführbarkeit seines Vorhabens auf die Macht eines heiligen Willens und belehrt sie dann, daß es jedenfalls rühmlicher sei, eine alte Sitte, die wir als Beweis frommer Gesinnung anerkennen, selbst nachzuahmen, als sie mit Worten zu preisen. Mit seinem Diener, Peter Popp, macht er sich eines Nachts heimlich auf den Weg, in eine Kutte gekleidet und Alles zurücklassend, was zu den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens gehört. Doch lassen wir nun den Verfasser selbst erzählen.

Draußen rauschten die Bäume und ihre schwarze Schatten umhüllerten die Fenster. Die Schloßuhr hob die zwölfte Stunde aus; Popp faltete die Hände.

Laß uns nun aufbrechen, sagte Herr Hans. Mit der ersten Stunde des neuen Tages beginnen wir ein neues Leben.

Popp nahm die Reisetasche auf seine Schultern, die beiden Werkzeuge, Axt und Spaten, in die Hand. Sein Herr war jetzt gefaßter.

Daran hatte ich, sagte er, als lustiger Student nie gedacht, daß ich einen solchen Weg antreten würde; ich dachte auch nicht daran, als ich ein Weib nahm. Popp, es ist von mir immer für ein hohes Glück gehalten worden, von einem Weibe geliebt zu werden. Aber so ist es mit dem, was wir Glück nennen. Ich weiß nun recht gut aus eigner Erfahrung, daß es unsere Entschließungen lähmt, deren Ausführung hindert, mit einem Wort, uns die Thatkraft raubt. Darum verlangt die Schrift, daß wir auf jedes Glück verzichten, denn nur so kann der Mensch einem großen Gedanken ungetheilt leben.

Peter Popp nickte, sei es nun zum Zeichen seiner Beistimmung, oder als Mahnung zum Fortgehen. Beide verließen, behufsam vorwärtsschreitend, das Zimmer. Unbemerkt kamen sie die Treppe hinab auf den Hausflur. Die Thüre war verschlossen. Herr Hans blieb gedankenvoll stehen.

Wir müssen durch's Fenster steigen, sagte Popp, nachdem er vergeblich die Thüre zu öffnen versucht hatte. Er machte das Fenster auf, stieß den Laden zurück, maß die Höhe und sprang auf den Boden hinab. Sein Herr folgte ihm etwas ängstlich; doch ging Alles gut.

Das Gepäck haben wir vergessen, rief Popp bestürzt.
Es mag bleiben, wo es ist, entgegnete Herr Hans.
Aber dann haben wir nichts zu essen, gnädiger Herr!
Das ist doch stets das Erste, an was du denkst, erwiederte Herr Hans verweisend.
Und Ihre Bibel! fiel Popp ein.
Du hast recht, diese kann ich nicht zurücklassen. Aber wie ist es möglich das Vergessene herauszuholen? Das Fenster ist hoch.
Das geht recht gut, erwiederte Popp. Ich steige auf Ihre Schultern und kann dann ganz bequem das Fenster erreichen.
Diesen Vorschlag nahm Herr Hans an. Er stellte sich unter das Fenster und strmmte beide Hände gegen die Mauer, um sicheren Stand zu haben. Popp nahm Anlauf und schwang sich mit einem gewaltigen Satz auf den Rücken seines Herrn, unter dem

Digitized by Google

dieser fast zusammenbrach. Dann kletterte er weiter an ihm hinauf, bis er auf den Schultern desselben stand und das Fenster fassen konnte.

O, deine Absätze durchbohren mir das Fleisch, rief Herr Hans, die Zähne vor Schmerz zusammenbeißend.

Es sind nur ein paar Zwecken, entgegnete Popp ruhig, die ich gestern aufnagelte, damit das Leder sich nicht so schnell ablöst.

Mit diesen Worten verschwand er durch's Fenster und kehrte bald darauf mit den zurückgebliebenen Gegenständen glücklich zurück. Doch fand sich sogleich eine neue Schwierigkeit. Wie sollte man aus dem rings verschlossenen Hofraum ins Freie gelangen? Popp beschwichtigte zunächst die Hunde, die seine Stimme kannten, dann untersuchte er, ob nicht vielleicht ein Thor oder eine Pforte offen geblieben wäre. Alles war fest verwahrt.

Nun sind wir erst schlimm daran, rief Herr Hans außer sich. Unser Werk ist vereitelt und schon im Beginn müssen wir von demselben abstehen.

Gnädiger Herr, das kann nicht anders kommen, erwiederte Popp.

Nichts als diese elenden Bretter hindern uns an dem Gelingen unserer Unternehmung, fuhr Herr Hans zornig fort. Nimm deine Axt, Popp, und schlage sie entzwei.

Das würde zu großen Lärm machen, wendete dieser ein. Kehren wir lieber um. Wir haben nicht bedacht, daß heute kein guter Tag ist; am Freitag darf man kein Werk anfangen, sonst mißlingt Alles.

Abergläubischer Mensch, entgegnete Herr Hans. Soll mich ein so thörichter Wahn abschrecken? Laß uns nachsehen, ob etwa irgendwo ein Brett locker ist, daß wir hindurchkommen.

Meinetwegen, sagte Popp, es ist so wie so; kehren wir um, so ist's auch eine schlimme Vorbedeutung.

Nach einigem Suchen fand sich wirklich ein Brett, das losgegangen war. Popp sprengte es vollends mit der Art ab und sein Herr kroch hindurch, indem er jubelnd ausrief: siehe, nun haben wir gewonnen!

Noch nicht, brummte Popp ärgerlich, der erst zur Hälfte hindurch war und sich umsonst anstrengte, aus seiner Klemme herauszukommen. Er konnte weder vor- noch rückwärts.

Verdammte Geschichte! rief er grimmig, sich streckend und stemmend, ohne daß seine Lage sich besserte.

Was höre ich von dir, du fluchst? sagte Herr Hans entsetzt. Willst du in solcher Weise ein heiliges Werk beginnen?

So wollte ich, ich wäre geblieben, wo ich war, entgegnete Popp. Es bringt uns lauter Unglück, daß wir heute fortwollen.

Schon Moses, erwiederte Herr Hans, tadelt und verbietet die Tagewählerei. Sieh doch, dieselben Hindernisse, die uns jetzt zu schaffen machen, würden wir an jedem andern Tag auch zu überwinden haben. Und was hat unser Unternehmen ohne solche Hindernisse Löbliches und Verdienstliches? Komm', reiche mir deine Hand, ich will dir helfen.

Ziemlich geschunden und zerquetscht und in der übelsten Laune sah sich Peter Popp endlich aus der unbequemen Lage befreit. Und daran ist doch der Freitag schuld, murmelte er grollend in sich hinein.—

Das Gewölk hatte sich fast ganz zerstreut. In den Niederungen lag Nebel und durch diesen hindurch blitzte zuweilen ein Silberstreif, wenn das Mondlicht auf einen Wasserspiegel niederfiel. Bald dunkte rechts ein Dorf als graue Masse auf, weiterhin dehnten sich dunkle Waldrücken. Rüstig, aber schweigsam schritten die zwei nächtlichen Wandrer vorwärts. Herr Hans war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, sein Begleiter aber, wie gesagt, in schlechter Laune.

Kaum dämmerte im Osten ein fahler Schein — die Sterne wurden bleicher, das Grau des Himmels ging in lichtes Blau über, — da zeigte sich in einiger Entfernung ein langer, schwarzer Damm.

Was ist das? fragte Herr Hans.

Der Pickower Wald ist's, antwortete Popp.

So sind wir also nahe am Ziel, sagte Herr Hans und schritt weiter.

Nach und nach hoben sich die Wipfel der Bäume schärfer gegen den Morgenhimmel ab; ringsum gestaltete sich's klar und farbig. Aus den Hütten eines Dorfes stieg Rauch auf; einzelne Stimmen wurden laut; endlich brach die Sonne hervor und goß ihren Glanz auf die thaufrische, bunte, schimmernde Welt. In den Eichen und Buchen des Waldes hing noch die Dämmerung der Nacht. Dazwischen schossen lichte Strahlen nieder und bildeten glänzende Streifen auf dem lichtgrünen Moos. Die Blätter troffen vom Thau und heimlich frohes Leben gab jenes tiefe Rauschen, das der Stille des Waldes ein so eigenthümliches Leben gibt. Herr Hans fühlte sich davon ergriffen.

Man sieht nicht, wendete er sich an seinen Diener, weder, wie bei der Aeolsharfe, die Töne kommen. Hier sind mächtige Stämme mit ihrem Gezweig die Saiten, und im Sturm schwillt der Accord zum erschütternden Donner.

Ich spüre nichts von Sturm, erwiederte mürrisch Peter Popp, das ist Einbildung.

Welche dir ganz abgeht, fiel sein Herr ein. Du bist trägen Geistes und verstehst nichts. Spreche ich denn von einem Sturm, der gegenwärtig weht?

Von einem Wind, der in nächster Woche losgeht, spüre ich noch weniger etwas, erwiederte Popp, und ich sehe überhaupt nichts weiter als einen Wald. Ich wette alle Haare auf meinem Kopf, daß diese Bäume noch nie Myrrh gemacht haben oder machen werden.

Du bist hier das einzige Wesen, entgegnete Herr Hans, dem ich mich mittheilen kann, aber all diese Herrlichkeit läßt dich kalt. Du hast keinen Sinn dafür. Wie ist mir das Herz voll! Wie ein Psalmlied von Gottes Größe und Güte rauscht es um mich her. Sind die Menschen Thoren, die sich die schöne Natur verschließen, vernauern und durch allerlei Mittel den wachrufenden Morgen von sich fern zu halten wissen! Wie freu ich ich, daß ich von nun an jeden dieser Morgen unmittelbar genießen werde, umrauscht von den Winden, umleuchtet von den Strahlen der Sonne, ringsum Licht und Leben.

Als die beiden Gefährten tiefer in den Wald gelangten, wurde der Pfad stellenweise sumpfig und verlor das Ansehen eines gebahnten Wegs.

Meine Stiefel, bemerkte Herr Hans, sind vom Thau durchfeuchtet und halten die Nässe nicht mehr ab.

Das hilft nichts, entgegnete Popp.

Ich besorge mich zu erkälten, fuhr Herr Hans fort. Nasse Füße muß ich durchaus vermeiden; kannst du mich nicht einen besseren Weg führen?

Da ist einer wie der andere, erklärte Popp; zum Spazierengehen ist keiner eingerichtet.

Popp freute sich heimlich seiner Autorität als Führer, doch ist damit nicht gesagt, daß er seinen Herrn gerade durch die sumpfigsten Stellen führte; der Boden war wirklich überall naß. Fast zwei Stunden ging es waldeinwärts. Inmitten einer schönen Waldwiß ohne Weg und Steg lag ein grüner Wiesengrund; ein Bächlein rieselte hindurch, drüber zog sich eine Anhöhe hin und droben standen einzelne, alte, prächtige Buchen. Dieser Platz gefiel Herrn Hans so wohl, daß er sich daselbst niederzulassen beschloß. Der Weg hatte ihn ziemlich ermüdet; er setzte sich unter einen Baum und betrachtete den neuen Wohnort. Peter Popp streckte sich gleichfalls nieder und langte aus der Reisetasche das Frühstück hervor. Da er seinen Herrn keine Anstalt treffen sah, das Nämliche zu thun, so fragte er ihn verwundert, ob er denn keinen Hunger verspüre?

Ich halte das, was ich empfinde, nicht für Hunger, antwortete Herr Hans. Denn wisse, es gehört zu meinen Vorsätzen, die ich hier auszuführen gedenke, daß ich mich aller Speise künftig enthalte.

Digitized by Google

Das heißt zu deutsch, Sie wollen Hungers sterben? rief Peter Popp.

Ich werde nicht verhungern, entgegnete sein Herr.

Gnädiger Herr, erwiederte Popp, es trifft wohl, daß ein Mensch stumm oder blind geboren wird, aber noch niemand ist ohne Magen geboren worden. Darum lasse ich mir nicht weiß machen, es könne Einer das Kunststück lernen, ohne Speise zu leben.

Es hat allerdings, antwortete Herr Hans, nur wenige Menschen gegeben, welche ihre irdische Natur völlig überwanden. Antonius, der siebenzig Jahre in der Wüste lebte, dem eine Palme Nahrung, Schatten und Kleidung gab, trauerte, daß ein unsterblicher Geist irdischer Nahrung bedürfe. Katharina von Siena lebte blos vom Genusse des heiligen Nachtmahls. nun Nicolaus von der Flue auf den Alpen vierzig Jahre ohne andere Speise mit Gott und von Gott. Ein Gleiches erstrebe auch ich.

Ich denke, erwiederte Popp, das Essen ist keine bloße Angewöhnung, sondern unentbehrlich. Wie es Jene angefangen, daß sie nicht verhungert sind, das ist ihre Sache; ich weiß es nicht.

Popp hatte seine Mahlzeit beendet, stand auf und machte sich an den Bau der Hütte. Zunächst fällte er eine Anzahl junger Stämme, spitzte sie zu Pfählen und setzte diese in der Form eines Daches zusammen. Sodann flocht er Zweige hindurch und deckte Erde und Rasen darauf. Herr Hans ging auf und ab und sah zu.

Mache den Bau recht dicht und fest, ermahnte er, damit wir hinlänglichen Schutz vor dem Winter haben.

Wollen wir denn den Winter über dableiben? fragte Popp nicht wenig erstaunt.

Nicht den kommenden allein, erwiederte Herr Hans, sondern alle Winter, die Gottes Gnade uns noch erleben läßt.

Dann wird man uns eines Tags in diesen Hundeloche erfroren finden, rief Popp mißvergnügt.

Darob ängstige dich nicht, ermahnte sein Herr, der Mensch hält viel aus. Und hier gilt es nicht blos einen irdischen Gewinn, sondern einen himmlischen Zweck, so dürfen wir Niemand in der Ausdauer nachstehen, sondern Alle womöglich übertreffen.

Peter Popp schüttelte den Kopf.

Gegen Abend war die Hütte ziemlich hergestellt. Popp trug dürres Laub zu einer Lagerstätte zusammen und endigte damit sein Tagewerk. Die Zeit der Abendruhe benutzte Herr Hans zu einem Gespräch, auf dessen Wichtigkeit er seinen Diener besonders aufmerksam machte.

Die alten Verhältnisse, begann er feierlich und in gemessener Weise, können zwischen uns nicht länger fortdauern. Wir sind vielmehr in das ursprüngliche Verhältniß eingetreten, das dem Menschen von der Natur angewiesen ist. Ich bin nicht mehr, der ich war, Glied einer künstlichen, sorgfältig abgegränzten Gesellschaftsordnung. Gesellschaftlichen Rang und Titel habe ich mit Allem, was der Welt angehört, für immer abgelegt. Du begreifst, Popp, daß ich demnach nicht mehr als Herr dir, dem Diener, gegenüber stehe. Wir sind Brüder in Christo, einander völlig gleich. Einer hat dem Andern zu dienen in Demuth und Freundlichkeit. Ich werde von nun an einen Namen führen, der diesem Verhältniß angemessen ist, und zwar habe ich, zur Ehre des Mannes, dessen Beispiel ich nachahme, mir den Namen Antonius beigelegt. So wirst du mich künftig nennen.

Wie Sie befehlen, gnädiger Herr, sagte Popp ganz erstaunt.

Du handelst gerade dem zuwider, was ich dir eben sagte, entgegnete Herr Hans. Du sollst mich nicht mehr „gnädiger Herr", nicht mehr „Sie" nennen; auch ist von „Befehlen" zwischen uns keine Rede.

Hatte sich Peter Popp schon vorher öfters verwundert, so ging ihm dies doch über alle Begriffe. Er war so verwirrt, daß er nichts zu sagen wußte.

Hast du mich verstanden? fuhr sein Herr fort. Alles das muß aufhören, was nach der Sitte der Welt der Diener seinem Herrn gegenüber zu beobachten hat. Alle diese Regeln gelten bei uns nicht mehr. Du redest mich mit „du" an und nennst mich einfach Bruder Antonius.

Popp nickte und machte ein so verblüfftes Gesicht, daß sein Herr nicht wußte, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Er stand daher auf und begab sich, da es schon dunkel war, in die Hütte. So beschlossen die Beiden, Herr Hans, der erste Einsiedler im Pinkower Wald, und Peter Popp, sein dienender Bruder, den ersten Tag ihres Einsiedlerlebens.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vater des französischen Lustspiels.

Von Adolf Laun.

Molière, was auch unsere Literaturgeschichten darüber erzählen, ist in Frankreich nicht veraltet, er ragt in diesem wandelbaren Lande noch immer unerreicht über der ungeheuren Fluth des Neuen empor, und thut dies nicht, weil seine Schöpfungen gleich denen Shakespeare's in der Comödie auf mehr oder weniger idealem Boden stehen, sondern obgleich sie sich aufs Unmittelbarste an die vergängliche Actualität seiner Zeit anschließen. Diese Thatsache, die jeder, der Frankreich kennt, bestätigen wird, muß den Ausländer, der von seiner Doctrin aus den ganzen Molière verdammt, stutzig machen. — Ganze Nationen irren sich nicht, und den Franzosen wird man am wenigsten Sinn, Takt und Urtheil im Lustspiel absprechen. Was besitzen und bewundern sie, was entbehren wir an ihm? Letzteres ist leichter auszusprechen, als ersteres dem Nichtfranzosen klar und anschaulich zu machen; denn das an sich schon so unerklärliche, geheimnißvolle Wesen des Komischen wird noch viel unfaßbarer, unaussprechbarer und unübersetzbarer, wenn sich ein so schroffer Gegensatz, wie der der deutschen und französischen Nationalität dazwischenstellt.

Einiges Allgemeine, worauf Molière's komische Kunst, die unvergängliche Wirkung und die Eigenthümlichkeit seiner Bühne und seiner Schule beruht, will ich hier anzudeuten versuchen. Das aber, worin die vis comica jeder Einzelheit beruht, weshalb sie den Franzosen unwiderstehlich packt, warum gerade dieses Wort, diese Wendung electrisch wirkt und im ganzen Parterre ein unsterbliches Gelächter hervorruft, das entschlüpft dem Deutschen gegenüber jeder Analyse, und ließe höchstens sich nur durch ausführliche Inhaltsangabe jeder einzelnen Scene, Situation und Anspielung klar machen, zumal gegenwärtig in Deutschland eine nähere Kenntniß der Molière'schen Stücke kaum vorausgesetzt werden darf, wie's bei den Shakespeare'schen doch der Fall ist. Mit dem Tragischen und Pathetischen ist schon eher fertig zu werden, aber das Komische beruht zum Theil auf etwas ganz Individuellem und verbricht sich in die feinsten Fasern der Nationalität und der Sprache.

Wir vermissen am Molière etwas, ohne das wir uns die Poesie im höheren und höchsten Sinne nicht denken können. Es fehlt ihm das Unreflectirte, der spielende Humor, der über der Welt und den Menschen schwebt, seine Schöpfungen entbehren einer gewissen Bewußtlosigkeit, Fülle und Breite, der scheinbaren Willkür und Absichtslosigkeit, in der der übermüthige Dichter mit der auf den Kopf gestellten Welt sein muthwilliges Spiel treibt, in der derbe Genremalerei sich mit dem Aetherischen und der zartesten Natur- und Gemüthspoesie verbindet, kurz es fehlt jene höhere Ironie, die alles Endliche sich im Lichte des Ewigen spiegeln läßt. Molière stellt nie das Diesseits dem Jenseits gegenüber, er hat immer nur die concrete Welt und ihre Gegensätze im Auge, er verlacht nie die thörichte Menschheit, sondern, wie auch ein Misanthrop thut, immer nur die thörichten Menschen, ihre jedesmaligen Verhältnisse und Be-

Digitized by Google

strebungen. — Seine Poesie bleibt immer beim Verstand und bei Verstande, schlägt sich stets an die nächste, meist bürgerliche Wirklichkeit an und ist fast immer tendenziös, didactisch und practisch.

Dieses seine Nation, seine Zeit, den Classicismus und das von ihm geschaffene classische Lustspiel bezeichnende, halbprosaische Weisen über das die Franzosen sich meistens nur erheben, um in Extravaganzen zu verfallen, hängt allen seinen Stücken an, selbst denen, die weniger direct aufs fabula docet hinauslaufen. — Das ernste Gesicht des Moralisten, des strafenden Satirikers blickt allzuoft hinter der Maske des Comik hervor, es fehlt die leise Vermittelung, die humoristische Versöhnung der Gegensätze, deren Mangel in der Seele des Zuschauers neben der Heiterkeit eine gewisse Traurigkeit zurücklässt, die Chateaubriand, wohl zu weit gegangen, auf aller Molière'schen Comik herausfühlte.

Das sind die Gründe, weshalb der freieste und unabhängigste Dichter seiner zwangs- und fesselvollen Epoche wohl die Conveniencen seiner Zeit, seines Landes und seiner Lage durchbrechen konnte, sich aber nicht über die Schranken seiner Nationalität erheben hat und kein Weltdichter, kein Cervantes und Shakespeare geworden ist.

Für die Franzosen aber ist er beides, ihr Shakespeare und ihr Cervantes, man könnte hinzufügen: ihre komische Bibel. Er resumirt wie kein anderer französischer Dichter den Geist der Nation und des Landes und ist, auf der Uebergangsepoche in die neue Zeit stehend, der erste Schilderer des sich entwickelnden modernen Lebens, das er nach allen Seiten hin dargestellt, und bei dessen Auffassung er, wie unter andern sein Tartuff, sein Don Juan, sein Dandin und mehrere seiner sich emancipirenden, aufsässigen, schon vom Geiste Figaros beherrschten, schelmischen Diener zeigen, schon vorausblickend die Zukunft erkannte.

Seine anspielungsreiche Bühne ist, indem sie die ganze Breite des damaligen Lebens von der Bauernstube bis zum Salon der Hofleute umfasst und Sitte, Costüm und Redeweise der verschiedenen Stände aufs Treuste darstellt, eine Fundgrube der Sittengeschichte, in der das in den Memoiren und Briefsammlungen Erzählte und Angedeutete, die die Zeit bewegenden Interessen und Kämpfe mit allem Barocken und Pikanten, das dieselben hervorriefen, in der das Alles dem Zuschauer lebendig entgegentritt, eine Fundgrube, die die französischen Historiker gern und oft benutzen. Dies strenge Anschließen an die jedesmalige Zeit, an die eigene Nation, ist freilich eine Eigenthümlichkeit des gesammten französischen Lustspiels, das die historische Entwickelung des Landes Schritt vor Schritt begleitet; es hat diese Eigenthümlichkeit aber erst durch Molière gewonnen, dessen Ruhm vor Allem darin besteht, daß er die bis dahin mit fremden Elementen überladene komische Bühne durchaus national, durchaus französisch gemacht hat. — Das Molière'sche Lustspiel ist aber auch, und das ist vielleicht einer seiner größten, außerhalb Frankreich kaum zu würdigenden Vorzüge, eine Sprachquelle, die noch fortwährend das neuere Französisch befruchtet und erfrischt. — Seine Rede hat eine wunderbare Körnigkeit, Kraft und Klarheit; als der unmittelbarste und knappste Ausdruck des Gedankens reflectirt sie den Geist und die Bildung der bezüglichen Gesellschaftskreise und wird nur dann geschraubt und geziert, wenn sie das Geschraubte und Gezierte, das damals im Schwunge war und auch ihm noch in seinen ersten Stücken anhängt, lächerlich macht und parodirt. — Sie spielt in allen Metodieen und erhebt sich vom derbsten Patois, das voll ist von altgallischer Cauticität, vom idiotismenreichen Jargon der Posse zum leidenschaftlichen Pathos und zur Eleganz der feinsten Conversation. Sie ist trotz mancher Archaismen in Wendung und Ausdruck noch immer in ihrem Grundwesen modern und wirft von der Sprachkritik, die nirgends ängstlicher ist, als in Frankreich, noch immer dafür anerkannt. — Viele seiner Einfälle, Wendungen und Ausprüche sind Sprichwörter und Sentenzen geworden, die von jedermann gebraucht und allgemein verstanden werden. Molière hat seinen Styl, aber seine Personen haben jede den ihrigen, ein großes Lob für die Objectivität des dramatischen Dichters. — Er ist auch nicht witzig für seine eigene Rechnung und läßt seine Personen nur da Pointen, Bonmots und Sentenzen sagen, wo es für sie am Platze ist, und sie sich und ihre Umgebungen dadurch charakterisiren. — Um des Witzes Willen bringt er nie einen Witz vor, der blos auf's Publikum berechnet ist, und macht, was in Frankreich unerhört, fast nie ein Wortspiel. — Molière hat dies nicht angebracht, um für sich selber ein Bonmot zu sein, sondern nur als eine Sache, die den Menschen charakterisirt, läßt er den Cleant in der critique de l'école des femmes über sich sagen. — Er leiht seinen Personen nie seinen eigenen Geist und flüstert durch ihr Sprachrohr dem Publikum kein Tendenzwort, keine Anspielung ins Ohr, die als aufgeklebt erscheint und die Wahrheit und Unbefangenheit des Ganzen stört; in diesem Sinne hat Laharpe recht, wenn er meint: Molière sei nie fein, aber immer tief.

Schlegel's Bemerkung: die Charaktere seiner höheren Comödie bestänben zum Theil nur aus Grundsätzen, die die Personen selbst gegen die Einwendungen der anderen durchsechten, paßt höchstens auf die weisen Brüder und Schwäger, die des Dichters Ansicht vertreiend und der Mißdeutung vorbeugend, über den Conflikten stehen, dabei aber der dramatischen Lebenswärme entbehren und nicht frei sind von einer gewissen moralischen Pedanterie; sonst gelingt es ihm auch ohne Handlung durch den Fortschritt des bewegten und sich leidenschaftlich steigernden Gespräches vortrefflich, die Charaktere sich in ihrer Eigenthümlichkeit bethätigen zu lassen; das Gespräch wird fast bei ihm zur Handlung und gewinnt, was man nicht außer Acht lassen darf, bei den lebhaften, zugleich mit Auge, Hand und Fuß redenden Franzosen eine mimische Lebendigkeit, die der trotz aller scheinbaren Monotonie, wenn zur gesprochene, mannichfach modulirte und scharf accentuirte Vers noch bedeutend hebt. Diese Lebendigkeit, Wahrheit und Natürlichkeit des Dialogs, der oft seitenlang aus lauter einsylbigen Wörtern besteht und dem stummen Spiel des Schauspielers Alles anheim gibt, ist unnachahmlich und verräth vor allem den in die Tiefen der Kunst eingedrungenen Dramatiker. Didrot schreibt darüber an Grimm: „Molière ist stets unübertrefflich, er hat Scenen von vier bis fünf Personen, die aus lauter einsylbigen Wörtern bestehen, und in denen jede Person nur ein einziges solches Wort sagt, aber dieses Wort ist ihrem Charakter gemäß und schildert ihn. Es gibt Stellen in den femmes savantes, über denen Einem die Feder aus der Hand fällt".

Die Plastik, die immer frische Lebendigkeit der Gestalten, in denen die typische Allgemeingültigkeit die individuelle Wahrheit nur selten beeinträchtigt, stellt Molière über alle seine Nachfolger, über einen Regnard, Legrand, Marivaux, St. Foix und Picard bis zu Scribe herab, denn seine Charaktere sind nie von der Oberfläche des Lebens geschöpft. Die Generäle, Minister, Banquiers und Dandys der Scribe'schen Bühne, die die Molière'sche an Gestaltenmenge und Breite des Stoffs übertrifft, werden vielleicht noch in zwehundert Jahren die Restauration und Juli-Monarchie lebendig vergegenwärtigen; aber wird die dann lebende Generation, was den Kern der Persönlichkeit betrifft, sich noch in ihnen wiedererkennen? das ist zu bezweifeln. — Scribe verliert schon heute mit der wandelnden Mode und Actualität seine Bedeutung, während Molière das, was er durch die Ferne der Zeit und die gegenwärtige Zielloßigkeit seiner Polemik, Tendenz und Anspielung an Unmittelbarkeit und Schärfe eingebüßt hat, an Idealität und Milde wieder einbringt. — Der für alles Komische, für jede satirische Andeutung so feine Instinct des Franzosen und zumal des Pariſers, entdeckt mit einem gewissen Wohlgefallen unter der Maske der damaligen Narrheit die heutige; der Spott, weil weniger direct, erscheint ihm feiner und humaner, und er erfreut sich im Auffinden der Parallelen dabei seines eigenen Scharfsinns. — Die Nation ist um diesen Dichter, in dem sich ihre gesammte Eigenthümlichkeit concentrirt, zu

Digitized by Google

beneiden, und ihr Stolz auf ihn ist um so verzeihlicher, wenn wir bedenken, wie wenig große Lustspieldichter die Weltgeschichte kennt, und wie wir, bei freilich viel ungünstigeren Umständen, ihm keinen an die Seite zu setzen haben. — Daß er auch uns bei größerer Erkenntniß und Würdigung seiner Bedeutung als ein des Studiums würdiger Meister, als Vorbild und Rathgeber, wenn auch nicht als Muster zu sklavischer Nachahmung gelten möge, dahin zielt dieser Aufsatz und dahin zielten auch des Verfassers frühere Bemühungen um Erklärung und Popularisirung Molière's in Deutschland.

Schiller und Lotte.

Die Tochter Schiller's, Frau von Gleichen-Rußwurm, hat unter obigem Titel den Briefwechsel ihrer Eltern, Schiller's und Charlotten von Lengefeld's, der Oeffentlichkeit übergeben, und damit dem deutschen Publikum ein schönes Geschenk gemacht. Mit der Veröffentlichung von Briefen aus der klassischen Periode unserer Literatur ward schon oft Mißbrauch getrieben, und Dokumenten durch den Druck Dauer zu Theil, die schriftlich kaum der Aufbewahrung werth waren. Goethe selbst hat hierin mit der, freilich von Riemer besorgten, aber von ihm vorbereiteten und gewünschten, unverkürzten Herausgabe seines Briefwechsels mit Zelter ein schlimmes Beispiel gegeben, ein Briefwechsel, der, zumal in Betracht seiner sechs Bände, gar zu unbedeutend ist und von den lange nach Goethe's Tode erschienenen Briefen desselben an Lavater, Jakobi, Frau von Stein, Gräfin Stolberg, Charlotte Kestner rc. an Werth und Interesse bei Weitem übertroffen wird.

Wie diese letztern Briefe als Beiträge zur Biographie Goethe's von nicht geringer Wichtigkeit sind und bedeutende Lichter auf seinen Entwicklungsgang und einzelne Perioden desselben werfen, — so ist auch der uns jetzt dargebotene Briefwechsel Schiller's und Lotten's eine überaus dankenswerthe Gabe, da er uns Schiller von einer Seite, der gemüthlichen, zeigt, von der wir eigentlich noch gar keine nennenswerthen und umfangreicheren Dokumente besitzen. In seinem Briefwechsel mit Goethe, Humboldt, Körner tritt diese Seite seiner Natur mehr in den Hintergrund, künstlerische und spekulative Interessen nehmen durchgängig die Briefsteller in Anspruch, worunter das Persönliche und Gemüthliche fast ganz verschwindet. In dem Briefwechsel mit Körner kommt sogar trotz aller Wärme persönlicher Freundschaft eine gewisse Trockenheit und Härte, so zuweilen ein Cynismus zu Tage, der uns erschrecken macht, und uns mit dem Bilde des ernsten, sittlichen Dichters ganz unvereinbar erscheint.

Aus dem vorliegenden Briefwechsel aber, und das ist in erster Linie sein Schätzbares, leuchtet die eigentliche, innere Natur Schiller's in ihrer vollsten Reinheit, in ihrem hehrsten Glanze. Niemand wird wohl diese Briefe ohne Rührung lesen, in denen sich Schiller's charaktervolle Persönlichkeit, die tiefe Innigkeit, die Zartheit und Reinheit seiner Seele evidenter bekunden, als in irgend einem andern Dokumente, das wir kennen, ja als in seinen Werken selbst, in denen mehr der flotze Strom seiner Gedanken, als die sanftere Fluth seiner Gefühle wogt.

Bei der Lektüre ergreift uns so recht die Wahrheit des Goethe'schen Ausspruchs, daß Schiller alles, womit er sich beschäftigte, zu adeln verstanden hätte. Es liegt über diesen Briefwechsel von den Momenten der conventionellen Berührung an bis zu der, aus einer langen Zeit allmähligen leisen und schüchternen Näher- und Näherkommens sich entwickelnden Periode des offenen Geständnisses, der ungezwungenen Herzensergießung, des unauflöslich sich Aneinanderschließens, trotz aller Wirklichkeit und einfachen Natürlichkeit, ein merkwürdiger idealer Hauch von Zartheit und Reinheit.

In diesem Sinne sind die Briefe von Lotte nicht minder interessant, und man muß Schiller in der That glücklich preisen, daß er ein Wesen fand, das so ganz seinem idealen Sinne entsprach, dessen Seele, wie aus den einfachen, herzlichen Briefen Lottens hervorleuchtet, so innig und rein, so sanft und unverfälscht, und nicht blos dem Gemeinen abhold ist, sondern es gar nicht zu kennen schint.

Aus diesem Grunde ist der Briefwechsel Schiller's und Lotten's nicht allein darum von Interesse, weil er uns einen wichtigen Beitrag zur Erkenntniß der Persönlichkeit des Dichters gibt und uns einen tiefen Blick in sein Herzensleben eröffnet, sondern auch, weil er uns in ein wahrhaft edles, reines, wohlthuendes Verhältniß schauen läßt.

Hohe Gefühle, erhabene Gedanken wird man wenige darin finden, obzwar Schiller hie und da treffende Sentenzen einflicht, wie er z. B. Seite 138 eine Betrachtung über das Spiel mit der so feinen als milden Bemerkung schließt: „Intoleranz gegen andere Menschen ist eine Klippe, an der besonders gerne die Menschen von Charakter und zartem Gefühle scheitern", oder Seite 399 mit den Worten: „Die Liebe muß hinter sich, wie vor sich Ewigkeiten sehen", ein sehr wahre Liebe begleitendes Gefühl sehr schön ausdrückt. Doch im Ganzen bewegt sich der Briefwechsel, entgegengesetzt der vorhergegangenen stürmischen, gährungsreichen Periode des Schiller'schen Lebens, in der Region milder, zarter Gefühle, fließt wie der sanfte Spiegel eines Baches, einfach, still und ungetrübt daher. Wen aber ein Blick in das Gemüthsleben zweier edler, gebildeten Seelen, in ein reines Verhältniß erfreut, wer das leise Wogen und Wallen ihrer Gefühle versteht, der wird sich auch ohne speziell literar-historisches Interesse an diesen Briefen erquicken. — Eben darum bereisen wir und, dieselben in diesen Blättern zur Anzeige zu bringen und, indem wir uns eine Betrachtung in letzterer Hinsicht noch vorbehalten, die deutsche Lesewelt auf sie aufmerksam zu machen, besonders die weibliche, für welche sich vorzugsweise das Buch, unähnlich den andern Briefwechseln Schiller's, als eine geeignete Lektüre empfiehlt.

Leop. Feis.

Schöpfungsbild.

(Terzinen.)

Als einst mit Macht ergriffen Gottes Hände,
Im ew'gen Aetherstrome sie zu kühlen,
Des Weltalls ungeheure Riesenbände —
Als Frühling bald begann sie zu durchwühlen
Und nach der alten Zinsternis Entthronung
An Kampfes Statt getreten erfuhr Fühlen:
Da stand auch sie, gedacht voll zarter Schonung,
In millionfachen Farbenerglanzen,
Erwartungsvoll des ersten Menschen Wohnung.
Des Meeres Arme hielten sie umfangen
In Wellenschauern zitternd ihm entgegen,
Die Schöpfung jauchzt, den Liebling zu empfangen.
Der Löwe kam, der Adler, um zu legen
Zu Füßen ihm die Kronen ihrer Reiche,
Die Blumenkönigin des Duftes vollen Segen;
Ihr höchstes Land entsichtete die Eiche
Herab auf seine sonnumglänzten Locken,
Die Fische plätscherten im Meer und Teiche.
Die Spinne selbst schwang sich vom zarten Rocken
Mit leiser Warnung ihm ihr Netz zu zeigen,
Und zitternd klangen alle Blumenglocken.
Die Sonne sank, der Mond in Sternenreigen
Sankt sittern seine Schimmerstrahlen nieder;
Da trat aus heil'ger Dämmerungen Schweigen,
Verschämt entwickelnd ihre vollen Glieder,
Das Weib hervor, das große Werk zu krönen
Und ehrfurchtsvoll verstummten Wald und Lieder;
Denn sie verriet nur Stärke nun dem Schönen,
Und des Gedanken höchster ward zum Werke:
Das Leben mit dem Tode auszusöhnen,
Und Amen jauchzt die Liebe durch die Erde.

Digitized by Google

Die erste Tragödie.

(Sonett.)

Als Kain einst vor Abels Bruderleiche
Zur Erde starrte, die sein Blut getrunken
Und zitternd ihm die Keule war entsunken,
Die selbst noch bebte von dem Mörderstreiche:

Stand vor dem Tod das Leben im Vergleiche,
Das Auge, das noch kaum so froh gewunken,
Warum erloschen seine hellen Funken?
Warum des Bruders Antlitz nun so bleiche?

Und der Gedanke: das hast du verbrochen
Tief schmerzlich hat er ihm das Herz gefunden;
Ihm ward bewußt, es werde schwer gerochen. —

Geboren war des Schicksals rest'ges Walten,
Selbst das Verhängnißvolle hatte mitgeboren
Und schuf den Keim zu tragischen Gestalten.

A. Grimminger.

Feuilleton.

— Denkschrift der Heidelberger Corps-Studenten. Die unlängst vom engeren Senat verfügte Auflösung der Corps hat von Seiten der Studenten eine Denkschrift hervorgerufen, gerichtet an die Gesammtheit der Professoren und das Plenum des Senates, die in würdigem, ruhigem Tone die veranlassenden Vorgänge darlegt und die den Corps gemachten Anschuldigungen zurückweist. Diese Denkschrift wirft insbesondere ein ganz eigenthümliches Licht auf das Benehmen des derzeitigen Prorectors der Universität, Professor Scherer, dem Schuld gegeben wird, daß er zwar die Chargirten der Corps habe vorgeladen, sie jedoch, als sie sich und ihre Sache hätten vertheidigen wollen, in seiner Aufregung und Gereiztheit nicht zu Wort habe kommen lassen. Die Form des Empfanges und der Begegnung von Seiten des Herrn Prorectors wird als eine solche bezeichnet, „die in den Lehrsälen, welchen die Verfasser der Denkschrift angehören, nicht einheimisch sei". Sodann werden die durch das Gericht bis ins Ungeheuerliche gesteigerten Vorgänge in Ladenburg, in Folge deren die Auflösung der Corps und die Requisition des Militärs stattfand, auf das richtige Maß der Thatsachen zurückgeführt, wobei sich denn herausstellt, daß die Phantasie des Herrn Prorectors, wie die aller Streittheologen und Eiferer alter und neuer Zeit, bei vollem Tage Gespenster sah, gleich der des Bürgermeisters von Ladenburg, der nach Art derer von Krähwinkel Sturm läuten ließ. Denn die ganze Affaire in Ladenburg, bei dem sich die Studenten wie billig eine tüchtige Tracht Schläge von den Bauern holten, (was, wie Kinkel in einer seiner Novellen bemerkt, in Heidelberg wenigstens einmal im Jahr geschehen muß, wenn sich der Student wohl fühlen soll,) erweist sich auf die allergewöhnlichsten Raufexcessen roher, feiglicher Burschenleben. Die Denkschrift kommt am Schluß zu dem richtigen Resultat: das Uebel und die Strafe trifft nicht nur die Corps-Studenten, sondern einen noch weiteren Kreis. „Denn wenn von nun an diese Hochschule die einzige in Deutschland sein sollte, auf welcher der Stock statt der blanken Waffe, statt des Schlagworts gewisser Umgimpf, an der Stelle männlichen und ehrenhaften Austrags falschheit und Angeberei zu finden sein werden — wenn fortan diese Hochschule einem Seminar gleich geachtet werden soll: dann wird der bessere Theil der deutschen Jugend diesen Ort meiden. Hier, wo bislang ein freies, stolzes, brüderliches Leben blühte, wo bessen Andenken unsere Väter freut, werden Zersahrenheit und Gemeinheit überhand nehmen. Wirklichkeit wird man es dann mit den alten Zuständen wieder versuchen wollen, aber vergeblich! Denn Einrichtungen, welche die Natur selbst und das Bedürfniß langsam erzeugen, lassen sich zwar mit Gewalt zerstören, aber nicht nach Gefallen und mit Kunst wieder einführen". — Die Zeitungen brachten neulich die Nachricht, daß eine Untersuchung des ganzen Handels bis jetzt noch nicht stattgefunden habe. Ob dies der Fall, so läge es wohl zu allererst im Interesse des Herrn Scherer, daß eine solche eingeleitet würde. Er möchte sonst nur schwer den Vorwurf entkräften, den neulich die Allgemeine Zeitung seinem Verfahren in einer Redactionsnote machte, indem sie bemerkte: Wad man bei diesem seltsamen Vorfall namentlich zu bedauern hat, ist, daß er jenen Leuten wieder in die Hände arbeitet, die gar zu gern alle deutschen Hochschulen auf den kleinen Stärken in die Reflexzangen verlegt haben möchten, welcher Gefahr eben erst das alte Tübingen mit knapper Noth entgangen zu sein scheint. — Ueber dieses Trachten, welches nicht blos die wohlbegründeten Rechte und Interessen der kleinen Universitätsorte antastet, sondern auch eine Zumpietät gegen die Geschichte der deutschen Wissenschaft ist, und dessen Nachtheile für die Jugend die davon erwarteten Vortheile beträchtlich aufwiegen müssen, hat schon Jean Paul treffliche Worte geschrieben.

— Der verspätete Heinesänger. Das neue Buch von Alfred Meißner über Heine ist ohne Zweifel ein stellenweise amüsantes Buch. Der jungösterreichische Weltschmerzsänger hat in den Abschnitten, worin er Heine's Umgebungen schildert, die bekannte Mitmaister seines Absatzes nicht übel nachgemacht und diese artig aufgemalten Genrebilder mögen vielen Lesern eine pikante Unterhaltung gewähren. Im Uebrigen erregt insbesondere dieses Buch noch größere Betenken als in Nr. 28 des Frankfurter Museums bereits ausgesprochen wurden. Meißner gibt seine naive Verwunderung darüber kund, daß Heine's Ansehen in unseren Tagen bedeutend gesunken ist; eine Thatsache, denen man sich, bei aller Anerkennung für Heine's glänzende und hoffentende Gaben, nur zu freuen hat. Noch ganz in seinen vormärzlichen, schwächlich eiteln Wahn befangen, und ohne Sinn für eine ernstere Richtung, erhebt Meißner sogar sentimentale Klagen über Verleumdungen, freche Unbilden, unverschämte Verspeerungen, die den armen unschuldigen Heine trafen. Er führt uns seinen „großen edlen Kerund" vor, wie er sich Angesichts der Mißachtung benahm, welche das Deutschland von 1854 ihm durch die Aufnahme seiner vermischten Schriften unzweideutig an den Tag legte. Er scheint nicht zu fühlen, daß er hiermit den Manen dieses „größten modernen Dichters" keinen sonderlichen Dienst erweist. Zieht doch Heine selbst den fatalen Schein der Lächerlichkeit auf sich, wenn er sich in seinem Aerger als den „**brüllenden Löwen** darstellt, über welchen alle Thiere des Waldes herfallen. — Meißner ist der Ansicht, das Schicksal habe seinen unglücklichen Augenblick wählen können, um den von ihm überschwänglich gepriesenen Dichter aus der Welt zu führen; die literarische Stimmung sehe heutzutage mehr denn jemals. Auch redet er von „feindseligen Gewalten," welche die Glorie des Todten augenblicklich verdunkelten. „Aber," fügt er hinzu, „blieb wird nicht so bleiben. Die flüchtigen Wolken an seinem Ruhme werden vorübergehen, und sein Name wird bald mit allen seinen Strahlen die deutsche Literatur schmücken. Heinrich Heine's Tod wird der Anfang seiner Apotheose sein." Was Meißner unter diesen „feindseligen Gewalten" versteht, das pflegt man sonst die öffentliche Meinung zu nennen. Diese will allerdings von einer Heiligsprechung Heine's nichts wissen, und der Meißner'sche Versuch zeigt den unverrückten Verkennung des Fortschritts, den wir seit den letzten Jahren in Wahrheit gemacht haben. Die Zeiten haben sich doch geändert. Die Lust ist einigermaßen durchfegt worden, und ein besserer Geist ist Gottlob bei und eingekehrt. Die giftig gewürzten Bürgerstie, die weichliche Corruptionspoesie, die an dem Pfeffyhorvereinen der Jüngsten sich regalirt, die Kleinstädtige, nüchtern-dürre Weltanschauung, die nur (um mit des Meisters eigenen Worten zu reden) „eine melancholische Dunkelheit, wo nicht gar einen übeln Duft" zurücklässt, — dies Alles hat endlich auch für das größere Publikum seine Geltung und seinen verhörenten Reiz verloren. Traurig, wenn dem nicht so wäre! — An dem todten Heine wird übrigens auch Niemand mehr zum Mörder werden wollen. Denn die Alten über ihn, der sie die Tage vor der Julirevolution seine eigentliche Bedeutung hatte, sind schon seit geraumer Zeit geschlossen. Einer besonderen Warnungstafel vor dem unreinen und ungesunden Geist, der das Meißner'sche Buch durchzieht, mag es darum kaum noch bedürfen. Man hat eigentlich blos aufs Neue zu bedauern, daß es immer und überall Leute gibt, die nichts lernen und nichts vergessen können.

— Neue Bilder im Kunstverein. Von Adolf Dreßler, einem noch jungen hier lebenden Künstler und Schüler unserer Professors Becker, ist gegenwärtig im Kunstverein ein neues Bildchen zur Schau gestellt: Mittagsruhe in der Erntezeit, das um seiner liebevollen und anspruchslosen Behandlung willen Erwähnung verdient. Dieses Bildchen legt eine schöne Empfindung an den Tag; es spiegelt sich darin ein Gemüth, das sich mit reiner Beschaulichkeit in die Natur versenkt, und der junge Künstler verspricht in der Darstellung eines stillen Naturlebens noch Schönes zu leisten. Wir sehen hier eine Gruppe von Landleuten, die sich draußen auf dem Feld, unter den

Digitized by Google

Mäßen der Ernte rasterte, unter den Thälen Schutz eines berüchtigten Baumes gelagert haben. Es ist im Hochsommer und die Luft voll heißen Sonnenbrandes; Nichts rührt sich auf den Federn; es waltet jener Mittagszauber, den Immermann in „Tristan und Isolde" so reizend geschildert hat:

. . . . Duftig ihr Mittag ist's. Und grad
Zum Scheitel kommt am Himmelszelt
Das Tagesfeuer. Sendrecht beglüht
Sein Strahlen, was sich draußen mühte.
Schwanger von Hitze ist die Luft,
Sie treibt ein Zittern und ein Kränseln,
Das doch in Ländern, Halmen ruft
Hervor kein Regen und kein Säuseln.
. . . . . .
In solcher Mittagsbrüstschwüle
Ergriff mich oft ein Schauerfrühl.
Mir wurde bang im tiefen Schweigen,
So abgeschieden, fern und eigen!
. . . . . .
In solchen Mittagswunderstunden
Da hörst wohl ein Geniusgespräch
Gestimmt plötzlich ganz vom Weiten
Den himmlisch sanftesten Gedanken,
Es schreit zu läuten vom Gebirge
Und drohen steht doch keine Kirche.

Auch Professor Becker liefert ein neues Genregemälde; ein freundlich anzusprechendes, idyllisches Bild. Dasselbe zeigt auf eine glückliche Familie, von der Zeitdarbeit heimtrehende Landleute, welche sich ihres jüngsten Lieblings freuen, der ihnen aus dem Dorfe entgegen getragen worden ist. Ueberhaupt hat unser Kunstverein in den letzten Wochen eine Anzahl höchst interessanter und ausgezeichneter neuer Bilder vorgeführt. Insbesondere von Münchener Künstlern. Von dem berühmten Albert Zimmermann, dessen „Scene aus Faust" erst kürzlich in der Münchener Kunstwelt außerordentliches Aufsehen erregte und hohe Anerkennung fand, sahen wir zwei Landschaften, eine Abendlandschaft und den schwarzen See bei Berchtesgaden. Darunter ist die letztere, welche alsbald durch einen farbigen Kunstdruck angekauft wurde, als ein wahrhaft köstliches Stück hervorzuheben. Von Max Zimmermann, Christian Morgenstern und Eduard Schleich sind treffliche neue Gemälde ausgestellt worden, sowie auch von dem Frankfurter Fritz Bamberger, der seit sechs bis sieben Jahren in München lebt und unter den dortigen Landschaftsmalern eine hervorragende Stelle einnimmt. Von diesem ist sogar eine ganze Reihe landschaftlicher Darstellungen aus Spanien und Frankreich ausgestellt, die mit überraschender Meisterschaft die Vorzüge eines poetisch warmen Auffassung vereinigen. So die Bai von Algeciras in Südspanien, die Bergstraße zwischen Malaga und Granada, ein Theil der Stadt Toledo, eine Partie von der südlichen Abdachung der Pyrenäen, eine Küstenpartie aus der Normandie, bei Dieppe u. a. m. e.

— Culturgeschichtliche Novellen von W. H. Riehl (Stuttgart, Cotta). Es ist immer für die Culturgeschichte des deutschen Volkes ein Gewinn zu nennen, wenn auch die kleinsten Verhältnisse des bürgerlichen, künstlerischen und literarischen Lebens geschichtlich aufgefaßt und ausgestellt werden. Die Stellung der Novellistik zum Roman und der pragmatischen Historie, sowie in specie das Genrermalende der Novellistik ist längst anerkannt und klar. Macaulay malte in genialen Partieen novellistisch und erzielte dadurch, daß man seine Geschichte fast wie einen Roman liest. Aber ein Geschichtswerk bleibt doch Geschichte und hat nie das Genrermalende zum Zweck. Unser Verf. erblickt richtig die Aufgabe der historischen Novellistik darin, auf dem Grund der Gestaltungszustände einer gegebenen Zeit freigeformte Charaktere in ihren Leidenschaften und Conflikten walten zu lassen, nur müsse die Luft, worin die erdichteten Personen athmen, die Luft ihrer Jahrhunderte, die Gedanken aber, davon sie beherzt wirken, müßten ein Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage sein. Der „Standpfeifer" ist ein gelungenes Bild der Haydn-Gluckschen Musikepoche und der Entwicklung zum neuen Geschmack zu nennen. Aus der Verpuppung der sagenreichen Schwerfälligkeit der alten Schule fliegt Rembauer als elegantere Philis hervor, dem es nur allzu leicht fällt, den ungewandten Stadtpfeifer, der aun einmal zu dem „Tartinistich" auf der Violine nicht geboren war, bei seiner Bewerbung um die erledigte Kapellmeisterstelle zu verdrängen. Das „Im Jahr des Herrn" behandelt eine Fuldaer Tradition, nach der einem gedrittelten allen Deutschen von 850 n. Chr. etwas Aehnliches widerfuhr, wie Abraham, als er seinen Sohn Isaak zu opfern schon bereit stand. Das Analogon macht sich eigentlich etwas trivial, und die höhere Idee des Ganzen könnte schärfer hervortreten. „Tod des Dolf" ist ein charaktervolles Bild des literarischen Treibens an dem Hofe eines deutschen Fürsten, dessen Gemahlin für Ovids Verwandlungen schwärmt und einige derselben dramatisiert und in Musik gesetzt wissen will. Das Ganze ist abgerundet und ansprechend. Das Gleiche gilt von „Amphion" und „Gräfin Ursula". Die „Letzte der ehrsamen Humanisten" sollen ein moderneres Culturund Gegenbild sein, in dem persiflirten Humanisten kann aber wohl nur ein besonderes Specimen und nicht die Humanisten überhaupt gemeint sein. Das Ganze ist weniger gefeilt und abgerundet, als die andern Novellen. Gl.

— Schiller's Lied an die Freude. Ueber die Entstehungsgeschichte dieses berühmten Gedichtes gibt Hinrichs, der Biograph des Dichters, nachfolgende Mittheilung, die wir in J. Kaul's vortrefflichen Buch „Schillerhäuser" (Leipzig, Brockhaus) wiederverzeichnet finden: „Schiller hörte auf einem Morgenspaziergang durch das Rosenthal in der Nähe der Pleiße aus dem Gebüsch einige Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halbentkleidet in den Fluß springen wollte und zu Gott um Verzeihung für diese Sünde flehte. Bestürzt durch den Anblick eines Zeugen, erwiederte er auf Schiller's Fragen: „Zwei Wege sind mir freigelassen mein Leben zu enden; entweder muß ich eines schmählichen Hungertodes sterben oder auf freiem Entschluß eine schnellere und minder qualvolle Todesart wählen." Er erzählte ihm dann, daß er ein Studiosus der Theologie sei und seit einem halben Jahre nur trocken Brod gegessen. Schiller gab, was er von Geld bei sich trug und nahm ihm das Versprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung seines Entschlusses zu denken. Einige Tage darauf erhob sich der Dichter als Dolzeitsgast bei einer ansehnlichen Familie Leipzigs unter den fröhlichen Gästen, erzählte den Vorfall und eine begeisternde Weise, nahm den Teller und schrieb unter den Anwesenden eine freiwillige Spende für den Unglücklichen, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieser That soll Schiller sein Lied gesungen haben." R. a. M.

— Fürstliche Vermählung in Rußland. In Horace Vernet's Briefen aus Petersburg finden wir folgende interessante Schilderung einer kirchlichen Trauung aus den höchsten Kreisen der russischen Gesellschaft: „Die Vermählung des Fürsten Wittenstein mit der Gräfin Apollonia Pietrowska fand die Sonntag, um 7 Uhr Abends, statt. Die Braut kuhr zuerst ab, um sich zur Kaiserin zu begeben, die, in ähnlichen Verhältnissen, gewöhnt ist, das Haupt der Braut mit Kronen-Diamanten zu schmücken. Wir Zeugen kamen darauf mit dem Bräutigam und den übrigen Familiengliedern an. Der Kaiser begab sich, der jungen Dame die Hand reichend, an der Spitze der Prozession zur Capelle, wo die Oeffentlichkeit die übliche Ceremonien verrichtet. Darauf Gesänge, Gebete u. s. w. Man hatte auf der Erde einen rosafarbenen Stoff ausgebreitet, auf den die jungen Leute treten mußten. Derjenige von ihnen, welcher zuerst hinaustritt, führt, so sagt man, das Hausregiment; an einem der beiden Gatten war es, und Höflichkeit die Priorität dem andern zu überlassen. Abergläubisch heben sie den Fuß zusammen, und jetzt streiten sie sich vielleicht darüber, wer von ihnen sie in der That zuerst niedergesetzt hat. Zwei Ehrendamen hatten ihnen während der ganzen Zeit zwei geflochtene Kronen über dem Haupte; der Priester löst sie drei Mal Wein aus derselben Trinkschale trinken und darauf drei Mal die Runde um ein Pult machen, auf welchem das Evangelium liegt. Die Ceremonie dauert eine Stunde. Nach dem Segen kehrt man in die Salons zurück; dort wird Jedem ein großes Glas Champagner überreicht, das Herren und Damen ganz andersinnen müssen. Es müssen acht als zwei Flaschen geleert werden, woran die Ehe eine glückliche werden soll. Darauf fährt der Kaiser, welcher der Wolks des „Hip-Hurra" (so lautet der Ausdruck) spielt, den jungen Eheleuten in ihre Wohnung voraus. Er bringt die Bilder derthin, der Zug folgt ihm; er erwartet am Eingange des Saales die Ankunft der jungen Gatten, welche, bevor sie eintreten, sich bis zur Erde verneigen. Darauf erscheint der Champagner und man vertheilt an Alle Diten mit Bonbons u. s. w. gefüllt. Das ist das Ganze des Ceremoniells. Was die moralische Seite betrifft, so hat ein unvorhergesehener Umstand mir den Mißstand für die ehrsame Familie, welche die Braut dem feierlichen Akte beiwohnen, den sie vor Gott eben leisten sollte: Eines ihrer Armbänder hatte sich losgemacht, sie hielt es in der linken Hand. Der Kaiser durchschritt, mit der ritterlichen Galanterie, die ganze Capelle, um es ihr abzunehmen. Sie übergab es ihm, ohne ihn anzusehen oder ihm das kleinste Zeichen des Dankes zu machen. Dieser Mangel an Höflichkeit ist von allen Gegenwärtigen in seinem wahren Sinne aufgefaßt worden.

— Es ist wenig bekannt, daß das Frankfurter Schauspiel einmal die Aussicht hatte, das berühmten Dichter Ludwig Tieck zum Director zu erhalten. Derselbe lebte im Jahr 1801 in Dresden, sah aber dauernde Beschäftigung und von dem Maaß erfüllt, eine neue Heimat zu haben. Beim Stadtheater in Frankfurt suchte man um diese Zeit einen Regisseur, der nicht Schauspieler, sondern dramaturgisch gebildeter Kenner des Theaters sein sollte. Clemens Brentano war damals für Tieck sehr eingenommen; in Jena, wo der Buchhändler Frommann die talentvollsten Anhänger der neuen Richtung geselig

Digitized by Google

zu verſammeln pflegte, hatten ſie ſich beſtrunken. Er ſoſte den Gedanken, ihm in ſeiner Vaterſtadt ein, wie es ſchien, ſo paſſendes und angenehmes Amt zu verſchaffen; Frommann ſelbſt bot die Verbindungen, die er in Frankfurt hatte, zu dieſem Zwecke auf. Man holte auch Goethe's Rath ein; doch wollte dieſer in einem an Tied gerichteten Briefe keinesweges zureden, die ſchwierige und ſchwankende Stellung anzunehmen. Während der Verhandlungen aber beeilte ſich eine Gegenpartei, das Amt in ihrem Sinne zu beſetzen.

— Ein neues einfaltiges Werkchen, das den ſonderbaren Titel trägt: „Salat für Gefeilte“ ſtellt in der Weiſe von Webers Demokritos allerlei Betrachtungen über die verſchiedenſten Lebensverhältniſſe zuſammen. Die folgenden Aphorismen behandeln das Thema weibliche Schönheit: Swift ſchlug vor, Frauenzimmer zu beſtrafen, in der Weiſe, daß jede Schöne den Betrag ſolch beſtimmen ſollte. Sokrates nannte die Schönheit eine Tyrannei von kurzer Dauer, Plato ein Vorrecht der Natur, Theophraſt einen ſtillen Betrug, Theokrit ein flüchtiges Vorurtheil und Kriſtoteles den beſten Empfehlungsbrief. Rubens entnahm ſein gemeines Ideal von Schönheit von den Frauen ſeines Landes; ſelbſt ſeine Grazien ſind corpulent. Ueber dieſen Punkt, wie über das Haar ſind die Anſichten am Verſchiedenſten. Wir verwerfen rothes Haar; aber in den Zeiten der Eliſabeth fand es Bewunderer. Marie von Schottland, das ſchönſte eigene Haar habe, ſchneidet ſich mit rothen Stirnlocken und die Venetianerinnen geben noch heutzutage ihrem Haar durch Kunſt eine gelbe Farbe. Eins iſt jedoch gewiß: Schönheit iſt eine Thatſache. Sydney Smith gibt einen vortrefflichen Rath: „Lehret nie eine unwahre Moral. Es iſt ausgeſucht abgeſchmackt, ein Mädchen zu beſtrafen, daß die Schönheit werthlos und zierliche Kleidung überflüſſig ſei! Schönheit hat großen Werth; ihre Geltung im Leben hängt zwar oft von einem neuen Kleid oder einer paſſenden Gelegenheit ab, wenn ſie nur einmal Bewunderung ſchwerſterhand hat, ſodaß ſie dies eine paſſende benutzt. Die Hauptſache iſt, daß man ihren Werth richtig darſtellt; zum rechten Glück iſt allerdings erforderlich, daß ſich unſer der Haube noch etwas Beſſeres als ein ſchönes Geſicht befinde. Aber die Wahrheit muß man nie opfern“.

— In Toskana hat bekanntlich der Großherzog Leopold vor mehr als ſiebenzig Jahren die Todesſtrafe abgeſchafft. Im Jahre 1852 ward ſie aus Gründen der Politik wieder eingeführt. Doch hat es noch fünf Jahre gedauert, bis ein toskaniſcher Gerichtshof dieſe Strafe wirklich verhängte; es geſchah dies zuerſt im Juni dieſes Jahres. Die Toskaner können ſich noch gar nicht darein finden, daß in ihrem Lande ein Menſch hingerichtet werden ſoll.

— Vor anderthalb Jahren conſtituirte in London eine Menge Volksblätter, ſogenannter Penny-Journale auf, welche die Anſtrebung des Zeitungsſtempels benutzen und die Literatur des Tages den ärmeren Klaſſen zugänglich machen wollten. Indeſſen konnten ſehr wenige dieſer Blätter ein kümmerliches Daſein friſten. Die in England geborene Idee verpflanzte ſodann ein Herr Lahitte nach Frankreich; er gibt ſeit länger als einem Jahre das Journal pour tous heraus, und hat demſelben ſchon 150,000 Abonnenten gewonnen. Es enthält hauptſächlich Novellen. Die bedeutendſten Romanſchriftſteller haben Lieferungsverträge mit dem Redakteur eingegangen, und der letztere hat ſelbſt öffentlich bekannt gemacht: die erſte Bedingung dieſer Verträge ſei „Achtung vor der Sittlichkeit“! Das Journal gibt auch geſchichtliche Aufſätze, Lebensbeſchreibungen, Mittheilungen über Reiſen, Induſtrie, Ackerbau, Wiſſenſchaft, ſogar Anekdoten. Wie empfehlen die Idee einer ſolchen Zeitſchrift unſern großen Verlegern, und bedingen und für dieſen frucht- und gedeihen Rath nicht einmal einen Antheil am Gewinn aus.

L.

Wer bin ich?

(Makame.)

Harreth den Hemmam erzählt:

Meine Reiſeluſt war ohne Schranken — und meine Gedanken — gingen nur auf reiſen und freiſen — und die Welt durchſchweifen. — Viel Schönes hab' ich ſchon davon berichtet — Wahres von Gedichtetem gelichtet — nicht als ein Wahrheitsbrechender und Dengender — ſondern als ein Wahrheitſprechender und Zeugender — als ein glaubwürdiger Erzähler — und nicht als böswilliger Verbeiger — nicht als ein Vergeſſer — ſondern als ein Zuverläſſiger — nun ſpreet abermals nach dem Mohr — wo der Moreа duftet in runder Schale — was für einen unſer Bekannten — viel Geſchmuten und viel Genannten — ich habe geſehen in fernen Landen — und wie wir uns zuſammen fanden.

Einſt trabt' ich auf meinem Stecken — durch weite Strecken — vorbei an Dörfern und Flecken — da ſah ich einen, der an ſeinem Stecken — mit munterem Trit — vor mir herſchritt — und als ich ihm näher getritten — hielt ich, in Fichten und Silten — in der Straße Mitten — ihn um des Weges Beſcheid zu bitten.

Und wie ich nun forſche ſeine Züge — und die Art und Weiſe, wie er ſich trüge — erkennet es mich wie ein Blitzſtrahl — oder Wetterſtrahl — den Wanderer müſſe ich kennen — und wiſſe ihn nur nicht zu nennen. — Ich öffne der Erinnerung Zaubergruben — des Gedächtniſſes Vorrathſtuben — ich ſinne hin, ich ſinne her — und frag' mich vergebens, wer iſt denn der?

Seine Blicke zücken in ſcheuwiſchen Tücken — er konnte ſein Lachen kaum unterdrücken — und um die Augen die loſen Fältchen — zuckten und ſuchten kaum mehr zu verwälg'en — und nachdem er lächelnd den Kopf geſchüttelt — und gerüttelt — und getrichen ſeinen grauen Bart — begann er zu reden folgender Art:

„Freundchen, du biſt ein curioſer Wicht — ſchauſt mir neugierig in das Geſicht — glaubſt mich zu kennen und kennſt mich doch nicht. — Nun will ich ſein deines Scharfſinns Scheide — indem ich mich dir ausführlich beſchreibe — wie ich war, wie ich bin, wie ich auch bleibe — rathe dann wie ich heiße und was ich treibe:

Ich bin ein reicher Blüthengeiſtlicher — ſtreue, wie ich will, ſchöne und nicht ſchöne Gerüche — bavaria ernt' ich ohne große Beſchwerde — meine Nahrung von Himmel und Erde. — Ich trage auch Dornen und das Fripe — womit ich dalo kitle, dalo frecke und ripe — und manches Schaf, das mir zu nahe gekommen — hat einen Büſchel Wolle weniger mitgenommen. — Meine Blüthe entzündet — obvohl ſie ſich nur durch Gerüche verkündet — das Herz den Weiſen, der ſie findet — hinwieß ſie dem Thoren entſchwindet — weil ſie nicht gefaßt wird mit äußeren Sinnen — denn ich blüh' nicht nach außen, ich blühe nach innen. — Jetzt aber höre und laß die ſagen — daß ich niemals und nirgends pflog' Wurzel zu ſchlagen — ſondern von Ort zu Ort mich zu tragen — das iſt eben mein Haupdebago. — So alle Pflanzen meiner Gattung — und von meinem Gebalt — wohl ſind mir da viel tauſend Arten — nie nirgends blühen wir einen Wald — weil man von uns keinen Samen kann legen — noch uns künſtlicher weiſe hegen und pflegen. — Bei unſrer flüchtigen Lebensart — geht's uns oft ſchlimm auf der Lebensfahrt — denn ſolche Früchte tragen wir nicht — die man könnte verkaufen nach Maß und Gewicht —

Doch nimmer fällt mich's ein darob zu klagen,
Den Erdenſtaub gab mir Gott, es leicht zu tragen.
Nichts zu verlieren gab mir Gott Gewalt,
Drum hab ich leicht den Muth, mein Alles dran zu wagen,
Mir iſt es gleich, wie's zugeht auf der Erde,
Ich bin gewiß, mich immer durchzuſchlagen.
Mit einem geängſteten Wohlbehagen
Genieße ich in hellen, guten Tagen.
Wenn ich des Ueberfluſſes mich gefreue,
Werf' ich von mir das lieberſtehen Plagen,
Und hab' ich vorgenos mein Gut vergeudet,
Beginn ich wie zuvor, mich durch die Welt zu ringen
Arm, doch vergnügt! Wer fürchtet, böſen Tagen,
Die kommen könnten, braucht' ich nicht zu zagen,
Nichts können meine Freunde mir verſagen.

Nicht wahr, mein Freund? gib' mal die Flaſche — die ſo verlockend die zagt aus der Taſche! —

Harreth den Hemmam ſpricht:

Da ſprang ich in vollem Entzücken — von des Pferdes Rücken — mich vor dem Wanderer in Epfurcht zu bücken — und ihn an mein Herz zu drücken. — Ich ſprach: ein Wort heines Mundes war mir genug — ja kennen dich, Freund Abu Said von Serug! — Dein Dichtergeiſt iſt das Blüthengeiſtliche — deine loſen Lieder und weiſen Sprüche — ſind die Gerüche — worauf du die fülleſt Keller und Küche. — Doch daß du auch Dornen trägſt und das Fripe — das erkannten nach manchem neckiſchen Hieb — und ſündentem Geiſtesbliße — Männer von ausgezeichnetem Witze. — Deine verborgene Blüthe — iſt dein Dichtergemüthe — und das ſprichſt nie zu den äußeren Sinnen — die Dichtergeiſt blühe ſtets nach innen. — Und daß ſeine Gerüche — die Lieder und die Sprüche — dem, der ſie mag ergründen — das Herz entzünden — daß du nirgends Wurzel faſſeſt — den Drang deiner Geſellſchaft daſſeſt — durch die Welt treibſt ohne Raſt — ohne Eigenthume- und Sorgenlaſt — das ein Dichtergeiſt nicht Früchte trägt — an die man die Elle als Maßſtab legt — over die man auf der Waagſchale abwägt — und daß man Dichtergemüth — und Sängergeblüt' — nimmer ziehe mit Fodjen im Pferdegeſtüt — das weiß die Welt! — Das bit der Mort muß entfällt — das du vertrauteſt auf des Himmels Gabe — die Kunſt der Dichtung, aller Menſchen Labe, — das du auf deine Freunde baueſt — ihnen vertraut — auf ſie ſchauſt — wenn Better Schmalhans mit dir hauſt — da half du Recht! Das mich'ſ bewieſen — und bleib mein Gaſt im Nahen und im Weiten — ich denk, wer nicht den Dichter ehrt — den hat die Dichtung nicht gelehrt, — und wer des Dichters nicht begehrt — der iſt der Dichtung nimmer werth! N. a. B.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5, oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 32. Frankfurt a. M., den 9. August 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Aus dem Leben eines modernen Heiligen.
Goethe in Offenbach am Main.
Neue Bücher. Renan's Leben aus des Dichters Briefen. Von H. Prechtel. — Gedichte von Leopold Stein.
Feuilleton: Münchner Skizzenbuch von Wolfgang Müller. — Eine Reiseanekdote vom alten Niebuhr. — Der Prozeß des kaiserlichen Sohnes. — In Sachen des Nachdrucks.

Aus dem Leben eines modernen Heiligen.

(Fortsetzung.)

Waldespoesie.

Mit dem Morgengrauen erwachte Herr Hans. Er fühlte sich vom Frost geschüttelt, stand auf und trat vor die Hütte. Hier verrichtete er sein Gebet und ging dann, um sich zu erwärmen, auf und ab. Schon regte sich's im Wald. Einzelne Vögel sangen, der Thau glitzerte in Laub und Gras und durch die dunkeln Stämme leuchtete das Morgenroth. Aber Manches störte den neuen Einsiedler im Genuß ruhiger Betrachtung. Ein starker Schnupfen hatte sich eingestellt und zugleich peinigte ihn ein nagendes, dem Hunger ähnliches Gefühl. Da überdies das Gras feucht war, kehrte er nach kurzem Aufenthalt im Freien in die Hütte zurück. Popp war auch aufgestanden und ließ sich den Morgenimbiß schmecken. Aber heute, gnädiger Herr, rief er, essen Sie mit?

Inwiderß, erwiederte Herr Hans, muß ich dir wiederholen, was ich schon gestern sagte, daß du mich nicht mehr gnädiger Herr nennst. Zum Andern sage ich dir, daß ich heute noch eben so fest entschlossen bin, keine Speise zu mir zu nehmen als gestern.

Aber, entgegnete Popp, ich rechne das Essen nicht unter die verbotenen Dinge. Der Herr Christus aß auch.

Allerdings, antwortete Herr Hans, jedoch nur zum Schein, denn seine göttliche Natur bedurfte keiner Speise.

Aber es hat ihn doch auch gehungert? versetzte Popp.

Und zwar, erwiederte Herr Hans, nach dem Bedürfniß seiner irdischen Natur. Sagt er aber nicht: das ist meine Speise, daß ich thue den Willen meines Vaters im Himmel? Das antwortete er dem Versucher in der Wüste, und so muß ich auch dir antworten, denn du versuchst mich durch deine Reden.

Nun, ich will sehen, wie das Ding ausläuft, sagte Popp und schwieg.

Wenn ich nur, begann Herr Hans nach einer Weile, ein paar Schiefel zum Wechseln oder wenigstens statt dieser dünnen kalbledernen, solche feste rindslederne hätte wie du.

Ich hatte noch ein Paar einpacken wollen, antwortete Popp.

Herr Hans schwieg. Hast du dich gewaschen?

Popp verneinte es.

Es ist mir Bedürfniß, mich jeden Morgen zu reinigen, fuhr Herr Hans fort; wie werden wir das anfangen?

Das geht leicht, antwortete Popp; dort fließt Wasser.

Gut, sagte Herr Hans, so laß uns hinabgehen. Aber wir haben weder Waschbecken, noch ein Gefäß zum Schöpfen, noch auch ein Trockentuch?

Thut nichts, meinte Popp.

Sie gingen hinab an den Bach, Popp zog das Wamms aus, streifte die Hemdärmeln zurück und schöpfte das Wasser in der hohlen Hand. Sein Herr ahmte es ihm nach, obgleich ihm diese Art, sich zu waschen, sonderbar und nicht eben bequem vorkam. Als Popp fertig war, schüttelte er sich, wie ein nasser Pudel zu thun pflegt, und fuhr dann mit dem Hemdärmel ein paar Mal über das Gesicht. Die nassen Hände wischte er an den Beinkleidern ab. Herr Hans bediente sich zum Abtrocknen, in Ermangelung jedes andern dazu tauglichen Gegenstandes, des Taschentuches.

Mein Bruder, sagte er lächelnd zu seinem Gefährten, ich merke wohl, die Cultur verwöhnt den Menschen und macht ihm tausend Kleinigkeiten unentbehrlich und dadurch ihn abhängig. Wie verwerfen ist unser Haar, aber ich habe weder Bürste, noch Kamm bei mir, du wohl auch nicht?

Popp verneinte es.

Ich hätte nicht geglaubt, fuhr Herr Hans fort, daß sich Waschbecken, Seife, Kamm, Spiegel, alle diese zur Toilette nothwendig geachteten Gegenstände, insgesammt entbehren ließen. Was freilich bei Regenwetter anfangen, wenn das Wasser schmutzig, oder im Winter, wenn es zu Eis gefroren ist, das weiß ich nicht.

Das ist meine geringste Sorge, entgegnete Popp; geht's nicht, so wäscht man sich gar nicht.

Würdest du es wirklich ertragen, dich mehrere Tage nicht zu reinigen? fragte Herr Hans verwundert.

Eher, als mehrere Tage nicht zu essen, erwiederte Popp. —

Die Einsiedler waren wieder zu ihrer Hütte zurückgekehrt. Herr Hans klapperte mit den Zähnen vor Frost, und Gesicht und Hände überliefen blau.

Ich hatte eine wollene Decke eingepackt, sagte Popp, die wäre jetzt gut.

Aber sage mir, erwiederte Herr Hans, friert du denn nicht? Man merkt dir nicht das Mindeste an.

Popp lachte.

Die Sonne wirkt noch nicht, fuhr Herr Hans fort; wie wäre es, wenn du ein Feuer anzündetest?

Haben Sie ein Feuerzeug? fragte Popp.

Nein, mein Bruder; du auch nicht?

Nein, gnädiger Herr, ich rauche nicht, ich kaue meinen Tabak.

Was sagst du? rief Herr Hans, du kaust Tabak! Pfui, das ist eine üble Gewohnheit, das verliedet mir deine Nähe. Gewöhne dir diese schlechte Sitte ab.

Digitized by Google

Das ist gesund, erwiederte Popp.

Uebrigens schnupft du und Eins ist jedenfalls überflüssig. Ich rauche und schnupfe nicht.

Gnädiger Herr, erwiederte Popp, jede Sache hat ihr Gutes. Das Rauchen hilft gegen den Scorbut und das Schnupfen räumt das Hirn auf.

Ich verbiete dir, mich gnädiger Herr zu nennen, rief Herr Hans zornig, oder du gehst deiner Wege! Willst du deinen Spott mit mir treiben?

Nein, das will ich nicht, sagte Popp betroffen, als er seinen Herrn so zornig sah.

Thue, was ich dir gebiethen, fuhr dieser fort, und mache ein Feuer an, denn ich hatte diese Kälte nicht aus.

Aber Herr Antinonius ....

Was willst du?

Wie kann ich ohne Feuer Feuer machen? sagte Popp, der seinen Herrn nicht begriff.

Meinst du, antwortete dieser, daß überall, wie bei uns, die Zündhölzchen auf dem Herd stehen! Die Wilden wissen ihr Feuer auch ohne diese anzuzünden. Hole Holz, ein Stück hartes und ein Stück weiches.

Popp brachte das Verlangte.

Jetzt reibe diese beiden Stücke scharf an einander, gebot Herr Hans.

Popp that, wie ihm geheißen war. Er rieb, was er vermochte, so daß ihm der Schweiß von der Stirne rann, aber so oft er nachsah, war das Holz kalt, kaum lau. — So bekommen wir, rief er endlich ermattet, im Leben kein Feuer!

Herr Hans, vor Frost zitternd, erwartete jeden Augenblick einen feinen Rauch aus den beiden Holzstücken aufsteigen zu sehen. Er ermahnte Popp, nicht nachzulassen, denn je schneller die Reibung, sagte er, desto leichter entsteht die Entzündung. Und drückte ja fest auf, das ist besonders nothwendig.

Ich kann nicht mehr, keuchte Popp.

Nun, so gib her, rief Herr Hans; jetzt will ich's versuchen.

Aus Leibeskräften rieb er, dabei gegen den Wind laufend, damit dieser die entstehende Flamme anfache. Die erstarrten Glieder lösten sich; bald überdrang ihn eine behagliche Wärme, endlich kam Schweiß. Aber vor Ermattung vermochte Herr Hans kaum noch den Arm zu heben. Er warf die beiden Stückchen Holz weg.

Ich hab's ja gesagt, wir bekommen kein Feuer, bemerkte Popp mit vieler Genugthuung.

Aber ich habe meinen Zweck erreicht und mich erwärmt, erwiederte Herr Hans. Für den Winter jedoch wollen wir uns mit einem Feuerzeug versehen.

Er ging hierauf in die Hütte, nahm die Bibel und las. Peter Popp streckte sich vor Langweile auf's Lager und gähnte. Uebe dich im Lesen, rief ihm sein Herr zu, sonst lernst du es nie. Popp that, als ob er die ganze Reisetasche durchsuche, endlich sagte er zögernd: ich muß mein ABCbuch wohl gar vergessen haben. Herr Hans warf ihm einen mißbilligenden Blick zu, Popp aber legte sich schmunzelnd auf die andere Seite.

Als der Mittag heraukam, begann Popp seine Mahlzeit und ließ es sich trefflich schmecken. Sein Herr sah ihm eine Weile zu, dann entfernte er sich schweigend und setzte sich draußen unter einen Baum. Hier fand ihn Popp nach einiger Zeit in sehr niedergedrückter Stimmung.

Mein Bruder, sagte er matt, ich muß wohl annehmen, daß dieses Nagen und Krümmen in meinen Eingeweiden wirklicher Hunger ist. Wenn ich nur die ersten Anfälle überwunden habe, dann wird, hoffe ich, diese Qual nachlassen. Dazu kommt noch die brennende Empfindung des Durstes. Es glüht wie Fieber in meinen Adern; hätte ich nur einen Trunk Wasser.

Ich wollte wohl welches holen, antwortete Popp, wenn ich nur ein Gefäß hätte, worin ich es hertragen könnte. Ich müßte denn meine Mütze nehmen.

Nein, nein, sagte Herr Hans abwehrend. Begleite mich an den Bach, ich will es dort selbst schöpfen.

Er bediente sich, wie beim Waschen, der hohlen Hand und stillte seinen Durst, obwohl das laue Wasser nicht besonders schmeckte. Popp machte es kürzer. Dieser legte sich platt auf den Bauch und schlürfte so gemächlich in langen Zügen.

Du lebst die Art des Trinkens um, sagte sein Herr. Du führst nicht das Wasser zum Mund, sondern den Mund zum Wasser. Das ist jedenfalls die ursprüngliche Art zu trinken.

Man macht', wie's geht, erwiederte Popp.

Der Mensch hat sie den Thieren abgelernt, fuhr Herr Hans fort, der überhaupt von den Thieren mehr gelernt hat, als diese von ihm.

Bruder Antinonius — sagte Popp in nachhaltend mit pfiffiger Miene. Spricht Antonius. Was willst du?

Ist das Trinken keine Sünde?

Ich halte es nicht dafür, erwiederte Herr Hans, sonst hätte ich nicht eben getrunken. Aber warum thust du eigentlich diese Frage und was soll deine schlaue, triumphirende Miene?

Nun, rief Peter Popp aus, wenn das Trinken keine Sünde ist, dann ist auch das Essen keine Sünde.

Kaum hatte er das gesagt, als sich die Züge seines Herrn verwandelten. Ist denn, rief dieser zornig, Satanas in alle Menschen gefahren, um mich zu versuchen? Du erschwerst mir obnehin mein Werk, indem du vor meinen Augen mit einem schwelgerischen Behagen dein Essen verzehrst und dadurch meine eigene Begierde reizest. Dann versuchst du mich auch noch durch Zureden und verfängliche Fragen. Satanas, weiche von mir!

Peter Popp stand verblüfft da. Er wußte nicht, wodurch er eigentlich den Zorn seines Herrn gereizt hatte und warum dieser seinen Bemeisgrund so übel aufnahm.

Ist künftig absein, fuhr sein Herr fort, denn sonst trägst du die Schuld, wenn die Begierde über meine Vorsätze siegt. —

Ein eigenthümliches Brüllen, welches laut durch den Wald schallte, unterbrach den Einsiedler in seiner Rede. Er sprang auf die Hütte zu, ergriff einen von den Pfählen, die von dem Bau derselben übrig geblieben waren und befahl auch Popp, sich mit einem solchen zu bewaffnen. Alsdann lief er eilig in der Richtung fort, woher der seltsame Ton kam, indem er dazwischen laut rief: Komme nur! Du glaubst, das sei die rechte Stunde. Bin ich gleich vom Hunger ermattet, so ist mir doch keineswegs der Muth entfallen.

Gnädiger Herr, sagte Popp, das ist wahrhaftig ein Ochs, der sich von der Weide verlaufen hat.

Was weißt du! erwiederte Herr Hans. Ich kenne meinen Feind.

Ich bin ja unter dem Vieh aufgewachsen, entgegnete Popp, ich muß doch wissen, wie ein Ochs brüllt!

Satanas ist's! schrie Herr Hans. Sieh, dort bricht er aus dem Dickicht hervor.

Wirklich zeigten sich in dem Gebüsch, das sich mit Krachen auseinanderbog, zwei Hörner und ein schwarzes Haupt mit feurigen Augen. Popp erschrack und stammelte ein Stoßgebet.

Das Ungethüm brach durch, der Gestalt nach allerdings ein Ochs. Herr Hans sprang auf das Thier los; es stutzte. Er holte mit seinem Pfahl mächtig aus — Herr, rief er, hilf mir dies Mal! — und ein gewaltiger Hieb fiel auf den Schädel des gehörnten Gegners, so daß dieser umbog und brüllend weiterrannte.

Herr Hans trocknete sich den Schweiß ab, dann lehnte er sich mit triumphirender Miene zu seinem Begleiter um. Sieh, rief er frohlockend, wie er dort läuft! Wohl mag er mich nicht so vorbereitet geglaubt haben.

Digitized by Google

Es ist doch ein Ochs, sagte Popp etwas unschlüssig.

Der Fürst der Hölle selbst ist es gewesen, versetzte Herr Hans. Aber alle Ochsen, wendete Popp ein, sind gerade wie dieser gestaltet und alle Ochsen brüllen wie dieser.

Das ist's ja, rief Herr Hans, du lässest dich täuschen. Weißt du nicht, daß der Teufel jede Gestalt annehmen kann, welche er will? Er erscheint als Schlange im Paradies, bald geht er umher wie ein brüllender Löwe, in Menschengestalt tritt er zum Herrn in der Wüste.

Popp wußte dagegen nichts einzuwenden.

Gleichwie dem heiligen Antonius, fuhr Herr Hans fort, so erscheint er auch mir bald in anmuthig verlockender, bald in abschreckender Gestalt. Vor deinen Augen, mein Bruder, geschehen Zeichen und Wunder, aber dein Unglaube hindert dich, sie zu sehen. Hätte ich mich täuschen lassen, wie du, hätte ich die Erscheinung für ein gewöhnliches Thier genommen, so läge ich jetzt überlistet, besiegt und vielleicht todt auf diesem Platz.

Das Alles will ich nicht abstreiten, versetzte Peter Popp. Der Teufel hat nächst Gott die größte Macht auf Erden und verlangt auch seinen Respect. Aber ich wollte, er ließe uns in Ruhe.

Nein, entgegnete Herr Hans; vielmehr wollen wir stets gegen ihn gerüstet sein. Aber jetzt fühle ich mich allerdings sehr erschöpft und bedarf der Ruhe. Gieb du indessen Acht, daß der Feind nicht wiederkehrt, während ich in der Hütte ein wenig schlummre. — Peter Popp sah und hörte am ganzen Nachmittag nichts Verdächtiges, denn er lag im Schatten und schlief ebenfalls.

Die Sonne war ihrem Untergange nahe, da ging Herr Hans aus der Hütte und trat zu seinem Diener. Der goldene Schein des Abends flammte durch die Bäume; wie auf Goldgrund gemalt hoben sich die dunkeln Wipfel gegen den lichten Abendhimmel ab. Leise rauschte der Wald.

Solche Stunden, hob, der Betrachtung hingegeben, der Einsiedler an, eignen sich vorzüglich zu einem weisen Gespräch. Wie fühlt sich die Seele gehoben! Da empfinden wir gleichsam, daß unser geheimstes Leben von einem andern Leben berührt wird. Reich ist die Endlichkeit, aber welche Fülle des Lebens umschließt die unendliche Ewigkeit. Das läßt sich nicht aussprechen, nicht aussprechen. Möchten wir Menschen doch öfter als es geschieht, unsern Geist auf das Unendliche, Ewige, den Urquell alles Lebens hinrichten. Nur in Momenten, wo er sich über das Endliche emporhebt, ist der Mensch wahrhaft Mensch, fühlt und denkt er wahrhaft groß und frei. Er kann sich aber auch nicht tiefer erniedrigen, als wenn er geringer von sich und seiner Natur urtheilt, als diese zu denken fähig und berechtigt ist. Armes Geschöpf, das du nur deiner Endlichkeit dir bewußt bist! Dein Geist hat sich noch nie frei gefühlt.

Herr Hans hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: Glaube mir, mein Bruder, Viele sind daran untergegangen, daß ihr Blick kleinlich am Kleinen haftete. Dieses beengt und erdrückt den Geist und er vermag es nicht zu ertragen. Das Große hingegen erhebt ihn. Frühzeitig es anschauen, liebevoll es überall aufsuchen, das gibt dem Menschen eine heilige Kraft und Weihe. Alle, die Großes geleistet haben, dachten nicht gering von sich und die am Höchsten aus der Menschheit hervorragen, haben stets auch am Höchsten gemessen von den Fähigkeiten und der Würde unseres Geschlechts. Auch Christus. Er zeigt uns, daß wir Kinder Gottes sind.

Herr Hans schwieg. Er sah Popp an; dieser bohrte gleichgültig mit den Absätzen seiner Stiefel Löcher in die Erde. — Hast du noch nie an diese Dinge gedacht, mein Bruder? redete er ihn ernst aber freundlich an.

Ich glaube nicht, sagte Popp.

So höre mich an, fuhr Herr Hans fort. Du scheinst noch keinen Blick über deine beschränkten Verhältnisse hinaus gethan zu haben; es ist nicht deine, sondern die Schuld eben dieser Verhältnisse. Ein enger Raum, in dem wir uns befinden, schränkt wie das Auge, so auch die Seele ein. Die Höhe eines Berges, das weite Meer gewähren darum einen so wirkungsvollen Anblick, weil da die Seele sich ungehemmt in die Ferne hinaufschwingt. Sie wird gleichsam auf den Flügeln des Blickes davongetragen. Dasselbe wirkt der Anblick alles Großen. Es ist selten freilich; meist umgibt uns Kleinlichkeit, Plattheit, Schwäche, Engherzigkeit. Unsere Seele zieht sich in sich selbst zurück; wir lernen kleinlich denken sowohl von allgemeinen Gegenständen, wie auch von den Menschen und unserer gemeinsamen Natur. Diese Mißachtung ist tödtliches Gift. Sie benimmt uns den Willen zur Durchführung des Guten und hindert mehr als die Verhältnisse selbst die Wirksamkeit für das gemeine Wohl.

Verstehst du mich? fragte Herr Hans inne haltend.

Popp nickte.

Nun laß, sagte Herr Hans mit gehobener Stimme, das Bild eines einzigen, wahrhaft großen Menschen vor deine Seele treten. Siehe, da steht klar vor dir, was auch du bist, was auch du kannst, wenn du willst! Schon entzündet sich dein Herz, du fühlst, was es heißt: liebe die Menschen. Es ist nichts Anderes als: lerne sie achten und versuche selbst, das zu sein, was du an ihnen achtest. Die Würde deines Geschlechts, und damit deine eigne, ist dir offenbar geworden und du liebst deine Brüder, denn du kannst nicht hassen, nicht gleichgültig sein, wo du Achtung fühlst. Mag auch der Pöbel Steine aufheben, du zürnst nicht, sondern schreitest ruhig mitten hindurch. Deine Füße berühren den Boden, dein Haupt den Himmel.

Was mag er nur wieder sehen, dachte Popp; laut aber sagte er: Gnädiger Herr, die Sachen nehmen sich vielleicht im Zwielicht so aus; das täuscht.

Ich will dir, erwiderte Herr Hans, das, was ich meine, so gut ich kann noch deutlicher zu machen suchen. Wenn du z. B. irgendwo gehst, so richtest du dein Auge nicht beständig nieder auf den Boden zu deinen Füßen, auf das Gras, das da wächst, oder auf Staub und Steine, die da liegen, sondern du blickst auch empor zu den Bäumen, zu den Bergen, zu den Wolken und zu den Sternen über den Wolken. Thue also auch bei den Menschen. Wie des Grases, der Steinchen, des Staubes mehr ist als der Bäume, der Berge und Felsen, so sind auch der Menschen, die kleinlich am Boden haften, mehr als der, die kräftig in die Höhe streben. — Doch es muß so sein, darum ärgere dich nicht; es gehört Großes und Kleines zur Welt. Aber betrachte nicht immer das Kleine und Schlechte, sondern schaue auch gern auf das Große, so wirst du gerecht sein gegen den Schöpfer und seine Werke und die Freude am Großen wird dich mit Sanftmuth und Nachsicht auf das Niedrige und Unvollkommene herabblicken lassen. Verstehst du mich nun? fragte Herr Hans.

Ihre Augen glänzen als wenn sie feurig wären, sagte Popp, und ich konnte nicht davon wegsehen. Aber Menschen, die Steine aufheben, wie Sie vorhin sagten, und Riesen, die bis in den Himmel gehen, sind nirgends hier, sondern nur Bäume und Gras, wovon Sie eben redeten.

Habe ich von einem Riesen gesprochen? entgegnete Herr Hans verwundert. Nein, du irrst; ich rede von geistig großen Menschen und von der Betrachtung des Großen überhaupt.

Und von den Bergen, vom Meer und den Sternen, fiel Popp ein.

Ganz recht. Ich habe gesagt, der Blick aufs Große erhebe den Geist. Hast du das Meer gesehen?

Popp verneinte es.

Unsere Ossee nicht, die so nahe ist?

Nein, sagte Popp, ich habe sie noch nicht gesehn; ich kann mir aber schon denken, wie sie ist.

Wie stellst du dir sie vor?

Digitized by Google

[Nun, wenn ich sage — erweiterte Popp, etwa zehnmal oder zwanzigmal größer als der Teich im Schloßgarten.

Nein, erwiederte Herr Hand, denke dir, so weit der Himmel ist, nichts als Wasser. Endlos dehnt sich die wogende Fläche; in der Tiefe ruht ihr Leben, oben glänzt die Sonne. Braust aber der Sturm über sie hin, dann wühlt er die Tiefen auf und wie Berge rollen die Wellen dahin. Das Meer ist majestätisch in seiner Ruhe, das furchtbarste Element, vom Sturm bewegt. Denke dir das und du hast einen schwachen Begriff von dem Eindruck, den der Anblick dieser Wassermasse hervorbringt.

Es war unterdessen völlig dunkel geworden; über den sternenklaren Himmel zuckte zuweilen ein fernes Wetterleuchten. Wie schön war diese Nachtstille im Wald!

Die Einsamkeit, sagte Herr Haus, ist das wunderbare Geheimniß der Gottesnähe. Leise, in sanften Segensspuren geht der Herr an uns vorüber; so deutet schon der Prophet Elia. Meist aber suchen ihn die Menschen im Schrecken seiner Macht, wenn er die Besten der Erde erschüttert, wenn Stürme das Völkerleben durchbrausen. Und siehe, mein Bruder, wo eine Mutter wacht über dem schlummernden Kind, wo der Freund dem Freinde die Hand reicht, wo im mitternächtigen Zimmer der Forscher wacht und ein Gedanke, freudig wirkend und bewegend, tritt leuchtend auf die gefurchte Stirn — da geht leise der Herr vorüber und das ahnende Gemüth erkennt ihn und betet an im Geist und in Wahrheit.

Herr Haus blickte tiefathmend noch einmal ringsum. — Leise gehst du, Herr, sagte er bewegt, jetzt auch an uns vorüber. Nicht Menschenstimme, du selbst verkündigst dich mir, mein Gott, in deinen ewigen Werken, im Blinken der Sterne über mir, im sanften Rauschen des Waldes.

Und er faltete seine Hände und verrichtete sein Gebet. Sein Angesicht aber glänzte. Popp schaute seinen Herrn verwundert an und wußte nicht, woher dieser Glanz kam.

Nach geendigtem Gebet begaben sich die Einsiedler in ihre Hütte zur Ruhe.

(Schluß folgt.)

Goethe in Offenbach am Main.

Der Name der guten Stadt Offenbach am Main ist durch ihre ansehnliche Fabrikthätigkeit weit verbreitet. Wenigen dürfte aber wohl noch gegenwärtig sein, daß auch die Erinnerung an manche denkwürdige Persönlichkeit diesen Ort umschwebt, daß hier wohlbekannte und vertraute Namen aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, da Offenbach noch Residenz der 1816 mediatisirten Fürsten von Isenburg-Birstein war, entgegentreten. Denn alle Gedächtnißmale sind hier mit Gras überwachsen und das heutige Geschlecht der Stadt selbst, zum großen Theil aus neuangesiedelten Fabrikunternehmern und Arbeitern bestehend, weiß kaum noch davon. — Wir bleiben zuerst vor einem Hause in der Domstraße stehen, welches sich gerade neben der Wohnung befindet, worin Sophie La Roche, die Jugendgeliebte Wielands, die Großmutter von Bettina und Clemens Brentano, ihre Tage friedlich beschloß. Dieses Haus ist Eigenthum der in der musikalischen Welt ehrenvoll genannten Familie André. Am 6. April 1842 starb hier in seinem siebenundsechzigsten Lebensjahr Anton André, Verfasser der „Theorie der Tonsetzkunst", welcher auch Mozart's musikalischen Nachlaß 1799 von der verwittweten Constanze bei einem Aufenthalt in der Kaiserstadt erworben hatte; ein Schatz, der nun leider wiederum zerstreut ist. Gründer des bedeutenden André'schen Musikverlags war jedoch der seiner Zeit beliebte Johann André, der Componist eines Liedes, das in fröhlichen Kreisen noch heute ertönt, — des alten Rheinweinliedes vom wandsbecker Boten: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" ꝛc.

Johann André hatte das Licht am 28. März 1741 in Offenbach erblickt und schloß auch daselbst am 18. Juni 1799 seine Augen. Von Hause aus Kaufmann, hatte er sich eigentlich größtentheils selbst zum Tonkünstler gebildet, indem er anfänglich durch einen Jugendgenossen Klavier- und Violinspiel lernte und alsdann nach König's Choralbuch die Harmonie studirte. Noch im Jahr 1775 betrieb er in Offenbach eine Seidenfabrik, bis er sich seinem Hang zur Musik freier überließ. Er ging nun als Musikdirektor bei der Döbbelin'schen Schauspielergesellschaft nach Berlin, lebte später noch eine Zeitlang in Frankfurt, erhielt vom Markgrafen von Schwed den Titel eines Kapellmeisters, und als er nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, rief er dort, betriebsam wie er war, die ausgebreitete Musikalienhandlung und Notendruckerei ins Leben. André war ein Mann von einem leichtwiegenden, doch lebhaften Talent, und nicht blos ein fruchtbarer, allzeit fertiger Tonsetzer, sondern auch ein stets bereiter Dichter. Ueber zwanzig kleine Opern und Singspiele, sowie eine Menge von Liedern hat er gesetzt und seine Compositionen haben fast alle einen leichten und gefälligen Gang. Seine „Lieder und Gesänge beim Klavier" (Berlin 1770—81), „Lieder, Arien und Duette beim Klavier" (Berlin 1780), seine Musik zu Goethe's Erwin und Elmire (Offenbach 1775) und Bürger's Lenore sind wohl hauptsächlich anzuführen. Als Dichter fand man ihn im Epigramm nicht ganz unglücklich. Er gab eine „epigrammatische Blumenlese" und „komische Versuche" heraus; auch pflegte er sich den Text zu seinen Opern, meist nach französischen Vorbildern, selbst zu verfertigen. Diese unbedeutenden und lustigen Arbeiten ruhen aber, mitsammt seinen Lustspielen: „der Komödienfeind", „Arrist", „der alte Freier" und „der Wittwer", längst in Vergessenheit.

Dieser Mann lebte nun mit dem jungen Doctor Goethe in Frankfurt, dem „singularen Menschen", in freundlichem Verkehr. Goethe war im Jahr 1775 oft mehre Tage lang bei ihm einquartiert. Denn für ihn hatte das eben zur Stadt heranwachsende heitere Offenbach damals noch eine besondere Anziehung. Der Wertherdichter war nämlich in den Rosenketten seiner Lili, der so seelenvolle Lieder gesungen wurden und von der es später hieß:

Holde Lili, warst so lang
All meine Lust und all mein Sang.

Bekanntlich hatte er diese innig geliebte Lili, Anna Elisabeth Schönemann, nachmalige Frau von Türkheim, zuerst im Winter 1774 in dem Hause ihres Vaters am Klavier gesehen, und „mit unendlicher Gewalt" hatte ihn ihre liebliche Erscheinung gefesselt. Seit dem Heranahen des Frühlings hielt sich Lili jeinweise bei ihrem Verwandten d'Orville zu Offenbach auf, und zwar in demselben Hause auf dem „Einsenberg", worin bis vor wenigen Jahren der bekannte scharfsinnige Grammatiker Karl Ferdinand Becker wohnte. Wie anmuthig und still erfreund dieser Aufenthalt, mit seinem Garten, der sich gegen den Main hinabsenkt, hat uns Goethe selbst berichtet. Wer die Oertlichkeit einmal gesehen, wird sie in seiner Schilderung sogleich wieder erkennen, wenn sich auch Manches seit jenen Tagen verwandelte und namentlich die „sanft hingleitende lebendige Welt" der Marktschiffe und Kähne nicht mehr auf dem Flusse zu sehen ist.

Goethe trat hier in einen angenehmen Menschenkreis. Dazu gehörte ersilich der von ihm erwähnte „musterhaft ruhige" Onkel Bernard. Er war Mitinhaber einer um das Jahr 1774 errichteten bedeutenden Schnupftabakfabrik, der ersten größeren Fabrik in Offenbach, und wohnte in einem palastähnlichen Hause, wobei ein schöner Garten und weitläufige Fabrikgebäude. Ferner ist der Pfarrer Johann Ludwig Ewald zu nennen. Ihn bezeichnet Goethe als einen geistreichen, munteren Gesellschafter, als ein wesentliches und belebendes Mitglied des Offenbacher Kreises, und auf seine Hochzeit, die den 10. September 1775 gefeiert wurde, ist jenes Bundeslied gedichtet:

Digitized by Google

In allen guten Stunden.
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen seyn!

In dem benachbarten Dorfchen Hayn 1747 geboren, stand Ewald von 1774 bis 1781 als Prediger an der Offenbacher reformirten Kirche. Später wurde er von den Schwärmereien Lavaters angesteckt und widerrief im Jahr 1778 von der Kanzel herab sein früheres Bekenntnißchristenthum als eine Verirrung. Darauf kam er 1781 als Generalsuperintendent nach Detmold; von da zog er 1796 als Prediger nach Bremen, 1805 wurde er Kirchenrath und Professor der Moral in Heidelberg, endlich 1807 geistlicher Ministerialrath in Karlsruhe, wo er am 19. März 1822 starb. Er hat seinen Namen noch recht bekannt gemacht, indem er von 1788 an eine ganze Reihe erbaulicher Schriften in die Welt gehen ließ, darunter: „die Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden", die nicht weniger als fünf Auflagen erlebte, „der gute Jüngling" u. A. m. Bei dem Xenienfeldzug unsrer beiden großen Dichter wurde Ewald auch mit folgendem Xenion bedacht, welches sich auf seine Zeitschrift „Urania für Kopf und Herz" (1793—95) bezieht:

U r a n i a.

Deinen heiligen Namen kann nichts entweihen, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde, schreibt.

Das Xenion soll sogar von Goethe herrühren, der die Genossen seiner Jugend, welche sich der Frömmelei und dem Kopfhängen ergeben hatten, keineswegs schonte. Ewald selbst hielt Goethe für den Verfasser des verletzenden Epigramms, bewahrte aber, wiewohl er sich schwer darüber beklagte, dem Dichter bis an seinen Tod aufrichtige Liebe und Bewunderung (Vergl. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf I, 141).

Was Andrè endlich betrifft, so war er beständig in der angeregten Gesellschaft mit Goethe und Lili zusammen, in welcher man, nach Goethe's Worten, niemals auf nüchterne Momente traf; es waren „wenige Stunden des Tags und der Nacht, wo er nicht in des Familienwesen, in die gesellige Tagebrethe mit eingriff." Unerschöpflich am Klavier ließ sich der Gutmüthige oft, wenn der Nachtwächter die zwölfte Stunde schon abgerufen, von den Liebesleuten festhalten, und so verdanken sie ihm den Genuß des sängeren Beisammenseins. Aus diesen Tagen wurden uns auch noch einzelne harmlose Züge von dem Doctor Goethe berichtet, die immerhin charakteristisch sind. Freilich besitzen wir aber keine urkundliche Gewährschaft für dieselben. In einer Mondnacht — so erzählte man uns — hat er sich in weiße Laken gehüllt und auf hohen Stelzen in den Gassen Offenbach's herumschreitend (Goethe war in seiner Jugend ein geübter Stelzengänger) den Leuten zu den Fenstern hereingeschaut, so daß manchen ehrlichen Bürger ein Schreck befallen haben mag ob der langen, weißen, geisterhaften Gestalt. Auch soll er einst bei d'Droille von der Hofstreppe herab der versammelten Gesellschaft seine neueste Ballade vom unternen Knaben:

Es war ein Bube frech genung,
War reff auf Frankreich kommen ꝛc.

mit vielem Feuer vorgetragen haben.

Am treuesten enthüllet sich das Leben und Treiben des siebenundzwanzigjährigen Goethe in den Briefen an die Schwester der Stolberge, Auguste, spätere Gräfin von Bernstorf (gestorben den 30. Juni 1835 zu Kiel), deren Mittheilung wir A. von Binzer und seiner geistreichen Gattin verdanken. Diese unruhig hingeworfenen Briefe bilden eine schöne Ergänzung zu der im 17. und 18. Buche von „Wahrheit und Dichtung" gegebenen, liebevollen Schilderung. Es sind wahre Kleinodien aus der Frühlingszeit des Dichters, da sein Herz noch „länger, wärmer und thörichter", und da auch die deutsche Literatur „noch eine Tafel war, auf die man mit Lust viel Gutes zu malen hoffte". Diese Briefe halten uns den Werther-Goethe fest; einzelne derselben, worin er der jungen Freundin seine „dumpfen tiefen Gefühle vorstelpert", athmen durchaus den Geist, der im Werther waltt und webt. Da quillt uns das franke, naiv-angebundene, schwärmerische und vollsaftige Wesen des herrlichen Menschensohns, der unruhige Drang jener Zeit noch warm entgegen; weit anders als in den von der Hand des Greisen aufgezeichneten Erinnerungen, wo Alles abgeklärt und in künstlerischer Haltung erscheint und die ganze spätere Lebenserfahrung mit einfließt. Den Abstand seiner Darstellung von der einstigen vollen und frischen Wirklichkeit hat sa der Alte selbst gar wohl gefühlt. Sagt er doch ausdrücklich: „Ueberhaupt fehlt dieser Darstellung im Ganzen die weitläufige Redseligkeit und Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll". Und an anderen Stellen weder er, um die Erzählung „einer lebendigen Anschauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern", die damals seinem Herzen entquollenen Lieder ein.

Goethe lernte die Gräfin Auguste Stolberg nur aus den Aeußerungen ihrer Brüder kennen, die ihn im Frühling 1775 besucht hatten. Nichts destoweniger redet er sie in seinen nachlässig hingeworfenen Briefen und Zettelchen, die sich wie Bruchstücke eines unordentlich geführten Tagebuchs lesen, mit dem brüderlichen Du an, nennt sie sein „Gustgen" und schreibt ihr nicht blos Alles, was in seinem Herzen vorgeht, sondern auch, welche Kleider er trägt und wie es in dem Zimmer aussieht, worin er sich eben befindet. Es war aber damals auch die Zeit, wo man sich an verwandte Naturen mit einer Wärme anschloß, die wir heutigen Tages nicht mehr kennen; die Zeit der Silhouetten- und Seelenanstausche, der intimen Mittheilungen, wovon die übrigen Briefwechsel aus den siebenziger Jahren noch merkwürdige Beispiele liefern.

Gleich im zweiten Briefe (vom 13. Februar 1775) entwirft er der neuen Freundin sein Bild, wie er im galonirten Rock, umstrahlt vom kalten Glanz der Kronleuchter, mitten unter allerlei Leuten, durch ein Paar schöne Augen am Spieltisch gehalten wird. Und wer gedächte hier nicht jenes damals entstandenen, weichanklingenden Liedes: An Belinden *), worin das Gefühl dieser Situation sich ausspricht:

Warum gleißt du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
. . . . . .
Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Bis so unerträglichen Gestirnen
Gegenüber stellst?

Aus der Gesellschaft wird er ins Concert getrieben, und von da wieder auf den Ball. Aber neben diesen in wechselnder Zerstreuung hintaumelnden „Fastnachts-Goethe" gibts noch einen andern. Das ist der Goethe im grauen Biberfract, „der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas auszudrücken sucht, und weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde, was er mache".

Durch den spätern Austritt des Verhältnisses zu Auguste Stolberg, die Goethe übrigens nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, erhalten diese Briefe zugleich einen rührenden Abschluß; sie bilden gewissermaßen ein kleines Ganze. Hier sind sie und besonders

*) Das Lied: „An Belinden" schickte der Dichter am 21. März 1775 an Jakobi zur Aufnahme in die Iris. Auch „Herz, mein Herz, was soll das geben? ꝛc." findet sich in der Iris und ist ungefähr gleichzeitig entstanden

Digitized by Google

werthvoll, weil eben die Liebe zu Lili ihren hauptsächlichen Hintergrund ausmacht; die älteren Briefe wurden auch zum Theil in Offenbach selbst geschrieben. Mit zutraulicher Unbefangenheit, mit rücksichtsloser Hingebung schüttet der Dichter sein Herz vor „Gusgen“ aus, und so können wir beinahe alle Stimmungen, Freuden und Schmerzen dieser Liebe verfolgen, bis er sich ganz loereißt und im Spätjahr 1775 nach Weimar geht. Wir sehen ihn, ewig schwankend zwischen Liebe und Entsagung, magnetisch angezogen, immer wieder zu der Geliebten zurückkehrend. Wir haben ihn lebendig vor uns, wie er im André'schen Hause eine Scene am Faust dichtet; wie er, nach jener mit den Stolbergen unternommenen Schweizerreise, die als eine vergebliche Flucht vor seiner Liebe erscheint, doch wieder in Offenbach sitzt, „so verrinnacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagai auf der Stange“; wie er auf dem Wasser fahren lernt und sich auf den Wellen des Mains schaukelt.

Einer der anziehendsten Briefe ist aber der siebente; er ist im d'Orvill'schen Hause geschrieben, in Lili's Zimmer, welches einen Blick auf den still vorüberziehenden Main und die friedliche Landschaft gewährt; er schildert uns unsere Anderem diese Ruhsicht und die ganze Stube: „Hier fließt der Mayn, grad drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Von der Schlacht bey Bergen haben Sie wohl gehört. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Turn, das izt für mich so leer ist als mit Besemen gefehrt, da rechts auf artige Dörfgen (Zeckenheim, Bürgel), der Garten da unten, die Terrasse auf den Mayn hinunter. — Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Mädgens Stiefel. NB. drut reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten — Ich hör ihre Stimme — Ich darf bleiben, sie will sich drinne anziehen. —“ Hierzu bemerkt A. von Binzer in seinen Noten zu den Briefen, dieser Gedankenstrich habe beim Anblick des Originals wirklich etwas Ergreifendes; es sei, als blicke man durch die offene Lücke in das Herz des Schreibenden, wie es beim Laut ihrer Stimme vom Gefühl des seligen Beisammenseins erzitterte; man fühle sich erinnert an Othello's: there she comes. Mit leiblichen Ohren glaube man das nun folgende Gespräch zu hören; ihre Verwunderung, ihn da zu finden, ihre verlegene Erlaubniß, er möge nur bleiben, sie wolle ihre Sachen nehmen und sich im andern Zimmer ankleiden.

. . . . Von dem André'schen Hause wenden wir uns nun zu der gleichfalls in der Domstraße gelegenen „Rose“. Dies war die vor Kurzem eine Schusterherberge, wo die Gesellen des ehrsamen Gewerks ihren Aepfelwein tranken und ihre geräuschvollen blauen Montage feierten. Hier in der Rose soll aber, einer dunkeln Sage zufolge, Goethe's erste innigliche Jugendliebe aufgeblüht sein — sein Gretchen, das deutsche Kind mit den stillen treuen Augen, das ihm bei der Gestaltung Klärchens vorgeschwebt haben mag und von dem jenes volksselige Gretchen im Faust nicht blos den Namen, sondern wohl auch einzelne Züge trägt. Allerdings ist aber die Annahme, Goethe's Gretchen sei ein Wirthstöchterlein in der Rose zu Offenbach gewesen, fast ebenso schwach gestützt, als die in Frankfurt herrschende Ansicht, der Schauplatz von Goethe's erster Liebe wäre das „Puppenschänkelchen“ in der Weiß-Adergasse, welches der aufmachende Dichter sich dem Genuß des hiesigen Nationalgetränks ergeben habe. Bettina will diesen Umstand von der Frau Rath Goethe erfahren haben. Das Geschwätzchen, welches sie im zweiten Bande von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ vorbringt, spricht aber nicht sehr für die Behauptung, daß die Offenbacherin dasselbe aus „Wahrheit und Dichtung“ bekannte Gretchen; viel eher ließe sich — woferen der Mittheilung überhaupt irgendwie Glauben beizumessen — auf eine frühere, in der Selbstbiographie nicht erwähnte, idyllische Knabenliebe Goethe's schließen. Bettina läßt nämlich ihre Frau Rath Folgendes von dem jungen Wolfgang erzählen:

„In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen, ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen, auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu, auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w., auf den dritten kam alles vom Feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das setzte sog er im Hause an, das zweite wenn er zu Bekannten ging, das dritte zur Galla. Kam ich nun am andern Tag hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefeln auf den seinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andre dort. Da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles in Geleis. Wie ich nun so eine Weste nehme und sie am offnen Fenster recht herzhaft in die Luft schwinge, fahren mir plötzlich eine Menge kleiner Steine ins Gesicht. Darüber fing ich an zu fluchen. Er kam hinzu. Ich zanke ihn aus, die Steine hätten mir sa ein Auge aus dem Kopf schlagen können. „Nun es hat Ihr ja kein Auge ausgeschlagen, wo sind denn die Steine, ich muß sie wieder haben, heiß' sie mir wieder suchen,“ sagte er. Nun muß er sie wohl von seinem Schatz bekommen haben, denn er bekümmerte sich nur um die Steine. Es waren ordinäre Kieselsteinchen und Sand; daß er den nicht mehr zusammenlesen konnte, war ihm ärgerlich. Alles, was noch da war, wickelte er sorgfältig in ein Papier und trug's fort. Den Tag vorher war er in Offenbach gewesen, da war ein Wirthshaus zur Rose; die Tochter hieß das schöne Gretchen. Er hatte sie sehr gern. Das war die erste, von der ich wußte, daß er sie lieb hatte.“ —

Allen Liebesverhältnissen unseres Dichters hat man nachgeforscht, jede noch so leise Spur hat man verfolgt und dabei einen mitunter höchst komischen Eifer entwickelt. Nun nimmt aber das herzliche schöne Gretchen gewiß nicht die letzte Stelle ein unter den Mädchenbildern, die uns als freundliche Sterne aus dem tiefstaren Grund des Goethe'schen Lebens entgegenleuchten. Allein es ist hier durchaus nichts Näheres über sie zu erkunden. Länßst sind die alten Wirthsleute in der „Rose“ ausgestorben und die spätteren wußten nicht mehr, daß einst ein Töchterlein ihrer Vorfahren Gretchen hieß.

Neue Bücher.

Lenau's Leben. Aus des Dichters Briefen; von seinem Schwestermanne A. Schurz. Cotta'scher Verlag. — Zur Zeit der ersten Blüthenperiode unserer Literatur priesen die Sänger die Dichtkunst als das höchste und schönste, was ihnen von göttlichen Gaben zu Theil geworden sei. Sie übten mit hoher Dichterfreudigkeit diese „fröhliche Wissenschaft“, wie die Provenzalen die Poesie nannten und die Zaubergewalt des Gesanges begleitete die Andern und kehrte begleitend zu ihnen selbst zurück. Die zweite Blüthe der deutschen Literatur kannte den ruhigen Segen der Poesie in viel geringerem Grade; unruhiges Haschen und Suchen begleitete selbst ihre Meister durch das Leben und bei den späteren Nachfolgern scheint sich der Segen vollständig in Fluch verwandelt zu haben. Die fröhliche Wissenschaft findet sich nur noch bei Dichtern, die mit Geschick und Erfolg die Poesien der verschiedenen Völker in den verschiedenen Jahrhunderten verdünnen, als Nachahmung der Nachahmung. Die hohe Dichterfreudigkeit und das Bewußtsein göttlicher, segenbringender Abkunft zieht nur das erste Bändchen junger Dichter; erscheint überhaupt ein zweites, so bilden schon Verkennung und Weltschmerz das Grundthema. Die selbständigen Geister — nur sehr wenige machen rühmliche Ausnahmen — wandern trauernd ihre Bahn, ihnen ist Poesie „tiefes Schmerzen“. — Zu den zeweilen Sängern der Wehmuth gehört Nikolaus Lenau, der den Trübsinn schon als Pathengeschenk erhielt. Seine Lebensschicksale sind bekannt und werden in dem Buche seines Schwestermannes A. Schurz auf's aus-

Digitized by Google

führlichste erzählt. Das Glück, den ruhigen, aus geregelter Thätigkeit entspringenden Genuß des Lebens, hat Lenau nie gekannt. Seine Freude ist Rausch, sein Jubel krampfhaft, hinaufgeschraubt und dem Taumel folgt die größte Abspannung. Das Buch macht bei aller Liebe und warmen Verehrung für den berühmten Todten, mit der es geschrieben, einen unerfreulichen Eindruck. Nur die Kapitel, in denen die Wanderungen Lenau's durch das Hochland nach den Seen, nach Salzburg geschildert werden, erfrischen und bannen auf Momente die Schwermuth, die sich aus den zahlreichen Briefen des Dichters dem Leser mittheilt. Lenau hatte bei anhaltender geistiger Thätigkeit die größte Scheu vor jeder Berufsarbeit, er trug die Poesie auf eine Art in's Leben, die sich an ihm selbst rächen mußte. Dabei hatte er das Unglück, daß ihm nirgends ein Mann ernst und entschieden entgegentrat. Die Frauen hegten und pflegten ihn und die Männer waren entweder ihrer Gemüthsanlage nach Weiber, oder wurden es ihm gegenüber. Dies gilt hauptsächlich von den Schwaben. Die Art, wie die schwäbischen Dichter, nur Uhland ausgenommen, Lenau Weihrauch streuten und ihm, wenn er sich die Wange gerigt hatte, ganze Briefe, gefüllt mit theilnehmendem Wundpflaster von Tübingen, Stuttgart, Weinsberg u. s. f. schickten, grenzt an das Unerhörte. Gegen solche Vergötterung und Selbstbespiegelung ist der vielgeschmähte Heinrich Heine noch bescheiden. Wäre nur der zehnte Theil dieser Lobeserhebungen Wahrheit, so hätte Schwaben in den dreißiger Jahren die größten poetischen Genien geliefert. Auf einen Brief von Karl Mayer antwortet Lenau: „Deine neuen Gedichte sind in mein einsames Zimmer hereingeflogen, wie süße Blüthenflocken aus einer anderen Welt, sie haben mir die Kerkerluft meines trüben Gedankennestes balsamirt mit frischem Waldesduft. O Mayer, wenn du stirbst, kommt keiner mehr, der singt wie du. Du bist Volksstimme der Natur, das vergiß nicht. Das verborgene, wunderbare Volk der Naturkräfte hat dich schon in deiner Wiege erkoren zu seinem Deputirten. Wenn ich ein Gedicht von dir lese, meine ich immer die Natur selbst zu hören, die mir einmal die Freude mache, in meiner Sprache zu reden. Es gibt Vögel, die grün sind, wie das Laub der Bäume, so daß sie einem vorkommen, wie ein singendes Blatt. So erscheint mir deine liebliche Muse. Du sollst nicht sterben.“ Es ist dies derselbe Dichter, von dem Heine sagt:

Zu Aachen in dem Dome liegt
Carolus Magnus begraben;
Man muß ihn nicht verwechseln mit
Karl Mayer — der lebt in Schwaben.
Ich möchte nicht tod und begraben sein
Zu Aachen in dem Dome.
Weit lieber lebt' ich als kleinster Poet
Zu Stuttgart am Neckarstrome.

Wenn nun Lenau auf solche Art die schwäbischen Dichter anfingt, wie mag es da von diesen zurücktönen. Das Jahr 1830 brachte merkwürdigerweise gar keine Störung in den idyllischen Dichtern hervor, sie blieben in ihrer an sich achtbaren Gemüthlichkeit und Zufriedenheit fest auf ihren Dichterthronen, auf die sie sich gegenseitig hinaufgeboben hatten und störten sich nicht an andern Thronen, die zusammenstürzten. Lenau hat die Polenrevolution besungen, vielleicht durch eine zufällige Freundschaft in Wien angeregt, eine prédilection d'artiste, nicht aber wie Platen, geleitet durch einen großen, männlichen, weltgeschichtlichen Blick. Ueberhaupt schwankte Lenau — bei voller, warmer Anerkennung seiner edlen Gesinnung sei es gesagt — unklar und rathlos in politischen und religiösen Fragen, bis ihn das furchtbare Schicksal ereilte und der Wahnsinn sein Auge umnachtete. Der entsetzliche, verzweiflungsvolle Kampf des armen Dichters gegen die finsteren Mächte ist mit erschreckender Genauigkeit angegeben. Seine Selbstmordversuche und die langen, bangen, in Fieberhitze durchwachten Nächte, der augenblickliche Rausch erträumter Besserung und sein endliches Unterliegen, alles vernehmen wir genau, wie es dem Arzte mitgetheilt werden mochte. Eine wesentliche Ursache seines Wahnsinns war Furcht vor Mangel und die Angst, eine bestimmte Berufsthätigkeit ergreifen zu müssen. Lenau stand im Begriff, sich anfässig zu machen, die Sorge um eine gesicherte Existenz ließ ihn nicht ruhen. Dies gab den ersten Anstoß zu dem Uebel und geht unzweifelhaft aus den Briefen des Dichters hervor, wie prosaisch und niederschlagend es auch auf den ersten Anblick erscheinen mag.

H. Presber.

Gedichte.

Von Leop. Stein.

1. Poesie und Prosa.

Da drunten im weiten breiten Land
Da ist der Erdengüter Fülle.
Da schießen in Dalme Waizen und Korn,
Da trägt die reichsten Lasten der Strom,
Da freisen sie all'zeit Kuchen und Braten —
Dort unten im weiten breiten Land.

Doch droben hoch im engen Thal
Auf felsumgeb'ner, grüner Alp,
Da ist nicht Zoll' am Erdengut;
Da wächst nicht Waizen und nicht Korn;
Da trägt nicht Last der wilde Bach;
Da speist ein armes Hirtenvolk
Nur Milch und Brod Jahr aus, Jahr ein.
Da droben hoch im engen Thal.

Doch drunten, seht', träg wälzt der Strom
Die dicken Fisch' ins Meer hinab.
Da ist nicht Sang und Klang;
Stumm die Natur,
Und still der Mensch
Schwer von Gewinn,
Und lauernd auf Gewinn.

Doch droben, da rauschen die Wasser
Den Sang der Ewigkeit;
Da sangt die Forelle froh dergsan,
Da eilen, hingebender Liebe voll
Im reichgeflickten Brautgewand
Die Quellen zum Bach, die Bächlein zum Strom.

Da offenbart die zerriss'ne Wolke
Den Himmel, und drinn den ewigen Hort;
Da tönt in's Läuten und Klingen
Aus allen Thälern und Höhen
Das Jubeln und Jauchzen
Gottfroher Menschen! —
Sag' an, wo ist der Reichthum?

2. Gotthardtsohn.

Kommt Vater Rhenus Gotthardtssohn
Hervor bei Rhinecks Strand,
Froh grüßet er von ferne schon
Sein großes, deutsches Land:
O deutscher Boden, meine Lust!
Gar weit wird's Herz ihm in der Brust;
Das ist der Bodensee.

Doch wie sein liebend Augenmerk
Das deutsche Stückwerk sieht,
Die Oesterreich, Bayern, Würtemberg,
Die Baden — ach, da zieht
Zusammen sich sein großes Herz;
Wo Huß erlitt den Todesschmerz,
Bei Constanz wird ihm's eng.

Digitized by Google

Und wieder schweigerisch wird er:
Frisch' aus, mein Hoffnungslicht!
Was ich getrümmt: frei bis zum Meer!
Zur Wahrheit wird es nicht!
Dann grollt er fort, dann stürzt die Flut
Und braust: zerschäum', mein Herzensblut!
Rheinfall! — o heil'ger Zorn!

Doch über'm Zorn — sieh', wölbet sich
Der Friedensbogen klar!
An Deutschland die hergezweifelt' ich,
So schlimm 's befellt auch war.
Des Ew'gen Sonne leuchtet noch;
Was kommen soll, das kommet doch —
Frisch auf, o Gotthardsfohn!

Feuilleton.

— Münchener Skizzenbuch von Wolfgang Müller. Wolfgang Müller von Königswinter, der rheinische Dichter, hat als Beitrag zu der Brockhaus'schen „Reisebibliothek" ein Münchener Skizzenbuch geliefert; ein unterhaltendes Schriftchen, das manchertei Interessantes bietet. In leichtem und lebhaftem Ton sucht er uns bekannt zu machen mit dem Leben und Treiben in dem „deutschen Athen", dem „Isar-Florenz", dem „neuen Rom", oder wie man diese deutsche Kunsthauptstadt sonst schon genannt hat. Er erzählt seinen Lesern zuerst von den großartigen Bestrebungen und Schöpfungen des Königs Ludwig, so wie sie schon als Kronprinz vor mehr denn dreißig Jahren äußerte: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Zierde gereichen soll, daß Keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat." Dieses Wort ist Wahrheit geworden, und der Verfasser sagt wohl nicht zu viel, wenn er behauptet, wie habe es eine Epoche in der Kunstgeschichte gegeben, selbst Florenz und Rom nicht ausgenommen, wo in so kurzer Zeit so riesenhafte Dinge geliefert worden seien, als in München unter König Ludwig. Aber auch von der oft beschrienen jungen Tafelrunde ist ziemlich viel die Rede, von Dingelstedt, Geibel, Bodenstedt, Paul Heyse und Franz v. Kobell; sowie von den Gelehrten, die König Max in seine Hauptstadt berief. Gleicherweise läßt Wolfgang Müller Verschiedenes über die Persönlichkeiten der Künstler einfließen, mit welchen er in Berührung kam. Unter Anderem berichtet er von einer Begegnung mit dem verehrten Meister Cornelius. Dieselbe fand im Sommer 1838 statt, bei der Feier der Grundsteinlegung des Kölner Doms, zu welcher auch der König von Preußen und der Reichsverweser nebst einer großen Abgesandtschaft der Frankfurter Nationalversammlung herbeikamen. In der ungeheuren Menschenmasse, welche dem Dombaumeister Zwirner lernte der Verfasser damals den Meister kennen. „Wie sollte ich mir — sagt er — diesen Mann denken? Seine Statur ist klein, aber kräftig, und der Kopf von einer wunderbar energischen Form. Die hochgewölbte Stirn, die Adlernase und der scharfe entschlossene Mund geben ihm einen höchst charakteristischen Ausdruck. Was ihn aber besonders auszeichnet, das sind seine scharfen Falkenaugen. Niederspanien habe ich bemerkt, daß die Augen hervorragender bildender Künstler stets einen besonderen Character haben. Man sieht in ihnen gewissermaßen eine Art von Lauschen. Weil er stets scharf beobachten muß, so hat der Blick des Bildners etwas, was sonst mehr dem Gehörorgan eigen ist, während man bei Musikern häufig schwimmende träumerische Augen findet. In der Unterhaltung kam mir der große Meister außerordentlich einfach, natürlich und gemüthlich vor." o.

— Karsten Niebuhr, der Vater des berühmten Geschichtsforschers und Philologen, war ein Hasser von Geburt, und sein Name lebt noch heute, viel genannt, im Gedächtnis der Marschbewohner dortiger Gegend. Er machte große Reisen durch Syrien, Arabien und Aegypten, deren Ergebnisse er im Jahre 1772 durch den Druck veröffentlichte. Hermann Allmers erzählt im „Bremer Sonntagsblatt" eine artige Anekdote von dem alten Niebuhr, die derselbe auf seiner Reise mit Ihnern der arabischen Wüste erlebte. Er war nämlich eines Tages auf einem alten Schelk und traf diesen, wie er heftig erzürnt einen Sklavin schalt, die in der Zeltecke mit irgend einer Arbeit beschäftigt war. Dann verließ der alte Wüstenfürst schimpfend das Zelt. — Auf einmal hört unser Reisender ein Wort um's weiß nicht, wie ihm plötzlich geschieht. „Die Bullerballer!" sagt die Sklavin, als der Alte fort ist. Man denke, welch wunderbare Wirkung das auf ihn machen mußte, im Zelt eines arabischen Scheiks unerklärlich ein heimisches plattdeutsches Wort zu vernehmen, und was auch nur ein „ole Bullerballer." „Min beste Deern, wo hält du her?" ruft er der ebenfalls Dochertreuten zu. Und welche Antwort kömt ihm entgegen? „Ut Lüdingsworp in Hadeln." Das arme Mädchen ist wirklich aus seinem Heimatsdorfe. Auf einer Reise zu Verwandten in Surinam ist es durch Tunefer Seeräuber gefangen, dann verkauft und so nach Arabien gekommen. Der alte Niebuhr pflegte so oft er die Geschichte erzählte, hinzuzusetzen, wie habe in seinem ganzen Leben ein Wort ihn so tief und überwältigend erschüttert wie dies einfache „Die Bullerballer."

— Der interessante Prozeß des Luftschiffers Godard gegen den Stadtrath von Paris ist am 2. August nach einer ziemlich heiteren Verhandlung zum Austrag gekommen. Der Stadtwalter des Rückgrat, Advokat Bernier, begann mit der Versicherung, daß sein Klient sich sehr doch aufgeschwungen habe, nämlich in der öffentlichen Achtung, und beschäftigte die Stadt Paris der Unbeständigkeit und Rücksichtslosigkeit. Den Verlauf selbst berichtet er folgendermaßen: Im Jahr 1854 sollte der 15. August, als Geburtstag Napoleons des Großen, glänzend gefeiert werden. Der Stadtrath schloß mit Herrn Godard den Vertrag, daß er gegen ein Honorar von 1600 Franes eine Luftfahrt auf seinem großen Ballon „die Schwalbe" veranstalte; die aufsteigenden Personen sollten in Costüm und Attributen eine Allegorie der orientalischen Frage darstellen. Godard hieß „die Schwalbe" von Wien kommen und hatte alle Einrichtungen getroffen, um die „vier Mächte", Frankreich, England, Deutschland und die Pforte, bei der Luftfahrt erschienen zu lassen. Aber der Kaiserlag war so windig, daß Godard um seine vier Bundesgenossen ernste Besorgniß hegte. Da kam ihm, nicht unerwünscht, ein Schreiben vom Ministerium zu, mit dem Ansinnen, daß er Deutschland wegfallen solle, denn diese Macht, hieß es, habe sich gegen Rußland nicht so entschieden ausgesprochen, daß man ihr die Ehre anthun könne, sie an der Seite Frankreichs und Englands in die Luft fliegen zu lassen. Deutschland wurde demnach auf den Boden gesetzt. Nun aber entstand, da der Wind immer heftiger blies, die Nothwendigkeit, des Gleichgewichtes wegen auch die Türkei unten zu lassen; Godard nahm daher blos die zwei Mächte mit, die am meisten Kraft und Wiederstand boten: Frankreich und England. Die Luftfahrt fand auf dem Marsfeld unter außerordentlichem Beifall statt. Aber als am folgenden Tag der muthige Schiffer seinen Lohn verlangte, fand sich die große Stadt Paris, die auf großvolle Schmeichelein sonst ungeheure Summen verwendet, plötzlich bewogen, mit einem gar nicht reichen Manne, der bei der Verherrlichung des Tages das Leben und vieles Geld gewagt, zu knausern; man zog ihm 600 Franes ab, weil er nicht das ganze Programm zur Ausführung gebracht habe. Nun behaupten Godard und sein Vertheidiger, daß hier offenbar force majeure obgewaltet habe, nämlich ein Ministerialerlaß und ein starker Wind; Hr. Convier, der „ebenso beschiedene als gelehrte" Director der Wetterbeobachtungen, bezeugt unerschüttert, daß der 15. August 1854 ein sehr stürmischer Tag war. — Diesen Gründen gegenüber gab der Anwalt der angeklagten Stadt Paris einige wörterreiche Bemerkungen über die Verpflichtung, öffentliche Anfagen genau einzuhalten. Nicht auf höhere Nöthigung, sondern aus Geiz habe Hr. Godard zwei Personen weggelassen und der Ahzug am Honorar sei nach genauer Prüfung erfolgt. Der Gerichtshof jedoch fand die Klage des Luftschiffers wohl begründet; er verurtheilte den Prüfstenen der Seine zur Bezahlung des ganzen bedungenen Preises, mit Ahzug von nur hundert Franes, weil die Stadt Paris ungefähr so viel an Costümen, Fahnen, Scheiern und dergleichen selbst beigesteuert hatte.

— Die Sorgfalt, die wir den Notizen unseres Feuilletons zuwenden, wird unsern aufmerksamen Lesern nicht entgehen. Wir sind bemüht, die Notizen so interessant als möglich zu gestalten. Wir sind schon der Ansicht, daß die Angabe der Quelle bei Entlehnung selbst der kleinsten Arbeiten, sobald sie irgend ein selbstständiges Gepräge haben, journalistischer Grundsatz sein müßte. Manche unserer Notizen wandern, wenn sie die Runde durch auswärtige Blätter gemacht haben, ohne Verfassersiegel in ihre Frankfurter Heimat zurück, zuweilen willkürlich umgestaltet. So sind wir dem Verfasser des „Wiener Epigramms", Hrn. E. P., die Bemerkung schuldig, daß sein kleines Gedicht, wie es jetzt durch viele Zeitschriften geht, um zwei Zeilen abgekürzt und auch sonst entstellt ist.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 33. Frankfurt a. M., den 16. August 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Aus dem Leben eines modernen Heiligen. (Schluß.)

Der Schwerpunkt in der französischen Dichtung. Von Alexander Büchner.

Aus einer Wanderung in die deutsche Schweiz. Von Leonhard Kalb.

Feuilleton: Heidelberger Sommerconferenz. — Musikalisches. — Eine Empfängniß von Murillo. — Preisvertheilung in Paris.

Kunstbericht: Mendelssohn und Lanaker. Von Oppenheim.

Aus dem Leben eines modernen Heiligen.

(Schluß.)

Das Gewitter.

Gegen Mitternacht wurden die Einsiedler durch einen heftigen Donner geweckt. Die Sterne leuchteten nicht mehr, der Himmel war von finsterem Gewölke bedeckt; kein Blatt bewegte sich in der bänglichen Schwüle. Aber fernher schwoll ein dumpfes Brausen und Stöhnen; hohl und wirbelnd erhob sich in einzelnen Stößen der Sturm, blendend wechselte Nacht und Tag. Krähen, Eulen und anderes Gewild floh krächzend auf. Abgerissene Zweige wirbelten durch die Luft, die Aeste knarrten. Durcheinander brauste, stöhnte, knischte es; Donner und Sturm verschlangen einander.

Das ist schrecklich, sagte Popp furchtsam.

Majestätisch schön, entgegnete Herr Hans. Wie großartig ist das Gewitter im Wald!

Das ist der wilde Jäger; wenn uns nur kein Leid geschieht, sagte Popp ängstlich.

Hältst du diese Fabel für Wahrheit?

Ich habe ihn, erwiederte Popp, noch nicht gesehen, aber ich habe es von mehr als zwanzig Leuten erzählen gehört, denen er begegnet ist.

Kind, daß du dich vor deinen Einbildungen fürchtest! rief Herr Hans. Und doch, setzte er hinzu, indem ein gewaltiger Donnerschlag vorüberhallte, doch könnte auch ein Mann vor solchem Unwetter erbeben. Es ist etwas wahr an diesem Spuk vom wilden Jäger. Der Schauder vor unserer eigenen Natur ist es, der diese schreckhaften Gestalten gebiert und sie hinauswirft in das Toben der Elemente. Dort begegnen sie uns als fremde Gestalten und berücken unsere Sinne mit trügerischem Blendwerk.

Popp kroch schen in einen Winkel, sein Herr trat in die Thüre der Hütte. Ergriffen von der Großartigkeit der Erscheinung, achtete er des Regens nicht, der ihm ins Gesicht schlug. Sein Diener betrachtete ihn mit Grausen. Es wurde ihm unheimlich, wie die dunkle Gestalt am Eingang, von jedem Blitz in Feuer gehüllt, ebenso schnell in völliger Finsterniß verschwand. Zerrissene Worte klangen an sein Ohr.

Herr Hans hatte den Arm hoch ausgestreckt. Gewaltige Mächte, rief er in die Nacht hinaus, seid ihr die Boten Gottes oder der Wirrwar entfesselten Grimm's, mit dem sich seit uralten Zeiten die Elemente der Erde begegnen? Wer antwortet mir?

Wieder zuckte ein Blitz durch die Nacht.

Herr, gib ein Zeichen, fuhr der Einsiedler fort, daß du es bist, der im Feuer einhergeht! Deine Hand wendete einstmals den Tod von meinem Haupt, der mir durch den Fall eines Steines drohte. Aber daß der Stein fiel und nicht traf, man nannte es Zufall. Einen Thoren hat man mich gescholten, der ich in jäher Flucht und Umkehr meines Rosses deine Mahnung erkannte, umzukehren von meinen weltlichen Vorsätzen. Ich kämpfte und rang mit dem Fürsten der Hölle und man verlachte mich. Jehovah, zerreiße die Wolken, schleudre deinen Strahl nieder zu meinen Füßen, so weiß ich, du bist mein Gott und deine Gnade ist mit mir!

Und die Wolken thaten sich auf, Feuer fiel nieder; furchtbar, die Tiefe erschütternd, dröhnten die rollenden Donner. Licht umfprühte die hohe Gestalt am Eingang der Hütte — und wieder war es Nacht. Betäubt, von Schrecken durchbebt, schrie Popp laut auf. Wieder leuchtete es. Zitternd schloß der Entsetzte das Auge. Abermals ein Blitz! Wo war die Gestalt vor der Hütte? Popp rief laut den Namen seines Herrn, nur der Donner hallte ihm als Antwort zurück. Er tastete umher, er kroch aus der Hütte. Es hat ihn erschlagen! rief der Arme, die Hände ringend und es schauerte ihn vor dem Klang der eignen Stimme.

Aber nirgends war der Leichnam zu finden. Hier kann ich nicht bleiben, sagte Popp. Bei einem Todten? ihn! Die Furcht bringt mich um!

Und es schlitterte ihn. Sehen um sich blickend, richtete er sich vor der Hütte auf. Da stieß sein Fuß an etwas Weiches. Entsetzt that er einen weiten Satz und eilte waldeinwärts. Und wieder stieß er an, stürzte nieder. Seine Füße waren wie von hundert Händen gehalten. Er raffte sich auf, sprang weiter und fuhr mit der Stirne gegen einen Baumstamm. Das Blut erfrorte ihm. Ich kann nicht weiter, achzte er, hier ist's nicht richtig. Ich muß den Morgen abwarten.— Er stellte sich also in ziemlicher Entfernung von der Hütte unter einen Baum, um sich vor dem Regen zu schützen. Das Gewitter hatte sich verzogen, Blitz und Donner waren nur schwach.

Diese Nacht, sprach Popp bei sich, will ich nie vergessen. Wäre sie nur erst vorbei. Wie der Wind saust! Da haben wir's nun; mußten wir denn an einem Freitag ausziehen? Aber meine Warnung galt nichts. Der Freitag ist einmal ein Unglückstag und da hier beweist sich's wieder.

Horch? — das war der Wind.

Wie er gesagt hat, fuhr Peter Popp in seiner Selbstbetrachtung fort, nun kommt er nicht wieder nach Moderwitz. Es muß ihm gefehlt haben. Freilich ist's so besser, als wenn er verhungert wäre,

Digitized by Google

aber wie wird mir's gehen? O daß ich mit dieser Einsiedelei, dieser Unglücksgeschichte mich nicht eingelassen hätte! Am Ende heißt's, ich hätte ihn ermordet? Böse Menschen reden, was ihnen einfällt und mit den Gerichtsherren ist nicht zu spaßen; da beweisen, daß Einer einen Mord begangen hat, bis er's zuletzt selbst glaubt. Ah — was war das?

Dieser Ruf erstarb ihm auf den Lippen. Er hörte ganz deutlich seinen Namen rufen und das war die Stimme seines Herrn. Jetzt rief's wieder!

Sein Geist! stammelte der Entsetzte. Die Kniee wankten ihm. Aber er ermannte sich und rannte, was er konnte, durch Sumpf, Dickicht und Dorn fort und immer fort, so schnell, als ihn seine Füße zu tragen vermochten. —

Herr Hans wunderte sich, daß er von seinem Diener nirgends etwas sah oder hörte. Vom Blitz betäubt war er zu Boden gestürzt; als er erwachte, starrte ihn die Finsterniß an. Er besann sich auf das Vorgefallene und mit der Erinnerung kam ihm der Gedanke, daß der Blitz die Hütte getroffen habe. Er tastete umher, trat in die Hütte, aber Popp war nicht in derselben. Also konnte es ihn nicht erschlagen haben. Er rief, Niemand antwortete. Dieses Verschwinden war ihm unerklärlich. Sollte der höllische Feind? — Arme Seele, möge der Herr dir gnädig sein!

Taumelnd vor Entkräftung, vom Fieber geschüttelt, legte sich Herr Hans auf's harte Lager. — Wer das Angesicht des Herrn sieht, seufzte er, der ist des Todes. Ich muß sterben, ich habe gefrevelt.

Er sank in einen Halbschlummer. Wilde Gestalten umtanzten ihn, Geister der Hölle umringten ihn grinsend und frohlockend. Dazwischen hallten die Donner des Gerichts und die Posaunen des jüngsten Tages. Sonne und Mond schienen blutroth und die Erde brannte in schwarzen Gluthen. Das Meer schlug zum Himmel auf, Tosen erfüllte die Lüfte. Plötzlich wurde es still, Glanz ergoß sich über alle Welten, Licht unsträflte alle Gestalten — Herr Hans erwachte.

Schwer athmete er auf und sein Auge trank mit Freuden das belebende Licht. Er verließ sein Lager; durch die Bäume des Waldes grüßte der blaue Himmel, erquickend schimmerte das frische Grün. Aber welch traniger Anblick zeigte sich wenige Schritte von der Hütte. Ein alter Baum war vom Blitz zerschmettert. Aeste, Splitter und Laub lagen weit umhergestreut. Die Erde am Stamm war aufgewühlt und ein nackter Stumpf starrte empor. Diese Verwüstung überblickte Herr Hans und dankte Gott für die abermalige Erhaltung seines Lebens, sein frevelhaftes Verlangen bitter bereuend und Buße gelobend.

Er wendete sich hierauf zu dem Bach. Es ist heute Sonntag, dachte er bei sich, aber ich kann den Tag des Herrn äußerlich nicht feiern. Sein Schritt war mehr ein Wanken, als ein Geben. Das Wasser des Baches fand er trüb angeschwollen; er hielt dennoch stehen. Ich habe, sprach er für sich, keine frische Wäsche. Es ist ein nothgedrungenes Gebot, die Kleider beständig auf dem Leib zu haben, den Bart kann ich nicht abnehmen, mein Haupthaar ist wirr und struppig. Wie sehe ich aus! Die Kutte beschmutzt, die Stiefel sind fuchsig und zusammengeschrumpft. Ich empfinde Ekel und Widerwillen vor mir, indem ich mich so unrein und verwildert sehe. Es sind, setzte er seufzend hinzu, die Entbehrungen und Unannehmlichkeiten, die zu überwinden mein Vorsatz war. Ich suchte ja nicht Bequemlichkeit und Behagen, indem ich hierher ging.

Ohne sich gewaschen zu haben, kehrte Herr Hans in die Hütte zurück. Dort fiel sein Blick zufällig auf die Lebensmittel, die auf einem Brett lagen, das Popp eigens für diesen Zweck angebracht hatte. Was hindert mich jetzt zu essen? dachte er, ich bin allein. Noch nie war ihm Brod und Fleisch so verlockend köstlich erschienen. Er wendete den Blick ab. Es ist heute der dritte Tag, sagte er zu sich, seit ich nichts gegessen habe — und er streckte die Hand aus. Doch plötzlich zog er sie zurück. Schon habe ich fast überwunden, rief er, soll ich nun erst wieder in die Uebertretung zurückfallen? Schon fühle ich, wie die körperliche Schwere von mir sinkt, ich komme mir wie in der Luft schwebend vor. Ist das nicht ein sich vergeistigender Zustand?

Er betrachtete wieder die Lebensmittel. Er kämpfte mit sich, er schwankte. Nur einen Bissen! Er holte das Brod herab, er brach ein Stück ab — Fort, fort! rief er und schleuderte das Brod zur Erde. Die Begierde raubt mir den Verstand; es ist mir wie Taumel im Kopf, Feuer wühlt in den Eingeweiden!

Er wankte hinaus.

Plötzlich erhob er ein wildes Geschrei, zugleich raffte er einen Ast vom Boden auf und stürzte auf den Baum los, den der Blitz in der vergangenen Nacht getroffen hatte. Ein Ast hing lose herab und wurde vom Wind hin und her bewegt. Auf diesen lief der Einsiedler los, indem er schrie: gräuliche Schlange, höllisches Ungethüm, winde dich, soviel du willst, ich erschrecke nicht. Immer wüthender schlug er um sich, bis er endlich ermattete. Hilf, Herr! rief er flagend, es ist um mich geschehen. Wie es schnaubt, wie es nach mir schnappt, o weh! Mit diesem Ausruf stürzte Herr Hans, seiner nicht mehr mächtig, besinnungslos zu Boden.

Ein Köhler, der in der Nähe einen Meiler hatte, hörte das Geschrei und lief darauf zu. Als der gute Mann einen Menschen in so eigenthümlicher Tracht, in einer schwarzen Kutte, blaß, leblos und einen Knüttel in der Hand am Boden liegen sah, wußte er nicht, was er davon denken sollte. Er freute sich aber, als er an dem Ohnmächtigen keine Verletzung wahrnahm, außer eine unbedeutende Wunde an der Stirn, die er sich im Fallen geschlagen hatte. Doch blutete sie stark. Der mitleidige Köhler eilte an den Bach, schöpfte seine Mütze voll Wasser und wusch damit das Gesicht des Unbekannten. Dieser kam bald zu sich. Als aber Herr Hans die Augen aufschlug und eine schwarze Gestalt über sich gebeugt sah — ha, schrie er, du glaubst mich überwunden! und packte mit aller Kraft, die er noch hatte, den Köhler an der Brust.

Was wollt Ihr? sagte dieser ganz bestürzt und suchte sich loszumachen.

Fällst du mich auf's Neue an, Satan? rief Herr Hans.

Ich weiß nicht, erwiederte der Schwarze, mit wem Ihr Euern Streit habt, aber Ihr verkennt mich. Ich bin ein Köhler, wie Ihr seht, und arbeite in der Nähe. Auf Euer Geschrei bin ich hergelaufen und suchte Euch zu helfen.

Als Köhler kommst du, das sehe ich, entgegnete Herr Hans. Du gibst sogar den eigenthümlichen Geruch von dir, der an diesen Leuten haftet, aber ich kenne dich.

Bei diesen Worten riß er den Köhler nieder und schlug ihm mit beiden Fäusten ins Gesicht. Darüber ging dem ehrlichen Manne die Geduld aus. — Ein Verräcker bist du, oder pack selber den Teufel, brummte der Köhler. Aber warte, du trifft man den Rechten. Und nun hieb er dergestalt auf den Einsiedler los, daß dieser unter den kräftigen Armen sich krümmte und wand und Gott seine Seele befahl, denn er meinte, sein letztes Stündlein sei gekommen. Der Köhler schlug unbarmherzig fort, bis er glaubte, daß Jener genug habe und bis ihm selbst die Hände weh thaten. So treibt man den Teufel aus, sagte er, stand auf und ging fort.

Herr Hans lag regungslos am Boden. Er hielt alle seine Knochen für zerbrochen; sein ganzer Körper war wund und schmerzte. Das Gesicht blutete, die Kutte war zerrissen und beschmutzt, der Hut zertreten. Nach einer Weile richtete er sich auf; da er Niemanden erblickte, schleppte er sich, so gut er konnte, nach der Hütte und sank dort unter den heftigsten Schmerzen und lauten Stöhnen auf sein Lager nieder.

Se fanden ihn nach einer Stunde die nach ihm ausgeschickten Leute. . . .

Digitized by Google

Der Schwerpunkt in der französischen Dichtung *).

Unsere Zeit steht im Begriff, durch das Mittel des täglich wachsenden internationalen Verkehrs die noch bestehenden Stammes-Sitten und sonstigen Verschiedenheiten der heutigen europäischen Culturvölker unter sich auszugleichen. Wir haben in großen Städten Leute kennen gelernt, und zwar nicht nur Deutsche, sondern auch Ausländer, und keine Ideologen, sondern praktische, erfahrene Geschäftsmenschen, welche, unter Anführung vieler empirischen Gründe, behaupteten, binnen fünfzig bis hundert Jahren werde von dem ge, genwärtigen Unterschied jener Nationen, namentlich der Deutschen, Engländer und Franzosen, wenig mehr zu bemerken sein, namentlich aber müsse sich bis dahin eine gemeinsame, für Alle gleichmäßig verständliche Verkehrs- und Umgangssprache gebildet haben. Die zunehmende Propaganda der Nebenlehren dezieleuten, philanthropischen und handelspolitischen Friedenslehrinnen ist bekannt. Ob die Darstellung des Schönen im Leben, die Kunst, und insbesondere die Poesie, von diesen Ansichten und Bestrebungen ebensoviel Gewinn zu erwarten hat, wie die rein praktische Seite unseres Daseins, das steht dahin, und erst der Erfolg wird diese Frage endgültig entscheiden können. Mögen sich dann aus jener Umgestaltung neue poetische Gesichtspunkte ergeben, mag sich der Lyriker durch den Anblick eines Luftschiffs begeistern, der Didaktiker die Einrichtung des elektrischen Telegraphen besingen wollen, mag das Drama unerhörte Kontraste zwischen der werdenden und der vergehenden Welt entdecken und der Roman aus der Verwischung der Individualität der Nationen die unendlichsten Verwicklungen ableiten. Bereits bemerken wir jedoch, daß von jeher die höchsten Grade des künstlerischen Verdienstes der einzelnen Völker gerade in denjenigen Stoffen und Formen gelegen haben, welche ihre besondere, geistige Eigenthümlichkeit ausdrückten, ihrer nationalen Geschmacksrichtung zusagten, ihrem angeborenen Talent entsprachen, sich ihren historischen Antecedentien anpaßten. Auch für die nächste Zukunft müssen wir hieraus folgern, daß eine sehr Verwischung ihrer betreffenden Charaktere einen Verlust an ihrer Befähigung zu künstlerischer Production mit sich führen wird.

Zwar dürfte Niemand mehr die Allgemeinzültigkeit gewisser ästhetischer Begriffe und Grundsätze wie für alle Künste, so für alle Zeiten und Nationen läugnen; allein das hindert nicht, daß gewisse Gattungen und Formen der Kunst dem einen Volk mehr als dem anderen zusagen, daß das eine mehr auf diesem, das andere mehr auf jenem Felde leistet. Wer wird den Griechen den Vorrang in der Plastik, den Römern in der monumentalen Kunst, den Italienern in Musik und Malerei, den Engländern in der Tragödie und im Roman, den Deutschen in der Lyrik und in der kirchlichen Architektur, den Franzosen im Lustspiel und in der Mimik bestreiten wollen? — etwa nur die einseitige Eitelkeit der letzteren Nation, welche mit geringen Ausnahmen, heute noch so kategorisch wie im Zeitalter Ludwigs XIV., den Vorrtit in Allen Arten von poetischer und Kunstleistung für sich beanspruchte. Man wird diese Selbstüberschätzung vergeblich finden, wenn man bemerkt, wie drei zwar nicht der gesunde Instinkt des Volkes, wohl aber fast immer das Urtheil der Gelehrten und Dichter über den wahren Höhepunkt des poetischen Verdienstes irregeleitet ist. Wo dieser Punkt immer lag und noch liegt, und wo er irriger Weise gesucht wurde, soll in den nachstehenden Zeilen untersucht werden, denn wir erwarten aus dieser Untersuchung, der französischen Dichtung wenigstens, die Bestätigung unseres obigen Satzes von der engen Verknüpfung des nationalen mit dem poetischen Interesse hervorgehen zu sehen.

*) Nachstehender Aufsatz bildet die Einleitung zu einem größeren Werke des Verfassers, welches unter dem Titel: Französische Literaturbilder, in einzelnen Aufsätzen die bedeutendsten Erscheinungen der französischen Dichtung seit der Renaissance, in populär-wissenschaftlicher Weise besprechen wird. Wir werden Gelegenheit haben, noch einen oder den andern dieser Aufsätze vor dem Erscheinen des Ganzen mitzutheilen.
Anm. d. Red.

Selten zwar in Frankreich selbst, allein um so häufiger im Ausland hat man erkannt, und bei uns ist es schon vor fünfzig Jahren von unserem trefflichen alten Bouterwek entschieden betont worden, daß die Franzosen ihre poetische Hauptstärke nicht in der gepriesenen Tragödie der Corneille, Racine und Voltaire, nicht in den klassischen Bestrebungen ihrer großen Literaturepoche unter Ludwig XIV. Regierung gezeigt haben, sondern daß dieselbe statt in den ernsten und erhabenen, in den komischen und leichten Fächern, statt in der Tiefe und Gediegenheit des Inhalts in der gefälligen Form und in der Anmuth des Styls, statt in der pedantischen Nachahmung der Antike in dem freien Ausdruck des nationalen Geistes, statt in der romantischen Uebertreibung in der Entfaltung jovialer Bonhommie beruht; daß sie sich besser im Lustspiel als in der Tragödie, besser im Vaudeville und im Proverbe als im moralischen Drama, besser in der Chanson und im Couplet als in der Ode und im Sonnett, besser im komischen und burlesken als im ernsten Epos, besser im satyrischen und Gesellschafts- als im großen historischen Roman-enfaltet; daß als ihre Hauptvertreter weniger Ronsard und Malherbe als Marot und Rabelais, weniger Corneille und Racine als Lafontaine und Molière, weniger die Art poétique als das Lutrin, weniger die ernsten als die komischen Produktionen Voltaires, endlich weniger V. Hugo und Lamartine oder Delavigne und Ponsard, als Béranger, George Sand, Balzac und Alfred de Musset erscheinen.

Durchlaufen wir in kurzen, historischen Ueberblicken die poetische Entwicklung Frankreichs, so zeigt sich der Nationalcharakter von jeher von einer gewissen anmuthigen Leichtfertigkeit, von einer Abwesenheit gediegenen Ernstes marquirt, welche gerade die Voraussetzung zu jener erwähnten Literaturgestaltung des Vorherrschens der Form über den Inhalt, des Reizenden über das Erhabene, des Komischen über das Tragische, des gesunden Menschenverstandes über die Ideologie geworden ist. Schon Cäsar bespricht lobend die gallische Leichtfertigkeit (levitas gallica), welche dem ernsten Geschäfts- und Kriegsmann verächtlich erscheinen mußte. Spätere Römer rühmen die plane und elegante Ausdrucksweise, das argute loqui, wodurch sich die Bewohner jener Provinz schnell auszeichneten, und klagen zugleich über ihren Wankelmuth, ihre Eitelkeit und ihre Lust an Scandal und Ostentation — Eigenschaften, welche der Beschaffenheit des Bodens und Clima's anzuhängen scheinen, da sie, trotz der durch die Völkerwanderungen erfolgenden Racenkreuzungen, mit geringer Veränderung erhalten geblieben sind auf dem weiten Gebiet, welches das Mittelmeer, die Alpen, der Rhein, die Nordsee, der atlantische Ocean und die Pyrenäen umschließen.

Dieser Charakter spiegelt sich in der französischen Dichtung schon in ihren ersten Anfängen wider und behält ihn, ungetheilt durch andere Einflüsse, bis zur Renaissance der klassischen Philologie und Kunst im sechzehnten Jahrhundert bei, und zwar ist er weniger heimisch in der Langue'oc und unter dem milden Himmel der Provence, wo die bald sanfte, bald feurige Liebeslyrik der Troubadours noch allzusehr von ihrer Blute- und Sprachverwandtschaft mit den Nachbarn im Südosten und Südwesten zeugt, als bei den Trouvères, in den Landen nordwärts der Loire, in ihrer zugleich gutmüthigen und geistreichen, zugleich naiven und witzigen Bonhomnie, in der heiteren Lascivität ihrer Contes et Fabliaux, in ihrer mehr pikanten als moralischen Behandlung der Thierfabel, in dem allegorisirenden, rationalistischen Wesen ihrer epischen Dichtung. Dorthin gehören auch, bald Dichter, halb Geschichtschreiber, drei merkwürdige und treffliche Chronisten, der wackere Marschall aus der Champagne, Miteroberer Konstantinopels, Villehardouin; Joinville, der muntere Kreuzzugsgenosse des heiligen Ludwig; und endlich der vielumgetriebene Plagiar Froissart — alle Drei praktisch und realistisch, eher Pessimisten als Ideologen in einer, von glaubenvollen Thaten erfüllten Zeit, die unverkennbaren Ahnen der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Wo aber entfaltet ſich das volle Weſen des „vieil esprit gaulois", ſeine dogmatiſche, formaliſirende, allegoriſirende Richtung, ſein Geſchmack an Zweideutigkeiten, welche, ſo derb ſie meiſt ſind, oft in der anmuthigſten Form erſcheinen, und namentlich ſeine unverbluͤmliche, ſatiriſche Richtung gegen die Geiſtlichkeit reicher und vielgeſtaltiger als in dem beruͤhmten Rosenroman:

Cy est le roman de la Rose,
Où toult l'art d'aimer est inclose!

Iſt dort der mittelalterliche Styl ſchon angeweht von der kommenden Renaiſſance, ſo laͤßt dieſe doch noch lange auf ſich warten, und hier benutzt ſeiner Eſprit die lange, poetiſch unfruchtbare Strecke des fuͤnfzehnten Jahrhunderts, um ſich, ſo originell wie niemals vorher noch nachher zu verkoͤrpern in dem Pariſer Gamin Villon, welcher — ein parodirter Hans Sachs — Spitzbub und Poet dazu, „ſein Leben zwiſchen Kneipe, Gefaͤngniß, Hunger und Galgen zubringt, immer arm, immer luſtig, immer ſpoͤttiſch und greifbereich" und von dem wohlverdienten Strick nur durch die Gnade „des guten Koͤnigs", Ludwigs XI. naͤmlich, gerettet wird. So niedrig die Stoffe, ſo loſe die Formen ſind, in welchen ſich dies ungewoͤhnliche Talent ergiebt — es leiſtet in ſeiner leichten Form mehr, als wenn es, wie Spaͤtere, auf doppelbeinigen Eben einhergeſtelzt waͤre, und ſelbſt der klaſſiſche Boileau geſteht dem Straßenlaufer zu, daß er zuerſt von Allen in die confuſe Kunſt der alten Romantiker Ordnung gebracht habe. Laſſen wir aber die Renaiſſance und das ſechzehnte Jahrhundert ſelbſt herauskommen — bringen ſie uns ſogleich ſo klaſſiſche oder ſo entſchieden ankt geſtaltete Produkte wie die Zeit drei Jahrhunderten Umſchwungs in Italien und England? Immer noch behaͤlt der Volksgeiſt die Oberhand, und neben dem Erbauer des Louvre erſcheinen Marot und Rabelais, der Eine Kammerdiener des Koͤnigs und Liebhaber ſeiner Schweſter, ſowie der Maͤrtyrer ſeines Nachfolgers, der Andere erſt Moͤnch, dann Arzt, Beide Soͤhne und Lieblinge des Volkes mehr als des Hofes, der Eine Hugenott, der Andere ſpoͤttiſcher Philoſoph, Beide furchtbare Feinde der Geiſtlichkeit und mit Erbitterung von ihr verfolgt, der Eine der Liebe vor dem Wein ergeben, der Andere dem Wein vor der Liebe huldigend, Beide praktiſche Genußmenſchen, der Eine der geiſtreichſte, feinſte, eleganteſte und ſpoͤttiſche Lyriker, welcher gedacht werden kann, der Andere ein formloſer, unerbittlicher, cyniſcher Satiriker, der Eine der Heine und Beranger, der Andere der Voltaire ſeiner Zeit, Beide klaſſiſch gebildet, allein national geſtimmt, Beide der wahrſte Ausdruck des literariſchen Geiſtes ihres Volkes mehr als des Jahrhunderts.

Rabelais iſt eine Erſcheinung fuͤr ſich in der franzoͤſiſchen Dichtung, derſelben nahe verwandt, ohne ihr ganz und ausſchließlich anzugehoͤren. Marot aber, obgleich Boileau ſeine treffliche Dichtung als ein „anmuthiges Geplauder" abthut, und einer der angeſehenſten Literarhiſtoriker des vorigen Jahrhunderts, La Harpe ihn ſtatt anmuthig nur galant nennt, Marot ſteht für den unbefangenen Beobachter an der Spitze einer Dichterſchule, welche von da an in Frankreich nicht mehr ausſtirbt, faſt alle großen poetiſchen Genien entweder ganz oder theilweiſe, namentlich aber Moliere, Lafontaine, Voltaire und Beranger, unter ihre Fahnen reiht, und wegen ihres innigen Feſthaltens an dem Auftreten des franzoͤſiſchen Volkscharakters gegenuͤber den klaſſiſchen Tendenzen, an dem vieil esprit gaulois gegenuͤber den fremden Einfluͤſſen, die gallicſche Schule zu nennen waͤre — wenn ſolch ein doctrinairer Ausdruck zuläſſig iſt für eine poetiſche Richtung, welche allerwaͤrts im innerſten Leben und Weſen des Volkes ſelbſt wurzelt.

Freilich die Genoſſen und naͤchſten Nachfolger Marot's auf dieſer Bahn ſind nicht bedeutend, und gegen die Mitte des Jahrhunderts erhebt ſich endlich das klaſſiſche Weſen auch in Frankreich mit voller Macht, allein mit mehr Anmaßung als poetiſcher Kraft, gelehrt und pedantiſch, die ſpaͤtere reine Kunſt- und Hofdichtung vorbereitend: Ronſard, von ſeinen Zeitgenoſſen als großes Jngenium uͤber alle Maßen geſchaͤtzt und von der Nachwelt ſeit drei Jahrhunderten ungebuͤhrlich verſpottet und verachtet, neben ihm der jungverſtorbene, talentvolle Jodelle, der erſte Verfaſſer der Tragoͤdie nach klaſſiſchem Muſter, allein zugleich mit einem trefflichen Luſtſpiel der galliſchen Schule angehoͤrig, und mit ihnen eine Reihe junger, aufſtrebender Talente, die ſich zuerſt mit kriegeriſchem Neuerungseifer, die Brigade, dann aber, auf ihre ſchnelle Anerkennung durch die Zeitgenoſſen geſtuͤtzt, das Siebengeſtirn nennen. Das ſind die Leute, welche wie mit der Poeſie ſo mit der Sprache eine hyperklaſſiſche Reform beginnen. Gerade durch ihre Uebertreibung mußte dieſelbe in ſich ſelbſt zerfallen; allein lange Jahre hindurch blieb Ronſard der hoͤchſte und unbeſtrittene Geſetzgeber am franzoͤſiſchen Parnaß, nicht nur um ſeiner Taubheit willen mit dem blinden Homer verglichen, mit fuͤrſtlichen Ehren nicht weniger als Petrarca uͤberhaͤuft und von dem jungen Taſſo beſcheidentlich um poetiſche Rathſchlaͤge angegangen. Jetzt iſt ſein langſtieliges klaſſiſches Epos, „die Franciade", ſind ſeine zahlloſen Oden, Sonette, Elegien und Heroiden vergeſſen, allein wer die gewaltigen Baͤnde dieſes hoͤchſt fruchtbaren Dichters, durchblaͤttert, erſtaunt doch oft, dem klaſſiſchen Reformator in kleineren Gedichten, wider Wiſſen und Willen, manche anmuthige Spielerei im Sinne des nationalen Geiſtes entſchluͤpfen zu ſehen. Sein Ruhm und ſeine Schule fielen nicht durch ihren Gegenſatz, ſondern durch rationelle Einſchraͤnkung ihrer Uebertreibungen auf ein, wenn nicht vernuͤnftiges, ſo doch moͤgliches Maß. Dies geſchah durch den geſetzten Pedanten und gallichen Kritiker, den Vorgaͤnger Boileau's, Malherbe, den deutſchen Gottſched, einen Zeitgenoſſen Heinrichs IV., mit deſſen Miniſter Sully er in feinen Jugendjahren eine feindliche Begegnung in den Hugenottenkriegen hatte — denn er glaubte nicht minder eifrig an den Papſt als an die horaziſche Poetik. Er hat das Verdienſt, einen maßvollen klaſſiſchen Styl in der franzoͤſiſchen Kunſtdichtung auf Jahrhunderte hinaus feſtgeſtellt zu haben, freilich mehr auf kuͤnſtlichem Weg, als durch praktiſches Vorbild; denn die Production ſeines ganzen, langen Lebens ſtellt ſich in nur Einem ſehr maͤßigen Band geſammelter, trockener, allein der Form nach ſehr vollendeter Oden und ſonſtiger Gedichte hohen Styls dar — kein Wunder, da er uͤber Verfertigung und Zurechtfeilung einer einzigen Strophe mitunter ein ganzes Ries Papier verarbeitet haben ſoll.

Sehen wir uns nach der gleichzeitigen nationalen Seite der franzoͤſiſchen Dichtung um, ſo hat auch dieſe, von den Nachahmern Marot's an bis zur großen Epoche im ſiebzehnten Jahrhundert, nur wenig Bedeutendes anzuweiſen. Der geiſtvolle Montaigne dichtete nicht, ſonſt wuͤrde er hier unter den groͤßten Namen ſtehen, dagegen ſtellte die Jronie des Schickſals dem nuͤchternen Malherbe in dem Satiriker und Lyriker Regnier den Mann zur Seite, deſſen anmuthige und leichte Dichtung, in der Form allerdings viel von klaſſiſchen Einfluͤſſen redend, die geſammte Production des Siebengeſtirns und des nachfolgenden Reformators in Schatten ſtellt. Allein er bleibt vereinzelt, denn die merkwuͤrdige gegen die Ligue gerichtete Menippeiſche Satire, das Collectivwerk einiger Pariſer Buͤrger und Gelehrten, „welche die durch die Belagerung ihrer Stadt veranlaßten Faſten nicht verſchmerzen konnten," iſt als ein rein politiſch kirchliches Pamphlet kaum hierher zu rechnen.

So erſcheint mit Malherbe das Uebergewicht des fremden, namentlich des klaſſiſchen über das nationale und populaire Element, der Form uͤber den Jnhalt. Zugleich war die fatale Trennung der hoͤfiſchen und Kunſtdichtung von dem Volksgeiſt entſchieden, und nun ergiebt ſich, mit Beendigung der Religionskriege und namentlich unter Richelieu, eine wahre Suͤndflut von Papierverderbern uͤber den Hof und Paris, welche im mythologiſchen und hiſtoriſchen Epos, in der Didaxis, in der Ode und den ſonſtigen hoͤheren lyriſchen Gattungen das Unglaͤcklichſte verſuchen. Jn der Tragoͤdie ringen verſchiedene fremde Einfluͤſſe, der italieniſche, der ſpaniſche und der eigentlich antike Styl hin und her um die Herrſchaft, bis endlich Corneille im Cid eine gluͤckliche Vermaͤhlung derſelben mit dem Nationalgeſchmack trifft. Von dieſer Hoͤhe freilich ſteigt

Digitized by Google

er in seinen nachfolgenden Stücken allmälig immer mehr herab, um endlich der reinen Classicität das Feld zu überlassen, welches in der nun eintretenden glänzenden Literaturperiode unter Ludwigs XIV. Regierung am erfolgreichsten von Racine beschritten wird.

Mag an den Tragödien und Schauspielen dieses Dichters, an diesen Liebes- und Intrigenstücken, in welchen sich auf dem mythologischen Gioff meist nur das Versailler Hof- und Modeleben abspiegelt, Gefallen finden, wer kann — in Wahrheit dürfte daran nur die hochvollendete Form, die Eleganz und Präcision der Sprache, der melodische Fall des Verses, die Sorge um den Reim und die Durchsichtigkeit des Style zu schätzen sein. Inhaltlich aber scheint sich uns dieser Dichter nur in der Phädra zu einem Tragöden ersten Ranges zu erheben. Dagegen hat er, mit Glück und Erfolg, in dem artigen Lustspielscherz: „Die Prozessführer“ (les Plaideurs), dem nationalen Geschmack einen tüchtigen Tribut abgetragen.*)

Anders Boileau. Während dieser höchst bedeutende Mann in Frankreich selbst meist nur wegen seiner untergeordneteren Verdienste hochgeschätzt, und seine bedeutendste Production kaum nebenher erwähnt wird, steht er doch, wie später Voltaire, vor dem Auge des auswärtigen Beschauers in einer doppelten Gestalt. Jede seiner beiden Phasen hat ihr eigenthümliches, der anderen gleichberechtigtes Interesse. Auf einer Seite ist er Kunstdichter, klassischer Dichter und Kritiker im vollen Sinne des Wortes, die reine Verkörperung der ekotischen Tendenz seines Zeitalters, das Orakel der gleichzeitigen und späteren Nachahmung der Antike; auf der anderen Seite erscheint er als frei und originell schaffender Geist, bei welchem, trotz der ängstlichsten Wahrung seiner klassischen Absichten, das nationale Element unwillkürlich, wie bei Ronsard, durchbricht. Sein Hauptwerk in ersterer Richtung ist die Art poétique, an sich nur eine matte Verwässerung des horazischen Briefes an die Pisonen, allein tüchtig da, wo der Kritiker die erwähnten zahllosen falschen Auswüchse, welche dem wahren Talent, namentlich Racine, den Weg versperrten, unbarmherzig zurechtschneidet. Ist er dort und an den betreffenden Stellen seiner Satiren und Briefe als klassischer Kritiker groß und mit einem fast immer unfehlbaren Takt und Geschmack begabt, obwohl ungerecht gegen jede Tradition aus dem romantischen Mittelalter: so wird er frostig, steif und langweilig in anderen Theilen der Briefe und Satiren und namentlich in den Oden und sonstigen lyrischen Stücken, weil er dort nur für Styl und Sprache, für Versbau und Reim, nicht aber für poetischen Inhalt sorgt. Seine rein nationale Richtung aber enthaltet sich hauptsächlich in dem kleinen komischen Epos: „Der Chorpult“ (le Lutrin), einem Meisterwerk in seiner Art. Dort führt der gallische Esprit die unbeschränkteste Alleinherrschaft, dort schwingt die Satire in der anmuthigsten Weise die Geißel gegen die Thorheiten der Zeit und namentlich gegen die Geistlichkeit, den altbergebrachten Sündenbock der französischen Laune; dort tändelt der Witz in tausend frivolen Spielen hin und her, die eleganteste Form entspricht dem wohlgewählten Stoff, und der Dichter ergötzt uns, ohne sich mit der Prätention der Belehrung aufzuputzen.

(Schluß folgt.)

*) Diese kurzweil nützlgt uns vor Racines Genius dieselbe staunende Bewunderung ab, wie Wallensteins Lager vor Schiller. Es war kein Kleines, das mächtige freie Phantasiespiel der Aristophanes in den „Wespen“ dem engen Rahmen einer correcten französischen Komödie anzupassen. Wie wirksam war die komische Kraft, über welche beide Dichter verfügten, und wie großartig haben sie dies Mittel, um Strafen nach einer wahren oder falschen Realität, zur Seite gelassen!

Anm. d. Red.

Aus einer Wanderung in die deutsche Schweiz.

— Von Friedrichshafen aus ein Gang zum Ufer in der Frühe des Morgens belohnte mit der klaren Aussicht auf die Vorarlberge, die Appenzeller Gebirge, besonders auf das hervorragende Haupt des mit Schnee bedeckten Sentis und die Umrisse der Städte und Villen am Uferrand des weiten Sees. Ein fostbarer Vorgeschmack der Genüsse der ersten Schweizerreise, um die der Neuling vom blasirten Reisepublikum beneidet zu werden pflegt.

Auf dem Heimweg besuchte ich den katholischen Gottesdienst, und erbaute mich an dem marschartigen, lebhaften Gemeindegesang, der gegen die meist schleppenden Chorale der protestantischen Kirche vortheilhaft abstich. Wie Protestanten haben zu viele und zu schwierige Melodieen, daher sie nicht leicht wieder Volksgesang werden, was die besten von ihnen ursprünglich waren. Leider störte die Manipulation des Messpriesters alle weitere gottesdienstliche Erbauung.

Als wir gegen 10 Uhr das Dampfschiff bestiegen, um nach Romanshorn zu fahren, war die Fernsicht von Nebel verhüllt, und wir konnten uns nur an der lieblichen Bläue des in verschobenen Rechtecken dahin wallenden See's ergötzen. Von Romanshorn nach Zürich brachte uns die Eisenbahn; das Signalhorn lautet kläglich, und der Anblick jedes Bauern und Hirten auf dem Felde mit dem „Dächeli“ (Regenschirm) über dem Kopf oder unterm Arm erschien uns so lächerlich, daß Einer sogar einen Stoßvogel mit dem Urihorn erblickt haben wollte, wie er gerade auf einen mit dem Dächeli versehenen Hasen herabstürzte. Da sich der Glärnisch in prachtvollem Silberglanz auf zehn Minuten sehen ließ, besetzten sich unsere Ansichten auf günstigen Verfolg der Reise. Das Wetter heiterte sich hinlänglich auf, daß wir die reizende Lage von Zürich und die reich bebauten Ufer des See's bewundern konnten. Das Schweizer-Athen klagt über den kleinlichen Bestand der Universitäten im Lande. Es sind deren in der That zu viel, die wissenschaftlichen Kräfte zersplittern sich, eine Concentration aller auf eine Landesuniversität thut dringend Noth. Klagen auch hier über Mangel an Studirenden, über Absorption kluger Köpfe durch die Industrie. Molescholts Antritts-Rede war Thema aller Cantonalblätter.

Während man in der übrigen Schweiz, selbst bei Pfistern in Bern und im Storch zu Basel, von der Anschreibung der bougies abgezangen ist, zieht man im Gasthaus Bellevue von mehrfach angebrannten und wieder neuzugeschnittenen Wachskerzen einen unverantwortlichen Gewinn; gegen diese Art der Ausbeutung des Reisepublikums sollte man sich viel lauter aussprechen, als gegen andere angebliche Uebervortheilung. Ich habe es auf Rigikulm, auf der Grimsel, im Berner Oberland, lange nicht so theuer gefunden als anderwärts, wenn man die Schwierigkeit des Transports der Lebensmittel, wie billig, in Anschlag bringt. Denn wenn auch ein Reisegefährte auf Rigikulm für 3 gestottene Eier 1½ Francs bezahlen mußte, so war das vollständige Nachtessen an der table d'hôte mit 3 Francs gar nicht theuer; wie sollte aber überhaupt ein solches zu Stande kommen, wenn der Wirth die Zuthaten dazu unter der Hand wohlfeil verkaufen wollte? Ebenso ist es wahr, daß die Führer an den Standorten, wie Zug, Meyringen, Amsteg, Lauterbrunnen, die Reisende wie eine gute Beute anfallen, aber ich habe einem in der Gegend wohlbewanderten Führer, der mir zugleich 30 Pfund Gepäck trug, nie mehr als täglich 6 Francs bezahlt, und nie den Rückweg vergütet. Wer nicht sogleich zufährt, findet immer den rechten Mann. Einzelne Zudringlichkeiten und Uebervortheilungen muß man aber dem Lande und Volk zu gut halten, das so lange schon von reichen Fremden verwöhnt ist. Nicht Joan qui pleure, sondern Joan qui rit muß auf Reisen der Gelassmann sein.

Unter seiner Aegide durchschifften wir denn auch bei trübem Wetter in heiterer Stimmung den Zürcher See bis Rapperschwyl und zurück bis Wädenschwyl. Wir gedachten lieber unterwegs nach dem Rigi, als am Ziel uns mit Nebelbildern herumzuschlagen. So marschirten wir denn langsamen Schritts über die Sihlbrücke und durch das fruchtbare Baar nach Zug, und warteten da einen

Digitized by Google

heftigen Regenguß ab. Beim heitersten Wetter aber fuhren wir folgenden Tags über den lieblichen Zuger See und erstiegen von Arth aus den Rigi.

Rigi, reich an allem Schönen,
Rigi, schön in allen Reigen
Einer wundervollen Welt!
Du bist wie ein Auge Gottes,
Womit er die Welt beschaut,
Worin seine Welt sich spiegelt.
O wie ist doch jede Kernschrift eine Tiefsicht in sein Herz!
Aus dem Herzen Gottes kamen, an dem Herzen Gottes liegen
All die Seen, all die Berge,
All die Wälder, all die Flüsse,
Wie die Städte und Menschen alle.
Rigi, o welch reiches Leben
O welch lebendvollen Reichthum
Oeffnet du dem sel'gen Blick!
Blick o Mensch, o blicke höher, höher als die Berge reichen,
Blick o Mensch, o blicke tiefer, tiefer als die Flüsse fliegen,
Blick o Mensch, o blicke weiter, weiter als die Wolken weichen,
Blick in deines Gottes Auge, sink an deines Gottes Herz!

Von Rigiculm herab begleitete uns ein rüstiger Bursche von 18 Jahren, der bisher Pferde von Arth hinauf geführt, — aber noch nie den Weg nach Wäggis herab gemacht hatte. Ebenso wenig wußte er, ob Tell ein Urner oder Schwyzer gewesen. Genug, er kam unter unserer Leitung glücklich mit dem Gepäck zum sonnenhellen Wäggis am prächtigen Vierwaldstätter-See.

Vor Ankunft des Luzerner Dampfschiffs besuchte ich die nahgelegene Begräbnißkapelle. An der Wand sieht man ein Gemälde mit Unterschrift, das wie kein anderes handgreiflich die Ausbeutung der Vorstellungen eines übergläubigen Volks darthut. Man erblickt nämlich in der obern Abtheilung ein Bild des Himmels mit Christus und zwei Posaunengeln, in der mittlern Abtheilung einen gemalten Todtenkopf mit einer wirklichen Opferbüchse zum Empfang von Gelbstücken, in der untern Abtheilung zwei mit Fesseln belastete Gefangene, welche sehnsüchtig Hände und Augen gen Himmel erheben und denen folgende Worte in den Mund gelegt sind:

„Wir sehnen uns nach Himmelsfreuden;
„Die Sündenschuld hält uns zurück.
„Erwäget Brüder, was wir leiden,
„Erwirkt durch Opfer unser Glück!“

Wie beschämt hier die Natur die Civilisation! Je mehr man diese vergessen kann, um so reiner empfindet man jene. Vielleicht war dies die Ursache, warum Luzern einen so freundlichen Eindruck auf uns machte, und das Gewühl von Touristen uns den Genuß der Reise nicht verleidete. Die Fahrt über den Vierwaldstätterse verbindet den Reiz einer großen Natur mit dem einer großen Geschichte. Sie ist unstreitig die liebliche Wasserfahrt, wie der Weg über Amsteg, die St. Gotthardsstraße hinauf bis Hospenthal die belohnendste Fußpartie, immer im Angesichte des Brüsknstocks, durch die tiefgeschnittenen Thäler, der rauschenden und schäumenden Reuß entgegen. Wie großartig die wilde Natur an der Teufelsbrücke und wie lieblich die blumenreichen Wiesen bei Andermatt! Weil hier einst ein Weltpriester die Gemeinde an die Grausündner verrathen hatte, nimmt diese ihre Seelsorger aus den Kapuzinern. So erzählte uns unser Führer, der keine große Sympathien für seine geistlichen Herren zu hegen schien. Er sagte, er, ein Urner, habe den Sonderbundskrieg mitgemacht, ohne seinen eigentlichen Zweck zu kennen. Auch sonst fand ich wenig Spur von Fanatismus für römische Zwecke. Einer meiner Freunde hörte gar Mädchen auf ihrer Pilgerfahrt nach Einsiedeln scherzen, das sei ihr letzter Versuch, einen Mann zu bekommen.

Zwischen Hospenthal und Realp durchweichte uns ein heftiges Gewitter; wir trockneten Haut und Gewand beim Kapuziner in Realp, dessen vino d'Asti und unsere Freunde empfohlen hatten. Der Wein war gut, und muß besser als anderer sein, weil ihn der schwerständige geistliche Herr jährlich bei den Walliser Weinbauern selbst aufsucht, die ihm damit ihre gastfreundliche Aufnahme auf ihrer Pilgerfahrt nach Einsiedeln vergüten. Indeß möchte doch Jedem das neue Hôtel in Realp eher zu empfehlen sein als die Weinbude des Kapuziners, wenn sie auch von Goethe's Erinnerung geweiht ist. Der Regen goß in Strömen, und wir waren unschlüssig, ob wir die Furka bestiegen sollten. Da hellte es sich Morgens allmählig auf und wir traten frischen Muthes die beschwerliche Wanderung an. Sie war nicht belohnend; Finsteraarhorn und Jungfrau waren vom Nebel verhüllt; frischer Schnee lag auf den Bergen. Um so schöner aber war der Weg von der Furka zum Rhonegletscher mit seiner Eisgrotte.

Der Reuß herauf ging unser Weg,
Die Rhon' herab wir stiegen.
Der Alpenblumen süß Gespräch
Kein andres mag erreichen.
Die Reuß im Urnerl, die Rhon' im Meer
Undinen viel erzählen,
Wie herrlich es auf Erden wär',
Wollt' Friede sie beseelen.
Doch weil sie meistens finden Streit,
Eilen sie raschen Laufes,
Und lassen Segen weit und breit
Dahinten bill'gen Kaufes.

Nun gings zur Maienwang hinauf; sie schien uns weniger steil als die Furka. Unter Schneefturm kamen wir endlich auf der Grimsel an. Das Wirthschaftsgetöse und Menschengewühl trieb uns bald wieder fort. Der Arzt von Meyringen, in dessen Gesellschaft ich durch das imposante Oberhaslithal mit dem grandiosen Aarfall herunterritt, erzählte mir auf mein Befragen nach Zybach, daß dieser schwerlich als Mörder des jungen W. und seiner unglücklichen Reisegenossen gelten könne; so viel sei er wohl nicht gesunken. So viel er aus den Akten ersehen habe, hätten die zwei Jünglinge ihren Weg nach dem Grieggletscher mit einem Krämer angetreten; dieser habe sie vor Gestellen verlassen und ihre Absicht unbefangen in einem dortigen Wirthshaus erzählt; daselbst habe schlechtes Walliser Gesindel davon gehört, sich eilig fortgeschlichen und wahrscheinlich den Mord verübt; wenigstens hätte man die wüsten Gesichter nie wieder erblickt. Kolata rekoro.

Im Oberhaslithal und später in Grindelwald und Münsingen hatten wir unsere Freude am kräftigen Menschenschlag und an den reinlichen Häusern des Kantons Bern; in ihm scheint doch das Herz der Schweiz am gesündesten zu pulsiren, wie sehr er auch von Parteisucht zerrissen ist, auch darin ein getreues Abbild des Ganzen. In Meyringen begegneten uns eine Menge kläglicher Gesichter von Alpenreisenden. Sie kamen von Wengeralp und Faulhorn und hatten mit vielen Beschwerden kaum ein dürftiges Aussicht erkauft. Nun ist das Wetter überall unberechenbar, der Barometerstand in der Schweiz ganz unzuverlässig, aber die Regel sollte sich auch an uns bewähren, daß Schneefall im Hochgebirg während des Sommers schönes Wetter mitbringt. Wir machten die zwei folgenden Tagemärsche nach Grindelwald und über Wengeralp nach Interlaken bei hellstem Sonnenschein. Die anmuthig ersichen uns da der Rosenlauigletscher, wie mächtig die von Grindelwald, wie prächtig der Mattenweg an den Sennhütten vorbei und an den Bergeröffnen Wellhorn, Wetterhorn, Mettenberg, Eiger und Mönch dahin, wie aus einer andern Welt widerhallend das Echo des Alphorns und wie überraschend, freilich mehr durch Neuheit als durch Größe die Lavinenstürze! Ja am späten Abend wurden wir noch, als die übrige Welt im Schatten lag, durch ein unverhofftes Alpenglühen überrascht; der Mettenberg, die Fischerhörner, der Eiger waren nicht etwa angeglüht von der Sonne, sondern schienen durchsichtig wie von eigenem innern Feuer leuchtend, auch nicht blos am äußersten Gipfel, sondern ein gut Theil des Berghauptes herab, — ein unvergeßliches Schauspiel.

Digitized by Google

Gletscher an den Bergeseisen,
Schnee-Adlers' aus steiler Höh,
Matten, denen reich entsprießen
Blumen, würziger als Kler,
Alphorn, das sanft widerhallt
Wie der Engel Chor erschallt,
Segen aus der Felsenhalt':
Das ist mein Bild, Grindelwald!

Der Weg von Grindelwald zur Wengernalp ist beschwerlich, aber er spannt mit der Erwartung des Anblicks der Jungfrau. Diese steht man erst, wenn man gegen das Ende des Wegs um die Ecke biegt. Man ist — greifbar. Man hat nämlich die dahin Eiger und Mönch zur Seite gehabt, und bedenkt nicht, daß diese nur gegen 200 Fuß niedriger sind als jene, auch nicht, daß man selbst doch gestiegen ist. Man hat sich also die Selbsttäuschung allein zuzuschreiben, wenn man einen Bergriesen erwartet, der alle seine Genossen weit überrage. Bei näherer Betrachtung imponirt sie aber doch, die schneeweiße, überhängende breitbrustige Jungfrau, die sich wahrscheinlich die Volkspoesie als Nonne mit einer Schleierhaube gedacht hatte zur Seite des kapuzinerhaften Mönchs. Diesen Eindruck macht das Paar, von Lauterbrunnen aus gesehen. Es war ein sonnenheller Sommermorgen, als wir am Fuße des Lauberhorns lagen, der Jungfrau in's volle Angesicht sahen und ihre Lawinen herunterkrachen hörten.

Wir bestiegen nun den Gipfel des Lauberhorns, und fühlten uns für den mühsamen Weg, der übrigens nur eine Stunde lang ist, nicht zwei, wie die Reisehücher angeben, reichlich belohnt. Von hier schaut man südlich hoch hinauf zur Jungfrau, der man gegenüber steht, und nördlich tief hinab ins lang hingestreckte Lauterbrunner Thal, von dessen steilstem Felsen der Staubbach fällt; er gemahnt uns hier wie ein Streifchen Leinwand, das der Wind umhertreibt. Wer es einmal bis zur Wengernalp gebracht hat, nicht schwindelig ist, und am Faulhorn vorübergehen mußte, möge es ja nicht versäumen, das Lauberhorn zu besteigen, wo der Contrast von Hoch und Tief einen gewaltigen Eindruck macht.

Auf dem hohen Lauberhorn
Stand ich heut', ein Wand'rer;
So zu Mönch und Jungfrau auf
Schaute wohl kein And'rer.

Blickte dann am Thorn Rand
Schwindelnd in die Tiefen,
Wo von steiler Felsenwand
Lauter Brunnen liefen.
Einer schien ein Schleierlein,
Zackig mit viel Spitzen,
Das der Jungfrau gar zu klein
Wenig mochte nützen.
Darum warf sie's ohne Ach
Weit von sich — als Staubbach.

In glühender Mittagshitze gings nun nach Lauterbrunnen herab und nach Interlaken, das zwischen den See'n von Brienz und Thun ganz den Anschein eines Eilandes und Asyls hat, und dem die Heilanstalt auf dem Abendberg noch eine besondere Weihe gibt.

Zwischen Seen abgedacht,
Lieb umfaßt von Wald und Wiesen,
Von der Jungfrau angelacht,
Uebertragt vom holden Riesen,
Frisch von Lüften angewebt,
Heilung spendend früh und spät!

Hier endete unsere vom Wetter begünstigte, mit vielerlei kleinen Abenteuern gewürzte Fußwanderung. Wir fuhren über Thun, Bern und Basel heim. In Bern bewunderten wir die meisterhaften Denkmäler von Erlach und Zähringen; sie ehren Stadt und Künstler. In Basel überraschte uns, als letzter Eindruck der Schweiz, die Großartigkeit des Münsters. Der Genfer Leu hat denselben neuerdings mit einem Heizapparat versehen, der innerhalb fünf Stunden, von 4—9 Uhr, einen Raum von 1,100,000 Kubikfuß Luft auf 10 Grad Wärme bringt, und zwar mit nur 16 Ctrn. Saarbrücker Steinkohlen, die etwa 20 fl. kosten. Derselbe soll nun auch das Stänhehaus in Karlsruhe so einrichten. Möchte man bei andern Versuchen auf diese Musterreinrichtung Rücksicht nehmen! — Utile dulci! Dieses Gepräge trug unsere zur Kräftigung von Körper und Geist unternommene und von Touristenschwärmen unbehelligte Schweizerreise. Möchte ihre anspruchslose Beschreibung zur Nachfolge aufmuntern!

Leonhard Kalb.

Feuilleton.

— **Heidelberger Studentenscenen aus dem Jahr 1819.** Am 25. August des genannten Jahres wurde auch in Heidelberg die Losung zu dem schmählichen Unfug einer Junkervorfolgung gegeben, wie sie kurz vorher in Würzburg stattgefunden hatte. „An mehreren Häusern wurden Fenster, Läden und Thüren mit Aexten und Beeheilen geöffnet. Das Gesindel drang in die Wohnungen ein, plünderte oder zerstörte, was es vorfand. Bald war die Straße erfüllt von zerrissenen Papieren, von Bettfedern und Möbeltrümmern. Noch immer keine verhinderude Maßregel. Sicher hätten alle jüdischen Häuser gleiches Schicksal erfahren, wäre nicht plötzlich eine ungeahndbahre Hülfe gekommen. Es waren unsere Marinesöhne, welche intervenirten; sie widersetzten sich den wüthenden Heymännern, den Räubern, und halfen die Ordnung herstellen. Von der städtischen Behörde, welche sich nicht anders zu helfen wußte, um Beistand ersucht, gestatteten der Prorector nicht nur den Ruf des laut so verpönten „Burschen heraus", er forderte dazu auf. Wohl der einzige Fall in den Annalen deutscher Hochschulen. Bigschnell bewaffnete sich die fuhrirende Jugend, Schläger und Pieber wurden geschwungen. Zwei unserer hochgeachtetsten Lehrer, der eine Jurist, der andere Theolog, bieser versehen mit einem Rapier, jener mit einem Degen, führten ihre Zuhörer an. Ein Sieg ohne Kampf; der Feind nahm das Reißaus beim Anblick der akademischen Rüstschaar. Am nächsten Tage requirirte man Militär von Mannheim, da es jedenfalls bedenklich gewesen wäre, die Studirenden länger in Anspruch zu nehmen, deren musterhaftes, ihren guten Geist so vortheilhaft bezeichnendes Betragen von der Regierung öffentlich belobt wurde." So erzählt Herr von Leonhard, noch jetzt Professor in Heidelberg, in seinen Lebenserinnerungen.

— **Musikalisches.** Ferdinand Hiller, von dem wir dieser Tage eine schöne und warme Würdigung des verstorbenen Robert Schumann lasen, arbeitet an einem Oratorium „Saul", das am niederrheinischen Musikfest des kommenden Jahres in dem bis dahin restaurirten gewaltigen Gürzenich-Saal zur Aufführung kommen soll. — Der Herzog von Gotha hat vollendet seine fünfte Oper „Diana". — Der große Meister Peter von Cornelius, dessen dichterische Versuche bekannt sind, ist neuerdings mit Liedern und Kirchengesängen auch als Dilettant in der Tonkunst aufgetreten.

— **Eine Empfängnuß von Murillo.** Der hochge Kunstverein hat ein großes, sehr gut erhaltenes Gemälde aufgestellt, welches als ein Original von Murillo anerkannt wird. Es ist eine Empfängnuß der Maria (la concepcion). Früher befand sich dieses herrliche Gemälde in Mexiko, wohin es der Erzbischof Don Juan de Palafox y Mendoza von Sevilla aus gebracht hatte, und unseres Wissens hat es erst vor wenigen Jahren den Weg nach Europa zurückgefunden. Wahrhaft ergreifend ist der Ausdruck von Hingebung, von himmlischem Entzücken in dem Antlitz der Madonna, die, vom Zug der Liebe leicht emporgeschwungen, zur Höhe blickt, und auch die Gruppe der Engel zu ihren Füßen hat hohen Reiz. Ein bewährter Kenner hat sogar erklärt, daß diese Empfängnuß in mehr als einer Beziehung einen Vergleich aushalte mit dem berühmten Bilde im Louvre, welches aus der Sammlung

Digitized by Google

des Marschalls Soult verrathen, wenn sie demselben auch in der Pracht der Färbung und der Kraft des Pelzmantels nicht nahe komme. o.

— Am 12. August ist im Saal der Sorbonne in Paris die allgemeine Preisvertheilung an Schüler der Staatsanstalten festlich begangen worden. In Deutschland ist die allgemeine Stimme nicht für derartige öffentliche Handlungen; wer aber jemals in Paris einer solchen beigewohnt hat, muß bekennen müssen, daß der Eindruck tief und wohlthätig ist. Es ist eines großen Staatslebens würdig, daß schon die Jugend darauf angewiesen wird, sich durch Anstrengung und ernstes Bemühen einen Weg zu bahnen. Diesmal hatte die wissenschaftliche Feier das Eigenthümliche, daß zwei Marschälle, Vaillant und Pelissier, den Vorsitz führten. Wie wirken nicht, ob der Vergangenheit durch ein Wörtchen und Händedruck so viel Leben! Bei solchen Kriegsmännern traten große Anstalten zur Rührung des Publikums. Marschall Vaillant, der Mitglied des Instituts ist, sagt horazische Verse in seine Rede ein, erwähnte die Jugend zur Ruhmliebe, fügte jedoch hinzu: „Von dem Mann an meiner Seite können Sie erfahren, welche Mühe der Ruhm kostet und um welchen Preis man auf die Nachwelt gelangt;“ — worauf Pelissier ihn unter donnernden Applaus getrost umarmte. — Ein neu gestifteter Preis des höchsten Ranges, für lateinische Versübung, wurde zum ersten Mal vertheilt; der Empfänger war Littré, geboren zu Mom, ein Sohn des berühmten Sprachforschers und Zöglings des Lycée Bonaparte. Neben ihm erhielten Levallant und Caenot das meiste Lob.

Kunstbericht.

Mendelssohn und Lavater, von M. Oppenheim.

Als Faun der unsicherste Deßauer Jude, Moses Mendelssohn, durch Lessing angeregt, in die Literatur eingetreten war, zeigte sich die große Bedeutung seiner Persönlichkeit für eine vielbewegte, um neue Ideale sich mühende Zeit. Nach wenigen Versuchen hatte seine Schreibart so viel Reiz und Anmuth gewonnen, als überhaupt in jener Epoche irgend einem deutschen Schriftsteller zuteil werden war. Dem Druck und der Verachtung gegenüber fühlte er seinen leidenschaftlichen Unwillen, seine verzweifelnden Schmerzen; es hatte sich dieselbe in ihm zu einer tiefernsten Ironie verwebelt. In der Feindseligkeit, die seinem Stamm verfolgte, sah er nur eine untergeordnete Erscheinung jenes unseligen Triebes, der die Menschen anregt, sich über einander zu erheben und in der Demüthigung des Nächsten einen Gewinn für den eigenen Stolz zu sehen. Auch hatte er ihn an fröhlichen Erfahrungen nicht gefehlt, daß sich die Wege der Zeit, von den Hoffnungen einer neuen, glücklichen Aera geschwellt; hatte doch der freie, stets dem Aechten zugewandte Blick eines Lessing seinen Werth erkannt! Im Lernen glücklich, hätte der bescheidene Mann am liebsten seine Tage der Selbstbildung gewidmet; aber ein anderes Loos war ihm beschieden. Er wußte bald merken, daß er der Vertreter einer Gesammtheit war, die bei ihrem Bemühen um sittliche Hebung vorzugsweise zu sein aufsticht. Dieser Umstand gab jeder Aeußerung des armen Schriftstellers eine besondere Wichtigkeit; und jene sittliche Würde, die er sich restlich bewahrt hatte, wirkte in dieser Hinsicht mehr als ein noch so reiches Funkeln des Geistes vermocht hätte. Da trat der lebhafte, geistlustig fromme, sobjektiv schwärmende Lavater ihm entgegen, damals ein junger Geistlicher, als Tyrannen seine und Menschenfreund, als Führer der genialen Jugend berühmt. Lavater hatte ein Werk des französischen Gelehrten Bonnet übersetzt, welches nach seiner Meinung die Wahrheit der christlichen Lehre in unumstößlicher Beweisführung darlegte. Die deutsche Bearbeitung widmete er dem jüdischen Weisen (1770), mit der öffentlichen Aufforderung, Bonnet's Theorie entweder zu Gunsten des Judenthums zu widerlegen oder sie durch sörmlichen Uebertritt zum Christenthum gutzuheißen. Mendelssohn befand sich in der Lage Nathan's. Er hätte sich verantastet glauben können, die unbescheidene Zumuthung mit Härte und Spott zurückzuweisen, aber dies war nicht seine Art. Er machte von der Gabe eines beißenden Witzes, die ihm verliehen war, in wichtigen Dingen nicht gerne Gebrauch. Lessing schrieb ihm zwar, er möge nicht zurückhalten, sondern mit aller ernsthaften Schärfe auftreten. Mendelssohn ging jedoch nicht darauf ein. Ein Märchen zu erzählen, war er wohl nicht Dichter genug; aber mit einer milden Würde und Klarheit, der es gleichwohl an schalkhaftem Beisatze nicht fehlt, suchte er vorzubauen, wie wenig ein so gewaltsames „Entweder Oder“ auf das innere Gebiet des Glaubens angewendet werden dürfe. Diese Bendung war von großem Einfluß; die Grundgedanke traf mit dem Evangelium der Duldsamkeit, das man eben zu lehren begann, wesentlich zusammen. Lavater hörte in seiner nächsten Umgebung Stimmen des Unwillens; Goethe, Herder, Kant nahmen die Partei Mendelssohns oder stimmten ihm vielmehr zu, wenn er jene Bertretung einer Partei in dieser Frage ablehnte.

Diesen in der Geschichte des deutschen Geistes merkwürdigen Vorfall hat Oppenheim bildlich darzustellen übernommen. Schon der Vorsatz erweckt unsere Achtung. Es ist gewiß erfreulich, unter den stereotypen Wiederholungen farbloser, herkömmlicher Motive, mit welchen sich die heutige Genremalerei abgibt, zuweilen auch einen Versuch höherer Haltung zu finden. Der Sinn dieses Malers beschämt die jüngere Generation, indem er sich einen Vorwurf nimmt, dessen Behandlung Geist, Gedanken und Leben erfordert. Freilich ist er bei einer so abweichenden Aufgabe dem ästhetischen Verhöhnen mehr ausgesetzt, als wenn er der hergebrachten Schablone treu geblieben wäre. Oppenheim hat versucht, den oben erzählten geistigen Kampf dem Auge anschaulich zu machen. Ein Verhältniß, das bisher der Literaturgeschichte angehörte, soll als dramatischer Gruppe erfaßt werden. Dies geht eigentlich gar nicht an und alle Aesthetiker von Lessing selbst bis auf Vischer würden das Unternehmen beanstanden. Doch hat sich Oppenheim in der Ausführung als ein geistreicher Künstler bewährt und wir können ihm unsere Bewunderung nicht versagen, daß ihm von der unmöglichen Aufgabe noch so Vieles gelungen ist. Lessing und Mendelssohn stehen sich beim Schachspiel sennen. Oppenheim scheint sich nun zu denken, daß während sie auf der Stube Mendelssohn's mit dem Spiel beschäftigt waren, Lavater eingetreten ist. Das Brett wird zurückgeschoben, das Buch vorgelegt. Wie sehen einen jüdischen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, bedächtig, fein und ernst, gerade vor sich hinblickend; wir sehen einen protestantischen Geistlichen, der ihn lebhaft, eifrig andringend belehrt, indem er ihn im Zuge der Rede beim Handgelenke faßt; zwischen Beiden, näher auf des Juden Seite, eine hohe Figur, die auf den Geistlichen einen stürnenden, mit Verachtung gemischten Blick richtet. Diese Figur soll Lessing vorstellen; Riegel's Portrait-Statue ist als Motiv nicht zu verkennen. Oppenheim's Lessing ist etwas kleiner und größer als man ihn zu denken pflegt, und unter den drei Gestalten der kleinen Gruppe am wenigsten gelungen; dem Gesicht fehlt das entschiedene Gepräge und die sinnige Bedeutung, womit er seinen Mendelssohn ausgestattet hat. Im Uebrigen hat der Künstler sich nicht völlig über den Patriarchen erhalten; sein Lavater hat wohl den Ausdruck von Ueberzeugungseifer, ist aber von Gerechtigkeit und Bescheidenheit nicht frei. Hitzkopfig genommen, waren Mendelssohn und Lessing in diesem Alter, Lavater um zwölf Jahre jünger; doch hatte bei dem erstgenannten die anerzogene Schicksalsruhe und der verkümmerte Wuchs den Kraftausdruck früh abgeschwächt. — Das Technische anlangend, schreibt uns ein Kunstfreund, ungleich anklungbrend an ein anderes, eben im Kunstverein ausgestelltes Genrebild Folgendes:

„Ein Bild des belgischen Meisters Leys zeigt eine im Styl früherer Zeit reich gekleidete Dame, die Töchterchen an der Hand, das Haus, welches den Vater erwartet, hinter sie geschlossen. Der allgemeine Ton dieses Bildes ist jenes wohlthuende traditionelle Dunkel der besten alten Niederländer; der Künstler hat hier, wie vielleicht in keinem seiner früheren Werke, die charaktervollen Tinten eines Metsu und Myt, mit der feinen Ausführung eines Franz Mieris oder Netscher auf's glücklichste zu verbinden gewußt. — Oppenheim's „Lavater und Lessing bei Mendelssohn“ dagegen erscheint den Beschauer durch den sprechenden Geschichtsausdruck der nach Portraits wohlgetroffenen Männer. Während wir bei Leys die reichste Zeichnung und das ganze Verständniß des Rembrandt'schen Helldunkels bewundern, während man hier findet, daß die Menschen nicht nur gemalt sind, sondern daß unter diesen Farben wirklichen Leben pulsirte, sehen wir doch immer nur das materielle niederländische Leben. Diese Frau mit ihrer starken Rose, welche, wie es scheint, den Weg zur Kirche nimmt, läßt uns so kalt, wie sie selbst ausdeht; und wenn das ganze Bild, abgesehen von der trefflichen Ausführung, überhaupt einen Gedanken erweckt, so ist es höchstens der, daß man sich in die puritanische Stille einer niederländischen Stadt, wo die reichen Pfnhrers wohnen, versetzt glauben kann. Anders das Oppenheimer'sche Bild, welches wie allerdings als einer der gelungensten dieses geistreichen Malers zu betrachten gewagt sind. Hier ist das Technische lange nicht so vollkommen, die Proportionen die und da zweifelhaft, die Hände sehr groß, die Beine ziemlich ungeschickt — aber welches lebendige Leben, welche bedeutungsvolle Gedanken enthalten nicht diese anspruchslosen Figuren! Die Stellung, das Miemenspiel und die ganze Anordnung kann nicht natürlicher, nicht wahrer gedacht werden; ja wohl man nicht, daß diese berühmten Männer dem vorigen Jahrhundert angehören (um wirklich ist dieses Gemälde als ein historisches Genrebild zu betrachten), so erscheine es uns nach Photographien gemalt. Fragt man nun, welchem der beiden Bilder der Vorzug zu geben? Wir stehen nicht an, das Oppenheimer'sche vorzuziehen, trotzdem das der Kunstfreund des anderen ein weit größerer sein mag. Wir meinen nämlich, ein Bild wie dieser „Mendelssohn“, welches den Geist antegt und Gedanken wach ruft, müsse dem Beschauer allezeit ein angenehmer Gegenstand sein, während jene Riechgängerin etwas langweiliges, wo nicht gar trübseliges besitzt, welches anstecken sein möchte. G.“

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Sonntag in einem ganzen Bogen gr. 4° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 34. Frankfurt a. M., den 23. August 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Ein Heidelberger Studententumult aus der Reformationszeit. Von Otto Müller.

Der Schwerpunkt in der französischen Dichtung. Von Alexander Büchner. (Schluß.)

Das russisch-deutsche Volksblatt. Zur Kenntniß des Jahres 1813.

Gedichte: Mitrangisches Trinklied, von Laun. — Abendgang, von Hessemer.

Feuilleton: Der alte Schiefer. — Schloß Annaberg und die Königin Hortense. — Der Wein von Frankfurt. — Jesuly Meyer u. s. w.

Theater.

Ein Heidelberger Studententumult aus der Reformationszeit*).

Von Otto Müller.

Gegenüber dem alten Augustinerkloster zu Heidelberg stand um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein großes weitläufiges Gebäude mit zwei Flügeln, das Dionysianum genannt, die letzte jener großartigen gelehrten Stiftungen, welche in früherer Zeit unter dem Namen Burſen oder Contubernien bekannt waren, aus deren Vereinigung später die Organisation der heutigen Universität hervorging. Ein breiter, von Linden beschatteter Hof, den ein Springbrunnen mit steinerner Einfassung zierte, umzog rings das hohe stattliche Haus, welches unter dem Schutze des heiligen Dionys zur Aufnahme von ärmeren Studenten diene, die hier neben gemeinsamer Wohnung einen Freitisch und andere Unterstützungen genossen und deren Zahl in der Blüthezeit der Universität nicht selten das zweite Hundert erreichte. Die Schüler lebten hier unter der unmittelbaren Aufsicht ihrer Lehrer oder „Regenten", die mit ihnen in demselben Hause wohnten und ihre wissenschaftliche und sittliche Bildung überwachten; die Anstalt hatte ihre eigene Verfassung nach dem Muster anderer privilegirten Körperschaften. Die schöne Seite dieser halbklösterlichen Institute war die Unterstützung, welche nahrmittelte Talente hier fanden; denn jeder Studirende konnte zu der Dionysiusstiftung Zutritt erhalten, auch wenn er nicht mehr als zwölf Gulden jährliche Einkünfte besaß; sonst war indessen, Dank dem noch immer sorgwaltenden Einfluß des mittelalterlich-kirchlichen Scholasticismus, der Unterricht und die Rangordnung in dieser Burse auf's Starrste an Formen und Statuten geknüpft, die oft geradezu schädlich auf den Geist der Studirenden einwirkten; sowohl der Eintritt in den Convict, wie die wissenschaftliche Thätigkeit darin machte eine Menge von Eidesformeln, Gelöbnissen und Beobachtung äußerer Regeln nothwendig und selbst die Tracht war vorgeschrieben; die Mitglieder verloren die Freiheit, sich nach eigner Wahl zu kleiden und zu nähren, Lehrer und Lehrgegenstände frei zu wählen und über ihre Gelder nach Belieben zu disponiren. Sie waren von den strengen Statuten des Hauses und der Willkür ihrer Vorgesetzten abhängig; jeder Schüler trug einen Talar, an welchem vorn zwei seidene Lappen herunterhingen, und außerdem ein viereckiges Barett. Die Disputationen nahmen in dem scholastisch-kirchlichen Unterricht eine Hauptstelle ein und fanden wöchentlich statt, im Sommer singen sie um sechs, im Winter um sieben Uhr an. Ihr Thema war abwechselnd aus Theologie, Philosophie u. s. w. zusammengesetzt; der Vorsitz wechselte unter den Regenten der Burse, deren jeder für seine Mühe sechs Albus erhielt. Die Studenten wurden bei Geldstrafe angehalten, diesen Disputationen beizuwohnen, dreimaliges Verſäumen nach einander zog Strafe nach sich.

Trotz der strengen Einrichtungen, die in dem Dionysianum noch zu einer Zeit herrschten, wo schon das übrige Universitätsleben sich frei von den drückenden Fesseln mittelalterlicher Mönchszucht bewegte und selbst oft in zügellose Ungebundenheit ausartete, fehlte es nicht an Widerstand gegen die starren Formen und Gesetzesparagraphen vergangener Jahrhunderte und oft reichte das Ansehen der Vorgesetzten und Aufseher nicht hin, den Uebermuth der Studenten zu zügeln und den durch das Zusammenleben in diesem geschlossenen Gesängniß geförderten Hang zu Verschwörungen und Meutereien gegen die akademische Obrigkeit zu unterdrücken. Jene mußten daher zu verschiedenen Malen den Kurfürsten bitten, ihren Geboten mit seiner Autorität Nachdruck zu verschaffen, damit, wie es in einem solchen Hülfsgesuch lautet „die geil, frech und muthwillig Jugend doch ein wenig gehemdt und gedempt werde". Aber für die Dauer ließ sich vor dem Geiste der neuen Zeit, der sich überall in Wissenschaft und Leben Bahn brach, die Pforte des Dionysianus nicht verriegeln, auch in seine dumpfen Zellen drang der belebende Frühlingsodem der neuen Wittenberger Lehre und außerdem bewirkte das Beispiel der andern Studenten, besonders der sogenannten Artistenfacultät, dazu die gewaltige Bewegung auf dem politischen Gebiet, daß auch in den jungen Geistern des Dionysius trotz Carcerstrafen und Hungerkost der Sehnsuchtsdrang nach Freiheit und Erlösung immer lebendiger und ungestümer wurde. Der Geist, welcher aus der neuen Bildung hervorging, nahm überall mit Erfolg den Kampf gegen die mittelalterliche Gelehrsamkeit auf, deren wüstes Latein in den Hörsälen und in den Schriften dem Wohllaut und der Eleganz ciceronianischer Rede weichen mußte. An die Stelle schlechter Commentarien, unverständlicher Bearbeitungen trat der klare reine Text gediegener Bücher, die wahre Classicität siegte über Kirchenväter und Concilien, und die gedhässigen Parteinamen der Nominalisten und Realisten hörten von selber auf. Mit der Vereinigung der verschiedenen Burſen zu einem Collegium gewann der Humanismus den Sieg über den gelehrten Handwerksgeist und die von Alters her berüchtigte Heidelberger Scholastik; nur das Dionysianum ward seines wohlthätigen Zweckes halber in seiner vorigen Abgeschlossenheit erhalten, ja seine Einkünfte wurden sogar, Dank der Gunst edler pfälzischen Fürsten, noch vermehrt und Pabst Julius III. säcularisirte zum Vortheil der Anstalt mehrere reiche Klöster der Umgegend. —

*) Aus einer noch unvollendeten größeren Erzählung „Petrus Lotichius". Der Nachdruck dieses Bruchstückes ist untersagt.

Digitized by Google

Hier nun, in diesen den friedlichen Studien geweihten Räumen war es, wo an einem späten Nachmittag im Sommer des Jahres 1556 eine ungewöhnliche Bewegung herrschte und man auf den Gruppen von Studenten, die auf den langen gewölbten Corridors beisammenstanden, leicht errathen konnte, daß etwas Außergewöhnliches die Gemüther lebhaft beschäftigen müsse. Besonders vor dem Saale, in welchem die Vorsteher des Dionysiand ihre Sitzungen zu halten pflegten, war der Zusammenlauf der Bursenangehörigen am Stärksten, doch beobachteten die jungen Leute, trotz der Spannung und Aufregung, die sich in ihren Mienen kundgab, ein ruhiges Verhalten und nur hier und da hörte man zuweilen ein Wort des Unmuthes oder der waghalsenden Ungeduld. Immer mehr Studenten kamen — denn es war die der Erholung im Freien gewidmete Stunde — von ihren Spaziergängen in die Burse zurück, den Meisten sah man es gleich an ihren glühenden Köpfen und ihrem athemlos erregten Wesen an, daß sie bereits von dem, was vorgefallen, halbe oder ganze Kunde erhalten hatten, während Andere, die noch von gar Nichts wußten, verwundert nach der Ursache dieser Bewegung fragten und nun erst von den Commilitonen nähere Aufklärung erhielten. Zuletzt kam noch ein einzelner Student, der augenscheinlich noch keine Kenntniß von dem Vorgefallenen hatte, die Treppe herauf; kaum wurden die Andern seiner ansichtig, als sie auf ihn zustürzten und der allgemeine Ruf: Da ist er! Da ist Hagen! ihn als den von Allen mit Sehnsucht Erwarteten bezeichnete. Man umdrängte ihn, Jeder wollte der Erste sein, der ihm die große Neuigkeit mittheile, zwanzig und mehr Stimmen redeten zu gleicher Zeit durcheinander, aber keiner dachte daran, daß der, welcher noch von gar Nichts wußte, auf diese Weise unmöglich befriedigt werden konnte. Da machte er selbst dieser Verwirrung durch den Ruf zur Ruhe ein schnelles Ende, blickte mit seinen großen lichtbraunen Augen ruhig im Kreise umher, und sagte dann, indem ein Lächeln des Spottes um seine Lippen spielte, mit wohlklingendem norddeutschen Accent:

Wißt ihr nicht, daß da, wo Alle zugleich das Nämliche sagen wollen, oft Jeder das Gegentheil von dem Andern redet? Erzählt es mir lieber Einer klar und verständig, ich erfahre von ihm jedenfalls mehr, als von all eurer Weisheit zusammengenommen. Sprich, Albinus, wovon ist hier eigentlich bei all den vielen Worten die Rede? Welche Bewandniß hat es mit unsern Freunden Julian und Wolkmar? Wer sind die Uebelthäter, die sie geschlagen und niedergeritten haben?

Wie kannst du noch fragen, wer solcher Schändlichkeit fähig ist? entgegnete der Angeredete. Kurfürstliche Hofjunker waren's, darunter der übermüthige Benningen und der wüste Raufbold, der Eberstein. Wolkmar und Julian kehrten friedlich von einem Spaziergang nach dem Heiligenberg zurück, dicht vor der Brücke am jenseitigen Ufer begegnet ihnen die adelige Cavalcade, einer von den Herren ruft ihnen zu: Aus dem Weg, ihr Bettelstudenten des heiligen Dionys! worauf ihm Wolkmar entrüstet antwortete: Immer besser Bettelstudenten als Betteledelleute! Der wilde Benningen zieht sogleich das Schwert und trifft ihn über die Stirne, daß er taumelnd zu Boden stürzt. Als Julian dem Freunde beispringen will, reitet ihn der Eberstein nieder, daß der Huf seines Pferdes dem Armen jämmerlich das Schulterbein zerschmettert — das ist die neueste Heldenthat dieser feinen Junker vom Hof unsers hochgnädigsten Kurfürsten Otto Heinrich, der sich mit Recht einen eifrigen Freund und Beschützer der Wissenschaften nennt.

Rache! Rache! schrieen die Dionysianer wild durcheinander. Was geschah hierauf? fragte Hagen mit verbissenem Blick.

Hohnlachend ritten sie davon und ließen unsere armen Freunde in ihrem Blute an der Straße liegen, erzählte der Student weiter. Nur der junge Graf von Erbach-Rheineck kehrte in die Stadt zurück und holte Bürger herbei, um die von seinen Standesgenossen so schmählich Mißhandelten aufzuheben und sie hierherzutragen. Auch begleitete er sie bis an die Pforten des Dionysianz, versprach uns und den Freunden volle Genugthuung und hinterließ beim Hausmeister für jeden der Verwundeten einen Goldgulden. Zum Glück ist keiner von ihnen lebensgefährlich beschädigt, wohl aber ist der Ehre und dem Ansehen des Dionysianz eine Wunde geschlagen, welche die da drinnen — er deutete auf den Sitzungssaal der Vorsteher — schwerlich heilen werden; denn schon länger als eine Stunde berathen die gelehrten Herren, welches ehrbare Mäntelchen sie diesmal dem Streich der übermüthigen Hofjunker umhängen wollen, vorausgesetzt, daß es ihrem Scharfsinn nicht gelingen sollte, die ganze Schuld wieder auf den frechen zügellosen Geist zu schieben, der nach ihrer Meinung mehr und mehr im Dionysian überhandnimmt.

Das sollen sie wohl bleiben lassen! rief Hagen und ballte drohend die Faust.

Es wäre nicht das Erstemal, daß sie zu Gunsten der Hofjunker Partei gegen ihre eignen Schüler nähmen, sagte ein Anderer. Bei der letzten Schlägerei am Mönchhof schickten sie ja sogar eine Deputation auf's Schloß, um unterthänigst Abbitte zu thun, daß Edelleute im Wappenrock des kurfürstlichen Protectord der Universität mehrere von unseren Mitschülern zu mißhandeln gewagt hatten.

Hört mich, Freunde, und folgt meinem Rath, sprach der besonnene Hagen. Wartet vor Allem ab, was unsere Vorsteher und Regenten beschließen werden, um ihre und unsere Rechte und Freiheiten — wenn solche Worte überhaupt fernerhin noch einen Sinn in diesen Mauern haben sollen — diesmal besser als früher zu schützen. Sitzt doch mehr als Ein wackerer Mann in ihrer Mitte, wenn ich auch hier blos an unsern trefflichen Jakob Micyllus erinnern will. Auch wird weder des Kurfürsten Kanzler, der redliche Christoph Probus, noch unser hochfürstlicher Rektor, Pfalzgraf Johannes von Veldenz, zugeben, daß solche Unbill ungestraft bleibe, selbst wenn unsere eignen Vorgesetzten dies lieber sähen, als eine exemplarische Bestrafung jener hochmüthigen Frevler. Hat doch der Kurfürst selbst gleich nach seinem Regierungsantritt ein scharfes Mandat gegen jedwede Art von Stadtfriedensbruch erlassen, und wenn auch die Herren auf der Kanzlei und vielleicht selbst etliche unter den Professoren gern geneigt wären, Recht in Unrecht zu verkehren, Kurfürst Otto Heinrich und seine Räthe lieben den graden Weg, deshalb ehrt die Gesetze, die uns Schutz verleihen, begehrt keinerlei Art von Ungebührlichkeit, sondern wartet ruhig ab, was diejenigen thun werden, die zu Wächtern und Vollstreckern dieser Gesetze berufen sind. Sollte und aber wider alles Erwarten nicht unser gutes volles Recht werden, dann ist's noch immer Zeit, daß wir uns selber Genugthuung verschaffen; dann bringen wir den Handel vor den allgemeinen akademischen Convent, denn in diesem Falle wäre es eine Ehrensache für die gesammte Studentenschaft, und Schimpf und Schande träfe Jeden, der zurückbliebe.

Alle Facultäten stehen auf unsrer Seite, berichtete ein Anderer. Schon ist für den heutigen Abend allgemeine Studentenversammlung im Hirschgarten angesagt, jeder, der daran Theil nimmt, muß in Waffen erscheinen.

Was brauch's mehr als das! rief Hagen mit leuchtenden Blicken. Zum Ueberfluß aber und damit die Herren im Sitzungssaale wissen, daß wir im Nothfall noch auf eine höhere Autorität als die ihrige bauen, stimmt mit mir in den Ruf ein: Es lebe unser hochgnädigster Kurfürst Otto Heinrich! Er lebe hoch!

Ein hundertstimmiger donnernder Ruf der Dionysianer folgte dieser Aufforderung, dann zerstreuten sich die Jünglinge in dem weitläufigen Gebäude, die Einen, um wirklich in Ruhe abzuwarten, was weiter geschehen werde; die Andern, um für alle Fälle die in ihren Kemnaten trotz scharfer Verbote versteckt gehaltenen Waffen in Bereitschaft zu setzen und auf den ersten Ruf der bekannten Führer hinauszueilen. —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Schwerpunkt in der französischen Dichtung.

(Schluß.)

Wo tritt der gallische Bonhomme, welcher zwischen den Weinbergen des südlichen Frankreichs in barmloser Gemüthsruhe und cynischer Naturwahrheit aufwuchs, lebendiger und liebenswürdiger zu Tage, als in dem specifisch sogenannten Jean de Lafontaine, dem großen Kind, dem naiven Bummler in den Irrgärten der Poesie, wo ihn gerade die Zweck- und Planlosigkeit seines Umherschweifens an die anmuthigsten Stellen führt und ihm zu den Kränzen, die er sich zum Zeitvertreib windet, die duftigsten Blumen liefert? Er allein hat nicht, wie alle anderen dichterischen Zeitgenossen, dem Modegeschmack des Hofes gefröhnt, sein Naturell verläugnet und den heimischen Boden verlassen, um nach Fremdem zu greifen — inmitten des allegorisirenden, mythologischen Prunks, welcher den Parnaß wie Versailles und Paris erfüllte, steht er da als ländlicher Mann, ohne Puder und Perücke, mit dem Winzerhut statt des Galanteriedegens bewehrt, träumend statt schmeichelnd und lügend, oft sich selbst und immer die Welt vergessend. Auch verstehen ihn nur Wenige; dem pomphaften Könige, welchem die hohlen Donnerphrasen eines Bossuet imponiren, kann die realistische Naivetät der Fabeln nicht behagen. Der Hof und die gute Gesellschaft, welche noch an der Empfindsamkeit der Prätentiösen laboriren und ihre wachsende Verderbniß durch gesteigertes Raffinement der Formen zu verdecken suchen, ergötzen sich zwar an der barbäßigen Naturlichkeit und der anmuthigen Lasciviteit der Erzählungen, allein offen kann das nicht eingestanden werden. Doch was kümmert das den gemüthruhigen, still in sich vergnügten Jean? Er steht ja nichtsdestoweniger mit den ersten poetischen Größen, mit Molière, Racine und Boileau, welche seine Geistesverwandtschaft instinktiv empfinden, in naher Freundschaft, fühlt aber auch mitten unter ihnen kaum ihren Einfluß. Er bleibt in seiner Art, ohne Etwas von seinen täglich wachsenden Ansprüchen auf die Unsterblichkeit zu ahnen; er freut sich zu sehen, daß das, was er bietet, zwar nicht dem überkitzelten Gaumen des Hofes, wohl aber dem unverdorbenen Volksgeschmack zusagt. Gar manche erotische Tändeleien in seinen vermischten Gedichten, wahre Kleinigkeiten, allein groß in Naivetät und Anmuth, befriedigen uns durch die Beleyrung, daß gerade das schöne Geschlecht für das, in bescheidener Verborgenheit schaffende Verdienst durchaus nicht blind war. Stellt eine lebendige Feldblume zwischen prachtvolle, künstliche Bouquets aus Gaze, Mousseline, Schmelz und Pappe, und Ihr habt Jean de Lafontaine am Versailler Hof, im Dichterkreise Ludwigs XIV!

In demselben Kreise, allein noch höher als Jener und alle Anderen, steht Derjenige, welcher berufen war, die nationalste Dichtgattung der Franzosen, die Komödie, dort wie überhaupt, auf die höchste, seither erreichte Stufe der Vollendung zu erheben, der erste Lustspieldichter der Welt, der Mann, welchen der freimüthige Boileau auf Befragen des Königs für den Ersten unter den Zeitgenossen erklärte, Molière. Wenn Etwas mit der plötzlichen dramatischen Größe der Engländer in den späteren Jahren der Regierungszeit Elisabeths und unter Jakob I. in Vergleich gezogen werden kann, so ist es der schnelle und eminente Aufschwung, welchen in Frankreich die Komödie von unbedeutenden Anfängen an bis zu ihrer Höhe in Molière nimmt. Vor ihm hatte, in ganz Europa, diese Dichtgattung verhältnißmäßig am Wenigsten gefruchtet: die politisch-satirische Komödie des Aristophanes, die leichtfertigen Intriguenstücke der späteren attischen Schulen und ihrer Nachahmer in Rom, die burlesken, populären Farcen des Mittelalters und der Renaissance, die darauffolgende schwache Auffrischung des antiken Lustspiels mehr auf gelehrtem als auf dichterischem Weg, endlich die zwar volksthümliche, allein auch höchst stereotype, überall mit den Elementen des ernsten Drama's vermischte Degen- und Mantelkomödie der Spanier, in welcher das Interesse der Intrigue stets dem der Charakteristik voranstebt; endlich deren bald drollige, bald pedantische Nachahmungen in Frankreich durch Scarron und eine ganze spanische Schule — das Alles steht weit ab von dem höchsten Standpunkt dieser Dichtgattung, dem Charakter- und Sittenlustspiel. Nur in England war dieses Fach gut gepflegt worden von einer nicht zahlreichen und, wie es scheint, auch nicht besonders populären Schule, von dem trefflichen Ben Jonson, Massinger und einigen Anderen. Allein ihnen verbankt Molière Nichts. Er schöpfte bei sich zu Hause in dem Esprit seiner eigenen Nation, welche ihren Stoffreichthum in diesem Punkt schon hie und da durch einige vereinzelte Lichtblize, namentlich aber, lange vorher, in der berühmten Farce von dem Advokaten Pathelin, dem Tuchhändler und dem Schäfer, und dann in Corneille's Lügner verrathen, und so gezeigt hatte, was ihre poetische Kraft vermochte, wenn sie am rechten Orte arbeitete.

Molière bildet sich weder am Hof noch allein in Paris; er zieht mit seiner Truppe in den Provinzen umher und studirt, schauspielernd und dichtend zugleich, den Lustspielstoff, welcher in den Thorheiten, Schwächen und Schlechtigkeiten des Menschen liegt, in unmittelbarster Nähe. In einigen Jugendstücken überspringt er schnell die Leistungen vor und neben ihm, dann aber steht er plötzlich, von den Prätentiösen (Précieuses ridicules) und der Schule der Frauen an, in seiner vollen, eigenthümlichen Größe da. Die Nation verstand ihn, sie erkannte ihren größten, weil volksthümlichsten Dichter schnell an, verehrte ihn im Leben und im Tode, und heute noch machen der Tartüffe und der Geizhals in der Comédie française ein volles Haus. Der Versailler Hof aber und sein König ahnten weniger diese Bedeutung, der intriguante Adel afferirte, vielleicht aus Brodneid, Verachtung für den „Possenreißer von Beruf", die Geistlichkeit und die Zopfgelehrten widmeten ihren äußersten Haß Demjenigen, der ihre Charlatanerien so schonungslos aufdeckte, die höheren Bedienten wichen ihm bei Tische aus. Die Literaten endlich nannten seine Werke zusammengestoppeltes Flickwerk und verläumdeten seinen Charakter, indem sie behaupteten, der Dichter habe seine eigene Tochter geheirathet. Der König aber that noch mehr als Alle: er, der den genialen Komöden persönlich wie poetisch schätzte, der sich aus Tendenz mit ihm zu Tische setzte und bei ihm Pathe stand, er ließ sich von ihm, statt seiner selbstständigen Produktion den freieren Spielraum zu gewähren, aber ein halbes Dutzend Festspiele, Ballette und ähnliche Zerstreuungen für den Hof mit ungeheurem Zeitaufwand verfertigen und arrangiren, bezüglich deren das Quandoque bonus dormitat Homerus den Verfasser nur allzuoft trifft. Allein bei dieser Nachgiebigkeit für den Egoismus des Autokraten handelte es sich nicht allein um Stellung und Brod des Dichters, sondern auch um die Möglichkeit, Besseres auf die Bühne und zum Erfolg zu bringen, und diesen Rücksichten gegenüber ist ein Tadel schwerlich stattbaft — noch weniger aber darüber, daß Molière nicht immer nur der höchsten Gattung diente, wie im Tartüffe und im Misanthrop, sondern auch dem niedrigkomischen, dem burlesken Element Rechnung trug. Wer die Vortheile will, muß die Nachtheile nicht abweisen — das wußte der Schöpfer des Charakter- und Sittenlustspiels, ähnlich wie sein größter Geistesgenosse in England, gut genug, um das volksthümliche Element, selbst da, wo es sich in Ungehörigkeiten vertieft, nicht zu scheuen.

Das Zeitalter Ludwigs XIV. stellte den klassischen Charakter der französischen Hof- und Kunstpoesie auf länger als ein Jahrhundert fest, und in ihrem conventionellen Kreis, welcher um so enger werden mußte, jemehr man sich in eine rein schülerhafte Nachahmung der anerkanntesten Muster, namentlich Racine's und Boileau's verlor, ging manch schönes Talent zu Grunde. Wie unbedeutend sind die Dorschmieder J. B. Rousseau und Louis Racine die Dramatiker Campistron, Crébillon und viele Andere nicht allein gegen die zuletzt besprochenen Größen, sondern auch im Verhältniß

Digitized by Google

zu dem, was in den niederen Dichtgattungen die populäre und nationale Richtung, z. B. der burleske Satyriker Gresset, was die Essayisten Fontenelle und Montesquieu, die Romanciers Lesage und Prevost, was namentlich das Lustspiel, von Molière's talentvollstem Nachfolger, dem wohlgemuthen Regnard an bis zu Beaumarchais leisten! Zwar versucht das größte poetische Talent unter den Zeitgenossen, Voltaire, eine theoretische und praktische Wiedergeburt des zerfallenden klassischen Styls, allein nur um dessen Ohnmacht und das wieder wachsende Uebergewicht des nationalen Geistes an sich selbst zu zeigen. Mögen einige seiner Tragödien wichtiger als alles Andere sein, was die französische Bühne in diesem Fach überhaupt geleistet hat, mag die Henriade als der beste Versuch eines ernsten epischen Gedichts nach durchaus klassischem Muster dastehen — was sind diese Tragödien und dieses Epos gegen seine komischen und satyrischen Romane, was gegen die Pucelle? Gern stimmen wir in allen Tadel ein, der sich von patriotischem wie von allgemein sittlichem Standpunkt aus gegen das letztere Werk erheben läßt, dennoch aber ist es ein allerliebstes Produkt des gallischen Esprit, ein Gemisch von argloser Jovialität und boshafter Mediſance, eine unbarmherzige Verhöhnung des klassischen Zopfstyls, wie der Geistlichkeit, ein unverwüstlicher Pfahl im Fleische des Aberglaubens — das einzige und würdige Gegenstück zu Boileau's Chorpult. In Voltaire's klassischen Produktionen ist Alles Tendenz, Kunst, Styl, Form, in seinen nationalen Natur, Wahrheit, Witz, Inhalt. Dort tritt nur das anerzogene Wesen, hier aber das eingeborene und stellenweise sehr ungezogene Talent hervor, um, nach Byrons Ausspruch, „bald einen Narren zu necken, bald einen Thron erheben zu machen".

Wo aber, im achtzehnten Jahrhundert, der wachsenden Vereinsamung der Hof- und Kunstpoesie gegenüber, das volksthümliche Element der französischen Dichtung am Entschiedensten und Ungestümsten durchbricht, das ist in dem tausendfachen Singsang der Pariser Straßen. Das Couplet, die Chanson, diese naturgemäßen Faktoren der Volksdichtung sind von dem höfischen Parnaß vertrieben — da quellen sie allenthalben, mit jedem Ereigniß, jeder Frage des Tages vermischt, die Medisance wie die politische und kirchliche Agitation des Tages mit sich tragend, aus dem Munde der Bummler und Straßenläufer. Sie sind eine zweite Presse, verbreiteter und mächtiger als die wirkliche, sie fliegen dem Bedürfniß derer entgegen, die nicht lesen können oder kein Geld haben, um die politischen Pamphlete, die skandalösen Memoiren oder die Encyklopädie zu kaufen. Sie sind allgegenwärtig, ein ungreifbares Etwas, ein allmächtiger, oft furchtbar schöner Ausdruck der öffentlichen Meinung; eine entsetzliche, von Jedem in dem Krieg Aller gegen Alle gehandhabte Waffe, stürzen sie Minister und Mätressen und erhalten nur dann ein Honorar, wenn sie schweigen, d. h. ihre Nichtverbreitung wird von den Interessenten oft mit schwerem Geld erkauft. Wer ist im einzelnen Fall der Verfasser der Pariser Chanson? Niemand weiß es, und darin liegt ihre Eigenthümlichkeit wie ihre Macht — sie ist unfaßbar. Ungestraft indigniert sie sich über den Schwindel der Financiers, wie über die Immoralität der pyrrhäischen Kriege und die Mätressenwirthschaft am Hofe. Ungestraft springt sie den Philosophen in ihrem unaufhörlichen, halbverborgenen Ringen mit der Polizei bei, keine Censur kommt ihr zuvor, kein noch so schnellfähiges Preßgesetz ereilt sie. Sie bedarf keiner Geschäftsconcession und zahlt weder Caution noch Stempel; denn sie nennt keinen Autor, weil sie keinen hat, und keinen Verlag noch Druckort, weil ganz Paris den Vertrieb besorgt, und ihre Presse die Kehle der Gamins ist. So bricht sie an einem schönen Tag aus den dumpfigen Arkaden des Palais Royal hervor, umtobt das Louvre und die Tuilerien, schwebt, wie der Geist auf den Wassern, über dem Gewühl der Boulevards, durchstürmt die Vorstädte und donnert an die Thore der erbebenden Bastille. Was sind die gespreizten Tragödien und Oden der Nachfolger Racine's und Boileau's gegen solche Poesie?

Der Classicismus ist in Frankreich, nach langem Siechthum, mit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts gestorben, und die seitherigen Wiederbelebungsversuche der Chénier, Lebrun und Delille, wie der Biennet, Delavigne, Nisard, Ponsard und Planche, haben nur dazu gedient, ihn recht todt zu zeigen. Auch war es nur ein Scheinkampf, welchen in den zwanziger Jahren seine Vertreter gegen die Eröffnung der romantischen Schule führten, eine mühsam zusammengeklopfte, doktrinäre Opposition des Pedantismus in Amt und Würden gegen eine nationale Reaction, welche sich endlich wieder die Trennung der Dichtung vom Volk erhob. Dieser Rückschritt zur blanken Naturwahrheit und dann zur krankhaften Idealisirung dieser Wahrheit, im Sinn der Moral mehr als der Kunst, war schon durch Rousseau, durch Chateaubriand und die Stael vorbereitet, die B. Hugo, Lamartine, Dumas und de Vigny vollendeten nur, was Jene begonnen hatten. Ob aber durch diese Neugestaltung der wahrhaft nationale Geist in seine vollen Rechte wieder eingesetzt wurde — diese Frage ist hier in fast allen Punkten zu verneinen. Die romantische Schule verkannte das richtige Ziel zwar nicht, allein sie ging daran vorbei und zu weit. Sie stellte sich zwar auf den nationalen und geschichtlichen Boden, allein sie setzte die maßlose Uebertreibung an die Stelle der Wahrheit; sie emancipirte sich allerdings von dem Zwang einer viel zu strengen Form, allein sie verfiel dabei in eine Ungebundenheit, welche dem das Conventionelle liebenden Franzosen auf die Dauer nicht zusagen kann. Sie strebte, die Verdienste anderer Nationen anerkennend, kosmopolitisch zu werden und gerieth in die verderblichsten Nachahmungen des Byronismus und der deutschen Ideologie, ja sie erzeugte neben sich eine ganze metaphysische Schule, mit Lamartine an der Spitze, welche in himmelblauen, bald höchst banalen, bald bis zum Unsinn unverständlichen Phrasen fast das Unmögliche leistete. Mit Einem Worte, wie es die französische Kritik jetzt häufig und offen ausspricht, sie versprach mehr als sie hielt und war, nach einer Herrschaft von kaum zehn Jahren, gleichfalls todt, weil sie die unsinnigen Erwartungen, welche sie angeregt hatte, nicht zu erfüllen vermochte.

Allein ist darum die ganze französische Poesie todt? Wird zwischen den beiden Extremen der Classicität und der Romantik kein Mittelweg mit Erfolg betreten? Die Antwort auf diese Fragen geben die Namen von Béranger, von Alfred und Paul de Musset, von Balzac und Soulié, von Charles de Bernard und Sandeau, von Madame de Girardin und vielen Anderen. Die Harfe des greisen Sängers, der seit vierzig Jahren der unersetzliche Liebling des Volkes ist, steht weder in der klassischen noch in der romantischen Ecke, ihn begeistert weder ein englisches noch ein germanisches Vorbild, und gern verzeiht ihm der Deutsche, dessen ästhetische Handbücher jetzt englische wie französische Kritiker mit mehr Eifer als Erfolg studiren, die Zeilen:

N'allons point en Germanie
Chercher les règles du goût!

Denn eben darin erkennt er in ihm den wahren Sohn seines Volkes, begabt mit dessen Vorurtheilen, allein auch mit seiner vollen, anmuthigen Liebenswürdigkeit. Mögen Lamartine und Hugo sich in romantische Begeisterung über die Krönung eines Karls X. hineinzwingen — das Pariser Kind höhnt hinterher in den Straßen und besingt die Salbung Karls des Einfältigen. Mag man sich in der Comédie française die Hüte in den Kopf schlagen bei der kunstphilosophischen Exörterung der Vorzüge des Hernani vor den Horatiern — der Chansonnier scherzt im Dachstübchen mit Frédillon, und schickt, selbst frierend, „seine volle Muse hinaus, um die Thränen des armen Volkes zu trocknen". Ein ewiges Kind „lacht er sich halb todt, wenn er sieht, daß sein Leben verströmt wie der Wein aus einem eingeschlagenen Faß", und leugnet am Ende dieses Lebens sein Schicksal, weil seine Dichtung bis in die letzten Reihen eines großen Volkes eingedrungen ist und auch die Seele der Unwissendsten entzückt hat:

Digitized by Google

Bénis ton sort! par toi la poésie
A d'un grand peuple élmu les derniers rangs.
Le chant qui vole à l'oreille saisie
Souffla ces vers même aux plus ignorants.

In ihm sind Rabelais und Marot, Molière und Lafontaine, das gereimte Pamphlet des achtzehnten Jahrhunderts und der Dichter der Pucelle wieder auferstanden.

Aber nicht allein in Béranger's bebenumsponnener Hütte hat die landflüchtige gallische Muse eine neue Heimath gefunden; bei noch mehreren Lyrikern, wie bei seinen nächsten Nachfolger Dupont, bei den beiden Musset, bei dem trefflichen Satyriker Barbier und manchen Anderen ist sie eingekehrt, und wenn auch hie und da die Tendenz die naive Naturwahrheit jenes großen Volksdichters bei ihnen nicht aufkommen läßt, so dürften doch ihre leichten und gefälligen Produktionen der oft sinnlosen Ansammlung pompahafter Worte in den Oden ihrer berühmteren Zeitgenossen weit vorzuziehen sein.

Noch ein anderes Gebiet, eines der wichtigsten in der modernen Dichtung, hat der gallische Geist in den letzten dreißig Jahren mit dem besten Erfolg und in ganz überwiegender Weise angebaut: das des Romans. Wir reden hier nicht von den ungeheuerlichen Aus- und Mißgeburten eines Dumas und Sue, Feval und Maquet, sondern von jenen feinen, witzigen, psychologischen Autoren, welche seltener in umfangreichen Romanen als in einzelnen Novellen oder in Verknüpfung von solchen kürzeren Stücken zu einem gemeinschaftlichen Ganzen auftreten und namentlich der Revue des deux Mondes und der Revue de Paris seit Jahren das schätzbarste Material liefern. Dorthin gehören Balzac und Soulié mit ihrer erbarmungslosen, satyrischen Analyse der geselligen Mißbräuche, ernst, gründ, pessimistisch, und nur allzuwahr, mehr auf den Inhalt als auf die Form gerichtet. Ferner, fein und heiter, lieber verhöhnend als ermahnend, mit den anmuthigsten Formvorzügen ausgestattet, die beiden Musset; Balzac's Landsmann und Schüler, der frühverstorbene, außerordentlich witzige Charles de Bernard; der feinsinnige, wenig aber auch nur Treffliches producirende Jules Sandeau, und, in einigen Werken, in welchen er Maß und Ziel hält, der berüchtigte Paul de Kock. Weiterhin erschienen dort Madame de Girardin, Gérard de Nerval, der Humorist Karr und Léon Gozlan mit leichten und eleganten, wenn auch nicht immer ganz formgerechten Produktionen, deren Hauptreiz weniger in ihrem Gesammteindruck als in der Anmuth der Details, in feinen Bemerkungen und überraschenden Wendungen liegt; endlich George Sand, Souvestre, Murger, Massen und Andere, mit wohlthuendem, realistischem Eingehen in die tiefste Innerlichkeit des Volkslebens gegenüber dem Gesellschaftsnovellenstyl der Obengenannten, mit Geschichten aus dem Dorf, aus Gebirg, Wald und von der Meeresküste, aus den Ateliers der Künstler und der Handwerker und aus der Chaumière des Studenten.

Dem Verfall des Drama haben, in den ernsteren Gattungen, weder die Romantiker Hugo, de Vigny und Dumas, noch die klassischen Restaurationsversuche der Rachel und Ponsards aufzuhelfen vermocht — ein Beweis mehr dafür, daß die französische Muse für die Tragödie fast keinen Beruf empfindet. Das Lustspiel dagegen, von jeher ihre unbestrittenste Domäne, sehen wir, immer noch mehr oder weniger im alten Sinn und unberührt vom Streite der Parteien, mit Erfolg von allen Seiten angebaut, wobei jedoch das Verdienst des Intriguen- und Conversationsstücks der Scribe, Sand und Augier durch die volksthümlicheren Leistungen der Musset, Mme. de Girardin und Anderer auf dem leichten und anmuthigen Gebiet der Proverbes und Vaudevilles, weit überwogen wird. Jedenfalls ist zu betonen, daß grade im Lustspiel, welches wir als die stärkste Seite der französischen Dichtung bezeichnen mußten, fremder Einfluß nie überwiegend geworden ist, daß die Freiheit, welche Frankreichs größter Dichter, den klassischen Tendenzen gegenüber, dort schuf, sich seither nie hat beschränken lassen.

Diese Wahrnehmung führt uns auf den Satz zurück, von welchem wir ausgingen: daß jedes Volk seinen besonderen, nach seiner nationalen Eigenthümlichkeit zu bemessenden, dichterischen Beruf hat, welchen es um so mehr erfüllt, jemehr es seinem Charakter und seinen Traditionen getreu bleibt, jeweniger es sich durch ausländische Einwirkungen davon ablenken läßt. Diesem Gesetze gemäß hat sich der gallische Geist durch alle Wechsel hindurch unbeirrt, wenn auch oft von äußeren Einflüssen vortheilhaft befruchtet, erhalten, und für den unbefangenen Blick der Geschichte treten, vor seinen Produkten und Vertretern, namentlich aber vor Molière und Béranger, die glänzendsten Namen der klassischen wie der romantischen Tendenzen zurück, so hoch sie jeszweilen von der Mode des Tages gestellt worden sein mögen. Grade in den letzten Jahren hat sich ein entschiedenes Vorwiegen aber allen animationalen und unwahren Doktrinarismus recht frisch und kräftig entfaltet, und dieses Vorwiegen läßt für die Weitergestaltung der französischen Dichtung das Beste erwarten.

Alexander Büchner.

Das russisch-deutsche Volksblatt.

Zur Kenntniß des Jahres 1813.

Am 25. März 1813 wurde von Kalisch aus, im Namen des Selbstherrschers aller Reußen und des Königs Friedrich Wilhelm, jener berühmte Aufruf erlassen, welcher den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit ankündigte. Die siegreichen Krieger Rußlands, hieß es, kommen nur in der Absicht, der Wiedergeburt des ehrwürdigen Reiches Schutz und Gewähr zu leisten; Seine Majestät der Kaiser Alexander werde der Befreiung Deutschlands von fremdem Joche jederzeit die höchste Anstrengung widmen. Bezeichnend war folgende Stelle des von Kutusoff unterzeichneten Aufrufs: „Möge jeder Deutsche, der des Namens würdig sein will, rasch und kräftig sich anschließen; möge Jeder, er sei Fürst, er sei Edler oder stehe in den Reihen der Männer des Volks, den Befreiungsplanen Rußlands und Preußens beitreten, mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben!"

Dies war die Gesinnung, welche schon seit Jahren von vorahnenden deutschen Denkern angeregt war: Vereinigung der Hohen und Niederen zur Durchbildung volksthümlicher Freiheit. Besonders die neue Adelsschule hatte diese Gedanken in Prosa und Versen, in Staatsschriften und Flugblättern ausgesprochen, und Heinrich von Kleist verlangte schon 1810, alle Stände sollten zusammentreten:

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegen zieht;
Der Gelehrte, der auf Jügeln
Der Gestirne Saum erreicht;
Schweisbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Garben niedermäht;
Und vom Fels der kühne Ritter,
Der als Ehrsub auf ihm steht!

Da man von Staatswegen zum Kampfe für ideale Güter aufforderte, so lag der Plan sehr nahe, dieser Kampf müsse wesentlich auch mit geistigen Waffen geführt werden. Dies war schon längst der Fall gewesen; es handelte sich nur darum, daß die Regierung irgend einen talentvollen und gutgesinnten Schriftsteller mit der Vertretung ihrer Ansichten amtlich betraue. Schon am 26. März erließ Graf Wittgenstein, der sein Hauptquartier in Berlin hatte, eine Aufforderung an den Herrn Collegienrath August von Kotzebue, ein „Russisch-deutsches Volksblatt" während des Krieges herauszugeben, dem Lagengeiste der französischen Zeitungen entgegen treten und Vaterlandsliebe befördern solle. Am 1. April erschien die erste Nummer; in derselben zeigt Kotzebue an,

Digitized by Google

daß kraft Verfügung S. Majestät dieses Blatt keiner Censur unterworfen sei; ein Vertrauen, das ihm um so beglückender machen werde.

Das Volksblatt erschien dreimal wöchentlich (die Expedition war Französische Straße Nr. 23) und enthielt im Leitartikel die neuesten Nachrichten über Unterhandlungen und Kriegsthaten. Bald empfing es von patriotischen Lesern so viel Einsendungen, daß es Ergänzungsblätter beifügen mußte; poetische Arbeiten jedoch wurden verbeten. Die „Eingesandt" sind es hauptsächlich, welche manchen Beitrag zur Kenntniß der merkwürdigen Epoche liefern; das Hauptblatt selbst ist gewiß nicht talentlos, aber gemein gearbeitet und so viel Schätzbares die Nachrichten enthalten, ist doch Kotzebue in seiner Berufung auf edle, sittliche Motive selten glücklich.

Einer der ersten Artikel widerlegt die Berichte, welche man in der Kasseler Staatszeitung über Napoleons Rückzug las, in wirksamem aber gehässigem Tone. Es heißt darin: „Vor dem Froste weiß man sich in Rußland sehr wohl zu schützen, nämlich man heizt ein, und das hätten die Franzosen in Moskau oder in Smolensk auch thun können, so würden sie ihre Nasen und Ohren und Fußzehen noch haben. Ein Augenzeuge fand an der Berezina einen Damm von todten Franzosen aufgeschichtet; längs den Ufern hatte der Muthwille der Sieger ganze Colonnen Erfrorner auf die Beine gestellt, auch Cavallerie, die letztere mit Eskapsen im Munde, statt den Tabakspfeifen. Ihr armen Väter und Mütter, die ihr vergebens nach Euren Söhnen fragt, kommt und sucht sie in diesen gräßlichen Reihen! Kommt aber bald, ehe die Raben sie unkenntlich machen."

Daß Napoleons Persönlichkeit nicht geschont wird, ist durch die Sachlage gerechtfertigt. Er wird in jeder Weise als gemüthlos und grausam geschildert. So berichtet das Volksblatt mit Rührung über den gefangenen Papst, welcher von der ihm zugewiesenen Hofhaltung keinen Gebrauch mache und sich lieber selbst bediene. Hier wirft es die Frage auf: „Warum befreit sich Napoleon nicht durch ein Verbrechen von diesem felsenfesten Papste? Gibt es denn keinen Dolch, kein Gift mehr; oder sollte es schwerer sein, einen so alten Mann zu erdrosseln, als vormals den rüstigen Pichegrü?" Die Unterlassung wird nur daraus erklärt, daß Pius bereits, im Einklang mit den canonischen Rechten, für diesen Fall einen Nachfolger (Pignatelli) erkoren habe, der außerhalb Napoleons Bereich in Palermo sitze. Der Kaiser, erzählt Kotzebue, habe ihm in einem Gespräch, wahrscheinlich über rührende Komödien, die Bemerkung gemacht: „Je n'aime pas pleurer," und er, der Herausgeber, habe gedacht (aber nicht gesagt), „mais vous faites pleurer." Wenn Kotzebue nicht gerade zu Meuchelmord und Gewaltthaten auffordert, so spielt er doch mit diesem Gedanken auf die geschrlichste Weise, indem er die Geister eines Tell und Schwola heraufbeschwört. In Lübeck wurden verhaftet Franzosenfreunde von der Polizei gegen die Volkswuth geschützt; Kotzebue findet diese Mäßigung am unrechten Ort angebracht, denn „Vaterlandsverräther verdienen den Tod." Mit besonderer Vorliebe kommt er mehrmals auf den „deutschen Brutus," den bekannten Friedrich Staps aus Naumburg, zurück, von dessen Vater er einen merkwürdigen Brief mittheilt. Das Gespräch, das Napoleon mit dem Jüngling führte, ehe er ihn zum Tode bringen ließ, ist hier ausführlicher als sonst angegeben. Der Kaiser fragte Staps ausdrücklich, ob er die Geschichte des Brutus gelesen und diese ihn in eine solche Ueberspannung versetzt habe? Aber der Verhaftete schien unbewandert in der Geschichte. Auf die Frage, was er zuletzt gelesen habe, nannte er Schillers Werke. — (Man weiß, daß Napoleon namentlich in der Unterhaltung mit Dichtern oft und mit Eifer über den Tod Cäsars sprach.) Staps wurde auf dem Platze seiner Hinrichtung verscharrt, später aber auf dem Kirchhof des Dorfes Waidling bestattet.

Unter den neuen Opnasten wird Hieronymus Bonaparte mit besonderer Ungunst behandelt. Auch seine zweite Gemahlin, Katharina von Würtemberg, wird des Stolzes, der Verschwendung und der tiefsten Verachtung der Deutschen angeklagt. „Es wäre wohl möglich," sagt Kotzebue, „daß der Lauf der Begebenheiten eine Trennung herbeiführte, in welchem Falle der Gemahl vielleicht zurück nach America ginge, um eine rechtmäßige Gattin (geborne Patterson) um Verzeihung anzustehen und sich der Erhaltung eines Kindes zu freuen, welches er einst im Schooß der Mutter verstieß, indem er die Unglückliche, die bereits die Stunde ihrer Niederkunft erwartete, von Holland Küste in die offene See zurückweisen ließ. Hieronymus hat zu der Geschichte von Jacie und Yarko ein Seitenstück geliefert. Auch hoffen wir nicht, daß man die Erwähnung dieser Handlung uns verargen werde". Das erwähnte Kind ist derselbe Hr. Bonaparte aus Boston, mit welchem sich im vorigen Jahr die Blätter beschäftigt haben, und in dem einige Ultra-Kaiserliche schon den künftigen Beherrscher von Nordamerika sahen. Wenn übrigens der König von Westphalen im Volksblatt so hart behandelt wird, so dürfen wir uns billig wundern, daß es den Schmeichler desselben, den von der Nachwelt längst gerichteten Johannes von Müller, als Patrioten anführt. Es theilt jenen Brief desselben an Herrn Perthes mit, worin er erklärt, er wolle fliehen, um die Protestation der Edlen und Guten für die Nachwelt aufzuzeichnen. Kotzebue bemerkt, es sei Müllern im Jahr 1806 mit dieser Flucht Ernst gewesen; er habe aber keine Pferde bekommen können, obwohl er große Summen bot, „und so blieb er seinem pämischen Schicksal überlassen".

(Schluß folgt.)

Altfranzösisches Trinklied *).

Uebersetzt von Adolf Laun.

Qui est comme moi bon bouveur,
Ne craint tant trouver un voleur
Comme un mauvais breuvrage;
Car d'un voleur on se defend;
Mais celui qui mauvais vin prend,
Bien tost perd tout courage.

Je vouldroy, bouvant mauvais vin,
Me voir la gorge tout soudain
Bien courte devenue;
Mais, quand le bon vin je boiroys,
Que le col j'eusse encor trois fois
Aussi long qu'une grue.

Quant à Yeau, ne me parles point
D'eu boire, si n'y suis contraint
Ou si ne suis hermite;
Encor faudroit-il quelquesois
Que vin je beusse dans les bois
Ou je mourroy bien viste.

Je sçay bien que je boy des miens;
Mais j'en ressemble à mes ayeux,
Il faut enfere mes pères.
S'on laisse les vieilles façons
Jamais, si bien que nous pensons,
N'iront droict nos affaires.

Liebt man wie ich das Trinken sehr,
So fürcht' man Räuber nicht so sehr,
Als wie ein falsch Gebräue.
Vor Räubern kann noch Rettung sein;
Doch wer getrunken falschen Wein,
Empfindet Angst und Reue.

Ich trübte doch mit einem Mal
Mir meine Gurgel kurz und schmal,
Wenn ich ungächten wollte;
Wenn aber gut und ächt der Wein,
Dann soll sie dreimal länger sein,
Als eines Kranichs Kehle.

Vom Wasserrinken rede nicht!
Mich zwingt zu keine fromme Pflicht,
Mich dazu zu verstehen.
Und wär' ein Klausner ich im Tann
Und trank' einzig das und dann und dann,
Bald wär's um mich geschehen.

Ich weiß, ich trinke wie ein Schlauch;
Doch meine Väter thaten's auch.
Zum Vorbild mir erkoren.
Wenn wir der Väter Beispiel flieh'n
Und uns der alten Sitt' entzieh'n,
Dann sind wir bald verloren.

*) Der Dichter dieses Liedes war Olivier Basselin, der gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Seines Standes war er Walkmüller und lebte zu Vire in der Normandie; die lyrische Gattung, in der er sich auszeichnete, wurde nach seinem Heimathsthale »Vau-de-vire« genannt. Später kam die Form »Vaudevilles« auf, deren Bedeutung sich wesentlich erweitert hat. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Abendgang.

In dieser stillen Abendfeier
Kann ich beseligt mich ergehn,
Wo Berg' und Thäler rings im Schleier
Der dämmerischen Schatten steh'n,
Wo bald aus jenen lichten Auen
Der rothe Stern mit Grüße beut,
Und wo mich bald im Niederschauen
Noch eine Blume sanft erfreut.

Lebendigkeit auf jeder Seite
Hält sich in leisem Rauschen wach,
Und murmelnd giebt mir das Gebeite,
Und lockt voran, der helle Bach;
Des Tages Brausen ist verschollen,
Die Nacht ist flüsternd aufgethan
Und weht mich nun in ahnungsvollen,
In tiefen Ordnungen an.

Da zeigen rings sich Schimmerbilder,
Da weht im Herzen Fried' und Ruh',
Ein jedes Sehnen wird nun milder
Und jede Sorge schließt sich zu,
Und unbekümmert strebt das Wesen
Aus jedem Leid und jedem Glück,
In selbstvergessene Genesen
Und in sein best'res Sein zurück.

Der du lebendig und erhaben
Die Welt bewegst, das Leben lenkst,
Und selbst den Unverstand mit Gaben
Der reichsten Liebe stets bedenkst;
O, möcht'ger Geist der Huld und Fülle,
Was barf ein Menschenherz dir sein,
Selbst dann auch, wenn es sonder Hülle,
Und rückhaltlos sich fühlet dein!

Es kann die Schranken nicht durchbrechen
Und mühe sich's auch noch so viel;
Bei tausendfachem Widersprechen
Bleibt es zurück von seinem Ziel;
Es wird der Täuschung nicht entgehen
In dieses Daseins schwerem Bann,
Und du nur wirst es ganz verstehen
Und besser, als dies selbst es kann.

Was unser Streben und Vollringen,
Was aller Aufwand nicht erreicht,
Du giebst uns Frieden und Gelingen,
Du machst die Last der Seele leicht;
Die Tage gehn, die Zeiten schwinden,
Die Brust wird eng und wieder weit,
Und segnend zeigst du selbst dem Blinden
Das Morgenroth der Ewigkeit.

Z. N. Hesselmer.

Feuilleton.

— Der alte Schlosser. Der Name des alten Schlosser ist allen Gebildeten ehrwürdig. Er, der mit unerschütterlicher Treue und unverrosteter Ausdauer sein Leben dem Dienst der Wahrheit weihte, dem seine Wissenschaft stets „die hohe, die himmlische Göttin" gewesen, steht ja nun seit einer langen Reihe von Jahren als eine Säule der Wissenschaft da. Und wie Viele haben sich nicht gestärkt an dem ewig frischen Hauche geistiger Gesundheit und ächter Bildung, der seine Schriften durchzieht; wenn sie nicht etwa selbst in Heidelberg als Schüler zu seinen Füßen saßen. — Wer aber den Altmeister auch nur aus seinen Schriften kennt, der wird doch gewiß an seiner Persönlichkeit ebensowohl einen besonderen Antheil nehmen, als wer ihn auf dem Lehrstuhl gesehen. Eine unverwüstliche Anziehungskraft besitzt dieser Bücher liegt eben darin, daß uns des Verfassers Persönlichkeit überall in denselben entgegentritt, und daß wir den lehrenden, eifernden Mann, der sich vor Allen einen „ursprünglich eigenen Sinn" bewahrte, lebendig uns gegenüber fühlen. Wir machen unsere liebsten Leser deshalb auf ein sehr gelungenes photographisches Porträt Schlosser's aufmerksam, das seit einigen Tagen in den Räumen des Kunstvereins ausgestellt ist. Dieses Bildniß wurde erst kürzlich aufgenommen und spiegelt die Züge des achtzigjährigen Historikers aufs Treueste wieder. Mit Theilnahme verweilen wir vor diesem Greisenkopf, den das lang herabfallende Silberhaar besonders ehrwürdig erscheinen läßt. Wie erfreuen und an dem charaktervollen Ausdruck desselben, an der hochgewölbten gedankenträchtigen Stirn und dem energischen Munde, was Alles mit dem Bilde, welches wir und beim Lesen der Schlosser'schen Werke gemacht haben, so weit übereinstimmt. Hauptsächlich verdünkt sich in diesem Kopfe Schlosser's seltene Idealität, die uns sein Wesen so verehrungswürdig macht. Es ist dies ein Hauptzug in Schlosser's Persönlichkeit, der oft verkannt wird. Das größere Publikum, welches sich nicht näher mit ihm beschäftigt hat, ist nur zu sehr geneigt, den Universalschriftsteller lediglich als den Mann des trockne, nüchtern klaren Verstandes anzusehen, während er doch mit seiner scharfdenkenden Schärfe des Urtheils und seinem strengen Ernst hohen Geistesschwung, ein tiefes und frommes Gefühl verbindet, während er von sich selbst ergsüßt, wie er der innern Betrachtung die seligsten Stunden verdanke. A.

— Schloß Arenenberg und die Königin Hortense. Das jüngst wieder vielgenannte Arenenberg ist ein ländlich stilles Asyl, reizend auf einer Anhöhe am Gestade des Bodensee's gelegen, nicht weit von Constanz, doch auf dem Schweizerboden. Es hieß früher Arenenberg und schint ursprünglich Landsaß einer Constanzer Patrizierfamilie gewesen zu sein. Die Mutter Ludwig Napoleons, die liebenswürdige Hortense, hatte das Schloß von einer Familie v. Sterng aus Constanz angekauft und sich dasselbe zu ihrem festen Wohnsitz erwählt; sie lebte hier in äußerlicher Abgeschiedenheit und man wandte in Hinsicht ihres Aufenthalts am östlichen Seegestade die Verse auf sie an:

Elle ne revient sur ces bords
Béclamer un riche partage,
Des souvenirs sont ses trésors
Et la gloire est son héritage.

Indeß passen diese Verse doch nicht ganz. Es ist eine ziemlich bekannte Thatsache, daß die von einer glänzenden Höhe herabgestürzte, ehegattige Frau ihre bonapartistischen Träume niemals schwinden ließ und daß sie von hier aus im Stillen für ihren jungen blonden Louis, den jetzigen Herrscher, arbeitete. Auch darf es sogar bezweifelt werden, daß sie von dem Strasburger Unternehmen im October 1836 nichts gewußt habe. — Nach Ludwig Napoleons Verbannung, welche der unglückliche Ausgang jenes Abenteuers herbeigeführt hatte, herrschte Trauer und Stille auf Arenenberg. Bereits längerer Zeit leidend, fühlte die „Gräfin von St. Leu" ihre Gesundheit seitdem gänzlich untergraben. Als aber ihr Ende immer mehr herannahen sahen, wurde der Prinz-Präsident, mit Vorwissen der Louis Philipp'schen Regierung, aus Amerika an ihr Sterbebett gerufen; seine Ankunft war der letzte Sonnenblick in ihrem Leben und in seinen Armen verschied sie sanft und ergeben, am 8. October 1837. Ihre Umgebung und die Diener, welche nicht unterließen, sie bis zum letzten Augenblick Königin zu nennen, traueten anfänglich nun sie; die Armen in der Nachbarschaft verloren an ihr eine allezeit hülfsbereite Wohlthäterin. Am 12. October wurde ihr Leichenbegängniß in der Kirche des nahen Dorfes Ermatingen gehalten. Eine große Menschenmenge war von Constanz, Schaffhausen, Ermatingen und den umliegenden Orten zusammengeströmt. Die zahlreiche Geistlichkeit in ihrem Ornat, die wehenden Fahnen, der sonnenbeglänzte See, Alles dies verlieh der Todesfeier einen sehr würdigen Charakter. „Es war — sagt ein Augenzeuge — als hätte das Schicksal Mitleid mit der erlauchten Verbannten gefühlt und ihren Schatten dadurch über den Schmerz, fern vom Vaterland zu leben, trösten wollen." Später, im Jahr 1845, brachte man Hortensens Reste nach Frankreich und setzte sie in der Kirche St. Paul und Pierre in dem kleinen Orte Rueil bei, welcher ungefähr drei Stunden von Aer de Pikivie entfernt ist. Denn hier ruhen auch die Gebeine Josephinens, und es war der letzte Wunsch der Erstkönigin von Holland gewesen, an der Seite ihrer Mutter begraben zu werden. — Im Besitz von Ludwig Napoleon befand sich auch das unweit Arenenberg gelegene, noch aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Schloß Gottlieben, dessen trotzige und finstere Thürme sich im hellen Wasser des See's spiegeln; ein Schloß, worin vor Zeiten noch größere Märtyrer gefangen lagen, als in jenem Chillon im lemanischen

Digitized by Google

See, welchen Byron zu Gebichte: „Der Gefangene von Chillon“ Veranlassung gab. Johannes Puß schmachtete in einem der beiden Thürme vom 6. April bis zum 19. Juni 1415, und achtundzwanzig Jahre später wurde ein anderes Opfer hierhergeschleppt, der Züricher Chorherr, Felix Hämmerlein, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Ludwig Napoleon hatte schon damit begonnen, Schloß Gottlieben wieder im alten Style herzustellen; allein er mußte die Schweiz verlassen, bevor die Bauten ausgeführt waren. A.

— Der Weise von Frankfurt. Saint-René Taillandier gibt in seiner bekannten Art ein „Résumé“ der Fortschritte der Philosophie Schopenhauers. Er zählt sämmtliche Schriften dieses Meisters auf, von der ersten „die Welt als Wille und Vorstellung“, die vor 37 Jahren in Leipzig erschien, bis zu den „Parerga“, und fährt sodann fort: „Alle diese Darstellungen, muß man sagen, waren bei verschlossener Thür gemacht worden. Vor wenigen Jahren hat ein vorzüglicher, aber eigenthümlich schwärmerischer Geist, Dr. Frauenstädt, gerührt von der Verlassenheit und dem Menschenhasse Schopenhauers, eingenommen von seinen unläugbaren Tugenden, den Plan gefaßt, ihn der Vergessenheit zu entreißen. In Leipziger Blättern trat er als der begeisterte Dolmetscher seines Systems auf. Bald nachher gab ein englischer Kritiker in dem Westminster-Review eine rasche Darstellung desselben und bezeichnete „den Weisen von Frankfurt“ als einen der mächtigsten Geister des Jahrhunderts. Literarisch ermuthigt, gab Frauenstädt einen merkwürdigen Band „Briefe über Schopenhauers Philosophie“ heraus, worin er sich bemüht, das Werk seines Meisters zu erklären, selben Thorheiten (folies) einzuschränken, eine strenge Folge darin zu finden und den zahllosen Einwürfen, die es veranlaßt, zu begegnen. Frauenstädt hatte das Talent, die Neugier des philosophischen Deutschland auf diesen Punkt hinzuweisen. Hartmann hat in seiner „Geschichte der deutschen Spekulation seit Kant“ ein ganzes Kapitel über Schopenhauer geschrieben. Rosenkranz widmet ihm einen Artikel in Hermann Fichte's Sammelwerk; er weiß die Lehren zurück, behandelt aber den Denker mit vieler Gunst und findet ihn als eine außerordentliche Erscheinung. Jener Schmerz, jene Verzweiflung, jenes Aufstreben nach einer höheren Welt, wo die Ruhe des Glückes vollkommen ist, wo sich der Wille mit souveräner Freiheit und ohne Anstrengung auslebt, haben Rosenkranz bewegt. Es ist klar, er behandelt den Pudvdissen des neunzehnten Jahrhunderts als einen Geniné-Kranken (un malade de génie), der Mitgefühl und Achtung verdient. In der That zeigt sich durch so viele Anschwärmungen die Spur einer tödtenen und zuweilen grausigen Poesie in der allgemeinen Richtung dieses Systems. Schopenhauer's Liebhaberdichter ist Calderon, weil derselbe ein Drama „das Leben ein Traum“ geschrieben hat. Er führt den Verfasser des „la vida es sueño“ mit Liebe an, wie er die Religionen und Kosmogonien des Orients anführt. Auch für ihn ist das Leben ein Traum, ein schrecklicher Traum, ein erdrückender Alp, und der Schmerz, den diese Entdeckung verursacht, trägt oft das Gepräge einer traurervollen Majestät. Was sind die wahrsten Verstimmungen seines Werther, Renè, Obermann oder Junker Harold neben diesen Leiden des Metaphysikers, der überzeugt ist, diese Welt, in der wir leben, sei nur der nicht mehr zu bessernde Irrthum des unendlichen Willens? Diese Schwärmereien (délires), nochmals sei es gesagt, haben die Aufmerksamkeit von Deutschland erregt, wie etwas in indischen Gedicht, das man zufällig aufgefunden hätte; aber, wenn das Gedicht einmal gelesen ist, wird Deutschland zu seiner Arbeit zurückkehren. Das System des Weisen von Frankfurt wird dieses Land, welches vom Wunsche der Thätigkeit beseelt ist, nicht verführen; es ist vielmehr dazu gemacht, es für immer von dem entnervenden Wahn des Mysticismus zu heilen.“

— Der verstorbene Chef des bibliographischen Instituts in Hildburghausen, Joseph Meyer, war gewiß ein tüchtiger, erfindungsreicher Geschäftsmann. Wenn seine Verleger für den Tadel die Anerkennung verlangen, daß er seine Pläne geschickt anzulegen und mit dem allgemeinen Bedürfniß in Zusammenhang zu bringen wußte, so ist dagegen Nichts einzuwenden. Auch kann man ihm zugeben, daß er auf den literarischen Verkehr nicht ohne Einfluß war. Er ist der Vater aller hochtrabenden Ankündigungen, welche die Fabrikarbeit mit großen Redensarten verbrämen und den Unkundigen mit einer gewissen Ehrfurcht vor den guten und wohlverfreundlichen Absichten des Unternehmers erfüllen. Aber wenn der Maßstab literarischer Schätzung an Joseph Meyer gelegt wird, so ist er als ein grobsartiger Ausbeuter fremder Arbeit, als ein mächtiger Phrasenmacher, als ein Einbringling zu bezeichnen, der der Literatur durch Anwendung des Lieferanten- und Spekulationssystems mehr geschadet als genutzt hat. Das wissen, außer den schwächlichen Erklärungen zum „Universum“, vor Allem sein Shakspeare und seine Classiker aus. Meyers Shakspeare ist eine der schlechtesten Arbeiten, die je auf dem Büchermarkt erschienen. Von den Anforderungen, die man an eine solche Leistung machen müßte, von seinem Dichterstun, liebevollem Versenken, ernstem Studium der Sprache und des Ausdrucks, ist hier auch nicht im allerentferntesten die Rede. Meyer hat auf eine schmähliche Weise die sächsischen Bearbeiter zwar benutzt, aber jede ihrer Bemühungen durch einen unabsehlichen, geschmacklosen Reseschwall unkenntlich gemacht. Was seine Ausmaß aus den Classikern betrifft, so ist diese, schon weil der wohlfeile Gewinn gut schmeckte, viel zu weit ausgedehnt, um den Grundsatz der Auswahl irgendwie populär durchführen zu können. Goethe und Schiller waren bereits durch Gelege geschützt; sie konnte Meyer nicht weiter zugänglich machen, sondern mußte sich auf eine gehäufte Zusammenstellung von Apporismen beschränken. Wollte er dem Literaturfreund eine Ueberschrift verschaffen, wozu berufte es dann der Romane von Wieland oder Karoline Pichler? Wollte er das Volk belehrend unterhalten, was sollten dann Cosz und Friedrich Schlegel, Goethenberge Ugolino und Dulcs moralische Briefe? Wäre aber die Auswahl auch die annehmbarste gewesen, so hätte sich noch keine Rechtfertigung; um so weniger, als Meyer noch in der neuesten Zeit, nachdem über das Recht des geistigen Eigenthums bessere Grundsätze durchgedrungen waren, mit seiner „Groschenbibliothek“ hervorzutreten wagte! C

— Unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Schulleben“ (Potsdam, Riegel, 1855) hat der ehemalige Superintendent Dr. Lange in beherrender Weise über jene Anstalten berichtet, in welchen man zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Reform der Erziehung anbahnte. Vorzugsweise beschäftigt er sich mit Schnepfenthal, wo Salzmann, und Ilerotin, wo Pestalozzi wirkte; doch trefft manche seiner Erzählungen über den letztgenannten, schwer zu fassenden Mann stark an die Karrikatur. Aus der Schule Zellers in Königsberg berichtet er folgenden Zug, der ganz und gar dem überklugen Wesen dieses nüchternen und eingebildeten Pädagogen entspricht: „Denselben Gang, den das Menschengeschlecht in Aufgang seiner religiösen Ausbildung genommen, sollte nach Zellers Grundsatz auch der Unterricht verfolgen. In dem Ende theilte er seine Zöglinge ein in Heiden, Juden und Christen. Ich selber hörte einen Knaben, den Zeller fragte: „auf welcher Religionsstufe stehst du?“ sagen: „Ich bin erst noch ein Heide, denke aber bald ein Jude zu werden.“

Theater.

Frau Fried-Blumauer hat ihr Gastspiel in Frankfurt mit einer Wiederholung der „Madame Leipziger“ im „Kammerdiener“ von A. Wolf beendigt. Diese Komödie ist in der Art der bekannten Berliner Stücke von Kalisch zugeschnitten, jedoch noch viel derbstarker. Es ist eine ganz lose Arbeit, an der alle Nähte klaffen; auf zusammenhängende Durchführung macht sie keinen Anspruch. Die Hauptrolle concentrirt sich nicht ohne Verdienst. Diese verdiente Xitrin, zusammengesetzt aus Mäßigung, Verwöhnung und übertiefer Phantasterei, dieser weibliche Zwischenton der Gumpelino gehört zur Signatur der heutigen Gesellschaft. Die Darstellung der Frau Fried-Blumauer war in sich vollendet; so ausgezeichnete Züge sie auch der Rolle verlieh, hat sie doch gewisse Grenzen, namentlich in Bezug auf den jüdischen Dialekt, mit feinerer Discretion eingehalten. Jedermann glaubte ein Portrait vor sich zu sehen und Niemand wußte doch ein Original anzugeben; gewiß ein Kennzeichen von meisterhafter Charakteristik.

Hervorragende Gastspiele bringen, neben mancherm Gewinn, der Bühne doch auch großen Nachtheil; namentlich machen sie den Zuhörer ungerecht gegen die tüchtigen Mitglieder des Theaters. Der Gast, im sicheren Besitz einer Reihe von Rollen, aus denen er ein Lebensstudium gemacht hat, bedient sich der Mitspielenden als Folie; diese aber müssen, nachdem sie mit angestrengter Hast ihre Studien gemacht, zum Lohn auch noch die Tagend der Selbstverläugnung üben. Viele Theaterfreunde beschränken, es möchte durch das nun exclusive Engagement des Herrn Haase dieser Uebel eine Linderung bei uns permanent werden, namentlich da sein bedeutendes Talent die verschiedensten Fächer zu seinem Studium zieht. Dieses Bestreben verdient alle Rücksicht. Unserem Schauspiel fehlt es nicht an schönen Kräften, wohl aber noch an Abrundung und geschlossenem Ensemble. Dies herzustellen ist die erste Aufgabe jeder einsichtsvollen Leitung. Die Bühne darf nicht zum Tummelplatz für den Einzelnen werden, und das Spiel verliert allen Kunstwerth, wo es nicht ein Gesammtbild gibt. Gastrollen haben immer etwas Sonntägliches. Ein Künstler wie Haase wird und gewiß auch die Vortrage genügend machen; hierzu ist aber erforderlich, daß seine Mitspieler ihre Geltung haben. Er selbst wird damit wohl einverstanden sein, da die ächte Begabung sich zu bescheiden weiß, und das wahre Interesse der Kunst ihr höher steht als das scheinbare des Künstlers. H.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 35. Frankfurt a. M., den 30. August 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Ein Heidelberger Studententumult aus der Reformationszeit. Von Otto Müller. (Schluß.)

Das russisch-deutsche Volksblatt. Zur Kenntniß des Jahres 1813. (Schluß.)

Die neueste Forschung über die Lemuren.

Neue Bücher: Schmidt-Weißenfels, Frankreichs moderne Literatur.

Feuilleton: Nachträge zu Schiller's Bücherstein. — Schillerhäuser von J. Kuhn. — Ein Preßsommer. — Goethe im Monument. — Russischer Roman. — Kunstnotiz u. s. w.

Ein Heidelberger Studententumult aus der Reformationszeit.

Von Otto Müller.

(Schluß.)

An demselben Abend, der in Folge dieses Ereignisses ganz Heidelberg in Aufregung und banger Erwartung sah, fuhr ein junger Mann, den sein schwarzes Magisterkleid als einen dem gelehrten Stand Angehörigen bezeichnete, auf einem offenen zweirädrigen Kastenwagen, dem gewöhnlichen Fuhrwerk solcher Reisenden, die mehr auf die Schonung ihrer Börse als auf die ihrer Knochen und Gliedmaßen Rücksicht zu nehmen hatten, durch das Speyerer Thor in die alte berühmte Universitätsstadt ein.

Während der Wagen sich langsam vorwärts bewegte, betrachtete der darin sitzende junge Mann neugierig die aus allen Ständen gemischte Menge von Menschen, welche die Straße füllte, ohne daß er sich die Ursache dieser allgemeinen Bewegung erklären konnte. Es war weder ein Feiertag noch ein Jahrmarkt, auch sah er fast nur bürgerlich gekleidete Leute und trog der damals sehr bedeutenden Frequenz der Universität bemerkte er kaum hier und da einen Studenten im Gedränge. Jetzt eilte die Volksmenge schreiend und lärmend einer Seitengasse zu, die auf die Hauptstraße ausmündete, und gleich nachher zeigte sich dort ein großer Haufen von Studenten, die alle bewaffnet waren, ein buntes Durcheinander der verschiedenen Landsmannschaften und Facultäten. In ihrer Mitte schritt ein schon bejahrter hagerer Mann im vollen Professorenornat, die Brust mit einer goldnen Kette geziert und das Haupt von dem Barret entblößt, das er in der Hand trug. Sein Antlitz mit der hohen gewölbten Stirne zeigte jenen Verein von heiterer Jugendlichkeit und mildem Ernste, der den Mann der friedlichen Wissenschaft und den Lehrer der stürmischen Jugend in ihm erkennen ließ, und jetzt — nein, es war keine Täuschung, denn viele Leute in seiner Nähe nannten zugleich den verehrten Namen — jetzt erkannte auch der im Wagen sitzende junge Reisende im Magisterkleid die Züge und Gestalt seines ehemaligen Lehrers und Freundes Jacob Micyll, des gefeierten Dichters und berühmten Lehrers der griechischen Poesie und Beredsamkeit an der Hochschule zu Heidelberg. Sein Ruf gebot sogleich dem Fuhrmann Halt; hastig sprang er vom Wagen herunter, drängte sich durch die zunächststehende Gruppe Neugieriger und eilte Micyll entgegen, eben als auch dieser seiner ansichtig wurde und, die Arme nach ihm ausbreitend, in freudiger Bewegung ausrief:

Er ist's! Er ist's, mein Lotichius! Sei mir tausendmal gegrüßt am Neckarstrome, du theurer Fremdling im lieben Vaterland! O wie lange sehnte sich mein Herz voll Ungeduld nach der Stunde deiner Rückkehr! Scham, meine jungen Freunde, fuhr er in froher Erregtheit, zu den ihm zunächstbefindlichen Studenten gewendet, fort, das ist Petrus Lotichius, meiner geliebtesten Schüler einer, von dem ich euch schon manches herrliche Poem vorgelesen habe, wie es Tibull selbst nicht vollendeter hätte dichten können; heißt ihn darum mit mir willkommen auf deutscher Erde, ich verwette Eins gegen Hundert, unser vielgereister Arion bringt einen ganzen Schatz köstlicher Gesänge mit heim, denn gewiß nicht umsonst hat ihn noch jüngst die Universität von Montpellier als Dichter gekrönt und ihm den Grad eines Magisters der freien Künste ertheilt.

O Micyll, was braucht's der Gesänge und des Dichterruhms, nun ich dich wieder habe! entgegnete Lotichius gerührt. War doch überall dein Name der beste Geleitsbrief, der mir bei den gelehrten und berühmten Männern Frankreichs diese ehrende und herzliche Aufnahme verschaffte. Aber jetzt will ich dich nicht länger aufhalten, ich sehe dich im vollen Ornat an der Spitze deiner Schüler, auch die große Menge Volkes in den Straßen sagt mir, daß hier etwas Wichtiges vorgeht, laß' dich daher nicht stören, sondern setze ruhig deinen Gang weiter fort.

Wir sind am Ziele, sprach Micyll, auf das gegenüberstehende große Haus deutend. Hier ist meine Wohnung, die mir folgten, gaben mir das Ehrengeleite bis hierher und — hier erhob er seine Stimme — dafür sage ich meinen lieben Schülern herzlichen Dank und werde es als einen neuen Beweis ihrer Anhänglichkeit und Pflichttreue betrachten, wenn sie jetzt gleichfalls nach Hause gehen und das Weitere in Ruhe abwarten. Schon hat sich eine Deputation auf's Schloß begeben, um Seiner kurfürstlichen Gnaden Schutz und Gerechtigkeit anzuflehen; die Schuldigen, die nicht nur zwei brave Schüler auf's Grausamste mißhandelt, sondern auch durch diese blutige Gewaltthat die gesammte Universität, ja den erlauchten Protektor dieser hohen Schule selbst auf's Aeußerste beleidigt haben, werden, dafür bürgt uns der Gerechtigkeitssinn Otto Heinrichs, ihrer verdienten Strafe nicht entgehen. Ich selber aber wiederhole hier noch einmal öffentlich, was ich vorhin in der Sitzung des Dionysian-Kollegs erklärt habe, daß ich die durch das Gesetz und den allerhöchsten Willen Seiner kurfürstlichen Gnaden geheiligte Freiheit der Wissenschaft für verletzt halte und darum den Katheder meines Hörsaales nicht eher wieder betreten werde, als bis der gekränkten Ehre der Akademie die vollste Genugthuung geworden ist. Seid ihr damit zufrieden, meine jungen Freunde?

Ein jubelnder Beifall der Studenten, in welchen Viele aus der Volksmenge einstimmten, beantwortete diese Frage des verehrten

Digitized by Google

Professors; worauf Einer der Jünglinge, den seine Abzeichen als Mitglied der Hessen-Nation erkennen ließen, seine Commilitonen aufforderte, auch seinem gefeierten Landsmanne, dem Gastfreund ihres Lehrers Micyll, Petrus Lotichius, ein Lebehoch auszubringen, ihm, der mit dem hellen Auge des kundigen Arztes und gelehrten Naturforschers den Scherblick des Dichters vereinige, wobei er, der Redner, zugleich die Hoffnung aussprechen wolle, daß die Hochschule von Heidelberg einen solchen Mann dauernd als Lehrer gewinnen möge, eine neue Zierde der Künste und Wissenschaften. „Aber Lotichius," so schloß der junge Hesse seine begeisterte Ansprache, „ist nicht nur ein ausgezeichneter Arzt und vorzüglicher Dichter; er ist zugleich ein im rauhen Kriegslager gestählter mannhafter Charakter, hat, kaum zum Jüngling herangereift, tapfer an der Elbe für die Freiheit der lutherischen Lehre unter Johann Friedrich mit dem Schwerte gekämpft, und wahrlich, eines solchen Lehrers bedarf die Universität Heidelberg zu einer Zeit, wo es gilt, dem Uebermuth adeliger Junker mit der blanken Waffe entgegenzutreten und ihnen zu zeigen, daß Minerva, der Wissenschaften Beschützerin, nicht umsonst Schild und Speer führt; statt daß man, wie heute im Sitzungssaal des Dionysianums geschehen, in geschraubtem Latein Aufschäfte suchen und die Rohheit deutscher Ritter mit Citaten aus römischen und griechischen Autoren beschönigen wollte!"

Diese Rede, unter dem unmittelbaren Eindruck der blutigen That und mit dem ganzen Pathos jugendlicher Begeisterung gesprochen, brachte eine unglaubliche Wirkung hervor. Der bestürzte Lotichius, der noch kaum wußte, um was es sich hier handle, sah sich durch diese unbesonnenen Worte eines unbekannten Studenten plötzlich zum Gegenstand einer öffentlichen Kundgebung gemacht, die viel eher den Charakter einer feindlichen Auflehnung gegen die bestehende Autorität an sich trug, als den einer friedlichen Bezeigerung für den fremden Gelehrten und Dichter. Denn schon mischten sich in das Lebehoch der Studenten Rufe zur Rache und blutigen Vergeltung, schon forderten Einzelne der jungen Feuerköpfe den Gastfreund ihres Lehrers Micyll auf, sich an ihre Spitze zu stellen und mit ihnen hinauf vor's Schloß des Kurfürsten zu ziehen; auf dem Marktplatz, an welchem das Haus Micylls lag, sammelte sich eine immer größere Menschenmenge. Der Ruf: „Burschi heraus" erschallte durch die Straßen und von Minute zu Minute wuchs die Aufregung; kampfesmuthig schwargen die Studenten unter Abzeigung ihrer Bieder die blanken Schwerter, ängstliche Bürger flüchteten sich in das Innere ihrer Häuser und verriegelten Thüren und Läden, einzelne angesehene Männer der Stadt erschienen zu Pferde mitten unter den tumultuirenden Haufen und wurden, je nach dem größeren oder geringeren Grad ihrer Popularität theils mit Jubel, theils mit Hohngeschrei empfangen, ein armer Jude erhielt in einer Seitengasse jämmerliche Schläge, weil seine Glaubensgenossen im Verdacht standen, es mit der Hofpartei zu halten, und auf dem Altan des Rathhauses suchte der kurfürstliche Schultheiß, ein ältlicher Mann von wenig imponirendem Aeußeren, von einigen muthvollen Magistratsgliedern umgeben, sich vergebens Gehör zu verschaffen, um von einem großen Pergamente das neueste Mandatum Serenissimi gegen Zusammenrottungen und andere Ungebührlichkeiten abzulesen; er ward verhöhnt, ausgepfiffen, und mußte sich im Gefühl seiner Ohnmacht unverrichteter Sache von dem Altan wieder zurückziehen. Selbst das Ansehen Micylls und anderer einflußreichen Lehrer der Hochschule reichte nicht mehr hin, die wildaufgeregte Jugend zu beruhigen, doch blieb er mit Lotichius auf der Straße und wandelte Arm in Arm mit dem Freunde unter den Schauern der bewaffneten Studenten umher, die schon Cohorten wie zu einer förmlichen Feldschlacht zu bilden anfingen, und ermahnte fortwährend zur Ruhe und gesetzlichem Verhalten.

Da plötzlich, als der Tumult auf's Höchste gestiegen war und einzelne Studentenhaufen schon Anstalt machten, sich den Schloßberg hinauf in Bewegung zu setzen, ertönte vom Schloß herunter ein Alarmschuß, das drohende Signal, welches jedem Bürger und Bewohner der kurfürstlichen Residenz bei schwerer Leibesstrafe anbefahl, sich ruhig zu verhalten, wofern er sich nicht des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig machen und strengster Ahndung gewärtig sein wolle. Es war das Erstemal seit dem Regierungsantritt des mildgesinnten, aber kraftvollen Pfalzgraf-Kurfürsten Otto Heinrichs, daß er dieses drohende Quos ego! den Bürgern und Bewohnern seiner getreuen Residenzstadt aus dem ehernen Mund der Frau Zetta, der großen Lärmkanone auf dem sogenannten dicken Thurm, zurief; und die Wirkung, welche diese väterliche Warnstimme auf die friedlich gesinnten Bürger unten in der Stadt hervorbrachte, hätte schon allein hingereicht, sie von aller persönlichen Theilnahme an dem Studenten-Tumult fern zu halten, auch wenn nicht dem Kanonenschuß noch wenigen Minuten Trompetenschall gefolgt wäre, das sicherer Zeichen, daß kurfürstliches Militär sich auf dem Schloß in Bereitschaft setze, um die Ruhe und Ordnung in der Stadt nöthigenfalls mit Waffengewalt wiederherzustellen.

Diese drohenden Anzeichen änderten mit Einmal die ganze noch eben so bewegte Scene auf dem Marktplatz; Alles lief aneinander, Männer, Frauen und Kinder und wen sonst die Neugierde herbeigelockt hatte, flüchteten sich in die Häuser, noch wenigen Minuten sah man nur noch Studenten in den Straßen und auch diese zogen sich bald unter großem Geschrei in wenig geordneten Zügen nach dem Neckar hinunter, um schlimmsten Falls den Rückzug über die Brücke nach dem jenseitigen Ufer frei zu behalten.

So geschah es, daß der einzelne Reiter, welcher gleich nachher aus einer Seitengasse auf den Marktplatz gesprengt kam, hier nicht einen einzigen Menschen fand, und verwundert über diese plötzliche Oede und Einsamkeit mitten auf dem freien Platze das Pferd anhielt. Es war ein ältlicher wohlbeleibter Mann von hoher ehrfurchtgebietender Gestalt in einem dunklen Sammetkleid von spanischem Schnitt, wie es damals vornehme Herren im Hause zu tragen pflegten; sein Haupt war blos mit einem einfachen Barett bedeckt, auch trug er keine Waffen, obwohl sein ganzes mannhaftes Wesen, der grangelockte stattliche Bart und die Sicherheit, mit der er den schwarzen feurigen Streithengst lenkte, in ihm auf den ersten Blick den Ritter bester Art erkennen ließen.

Die Erscheinung des stattlichen Reiters blieb nicht lange unbeachtet, und kaum waren die Bewohner der am Marktplatz gelegenen Häuser seiner ansichtig geworden, als sich überall Fenster und Thüren öffneten, Frauen und Mädchen neugierig nach ihm hinschauten, während die Männer auf ihn zueilten, um ihn ehrfurchtsvoll zu begrüßen und nach seinem Befehl zu fragen. Auch das verschlossene Thor des Rathhauses that sich auf und mit enthlößten Häuptern erschienen Magistrat und Schultheiß in ihren Amtsmänteln, der letztere noch immer die große Pergamentrolle mit dem kurfürstlichen Mandat gegen Zusammenrottungen in der Hand haltend.

Der Herr zu Roß sah mit einem strengen Blick auf die Umstehenden nieder, als erwarte er, daß eine der Rathspersonen ihn anreden werde; als aber Alle in Schweigen verharrten, nahm er nach einer Pause das Wort, indem er mit einem Tone, in dem sich mehr Spott als Zorn ausdrückte, sagte:

Ei! Ei! Da hat ja wohl der hochweise Magistrat meiner guten Residenz in corpore den Kopf verloren! Als ob das Heidelberger Rathhaus ein ungelehrter Januskempel wäre, dessen Thore in Friedenszeiten weit offen stehen, aber sogleich zugeriegelt werden, sobald sich ein Feind zeigt! Still, still, gebot er lachend dem Schultheißen, als dieser eine Entschuldigung hervorstammeln wollte. Ich weiß, was Ihr mir sagen wollt, lieber Freund, daß es nämlich Eures Amtes nicht sei, sich in so gefährliche Händel zu mischen, und der ganze Rumor eigentlich mich angehe, mich, gegen dessen landesfürstliche Hoheit man sich mit den Waffen in der Hand auflehnt und der sich darum seiner Haut wehren möge! Gut denn, ich theile diese Eure Meinung und bin hier, meine Sache mit den Herrn Studiosi

persönlich abzumachen. Bleibt Alle zurück, ich will allein hin reiten und es ihnen mündlich auslegen, warum der Mann, der den alten Brückenthurm erbaut hat, einen Affen über's Thor setzte mit dem artigen Symbolum darunter:

Was thuſt du mich angaffen?
Daß noch nicht geſehn einen Affen?
Zu Heidelberg ſchau hin und her,
Du find'ſt noch meines Gleichen mehr.

Mit dieſen Worten wandte der erlauchte Kurfürſt Otto Heinrich, denn kein Geringerer war der ſtattliche Reiter, ſein Roß und ſprengte an der heiligen Geiſtkirche vorüber die Straße hinab, welche vom Markt nach der Neckarbrücke führte.

Wenige Augenblicke ſpäter folgte dem Tumult, den die Studenten dort verführten, eine tiefe Stille, die nach längerer Pauſe, während der man allein die mächtige Stimme des Fürſten heraustönen hörte, von donnerndem Hurrah unterbrochen wurde, in den ſich bald der Geſang fröhlicher Studentenlieder und weithin ſchallendes Jauchzen miſchte.

Verwundert ſahen die Herren eines hochweiſen Raths einander an und Einer nach dem Andern ſchlich beſchämt davon; denn ſchnell füllte ſich wieder der Marktplatz mit Schauluſtigen, da die Nachricht von der Anweſenheit des verehrten Fürſten in der Stadt ſehr Furcht vor einem blutigen Kampf zwiſchen Studenten und Militär beſeitigt hatte. Bald erſchien Otto Heinrich an der Spitze eines langen Studentenzugs, umgeben von den Senioren ſämmtlicher Landsmannſchaften, davon die beiden angeſehenſten, die der Pfälzer- und der Schwabennation, ſein Pferd am Zügel führten. Begleitet von dem Jubelruf der Menge, den der volksfreundliche Herrſcher durch mehrmaliges Nicken mit dem Haupte huldvoll erwiederte, bewegte ſich der Zug unter dem Geſang des Gaudeamus igitur über den Marktplatz den Schloßweg hinan zu dem herrlichen Fürſtenſitz, deſſen Zinnen und Fenſter weithin im Abendgold leuchteten. Vom hohen Söller des Ruprechtsbau's ſchauten die feinen Hoffräuleins der Frau Kurfürſtin vorwundert dem unter Feiergeſang nahenden Zug der friedlichen Schloßſtürmer mit dem erlauchten Herrn an der Spitze entgegen; als aber jetzt der Kurfürſt dem Hauptportale nahte, erblickten die ihn umgebenden Studenten zu ihrer Beſtürzung den gewaltigen Löwen, den einſt Otto Heinrich von ſeinen weiten Reiſen aus dem Morgenland mitgebracht hatte. Wahrſcheinlich war der Löwe bei der allgemeinen Verwirrung, die in Folge des in der Stadt ausgebrochenen Tumults auf dem Schloß entſtanden, aus ſeinem Erker hinter dem Ludwigsbau entkommen und ſtand nun, ſeines Gebieters harrend, unter dem Portale; auch wurde er beſonders nicht ſobald anſichtig, als er ſo laut vor Freude brüllte, daß ſelbſt die muthigſten Studenten ſich nicht weiter vorwärts getrauten, und Mancher ſogar, der den furchtbaren Wächter des Schloſſes zum Erſtenmal erblickte, ſich zur eiligen Flucht wandte. Der Kurfürſt aber ſprang lachend vom Pferde, ging feſten Schrittes auf den Löwen los, der ſich wie ein treuer Hund an ihn ſchmiegte, liebkoſ'te ihn und ſagte:

Gib dich zufrieden, Ali! Es ſind lauter gute Freunde, und wäre wirklich noch Einer unter ihnen, der den mir zugelobten Stadtfrieden nicht aufrichtig zu halten geſonnen wäre, ſo möge er ſich an dir ein Beiſpiel nehmen, wie ſelbſt der Stärkſte dem Gebote Gehorſam ſchuldig iſt und meinem fürſtlichen Befehle unbedingt Folge leiſtet: Fort in deinen Erker, Ali! Der Löwe, als hätte er jedes Wort ſeines Gebieters verſtanden, ſenkte demüthig das gewaltige Haupt und kehrte, ohne ſich nur einmal umzuſehen, in den Schloßhof zurück. Otto Heinrich aber wandte ſich zu den Studenten und ſagte, auf das edle Thier deutend, mit Nachdruck:

Das iſt die wahre Stärke und Freiheit, die ich jetzt und künftig achten werde. Gute Nacht, meine jungen Löwen! Stört mir nicht ferner mehr den Frieden meiner guten Bürger, ſonſt — ſo wahr ich Euch für diesmal Eure jugendliche Lebensſonnenheit aufrichtig vergolde — machen ich den alten Ali zu Eurem Oberpedellen, der, wie Ihr ſoeben geſehen habt, kein Freund von Widerſetzlichkeit und Ungehorſam iſt. Gute Nacht!

Das ruſſiſch-deutſche Volksblatt.

Zur Kenntniß des Jahres 1813.

(Schluß.)

Lucian Bonaparte erhält Kotzebue's Rod; er war damals mit einem epiſchen Gedicht „Karl der Große“ beſchäftigt, das hauptſächlich gegen ſeinen Bruder gerichtet war. Unter Napoleons Marſchällen wird Macdonald mit Ehren erwähnt. Ferner erhält das Blatt eine weitläufige Beſchreibung vom Hinſcheiden Düroc's, der dem Kaiſer ſo werth war; in der Schlacht bei Großgörſchen zu Tode verwundet, wurde er in der folgenden Nacht von Napoleon ſelbſt verpflegt. Derſelbe hielt die Hand des Sterbenden, bis Düroc ſagte: „Entfernen Sie ſich, Sire; dies Schauſpiel macht Sie traurig.“ Kotzebue bemerkt: „Alſo noch in ſeinen letzten Augenblicken hatte der vollendete Hofmann die Kraft, ſeinem Herrn ein peinigendes Gefühl erſparen zu wollen!“

Von den Regierungen ſelbſt war die Loſung gegeben worden, man ſolle die Sache Frankreichs von der Sache Napoleons möglichſt getrennt halten. Schon der Aufruf von Kaliſch hatte geſagt: „Frankreich, ſchön und ſtark durch ſich ſelbſt, beſchäftige ſich fernerhin mit der Beförderung ſeiner inneren Glückſeligkeit; keine äußere Macht wird dieſe ſtören wollen.“ Kotzebue ſetzt hinzu: „Die Franzoſen haben längſt bewieſen, daß ſie eine tapfere, geiſtreiche, kunſtliebende und, wenn ſie nicht gemißbraucht werden, edle Nation ſind. Haben ſie vergeſſen, wie ſtolz ſie mit Recht auf den Ruhm waren, zur Befreiung von Nordamerika mitgewirkt zu haben? Wie könnten ſie denn nun ſtolz darauf ſein, Deutſchland zu unterjochen?“

Daß den Ruſſen ganz beſondere Vorliebe zugewandt wird, verſteht ſich von ſelbſt. Ihr Streben nach höherer Bildung, ihre Großmuth wird geprieſen und namentlich den Koſaken nachgerühmt, daß ſie durch ihr biederes Weſen allenthalben Liebe gewinnen. In Wien trug man Ringe, Knöpfe und Uhrbänder mit Koſakenfiguren zerziert. Aus London berichtet das Volksblatt über eine jener dort britiſchen Demonſtrationen, denen man noch jetzt übergroßen Werth beilegt. Ein Koſak, der mit einem ruſſiſchen Kapitän nach England gekommen war, ward als der erſte ſeines Volkes, den man dort geſehen, ſammt ſeiner zehn Fuß langen Pike mit Ehrfurcht empfangen. Er hieß Alexander Waſiljeſchow, war 54 Jahr alt, trug einen langen grauen Bart und hatte ein kriegeriſches, doch gutmüthiges Anſehen. Schon ſeit fünfzehn Jahren vom Dienſte frei, zog er doch mit zwei Söhnen freiwillig in den Kampf gegen den Zerſtörer von Moskau. Die Börſe gab ihm zu Ehren ein Frühſtück; der Lord Mayor ſagte: „er ſei ſtolz darauf, einem ſo braven Krieger die Hand zu drücken“. Der Koſak antwortete kurz und kräftig. Mit ſeiner Pike verführte er ſchon 39 Feinde getödtet zu haben, darunter drei Officiere. Man wollte zu einem Geſchenk für ihn ſammeln, er aber verbat ſich dies durch die Zeitungen, indem er erklärte, ein ruſſiſcher Krieger dürfe kein Geld annehmen; doch Waffen wolle er nicht verſchmähen. So beſchloß man denn, ihn neu zu bekleiden und zu waffnen.

Den deutſchen Fürſten, beſonders dem König von Sachſen gegenüber, kommt der Herausgeber des ruſſiſch-deutſchen Volksblattes mit der ihm angeborenen und anbefohlenen Loyalität etwas ins Gedränge. Er begnügt ſich, auf diejenigen Länder und Städte hinzuweiſen, in welchen der vaterländiſche Sinn am lebhafteſten ſich rege und wo das Aufgebot der Freiwilligen am meiſten Erfolg habe. Beſonders die ſpäter ſo part beſtrafte Erhebung Hamburgs bietet ihm Gelegenheit zu manchem Lobſpruch. Hier hatte ein Bürger,

Digitized by Google

Namens Joachim Hauffi, nicht nur 25,000 Mark beigesteuert, sondern „von Gott berufen, seine ruhige, glückliche Lage zu verlassen“ errichtete er auch ein Corps freiwilliger Cavallerie, zu welchem sich an einem Tage 250 Mann, lauter Schlächtergesellen, einschreiben ließen. Leipzig wird gerühmt als die erste Stadt, die den Abzug der Franzosen durch Illumination feierte. Vor Allem wird mit achtungsvoller Spannung abgewartet, wie Oesterreich sich entscheiden werde. Die Einkleidung, welche Kotzebue seinen patriotischen Hoffnungen gab, konnte vielleicht auf die Leser von „Johanna von Montfaucon“, aber schwerlich auf Kaiser Franz und seine Staatsmänner von Wirkung sein. „Man erzählt, sagt das Volksblatt, als Einer der Minister neulich bis spät in die Nacht in seinem Kabinette gearbeitet und ganz allein gewesen, habe er plötzlich ein Rauschen hinter sich vernommen und als er den Kopf umgedreht, ganz deutlich den Geist Rudolfs von Habsburg erblickt, der mit drohendem Finger vorübergeschwebt. Ein guter Wiener Künstler soll bereits beschäftigt sein, diese Scene in Kupfer zu stechen.“ Dem Kaiser wird außerdem Corneille's Spruch vorgehalten: „un véritable roi n'est ni mari ni père;“ wie denn auch ein in Wien sehr verbreitetes Gedicht mit den Worten schloß: „Das Vaterland hat keinen Schwiegersohn.“

Im Allgemeinen war Kotzebue's Zeitschrift nicht für Denker oder für Staats- und Kriegsmänner geschrieben. Selbst diejenigen Abnehmer, welche gehofft hatten, durch das Volksblatt immer die frühesten und genauesten Nachrichten zu erhalten, sahen sich getäuscht. Wohl aber war es geeignet, die lebendigste Theilnahme unter der Jugend und im Mittelstand rege zu erhalten; überhaupt in solchen Kreisen, die mehr von Bildungstrieb und gutem Willen beseelt, als von weitgehender Einsicht geleitet waren. Gerade hierdurch werden uns viele seiner Blätter anziehend, indem sie einen Blick in das Privatleben jener Zeit vergönnen. Eine ganze Bevölkerung arbeitete mit; in eingesandten Vorschlägen und Bemerkungen zeigt sich die pathetische Sinnesart auf eine Weise, die wir heutzutag für gemacht und geschmacklos halten würden.

Ein bedeutender Raum in dem russisch-deutschen Volksblatt ist der Theilnahme deutscher Frauen am Befreiungswerke gewidmet. Schon in den ersten Tagen des März wurde in Berlin ein „Frauenverein zum Wohl des Vaterlandes“ gegründet, an dessen Spitze neun Prinzessinnen standen; die Prinzessin Wilhelm empfing die freiwilligen Beiträge, so klein oder groß sie sein mochten, unter ihrer eigenen Adresse. Manche Frauen und Mädchen konnten diesem Vereine nicht beitreten, weil ihre Mittel zu beschränkt waren; doch wurden gerade aus den ärmsten Klassen manche Züge der edelsten Aufopferung gemeldet. Ein Wirthsmädchen lieferte alle Trinkgelder ab, die sie von französischen Einquartierten hatte annehmen müssen; eine Näherin berauhte sich, da sie sonst Nichts zu verkaufen wußte, mit einer Scheere ihres herrlichen Haupthaares. Die That der Johanna Stegen vor Lüneburg am 23. April machte großes Aufsehen; das Volksblatt gibt ihren Namen nicht an, sondern erzählt nur: „Preußische Jägersfrau hatten ihre Patronen verschossen; in der Nähe lag zufällig ein umgestürzter französischer Ammunitionswagen, der die Patronen auf dem Boden verstreut hatte. Jenen Mangel und diesen Ueberfluß bemerkten einige Dienstmädchen, und ohne sich an den Kugelregen zu kehren, dem sie sich aussetzen mußten, rafften sie die Patronen zusammen und trugen sie den Jägersleuten zu.“ Der Brief einer ganz armen Frau an ihren im Feld stehenden Mann schließt mit den Worten: „Lebe nochmals wohl, geliebter Mann, vergiß mich und unseren lieben Sohn und hänge deiner schönen Pflicht und deinem geliebten König an, dies wünschet von Herzen deine dich heißliebende Frau, Luise Wulf.“ Kotzebue bemerkt hierbei: „Wenn ein römischer oder griechischer Schriftsteller von einer Römerin oder Spartanerin einen solchen Brief aufbewahrt hätte, wie würde der Nachruhm sie gepriesen haben!“ Weniger zu dem einfachen Ton des Schreibens stimmt seine Versicherung, daßselbe sei „der Erguß einer schönen Seele, einer Frau, die es verdient den Namen Luise zu tragen!“

Der Geist der Leonore Prochaska, die unter den Lützow'schen Freijägern kämpfte, begann sich überall zu regen. Von ihm war auch eine Dame beseelt, die am 11. Mai im russisch-deutschen Volksblatt einen Aufruf an edle deutsche Mädchen erließ. Mit flammender Beredsamkeit hebt sie den Umstand hervor, daß der Feind, der Franzose, den Ruf deutscher Frauen zum Gespött gemacht, indem er sich ihrer Gunst gerühmt habe. Um so näher liege dem edelgesinnten Weibe die Veranlassung, in einer so außerordentlichen Sache persönlich am Krieg Theil zu nehmen, zur blutigen Rache für jenen Schimpf. Sie spricht das Verlangen aus, ein geachtetes Weib, die es zu ordnen vermag, möge eine Versammlung Derer veranstalten, die sich zum heiligen Kampfe berufen fühlen; denn „wir können wieder werden, was wir waren: die Geachteten der Welt!“ — Kotzebue findet diese Gesinnung sehr lobenswerth, äußert aber doch, etwas mephistophelisch, es werde sich in ganz Berlin kaum eine halbe Compagnie solcher Heldinnen finden; ja wenn eine Versammlung zu Stande käme, so würde in der ersten Sitzung nur von der Uniform die Rede sein. Gleichwohl muß er auf die Sache zurückkommen; er widerlegt den Vorwurf, daß die Frauen dem fremden Joch genießt gewesen; ja er meint, die deutschen Freundinnen französischer Kriegsmänner seien nur zu entschuldigen, wenn sie es machen wollten wie vordem die fromme Judith. Eine Wilhelmine übernimmt zudem die Vertheidigung ihres Geschlechts und sagt gerade zu: „die Eitelkeit auf Uniform überlassen wir den Männern“. Die Zusendungen und Anerbieten in dieser Sache mehren sich. Eines Morgens empfing Kotzebue den Besuch von fünf Mädchen, welche entschlossen waren, in die weiße Legion (so sollte die Schaar der Kämpferinnen heißen) einzutreten. „Wer aus den Wolken fiel, war natürlich der Herausgeber. Es befand sich unter den Fünfen eine sehr hübsche Blondine mit einem so sanften Gesichtchen, daß er nicht umhin konnte zu bemerken, sie wenigstens sehe gar nicht darnach aus, als ob sie, ausgenommen durch ihre Augen, im Stande sei, Unheil anzurichten; allein gerade diese war die blutdürstigste“. Da nun eine der Damen sich erbot, durch ihre Adresse einen Vereinigungspunkt zu bilden, so sah sich die Redaction zu der Bekanntmachung genöthigt, daß sie alle mit J. M. bezeichneten Briefe in Sachen der weißen Legion beförderen werde. Die Bewaffnung, bemerkt sie einstweilen, solle in einem Dolch, einer Pistole und einer leichten Pike bestehen.

Mehrere Frauen erheben indeß Einspruch, bald mit Spott, bald auch mit verständiger Milde. Sie weisen auf die schönere weibliche Wirksamkeit hin, die Würde des Hauses zu erhalten, der Kranken und Verwundeten zu warten und die nothwendigen Entbehrungen starkmuthig zu ertragen. Die Herrlichen in dieser Beziehung bald wirklich geleistet wurde, ist weltbekannt. Die Gemahlin des Philosophen Fichte war vor Allen thätig; sie verfiel in Folge des Hospitalfiebers dem Tod, in den sie ihren Gatten nachzog.

Die verständigen Mahnungen vermögen jedoch nicht sogleich den Trieb nach außergewöhnlichen Thaten aus den Mädchenseelen zu bannen. Am 24. Juni erhielt das Volksblatt die Nachricht, daß ein Verein von Damen den Entschluß gefaßt habe, bei Beweebungen um ihre Hand den in diesem Kriege Verstümmelten den Vorzug zu geben. Der Einsender hält diesen Entschluß für fast so wichtig, als eine gewonnene Schlacht.

Eine Dame macht den Vorschlag, daß bei Vertheidigung der Städte die Frauen so handeln sollten wie bereinst in Frankfurt an der Oder gegen einen Herzog Hand, den sie mit gekochter Mehlsuppe von den Stadtmauern zurücktrieben. Man könne, meint die Einsenderin, Feuerspritzen mit solchem Mehlwasser füllen und von Frauen bedienen lassen; das Mehl diente blos dazu, das Wasser länger heiß zu erhalten, und müßte dann sein, um die Schläuche nicht zu verstopfen. Kotzebue findet diesen Gedanken sehr gut ge-

Digitized by Google

meint und bei manchen Gelegenheiten aufführbar; „wer jemals erfahren hat, wie heftig auch nur ein kochender Wassertropfen auf der Haut schmerzt, der wird zugeben, daß eine solche Spritze, welche in einem Augenblick ein paar hundert französische Augen mit siedendem Wasser bedienen könnte, von großer Wirkung sein müßte.“ Er weiß nur nicht, ob die Damen Geistesgegenwart genug haben würden, um den Feind so nahe herandringen zu lassen, bis sie ihn erreichen können.

Die Vorschläge, die von Männern ausgehen, sind nicht minder hochfliegend. Wir lesen eine Aufforderung an brave Eheleute, ihre goldenen Trauringe dem Staat als Kostenbeitrag zu überliefern und statt derselben künftighin eiserne zu tragen. Dieser Gedanke wurde nicht nur als sinnreich gepriesen, sondern es wurden in der That viele Ringe der betreffenden Commission übersandt. Ein ehrbarer Bürger geht noch weiter und verlangt, es solle während des Krieges jedem Deutschen zur Schande gereichen, wenn er mehr Silberzeug besitze als einen Eßlöffel, eine Uhr und was von Silber bereits an seinen Waffen habe; vom 3. Mai an solle in den preußisch-deutschen Ländern die Anlieferung alles sonstigen Silbers an den Staat förmlich beginnen. Wirklich ging zu der angegebenen Zeit eine Sendung ein, bestehend in siebenzehn Eßtöffeln, drei Kinderlöffeln, achtzehn Messern, einer Zuckerzange, vier Lerchenspießen und ähnlichen Dingen, zusammen etwas über fünf Pfund an Gewicht; das Beispiel fand aber wenig Nachahmung.

Selbst einen so praktischen, mit großen und ernsten Dingen beschäftigten Staatsmann wie Stein ging man mit dergleichen Plänen an. Ein Herr Hauff in Mähren, später als Professor der Mathematik in Genf verstorben, sandte ihm einen dicken Pack Schriften und Zeichnungen über den Bau einer ungeheuren magnetisirten Batterie, welche an des vaterländischen Heeres Spitze geführt werden und alle feindliche Kugeln unschädlich heranziehen und zersplittern sollte. Solche Entwürfe erhielt gewöhnlich Arndt zum Durchlesen. Bei dem eben erwähnten rief Stein: „Coelum ipsum petimus stultitia! Schreiben Sie dem Narren, er soll sich als Kanonenkugel gegen seinen Magnetbreg schießen lassen!“ — Im Vergleich mit diesem Vorhaben ist ein dem Volksblatt eingesandter Entwurf sehr vernünftig zu nennen. Ein Leser macht nämlich darauf aufmerksam, daß die Franzosen über die politischen Begebenheiten nur unwahre Berichte erhielten und daß es Noth thäte, ihnen den wirklichen Stand der Dinge kundzugeben. Zu diesem Zweck möge man eine Anzahl kleiner Luftballons über Frankreich hinfliegen lasse, aus welchen man Flugblätter über das Land vertheilen könnte. Er meint „mit Recht“, daß die etwa 10,000 Thaler kosten sich reichlich wieder einbringen würden. Dieser Antrag fand die lebhafteste Zustimmung. Der Mechaniker Enslin zeigte dem Herausgeber an, man könne die Ballons viel billiger herstellen, und veranstaltete in der Nähe von Berlin einen Versuch, der nach Wunsch gelang. Alsbald erfand man für die neuen Luftbälle den Namen „Himmelsboten“ und sah voraus, dieselben würden, wenn man sie in belagerte Festungen oder nach dem von seufzenden Deutschen bewohnten linken Rheinufer sende, treffliche Dienste leisten. Ein Einwohner von Stettin, der aus Glogau gebürtig war, erbot sich, einen Ballen englisches Druckpapier unentgeldlich herzugeben, und war selig in dem Gedanken, daß ein Blatt vielleicht seiner belagerten Vaterstadt Glück bringen könnte.

Beachtenswerther schien gleichwohl ein Vorschlag ganz anderer Art: der Kaiser Alexander möge, wie früher Napoleon es gethan, jedoch mit redlicherem Sinn, an die tapfere polnische Nation ein Aufgebot zum Freiheitskampf erlassen. —

Der Orden des eisernen Kreuzes war bekanntlich am 10. März, also vor Kutusoffs Aufruf, gegründet worden; er galt als ein Sinnbild der eisernen Zeit; der Tag der Stiftung war derselbe, an welchem drei Jahre vorher die hochsinnige Königin Luise verstorben war, sie, die des Vaterlandes Leiden innig mitgefühlt und das Goethe'sche Wort: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß“ zum Wahlspruch genommen hatte. Das Kreuz war Sinnbild des Glaubens und des Leidens; auch hatte unter diesem Zeichen die preußische Ritterschaft gegen das Heidenthum gekämpft. In gleichem Sinne waren die Hüte der Landwehrmänner mit dem Kreuze geschmückt. Eine Zuschrift an das Volksblatt wünscht jedoch, es möge das Kreuz durch ein Eichenblatt ersetzt werden, weil es in Deutschland viele Männer gebe, nämlich die Juden, welche die Tragung jenes Sinnbildes sich ungern würden gefallen lassen. Kotzebue aber meint, diese sollten dabei nicht an den Glauben denken, der verschieden sein möge, sondern an die gemeine deutsche Sache.

Die Vorliebe der höheren Stände für französische Sprache und Sitten wird nicht ohne schlagende Bemerkungen verspottet. Es hatte damals wie noch heute etwas Beistigendes, daß die Anhänger des Alten sich in jeder Art von ausländischem Leichtsinn, von großstädtischem Gebahren gefielen und gleichzeitig vom Volk treue Anhänglichkeit an die gute vorzeitliche Sitte verlangten. Uebrigens hatte gerade die Gesellschaft, die Kotzebue vertritt, vom französischen Wesen nur den Schaum der Oberfläche, nicht das tiefer liegende Gute sich angeeignet; voltaire'sche Witzelei war ihr geläufig, aber Montesquieu kannte sie nicht; nach den pariser Moden griff sie begierig, aber daß die französische Hauptstadt auch eine Fülle von ernstem Streben, Fleiß und Tüchtigkeit beherbergt, ahnte sie kaum. Das Volksblatt verspottet den sächsischen Minister Herrn von Senfft-Pilsach, daß er die Ammen für seine Kinder aus Paris bestelle. Es erklärt mit Recht, die deutschen Frauen der höheren Stände hätten seit Jahrzehenden in erschreckender Weise zur Begründung der französischen Herrschaft, also der deutschen Sklaverei, mitgewirkt. Ein Theil der Schuld wird den „Töchterschulen“ zugeschrieben, wobei der Einsender nicht verfehlt, auf das Affectirte und Geschmacklose des Wortes selbst aufmerksam zu machen, da „Mädchenschulen“ viel einfacher sei und man nie von Söhnezchulen spreche. Hieran schließen sich die Vorschläge, es solle für diplomatische Verhandlungen wieder die lateinische Sprache eingeführt, die französische aber in Deutschland nur noch von Deutschen gelehrt werden. Von Verbannung der Fremdwörter ist bei solchen Anlässen wiederum viel die Rede; ein Dr. Erdwin Julius Koch zeigt an, daß er wöchentlich dreimal Unterricht in der deutschen Sprachreinigung geben werde, um auf diese Art seiner Verpflichtung als Mitglied des deutschen Landsturmes nachzukommen. —

Der Mai verging unter großen Kriegsthaten; in den Schlachten von Groß-Görschen und Bauzen bewährten sich die deutschen Kämpfer, wenn sie auch nicht das Feld behaupteten. Der herrliche Scharnhorst, der, größer als Carnot, die Volkskraft organisirt hatte, war gefallen:

> Als er sein Heer in's Feld geführet
> Und sah, es hielt sich, wie's gebühret,
> Starb er: erfüllt war sein Beruf.

Napoleon hatte den in Spanien erprobten Bessières und seinen treuen Duroc verloren. Die Zunge der Wage schien einzuhalten; ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen, während dessen namentlich Oesterreichs Stellung sich entscheiden mußte. Kaum ruhte der Krieg, so erhielt Kotzebue die Weisung, die Herausgabe des Volksblattes einzustellen; indem er dies zur Anzeige bringt, gibt er zugleich zu verstehen, er könne vielleicht durch höhere Befehle veranlaßt werden, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Dies geschah jedoch nicht; das russisch-deutsche Volksblatt erschien im Ganzen ein Vierteljahr lang.

So edel und groß die Sache war, der Kotzebue hier seine Feder widmete, was sie doch nicht fähig, ihn sittlich zu heben. Unter den von uns angeführten Stellen sind mehrere, die das Gepräge seiner gemeinen Gesinnung deutlich tragen. Sie sind um so verwerflicher, da er den düsteren Ingrimm, der so fanatische Bezeugungen erklären könnte, nicht in sich trug. Ueberhaupt drängt sich die Be-

Digitized by Google

merkung auf, daß gerade diejenigen Wortführer, die in jener Zeit vom Feld der Thaten ausgeschlossen waren, in Vers und Prosa am meisten ins Wilde ausschweiften. Vergleichen wir Rückert und Körner. Der Erstere singt zwar von Leonore Prochaska:

Ich müßte mich schämen ein Mann zu heißen,
Wenn ich nicht wollte führen das Eisen
Und wollte Weibern gönnen,
Daß sie es führen können; —

er blieb aber gleichwohl zu Hause. Seine Zeitgedichte schrieb er in der Stube, die neueste ästhetische Richtung genau einhaltend; seine Lieder wurden im Lager wenig beachtet, fanden aber Würdigung in literarischen Kreisen, wo man für die mittelalterliche Färbung und den gut herausgearbeiteten Volkston eingenommen war. Aber gerade bei ihm findet sich vieles Platte und Niedrige. Ein Lied zu Ehren des Landsturms beginnt mit folgenden Zeilen:

Wer warft Du? „Ein Schneider;
Ich flicke französische Kleider."
Wer warst Du? „Ein Schuster;
Schnitt Schuh' nach französischem Muster."
Nun denn, ihr Beiden,
Was wollt ihr jetzt schneiden?
„Wir Scheren und mit Pfriemen
Französische Haut zu Riemen".

Theodor Körner mag an poetischer Fülle und Tiefe noch so weit unter „freimund Reimar" stehn: seinen Gesang hat er mit dem eigenen Blut besiegelt und seinen Dichterschild rein erhalten. Der mitkämpfende Schneider und Schuster fühlte sich beim Anstimmen des Schwertliedes und der wilden Jagd gehoben und veredelt, wenn auch der Aesthetiker sein Urtheil dahin abgeben muß, daß Rückert den Ton des deutschen Liedes besser zu treffen wußte.

Daß Kotzebue's Zeitschrift eine bedeutende Wirksamkeit übte, ist nicht zu verkennen. Wir finden ihn neben den berühmtesten Wortführern des amtlich bestellten Deutschthums, namentlich neben seinem literarischen Todfeind Friedrich Schlegel*), mit Ehren genannt. Noch mehr spricht die folgende Thatsache zu seinen Gunsten: Als nach der Schlacht von Bautzen Napoleon in die Stadt eingezogen war, meldete der Moniteur dieses Ereigniß mit dem Beisatze: „Der Kaiser ward von den Einwohnern und den Obrigkeiten mit den Gefühlen empfangen, welche Verbündete haben mußten, die glücklich sind, sich von den Fesseln, den Kotzebue und den Kosaken befreit zu finden."

Kotzebue war hocherfreut über diese Zusammenstellung; Stein würde sich dieselbe verbeten haben. Zu Anfang des Mai schrieb er der Prinzessin Wilhelm: „Kotzebue entstellt und verdreht geschichtliche Thatsachen, er verzerrt und verkleinert gern das Große; in ihm liegt kein reiner edler Sinn". — Stein drang überhaupt auf die Entfernung unwürdiger und gefährlicher Menschen. Hätte er allein zu verfügen gehabt, so wäre wohl ein Arndt oder Steffens zur Leitung des Blattes berufen worden. Solche Männer hätten gewiß die Aufgabe würdiger erfaßt, aber schwerlich die gewöhnliche Theilnahme in gleichem Grad angeregt. Es ist leider nicht zu leugnen, daß, Wer auf eine wohlmeinende, ungebildete Masse wirken will, der Trivialität nicht entbehren kann. Diese kam auch dem Turnvater Jahn zu Statten, der übrigens in seiner deutschen Gesinnung durchweg aufrichtig und auch sonst ungleich redlicher war als Kotzebue. Schon um deßwillen steht er hoch über dem letzteren, weil er aus eigenem Antrieb, ja auf eigene Gefahr hin dem Vaterlande diente.

Auf die Dauer freilich haben in Deutschland die von Regierungswegen bestallten Vertheidiger der Unabhängigkeit nie besonderen Erfolg gehabt. So hochbegabte Männer, wie Kotzebue, Genz, Schlegel, sanken in Berachtung und Vergessenheit; schon in den zwanziger Jahren fühlte sich jeder Leser ihrer hochtrabenden Proklamationen durch die Absichtlichkeit verstimmt. Diejenigen Kämpfer dagegen, die aus dem Geist und der Wahrheit hervorgingen, ein Arndt, Schenkendorf, Wilhelm Humboldt, vor Allen der idealste Vertreter der deutschen Erhebung, Fichte, — sie glänzen, je weiter wir uns von der großen Epoche entfernen, wie besonnte Alpenspitzen in die Nachwelt.

*) August Wilhelm von Schlegel wird im russisch-deutschen Volksblatt als Verfasser einer Schrift über die Continentalsperre und ihren Einfluß auf Schweden bezeichnet; doch wurde dieselbe von Anderen der Frau von Staël zugeschrieben.

Die neueste Forschung über die Xenien.

Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript. Zum erstenmal bekannt gemacht von Eduard Boas und herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Berlin. Dirsch. 1856.

In wenigen, aber kraftvollen Zügen hat Schlosser nachgewiesen, daß Goethe's und Schiller's Dichterruhm zu Ende des vorigen Jahrhunderts keineswegs in der Art feststand, wie unsere Zeit ihn aufzufassen gewohnt ist. Man nahm allenfalls zwischen dem Talente der Beiden und dem ihrer berühmten Collegen auf dem Parnaß einen quantitativen Unterschied an, war jedoch vielfach geneigt, den früheren Geschmack als reiner und würdiger anzupreisen. Erst die romantische Schule und die Idealphilosophie erweckte in der Jugend eine hochsinnige Schätzung dessen, was in Weimar geleistet worden war; und wenn auch der gefühlvolle Philister noch nicht genau zwischen Schiller's Maria und Kotzebue's Eulalia unterschied, wenn man noch hin und wieder wegen des Vorrangs von Goethe's Meister oder Engel's Lorenz Stark im Zweifel schwebte: so war doch im Gebiete des Geistes die Frage bereits entschieden.

Durch ihr energisches Auftreten im Musenalmanach des Jahres 1797 hatten Goethe und Schiller die Schaar der Mittelmäßigen von sich abgewehrt und die Grenzlinie um ihr eigenes Gebiet scharf gezogen. Sie kamen auf den Streit nicht mehr zurück; der Sturm, den die Xenien erregt hatten, grollte nur noch leise, als Wallenstein und als Hermann und Dorothea erschien. Wenige Jahre vergingen, und eine kecke, ungestüme Generation stand für die wahre Poesie im Vordertreffen. Wie nothwendig und segenreich der Xenien-Almanach war, ist hauptsächlich aus dem allgemeinen Unwillen zu ersehen, der ihn begleitete. Fast nur in ihrer unmittelbarsten Nähe fanden die beiden Dichter einige Geister, die das Unternehmen sogleich würdigten: Humboldt, Körner und wenige Andere. In die Mißtöne, in das beständende Geschrei über Verwegenheit, Gemeinheit und Impietät klingt fast kein Wort der Anerkennung für das Große, das Goethe und Schiller schon geleistet hatten. Die wenigen Genossen, die man im Almanach gelobt oder gescholten, wie Voß und Wieland, betheuerten heimlich ihre Unschuld an diesem Lob und ihren Abscheu gegen den Frevel.

Man macht neuerdings wieder unseren Klassikern den Vorwurf, sie hätten durch Voranstellung der literarischen Interessen die Jugend und das Volk in ihrer Thatkraft dreinträchtigt. Sie haben aber im Gegentheil, wie man immer mehr einsieht, die moralische Dumpfheit, den geistigen Schlendrian aus ihrem breiten Terrain vertrieben, und einer schwungvollen, starken Gesinnung Raum geschafft. Zu diesem Zwecke mußte einmal wenigstens das stille Schaffen unterbrochen, mußte die Alltäglichkeit aus ihrem bequemen Treiben aufgescheucht werden. Nur allzu lange hatte sie sich, den lästigen idealen Ansprüchen der Neuerer gegenüber, im sichren Besitze wohlgefühlt. Als Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts erschienen waren, ein Werk, dessen gedrängter Vollgehalt noch heute nicht erschöpft ist, gab eine „Bibliothek der schönen Wissenschaften" folgendes Urtheil ab: „Möchte es doch Männern, die sich unter Herrn Campe zur Prüfung der deutschen Sprache und Reinigung der Sprachfehler unserer Schriftsteller verbunden haben, gefallen, einige Abhandlungen, sei's von Herrn Schiller oder von seinem Freunde, Herrn Fichte, der es ihm in der Abenteuerlichkeit der Schreibart schon um ein Großes zuvorthut, in's Deutsche zu übersetzen."

Digitized by Google

Die Untersuchung über den Xenienstreit, der für unsere Literatur einen Wendepunkt bildet, wurde im Jahr 1851 so ziemlich abgeschlossen durch das rühmlich bekannte zweibändige Werk von Eduard Boas, „Schiller und Goethe im Xenienkampf" (Stuttgart, Cotta). Derselbe hatte namentlich das Lager der Feinde und die Stimmung, die in demselben herrschte, durch zahlreiche Berichte aus den Quellen lebhaft veranschaulicht. Die Thelnahme, welche sein Buch fand, bekundete sich durch viele eingeschickte Anmerkungen oder Zusätze. Eine wichtige Urkunde jedoch blieb ihm unzugänglich; nämlich das von Goethe angelegte Heft, welches im Frühjahr 1796 die Botenfrau zwischen Weimar und Jena bin und her zu tragen hatte, und in welches beide Dichter die neu einfallenden Xenien unmittelbar einschrieben. Gern hätte Boas dies merkwürdige Manuscript gesehen, doch machte er sich kaum Hoffnung darauf, da Goethe und Schiller ihre Vorstudien und fertigen Arbeiten nach dem Druck zu verbrennen pflegten. Aber gerade mit dem Xenienmanuscript war eine Ausnahme gemacht worden; dasselbe befand sich in Eckermanns Verwahrung, und seit dem Jahr 1796 hatte das Auge keines Dritten es gesehen. Erfreut durch das eifrige Studium, das Boas auf die Xenien verwandt, glaubte Eckermann den autographischen Schatz nicht besser verwenden zu können, als wenn er ihn dem unermüdlichen Forscher ausliefere. Die Uebergabe fand zu Anfang des Jahres 1852 statt. Boas begann sogleich die Handschrift kritisch durchzugehen; nach seinem frühen Hinscheiden ging Wendelin von Maltzahn, der Herausgeber von Boas Werk über „Schillers Jugendjahre", die Arbeit zum Schluß.

Das Manuscript enthält 113 Distichen, von denen nur 72 wirklich in den Musenalmanach aufgenommen wurden. In dem vorliegenden Abdruck erhalten wir demnach 41 bisher völlig unbekannte satirische Epigramme von Goethe und Schiller. Dies ist schon eine beträchtliche Ausbeute; außerdem aber ist, für die vorliegende Xenienfrage wenigstens, die Frage nach der Autorschaft durch die Aechtheit der Handschriften (obwohl Goethe seine Xenien nur dictirte) unzweifelhaft entschieden. Die Chorizonten (Sonderer) waren bisher auf den eigenen Scharfsinn, außerdem noch auf die Angaben der Frau Charlotte von Schiller angewiesen; aber auch selbst die Entscheidung der Letzteren wird jetzt in einigen Fällen berichtigt.

Am 23. December 1795 schrieb Goethe dem Freunde, daß er die beabsichtigte Sammlung von „Epigrammen auf alle Zeitschriften" bereits durch ein Dutzend eröffnet habe und dasselbe nächstens schicken werde. Nach einigen Tagen erhielt Schiller das Heft in klein Folio, auf dessen erstes Blatt 14 Distichen geschrieben waren. Doch befindet sich schon unter diesen Ur-Xenien eines, das nicht auf ein Journal sich bezieht, sondern eine sehr realistische Lebensbetrachtung enthält:

Fichte's Wissenschaftslehre.
Was nicht Ich ist, sagst Du, ist nur ein Nicht-Ich. Getroffen,
Freund! So dachte die Welt längst, und so handelte sie.

Unter den übrigen befinden sich drei bisher unbekannte, darunter ein ziemlich scharfes gegen die Zeitschrift „Archiv der Zeit":

Unglückselige Zeit! Wenn einst aus diesem Archiv dich
Schützer die Nachwelt, wie kommst du ihr so beinlhalt vor!

Von nun an zeigt sich daß Schillers, bald des Goethe'schen Secretärs Handschrift in bunter Abwechslung. Derartige kleine Dichtungen sind mit Abschnitzeln zu vergleichen; wenn man nur erst das Material und den richtigen Griff hat (wozu freilich auch Genie gehört), so springen sie in fliegender Schnelle nach allen Seiten hin. Unmerklich erweitert sich der Kreis, bis unter Schillers Hand einzelne Gruppen sich fast zu abgesonderten Werken gestalten; so „Shakspeare's Schatten" und der Cyklus „die deutschen Flüsse".

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Literatur. C. Schmidt-Weißenfels, Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration. 2 Bde. Berlin, Heymann. — Dieses Buch würde als eine Ergänzung des neulich besprochenen Werkes von Herrig dienen können, wenn es mit mehr kritischer Umsicht und Sorgfalt gearbeitet wäre, so aber enthält es nur eine, nicht zum Besten angeordnete Masse von Notizen und Einzelheiten, welche der Verfasser während eines längeren Aufenthalts in Paris gesammelt zu haben scheint. Sowohl dem Literarhistoriker als dem größeren Publikum mögen dieselben interessant und dienlich sein, allein ein klares, übersichtliches Bild der jetzigen französischen Literaturverhältnisse geht daraus nicht entfernt hervor. Die kritischen Ansichten des Verfassers sind schwankend und verworren. Er glaubt an die Bedeutung und die Zukunft der romantischen Schule in Frankreich mit der Entschiedenheit und dem Enthusiasmus der Dreißiger Jahre, ohne, wie es scheint, zu ahnen, daß sich dieselbe ebenso sehr überlebt hat als der Classicismus. Er hält Dumas für einen großen Mann, weil seine Romanfabrik tausend Bände geliefert hat; er kanzelt die besten Kritiker wie St. Marc Girardin und G. Planche wie Schulknaben ab, weil sie Klassiker sind, und dergl. Ganz verwerflich aber ist die Schreibart; der eigentlichen Stylfehler, wie falsche Satzconstructionen, Verwechslungen der Casus u. s. w., finden sich unzählige, und jedem Abschnitt geht eine allgemeine Einleitung über sociale, politische und sonstige Zustände voll unnützer Abschweifungen, im Jean Paul'schen Metaphernstyl voraus, in welchen die Bilder wie Betrunkene durcheinander taumeln. Davon nur einige Beispiele: Die banale Wahrheit, daß das Kaiserreich der poetischen Produktion ungünstig war, wird ins Endlose wiederholt in pomphaften Umschreibungen wie die folgende: „Uebersättigt vom Ruhm und weinend um die alte Garde und den Cäsar, beflecken Stern mit der Glorie von Waterloo erblichte, saß das herrliche Frankreich ohne Regung und Thatkraft inmitten seines von Unkraut überwucherten Gartens; kein Einziger wollte dies prachtvolle Beet voll Blumen der Poesie und selbst der Wissenschaften von dem Staube reinigen und von dem Eisenpaar und den geschwärzten Fahnenfetzen säubern, mit denen es überschüttet war". Viktor Hugo, „ein Titian der heroischen Situation und ein Van Dyk der Detailmalerei" macht in Rotterdame eine „prächtige Geistesvromenade", „Lamartine, der Sänger, der Dichter und liebliche Redner mit der Thräne der Menschheit im Busen, hat es niemals vermocht, sich mit dem Leben und der kalten Form von Klio's Griffel vertraut zu machen", und endlich „mit den Erfolgen der Balzac'schen Sittenromane zog der Stern der Romanik von dem literarischen Himmel fort und befreidigt dem Olymp wieder zu. Mit der einen Hand (der Stern!) dem Romanticismus wie einem geliebten Vater die Augen zudrückend, nachdem dessen Sterbestunde gekommen, reichte er mit der anderen dem Socialismus das Lebenselixier, durch welches u. s. w."

Ueberlesen wir über diesen lächerlichen Schwächen die Verdienste des Schmidt'schen Werkes nicht! Dieselben ruhen hauptsächlich im zweiten Band. Nachdem er im ersten den Roman, die Lyrik und das Drama, also die schönwissenschaftliche Literatur, behandelt hat, bespricht der Verfasser dort die Philosophie, die Geschichtschreibung und den Journalismus. Namentlich auf dem letzteren Gebiet scheint er sehr bewandert, theils eine Menge schätzenswerther Details mit und beweiß ein unbefangenes und richtiges Urtheil, welches unwissende Paviervderber wie Granier aus Cassagnac vom Constitutionel, und Théophile Gautier vom Moniteur, trotz des kaiserlichen Journalistenunibus, welchre sie jetzt umgibt, in ihrem vollen Unwerth erkennt.

Wir sind überzeugt, daß Herr Schmidt, wenn er etwas mehr Zeit und Arbeit auf sein Buch verwendet hätte, ein sehr nützliches und gediegenes Werk gebracht haben würde. A. B.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Die Erinnerungen, welche der berühmte Gesinge L. G. von Leonhard in Heidelberg aufgezeichnet und unter dem Titel „Aus unserer Zeit in meinem Leben“ herausgegeben hat, sind äußerst mannigfaltig. Neben Berichten über wissenschaftliche Wanderungen finden sich Zeitbilder jeder Art, Anekdoten über berühmte Männer, auch sehr viele Notizen über deutsches und französisches Theater. In dem kürzlich erschienenen vierten Bande dieses Werks erhält auch die Schiller-Literatur einen Zuwachs. Leonhard sah in Weimar den Wallenstein und verschaffte sich die Textheit einiger Stellen, die in den gedruckten Ausgaben weggeblieben sind. Daß dieselben ächt sind, ist durch Goethe's Versicherung an Leonhard festgestellt. Wallenstein spricht von der Wundermacht seines Namens in jener Zeit, da er die Werbetrommel rühren ließ; dieser Monolog enthielt die Verse:

Und wie des Waldes lederreicher Chor
Schnell um den Wanderzeugt her sich sammelt,
Wenn er der Leyte Laubesschlag beginnt:
So drängen sich um meines Namens Klang
Des deutschen Landes leidgeprüfte Jugend.

In der Rede an die zehn Bayreuthener sagt Wallenstein das rühmende Wort bei:

Denn zu der Stärke, die nur schrecklich ist,
Gesellet Ihr die Mäßigung, die Ruhe;
Und Eure Anstand, Eures Marsches Weise
Verkündigte ein ehrens Geschlecht.

Die Anspruche an Max Piccolomini schließt mit dem Spruche:

Gerechtigkeit ist eines Herrschers Tugend;
Ein treuer Herz ihrem's, auf seiner schmalen Bahn
Den hohen, fernen Retter zu befragen.

Im vierten Auftzug, am Schluß des achten Auftritts, hat Buttler noch eine Rede von 28 Zeilen; da jedoch dieselbe bereits durch Boas mitgetheilt ist, so beschränken wir uns auf die ächt Schiller'schen greimen Schlußverse:

Nicht Großmuth ist der Geist der Welt.
Krieg hat der Mensch, er muß zu Gott,
Muß um des Daseins schweren Boden fechten.
Glatt ist der Grund, und auf ihn drückt die Last
Der Welt mit allen Mächten!
Und wenn er nicht den Rettungs-Ast
Mit schnellem Aug' ergreift und faßt,
Nicht in den Boden greift mit festem Fuß,
Ergreift ihn der gewalt'ge Fluß,
Und hingerafft im Strudel seiner Wogen
Wird er verschlungen und hinabgezogen.

— Schillerhäuser, von Joseph Rank. (Leipzig, Brockhaus.) Im Allgemeinen können wir in der stets wachsenden Detailbehandlung des Lebens und der Werke unserer beiden großen Dichter wenig Verdienstliches erblicken. Hier liegt dagegen ein elegant geschriebenes Werkchen anziehenden Inhalts vor, welches seine gelehrten Prätensionen erhebt, und seinem Zweck höher Unterhaltung — es macht einen Theil der Brockhaus'schen Reisebibliothek aus — vollkommen entspricht. Rank führt uns das Bild der hauptsächlichen Wohnungen, welche Schiller, theils zum Zweck bleibender Thätigkeit, theils während der Krisen seines unruhevollen Lebens aufnahmen, in sehr ansprechender Weise vor, und gruppirt um diese Bilder die Schilderung des jeweiligen Seelenzustandes des Dichters, sowie der Art und Weise und des Inhalts seiner poetischen Produktion. Die Ausführungen in letzterer Hinsicht sind mitunter wohl etwas zu breit gerathen, indem sie vieles ganz Bekannte aus den betreffenden Briefwechseln bringen; dagegen erhält das Publikum auch verschiedenes ganz Neue. Besonders interessant sind die Mittheilungen, welche Rank aus dem Schillerarchiv in Marbach und dann aus dem in Weimar gibt. Auf dem letzteren, dessen Schätze im Jahre 1848 versendet waren und meist eine starke Färbung durch die Zeitstimmung tragen, heben wir Einiges hervor. Ein „bekannter Kunstliebhaber aus Köln“ weiß dort dem Dichter einen großen Theil des Vergnügens an den Bewegungen seines Jahres zu, und ein „oft genannter südwestlicher Märzminister“ findet sich schon am 11. März 1849 zu dem Bekenntniß veranlaßt:

Die Freiheit lebe nur in dem Reich der Träume,
Und alles Schöne blüht nur im Gesang.

Radowitz endlich schreibt ein in der Form gelungenes Distichon:

Innerlich freiheit, äußerlich Maß bei Allem und Schranke.
Das ist des Lebens Gesetz, wie zu dem Menschen es spricht. A. B.

— Ein selten gehörtes Greisenwort. Ein Greis ist, nach dem weitbekannten Ausspruch des Horaz, ein Lobredner der Zeit, in welcher er seine Jugend verbrachte. Wenn ein Hochbejahrter von diesem Typus abweicht und der jungen Gegenwart ihr Recht gibt, muß ihm gewiß eine besondere Achtung der Gesinnung und Gerechtigkeit des Urtheils nachgerühmt werden. Diese Eigenschaften besitzt ein oft mißkannter Mann, Ernst Moritz Arndt, in seinem Greis. Vor sechs Jahren sprach er sich über unsere Zeit, im Gegensatze zu dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts, dahin aus: „Ich stelle mich kühnlich auf die Höhe dieser Zeit; sie ist bei aller Uebertreibung, Ausschweifung und Verirrung der Jetztlebenden doch eine tapferere, sittlichere und also auch freiheitlich bessere Zeit, als die Jahre meiner Kindheit und Jugend, die Jahre zwischen 1770 und 1800, gewesen sind. Ich lasse sie weder von Bücken und Kurzsichtigen, noch von Mondsüchtigen und Zurückschlägern verlästern. Wer Deutschland um 1790 oder 1810 gesehen hat, wer von ihm den Blick auf das Ganze der Welt wirft, der muß bekennen: die Menschheit ist, trotz aller mannigfaltigsten Abirrungen in dem letzten halben Jahrhundert, in dem Wirklichkeiten und Wirklichkeitsschlichen doch sehr vorgeschritten ist.“ — Arndt ist 1769, also in dem gleichen Jahr wie Napoleon und Alexander von Humboldt geboren; er war demnach, als er die obigen Worte niederschrieb, schon einundsiebzig Jahre alt. Wie selt bedsamt er manche weit jüngere Schriftsteller, welche mit sogenannt kulturhistorischen Sophismen die Gegenwart verleumden!

— Goethe im Moniteur. Im Pariser Moniteur vom 8. Okt. 1808 findet sich der folgende, aus Erfurt eingesandte Bericht: „Notre ville devient de plus en plus brillante. Il paraît que les cours de tous les princes voisins s'y sont transportées. Celle de Weimar a amené ici le célèbre Goethe, ministre du duc. Cet auteur, qui est jeune encore et dont la réputation date déjà de si loin, assiste exactement aux représentations que donnent les comédiens ordinaires de S. M. l'Empereur et Roi. Il paraît apprécier parfaitement nos acteurs et admirer surtout les chefs-d'œuvre qu'ils représentent.“ — Diese Notiz ist um so interessanter, als damals der Moniteur schwerlich aus Erfurt andere Mittheilungen empfing, als die von Napoleons unmittelbarer Nähe kamen. Goethe's Jugend betreffend, wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß er bereits im sechzigsten Jahre stand. Auch hatte er im Gefolge mit dem Kaiser sich als einen Schützer angegeben und dieser darauf bemerkt: Ihr habt euch gut erholten. C.

— Amtsdrühte Komane. Die Erzählstyle „Es ist nie zu spät zur Besserung“ (ist zu never to late to mend) von Charles Reade wird, zwar nicht als Kunstwerk, aber um des mannigfachen Inhaltes und der lebhaften Darstellung willen, vom „Athenäum“ als eines der anziehendsten neuen Werke bezeichnet; sie spielt unter den australischen Goldgräbern. — Von höherer Bedeutung und zugleich für jeden Leser unterhaltend ist „Wau-Bun“ von Frau Kinzie in Chicago. Der Gemahl der Verfasserin ist Oberst Kinzie, der erste Gouverneur von Chicago. Sie beschreibt die Reise, die sie mit ihm in den fernen Nordwesten, also in Gegenden unternahm, welche vor ihr keine civilisirte Frau gesehen. Das erste Haus in Chicago wurde im Jahr 1830 gebaut; heut ist es eine bevölkerte Stadt, in welcher drei große politische Blätter erscheinen. Die amerikanische Kritik stellt Wau-Bun neben die besten Romane Cooper's. — Denkwürdigkeiten einer Erzählung „Globetrotter“ (der Globetrotter) in nämischer Sprache und gleichzeitig in englischer Uebersetzung erschienen.

— In einem neuen Raume unseres außerordentlich thätigen Kunstvereins, welcher dieser Tage eröffnet wird, ist das jüngste Werk des Münchener Historienmalers Karl Pilotys aufgestellt, der sich bekanntlich entschieden dem Naturalismus der Belgier zugewandt hat. Dieses vielbesprochene, figurenreiche Gemälde zeigt uns das tänzlische Heer in der Vorbereitung zur Entscheidungsschlacht auf dem weißen Berge bei Prag (7. November 1620); es ist ein höchst interessantes Bild, welches auch die Theilnahme des größeren Publikums in bedeutendem Grade erfreuen wird. e.

— Deutsche Sängerinnen in London. Frau Jenny Lind-Goldschmidt hat einen neuen Flügel zum Hospital für Brustkranke in Brompton (Vorstadt Londons) anordnen lassen und dafür das Recht erhalten, jährlich daselbst drei Kranke unentgeltlich und 24 andere zur Behandlung außerhalb der Anstalt zu empfehlen. — Die Londoner Illustrated News bringen die Abbildung eines merkwürdigen Armbandes, welches Johanna Wagner von dem Direktor Lumley zum Geschenk erhalten. Letzterer hat die Sängerin aufgefordert, unter seiner Leitung eine Kunstreise durch die englischen Provinzialbühne in den Monaten September und Oktober zu machen.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°, und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 36. Frankfurt a. M., den 6. September 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Der gerechte Fürst. Erzählung von A. Weill.

Johann Heinrich Wessel. Ein dänischer Dichter des 18. Jahrhunderts. Von J. W. M.

Die neueste Forschung über die Lenien. (Schluß.)

Der Schwan, Gedicht von Ludwig Wihl.

Feuilleton: Neues Nefsenerl. — Aus Brago's Leben. — Jordanwasser. — Die beiden Ludwig. — Geschichtliche Studien des Herzogs von Aumale. — Ausgehende Bestial in Frankfurt. — Photographische Aufnahme des Meeresgrundes. — Der Gattung der schwarzen Maria u. s. w. u. s. w.

Der gerechte Fürst.

Erzählung von Alexander Weill*).

I.

Thronbesteigung.

Von der Höhe des Domes läuten die Glocken in vollem Zuge; auf Markt und Plätzen mischen die Musikbanden ihren fröhlichen Tusch in das wiederholte Hurrah des festlich gekleideten Volkes. An jeder Fensterreihe entzünden sich bunte Lämpchen in elektrischem Lauffeuer und zeigen weithin die Schönheit der Mädchen und der jungen Frauen, die, an der Brüstung stehend, ihre weißen Tücher als Zeichen der Fröhlichkeit wehen lassen. Der Himmel, sonst oft von grauen Wolken umhüllt, scheint an der allgemeinen Feier theilzunehmen und bezeigt seine Freude durch Raketen von schießenden Sternen; selbst Pferde und Hunde geben durch ihr Wiehern und Gebell zu erkennen, daß sie als Freunde der Menschen die festliche Stimmung theilen.

Es ist der Regierungsantritt des gerechten Prinzen. Sein Vater, der seit dreißig Jahren herrschte, ist verschieden.

Seitdem er volljährig geworden, hatte der Erbprinz mehr als ein Zeugniß von seiner hohen Einsicht, seinem edlen Herzen, besonders aber von einer Salomonischen Liebe zur Gerechtigkeit abgelegt. Seit sechs Jahren wußte er die oft zum Aeußersten getriebene Strenge der Regierung seines Vaters zu mäßigen. Mancher in seinem Vortheil verletzte, in seinem Recht angegriffene Bürger hatte volle, reichliche Genugthuung gefunden, Dank der Beharrlichkeit des gerechten Prinzen. Er verbannte diesen Beinamen dem Volk, dessen Abgott er geworden war. Auf ihn war er stolz, und hatte sich fest vorgenommen, ihn in der Zukunft zu rechtfertigen und der Nachwelt zu hinterlassen.

Auch war, sobald man die Bedeutung der Krankheit des alten Königs erfahren hatte, die ganze Stadt nur mit festlichen Anstalten beschäftigt; die Thronbesteigung des vielgeliebten Fürsten sollte auf eine ganz besondere Weise gefeiert werden. Der junge Erbe war trostlos darüber, denn er liebte seinen Vater; aber er vermochte den Eifer seiner zahlreichen Freunde nicht zu mäßigen. Und kaum hatte der alte König seine Seele Gott gegeben, als von allen Seiten Triumphbogen erstanden, zu denen man Alles in Bereitschaft hatte. Maibäume mit Bändern und den Flaggen des Landes geschmückt erhoben sich wie durch Zauberei an jeder Kreuzung. Schaaren von Getreuen strömten in die Kirchen, um langes Leben und hohes Glück für den gerechten Fürsten zu erflehen; Freude war in jedem Herzen und strahlte von jedem Gesicht. Soldaten, Bürger, Handwerker, in einem Gefühl der Begeisterung verbunden, stimmten vaterländische Lieder an, welchen sich der lange Ruf anschloß: Der König lebe hoch, es lebe der gerechte Fürst!

Wie jedoch jedes Licht seinen Schatten und jedes Glück seine Kehrseite hat, so gab es um dieselbe Stunde zwei Schritte vom Hauptthore der Stadt ein Haus, dessen Bewohner in tiefen Schmerz versunken waren. Dieses Haus, in einem Zwinger einsam stehend, hatte über dem Kellergewölbe nur ein Erdgeschoß und einen Heuboden. Der Weg zu ihm führte durch einen Hof, den Trödler als ihr Waarenlager benutzten, indem sie jeden Morgen ihre Siebensachen bis an die Freitreppe des Hauses aufsegten. Ueber die zwei Stufen dieser Treppe gelangte man durch einen kleinen Hausflur und eine Küche in zwei Gelasse, deren Fenster nach einem kleinen Garten gingen; die Mauern desselben waren ganz mit Epheu, Kapuginern und wilden Reben umkleidet.

Im ersten der beiden Zimmer lag auf seinem Schmerzensbette der hochbejahrte Herzog von Altenburg, die Hand seiner Tochter Eugenie in der seinigen haltend. Seit vielen Tagen und Nächten war sie vom Lager ihres kranken Vaters nicht gewichen. Zur Rechten Eugeniens stand des Herzogs ältester Sohn Robert, den Arm auf die Lehne des Bettes gestützt und bald nach dem Vater, bald nach der Schwester sehend; und hinter Robert erwartete ein schöner junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, stehend und das Haupt etwas gesenkt, mit bangigkeit die Antwort des Kranken auf eine eben an ihn gerichtete Frage.

Graf Winnefeld, sagte der Herzog mit langsamer, ersticker Stimme, treten Sie näher, lernen Sie Gottes Fügung' bewundern. Sie verlangen von mir die Hand meiner lieben Tochter Eugenie. Wissen Sie, daß ich ein armer Verbannter bin, ein zum Tode Verurtheilter?

Ich weiß es seit acht Tagen. Mein Freund Robert hat mir Alles gesagt.

Zum Tode verurtheilt, erwiederte der Herzog, von Ihrem eigenen Vater, dem Staatsminister.

Von dem eben verstorbenen König, fiel der Graf ein, dessen Werkzeug mein Vater war. Aber das Reich der Gerechtigkeit beginnt. Hören Sie die Glocken, die Trompeten, die Kanonenschläge? Das ist der Regierungsantritt des gerechten Fürsten und seiner Schwester Blanca; denn die Prinzessin, zu zwanzig Jahren Wittwe

*) Die deutsche Bearbeitung der Contes d'amour von A. Weill, zu welchen die prince fantastique gehört, ist vom Verfasser bestätigt und der Nachdruck untersagt.

Digitized by Google

und schon in Leiden erprobt, hat, wie man sagt, großen Einfluß auf ihren Bruder.

Sie sind ein edles Herz, fuhr der Herzog fort, sich mühsam aufrichtend. Sie haben Eugenien geliebt, da sie nur noch die Schwester des Bildhauers Robert war. Seitdem hörten Sie, der Vater Ihrer Geliebten sei ein Todfeind Ihres Hauses, Ihres eigenen Vaters; er sei zum Tode verurtheilt, man habe seine Güter eingezogen, sogar seinen Namen aus dem großen Buch des Adels gestrichen!.... Sie haben gehört, daß der Herzog von Altenburg sich seit neun Monaten in der Hauptstadt verborgen hielt, daß er heimlich von der Arbeit seiner Kinder lebte, in Gefahr dem Henker überliefert zu werden; und doch sind Sie fest bei Ihrer Wahl geblieben. Aber Sie denken vielleicht, das Uebel wieder gut zu machen, das Ihr Vater mir und meinen Kindern angethan. Erfahren Sie daher, daß der Staatsminister des hochseligen Königs, indem er mich verurtheilte, genau nach der Strenge des Gesetzes verfuhr. Ja, ich war verschworen gegen meinen König, sogar gegen mein Land; denn wäre mein Vorhaben geglückt, so regierte vielleicht ein Fremder an der Stelle des gerechten Prinzen.

Ich weiß das Alles, erwiederte Graf Winnefeld.

Und doch verlangen Sie von mir Eugeniens Hand?

Eugenien entsagen, erwiederte der junge Mann, hieße meinem Leben entsagen. Eugenie ist meine Seele.

Wohl, erwiederte der Herzog, ich gebe sie Ihnen; aber unter einer Bedingung. Ihr werdet Euch nicht verheirathen, bis meine Tochter in ihre Titel und in ihre Güter wieder eingesetzt ist. Roberts Schwester gibt ihr Jawort nur unter ihrem wahren Namen, Eugenie von Altenburg. Graf von Winnefeld! die Herzoge von Altenburg, wissen Sie wohl, tragen einen der schönsten Namen unseres Landes. Aber, was Sie vielleicht nicht wissen, — der Sie bereit waren sich mit einem armen jungen Mädchen zu verloben — Eugenie ist die reichste Erbin des Königreiche.

Er zog seine Tochter an sich und sprach in fieberhafter Bewegung: Ich allein kenne meine Tochter, ich allein, in langen Jahren der Verbannung und des Unglücks, habe ihre Tugenden schätzen gelernt. Nur weil ich mein Ende nahe fühle, gebe ich meine Einwilligung, sie zu vermählen. Denn wenn man der schönsten und besten Frau die Krone gäbe, meine Eugenie wäre Königin!

Mein Vater! sagte dieselbe mit ihrer Engelsstimme und mit einem leisen Tone des Vorwurfs.

Man schmeichelt seinem Kinde nicht, erwiederte der Herzog, indem er auf das Kissen zurücksank, — man schmeichelt seinem Kinde nicht in dem Augenblick, wo man vor Gott und vor der Wahrheit erscheinen soll. Eugenie, mein Kind, du bist engelsgleich, dein fürsorgender Vater sagt es dir.

Es ist wahr, rief Robert, indem er auf seiner Schwester Stirn einen Kuß drückte, Niemand kann Dich sehen, ohne Dich zu lieben.

Wie oft, begann der Vater wiederum mit dünsterbender Stimme, wie oft, wenn ich sie ansah, sie hörte, sagte ich zu mir selbst: Wenn der gerechte Prinz sie kennte!

Sie verlagen sie mir also! rief der Graf aus; dann nehmen Sie mein Leben mit dem Ihrigen fort.

Ich habe Ihnen meine Einwilligung gegeben, sagte der alte Herzog, indem er Eugenien's Hand in die des jungen Mannes legte. Nur soll meine Tochter mir auf Rente versprechen, daß sie Niemanden angehören wird, bevor sie sich Eugenie von Altenburg nennt.

Ich verspreche es, sagte das Mädchen; ihre Thränen benetzten das Antlitz des Vaters, das sie mit Küssen bedeckte.

Nun, meine Kinder, erwiederte der Kranke, der alte Herzog von Altenburg kann sterben. Er sieht für sein Land bessere Zeiten, er vertraut sein geliebtes Kind einem wahren Edelmann, einem Christen an, der das Böse mit Gutem vergilt. Gott ist gut, ich hoffe auf ihn. Er wird meine Fehler verzeihen und mir meine guten Absichten anrechnen. Ich habe schwer gesirrt; aber mein Irren war edel und ohne Eigennutz.

Auch hast Du es edel gesühnt, setzte Robert hinzu.

Kinder, rief der Vater plötzlich, auf die Knie! Betet! Euer Vater stirbt. Bittet für sein Heil!

II.

Die Eidesleistung.

Einige Tage nach des Prinzen Regierungsantritt erglänzte der Rittersaal seines Palastes von Lichtern. Hier waren der Adel, die Stände, die Würdenträger, die Abgeordneten aller Gewerbe versammelt, um dem geliebten Herrscher den Eid der Treue und Huldigung zu leisten. Nach Verabredung der Feier hielt der Fürst vom Throne her folgende Ansprache:

Edle Ritter und treue Vertreter meines Volkes! Ich habe Euch berufen, nicht allein, um Euren Eid zu empfangen, sondern um Euch den meinigen zu leisten, was ich feierlich nun thue, im Angesichte Gottes und der Menschen.

Ich, der König, bin nur in Fleisch und Blut der Vertreter des höchsten Gesetzes, der göttlichen Gerechtigkeit. Ich schwöre, daß, so lange ich herrsche, außer dieser höchsten Gerechtigkeit kein anderes Maaß, kein anderes Gewicht gelten soll; daß kein menschliches Ansehen mich hindern wird, dem Gesetze freien Lauf zu lassen, das den Schwachen gegen den Starken, den Armen gegen den Reichen schützt; das keinen Unterschied anerkennt als zwischen Tugend und Laster, dem Guten und dem Schlechten. Keinem Sterblichen, und wäre er Beherrscher der ganzen Menschheit, ist es gegeben, immer das Gute zu thun und es zu belohnen. Aber er kann wenigstens im Namen des Gesetzes verhüten, daß das Böse, unter welcher Verkleidung es sich auch zeigen möge, gepriesen und mit Ehren gekrönt werde. Das genügt, um den Wohldenkenden Raum zu schaffen.

Ritter, Bürger, Handwerker und Bauern! Bald sind es zehn Jahre, daß ich, Dank der Liebe meines Vaters, das Staatswesen beobachten kann. Ich sah mit großem Verdruß, wie schwer es den Männern des Gesetzes wird, das Gute hervorzubringen; sie können nur das Böse verfolgen und sich anstrengen, daß es nirgends aufkomme. Die Tugend blüht nur, wo das Laster fortwährend gestärt und aus dem Boden gerissen wird. Nur der Allmächtige kann zugleich das Böse schlagen und das Gute hervorbringen; auch ist er allein immer barmherzig. Der König, auch der mächtigste, kann nur seinen eigenen Feinden verzeihen, nie aber den Feinden des Gesetzes, wären sie auch seine Freunde, seine Brüder oder Söhne.

Ich habe mir demnach vorgesetzt, gerecht zu sein, so weit es einem menschlichen, dem Irrthum unterworfenen Geiste möglich ist; und ich verpflichte mich förmlich, nur durch und für die Gerechtigkeit zu regieren. Wer von Euch mir wird vorzuwerfen haben, daß ich dies Gesetz gebrochen, der komme und sage es mir ins Antlitz, und bei meiner Ehre, ihm soll Recht werden. Das Volk bezeugt durch wiederholten Zuruf seine Freude; ich danke ihm dafür. Aber das Volkes Geist ist schwankend und veränderlich; oft verwünscht es am folgenden Tag, was es gestern gepriesen hat. Oft verurtheilt es, ohne zu urtheilen. Ich verlange von ihm für die Zukunft weder Begeisterung, noch geräuschvolles Beifallen, sondern nur Gerechtigkeit. Es verlange von mir weder sein Glück noch seine Freiheit. Man ist immer der Schmied seines eigenen Glückes und man ist nie frei, wenn man der Sklav seiner Begierden ist. Keine menschliche Macht kann das Elend vertilgen oder Krankheiten und Landplagen bemmen, die Gottes Gerechtigkeit sendet. Aber, wer nicht die Freiheit haben wird, nach seiner Weise das Gute zu thun, der beklage sich bei mir, und ich wiederhole es, ihm soll Recht werden.

Ein letztes Wort, Freunde! Die Regierungen sind nicht vorhanden, um sich mit dem Wohlsein jedes Einzelnen zu beschäftigen;

Digitized by Google

keine Macht würde hierzu nur einen Tag lang ausreichen. Sie sind nur eingerichtet zu dem Zwecke, das Gesetz zum Vollzug zu bringen. Erinnert Euch alle daran, daß, so lange mir Gott die Herrschaft gönnen wird, jeder Staatsbeamte, der sich für etwas Anderes als für einen Vertreter des Gesetzes hält, mein persönlicher Feind ist. Nur für das Gesetz seistet er mir den Eid der Treue und Huldigung. Geht und wiederholet diese Worte meinem Volk!

(Fortsetzung folgt.)

Johann Heinrich Wessel.

Ein dänischer Dichter des achtzehnten Jahrhunderts.

Im vorigen Jahrhundert finden wir eine Gruppe dänischer Dichter, die in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt sind. Sie stehen unserem Geschichtskreise nicht allein ferner als Jens Baggesen und Adam Oehlenschläger, welche sich in der deutschen Literatur ganz einbürgerten, sie haben sich auch unsrer Aufmerksamkeit mehr entzogen als der ältere Ludwig von Holberg. Diese Dichter gehören jener Zeit an, wo die Poesie der „Dänemark“ von Deutschland her einen neuen Anstoß erhielt, wo sie an deutschen und englischen Mustern sich emporbildete, nachdem durch den Geschmack des tonangebenden Frankreichs eine Zeitlang auch Holberg ins Dunkel gedrängt war. Unter den deutschen Dichtern übte damals Klopstock einen besonders nachhaltigen Einfluß auf die jungen Talente in Dänemark. Der Sänger des Messias fand bekanntlich bei König Friedrich dem Fünften eine Unterstützung, um seiner Muse leben zu können; von 1751 bis nach der Entlassung seines Freundes, des Ministers Grafen von Bernstorff, im Jahr 1770, hatte er seinen Wohnsitz in Kopenhagen. Seine Hochgesänge waren dort in gewissen Kreisen wohl nicht minder begeistert als in dem Vaterlande aufgenommen worden, und das bei ihm hervorströmende nordische Element, seine Sympathieen für die dämmernde und wogenrauschende Mythenwelt der scandinavischen Urzeit wirkten anregend, vor allem auf den schönbegabten Ewald, der ihm auch persönlich nahe gekommen war. Zugleich machte sich die Einflüsse der britischen Dichtung geltend, der man sich nach Deutschlands Vorgang zugewandt hatte; Pope, Thomson, Young, späterhin Ossian und Shakspeare fanden ihre Nachahmer auch unter den Dänen.

Als der reichste und eigenthümlichste der damaligen Dichter glänzt unstreitig der eben genannte Johann Ewald hervor (geboren den 18. November 1743 zu Kopenhagen, gestorben daselbst den 17. März 1781). Er nahm zuerst einen freieren Aufschwung, schlug zuerst die tieferen Saiten des Gemüths an. Man besitzt von ihm eine Reihe dramatischer Dichtungen. Dieselbe eröffnete ein Versuch: „Adam und Eva“, worin Klopstock als sein poetischer Meister zu erkennen ist. Hierauf folgte im Jahr 1770 ein Trauerspiel in Prosa, dessen Stoff er aus der heidnischen Geschichte Dänemarks herausgriff, „Rolf Krage“, die erste vaterländische Tragödie der Dänen (übersetzt von K. Fr. Cramer), und im Jahr 1774 ein hochgehaltenes lyrisch-heroisches Stück: „Balders Tod“, einen noch älteren Stoff aus der Sagenzeit behandelnd. Ebenso dichtete er ein anmuthiges, vielgerühmtes Singspiel: „Die Fischer“, sowie drei komische Karikaturstücke mit lokalen Beziehungen: „Die brutalen Klatscher“, „Harlekin als Patriot“ und „Die Hagestolzen“, welche jedoch von weit geringerem Werthe sind. Er hatte sich auch mit dem Plan zu einem neuen Hamlet getragen; aber sein Dasein war zu kurz gemessen. Oehlenschläger, der diesen Dichter seinen Lehrer und Vorgänger nennt, sagt unter Anderm über ihn: „Wie Holberg Stifter der komischen, so war Ewald Stifter der ernsten Dramatik in Dänemark. Jener traf genau den Ton seines Zeitalters, stimmte vollkommen mit ihm überein und ward vergöttert. Dieser war mit seiner Zeit geradezu im Widerspruch, und die Menge kannte ihn nicht, verstand ihn nicht, wußte seinen Werth nicht zu schätzen; er war, so zu sagen, verloren, ehe die Nation noch wußte, daß sie ihn besessen.“ Während ist die Geschichte seines kurzen Erdenlaufes. Eine weiche, leicht entzündliche Natur, gerieth Ewald frühzeitig in die dunkeln Strudel des Lebens. Eine unglückliche Jugendliebe, für die er Alles aufs Spiel gesetzt, hatte ihm tiefe Wunden geschlagen. In seinem fünfzehnten Jahr war er, die Seele geschwellt von schimmernden und hochfliegenden Träumen, in die Welt gelaufen und in Magdeburg gemeiner preußischer Fußsoldat geworden. Von den Preußen desertirte er und ging zu den Oesterreichern, bei welchen er Trommelschläger, dann Unteroffizier wurde und mehre Feldzüge in Böhmen mitmachte. Endlich wurde er durch seine Angehörigen fortgelaufen und kehrte nach Kopenhagen zu dem verlassenen theologischen Studium zurück. Als er aber das Bittere erfahren mußte, daß seine Geliebte, die schöne Arense, einen Andern heirathete, stürzte er sich in ein unfleißiges, ausschweifendes Leben. Während seiner letzten zehn Jahre von Krankheit schwer heimgesucht, starb er arm und elend. Das Glück hatte ihm nie gelächelt. Aber nach seinem Hinscheiden erschien eine Menge Klagelieder über ihn. War er vorher übersehen, mißkannt, verlassen worden, so weteiferte man nun plötzlich in Beweisen der Verehrung für den unglücklichen Dichter. Eine Trauerfeierlichkeit auf der Bühne wurde dem Todten veranstaltet, ganz Kopenhagen drängte sich um seinen Sarg, seine abgeschnittenen Haare wurden als Reliquien bewahrt. Noch heute wird auch von den dänischen Seelenten die Nationalhymne vom König Christian gesungen, welche Johannes Ewald seinem Volke geschenkt hat:

Gott Christian stand am hohen Mast
Im Rauch und Dampf ꝛc. ꝛc.

Außerdem wollen wir nur noch anführen: Christian Braumann Tullin (1728—1785), den Verfasser dreier lehrhaft schildernden Gedichte; Chr. Pram (1756—1821), der neben kleineren Poesien ein jetzt vergessenes vaterländisches Heldengedicht in fünfzehn Gesängen, „Starkfedder“, schrieb, das erste Werk dieser Art, das in Dänemark erschien. Ferner Ole Joh. Samsoe (1759—1796). Dieser hatte die Geschichte der schönen Dyveke, der Geliebten Königs Christian des Zweiten, dramatisch behandelt; doch am Tage nach der ersten Aufführung seines Trauerspiels, das vom Publikum aufs Lebhafteste begrüßt wurde, raffte ihn der Tod hinweg. Auch des vielthätigen Knud Lyne Rahbek (1756—1830), der namentlich ganz in den Conissen lebte und webte, sei blos im Vorübergehen gedacht, um endlich zu unserem Wessel zu kommen, dessen abgeblichtes Bild wir hier mit einigen flüchtigen Strichen wieder auffrischen möchten. Dieser wenig gekannte Poet verdient Beachtung, weil er den Dänen nächst Ewald, zu dem er jedoch einen völligen Gegensatz bildet, als ihre bedeutendste dichterische Größe jener Zeit galt, und als das erste komische Talent seit dem alten Holberg angesehen wurde. Oehlenschläger hat noch im Jahr 1844 sein Hauptwerk, die Travestie „Ueb' ohne Strümpfe“, der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht, nachdem bereits 1827 eine deutsche Uebersetzung dieses Stückes erschienen war.

Johann Heinrich Wessel war nicht in Dänemark geboren, sondern in Norwegen, wie überhaupt die in achtzehnten Jahrhundert aufblühende dänische Literatur den Norwegern noch mehr verdankte, als die britische den Schotten; denn Holberg und Tullin stammten gleichfalls aus diesem Lande. Zu Westby hatte er im Jahr 1742 das Licht erblickt und war von seinem Vater, einem schlichten, unbegüterten Landpfarrer, frühzeitig zum Gelehrten bestimmt worden. Mit schwerer Mühe nur konnte dieser die Kosten seiner Erziehung bestreiten. Im neunzehnten Jahr kam Wessel auf die Hochschule nach Kopenhagen, wo er sich durch Unterrichtgeben in den neueren Sprachen kümmerlich forthalf. Die Götter hatten ihn jedoch mit einem guten Theil Leichtsinn begabt; sorglos lebte er in den Tag hinein. In der That wissen wir von Wessel's äußeren Schicksalen

Digitized by Google

auch blos noch zu berichten, daß er nach abgelaufener Studienzeit Lehrer bei einem Rathe in Korenhagen ward, welche Stelle er jedoch nicht lange bekleidet zu haben scheint, und daß er bis an sein Ende ein lockeres Leben führte, dessen Tage nur zu oft durch die Nachwehen übermäßiger Zechereien getrübt waren. Sein Leben möchten wir eben ganz ein Dichterleben nach altem Schnitt nennen, nach dem Schnitte einer Zeit, wo man sich einen Poeten kaum anders dachte, als einen Menschen, der, von der Luft und seinen Versen lebend, sich auf den Wirthshausbänken herumtreibt, im Spital stirbt und auf Gemeindekosten beerdigt wird. Stimmte aber Wessel mit Ewald darin überein, daß die Schenke sein Lieblingsort war und besaß er eben so wenig wie Dieser, so trug er doch Alles auf leichteren Schultern. Seinen unverwüstlichen Leichtsinn, seinen sich selbst ironisirenden Humor zeigt am besten eine Anekdote, die sich von ihm erhalten hat. Eines Tages nämlich, als Wessel arg in Noth war und des Geldes weder denn je bedurfte, redete ihm ein Freund zu, die Gunst des Staatsministers Güldberg nachzusuchen, den man als wissenschaftlich gebildeten Mann und Freund der belles lettres kannte. „Der Minister nimmt lebhaften Antheil an Dir und er wird Dir vielleicht einen einträglichen Posten verschaffen", meinte der Freund.

„Ich wollte ja recht gerne zu ihm gehen", antwortete Wessel, durch die dringende Noth auf seiner Gleichmüthigkeit einmal aufgerüttelt, „aber ich habe keine Beinkleider".

Ich will Dir meine Beinkleider leihen.

„Aber ich habe keine Perrücke".

Du kannst meine aufsetzen.

So mit des Freundes Hülfe bekleidet, eine geliehene Perrücke auf dem Kopfe, stellte sich Wessel dem Staatsmann vor. Der Minister betrachtete ihn verwundert vom Scheitel bis zu den Zehen und fragte in ziemlich barschem Ton: „Wer sind Sie?"

„Ich bin eo", erwidert unser Dichter, dessen Muth schon zu wanken und schwanken beginnt.

„Was für ein Ich denn?"

„Ich so", ruft Wessel aus, „die vermaledeite Perrücke verdirgt Ew. Excellenz unstreitig meine Züge". Solches sprechend, nahm er die Perrücke ganz harmlos ab und steckte sie in die Tasche.

„Nun, Wessel, was wünschen Sie denn von mir?"

„Excellenz, ich möchte gern einen Platz haben, wo es wenig zu thun und eine schöne Einnahme gibt".

Der Minister antwortete nicht, und als er seine Schnupftabaksdose hervorzog, sagte deshalb Wessel gelassen und ruhig: „Bitte, geben Sie mir eine Prise, und sprechen wir nicht weiter davon!" Und hierbei blieb es auch.

Allgemein war Wessel durch seine unverbesserliche Trägheit wie durch seine Laune bekannt; man erzählte sich einst von ihm eine Menge Anekdoten, die im ganzen Land umgingen und ihn fast ebenso berühmt machten, als seine Gedichte. „Sie bilden — bemerkt Heinrich Steffens in den Aufzeichnungen aus seinem Leben — mit seinen Gedichten, kann man sagen, ein Ganzes, um so mehr, da er ebenso wenig wie Ewald ein fruchtbarer Schriftsteller war".

Wenn Wessel übrigens Herr einer in seinen Augen bedeutenden Summe war, so soll er sich in die Brust geworfen haben und gegen seine Freunde ordentlich hochmüthig geworden sein. Einstmals bezeigte er sich so im Schauspielhause gegen die Freunde, welche bei ihm standen; mit einem Mal aber ward er höchst freundlich und zuthulich.

„Was ist Dir begegnet", fragte Einer, „Du bist ja wie verwandelt?"

„Man hat mir", antwortete Wessel, „so eben das Geld aus der Tasche gestohlen". —

Wessels einziges bedeutenderes Werk, wodurch er sich eine dauernde Berühmtheit gewann, ist die erwähnte Burleske Lieb' ohne Strümpfe (Kuerlighed uden strömper), eine Tragi-Komödie in fünf Aufzügen und gereimten komischen Alexandrinern, die auf eine Verhöhnung der überschraubten Manier der altfränkischen klassischen tragödie hinauszielt. Mit ihr nahm Wessel Theil an der Bekämpfung der französischen Geschmacksdrannei. Außer derselben und einem Lehrgedichte hat er nur kleinere Erzählungen und Gedichte, meist spaßhaften Inhalts, Trinklieder und Epigramme hinterlassen, sodaß seine sämmtlichen Producionen in zwei Bändchen enthalten sind. Diese kleinen Sachen, oft nur an ein Tagesgeschichtchen geknüpft, wurden mit ziemlich loser Hand in die Spalten eines von ihm unternommenen Blattes hingeworfen, das den sonderbaren Titel führte: „Euer Diener Otiosus"; indeß waren sie einst in Dänemark sehr beliebt und wurden noch lange nach seinem Tode mit Vergnügen gelesen.

Die „Lieb' ohne Strümpfe" erschien im Jahr 1772 und kam, obgleich nicht gegen ein einzelnes Stück, sondern wider jene ganze Verrückengattung gerichtet, gerade zur rechten Zeit, um den dänischen Dichter J. Nordahl Brunn lächerlich zu machen, der im selben Jahre mit einem Trauerspiel „Jarina" hervorgetreten war. Allgemeiner Beifall begrüßte die Komödie und sie wurde damals sehr häufig gegeben.

Der tragische Held des Stückes ist Johann von Ehrenpreis, ein Bestiftener der edeln Kleidermacherkunst, der im ersten Acte schon seit acht Tagen verreist ist, um die alten Beinkleider eines Majors wiederherzustellen. Er hat einen Nebenbuhler an Matz, jedoch einen unglücklichen, denn obgleich wohlhabender als Johann, seufzt Matz in unerhörter Liebe zu Grete und hat schon einmal vergeblich um ihre Hand angehalten. Grete selbst ist eine vollblütige und sehr verliebte Magd, die, wie sie von sich selber sagt:

„von der Schönheit Glanz ein Wenigres empfing",

viel Erbsenbrei mit Häringen und geränchertem Speck ist und dann oft von schweren Träumen geängstigt wird. Grete und Matz haben Beide ihre ehrfurchtsvollen Vertrauten, ganz wie in den französischen Trauerspielen, und Alle reden nur in pomphaft aufgeteilten Phrasen. Auch vermissen wir nicht die unerläßlichen Einheiten des Ortes und der Zeit. — Beim Beginn des Stückes hält Grete einen Monolog, woraus hervorgeht, daß ihr im Traum ein finsterer Geist die Schicksalsworte verkündet hat:

„Nie wirst Du Ehefrau, geschieht es heute nicht!"

Ihre Vertraute, Mette genannt, sucht sie hierüber zu trösten und schlägt ihr endlich vor, um solchem Verhängnisse zu entrinnen, lieber den verschmähten Matz zum Mann zu nehmen. Mit Seufzen entschließt sich die Heldin zu diesem Schritt. Doch während Matz in Entzücken schwimmt, kehrt plötzlich der Schneidergesell von seiner Reise zurück und Grete will nun mit ihm noch desselben Tages Hochzeit machen. Der Schneider erblaßt, dies vernehmend, denn — o tückisches Schicksal! — er hat keine Strümpfe, um zur Kirche gehen zu können.

Grete stürzt in Ohnmacht. Ihre Vertraute ersinnt aber auch jetzt ein Mittel, das Schicksal zu besiegen und offenbart dasselbe dem Johann. Dieses Mittel ist sehr einfach. Der Held stiehlt seinem Nebenbuhler ein Paar weiße Strümpfe, welche zu der Hochzeit herzuleihen Jener vorher mit Entschiedenheit verweigert hat. Aber der Diebstahl wird zu frühe entdeckt. Matz stellt den triumphirenden Schneider im Angesicht der erwartungsvollen Braut als Dieb hin. Dieser kann die Schmach nicht überleben, ersticht sich und stirbt als Held. Grete ersticht sich überseits, weil sie ohne ihn nicht leben kann. Matz ersticht sich gleichfalls bei diesem herzbrechenden Anblick. Darauf ersticht sich pflichtschuldigst auch Gretens Vertraute, und weil Alle sterben, will der Vertraute des Matz nicht zurückbleiben und endet sein Dasein in derselben betrübten Weise, doch beschwört er noch in einer kurzen Standrede das Mitleid der Nachwelt und seine letzten Worte sind:

„O mög' es Keinem geh'n wie diesem armen Schneider!
„O mögen seiner Lieb' nie mangeln Strümpf' und Kleider!"

Digitized by Google

Obgleich diese Parodie nun aber ihrem Verfasser seinen Platz in der Literatur sicherte und noch jetzt herkömmlicherweise als „meisterhaft" bezeichnet wird, darf ihr doch kein eigentlicher dichterischer Werth zugestanden werden. Man sucht darin die gepriesene Fülle des Witzes in der That vergeblich, und mag dieses Produkt auch für seine Zeit verdienstlich gewesen sein, so kann es uns doch heutzutage keineswegs mehr ansprechen. Allerdings mußte sich in der Ueberspannung Vieles verwischen, wenn auch Oehlenschläger dem Originale ziemlich nahe gekommen zu seyn glaubte; Werke der Art sind eigentlich unübersetzbar und die gereimten Alexandriner verlangten eine ganz freie Umdichtung. Indeß wird schon der Inhalt des Stückes unsern Lesern wohl nicht vielversprechend dünken. Ergötzlicher als diese Komödie sind jedenfalls die uns bekannt gewordenen Züge aus Wessel's Leben.

Bei aller lustigen Laune hatte aber Wessel durch sein verwildertes Leben seine Kräfte immer mehr erschöpft; aus seinen letzten Jahren rühren verschiedene Bruchstücke von ihm her, die er, von Unlust und Erschlaffung befallen, wieder auf die Seite warf. Und so starb Wessel, ein sogenanntes verdorbenes Genie, im besten Alter und in dürftigen Umständen, im Jahr 1785. Er hatte sich selbst eine Grabschrift verfaßt, die sehr wunderlich ist und in der ein verzweifelt ausgelassener Humor spukt. Sie lautet:

Er trank, aß, war niemals zufrieden.
Er ging wundertich auf zwei Striefstiefeln einher,
Dachte nicht daran, etwas zu thun und dachte
Zuletzt nicht mehr daran, zu leben.

Oder wie Steffens dieselbe mittheilt („Was ich erlebte." II., 120):

Er aß und trank, war niemals froh,
Schief trat er seine Stiefeln nieder.
Ihm war die Arbeit — eben so
Zuletzt das Leben selbst zuwider.

J. W. N.

Die neueste Forschung über die Xenien.

Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript. Zum erstenmal bekannt gemacht von Eduard Boas und herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Berlin, Hirsch. 1856.

(Schluß.)

Schiller trug zunächst vier lateinische Epigramme aus Martial ein, welcher römische Dichter den unfrigen zunächst als Muster vorlag, indem er dem dreizehnten Buch seiner Verse den Titel Xenia (Gastgeschenke) verlieh. Zwei von denselben hat Schiller übersetzt; das eine lautet:

„Welch' unnützes Geschwätz"! — Und täugnen wir denn, was bekannt ist?
Unnütz freilich, doch Du — treibst Du was Besseres, Freund?

Das andere paßt vortrefflich auf den Sturm, den das Erscheinen der Xenien bald erregen sollte:

Sieh, dort erhebt ein Gewitter, erröthet, entfeuet sich, gähnt, tobt
Rache! Verse, so recht! Jetzo gefallet Ihr mir *).

Ein Xenion Goethe's bezieht sich auf seinen Freund Moritz, den Verfasser des Romans: „Anton Reiser"; derselbe war nach seinem Tode in Schichtegrolls „Nekrolog" mit besonderer Härte beurtheilt worden und Goethe ruft ihm nun in die Unterwelt nach: „Acakus sei Dir gerecht, Schichtegroll war es Dir nicht"! Dieses Epigramm ist aus dem Musenalmanach weggeblieben und um Schiller wenigstens hat Moritz auch kein besonderes Lob verdient. So lang es irgend anging, suchte er Goethe'n gegen den jüngeren Dichter feindselig zu stimmen; noch über „Kabale und Liebe" gab er in der Vossischen Zeitung ein Urtheil ab, das unser Herausgeber, Hr. von Maltzahn, der Merkwürdigkeit wegen anführt:

„In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, das unseren Zeiten Schande macht. Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herzen aussehen, der solche Gebarten seinen Gottes mit Wohlgefallen betrachten kann! — Doch wir wollen nicht deklamiren. Vier 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Raisonnade, wo ein Gott um ein bummes ästerisches Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll trassen pöbelhaften Witzes oder unverständlichen Gaimatzlas durchlesen kann und mag, — der prüfe selbst. So schreiben jetzt Geschmad und gesunde Kritik mit Füßen treten, und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Scenen hätte was werden können, aber Alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Dlase".

Ein anderes Goethe'sches Distichon enthält dem Anschein nach ein Lob F. H. Jacobi's; doch nur dem Anschein nach, denn der tiefe Gegensatz zwischen Beiden war längst völlig ausgebildet. Goethe sagt über die Romane Wolde mar und Allwill:

Euch erhabne Gestalten hat nicht der Künstler gebildet,
Sondern die Tugend selbst hat sich verkörpert in Euch!

Offenbar ist dies nur ein ironischer Seitenblick auf den sittlichen Tadel, welchen Goethe's Romane und Elegien zu erdulden hatten. Nichts war ihm antipathischer als das Begehren, daß die Kunstforderung hinter die Moral zurücktreten solle. Hat er doch später in einer kühnen Parabel sich selbst als den Künstler von Ephesus dargestellt, der die Thiergestalten am Gürtel seiner Naturgöttin emsig ausarbeitet, während Jacobi mit seiner Schaar einen neuen Gott ausruft, der sich nicht in der Breite der Natur, sondern hinter des Menschen alterner Stirn offenbare. Daß er übrigens die Schilderung lüsterner Scenen um ihrer selbst willen entschieden verwirft, zeigt der Schöpser der Philine in zwei sehr scharfen Epigrammen, deren eines, gegen Thümmel gerichtet, nicht mittheilbar ist; das andere bezieht sich auf Heinse's „Hildegard von Hohenthal". Dieser Roman war der Musik ebenso gewidmet, wie Ardingello den bildenden Künsten. Auch, meint Goethe, würde man diese Musik in Worten sehr gern anhören, wenn nur der Verfasser nicht „hündische Liebe" überall einmischte.

Mit auffallender Heftigkeit äußert sich Goethe gegen Jean Paul's Hesperus. Sein Spott trifft ferner den Buchhändler Göschen und den auch den Xenien längst bekannten Leipziger Opk mit Genossen: das den Letzteren gewidmete Epigramm hat sich unter dem Titel; „Die Danaiden" in Schillers Gedichte verloren.

In mehreren Distichen zeigt sich jener Unwille gegen deutsche Mittelmäßigkeit, der dem Dichter von Patrioten fast noch mehr verübelt wurde, als was man in sittlicher und religiöser Hinsicht an ihm auszusetzen fand. So heißt es vom „Reichsanzeiger":

Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht!
Abgeschmackt, wie es hinein schallet, so schallt es heraus.

Dies abgeschmackt ist in den bekannten Ausgaben durch geistreich ersetzt worden. Die in den venetianischen Gedichten enthaltene Aeußerung Goethe's, daß er an den schlechten Stoff der deutschen Sprache Leben und Kunst verschwende, zog ihm ein scharfes Anti-Xenion von Seiten des hochbejahrten Klopstock zu:

Die deutsche Sprache an Goethe.

Goethe, du dauerst mich, daß du mich schreibst? Wenn du mich kennest,
Wärst dies dir nicht Gram. Goethe, du dauerst mich auch!

Klopstock selbst wird in den Xenien geschont. Eine sehr scharfe Aeußerung gegen die Messiade erhielt die allgemeinere Aufschrift: „Der erhabene Stoff" und wird daher gewöhnlich auf Lavaters Jesus Messias bezogen. Wahrscheinlich auf Ehrfurcht gegen den Patriarchen blieb auch folgender Vers von Schiller auf dem Flüsse Cyflus weg:

Weser und Elbe.

Von der Sonne fließen wir weg, die Grazien scheuen
Unsere Ufer, von Thors tröstenden Stimmen gesichert.

Die deutsche Urzeit wurde unter Klopstocks Vorgang eben erst aus dem Rohen herausgearbeitet und die gepwungene Anwendung

*) Ecce rubet quidam, pallet, stupet, oscitat, odit.
Hoc volo; nunc nobis carmina nostra placent.

Digitized by Google

der nordischen Sage, das unächte Barbenthum hatte für Schiller etwas Abstoßendes. Vermochte er doch noch viel später dem deutschen Minnegesang keinen Reiz abzugewinnen, in dessen Erforschung man der Quelle viel näher stand!

Wie gegen Jacobi, so ist auch Goethe gegen den zwei Jahre zuvor geschiedenen Bürger in anscheinend milder Form schärfer als gewöhnlich:

Zu den Todten immer das Beste; so sei Dir auch Minos,
Lieber Bürger, gerecht, wie Du es selber Dir warst!

Dies Epigramm wurde durch ein anderes ersetzt, welches den verstorbenen Dichter mit dem Telamonier Aias vergleicht, der noch im Tode Schillers harte Beurtheilung nicht vergessen kann.

Von denjenigen Distichen, welche sich auf Newtons Farbenlehre beziehen, ist „der Triumph der Schule“ längst bekannt:

Welch ein erhabner Gedanke! Uns lehrt der unsterbliche Meister
Künstlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

Die Eckermann'sche Handschrift enthält jedoch hierzu den anstößigen Nachsatz:

Das ist ein pfäffischer Einfall! Denn lange spaltet die Kirche
Ihren Gott sich in drei, wie ihr in sieben das Licht!

Goethe sah wohl selbst ein, daß er hier seine hartnäckige Abneigung gegen Dogmen jeder Art zu stark ausgesprochen habe, und gab dem Gedanken die folgende, mildere und besser lautende Form:

Nun ist der Einfall wohl nicht; man hat ja selber den Pöbel,
Einzelnen reinsten Begriff Gottes in Theile getheilt.

In dieser Fassung konnte der Ausfall allenfalls auf haarspaltende Philosophene über den Gottesbegriff bezogen werden; aber auch so wurde er in Schillers Almanach nicht aufgenommen.

Was das Manuscript von Schillers Xenien Neues mittheilt, ist meist nur Variation der allgemein bekannten Angriffe gegen Mayo, Dyk und besonders Nicolai. Ueber die Reisen des Letzteren heißt es:

Schreiben wollt' er und leer war der Kopf, da brach er sich Deutschland.
Leer kam der Kopf zurück, aber das Buch war gestillt.

Einige Distichen über deutsche Flüsse sind hervorzuheben. Es ist nicht ohne Interesse, daß Schiller die Verbindung des Rheins und der Donau lebhaft befürwortet; der hierauf bezügliche Spruch könnte, mit geringer Abänderung, der Inschrift auf dem Ludwigskanal-Denkmal beigefügt werden:

Rhein und Donau.

Warum vereint man zwei Liebende nicht? Euch verbieten aus unserm
Torus die Götter schon längst einen unsterblichen Sohn!

Die Donau allein erhält das folgende Epigramm:

Gegen den Aufgang fröhn' ich; der Freiheit, der Musen Gefilde
Laß ich hinter mir lang, eh' der Euxin mich noch trinkt.

Auch dieses Xenion mußte weichen, und die Unhöflichkeit gegen Oestreich erscheint mehr scherzhaft in einem später geschriebenen Vers, welcher die Anwohner der Donau mit dem Volke der Phäaken vergleicht, bei welchen sich immer der Spieß am Herde dreht.

Endlich sind noch zwei Epigramme bemerkenswerth, die zwar aus dem Almanach wegblieben, aber durch ihren für beide Dichter charakteristischen Gegensatz einen Eindruck machen, den wir mit keiner Erläuterung abschwächen wollen. Goethe redet die Herren H. J. K. (willkürlich gewählte Buchstaben, wenn nicht das K. auf Kotzebue deutet) also an:

Lumpen ihr! Redet lumpig von mir; nur saget: es war ihm
Ernst! Und redet sodann, Lumpen ihr, lumpig von mir!

Schiller ruft, in Erwiederung der Vorwürfe, die man gegen ihn erhoben oder die er noch erwartet, seine Freunde als Zeugen an:

Heilig wäre mir Nichts! Ihr habt mein Leben begleitet,
Freunde, und wißt es, was mir ewig das Heiligste bleibt.

Diese Mittheilungen zeigen zur Genüge, daß auch die neueste Xenienforschung Anziehendes und Bedeutendes liefert. Boas genießt bei den zahlreichen „Goethologen“, wie überhaupt bei Literaturfreunden ein Ansehen, das er sich durch Fleiß, durch reine Liebe zur Sache, durch seine vom Glück begünstigte Thätigkeit wohl verdient hat. Gleichwohl läßt sich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er selbst wie der Herausgeber in dem vorliegenden Werk des Guten zu viel gethan haben. Daßselbe bringt zur Eröffnung eine Reihe von Recensionen, die Boas' erstes Werk über die Xenien erfuhr; ihr Wiederabdruck ist durch Nichts gerechtfertigt und eine bloße Belästigung für den Leser. Mit Erklärung der Xenien nicht zufrieden, thürmen ferner die Verfasser über ihrem Notizen-Magazin noch weitere Stockwerke auf, in welchen jeder vorübergehend erwähnte Gegenstand selbständig erörtert wird. Die Darstellung enthält, — um gleich ein Xenion Schillers anzuwenden —, Alles was der Autor denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt. Unbegreiflich ist die weitläufige Anführung ganz bekannter Umstände; die Leser des vorliegenden Werkes bedürfen wohl der Belehrung nicht, daß Wilhelm Heinse eine üppige Einbildungskraft besaß oder daß Jean Pauls Formlosigkeit Goethe'n nicht zusagte.

Wir gestehen gern zu, daß die Erklärung einer Stelle in Goethe's und Schillers Dichtungen, daß ein neu gewonnener Einblick in ihr Leben und Schaffen für die Gegenwart und für unser Volk wichtiger ist, als die Feststellung einer Lesart im Theokrit oder Juvenal. Doch ist das Verhältniß der Arbeiten ein verschiedenes. Die Männer der Goethe- und Schillerliteratur haben zwar den Gelehrten alten Styls ihre Stichwörter wie ihre Unarten schnell abgelernt; das odium philologicum ist auf diesem Gebiete bereits in voller Thätigkeit, vide Dünger. Gleichwohl dürften die Forscher auf demselben sich von der guten alten Interpretationsweise noch Manches aneignen. Der Philolog, der einen unbedeutenden Scholiasten herausgibt oder den Kreis einer entlegenen Handschriftenfamilie bestimmt, hat eine wissenschaftlich mehr begrenzte Aufgabe, er behält das zu Leistende fester im Auge und bleibt dem formalen Charakter seiner Arbeit getreu. Die Kritik der deutschen Klassiker aber verliert sich meist entweder in unbestimmte Betrachtungen oder in ein Allerlei von Notizen, die den Neuling ermüden und dem Sachkenner zur Last sind. Hier ist die Forderung einer größeren Strenge, Knappheit und Präcision unerläßlich; sonst möchte das Feld, dessen Anbau eben begonnen hat, in Kurzem durch Ueberwucherung verdorben werden.

Der Schwan.

Wie bin ich, ach, beklagenswerth, —
So sprach der arme Schwan, —
Daß ich gleich einer Gans erscheine',
Wie sie bin angetan;
Daß ich wie sie nur schnattern darf,
Nicht, wie die andern, singen;
Daß mir ein leyter Hauch allein
Ein Lied nur soll gelingen!
Nur gar zu gerne möchte ich
Den Liederquell entdecken;
Doch bleibt der Seele Harmonie
Mir in der Kehle stecken.
Ich seh den Frühling und den Herbst
Beständ vorüberschreiten;
Ich seh die Sonne und den Mond
Und darf sie nicht begleiten.
Ich bade mich im Wogenmeer
Und muß darin verstummen;
Gleichwie es ziemen mag der Gans,
Der Prahlerin, der dummen! —

So sprach der Schwan, und wußte nicht,
Daß er mit dieser Klage
Als Dichter sich verewiget hat;
Er starb am selben Tage.

Ludwig Bihl.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Ein neues Reisewerk. Der deutsche Maler Wilhelm Heine, Verfasser der „Wanderbilder aus Central-Amerika", hatte sich an der der Expedition beigetheilt, welche die Regierung der Vereinigten Staaten im Jahr 1853 nach den lange verschollenen Küsten des japanischen Inselreichs sandte. Drei Jahre verlebte er als Masters-mate am Bord der „Mississippi"; die reichen und bunten Eindrücke dieses Seelebens hat er in einem kürzlich erschienenen Buche niedergelegt, welches dem „Verfasser des Kosmos" gewidmet ist (Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855 ꝛc. ꝛc. Zwei Bände, mit nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Toodruck. Leipzig, 1856). Es ist dies ein sehr schätzbarer Reisewerk, ebenso unterhaltend als belehrend. Zwar ist der Verfasser kein Mann der Wissenschaft und versteht den Zeichenstift und Pinsel wohl besser zu führen als die Feder, aber der unbrauchbare Ton seiner Darstellung hat ungemeine Naturwahrheit; mit Recht erwähnte ihn Humboldt, nicht von der Einfachheit seines Styles zu verweisen. Wir befinden uns hier in der Gesellschaft eines aufmerksamen und gesunden Beobachters, und abgesehen von der Bereicherung der Kenntniß jener wunderbaren, weitentlegenen Welt des stillen Oceans, werden wir auch angezogen durch das rüstige Wesen des deutschen Matrose, das uns in dem Buche entgegentritt. — Im ersten Bande bietet reichhaltigen Werth und der Verfasser unter Anderem ein Bild von dem einsamen, zahlen Felseneilande Sankt Helena. Seine Schilderung der Umgebungen von Longwood ist wahrhaft abschreckend. Mit Ausnahme eines ganz unbedeutenden Gehölzes ist hier nichts zu sehen als kahle, leinigte Fläche, karre Felsen. Kaum das hin und wieder ein ärmlicher Kartoffel oder ein verkrüppelter Strauch Interessis hinreichende Nahrung findet. Selbst für den Reisenden, der wieder fortsollen kann, sobald es ihm gefällt, ist dies ein trauriger und trostloser Anblick. Wie viel schrecklicher mußte er dem großen Gefangenen und seinen Leidensgefährten gewesen sein! „Entsetzlich", sagt Heine fort, „erreicht es doch das Thor von Longwood, an dem ein kleines Märchen eine Schwarze Schrift präsentirte, welche die besuchenden Damen und Herren in englischer und französischer Sprache ansucht, die Summe von 2 Schill. zu erlegen, bevor man das Gitter passirt. Man kommt dann in eine Art von Allee, gebildet von einer Reihe trauriger Gummibäume auf der rechten und einem Abstzaun auf der linken Seite, hinter welchem letzteren einige geadelte Felder liegen. Am Ende der Allee betritt man einen freien Raum, an dessen linker Seite die sogenannte neue Residenz steht, ein ziemlich geräumiges Gebäude, das jedoch niemals dermaßen worden ist und folglich auch von Napoleon, für den es gebaut war, niemals bewohnt werden konnte. Rechts, etwas weiter zurück, liegt die eigentliche Farm von Longwood, dieser weltgeschichtliche Platz, dahinter weiter einige kleine Bäume, welche Longwood von Dem Thale trennen, dessen, eine Hochebene, auf der ein englisches Regiment während Napoleons Gefangenschaft im Lager bezogen hatte. Ganz in der Ferne endlich erblickt man die See, zwischen zwei hohen Felsklöcken, der Barren und Sugarloaf genannt, auf deren letzterem ein Wachthäuschen gelegen ist, von welchem aus man jede Bewegung in Longwood beobachten konnte. Das Farmhaus von Longwood, Napoleons wirkliche Wohnung, liegt am südlichen Abhang des Plateaus und ist daher den Passatwinden, die hier das ganze Jahr scharf wehen, am allermeisten ausgesetzt. Man hat also auf diesem unwirthlichen Eilande noch die unwirthlichste, traurigste und ungesundeste Lage ausgesucht. Das Wohnhaus selbst erbärmlich aus. Man tritt zuerst in — ein Gemach kann man es eigentlich nicht wohl mehr nennen — einen Raum von 10 Fuß Breite bei 20 Fuß Länge, der als Billardzimmer diente. Die ehemals grünbemalten Wände sind mit zahllosen Namen, Inschriften und Geschäftsanzeigen bedeckt, wie z. B.: Malediction à l'Angleterre! — oder: J'ai vu et j'ai maudit. Oder in englischer Sprache: One murder makes a felon, millions of them make a great man, ju deutsch: Ein Mord macht einen Verbrecher, Millionen Mordthaten machen einen großen Mann. Darunter wiederum: You lie, you goddamm englishman! u. s. w. u. s. w. Das zweite, dahinter liegende Zimmer war das Speisezimmer und zugleich Empfangszimmer, in welchem Napoleon starb. Dies steht aber noch trostloser aus . . . . An der rechten Seite vom Eingang her, zwischen zwei Fenstern, stand das Bett des Kaisers; sein sterbendes Haupt war gegen die Wand gelehnt. Im Geiste fühlte ich mich in jene ergreifende Todesstunde versetzt. Draußen stürmte und tobte es, um das Bett aber standen die wenigen Getreuen, in Schmerz versunken. „Töte du l'armée —" flüsterten die bleichen Lippen des Sterbenden und — der Imperator ging still und ruhig." — Hierzu macht Heine noch die Bemerkung: er habe immer bei Dem, was er über Napoleons Gefangenschaft und Ende gelesen, angenommen, daß die Farben etwas stark aufgetragen worden; seitdem er jedoch auf Sankt Helena gewesen und mit eigenen Augen gesehen, sei er anderer Meinung. Er besuchte auch das kere Kaisergrab. Hier wurde ihm wieder die alte Tafel mit einer Mahnung um 2 Schillinge präsentirt, jedoch diesmal von einer alten Negerin. Er erfuhr, daß diese Contributionen in die Gouvernementskasse fließen und dachte sich, „zumal im Hinblick auf die absichtliche Verwahrlosung Longwoods" allerdings dabei. Das Grab liegt in einem eingegitterten Wiesengrunde, von jungen Fichten und Cypressen umgeben, und von einer einfamen Trauerweide beschattet.

Zu Macao sah Heine das Denkmal, welches hier in einem Garten den Manen des unglücklichen portugiesischen Sängers geweiht ist. „In einer entfernten Ecke dieses Gartens", berichtet er, „ist eine Felsenpartie, und in einer daselbst befindlichen Grotte ein kleines Monument in romischer Renaissance errichtet: vier Pfeiler, eine kleine Kuppel tragend, umgeben die Büste eines Mannes in romischem Costüm des sechzehnten Jahrhunderts, darunter auf dem Fußgestell die Worte: Luis do Camoens, nasceo 1524, morreo 1579. — Es war dies der Platz, wo der verbannte Dichter seine Lusiade geschrieben, von der acht Stanzen auf die übrigen Seiten des Piedestals eingegraben sind. Daneben, in dem Felsen, ist eine Tafel mit einer französischen Inschrift von einem späteren Verehrer des großen Dichters, die also schließt:

Au grand Louis de Camoens, Portugais, d'origine castillane,
Soldat religieux, voyageur et poète exilé,
L'humble Louis de Rienzi, Français, d'origine romaine,
Voyageur religieux, soldat et poète exilé.

e.

— Aus Arago's Leben. Die Bedeutung, welche die Anstalten in das Institut de France neuerdings gewonnen haben, lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf ähnliche Umstände, unter welchen der Eintritt berühmter Mitglieder zur Zeit Napoleons des Ersten stattfand. Der Kaiser war scheu in das Institut aufgenommen worden; eine Ehre, auf die er großen Werth legte und die dem jetzigen Beherrscher Frankreichs noch nicht zu Theil geworden ist. Im Juli des Jahres 1809 kam Arago von Algier aus in Marseille an. Drei Jahre vorher war er nach Spanien geschickt worden, um die Verlängerung des Meridians von Frankreich vorzunehmen. Der fruchtbare Aufstand gegen König Joseph, gleich nach dessen Thronbesteigung, brachte auch das Leben des jungen Astronomen in Gefahr, der sich kamals auf der Insel Mayorka aufhielt. Er entkam zu Schiffe und kam nach Algier, wo er elf Monate unter den romanhaftesten Abenteuern, zum Theil in der Sklaverei zubrachte. Man hatte ihn schon längst todt geglaubt, als er wieder in der Heimat erschien. Die außerordentlichen Verdienste, die er sich, erst dreiundzwanzig Jahre alt, erworben hatte, bestimmten ihn die allgemeine Bewunderung zu, die ihm mit Blot die Akquration mehrerer Gasarten bekömmt, mit Bouvard die Gesetze der Abirration festgestellt, eine wertvolle Untersuchung über die Schnelligkeit des Lichtes beendet und durch die großartigste Triangulation, die je vorgenommen war, den Meridian von Frankreich bis zur Insel Formentera verlängert. Nicht minder erwarb ihm die Mechanik, welche er bei den Arbeiten im dieten Gebiete, in welchen wie der Mond, den er in jeder Gestalt beweisen, das höchste Lob. Der erste Brief, den er in Marseille empfing, kam von Alexander von Humboldt; die so geschlossene Freundschaft blieb bis zu seinem Tode, also sechsundvierzig Jahre lang, ungetrübt. Lalande war eben gestorben und für den erledigten Platz in der Akademie fiel die Wahl auf Arago, obgleich Laplace ihm seiner Jugend wegen erst nach einigen Jahren seine Stimme gab. Bald nachher wurde ein Tag für den feierlichen Empfang bei Hofe bestimmt. Bei solchen Gelegenheiten pflegten einzelne Mitglieder dem Kaiser ihre neuen Arbeiten zu überreichen und auch sonst sich auf zwei Weise vorzudrängen. Arago klagt, das man ihn gar nicht zu Wort habe kommen lassen. „Sie sind sehr jung", redete ihn Napoleon an; „wie heißen Sie?" „Er heiße Arago", sagte das Mitglied zur Rechten. „Welche Wissenschaft betreiben Sie?" „Er betreibt die Astronomie", sagte das Mitglied zur Linken. „Was haben Sie gefischt?" „Er hat den Meridian von Spanien gemessen", entgegnete der Rechte wieder. — Der Kaiser mußte wohl glauben, er habe einen Dummkopf oder einen Taubstummen vor sich. Er wandte sich zu dem Naturforscher Lamark, der ihm ein Buch überreichte. Napoleon sagte: „Was ist das? Ihre abgeschmackte Meteorologie, womit Sie Ihren alten Tagen Unehre machen! Arbeiten Sie doch Naturgeschichte, so werde ich Ihre Werke gerne annehmen; dies hier nehme ich nur aus Achtung für Ihre grauen Haare. Da!" Er gab es einem Adjutanten. Lamark versuchte umsonst die Bemerkung herauszubringen, der Inhalt des Buches sei unwiderlegbarlich; er brach in Lachen aus. Napoleon wandte sich an Laplanosa, Mitglied des Senats, der weniger schwach von Nerven war; er sagte zu ihm: „Es scheint, der ganze Senat

Digitized by Google

geht in die Akademie über!“ „Sire“, erwiderte Lauriusais, „es ist derjenige Staatsdiener, der am meisten Zeit hat, sich mit Literatur zu beschäftigen“. Alsbald wandte sich der Kaiser von den bürgerlichen Uniformen weg und mischte sich unter die Epauletten. — Arago selbst, so unkatholisch er gesinnt war, sann sich im Jahr 1815 durch den Einzug der Monarchen in Paris tief betrübt; er schloß sich in sein Observatorium ein und verweigerte selbst Dumbolds's Bitte, ihn dem König von Preußen vorstellen zu dürfen. Humboldt suchte ihn daher vor der Abreise nach Berlin im Observatorium auf, begleitet von einem Herrn, der in Reisekleid und Mütze dem Gespräch der beiden berühmten Männer still und bescheiden zuhörte, ohne daß man von ihm bekommen Notiz nahm; es war Friedrich Wilhelm der Dritte. Als solcher Arago in London war, brachte man ihn durch eine List dazu, die neue Waterloo-Brücke zu sehen, die für ein Wunder der Baukunst galt, deren Name aber dem Patrioten zuwider war. „Die Brücke“, sagte er zu den Engländern, „hat ein paar Bogen zuviel, die eigentlich in Berlin stehen sollten“.

— Jodquellwasser. Als die Herzogin von Berry ein halbes Jahr nach dem Tod ihres Gatten den jetzigen Thronerben, Heinrich den Fünften, gebar, übersiedelte bekanntlich Chateaubriand den französischen Hof zur Taufhandlung ein Fläschchen Wasser, das er vierzehn Jahre vorher selbst aus dem Jordan geschöpft hatte. Ebenso hat der Erfinder von Professor für die erstgeborene kaiserliche Prinzessin Taufwasser aus dem heiligen Fluße nach Wien geraubt. Beide Staatsmänner waren zugleich als Dichter und als geistreiche, gelehrte Reisende anerkannt, um so konnte man der Beziehung, welche sie ihrem Geschenke gaben, wohl Beifall schenken. In Brüssel aber ist kürzlich das Jordanwasser geradezu als Waare verwandt worden. Es wurde in dieser Stadt von Weslepanern (Methodisten) ein Bazar zum Verkauf religiöser Gegenstände veranstaltet, in welchem man auch kleine, wohlverschlossene Fläschchen der genannten Flüssigkeit, das Stück zu 10 Schilling, also sechs Gulden unserer Währung, ausbot.

— Die beiden Ludwig. Im Jahr 1825 machte Ludwig Tieck eine Rundreise durch Deutschland, um den Zustand der Bühnen kennen zu lernen. In München hatte er eine Audienz bei dem damaligen Kronprinzen von Bayern, den seine dagegerische Theilnahme für Kunst und Literatur längst berühmt gemacht hatte. Der Prinz begrüßte den Dichter wie einen alten Bekannten und sagte unter Anderem: „Eine große Ehre für mich, Ihren Namen zu haben. Hesse auch Ludwig. Große Ehre für mich, ebenso zu heißen, wie ein ordentlicher Dichter.“ — Acht Jahre später überkandete der König seinen Namensvetter zum Geburtstag den bayerischen Civil-Verdienstorden mit einem eigenhändigen Gedichten: „König Ludwig dem Meister Ludwig.“

— Der Herzog von Aumale benutzt seit mehreren Jahren seine unfreiwillige Muße zu geschichtlichen Studien. Er ist Mitglied der „Gesellschaft der Bibliophilen“, welche sich vor zwei Jahren in London nach dem Muster des bekannten Stuttgarter Vereins gebildet hat und seltene Bücher und Urkunden für ihre Mitglieder drucken läßt. Der Herzog nimmt an den Arbeiten der Gesellschaft thätigen Antheil. Im vorigen Jahre veröffentlichte er eine Reihe über zwei Bibliotheken des sünfzehnten Jahrhunderts; in dem diesmaligen Jahrgange liefert er eine höchst interessante Abhandlung über König Johann von Frankreich, dessen Gefangennahme in der Schlacht bei Poitiers (19. September 1356) und dessen Haft in England, die bis 1360 dauerte. L.

— Giacchino Rossini hat nach vollendeter Kur in Kissingen einige Tage bei uns zugebracht. Er ist so gesteckt und liebenswürdig wie je, und erinnert sich noch aller einzelnen Umstände jenes Empfanges, der ihm in den zwanziger Jahren in Frankfurt geworden ist. Damals brachte ihm der Liedertranz eine glänzende Serenade und der einem Operngastmahl auf der Mainlust feierten ihn alle Musikfreunde der Stadt. Unter den Letzteren, mit welchen man ihn empfing, ist der Toast, den ein Herr Dürand brachte, noch heute merkwürdig. Dürand war Redacteur des Frankfurter Journals und zeichnete sich durch eine gewisse hohle, bombastische Beredsamkeit aus. Sein Trinkspruch schloß mit folgendem Gleichnis: „Ein griechischer Philosoph wurde vom Sturm auf eine unbekannte Insel verschlagen; bekümmert schritt er in dem weiten Sande des Meeresgestades einher. Endlich erst sah sein Blick auf geometrische Figuren, die in diesen Sand gezeichnet waren; Gottlob, rief er aus, hier gibt es Menschen! So konnte auch Rossini austufen, als er die Klänge seiner Melodieen in Deutschland vernahm!“ — Das Rabe an dieser Unverschämtheit bestand darin, daß Dürand den Deutschen ein Kompliment zu machen glaubte. In der Verbindung sind wir doch wohl seit zwanzig Jahren etwas fortgeschritten; wer uns beutzutage im eigenen Hause solche Altherrthrien sagen wollte, dem würde man wohl die Thüre weisen. — Wenn man diesmal geräuschvolle Ehrenerzeugungen für Rossini unterließ, so geschah es aus taktvoller Rücksicht, auf den ausdrücklichen Wunsch des Meisters, der sich zu schonen suchte und eine freie Unterhaltung mit wenigen Freunden vorzog.

— Die photographische Aufnahme des Meeresgrundes ist in der Bucht von Weymouth von einem Hrn. Thompson ausgeführt worden. Es wurde ein wasserdichter photographischer Apparat, an dem der Focus auf die mittlere Entfernung von 30 Fuß gestellt war, bis auf den Boden versenkt; als er sich lag, wurde die Klappe vor dem Glas weggezogen; nach 10 Minuten wurde der Apparat heraufgeholt und das Bild wie gewöhnlich behandelt. Das Bild war eine getreue Aufnahme eines Stückes Meeresgrund mit seinen Pflanzen und Steinen. S.

— Ueber die in einem früheren Aufsatze des Museums erwähnte Histoire secrète de la cour de Berlin, von Mirabeau, schrieb Dohm an Nicolai am 17. April 1789: „Mirabeaus Histoire secrète ist ein abscheuliches Ding, das aber leider! unserem Staate in fremden Ländern großen Schaden thut. Indeß ist dem Uebel nicht anders als durch Daten, durch den festgesetzten festen und männlichen Gang unserer Politik zu helfen. Die Widerlegung, welche Graf Herzberg sich nicht anlassen lassen, wird, wie ich besorge, den übrin Eindruck nicht verlöschen, sondern vermehren.“ S.

— Ueber den merkwürdigen Cultus der schwarzen Madonna gibt Wilhelm Ranke in seiner Schrift „Die Verirrungen der christlichen Kunst“ folgende Nachweise: „Die Hauptsitze der schwarzen Mutter Gottes sind Loretto, Marseille, Würzburg, Einsiedeln, Altöttingen in Bayern und Czenstochau in Polen. Auch in der Sand- und der Kreuzkirche in Breslau sind sogenannte schwarze Marien, welche aber nicht schwarz, sondern nur geräuchert sind. Ich reiste in Altöttingen, wovon Maria schwarz sei. Ein Geistlicher meinte, die Bild stamme aus einer verbrannten Kirche, sei wunderbar erhalten und nur vom Rauch so schwarz. Diese Meinung kann aber nicht richtig sein, denn die schwarze Farbe ist gemalt. Der gute Geistliche mochte wohl die Pforten im Kopfe haben, welche zuweilen durch Wunder und Feuer und Wassersnoth gerettet sind. Die Legende sagt, Maria sei auf der Flucht nach Aegypten durch die Sonne gebräunt, dies sei der Ursprung ihrer Schwärze. Auch dies ist nicht Stichhaltig, denn die schwarze Maria ist nicht sonnengebrannt, sondern von tiefdunkler Schwärze, und nicht blos im Gesicht, sondern auch an den Händen schwarz. Einer anderen Legende zufolge war Maria während ihres Aufenthalts in Aegypten von den Männern wegen ihrer Schönheit incommodirt worden; sie wünschte daher, den Aegyptischen Weibern gleich zu werden und wurde durch ein Wunder hohlschwarz. — Ein Wunder, von welchem die apokryphen Evangelien, in denen sonst meistens dieser Art vorkommt, nichts enthalten. Schon die Alten betrieben schwarze Göttinnen an. Demeter, die Göttin der Fruchtbarkeit, war schwarz, ihre Tochter Persephone, die Herrscherin über die Schatten der Verstorbenen, wurde zuweilen schwarz dargestellt. Die nächtliche Zaubergöttin Hekate, deren Herrschaft sich über die ganze Natur erstreckte, war schwarz. Die erdrückende schwarze Diana stammte aus Aegypten und galt bei den Einen als Bild der erzeugenden Natur, den Andern als eine der höchsten Gottheiten. Die nun viele asiatische Gottheiten, nach Griechenland und Rom verpflanzt, hier mit den einheimischen Gottheiten verschmolzen waren, so hat auch diese Ephesusdiana nach Rom verpflanzt, sich mit dem Sagenkreise der hier verehrten heidnischen Götter und Heiden verschmolzen. Viele vorurtheilfreie Gottesgelehrte gestehen zu, daß dem ächten Evangelium in den ersten Jahrhunderten zahlreiche Irrthümer sich angeschlossen haben, welche aus dem Heidenthume stammen oder im Sinne desselben erdichtet sind. Dem entsprechend wurde der Heiland nach dem Muster des Gottes Apollo und Gottvater nach dem des Zeus gemalt, und Maria wurde nahm die Gestalt einer heidnischen Göttin an. Das zu Ephesus vor 3000 Jahren gefundene, schon damals uralte Bild der schwarzen Diana trug eine Thurmkrone auf dem Kopfe; so trägt auch die schwarze Mutter Gottes auf ihren Bildern, namentlich dem sehr alten Bilde zu Alten-Oettingen, eine ungeheuerliche hohe Krone auf dem Kopfe. Das Bild der schwarzen Diana war unter der Brust mit kleinen Gebilden von Bibergeln, Bienen, Hasen und Hirschen verziert; auch das Kleid der schwarzen Maria ist mit allerlei Thierarten, besonders auf Sternen, Blumen und Rabeleien, besetzt. Genug, es wird nicht weit gesucht sein, wenn wir hiernach annehmen, daß die schwarze Diana von Ephesus es ist, welche in der christlichen Kirche Platz genommen hat. Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß ein unbefangener Mensch eine schwarze Gestalt nicht zu den guten Geistern zählen und den Engelschop nicht bei ihr suchen kann. Wäre es nicht, daß Grauen, Schrecken und Geisterahnen einen geheimen Zauber hätten, so würde die Kunst und die Religion sich gegen die Verehrung der schwarzen Maria längst schon gesträubt haben.“

— Otto Müller's neuester Roman, der zuerst im Frankfurter Museum abgedruckt war, ist nun im J. G. Cotta'schen Verlag besonders erschienen, unter dem Titel: Der Staarstecherdoktor von Frankfurt, ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Ostereich in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 37. Frankfurt a. M., den 13. September 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Das Opfer von Wiesbaden, Gedicht von Th. Creizenach.
Der gerechte Fürst. Erzählung von A. Weill. (Fortsetzung.)
Ueber das Sammetwesen vor hundert Jahren. Nebst Schollen zu „Dichtung und Wahrheit". Von Dr. Strieder.
Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Von L.
Feuilleton: Der Verein deutscher Bücherfreunde in Hannover. — Goethe's Elysium. — Robert Prel. — Uhland über Dietrich von Bern. — Ueber Schiller als Erzieher zum Mitleid. — Luther-Sprüche auf der Wartburg. — Tiroler-Sängerfest. — Inschrift auf einem Schulgebäude u. s. w.

Das Opfer von Wiesbaden. *)

Noch ein Opfer! Er empfing den Lohn
Als Martyr der nobelsten Passion;
Ist gefallen auf dem Feld der That,
Wie im Kampf ein muthiger Soldat.

Seinen letzten Erdengang umweht
Nicht der Seinen flehendes Gebet;
Münzenklappern war sein Glockenklang,
Rien ne va plus! hieß der Todesgang.

Zwar er war noch nicht vom besten Schlag,
Nicht vollkommen wie man's wünschen mag;
Tödten konnt' er leicht sich anderswo,
Diese Sterbung war nicht comme il faut.

Doch was ihm gefehlt an gutem Ton,
Ward in Kurzem ausgeglichen schon;
Kaum verwischen war der leidige Wust
Und von Neuem rasch begann die Lust.

Leider sprang von seinem Blut so frisch
Nicht ein Tropfen auf den grünen Tisch;
Die Genossen hätten unverletzt,
Manches Stück auf dieses Rouge gesetzt! —

Fremde seh'n, in Schaaren dicht gereiht,
Wie bei uns die Todessaat gedeiht;
Und an ferner Küste kommt zu Ruhm
Deutscher Bildung, deutsches Christenthum.

Th. Creizenach.

*) „Wiesbaden, 1. Sept. — Heute zwischen zwei und drei Uhr erschoß sich im Kursaal am Spieltisch ein Fremder. Als Motiv des Selbstmordes nennt man großen Verlust im Spiel; über Namen, Stand und Heimath des Unglücklichen weiß man bis jetzt noch nichts Näheres." — In Folge dieses Vorfalls erlitt das Spiel eine halbstündige Unterbrechung.

Der gerechte Fürst.

Erzählung von Alexander Weill.
(Fortsetzung.)

III.

Die Freunde.

Allmählig verlief sich die Menge, die den Rittersaal angefüllt hatte, nachdem die Einzelnen der Reihe nach an den Fürsten herangetreten waren, um ihm die Hand zu küssen. Nach einer Viertelstunde war nur noch der Graf Eduard von Wunnefeld gegenwärtig.

Graf, sagte der König, ich danke für Ihre Aufwartung. Folgen Sie mir in mein Kabinet, ich habe Sie zu sprechen. — Eduard verbeugte sich und folgte.

Meine erlauchte Schwester, sagte der gerechte Fürst, hat mir Sie als einen vollkommenen Edelmann geschildert. Sie rühmt Ihren großen Sinn und Ihren umfassenden, gebildeten Geist. Ich bedarf eines geheimen Secretärs; meine Wahl ist auf Sie gefallen.

Ich fühle mich sehr geehrt, erwiederte der Graf, sowohl durch die gute Meinung, welche die Schwester unseres vielgeliebten Königs von mir hat, als durch den Vorzug den Seine Majestät mir gibt. Ich habe noch Nichts gethan, um diese ausgezeichnete Ehre zu verdienen; aber ich hoffe, sie zu rechtfertigen, wenn nicht durch mein Talent, doch durch meine Hingebung, auf jede Probe.

Die Hingebung wird mir nicht genügen, erwiederte der Prinz. Ich verlange mehr. Ich verlange Freimuth. Ich habe Sie gewählt, weil man mir gesagt hat, daß Sie gleich mir darnach streben, gegen sich und Andere gerecht zu sein. An Schmeichlern, wenn ich sie wollte, würde es mir nicht fehlen; aber ich weiß, daß dieselben, gerade wenn sie geistvoll sind, auf Kosten ihres Gefierten und leider oft auf Kosten des Volkes leben. Ich bedarf eines Mannes, der nicht nur sich überwacht, sondern der auch den Muth hat, mich gegen mich selbst zu überwachen. Denn so gerecht ich zu sein wünsche, ich habe Leidenschaften, — wie Sie bald sehen werden. Von Natur bin ich lebhaft und ungestüm und nur in Folge eines anhaltenden Ringens mit mir selbst bin ich dazu gekommen, daß ich der Gerechte heiße. Ich verdanke diesen Namen meiner Schwester, welche höher steht durch Seelenruhe, durch die Sicherheit ihres Geistes, der auf den ersten Blick das Gute vom Schlimmen unterscheidet und auf das Kleinste wie auf das Größte bedacht ist.

Ich verspreche, erwiederte der Graf, gegen Eure Majestät eben so offen zu sein, wie ich es bisher gegen Jedermann war. Aber besser als Sie zu sein, kann ich nicht versprechen, denn auch ich habe Leidenschaften, ich liebe und hasse.

Um so besser, erwiederte der Fürst, indem er ihm die Hand drückte. Wir werden das Schöne und Gute lieben und das Häßliche hassen. Aber ich verlange von Ihnen noch mehr als das. Ich bedarf eines treuen, verständigen Freundes, dem ich meine persönlichen Geheimnisse wie die des Staates anvertrauen darf. Ich

Digitized by Google

kann nicht Alles meiner Schwester mittheilen; ich fürchte ihren überlegenen Verstand und ihre Entfernung von jeder Leidenschaft. Nicht wahr, Graf, man kann eine Frau mit Leidenschaft lieben und dennoch gerecht sein?

Ich glaube wohl, erwiederte Eduard; denn auch ich liebe und hoffe doch, nicht ungerecht zu sein. Wie gut sind Sie, Fürst, wie großgesinnt! Welches Glück, der Freund eines großen Königs zu sein!

Sie schmeicheln mir schon, sagte der Fürst mit Lächeln. Ich bin ebenso glücklich als Sie. Aber nun, da wir unsere Freundschaft besiegelt haben, — denn unter Männern, wie wir, bindet ein Wort für ewig, — hören Sie mich an. — Seit mehr als einem Jahr dringt man darauf, daß ich mich vermähle. Ihr Vater, als Staatsminister des hochseligen Königs, steht an der Spitze einer Partei, die mich mit der Prinzessin eines Nachbarstaates verlobt sehen möchte. Meine Schwester, weniger stolz und freier von Vorurtheilen, wendet ihren Blick auf eine verwaiste fürstliche Dame, deren Schönheit und Frömmigkeit gerühmt wird. Gesandte von verschiedenen Ländern ermüden mich mit Vorschlägen, immer einer glänzender als der andere. Ich habe sie bis heute sämmtlich zurückgewiesen, so lange mein Vater regierte. Nun, da ich ihm folge, wird man mich mehr drängen als je, unter dem Vorwande, daß das Land eines Thronerben bedürfe. Ich habe nur ein Mittel, all diesem Andringen auszuweichen: ich muß mich vertheirathen. — Der Fürst hielt einen Augenblick inne.

Das ist auch meine Ansicht, antwortete der Graf.

Aber hat ein Fürst, der, wie ich, den Anspruch hat, in Allem gerecht, zuvorlässig, wahrhaft zu sein — hat er das Recht, sein eigenes Gefühl, sein Volk, seine Gemahlin zu belügen?

Die Frage, so gestellt, sagte Eduard, ist im Voraus beantwortet. Nein, Sire!

Ich darf, ich kann mich nur mit der Frau vermählen, die ich liebe, erwiederte der Fürst; und diese Frau —

Diese Frau? fragte Eduard langsam.

— Ich kenne sie kaum, ich habe sie nur drei oder viermal gesehen. Nun, was denken Sie? Sie schweigen; Sie werden mir antworten, daß ich, meiner dreißig Jahre ungeachtet, wie ein Schüler handle und rede.

Ich, antwortete Eduard, habe keineswegs das Recht, Euer Majestät diese Bemerkung zu machen.

Ja, mein Freund, sagte der Fürst weiter und wurde lebhafter, jemehr er von seiner Neigung sprach, — ja, ich liebe ein junges Mädchen, die ich an einem Sonntag in der Kirche sah und die ich seitdem nur zwei- oder dreimal wieder ansichtig wurde, ohne sie jemals anzureden. Aber ihre seraphische Schönheit, der Adel ihrer Züge, die Einfachheit ihrer Haltung, die Reinheit der Seele, die sich in den blauen Blicken spiegelt, Alles an ihr reizt, bezaubert, fesselt mich. Ohne sie zu kennen, bin ich überzeugt, daß sie Königin zu sein verdient. Es ist mir, als trüge sie einen Heiligenschein in Kronengestalt um die Stirne. Ich bin entschlossen, trotz allem Widerspruch meines Hofes und Adels, dieses Mädchen zu heirathen, deren Wohnung ich erst weiß, seit ich König bin. Mein Urtheil müßte sehr trügerisch und schwach sein, wenn ich mich in Bezug auf sie täuschen sollte!

Sie sind ihr nie nachgefolgt? Haben ihr nie nachfolgen lassen?

Sie war gewöhnlich von ihrem Bruder begleitet. So lange ich übrigens nicht Herr meines Willens war, wollte ich ihr nicht zu nahe treten, die sanfte Taube nicht scheu machen; erst seit acht Tagen .... Aber Sie selbst werden ja nachdenklich. Sie haben doch nicht etwa die Vorurtheile Ihres Vaters?

Durchaus nicht, mein Fürst. Ich bewunderte Sie im Stillen. Ich danke Gott, von einem Fürsten zum Freund erwählt zu sein, mit dem ich in allen Gefühlen übereinstimme; dessen Grundsätze, ja dessen Schwächen ich theile. Auch ich bin im Begriff, eine Verbindung des Herzens zu schließen; auch ich liebe ein Mädchen, das ich in der Menge ausgefunden habe. Ihre Schönheit und Anmuth, die Hoheit ihres Ganges, besonders aber der Blick, den ich noch an keiner anderen gesehen, hatten mich angezogen, an ihre Schritte gefesselt. Ganz wie Euer Majestät war ich bereits entschlossen, eine junge Person trotz ihrer Armuth zu heirathen, als ich erfuhr, — welches Glück! — sie sei die Tochter eines von Ihrem Vater verbannten Edelmannes, der eben um seine Begnadigung bemüht war. Der arme Vater ist an demselben Tage gestorben, an dem Sie das Unglück hatten, den Ihrigen zu verlieren. Vor seinem Tod hat er unsere Hände zusammengelegt, mit der Bedingung jedoch, daß meine Braut zuvor in ihre Titel und Güter wieder eingesetzt werde. Ich bin auf diese Bedingung eingegangen und wollte bereits Eure Majestät um diese Gnade bitten; denn der Vater hat sein Vergehen wohl gesühnt und die Kinder sind würdig, dem gerechten Fürsten zu dienen.

Ich bewilige die Gnade im Voraus, antwortete der Fürst; ich kann sie nicht weigern, da sie die Bedingung Ihres Glückes ist.

Dank, Sire, rief Eduard, die Hand des Fürsten küssend. O möchten alle Engel des Himmels diesen Ruf meines Herzens wiederholen; denn nie war ein Glück vollkommener. Ich eile, es ihr anzukündigen.

Gut, rief der Fürst; Sie sind so glücklich, daß Sie Ihren Freund ganz vergessen. Der beste der Menschen ist noch ein Egoist.

Das ist wahr, erwiederte der Graf. Ich bin undankbar.

Gehen Sie nur; kommen Sie den Abend wieder. Noch ein Wort. Seit ich König bin, habe ich über meine Geliebte Erkundigungen eingezogen. Ich weiß ihre Wohnung. Bis morgen werde ich auch ihren Stand und Namen wissen. Aber da ich persönliche Neigung gewinnen möchte, so will ich mich ihr vorstellen, ohne meinen Namen kundzugeben. So werde ich erfahren, ob sie in der That meiner würdig ist. Heute Abend wollen wir uns an ihr Fenster begeben, wie sentimentale Studenten. Ich habe für diesen Fall ein paar Zeilen gedichtet, durchaus rein und für sie nicht verlegend, eine wahre Brautwerbung in Versen, die ich mit Begleitung der Guitarre vortragen will. Ich habe den heutigen Tag gewählt, weil er ein glücklicher ist. Da ich Freundschaft gefunden, wird die Liebe nicht ausbleiben. Was denken Sie?

Ich bewundere Sie.

Sie begleiten mich. Sie sollen sie wo möglich sehen. Nach diesem führen Sie mich zu Ihrer Braut, Sie stellen mich ihr als Freund vor und ich werde dann meinerseits sehen, ob Sie gut gewählt haben. Ich werde Ihnen, auf Ehrenmannswort, Alles sagen, was ich von ihr denke, unter der Bedingung, daß Sie mir gegenüber die gleiche Offenheit haben. Diese Art von Spaziergängen hat für mich übrigens etwas Reizendes; das Gewicht der Macht ist schwer, und gerecht zu sein nicht immer unterhaltend. Bis jetzt hat die Gesellschaft meiner Schwester mir genügt, aber seit Kurzem ist sie selbst finster geworden. Und zwar nicht aus Kummer, daß sie ihren alten Gemahl verloren hat. Mein Vater hatte sie zu dieser Ehe genöthigt; sie war zu jung, um einen Willen zu haben. Sie hat ihren Mann nie geliebt. — Aber wie? Sie werden schon wieder nachdenklich? Gehen Sie mit mir?

Ich? Mit Ihnen würde ich in den Tod gehen!

Also, auf heute Abend! Nun gehen Sie, melden Sie Ihr Glück Ihrer Braut. Unterdeß will ich an mein Werk die letzte Hand legen. Was denken Sie, daß ich am ersten Tag meiner Regierung gemacht habe? Verse an meine Geliebte!

Glücklich der Fürst, rief Eduard, der nichts Dringenderes zu thun hat. Glücklich das Volk, dessen Fürst sich solcher Muße hingeben kann!

Man zählt so sicher auf meine Gerechtigkeit, antwortete der Fürst, daß man das Böse fast nicht mehr zu thun wagt. Adieu, mein Freund. Heute Abend!

Digitized by Google

IV.

Das Ständchen.

Mein Freund, sagte der gerechte Fürst zu dem Grafen Eduard von Winnefeld, der sich mit Pünktlichkeit einstellte, ich habe an Sie gedacht. Die Wiedereinsetzung der Familie Ihrer Geliebten ist unterzeichnet. Sie haben nur in die weißgefaßte Stelle den Namen einzuzeichnen. Wie heißt sie?

Eugenie von Altenburg.

Wie? Die Tochter des Herzogs von Altenburg, einer der ersten Familien des Königreichs! Der arme Herzog! Es war immer meine Absicht, ihn aus der Verbannung zurückzurufen; denn, unter uns, ich glaube, daß ungeachtet seiner Vergehungen, — die übrigens schwer genug waren, — doch das Verfahren Ihres Vaters gegen ihn nicht frei von Härte, ja von Ungerechtigkeit war. Es steht Ihnen wohl an, den Fehler Ihres Vaters gut zu machen; und für mich ist es ein wahres Glück, daß ich Freundschaft mit Gerechtigkeit vereinigen kann.

Wie gut sind Sie, rief Eduard.

Lesen Sie doch jetzt die Verse. Ich bringe ganz wohl eine poetische Wendung heraus, besonders, wenn sie einen Gedanken ausdrücken soll, der mich erfüllt; aber ich kann Verse weder sprechen noch singen.

Ich werde sie singen, antwortete Eduard. Meine Stimme ist leidlich und ich verstehe mich nicht übel auf die Begleitung.

Der Graf nahm eine Guitarre, setzte sich und erfand alsbald eine melodische Weise zu den Worten des Fürsten.

Sie sind nicht nur ein braver treuer Ritter, sondern dabei noch ein guter Musiker, was nicht zu verschmähen ist. Wir werden uns auch in unseren Kunstübungen ergänzen. Gehen wir jetzt. Ein zuverlässiger Mann wird uns von Weitem folgen. Niemand im Schlosse weiß, wohin wir gehen.

Eduard, der anfangs fröhlich seine Melodie trällerte, wurde immer stiller, je näher sie dem Stadtthor kamen. Als sie aber das Thor durchschritten hatten und der Fürst rasch in den Zwinger eindrang, an welchen sich Eugeniens Haus anschloß, da fühlte der Graf all sein Blut nach dem Herzen strömen und blieb wie erstarrt stehen. Dann, mit äußerster Anstrengung, aber ohne zu wissen, was er thun sollte, folgte er bis in den Hof und ließ sich erschöpft auf einen Stein nieder, indem er große Tropfen kalten Schweißes abwischte, die von seiner Stirn flossen.

Was haben Sie, mein Freund, fragte der Fürst; Sie zittern ja über und über?

In der That, ich fühle mich beklommen und unwohl. Ich fürchte, ich werde nicht bei Stimme sein. Ich ersticke.

Muth! sagte der Fürst; es ist noch eine Mauer zu übersteigen. Das Mädchen, sagt man mir, hält sich meist in dem Zimmer auf, das nach dem Garten geht. Uebrigens ist das Haus erleuchtet wie zu einem Fest; überall Lichter! Wir müssen vorsichtig sein.

Wirklich erwartete Eugenie den Besuch ihres Bräutigams und seines Freundes.

Die beste Vorsicht, Sire, wäre vielleicht, uns zurückzuziehen, sagte Eduard. Sie haben mir gesagt, daß diese junge Person einen Bruder hat. Sie ist nicht allein.

Was liegt am Bruder, rief der Fürst, da ja meine Absichten rein sind! Ich wünsche im Gegentheil, daß er mich höre. Im Grund ist es kein Verbrechen, einem Mädchen, das frei ist, eine Huldigung zu bringen, besonders wenn die Huldigung von einem geraden Herzen kommt!

Ich bin verloren, dachte Eduard. Er erhob sich und sagte:

Mein Fürst, je mehr ich nachdenke, um so mehr muß ich die Rechtlichkeit unseres Scheittes bezweifeln. Warum verdächtigen wir ein junges Mädchen, das Sie gewiß gerne anhören würde, vornehmlich wenn es wahr ist, daß Ihr Verlangen von reinen Absichten ausgeht? Welche Frau würde sich wohl weigern, die Gemahlin des gerechten Fürsten zu werden? Wenn dagegen die Sache jetzt auskommt, so muß Ihr Ruhm darunter leiden. So gerecht Sie sein mögen, so haben Sie doch Feinde. Diese werden das Abenteuer benutzen, um Ihren reinen, glänzenden Ruf zu verdunkeln. Trauen Sie mir, lassen Sie uns zurückkehren. Die Nacht bringt Rath.

Nun, mein Freund, erwiederte der Fürst, wenn auch Ihre Bemerkungen etwas spät kommen, so wollen wir sie doch erwägen. Gewiß, wenn ich morgen vom Bruder die Hand des jungen Mädchens verlangte, würde er sie mir nicht zu weigern wagen, selbst wenn sie einen anderen liebte. Wenn ich mich demnach einfach als Liebender vorstelle: so bin ich noch gerechter als Sie denken.

Was liegt daran, sagte der Graf, da nach Ihren Berichten der Ruf Ihrer Geliebten makellos ist; was liegt daran, ob sie eine zarte Neigung für einen Anderen hegt oder nicht? Sie wird dieselbe rasch in den Grund ihres Herzens zurückdrängen; sie wird an der Seite des gerechten Fürsten bald den Mann ihrer Wahl vergessen.

Ist dies Schmeichelei, Graf? Ich will bis zum Aeußersten gerecht sein. Wenn das junge Mädchen meine Huldigung annimmt, so ist dies ein Beweis, daß ich der erste bin, der ihr von Liebe redet; wo nicht —

Wo nicht? unterbrach Eduard in der höchsten Spannung.

Wo nicht, so werde ich sie zu vergessen suchen.

Wie groß sind Sie! rief der junge Graf, indem er ihm heftig beide Hände drückte.

Was haben Sie?

Ich stimme Ihnen von ganzem Herzen bei, ich bewundere Sie. Sie fühlen sich also besser?

Vollkommen wohl.

Also vorwärts!

Ich sehe von hier aus eine kleine Thür, sagte Eduard, die gewiß in den Garten führt. Folgen Sie mir. Da sind wir dem geweihten Gemache gegenüber, fuhr er fort, indem er nach einem geschlossenen Fenster zeigte, durch dessen Jalousieen einzelne Lichtstreifen ausdrangen. Geben Sie mir die Guitarre. Nach einigem Präludiren begann er den Gesang.

Ein Bettler weilt an Deines Hauses Thor;
Ein Schwert, ein Lieb ist seine ganze Habe,
Die weiht er Dir um eines Lächelns Gabe.

Zwei Schatten im Umriß zeigten sich an der Jalousie. Eduard fuhr fort:

Du Sonne meines Lebens, tritt hervor!
Ein Blick von dir, so wird dem Traum entfleuchen
Zu neuem Tag die Seele, die dein eigen.

Eduard sah den Vorhang zittern und sich heben. Seine Kniee sanken ein und er hielt plötzlich inne. Der Fürst, der glaubte, seine Schwäche kehre wieder, nahm ihm die Guitarre und sang so gut es gehen mochte in derselben Melodie weiter:

Ich liebe Dich, bin frei und stark und mild;
Kein Anhauch trübe Dir den Glanz, den reinen,
Wenn an der Thür Du herrlich wirst erscheinen.

Los werden diesen Ring, der Kette Bild
Und wie zum Eichenstamm die Epheuranke,
So wende sich zu mir Dein Liebesgedanke.

Als man die zweite Stimme hörte, wurde rasch das Fenster geschlossen. Der Fürst, selbst von seinem Gesange bewegt, wiederholte den letzten Vers, als plötzlich die Hinterthür sich öffnete und ein Mann heraustrat, der in der einen Hand ein Fackellicht, in der anderen den Degen hielt.

Bist Du es, Eduard! rief er. Antworte, denn ein Anderer als Du soll nicht lebend aus dem Garten gehen.

Ich bin es, antwortete der Fürst, und ich heiße nicht Eduard.

Digitized by Google

Dann, rief Robert, warf die Fackel weg und ging gerade auf den Fürsten los, — dann schlimm genug! Stelle dich!

Um Himmelswillen, schrie Eduard, hinzueilend, es ist Dein König, Robert!

Der gerechte Fürst! rief Robert zurücktretend. Und Du führst ihn hierher!

Sire, sprach Eduard, indem er vor dem Fürsten niederkniete, verzeihen Sie Ihrem Freund, daß er nicht den Muth hatte, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Ihre Geliebte ist meine Braut!

Sie sehen jetzt, antwortete der Fürst, daß ich wohlgethan habe, mich nicht zu nennen, da meine Kriegslist mir ein Verbrechen erspart und hoffentlich einen Freund erhält. Graf von Winnefeld, stehen Sie auf; auch Sie, Robert von Altenburg. Ich bringe Ihnen die Begnadigung Ihres Vaters und die Wiedereinsetzung seiner Kinder. Sagen Sie Ihrer Schwester, Herzog von Altenburg, daß der König gekommen ist, um ihr zu ihrer Wahl Glück zu wünschen.

Robert küßte des Königs Hand und ging in das Haus. Sire, rief Eduard, um Ihres Ruhmes, um meines Glückes willen, betreten Sie das Haus nicht!

Wie, erwiederte der Fürst; Sie wagen an meiner Loyalität zu zweifeln? Sie fürchten einen Nebenbuhler?

O Sire, antwortete Eduard, ich fürchte nicht Sie, sondern Eugenien. Wer könnte Sie sehen, Sie hören, ohne Sie zu lieben!

Doch haben Sie versprochen, mich Ihrer Braut vorzustellen. Nicht als Liebender gehe ich über diese Schwelle, sondern als König. Und da unsere Neigungen sich in den Blicken einer Frau begegnet haben, seien wir einander würdig. Sehen Sie zu, Graf, daß Sie der würdige Freund des gerechten Fürsten bleiben!

In diesem Augenblick erschienen an der Thür Eugenie und Robert, vor ihnen ein Diener mit Licht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Sammlerwesen vor hundert Jahren.

Nebst Scholien zu „Dichtung und Wahrheit".

Die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen haben in den letzten hundert Jahren eine gänzliche Umgestaltung erfahren, welche kulturhistorisch zu betrachten nicht unwichtig ist. Es sind besonders drei Momente, welche die Privatsammlungen zumal in Deutschland auf einer so niederen Stufe verharren ließen, daß Jahrhunderte kaum einen Fortschritt zeigen: die geringe Entwickelung der Naturwissenschaften, — denn naturhistorische Gegenstände bildeten den Kern der Kunst- und Kuriositätenkammern, — der kleine Umfang der auszubeutenden Länder und Meere, und endlich der Mangel an Verbindung der Forscher unter sich. Wir finden die Naturgeschichte der einzelnen Thierklassen noch so wenig entwickelt, das Material so wenig zugänglich vor Linné's systematischer Anordnung, daß neben der Bibliothek, der Kunstsachen und den eigentlichen Kuriositäten jeden Gebietes auch alle Naturreiche Platz fanden, während heutzutage ein Käsersammler selten sich mit Schmetterlingen, oder umgekehrt, befaßt und manchet Forscher sein Leben der Erforschung einer einzigen Insektengattung oder der Spinnen widmet.

In jenen alten Sammlungen hatten die Conchylien und Mineralien einen besonderen Vorzug, theils wegen der Schönheit ihrer Formen und Farben, theils wegen der leichten und bequemen Aufbewahrung; ihre Schönheit verschaffte auch den Schmetterlingen trotz der zu ihrer Erhaltung nöthigen Sorgfalt eine besondere Beachtung. Münzen waren gleichfalls beliebt, doch nur dem reicheren Sammler erreichbar. In Gemälden war die Auswahl gering; nach altitalienischen und niederländischen war keine Nachfrage und italienische waren selten, weil damals noch nicht eine solche Menge italienischer Privatgallerien unter den Hammer gekommen war. Besser stand es mit Kupferstichen; eine Hauptsache aber blieben immer die Kuriositäten, und die Freude an solchen Dingen hat oft die erste Veranlassung zur Anlage einer Sammlung, welche später vielleicht durch weiteren Anwachs zu wissenschaftlicher Bedeutung gediehen ist. Ein Sammler suchte den andern mit Raritäten zu überbieten; und dabei viel Fälschung, mit und ohne Wissen des Besitzers, viel Aberglaube unterlief, ist bei dem damaligen unkritischen Zustand der Naturwissenschaft, welche alle Fabeln des Plinius noch glaubte, nur zu begreiflich.

Wir finden in einem Werk über die Sammlungen aus dem Jahre 1727 in Breslau verzeichnet: einen Fuß von einem Papian mit allen fünf Nägeln, davon sogar auch das Blut, welches noch oben daran zu sehen, versteinert worden. Auf dem Berge Amara in Abyssinien, berichtet dasselbe Werk, befindet sich eine Bibliothek von tausend Millionen Manuscripten auf weiß Pergament in seidenen Futteralen; das sei gewiß, wenn gleich nicht so gewiß, ob die hier verwahrten, dem Enoch, Noa, Abraham, Hiob, Salomo und der Königin von Saba zugeschriebenen eigenhändigen Werke ächt seien. — Als zu einer Raritätensammlung gehörig werden genannt: Thiere, Gewächse, Mineralien, Gemälde, Inschriften, Statuen, Siegel, Münzen, Alterthümer (Urnen, Lampen u. s. w.): ethnographische Gegenstände (Lappländische Schuhe, Japanische Hauben, Ringe); musikalische und mathematische Instrumente, Modelle von Perpetuum mobile. Globen, Rüstungen und Waffen, Wachsbilder, Trinkgeschirre, köstliche Kästlein und Laden, Gewehe. Hieran schließen sich: „Löffel und Becher in einem Kirschkern, weißlinige ganze Schriften, die ein einzig Pferdeforn bedeckt, Pferde und Reiter, die unzerbrochen durch ein Nadelöhr gelassen werden können, Flöhleiten und dergl.", wie bekanntlich Derartiges im Dresdener grünen Gewölbe aus jener Zeit zu sehen ist. Erst auf diese Kunststücke folgen in der Aufzählung: Bücher, Kupferstiche, Land- und Seekarten und „chymische Kunstsachen", meist aschemische Präparate, doch auch Tabaksöl und dononischer Leuchtstein.

Wenn wir bedenken, daß von Europa das türkische und russische Reich fast ganz unzugänglich war, Spanien auch wenig liefern konnte, daß in Indien die Europäer erst an den Küsten sich festgesetzt hatten, daß Afrika nur an seinen äußersten Enden erschlossen, außerdem Spanisch-Amerika und Brasilien wissenschaftlich nicht erforscht, Polynesien nicht entdeckt war: so finden wir, daß gerade die an naturhistorischen und ethnographischen Prachtstücken reichsten Gebiete fehlten. Am meisten lieferten noch die Niederländer an exotischen Produkten aus ihren Kolonien, besonders vom Cap der guten Hoffnung und Surinam; durch Handelsverbindungen auch aus Japan und China. Von Holland her scheinen auch die deutschen Sammlungen mit Kuriositäten der Kunst und Natur vorzugsweise versorgt worden zu sein. Daß daneben die italienischen Städte, Venedig, Florenz, Rom und Neapel Alterthümer und Kunstarbeiten lieferten, bedarf keines Nachweises.

Bei der Schwierigkeit des Reisens zu jener Zeit und dem geringen literarischen Verkehr war ein Verzeichniß der Sammlungen Bedürfniß, aber in den erwähnten Verhältnissen lag die Schwierigkeit der Ausführung des Unternehmens, welchem ein Kaufmann in Breslau, pseudonym Neickel (wahrscheinlich Kühnel), sich unterzog. Sein Werk heißt „Museographia oder Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum oder Raritätenkammern, darinnen gehandelt wird: I. Von denen Museis, Schatz- und Raritätenkammern insgemein, welche heutiges Tages größtentheils annoch in vielen europäischen Orten gefunden werden. II. Dem nachmals ein Anhang beigefügt worden ist, welche vor Alters in der Welt berühmt gewesen. III. Wird von Bibliothequen insgemein als einem zu einem vollständigen und wohl eingerichteten Museo unentbehrlichen Werke gehandelt. IV. Anmerkung von Raritäten-Kammern und Museis insgemein". Es erschien 1727 zu Breslau und Leipzig in Onarsormat, herausgegeben von Dr. Johann Kanold, der kais. Leop. Carol. Akad. der N. C. Mitgried. Das

Digitized by Google

Türkischwer zeigt uns ein Museum jener Zeit: einen gewölbten, mit Marmor getäfelten Saal, vorn durch ein eisernes Gitter von einem Raume getrennt, zu dem einige Stufen hinabführen. An der entsprechenden hinten Seite im Hintergrund hängt ein Krokodil von der Decke, über einem Schranke, der wahrscheinlich die Münzsammlung enthält. Links befindet sich die Bibliothek, gegenüber ist eine Abtheilung der Anatomie, die zweite den Conchylien, die dritte den Skeletten von Vierfüßern eingeräumt. Bildnisse und Landschaften hängen an den Wänden umher. In der Mitte des Saals sitzt an einem langen Tisch mit gewundenen Füßen der Besitzer des Musei im eifrigen Studium begriffen, umgeben von Büchern, Conchylien, Fischen, Himmelsgloben.

Das Buch muß Aufsehen erregt haben, denn in mehreren Anhängen theilt der Verfasser, seiner Profession nach ein Literatus, eine Masse von Berichtigungen und Zusätzen mit, welche von allen Seiten einliefen. Frankfurt ist im ersten Theil sehr kurz abgefertigt; erwähnt sind die Stadt- und die Uffenbach'sche Bibliothek, die goldene Bulle, die Himmelfahrt Mariä im Predigerkloster von Albr. Dürer, das Gemälde-Cabinet des Herrn von Berg (richtiger von der Burg) und das mineralogische des Dr. Kißner. Aber durch die Mittheilungen bei Dr. Joh. Phil. Burggrave nahm sich Frankfurt in den Anhängen schon stattlicher aus.

Wir benutzen die Museographie zur Erläuterung zweier Stellen in „Dichtung und Wahrheit". Im 24. Band der Stuttgarter Duodezausgabe von Goethe's Werken von 1828 ist S. 114 die Uffenbach'sche Sammlung und S. 115 das von Loen'sche Cabinet erwähnt.

Johann Friedrich von Uffenbach war geboren 1687; reich und von angesehener Familie, machte er Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien, sammelte Kunstwerke und trieb selbst mancherlei Künste. Er starb daher im April 1769, 81 Jahr 11 Monate alt, als kaiserl. wirkl. Rath und ältester Schöff, auch königl. großbritannischer Oberstlieutenant der Artillerie und Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Ueber ihn und seine Sammlungen lautet das Urtheil in der Museographia: „Hr. J. F. v. U. hat ein schönes Cabinet von allerhand optischen, mathematischen und mechanischen Kunstwerken, darunter sich viele von seiner eigenen Hand befinden. Er besitzt dabei eine gute Geschicklichkeit im Zeichnen, davon er Proben zugleich in kleinen Kupferstichen in ein deutsches poetisches Werk gebracht, so er die Nachfolge Christi nennt und in einem Jahrgang von Kirchencantaten besteht. Er besitzet auch einen schönen Vorrath von Zeichnungen, Malereien, Kupferstichen, Antiquitäten, Musicalien *)."

Des von Goethe nach Uffenbach erwähnten Sammlers und wohlthätigen Sonderlings, dessen Güte auch Gellert besang, des Freiherrn von Hädel aus Holstein, kaiserl. Obristwachtmeisters, welcher durch Heirath in den Besitz des Hauses zu den zwei Bären in der Töngesgasse gelangte, und 1760 im Alter von 68 Jahren starb, gedenkt die Museographia nicht; wohl aber des Herrn von Loen (D. und W. L. 115), dessen Lebensgeschichte Goethe selbst genau angibt. Es heißt da: „Die Bibliothek des kön. preuß. Hofraths von Loen hat zur Zeit nicht über 4000 Bände, das Project aber verspricht mit der Zeit etwas Bedeutendes. Die gute Einrichtung ist zu schätzen. Sie besteht meist nur in historischen und politischen, auch einigen theologischen und jurisischen Büchern und verschiedenen seltenen Manuscripten. Auch besitzt er in seiner Bibliothek ein Cabinet von Malereien und Kupferstichen, welches er theils von den Merian'schen Erben erkauft, theils auf seinen Reisen gesammelt. Es ist in 7 Classen getheilt und zählt etwa 5000 Stück". — Da von Loen später von Frankfurt weggog, so wurden auch diese Sammlungen gleich denen der beiden Uffenbach für Frankfurt nicht erhalten. Das Schauspiel wiederholte sich unzähligemal, daß das Erzebnip eines mit rastlosem Sammeln verbrachten Menschenlebens, die Frucht bitterer Entbehrungen in ihrer Vereinigung ohne wissenschaftlichen Nutzen blieb und nach dem Tode des Besitzers zerstreut wurde. Wie reich dagegen sind unsere Sammlungen, wie nützlich sind sie dem Gemeinwesen geworden, seitdem sie nicht mehr Eigenthum und Prunkstück eines einzigen Sammlers sind, sondern „zum Ganzen streben." Was auf diese Weise durch Zusammenwirken selbst in kurzer Zeit erreicht werden kann, das zeigt, im Vergleich mit obigen Angaben, ein Blick auf die verschiedenen Sammlungen im Umkreis des Senckenbergischen Stiftungsgebäudes.

Dr. Stricker.

*) Nach Uffenbach's Tode wurde seine Kupferstichsammlung nach Holland verkauft. Die Biographie in den Bude der Frau M. Bell: Leben in Frkft. a. M., IV. 143, verwechselt Briefe v. U. vielfach mit seinem lange vor Goethe's Geburt verstorbenen Bruder, dem Schöffen Zacharias Conrad v. U., 1663—1734, und Stifter der berühmten Bibliothek, welche in der Museographia ebenfalls erwähnt und auf 30—40,000 Bände angegeben wird. Ueber diese Bücherssammlung hat Herr H. Meidinger 1846 eine Notiz veröffentlicht. J. C. v. U's Briefwechsel befindet sich auf unserer Stadtbibliothek; er war der Vers. der erst nach seinem Tode erschienenen „Reisen durch Niedersachsen, England und Holland". Frkft. und Leipzig 1753—54. 3 Bände. Seine Bibliothek kam noch bei seinen Lebzeiten nach Göttingen, seine Münzsammlung nach England.

Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. *)

I.

Nachdem Ludwig XI. die unabhängige Hausmacht der französischen Kronvasallen, und Richelieu die Selbständigkeit der großen politischen Parteien vernichtet hatte, blieb Ludwig dem Vierzehnten noch die Aufgabe übrig, den Adel zur königlichen Leibdienerschaft und die persönliche Würde selbst zu einem Thronlehen der Gunst herabzuziehen. Von da an konnte Niemand mehr etwas von sich aus sein eigen nennen; Ehre und Besitz und Leben, ja Tugend und Religion konnte nur der haben, dem es ein freundlicher Blick des Herrn verstattete oder zum Geschenk verlieh. So waren alle Häupter gleich hoch und gleich niedrig vor den Augen des Sultans von Versailles, und der Staat war eine ebene Wasserwüste geworden, auf der Ludwig XIV. gottähnlich seinen Wagen von Prinzen, Herzogen und Dirnen ziehen ließ. Die Umwandlung der Staatsverhältnisse glich jener Veränderung, welche die physischen Verhältnisse mancher Länder durch die Fahrlässigkeit und die unberechnende Ausdehnung, die für den Vortheil des Augenblickes die ganze Zukunft hingibt, erlitten haben. So sind einzelne Theile Griechenlands zu dürren Steppen geworden, nachdem man die Ebenen und Höhen ihrer Waldkronen beraubt hat; und das schutzlose Land wird von den Stürmen des Nords verweht und von den Stürmen des Süds versengt, da im fahlen Gestein nie mehr Bäume wurzeln noch Quellgewässer sich sammeln werden.

In den Tagen, wo Ludwig XIV., der größte Gleichmacher unter den Despoten, seine Monarchie auf die allgemeine Dienstbarkeit begründete, vermochten nur Wenige zu erkennen, daß er, um die Steine zu seinem Gebäude zu gewinnen, den Felsen ausgehöhlt hatte, auf dem es ruhte. Der Ruhm des Kriegs und der Künste verbreitete einen Glanz, durch den nur die schärfsten Augen hindurch auf die leiden des Volkes und den Verfall des Staates blicken konnten. Dem Throne selbst kam im weiten Umkreis nichts nah von der gemeinen Noth des Lebens. Da war Alles erhaben, glatt, nach dem Richtmaß gerade gezogen, fein im Ausdruck, vornehm in der Bewegung, würdig in der Haltung; und doch war Alles nur Schminke, Theaterstifter, Maskerade. Unter all den Höflingen aber, die wie dunkle Erden um den König, ihre Sonne, kreisten, damit ein Strahl von seinem Antlitz sie erhelle, war Einer, der, selbst ein Höfling, selbst von allen Schwächen und Albernheiten des Hofdienstes

*) Neue Ausgabe bei Hachette in Paris, 1856.

Digitized by Google

angekränkelt, dennoch so viel von seiner selbständigen Menschennatur in sein Inneres gestüchtet hatte, daß er sich die Kraft des Urtheils und die Schärfe des geistigen Blickes bewahrt hatte, um über seines Gleichen, ja über das königliche Haus und den König selbst das Wahre zu erkennen und für künftige Zeiten niederzuschreiben. Saint-Simon's Denkwürdigkeiten sind das beste Gemälde, das je ein vollendeter Menschenkenner hinterlassen. Er schildert nicht nur die Aeußerlichkeiten; er läßt sich von Prunk und Ruhm nicht bestechen. Mit fester Hand zieht er den Herren der Erde ihre Larven ab, weist ihnen die Malerei von den Wangen, reißt ihnen die gefrornen Lockenperücken herunter, und zeigt uns den Menschen selbst; — und was zeigt er uns?

Es ist doch eine bessere, sittlichere Welt, in der wir heutzutage leben! Wir haben Etwas gewonnen, und dies Etwas ist viel: die Scheu vor dem öffentlichen Urtheil, die Scham. Damals schrente und schämte man sich nicht, wenn man sich zu den Großen des Hofes zählte; man trug seine eigene Jämmerlichkeit ohne Bedenken zur Schau, wenn man von Standes wegen der Anbetung des Volkes sicher war.

Saint-Simon führt uns bei all den fürstlichen Herren ein, denen damals ganz Europa Loblieder sang, und überall finden wir die gleiche Niedrigkeit des Denkens und Handelns. Die Verderbniß fing von den höchsten Punkten an, und wirkte abwärts als Beispiel und als Zwang. Dem Leben ward jeder Inhalt genommen, da es nicht auf den Metallwerth des Charakters mehr ankam, sondern auf den Stempel und das Gepräge, das der Hof ihm aufdrückte.

Wer bei Hofe was gelten und erreichen wollte, — also schier Jedermann, — der mußte vor Allem dahin streben, daß seine Gesichtszüge dem Könige bekannt wurden. Wer nicht Tag für Tag seine acht oder neun Stunden in den Vorzimmern und in der großen Galerie stand und wartete und gähnte, wen der König nicht häufig auf seinem Wege sah, den hielt er für einen widerspenstigen Geist, einen übelwollenden Tadler; und weder Gunst noch verdienter Lohn ward dem Manne zu Theil, bei dessen Namen der König fragte: „Wer ist der Mensch? ich sehe ihn nie!“ Der Herzog von Larochefoucault, der Sohn des berühmten Verfassers der Maximes, war das Muster und Vorbild aller Höflinge; vierzig Jahre lang verließ er niemals die Person seines Herrn. Wenn der König sich zu Bette legte und wenn er aufstand, wenn er sich umkleidete, (was im Lauf jedes Tages zweimal geschah,) war der Herzog immer zugegen; alle paar Jahre kam es kaum Einmal vor, daß er nicht bei Hof speiste oder den Spaziergang des Königs nicht mitmachte; und jedesmal, wenn er so Seltenes wagte, erbat er sich erst Urlaub dazu. Denn der ächte Hofmann war ein Stück des königlichen Hausrathes; er mußte da sein, damit der König die gewohnte Ausfüllung seiner Säle nicht vermisse. Um die endlosen leeren Stunden hinzubringen, blieb dem Hofmanne nichts übrig, als seine eigene Haltung zu beobachten, die der Anderen zu belauern, mit vollendeter Höflichkeit inhaltloses Geplauder zu verführen, hunderte von Redensarten und Komplimenten täglich zu hören und zu sprechen. Weder Verdienst noch Rang befreite von solchem Frohndienst. Saint-Simon erzählt von dem Prinzen von Conti, dem Sohn des Feldherrn: „Gar oft sah ich ihn auf einem Schemel an der Thür schlafen; da wartete er ab, im Gedränge der Hofleute, bis der Augenblick kam, wo man dem Coucher du Roi zusehen durfte.“ Und wenn der ersehnte Augenblick da war, wenn Blein, der Kammerdiener des Königs, die Flügelthüren öffnete, wie vies sich der Hofmann glücklich, mit welchem Bloin ein freundlich Wort wechselte! Waren sa doch die Herzoge und Pairs außer sich vor Entzücken, wenn sie mit ihm zu Mittag speisen durften. Trat nun der König ein, um sich entkleiden zu lassen, so stellten sich die hohen Herren in zwei Reihen auf; wem der unglückliche Zufall einen Platz hinter den Anderen beschieden hatte, der stellte sich auf die Zehen, um doch noch einen Blick des Königs zu erhaschen. Nur die Vornehmsten, Höchstbetitelten durften ihm innerhalb der Balüstrade folgen. Die Balüstrade war ein vergoldetes Geländer, die des Königes Bett und was dazu gehört, von dem übrigen Raum des Schlafzimmers absonderte und dies in zwei Hälften theilte. Als eines Abends der erste Präsident des Pariser Parlaments, du Harlay, die geheiligte Schranke überschreiten wollte, zog ihn der dienstthuende Oberkammerherr, Herzog von Aumont, am Rocke zurück, und rief ihm laut vor allen Anwesenden zu: „Lente wie Sie dürfen nicht innerhalb der Balüstrade eintreten!“ So wenig galt einem Hofmanne gegenüber das Haupt des ersten Gerichtshofes im Reiche; und Saint-Simon selbst kann bei der Erzählung des Vorfalles sein Vergnügen nicht verbergen.

Das Schlafgemach des Königs war ein Tempel, wo man anbetete, und sein Bett ein Altar, an dem zu dienen höchste Seligkeit gab. Um dem Könige das Nachthemd zu geben, mußte man ein Prinz sein, und wem er den Handleuchter darreichte, der war ein Gegenstand des unglücklichsten Neides. Aber den Herrn zu Bette zu bringen, sein Lächeln und seine geringsten Aeußerungen zu erwägen und die Hoffnungen der Zukunft danach zu berechnen, das genügte bei Weitem nicht. Es gab noch mehr Arbeit. Die Einen mußten dem Dauphin, die Anderen den Günstlingen der Frau von Maintenon, jene den Prinzen, diese den Ministern den Hof machen. Der Marschall von Uxelles sendete dem Fräulein Choin, der Geliebten des Dauphin, jeden Tag Köpfe von Kaninchen für ihren Lieblingshund; als sie aber am Tage nach dem Tode des Dauphins ihn um eine Gefälligkeit bat, erklärte er, er habe eine Person dieses Namens nie gekannt. Nanon, die alte Magd der Frau von Maintenon, war gewohnt, daß die Minister sich tief vor ihr bückten und die Prinzessinnen sie freundschaftlich umarmten; allein ihr Herz ward davon nicht gerührt. Nur mit großen Säcken Geldes konnte man dieser verwitterten Burg beikommen. So regierte denn der König über Frankreich, eine eigensinnige, trömmelnde, heimlich angetraute Marquise über den König, eine alte Stubenmagd über die Marquise, und die Geldbeutel einiger vornehmen Herren über die Stubenmagd. Und da diese Geldbeutel immer nur aus dem Seckel des Volkes wieder aufgefüllt wurden, so mußte am Ende das Volk selbst die Mittel zu seiner eigenen Unterdrückung hergeben.

Dem König ward eingeredet, er sei Herr über Alles, was den Unterthanen gehörte. Dieser Grundsatz schien die Herrschermacht zu erhöhen, während er in Wirklichkeit nur dazu diente, den Reichthum der Vornehmen zu mehren. Hatte ein Edelmann zu viele Schulden, so ließ er sich Gnadenbriefe (lettres d'Etat) ertheilen, um seinen Gläubigern die Zahlung verweigern zu dürfen. Hatte er einen seiner Söhne zum geistlichen Stande gezwungen, so mußte dieser durch fette Pfründen für das unfreiwillige Opfer entschädigt werden. Ein Anderer hatte das vielbeneidete Vorrecht erlangt, in Hofkutschen zu fahren (de monter dans les carrosses des roi); weil dies zu größerer Kleiderpracht nöthigte, mußte der König dem armen Glücklichen hunderttausend Franken schenken. Wurden die Güter der Protestanten confiscirt, so eigenhändige man damit irgend einen Hofmann, der zur Bezahlung seiner zahlreichen Bedienten einer milden Unterstützung bedurfte. Der Graf von Grammont griff einmal einen Flüchtling auf, der zu einer Buße von zwölftausend Thalern verurtheilt war; zum Lohn für solche Großthat erbat und erhielt er die Straffumme.

Noch gieriger als nach Geld strebte und kämpfte man um Rang und Hofehren, als die Quelle alles Ansehens und aller Macht. Jede lächerliche Kleinigkeit bot Stoff zur Unterscheidung und Auszeichnung. Ob man in der Hofkutsche fahren dürfe, ob die Gemahlin auf einem Tabouret (Stuhl ohne Lehne) sitzen dürfe, ob man die grandes entrées (das Recht täglich dem An- und Auskleiden des Königs zugegen zu sein) erlangen könne, ob man mit seiner Kutsche bis an den Palast oder bis in den Palast fahren, ob man im Mantel den Prinzen aufwarten, ob man den König nach dem Lustschlosse Marly begleiten dürfe: all das gab Anlaß zu Feindschaft, Eifersucht und endlosen Ränken. Bis auf's Feinste ward ausgespitzt, wie die

Digitized by Google

Pairs, die Minister, die Prinzen zu grüssen, anzureden seien, wie man sie zu empfangen, wie weit sie zu begleiten, wie tief man sich zu verbeugen, wie tief man den Hut zu ziehen habe. Der Herzog von Guise, aus dem souveränen Hause Lothringen, hatte eine französische Prinzessin zur Gemahlin; während sie auf einem Lehnsessel thronte, war ihm in ihrer Gegenwart nur ein Stuhl verstattet. Bei Tische stand er an ihrem Sitze und reichte ihr die Serviette; dann befahl sie, ein Couvert für ihn zu bringen. Das Couvert wurde auf das untere Ende des Tisches gestellt; und erst wenn seine Frau ihn dazu aufgefordert hatte, durfte er sich zur Tafel setzen. So mußte sich ein deutscher Reichsfürst Tag für Tag behandeln lassen; die Etikette befahl es. Saint-Simon füllt ganze Bände mit Streitigkeiten über Rang und Vortritt.

Aber unter der Feinheit der Manieren und dem glänzenden Aeußeren konnte sich die Rohheit und Unsittlichkeit des Charakters nicht ganz verbergen. Die am Höchsten standen, legten am Frechsten ihre Niederträchtigkeit an den Tag. Trotz der gerühmten Würde und des Zwanges der Etikette machte sich überall die Gemeinheit breit, überall bis in die nächste Umgebung des Königs. Der Prinz Condé, jener verzogene Lieblingssohn des großen Condé, behandelte seine Frau jeden Augenblick mit Fußtritten und Faustschlägen, obschon sie eben so jugendhaft wie häßlich war. Eines Tages überraschte der Dauphin die Herzoginnen von Chartres und von Bourbon, wie sie aus Tabakspfeifen, trotz dem bärtigsten Schweizer Soldaten, rauchten; sie hatten sie auf der Wachtstube holen lassen. Und es war dies nicht etwa eine übermüthige Laune des Augenblickes, sondern eine Gewohnheit jener hohen Damen; der König mußte ihnen wiederholt mit seinem Zorne drohen, bis sie es unterließen. Eines Tages belegte die Prinzessin von Conti die Herzogin von Chartres mit dem Titel Weinfaß; diese antwortete mit einem Schimpfwort, das wir nicht zu wiederholen wagen; — der ganze Hof war dabei zugegen. Der König selbst zeichnete sich nicht nur durch ungezügelte Eßlust aus, sondern auch durch seine Freude an Späßen, die benutzte sein bürgerliches Haus zulassen würde. Wer hielte für möglich, was Saint-Simon erzählt: „Es kam ein kleines häßliches Geschöpf an Hof, Fran Panache, ein armes altes Weib mit Triefaugen; ihr Amt war, die Närrin zu spielen, sich ärgern zu lassen und Schimpfreden in Scherz und Ernst auszuhalten. Bei der Abendtafel des Königs füllten ihr die Prinzen und Prinzessinnen die Taschen mit Fleisch und Braten, daß die Brühe an ihrem Kleid herunterlief; Dieser gab ihr ein Stück Geld, Jener einen Nasenstüber; darüber lobte sie dann und schimpfte, da sie so kurzsichtig war, daß sie nicht sah, wer sie mißhandelte. Daran hatte der Hof seine Freude und Zeitvertreib."

So lebten die bewunderten Herren der Welt. L.

Feuilleton.

— Neben dem Stuttgarter Literarischen Verein ist nun auch ein Verein deutscher Bücherfreunde zur Verbreitung der Quellen der älteren deutschen Literatur in Hannover gegründet worden. Derselbe stellt zusammen, um die Quellen der deutschen Literatur aus dem Zeitraume von Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum dreißigjährigen Kriege für seine Mitglieder und durch dieselben allgemein wieder zugänglich zu machen; durch diese Einschränkung, die gleichwohl eine vollständigere Lösung der Aufgabe zu verbingen scheint, unterscheidet er sich von dem Stuttgarter Unternehmen. Ohne sich an die Zeitfolge zu binden, bewirkt der Verein den getreuen, eleganten und billigen Abdruck poetischer und prosaischer Werke in hochdeutscher und niederdeutscher Sprache. Erläuternde und literarhistorische Abhandlungen sind nicht ausgeschlossen, bleiben aber dem Hauptzwecke untergeordnet. Der Verein beginnt seine Thätigkeit mit Herausgabe der Schwänke des Hans Sachs nach der ältesten Sammlung unter Benutzung von Einzeldrucken und Bereicherung der schwankhaften Literatur des XVI. Jahrhunderts. Mitglied des Vereins kann jeder in Deutschland und außerhalb werden, der sich beim Vorstande anmeldet und den Pränumerationsbetrag portofrei einsendet. Jede Reihe wird mit 5 Thalern Cour. gelöst; sie berechtigt zur Theilnahme für die Dauer eines Rechnungsjahres. In jedem Rechnungsjahre werden 70—80 Druckbogen in Octav den Mitgliedern in Deutschland durch die Post portofrei zugesandt. Wer 5 Actien zeichnet, erhält 6 Exemplare einer Jahrespublication. Die Ausgaben des Vereins kommen nicht in den Buchhandel. Die literarische Thätigkeit des Vereins leitet ein jährlich neu zu wählender Vorstand von 9 Mitgliedern, einschließlich des beständigen Geschäftsführers. Aus der Mitte des Vorstandes wird ein Vorsitzender gewählt. Die Wahl der Vorstandsmitglieder geschieht durch portofreie Einsendung eines Stimmzettels an den beständigen Geschäftsführer in Hannover. Jedes Mitglied ist berechtigt, die Herausgabe eines in den genannten Zeitraum fallenden Werkes der deutschen Literatur in Vorschlag zu bringen. Ueber den Vorschlag entscheidet der Vorstand. Die ökonomischen Angelegenheiten des Vereins besorgt ein beständiger in Hannover wohnender Geschäftsführer. Sobald 200 Actien gezeichnet sind, tritt das Unternehmen in's Leben. An der Spitze stehen vorläufig die Herren Brandes, Colshorn, Culemann, Grotefend, Meyer, Kümpler, Siemsen, Testkampf in Hannover, Göbeke in Celle, Jakob Grimm in Berlin, Lappenberg in Hamburg, Heldig in Dresden, Schweizer in Göttingen.

— Eine der merkwürdigsten Mystifikationen, die in Bezug auf poetische Autorschaft je vorgekommen sind, hat sich Goethe, nach seiner eigenen Auslage, ohne es zu wollen, gegen Schiller zu Schulden kommen lassen. Im Juni 1798 schickte er dem Freund, nebst einem gelittenen Buch, das Manuscript seines Drama's Elpenor oder vielmehr zwei Akte desselben, die er sechzehn Jahre vorher geschrieben, aber aus einer gewissen innern Abneigung schon lange nicht angesehen hatte. Er begleitete diese Sendung mit den Worten: „In das beiliegende Manuscript mochte ich gar nicht hineinsehen, es mag ein Beispiel eines unglaublichen Vergreifens im Stoffe, und weiß Gott für was noch anders ein warnendes Beispiel sein. Ich bin recht neugierig, was Sie diesem unglücklichen Product für eine Aesthetik stellen." Schiller erwiderte schon am folgenden Tag: „Das Drama folgt zurück; ich habe es gleich gelesen und bin in der That erneigt, gründlicher davon zu denken, als Sie zu denken scheinen. Es erinnert an eine gute Schule, ob es gleich nur ein dilettantisches Product ist und sein Kunstwerth zunächst. Es zeugt von einer sittlich gesinnten Seele, einem schönen und grmäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Mustern. Wenn es auch von weiblicher Hand ist, so erinnert es doch an eine gewisse Weiblichkeit der Empfindung, auch insofern ein Mann diese haben kann. Wenn es von vielen Longueurs und Abschweifungen, auch von einigen, zum Theil schon angestrichenen, gesuchten Redensarten befreit sein wird, und wenn besonders der letzte Monolog, der einen unnatürlichen Sprung enthält, verbessert sein wird, so läßt es sich gewiß mit Interesse lesen. Wenn ich den Autor wissen darf, so wünsche ich, Sie nennten ihn mir." — Goethe's Antwort lautet: „Zufälligerweise, oder vielmehr weil ich voraussehe, Sie wüßten, daß Giovanni von mir sei, sagte ich es nicht ausdrücklich im Briefe; nun ist es mir um so viel lieber, da dieses Product ganz rein auf Sie gewirkt hat. — Ich freue mich über Ihre Klarheit und Gerechtigkeit, wie es oft schon, also auch in diesem Falle. Sie beschreiben recht eigentlich den Zustand, in dem ich mich befunden mochte, und die Ursache, warum das Product mir zuwider war, läßt sich nun auch denken."

— Guizot schließt seine Darstellung von Robert Peels Leben und Wirken mit folgenden Charakterzügen: Obwohl Peel bei seinem ersten Eintritt in das Staatswesen von der Aristokratie adoptirt wurde und in ihren Reihen diente, hat er sich ihr doch nie hingegeben. Weit entfernt, ihr angehören zu wollen, fühlte er sich durch seinen bürgerlichen Ursprung gezeigt und wollte denselben weder durch seine Grumsätze, noch durch andere Lebensweise vergessen machen. Im Jahr 1835 wollte König Wilhelm IV. ihm die Grafenwürde geben; Peel schlug sie aus. Dies hätte er wohl auch aus Eitelkeit thun können; denn sobald er aus dem Unterhause zu den Lords übergung, verlor er die Hauptkraft seiner Stellung. Aber abgesehen von diesem Beweggrunde nahm er früher eine noch höhere Ehrenbezeigung nicht an. Die Königin Victoria wünschte ihm den Knieband-Orden zu verleihen, und sieh darüber bei ihm anfragen; er wies das Anerbieten entschieden zurück. Man

Digitized by Google

stellte ihm vor, daß schon mehrere Mitglieder des Unterhauses, die wie er einfache Baronets waren, das Kniebandt getragen hätten; er beharrte bei seiner Weigerung. Nach seinem Tode ließ die Königin durch Lord John Russel der Lady Perl die Mittheilung machen, daß sie für denselben Rang verleihen wolle, den einst Caanings Wittwe erhalten hatte; dieselbe war nämlich nach ihres Gemahls Tode persönlich zur Vicomtesse erhoben worden, so daß dieser Titel auf ihren noch lebenden Sohn Charles Lord Canning überging. Lady Perl bemerkte dagegen, daß sie keinen anderen Namen zu tragen wünsche, als den ihn Robert zu solcher Ehre gebracht, äußerten hierbei sich sein jetzter Wille gegen diese Standeserhöhung aus. In der That enthielt das Testament die folgende Bestimmung: „Ich hoffe und wünsche ernstlich, daß kein Glied meiner Familie für Dasjenige, was ich im Parlament oder in der Regierung leisten konnte, einen Titel, eine Auszeichnung oder Belohnung nachsuchen oder suche, wenn man sie freiwillig anbieten möchte, anathmen werde. Wenn meine Söhne durch eigene Arbeit sich den Anspruch auf Ehrenbezeigungen erwerben, so werden sie, wenn sie es wünschen, die Belohnung annehmen, die ihrem persönlichen Verdienste gebührt; aber es ist mein förmlicher Wunsch, daß für Aemter und Staatsdienste, die ich geleistet habe, keine Titel, keine Ehrenzeichen nachgesucht oder angenommen werden."

— Dietrich von Bern in Schwaben. Die neueste Abhandlung von Uhland (in Pfeiffers Germania) beschäftigt sich mit der Dietrichsage und mit der Ausbildung derselben im allemannischen und schwäbischen Lande. Der geschichtliche Theoderich war den Allemannen eine ehrwürdige Gestalt, insofern er sich dem Eroberer Chlodwig gegenüber auf ihren Schutzherrn aufstellte und einigen ihrer Stämme Ansiedelungen in Italien zuwies. Dafür blieben sie auch nach seinem Tode dem Obsetzbenreiche treu und ihre Führer kämpften noch in den letzten blutigen Schlachten gegen Narsez. Aber die immer lebendige Sage schmückte ihnen den Dietrich weit verrlicher aus. Noch heidnisch, verehrte das Volk vor allen göttlichen Wesen den Thor, den auch der Volksrichter Uhland zu seinem Lieblingscharakter gewählt hat, als einen demokratischen Gott, als einen Anführer der freien Bauern, der Mißbräuche und ihre erdrückenden Lasten beseitigt. Das Volk weiß einen neuen Gegenstand nicht besser zu ehren, als indem es ihm die liebgewordenen Vorstellungen älterer Zeit anpaßt. Wie es in neuer Zeit unermüdlich dieselben Anekdoten vom Prinzen Eugen auf den alten Fritz, stellenweise von diesem auf Napoleon übertrug: so versteht es dem Theoderich von Verona manche Züge seines befreundeten Gottes. Auch der Name selbst wurde in Schwaben beliebt, und auf der Neckarburg Berne bei Rotweil saß im vierzehnten Jahrhundert eine Reihe von Dietrichen.

— In dem schon von uns erwähnten Buche „Erinnerung aus meinem Schulleben" von Superintendent Lange lesen wir Folgendes über Schläge als Erziehungsmittel: „Ich mag dem Stocke das Wort nicht reden; aber alles Gute, das er mit sich führt, kann man ihm auch nicht absprechen. Das Kind, den nahen Stock im Angesicht, wird auf alle seine Umgebungen und Verhältnisse ungemein aufmerksam, wedret der Klatterhaftigkeit und geht überall mit Besonnenheit zu Werke. Auch habe ich vielfältig die wohlthätige Erfahrung gemacht, daß Kinder, welche unter einer strengen Zucht durch das elterliche Haus gegangen sind, gegen Vater und Mutter viel aufmerksamer, ehrerbietiger, anhänglicher und dankbarer sind, als die, denen man einen weiten Spielraum des Willens einräumte und gar Vieles durch die Finger sah. Ein Sieb zur rechten Zeit ist ein Segen." Hiermit stellen wir die Worte der Erinnerung zusammen, die Melanchthon seinem Lehrer Johannes Hungarus widmet: „Ich hatte einen Lehrer, der ein vortrefflicher Grammaticus war und mich streng zur Grammatik anhielt. So oft ich Fehler machte, bekam ich Schläge, aber mit gehörigem Maße. Auf solche Weise machte er einen Grammaticus aus mir. Er war ein bezungener Mann; er liebte mich wie seinen Sohn, ich ihn wie meinen Vater."

— Luther-Sprüche. Der berühmte Tintenfleck auf der Wartburg wird seit Jahren nicht mehr aufgefrischt; statt dessen vertheilt man in der Luthergelte ein Druckblatt mit ausgewählten Sprüchen aus den Werken des Reformators, namentlich aus seinen Tischreden. Gewiß ist dies eine viel passendere Erinnerung an Junker Georg; die Tischreden verbienen überhaupt eine volksthümliche Erneuerung, und manche jener Sprüche sind so kernhaft, einige so wenig verbrietzlich, daß man eine Auswahl aus der Auswahl hier nicht umgehen sehen wird.

Wer Jemand lobt in Präsentia
Und schilt in Absentia,
Das heiß' die Pestilentia!

Wer trinkt ohne Durst,
Und ißt ohne Hunger,
Stiebt selbs Hunger.

Alter Leut' Freund, Jedermanns Gest.
Das mag die beste Kunst sein,
Wenn Mund und Herz stimmt überein.

Kunst ich, so rust' ich.

Wer dient dem Pöbel ei similibus horum,
Der hat Undank in sine laborum.

Thorheit und Stolz
Wachsen auf einem Holz.

Gerechtigkeit war stets der Grund,
Darauf ein tapfrer Mann bestund.

Der Glaub' ist gar ein neuer Sinn,
Weit über die fünf Sinne hin.

Red' ich klein, red' ich rein,
Sei gern allein, mach' mich nicht gemein.

Bei einigen Sätzen ist es nicht ausgemacht, ob Luther sie als Volkssprüche schon vorgefunden oder ob sie erst durch ihn sprichwörtliche Verbreitung erlangt haben. Der letztere Fall ist bei einem Manne, der in halb Deutschland ein Propheten-Ansehen genoß, wohl denkbar. So hat er aus Pietät für seinen Vater Johann und seine Mutter Margaretha deren Namen in den Katechismus gebracht, und die Formel „Dass uns Gerthe" ist daher in protestantischen Landen kaum minder gäng und gebe, als Maria und Joseph in katholischen.

— Kunstnotiz. Aus Darmstadt schreibt man und unterm 8. September: Die diesmalige rheinische Kunstausstellung in Darmstadt enthält nichts Bedeutendes, mit Ausnahme einiger kleinen Genre- und Landschaftsstücke und des bekannten ausgezeichneten Bildes von Adolf Schmitz, „das Scherflein der Wittwe". Am so mehr ist es zu bedauern, daß man dieses letztere Werk, das einzige größere Stück der Ausstellung, in hierfür unvortheilhafter Beleuchtung gerade auf den Boden hingestellt hat, sodaß es dem Beschauer nur mit Mühe möglich wird, dasselbe im rechten Lichte zu betrachten. — Das Darmstädter Holztheater ist gelegentlich des Musikfestes mit zwei Festopern, dem Nordstern und dem Don Juan, deren Aufführung sehr gelungen war, wieder eröffnet worden. Das Haus wird jetzt, und zwar sehr prächtig, durch Gas beleuchtet. Letzten Sonntag sahen wir die Puppenfee, in welchen Fran Oswald von Frankfurt mitwirkte. Die nächste dramatische Neuigkeit wird Laube's Essex sein. Vom Schauspiel erwartet man sich im Allgemeinen, bei dessen bekannter Vernachlässigung der Oper und dem Ballet gegenüber, nicht viel, besonders da nas unsere ostreuwürdige Darstellerin, Fräulein Schorzer, verlassen hat, um nach Karlsruhe überzusiedeln.

— Die Wettkämpfe der Liedertafeln oder Liederkränze sind nichts Neues in Deutschland, aber von den Preisfragen gefeierter Liederkränze hat man bei uns noch nichts gehört. Die Ehre dieser Erfindung gebührt den Flamändern. Am 15. Juni hatten sich die besten Sänger aus ganz Flandern in der Stadt Saint-Amand (im Departementement) eingefunden, um ein Gesangsturnier abzuhalten. Die Besten der Vögel und die Jäger machen Wetten um den Sieg; ein ausscheidender Zank aus einem armen Dörflein gewann ihn. Ob der Sieger eine Preismedaille oder ein Preiszuckerstück empfing, haben wir nicht in Erfahrung gebracht.

— Der in unserer Nolij über Rossini (Nr. 36 des Museums) erwähnte Herr Dürrani war nicht, wie wir durch ein Versehen angegeben ist, Mezzaner des Frankfurter (deutschen) Journals, sondern des Journal du Francfort; später gab er in Paris ein Tagblatt „le Capitole" heraus, das, wenigstens dem Anschein nach, in konservativ-ischem Interesse stand.

— Die Touristen in Thüringen pflegen auf der Wanderung nach Schloß Reinhardsbrunn auch das Gebäude der Ziegenstallkuh in Schnepfenthal in Augenschein zu nehmen. Ueber den Thoren desselben bestanden sich die Inschriften D D H und E A D. Der Vorübergehende tritt es selten so gut, von einem Inlande der Fremde; die Deutung dieser Zeichen zu erfahren, und doch sind sie für die Zeit, in welcher Schnepfenthal gegründet wurde, sehr charakteristisch. Die erstgenannten drei Buchstaben enthalten „die Summe der Moral" in den drei Worten: Denke, Denke, Danke. E A D aber, als Inschrift über einem Gnadenteil, deutet auf die griechischen Worte *to ariston eupsasai* (in diesem Zeichen wird zu siegen). Wenn Salzmann das Standbild der Arbeit an die Stelle des Kreuzes setzte, so lag dies ganz im Geiste der philanthropischen Epoche; heutzutage würde der Begründer einer Schule schwerlich das erstere Zeichen, vereint mit einem solchen Spruche, im eigentlichsten Sinne zum Aushängeschild wählen. — Hr. Salzmann, der Sohn des Stifters, ist selbst schon ein mehr als sechzigjähriger Greis; er wohnt in einem schönen Hause neben der Anstalt, an welcher er jedoch selbst nicht mehr beschäftigt ist.

Expedition der Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Cur., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Cur. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 38. Frankfurt a. M., den 20. September 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Der gerechte Fürst. Erzählung von A. Weill. (Fortsetzung.)

Dresden und München. I. II.

Aus dem Elsaß. Deutsches Wesen im Elsaß. — Das Fest der Vernunft.

Feuilleton: Thiers über deutsche Dichter. — Ritz und Julius Braun in Heidelberg. — Deutsche Hofmeister in Rußland. — Das Frankfurter resp. deutsche Lustspielrepertoire. — Kunstverein. — Die Gefahren des da capo. — Darmstädter Festpoesie. — Jules Lecomte u. s. w. u. s. w.

Der gerechte Fürst.

Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

V.

Die Geschwister.

Der Tag war noch nicht angebrochen; ein Lampenlicht, dem Erlöschen nahe, zuckte noch zuweilen auf. Der Fürst, der die Nacht nicht geschlafen hatte, saß in einem weiten Sessel, das Haupt nach der Brust geneigt, wie Einer, der von großem Kummer oder langer Anstrengung ermattet ist; vor ihm lag die Bibel aufgeschlagen. Mit einem Mal erhob sich der Vorhang der Thür, welcher der Fürst den Rücken wandte, und eine junge Frau in eleganten Morgenanzug näherte sich mit leisen Schritten. Sie blieb einige Secunden hinter dem Sessel stehen, als wolle sie sich überzeugen, ob der Fürst eingeschlafen oder nur in tiefes Nachdenken versunken sei. — Da sie ihn unbeweglich sah, legte sie ihre weiße Hand auf seine Schulter und sagte: „Ich bin's, mein Freund!"

Der Fürst sprang auf, sah seine Schwester und rief: „Du hast mich erschreckt! Warum erscheinst Du in solcher Frühe?"

Ich war nicht zu Bette. Du aber scheinst eine schlimme Nacht gehabt zu haben.

Ja, sagte mürrisch der Fürst, ich habe wohl nicht gut geschlafen.

Du liebst sie demnach sehr? sagte Blanca, sich zu ihm neigend und seine Stirn küssend.

Du weißt also?

Alles, mein Bruder. Ueber Dich wachen, war immer meine liebste Beschäftigung.

Nun, wenn Du doch alles weißt, will ich Dir gestehen, daß ich diese Nacht um zehn Jahre älter geworden bin. Nicht, daß ich mich um das Glück eines Nebenbuhlers beträbe: ich bin nicht schwach. Auch diesmal will ich nicht nur gerecht, ich will stark sein. Ich will sie vergessen, das heißt mich vergessen, denn ihr Bild war mir ein anderes Ich geworden. Was mir Kummer macht, ist der Gedanke, daß es fast unmöglich ist, gerecht zu sein. Gestern war ich glücklich; ich freute mich der Freundschaft und wiegte mich in Liebeshoffnung. Eine Nacht genügte, mir Beides zu rauben. — Ich habe stark mit mir gekämpft, ich bin gerecht geblieben. — Freundschaft weg, Liebe weg! Wozu nutzt die Gerechtigkeit?

Armer Freund! seufzte die Prinzessin.

Ich hatte schön geträumt; der junge Graf wäre mir eine Stütze gewesen. Ich habe Sinn für Freundschaft. Der Graf ist von meinem Alter, er theilt meine Neigungen; er ist auch Kunstfreund, er singt sehr gut. Was das Mädchen betrifft —

Die Tochter des Herzogs von Altenburg?

Ja wohl, ich habe mich nicht in ihr getäuscht. Ich habe ihr den Adel der Gesinnung, ja der Geburt an ihren Zügen abgesehen. Wenn in einer Frau die Grazie sich mit der Schönheit verbindet, ist sie wie von Gottes Finger bezeichnet; ihr Wandel über diese Erde läßt lichte Spuren zurück. Jedes ihrer Worte ist Musik, jeder Satz ein glänzender Gedanke; man könnte ihr Gespräch colorirte Musik nennen, denn, was sie sagt, ist nicht nur im Ausdruck voll Wohllaut, es strahlt von Geist und schönem Sinn. Der Graf Minnefeld ist glücklich! In diesem Augenblick ist er wohl mit ihr schon weit weg. Er hat von mir die Erlaubniß verlangt, sich aus dem Lande zu entfernen; und diese Erlaubniß, — ich habe sie gegeben.

Aber ich, sagte Blanca, ich habe sie nicht gegeben.

Ich verstehe Dich nicht! Du sagst —

Ich sage, daß der Graf nicht abgereist ist.

Und Eugenie?

Sie ist jetzt in dem Haus, das ihrer Familie gehört; sie ist ja in alle Güter wieder eingesetzt worden.

Wer hat sie denn an der Abreise verhindert, nachdem ich die Ermächtigung gegeben?

Ich, mein Freund. Kaum hatte Du das Haus verlassen, so machte der Graf seiner Braut den Vorschlag, sich noch in der Nacht mit ihm zu entfernen. Der Fürst, sagte er, könnte leicht aus Liebe von der Gerechtigkeit abgehen; ich selbst bin auf ihn eifersüchtig, denn er ist mir an Größe überlegen, er verdient Liebe mehr als ich. Wenn wir fliehen, so ersparen wir ihm vielleicht ein Vergehen, wir erhalten ihm seinen Ruhm; er denkt groß genug, um uns selbst für unsere Entfernung Dank zu wissen. Kaum hatte sie eingewilligt, so hatte er nicht einmal die Geduld, den Wagen abzuwarten, den Robert wollte kommen lassen. Er brachte sie zu größerer Sicherheit nach einer nahen Wohnung. Aber hier sind sie auf meinen Befehl verhaftet worden.

Verhaftet! Auf Deinen Befehl! rief der Fürst, indem er vom Stuhl aufsprang. Bin ich denn hier nicht mehr der Herr? Wie, Prinzessin, fuhr er fort; freie Personen werden verhaftet, weil sie sich lieben und ein Unrecht fürchten? Durch dieses Verfahren rechtfertigen Sie den Verdacht des Grafen! Er wird mich für einen Lügner halten, und er hat das Recht dazu. Ich stehe vor ihm in

Digitized by Google

dem Licht eines schlauen Verführers, ich breche mein Wort! — Schwester, setzte er nach einer Pause hinzu, dieser Schmerz ist größer für mich als der gestrige!

Mein Bruder, rief die Prinzessin vor ihm knieend, verzeihe mir. — Ich konnte unmöglich den Grafen abreisen lassen. Es wäre mein Tod gewesen! — Sie verbarg ihr Gesicht.

Wie? sagte der König, — Du, so stark, so ruhig; die ich für erhaben über jede Leidenschaft hielt? — Sie antwortete nicht. — Du, fuhr er fort, hast mir den Grafen empfohlen, hast mich gebeten, ihn zum Vertrauten anzunehmen. Ich verstehe.

Ich wollte ihn öfter sehen, sagte Blanca, indem sie aufstand und den Bruder mit lebhafter Zärtlichkeit ansah; ich liebe ihn, wie Du Eugenien liebst, denn, Du hast gut reden, Du liebst sie noch immer. Nur dieser Gedanke hat Dich die Nacht über an diesem Sessel festgehalten, wo Du keinen Augenblick Ruhe gefunden hast. Du bist ein großer König, Du opferst Deine Neigung der Vernunft, Dein Glück dem Ruhm. Das ist groß, das ist erhaben! Künftige Jahrhunderte werden davon reden. Aber ich, die ich nur eine Frau bin, ich habe keine Verpflichtung gegen die Nachwelt. Ich habe es nicht vermocht, mich selbst zu opfern. Ich liebe den Grafen; ich liebe ihn, seit ich weiß was Liebe ist, seit ich mein Herz kenne. Ich habe seinen großen Namen zu verehren. Ich beiße nicht die gerechte Fürstin, sondern ganz einfach Prinzessin Blanca. Ich will glücklich, ich will geliebt sein; und ich werde es sein!

Unglückliche! rief der Fürst. Du opferst Deinem Glücke mich und den Grafen und Eugenie, drei Seelen, die Dir doch wohl an Werthe gleichkommen.

Du irrtist mir zu nahe, mein Bruder. Ich will, wie Du, das Glück aller Deiner Unterthanen, aber sie sollen mir das meinige lassen. Wo ist denn das Unglück, wenn der Graf Eugenien und sie ihm entsagt? Wieat etwa der gerechte Fürst nicht den Grafen Winnefeld auf? Wenn ich ihn liebe, so ist es, weil er mit Dir viel Aehnliches hat, er ist offen, er ist loyal. Aber, wenn ihn Eugenie liebt, so ist es nur, weil sie Dich nicht kennt.

Glaubst Du Dich gegen Eugenie stellen zu können?

Du hältst sie für unvergleichlich, weil Du sie liebst. Ja, ich gebe den Kampf ein. Der Mann liebt am Ende immer diejenige Frau, die ihn am meisten liebt. Ich werde ihn lieben, sehr lieben; einmal wird er es ein wenig vergelten.

Denkst Du an eine Vermählung mit ihm?

Ich bin die Schwester des Königs. Ich werde nur den Mann lieben, mit dem ich mich vermähle.

Wo ist der Graf?

Im Schlosse. Es fehlt ihm an Nichts. Lasse ihm nur zum Nachdenken Zeit.

Schwester, sagte der Fürst, ich möchte nun allein sein. Ich selbst bedarf eines reifen Nachdenkens über dies alles!

Bruder, guter, vortrefflicher Bruder! rief die Prinzessin, die Hand des Fürsten küssend.

VI.

Kampf der Neigungen.

Kaum eingeführt in ein weites, schönes Gemach des Schlosses, hatte sich der Graf auf ein Ruhebett geworfen, um die Ereignisse des letzten Tags an sich vorübergehen zu lassen. Alles schien ihm wie ein Traum; doch wenn er dachte, daß Eugenie für ihn verloren sei, fühlte er einen so nagenden Schmerz, daß er seiner ganzen Willenskraft bedurfte, um ihn für den Augenblick zurückzudrängen. Nach einigen Stunden bittersten Nachdenkens, nicht frei von dem Gefühl ohnmächtigen Zornes, war er dem Schlummer nahe, als die Wache vor der Thür mit Geräusch öffnete und rief: „Seine Majestät der König!“ Der Graf sprang auf und fand sich dem Fürsten gegenüber. „Ich bin's“, sagte Dieser.

Ich weiß im Voraus, was Ew. Majestät hierherführt, erwiederte der Graf.

Ich zweifle daran.

Gestatten Sie mir eine Frage, Sire, sagte Graf Winnefeld. Spreche ich mit Seiner Majestät dem König, oder mit dem gerechten Fürsten?

Mit dem gerechten Fürsten, Ihrem Freund.

Der Graf lächelte trüb: Ich habe keinen Freund, und ob zu dieser Stunde Jemand im Lande der gerechte Fürst heißen kann, weiß ich nicht.

Seit zehn Jahren müssen Sie mich kennen, und Sie erlauben sich, meinen guten Willen und meine Rechtsliebe zu bezweifeln! Gewiß, Sie sind meiner nicht werth.

Darum wird auch Eugenie die Ihrige werden. Darf ich fragen, wo sie ist?

Im Hôtel ihres Vaters.

In Haft und unter Aufsicht, wie ich?

Frei wie Sie, erwiederte der König mit fester Stimme.

Bin ich denn nicht gefangen? Bin ich frei?

In diesem Lande sind die Redlichen immer frei und ihres Willens Meister.

Aber diese Verhaftung, die gezwungene Trennung?

Ist nicht mein Werk. Ich mache das Unrecht meiner Schwester wieder gut. Nur, als Bruder sage ich Ihnen: Sie wollen mit Niemanden über diese Sache reden.

Verzeihung, rief Eduard; Verzeihung, daß ich Ihrem Edelsinn Unrecht gethan; daß ich Sie eines Komödienspiels beschuldigen konnte! Ich habe die Majestät verletzt. Sie sind so großgesinnt, so über allen Menschen erhaben, daß der kleinste Zweifel an Ihrer Rechtlichkeit ein Verbrechen ist.

Ich muß wohl verzeihen, sagte der Fürst, der Schein war gegen mich. Tragen Sie es meiner Schwester nicht nach. Sie liebt. Sie hat mich veranlaßt, Sie zum Freunde, zum Hausminister anzunehmen; sie hat uns überwacht; sie hat, nach meiner Entfernung, die Verhaftung anbefohlen.

Prinzessin Blanca, der Schutzengel dieses Landes!

Zum Glück aber gibt es Richter hier zu Lande. Sie können bleiben oder gehen, sich mit der Tochter des Herzogs von Altenburg oder mit der Schwester Ihres Königs vermählen. Die Prinzessin hätte mir ihre Neigung nicht bekannt, wenn sie nicht daran dächte, sie durch Gesetz und Religion anerkannt zu sehen. — Leben Sie wohl. — Er entfernte sich rasch.

So eingenommen der Graf für Eugenie war, fühlte er doch eine Wallung der Eitelkeit bei der Nachricht, daß die Prinzessin Blanca ihn liebe, ihn in die Familie des Königs erheben wolle. Sein Herz gehörte Eugenien an, aber sein Verstand, der Lakai des Stolzes, führte die Sache der Prinzessin. Eugenie war schöner; Blanca hatte wohl mehr Geist. Die Tochter des Herzogs von Altenburg hatte nie geliebt; ihr Herz war jungfräulich unberührt; des Königs Schwester dagegen hatte einem Manne gehört. Aber die Eine, als sie des Grafen Werbung annahm, war arm, verbannt; während die Andere, Fürstin von Geblüt und im vollen Glanze der Schönheit, selbst von Fürsten umworben war, die sie zu verschmähen gedachte, um einem einfachen Edelmann Herz und Hand, Macht und Einfluß zu geben!

Statt von der Freiheit Gebrauch zu machen, die ihm der König so eben angekündigt, überließ sich der Graf Winnefeld seinen Träumen und Selbsttäuschungen, ging im Saal auf und ab und lieh bald seiner Neigung, bald seinem berechnenden Verstande Gehör.

Gesetzt, sagte der Verstand, Eugenie wäre an der Stelle der Prinzessin: Sie hat selbst in ihrer Armuth einen Anflug von Familienhochmuth beibehalten. Würde sie sich dem Zorn ihres Bru-

Digitized by Google

ders, der üblen Nachrede aller Feinde auszusetzen, um mir ihre Hand anzubieten? Ich zweifle.

Aber, fiel heftig die Neigung ein, was kümmert mich die Aufopferung der Prinzessin? Ich liebe sie nicht. Ich bewundere sie. Ich könnte vielleicht einmal von der Bewunderung zur Liebe übergehen; aber bis jetzt habe ich für sie nur das Gefühl der Erkenntlichkeit. Denke ich an Eugenien, so ist es mir, als ob ihr magnetischer Blick den Zwischenraum vernichte und diese Mauer durchdringe, um mich an sie zu ziehen. Kommt sie mir nur in den Sinn, so fühle ich eine innere Bewegung, als müßte ich sie um Verzeihung bitten, daß ich einen Augenblick an eine andere Frau denken konnte.

Freilich, wer kann wissen? Man sagt, und die Erfahrung bestätige es, daß keine Liebe ewig sei, daß sie allmählig die gleichgültigere Form der Freundschaft annimmt; man sagt auch —

Er verfolgte noch diese Gedankenreihe, als ein Palastbeamter eintrat und ihm eine Unterredung mit Ihrer Hoheit der Prinzessin ankündigte. Der Graf animortete erröthend, daß er sich durch die unverdiente Ehre geschmeichelt fühle, ordnete sich rasch noch vor dem Spiegel und nach einer Weile trat die Prinzessin ein. Nie war sie ihm so schön, so jugendlich erschienen; ja er versuchte zu glauben, daß sie Eugenien ähnlich sei.

Graf von Winnefeld, sagte die Prinzessin, Ihre Anwesenheit im Schloß, und der Schritt, den ich eben thue, müssen Ihnen auffallend erscheinen.

In der That, königliche Hoheit, ich glaube zu träumen.

Schöne Träume zeigen sich oft in dunklen Farben, erwiederte sie. Hören Sie mich, hören Sie eine Dame, die Ihnen wohl will.

Ich höre aufmerksam.

Sie kennen und lieben Eugenie von Altenburg seit einem Jahr.

Sie wußten es, gnädige Frau?

Ich weiß so ziemlich was in der Residenz vorgeht. Ich kannte den Aufenthalt des alten Herzogs in dieser Stadt, und durch mich war es möglich, daß er ohne Einschreiten der Behörde seine Tage in Frieden endigen konnte.

Dank Ihnen für Ihre Güte!

Danken Sie mir nicht; denn ich schwelgte in dem Gedanken an die glückliche Verbindung eines unserer treuesten Cavaliere mit einer der edelsten Erbinnen unseres Reiches. Aber bald bemerkte ich mit tiefem Schmerz, diese Verbindung sei unmöglich.

Unmöglich! rief der Graf aus.

Beruhigen Sie sich und hören Sie zu Ende. Sie sind nicht der einzige Edelmann, der Eugenien liebende Absichten zuwendet. Ihre Schönheit und Anmuth, ihre makellose Tugend haben der jungen Dame andere Blicke zugewandt. Noch bevor Ihre erste Zusammenkunft im Hause des Herzogs stattfand, hatten Sie einen feierlich großmüthigen, aber mächtigen Nebenbuhler.

Ich weiß es: Ihr Bruder, mein erhabener Herr.

Ihr bester Freund, der Freund der ganzen Nation; der beste Mensch, der beste Fürst, der je gelebt hat!

Er ist zurückgetreten, gnädige Frau.

Ja, weil er die Gerechtigkeit mehr liebt als sein Glück. Seit sechs Monaten studire ich diese Leidenschaft, und ebenso lange schon lasse ich Sie beobachten. Die Krisis ist endlich da. Gestern waren Sie im Begriff, mit Eugenien abzureisen; also im Begriff, nicht nur einen Freund, einen König, einen Bruder unglücklich zu machen, — nein, ein ganzes Volk. Denn, wenn mein Bruder der ernstlich dieser Liebe entsagen könnte, so hätte er den unbedachtsamen Schritt von gestern Abend nicht gethan. Seit sechs Monaten kämpft er gegen diese Leidenschaft. Er wird sie auch besiegen; aber mit Eugeniens Verlust, fürchte ich, verlieren wir Alle den Frieden, das Gedeihen, das Glück. Unser Fürst ist eine ganz eigenthümliche Persönlichkeit. Er ist beharrlich in seinen Zuneigungen, wie er es später im Hassen sein wird. Wollen Sie ihn lehren, zu hassen? Heirathen Sie Eugenie. Sie waren sein Freund; mehr noch, Sie waren für ihn die Freundschaft, wie Eugenie für ihn die Liebe war. Reisen Sie ab mit ihr, was wird ihm bleiben? Er wird sich langweilen. Schimm für ein Land, wenn sein Fürst langeweile hat! — Um dem Landesunglück vorzubeugen, habe ich Sie gewaltsam hierher bringen lassen. Ich hoffe, diese Handlung des Despotismus wird bei Ihnen Gnade finden, um der Absicht willen, die sie eingegeben hat.

Noch immer beobachtete der Graf ein gewissenhaftes Schweigen.

Graf Eduard von Winnefeld, begann wieder die Prinzessin, das Schicksal eines Landes beruht auf Ihrem Entschlusse. Nicht als Schwester des Königs bitte ich Sie, von Eugenien abzulassen, sondern als gute Patriotin. Wenn Sie es verlangen, so bitte ich Sie auf den Knieen, Eugenien zu vergessen!

Wenn hier Einer niederknieen muß, rief der Graf, so bin ich es. Ihr Schritt, Prinzessin, ehrt Sie hoch; er beweist, daß Ihr Sinn, Ihr Gefühl ebenso schön und edel ist, als Ihre Züge.

Ein kaum bemerkbares Lächeln der Befriedigung umflog die Lippen der Prinzessin. Sie schmeicheln mir, Graf, sagte sie. Ich habe nur meine Pflicht gethan und ich hoffe, daß auch Sie die Ihrige thun.

Prinzessin, erwiederte Eduard: es ist wahr, daß ich Eugenie von Altenburg liebe, und seit gestern weiß ich, daß mein erhabener Freund mein Nebenbuhler ist. Im Augenblick, wo ich dies kannte, hätte ich mir Gewalt angethan, um zu entsagen; aber ich erfuhr aus dem Munde Ihres Bruders selbst, daß er von Herzen gerne zurücktreten würde, wenn Eugenie einen andern Mann liebe. Ja, ich mußte aus seinen Aeußerungen entnehmen, daß eine Frau, deren Herz schon einem Anderen gehört hat, seine Krone nicht theilen könnte. Meine Entsagung würde demnach nicht genügen, es müßte auch .....

Ich bewundere Ihr Vertrauen auf Eugenie, unterbrach die Prinzessin, indem sie mit leiser Ironie hinzusetzte: Sie üben den Grundsatz der Alten: erkenne dich selbst. Oder kennen Sie wirklich die Gedanken dieses jungen Mädchens bis zum Grunde? Ich darf Ihnen wohl die Bemerkung machen, da ich leider auf eigene Kosten schon etwas Erfahrung gewonnen habe. Bis jetzt war Eugenie stolz, von einem Edelmann wie Sie gesucht zu werden. Sind Sie überzeugt, daß sie nicht noch viel stolzer sein wird, wenn ein König, wenn der gerechte Fürst sich um sie bemüht?

Sie kennt die Liebe des Fürsten, Madame, und doch war sie bereit, mit mir zu entfliehen.

Von einem Fürsten geliebt werden, ist nicht immer eine große Ehre. Zuweilen kommt es der Schande sehr nahe. Es ist nicht besonders merkwürdig, daß ein junges Mädchen, wohlerzogen, Tochter eines edlen Hauses, lieber die Gemahlin des Grafen von Winnefeld als die Favoritin ihres Königs wird. Aber gesetzt, ich verlangte ihre Hand im Namen meines Bruders; gesetzt, mein Bruder böte ihr an, Ruhm und Herrschaft mit ihm zu theilen?

Nach kurzer Ueberlegung erwiederte der Graf: Prinzessin, ich ermächtige Sie, diesen Schritt zu thun.

Und wenn sie annimmt?

So werde ich für ihr Glück beten. Wenn sie nur glücklich wird, das genügt mir!

Sie denken edel; ich freue mich, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe. Aber noch Eins. Eugenie ist stolz. Ihr Stolz könnte leicht eine Krone ausschlagen; sie könnte sich vor dem Gedanken scheuen, aus Ehrgeiz ihre Liebe zu verrathen. Es lebt in vielen Frauen ein Trieb, sich zu opfern. Aber dies Opfer selbst ist nicht immer ein Beweis der Liebe.

Wohin zielen Sie?

Der wahre Beweis, den eine Frau von ihrer unerschütterlichen Liebe geben kann, ist nur möglich, wo diese jeder Versuchung wider-

Digitized by Google

steht, selbst wenn der Geliebte sich einem anderen Gegenstand zuzuwenden scheint. Daß die Liebende mit einem Freunde, den sie für treu hält, jede Entbehrung erträgt, ist ganz gewöhnlich. Sie fühlt sich durch die Treue in ihrer Eitelkeit geschmeichelt. Sobald er einer anderen Frau einige Aufmerksamkeit zuwendet, stirbt die Liebe, die nur Einbildung, Selbstschätzung, Eigenliebe war. Die wahre Liebe wendet sich dem Geliebten auch wider Willen zu. Erträgt eine Frau die Verschmähung, bleibt sie treu, während sie ihr Herz brechen fühlt: dann haben Sie das Recht, auf sie stolz zu sein; dann können Sie mit Zuversicht verlangen: „Man mache, daß sie mir entsagt!“

Sie schlagen mir also in der That eine Probe vor?

Soviel verlange ich nicht. Versprechen Sie mir nur, sie in den nächsten acht Tagen nicht zu sehen und ihr nicht zu schreiben.

Und wenn trotz all Ihren Versuchen Eugenie die versprochene Treue hält?

Dann wäre es ein Beweis für die verletzten Gottheit, zwei Seelen zu trennen, die so entschieden für einander geschaffen sind. Dann, fügte sie hinzu, indem sie aufstand, soll der König selbst Ihren Ehevertrag unterzeichnen. Graf von Winnefeld, Sie sind frei!

Wollen Sie dem Fürsten sagen, erwiederte Eduard, daß ich noch diesen Abend abreise.

Dank Ihnen, Graf, rief die Prinzessin, vor Freude errötheud, Dank — für meinen Bruder!

Die letzten drei Worte wurden vom Waffengeklirr der Schildwachen übertönt.

(Schluß folgt.)

Dresden und München.

I.

Wir leben, so lautet die stehende Klage, in einem Zeitalter, in welchem geistig nichts Neues, Großes und Erfrischendes geschieht. Diesen Epigonenverdruß abzustreifen, ist leichter als man denken sollte; die kleinste Reise in deutschen Landen setzt uns in Stand, und von einem gewaltigen Umschwung, der alle Cultur berührt, anregen zu lassen. Es ist das Eigenthümliche neuer Bildungselemente, daß man in der nächsten Anschauung ihre Tragweite noch nicht erkennt. Wer in den letzten zwanzig Jahren etwa auf einen deutschen Dichter und Denker gewartet hat, dessen Büste neben Goethe und Kant aufzustellen wäre, der ist freilich betrogen. Dafür haben sich Kunstsinn und materielle Thätigkeit allenthalben geregt, und die letztere muß, ehe sie es denkt, in den Dienst des Geistes treten.

Während neue Bild- und Bauwerke allenthalben erstehen, gewinnen auch die Reste der Vorzeit an Werth. König Ludwig von Bayern hat einen mächtigen Anstoß gegeben; und es ist ihm an der Schwelle seines achten Jahrzehents zu gönnen, daß er erfährt, wie sich der späte Dank für seine Kunstliebe und seinen deutschen Sinn endlich kundgibt. Wir sind nicht in einer günstigen Stimmung für diesen Fürsten auferzogen worden. In den vierziger Jahren galt es für ertsaunlich witzig, seine Verse zu parodiren und in seiner Prosa die Particípialformen zu zählen. Die Allliberalen ritten keinen Gaul so müd als diesen, da ihr Marstall sonst kümmerlich besetzt war. Aber

In kein friedländisch Heereslager komme,
Wer von dem Kriege Böses denken will.

Das heißt, auf diesen Fall angewandt: wer mit Behagen die Bespöttelung des alten Herrn fortsetzen will, der setze den Fuß nicht nach München und Regensburg, nicht nach Speyer und Bamberg; sonst könnte ihm leicht der Witz ausgehen. In diesen Städten sieht man mehr als königlichen Dilettantismus vor sich; namentlich die Restauration der alten Dome zeigt überall die Spur eines hohen Geistes. Es gehörte Muth und Begeisterung dazu, aus Kathedralen wie die von Bamberg so Vieles, das man bisher für überaus schön hielt, aller Gegenrede ungeachtet zu entfernen, bis endlich der alte Wunderbau in seiner architektonischen Reinheit hervortrat, ein ächter Zeuge seiner Zeit.

Diese Zeit wird uns aus ihren mannigfachen Resten immer klarer hervortreten; Beispiele, wie das in Bayern gegebene, bleiben nicht wirkungslos. In allen Städten und Flecken besinnt man sich auf Einzelnheiten, die aus dem Alterthum geblieben sind; jeder Ort rüstet gleichsam sein Empfangzimmer für die Besucher, welche durch die neuen Verkehrsmittel herbeigeführt werden. Jedes spitzbogige Fenster, jeder verzierte Erker, jeder gemeißelte Kragstein wird freigelegt. *) Das Mittelalter in seiner bunten Fülle kommt unserer Vorstellung näher. Auf Reisen ist man optimistisch gestimmt; im Angesichte der Telegraphenbrauns und Fabrikschornsteine verthauen wir fest darauf, daß die Erneuerung des Alten, von Bildung und Kunstsinn geleitet, nur Erfreuliches bringen kann. Wir lassen selbst die Nachtvögel getrost um den Kyffhäuser fliegen, da wir sehen, daß trog alledem und alledem der Tag nicht ausbleibt.

Ueber alles Andere was der fortschreitende Geschmack, Wohlstand und Bildungstrieb dieses Jahrhunderts in Deutschland hervorgebracht hat, ragen zwei erst neuerdings abgeschlossene große Schöpfungen weit hervor: München und Dresden. Mit Vollendung des neuen Museums hier, der neuen Pinakothek dort sind dem Deutschen herrliche Stätten des Genusses und der Belehrung aufgethan; es ist ein Impuls gegeben worden, dessen Nachwirkung unberechenbar ist. Der Schulmann, der Gerichtsbeamte, der einfachste Bürger, der ein Sümmchen und zehn Tage Zeit anwenden kann, verschafft sich nun Anschauungen, wie sie früher nur Italien bieten konnte. Mit dem Anblicke der herrlichsten Prospekten verbindet sich der Genuß einer bald lieblichen, bald großartigen Natur. Von München aus bringt uns der Bahnzug in einer Stunde zu den Seen am Saum des Hochgebirgs. In Dresden lenkt der Fremde unmittelbar vom Thor des Kunstempels aus den Schritt auf die Terrasse, nach welcher von jenseits herrliche Villen und weiterhin die Basaltgruppen des meißner Hochlands herüberwinken. Hieße letzteres nur nicht mit einem albernen Namen „die sächsische Schweiz“, und beherbergte es nur nicht an Sonn- und Feiertagen in allzureicher Fülle pädagogische Herren und Damen mit ihrer Begleitung — jedoch man soll Jedem seine Freude lassen. Genug, daß man in München wie in Dresden Abends wieder anlangen kann, um sich au Devrients und Dawisons Spiel oder an Lachners musikalischer Leitung zu ergötzen. So bietet ein einziger Tag eine Reihe von Genüssen, die sich kein Fürst reichlicher verschaffen kann; auch der Sohn des Mittelstandes sieht sich hier auf die Höhe des Lebens gestellt. Und dieser Segen kommt von einer Seite, von der man uns längst gewöhnt hat, nichts Gutes zu erwarten — von deutschen Königen!

Welchen Schluß soll man hieraus ziehen? Waren jene Patrioten im Unrecht, welche die Verschwendung der sächsischen Augustе und ihres Brühl bitter tadelten? Gewiß nicht; selbst diejenigen, denen König Ludwig in seiner Freigebigkeit zu weit ging, thaten in gewissem Betracht nur ihre Pflicht. Darf man aber darauf hinweisen, daß der Geist, der die Geschichte lenkt, auch das anscheinend Fehlerhafte zum Guten wenden kann? Eine solche Nutzanwendung würde Mancher zu teleologisch oder atmodisch finden. Soviel ist gewiß: Hätten jene Fürsten, ohne alle Nebenrücksicht, einzig und allein für das materielle Wohl, für den Gelvortheil, für die Einnahme ihres Landes sorgen wollen, sie hätten nichts Besseres thun können, als was sie wirklich gethan haben. Die ängstlichsten Volksvertreter hätten durch keine Ersparniß auch nur annähernd diejenigen Erfolge herbeigeführt, deren man sich jetzt in Bayern und Sachsen allgemein erfreut.

*) Nur Frankfurt macht noch wehrsach eine unrühmliche Ausnahme. In civilisirten Städten findet man kaum Glauben, wenn man berichtet, daß bei uns noch heutzutage ein schönes Domportal mit Metzgerbuden verklebt ist!

Digitized by Google

II.

Herder hat Dresden das deutsche Florenz genannt, und Jean Paul hat die dortige Brücke über den Elbstrom als Deutschlands Triumphbogen bezeichnet. Der Ruhm der letzteren wird geringer, seuen Bauten gegenüber, die man jetzt um einer Eisenbahn willen im Lauf weniger Jahre erdrenkt und aufführt. Herders Wort aber ist heutzutage passender als jemals. Die Uebersiedelung der Gemäldegallerie in die Räume des neuen Museums wird den Zug der fremdbegierigen Touristen noch entschiedener als bisher nach dem deutschen Florenz leiten. Noch kein Jahr ist seit der Eröffnung verübergegangen und schon hat sich die praktisch eingerichtete Anstalt vollkommen bewährt. Das neue Gallerie-Gebäude, von Semper entworfen, schließt das gewaltige Viereck des Zwingers würdig ab. Die lange Vorderseite ist der Elbe zugewandt; das mächtige untere Stockwerk erinnert einigermaßen an Pitti, das reiche Portal aber gibt dem Bau eine Zierlichkeit, die der florentinische Palast vermissen läßt. Ueber diesem Portal erhebt sich im Innern der Kuppelsaal, neuerdings mit raffaelischen Tapeten behängt, die Papst Leo X. einst, nach den Zeichnungen des Meisters, in Flandern weben ließ. Von den Gesimsen dieses Raumes begrüßt uns die Inschrift: „Willkommen im Heiligthum der Kunst!" — In Scharen wird man künftig dahin wallfahrten, um sich des Grußes würdig zu zeigen. Es gibt Gallerien, in welchen die Rücksicht auf einen vollständigen Ueberblick aller Schulen und ihrer Perioden bei der Sammlung und Aufstellung maßgebend war. So könnte das Berliner Museum gar wohl als ein systematischer Apparat zu Belehrungen über die Kunst und ihre Geschichte dienen. Dresden aber glänzt, obwohl auch hier die Anordnung der einzelnen Gebiete kundig und sinnreich ist, doch neben der Vielseitigkeit besonders durch musterzültige Werke ersten Rangs.

Mehrere angesehene Kunstkenner haben durch Katalog und Erläuterungsschriften dem Besucher den Genuß der Gallerie erleichtert. Es liegen drei derartige Bücher vor, deren jedes nach einem eigenthümlichen Plan gearbeitet ist. Der „Begleiter durch die Gemäldesäle des königlichen Museums, von J. G. von Quandt" ist eine selbständige, werthvolle Leistung; er beschäftigt sich vorzugsweise mit den hervorragenden Bildern; ein catalogue raisonné. der das ästhetische und geschichtliche Verständniß der Meisterwerke eröffnet. Das „Dresdner Galleriebuch" (Dresden, bei Ernst am Ende, 1856) ist belehrend und für den Laien angenehm, indem es die Besprechung derjenigen Künstler, welche in der Gallerie vertreten sind, an einen kunstgeschichtlichen Faden anreiht; durch Uebersichten und Register ist es außerdem höchst praktisch eingerichtet. Julius Hübner endlich hat sein Verzeichniß der königlichen Gemäldegallerie „auf hohe Veranlassung" verfaßt und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen. Dieses Buch, welches wie das vorgenannte, die sämmtlichen 2200 Nummern der Sammlung aufführt, ist das einzige, das in der Gallerie selbst abgegeben wird. Es erzählt die Geschichte der Sammlung von der Zeit an, da die Gemälde noch einen Theil der sogenannten Kunstkammer ausmachten (1560) bis auf den Ausbau des Museums, und ist reich an interessanten Angaben.

Der bedeutendste Ankauf, den die Regierung machte, war der Modenesische im Jahr 1745, auf Veranlassung des Königs und Brühls bewerkstelligt. Durch ihn erwarb Sachsen hundert Bilder aus der Sammlung des Herzogs von Este-Modena für 100,000 Zechinen (über eine halbe Million Gulden); außerdem wurden noch über 7000 Zechinen zu Bestechungen verwandt, und die Italiener behielten endlich die Gebrahmen für sich. Unter den Bildern befanden sich aber einige große Paul Veronese, der Marcherone von Carracci, Titians Christus mit dem Zinsgroschen und sechs Correggio; von der „Nacht" mußte auf sächsische Kosten eine Copie nach Modena geliefert werden. Auch das Bildniß des Londoner Goldschmieds Thomas Morreit von Holbein war in diesem Ankauf mitbegriffen; es wurde in Folge eines Mißverstandes, den Hübner scharfsinnig erklärt, für ein Werk Leonardo da Vinci's, und zwar für ein Porträt des Herzogs Ludwig Moro gehalten. Die bedungenen 100,000 Zechinen wurden nach ihrer Ablieferung einzeln gewogen und jede kleinste Differenz mußte nachgezahlt werden.

Die herrliche Madonna von Hans Holbein dem Jüngeren, ein Werk, das die deutsche Nation als ein Kleinod zu verehren Ursache hat, wurde ursprünglich für den Bürgermeister Jacob Meyer in Basel gemalt, dessen Familie auf dem Bilde dargestellt ist. Von Basel kam es für 1000 Thaler nach Amsterdam, von da für 2000 Zechinen nach Venedig, und im Jahr 1743 vermittelte Algarotti den Verkauf nach Dresden; alle Kosten zusammen betrugen 4000 Thaler. Sonst mag der Beschauer altdeutscher Gemälde manchmal im Falle sein, die Lücken des Kunstzeugnisses durch Pietät zu ersetzen; hier sieht er mit Staunen und Schmerz, von welcher Höhe wir auch in diesem Gebiete herabgerathen sind. Den

Rafaels sixtinische Madonna, neben der Holbein'schen das Glanz- und Hauptstück der ganzen Sammlung, wurde für den Hochaltar der schwarzen Mönche des Klosters St. Sisto in Piacenza gemalt. Bereits Papst Benedikt XIV. nennt sie cosa rarissima e singolare. Als Kurprinz hatte August III. auf seiner italienischen Reise den Entschluß, sie wo möglich zu erwerben, was aber erst zwanzig Jahre später zur Ausführung kam; der Kaufpreis betrug hunderttausend Gulden (40000 scudi romani); außerdem mußte bei dem Venetianer Nogari eine Copie bestellt werden, die an Ort und Stelle noch zuweilen für das Original ausgegeben wird. Als das Bild in Dresden ankam und im Thronsaal aufgestellt werden sollte, schob der König selbst den im Wege stehenden Thron zur Seite mit dem Ausruf: „Platz für den großen Rafael!"

Von Murillo besitzt die Gallerie, außer der berühmten Madonna, — deren Leinwand bei dem Maiaufstand von einer Flintenkugel verletzt wurde, — noch den heiligen Rodriguez, der, zu Tode verwundet, die Martyrkrone empfängt. Dies Bild stammt aus der Privatgallerie des Königs Ludwig Philipp. Das gestickte Gewand, welches Murillo zum Modell für dasselbe benutzte, wird noch heute im Dom von Sevilla als Merkwürdigkeit gezeigt.

Die Aechtheit der beiden herrlichen Landschaften von Claude Lorraine, welche Dresden besitzt, ist durch das „Buch der Wahrheit" bestätigt. Libro di verità nannte nämlich der Meister den großen, aus zweihundert Blättern bestehenden Band, in welchen er die Skizzen aller Gemälde, die er wirklich gefertigt hatte, eigenhändig eintrug. So nothwendig war schon bei seinen Lebzeiten eine Abwehr der Fälschungen. Dieses Buch, vielleicht das kostbarste aller Archive der Welt, ist im Besitze des Herzogs von Devonshire.

Die Kataloge geben auch nähere Auskunft über jenes allbeliebte Pastellbild von Liotard, das Chocolademädchen genannt; eine Wiener Aufwärterin, Namens Baldauf, hatte dazu gesessen oder gestanden. Algarotti kaufte das hübsche Werk von dem Künstler; die Quittung, die er für die Gallerieverwaltung ausfertigte, lautet wörtlich also: „3. Fevrier 1745 payé ou Sieur Liotard pour un tableau de pastel représentant une Stoubemenche Liv. 2640 = 120 Séquins." Diese elegante Arbeit ist vielleicht berühmter als sie verdient; Manche ziehen die „schöne Lyonerin" von demselbem Maler, ein Pastellporträt seiner Nichte, dem „Embemmenschi" vor.

Platen hat über Dresden nicht so günstig geurtheilt wie Herder und Jean Paul; er sagt: „Dort möcht' ich, wenn dort nicht wären so schöne Gemälde, auch gemalt nicht sein." Damals war die sächsische Hauptstadt der Sitz eines unfruchtbaren belletristischen Treibens; die Blüthenzeit der Theaterjournale und der Vergißmeinnicht-Kalender knüpft sich nächst Wien hauptsächlich an Dresden an. Neben den Herren Kind, Winkler und Anderen stand Tieck ziemlich allein und hatte Mühe, die stärkeren Elemente in sich wachzurufen und nicht ganz in ein weiches Schönthun zu verfallen. Ein höherer ästhetischer Ernst herrschte eigentlich nur in dem Kreise, den der Prinz Johann der jetzige König, um sich versammelte; hier knüpfte sich die Unterhaltung an einen großen Gegenstand an, nämlich an Dante, den

Digitized by Google

der König bekanntlich unter dem Namen Philalethes übersetzt und mit Gründlichkeit erläutert hat.

Jetzt hat sich auch dieses Verhältniß geändert. Wie München durch den Reichthum aller Kunstgenüsse, durch die Bequemlichkeit, vergleichweise auch Billigkeit des Lebens, durch die Nähe großartiger Naturscenen eine bedeutende Concurrenz gegen Wien macht: so Dresden gegen Berlin. Obwohl nicht Residenz, bieten doch die sächsische und die bayrische Residenz dem unabhängigen Ansiedler jeden Reiz eines großen Geschmackvolleres und zugleich die Möglichkeit eines traulichen, geistig belebten Zusammenseins. Dresden besteht schon durch Ami und Beruf Künstler wie Rietschel, Hähnel, Schnorr, Hübner, Bendemann, Richter; Gelehrte wie den Naturforscher Carus, den Culturhistoriker Klemm und neuerdings den Aesthetiker und Kunstkenner Hermann Hettner; außerdem steht der einheimische Gelehrtenstand auf einer hohen Stufe der philologischen Bildung. Aber auch für die freiere geistige Thätigkeit, für die literarische, hat Dresden ohne Mäcenatenthum sich anziehend erwiesen.

(Wird fortgesetzt.)

Aus dem Elsaß.

Deutsches Wesen im Elsaß. — Das Fest der Vernunft im Straßburger Münster.

Wer nur einmal auf der elsässischen Bahn von Straßburg nach Basel gefahren ist, erhält schon eine Vorstellung davon, was wir einst an dem Elsaß besessen; an diesem von Bergen und Hügeln durchkreuzten, weingesegneten, trefflich angebauten Lande, das an malerischen und romantischen Punkten so reich ist, das wohl ebenso viele Burgruinen aufzuweisen hat, als die Rheinufer zwischen Mainz und Bonn, daher auch ein altes Sprüchlein sagt:

Drey Schlösser auff einem Berge,
Drey Kirchen auff einem Kirchhoffe,
Drey Städt in einem Thal,
Ist das ganze Elsaß überall.

Auf so manchem Blatte der deutschen Geschichte tritt uns der Name des Elsaß entgegen. Auch hat im Lauf zweier Jahrhunderte die französische Art und Sprache hier nur schwache Wurzeln geschlagen. Die zähe Eigenthümlichkeit des alemannischen Charakters und der alemannischen Sprache läßt sich durch das französische Wesen nicht so leicht verdrängen. Der Elsässer, der von Kindesbeinen an die französische Sprache trieb, wird doch stets ein gewisses Hinderniß in seinen Sprachwerkzeugen finden. Seit den Tagen der Revolution hat sich zwar das eigenthümliche Gepräge etwas mehr verwischt, und bekanntlich darf nichts entschiedener verneint werden, als die Frage, ob das Elsaß eine politische Trennung von Frankreich wünsche. Allein Sprache und Sitten des Bürgers und Bauern sind darum doch deutsch geblieben; vornehmlich haben sich noch die Landbewohner den echt alemannischen Charakter bewahrt. In den Städten haben sich viele Franzosen niedergelassen, theils Beamte und Militärpersonen, welche aus dem Innern Frankreichs ins Elsaß gesetzt wurden, theils Leute, welche durch die Fabriken hergezogen sind. Sie erscheinen indeß dem Volke, besonders in den Thälern, noch immer als halbe Fremde. So hat im Ganzen das Franzosenthum geringe Fortschritte gemacht, wenn auch Mancher aus der „guten Gesellschaft" sich das Ansehen gibt, das deutsche Wesen zu verachten, und lange noch wird sich die Volksthümlichkeit der alemannischen Bevölkerung erhalten. Freilich versucht die französische Regierung Alles, Land und Leute zu entdeutschen. Dieses Bestreben erstreckt sich bis auf die Straßennamen, die in den Städten nur französisch an den Straßenecken angeschrieben stehen. So hat man lächerlicherweise das alte „Maikäfergäßle" in Straßburg, nach einem Hause „Zum Maikäfer" benannt, mit rue des hannetons bezeichnet und die Salzmaangasse daselbst ist in eine rue de l'homme de sel umgetauft worden. Auch in den Elementarschulen auf dem Lande wird französisch gelehrt, und in früheren Zeiten besonders ergriff die französische Regierung oft abenteuerliche Mittel, den deutschen Charakter auszulöschen. Ein Beschluß des Staatsraths vom 30. Januar 1685 untersagte allen Gerichtspersonen und Notaren irgend eine Urkunde in deutscher Sprache aufzunehmen, widrigenfalls dieselbe null und nichtig sein und dazu eine Geldbuße von 500 Livres erlegt werden sollte. Sogar die Processakten sollten französisch aufgenommen werden. Eine Verordnung des Intendanten la Grange vom 25. Juni 1685 will, daß Jedermann sich französisch kleide.

Es leben im Elsaß viele Katholiken, doch auf dem Lande sind die Lutheraner noch zahlreich, und die Stadt Straßburg ist bekanntlich einst der Reformation eine mächtige Stütze gewesen. Unter der französischen Herrschaft wurde aber auch in die kirchlichen Verhältnisse vielfach eingegriffen. Seit dem Jahr 1680 mußten alle Aemter in Städten und Dörfern zur Hälfte mit Katholiken besetzt werden; seit 1682 mußten die unehelichen Kinder der Protestanten katholisch getauft und in dem katholischen Bekenntnisse erzogen werden, es sei denn, daß ihre Eltern sich ehelich verbinden würden, bevor die Kinder das fünfte Jahr erreicht. Im Jahr 1683 wurde den lutherischen Predigern untersagt, abgefallene Katholiken als Proselyten aufzunehmen, den Protestanten dagegen, die in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren wollten, wurde eine dreijährige Befreiung von Steuer- und Einquartierungslast zugestanden. Seit dem Jahr 1687 mußten, wenn der eine Ehegatte sich vom protestantischen Bekenntnisse lossagte, alle Kinder diesem Beispiele folgen, sie wären denn bereits zum Abendmahl gegangen. Im Jahr 1772 wurden den lutherischen und reformirten Consistorien die Ehescheidungen untersagt. Und Aehnliches mehr.

Bezeichnend ist es auch, daß die Franzosen dem deutschen Erfinder der edeln Buchdruckerkunst, dem Sohne der Stadt Mainz, welchem auf dem ehemaligen Gärtnersmarkt zu Straßburg ein Denkmal gesetzt wurde, eine Rolle in die Hand gegeben haben, worauf die französischen Worte stehen: „Et la lumière fut" Doch hierüber kann man allenfalls lächeln, während Einen ein bitteres Gefühl durchzuckt, wenn man vor dem Münster steht, diesem großartigen Werke altdeutscher Baukunst, bei dem sich, wie bei keinem anderen, Größe und ernste Erhabenheit mit zierlicher Fülle, Kühnheit mit Leichtigkeit verbindet. An der Außenseite desselben, über einem vorspringenden Pfeiler des Portals müssen wir neben den Reiterbildern von Chlodwig, Dagobert, Rudolf von Habsburg, wie zum Hohn, auch das von Louis Quatorze erblicken, welches man 1823 da drei Jahren beigefestigt. Und wie das ehrwürdige Gebäude im Jahr 1793 durch das tolle Unwesen der Jacobiner entweiht wurde — darüber sei uns hier eine nähere Mittheilung vergönnt *).

Am dritten Decadi des Brümaire (20. November) wurde das Fest der Vernunft im Münster begangen. Auf Befehl der Conventscommissäre und der Municipalität waren am 19. November alle Kirchen in der Stadt geschlossen und jeder öffentliche Gottesdienst untersagt worden, und in einer von dem ultra-demokratischen, 24jährigen Maire Monet erlassenen Proclamation hieß es: „Da nun das Bündniß der Könige mit dem Priesterthum vernichtet ist, so gebietet das Gesetz den Bürgern den zehnten Tag der Woche des republikanischen Kalenders als einen Ruhetag, so wie einen Tag feierlicher Vereinigung zu betrachten. Das bisher unter dem Namen Münster bekannte Gebäude soll von nun an unter der Benennung „Tempel der Vernunft" der einfachen Verehrung geweiht sein, welche die reinen und vorurtheilsfreien Menschen den geselligen Tugenden zu erweisen gebenken. Dieser Cultus wird am letzten

*) S. Baierländische Geschichte des Elsaß von Strobel, fortgesetzt von H. Engelhardt. 4r Bd.

Digitized by Google

Decadi des Monats Brümaire, um 9 Uhr Morgens seinen Anfang nehmen, und die Bürger werden durch das Geläute der Glocke des Gemeinderaths davon benachrichtigt werden."

Zur bezeichneten Stunde bewegte sich unter dem Andrängen des neugierigen Volkes der feierliche Zug der Clubisten nach dem Münster. Voran sangen Mädchen und Frauen in weißen Gewändern, die rothe Freiheitsmütze auf dem Haupt. Darauf kam Marats Büste, von Männern hoch acht, die zum Theil Ruthenbündel trugen, theils mit Piken bewaffnet waren. Der Maire, die Mitglieder der verschiedenen Verwaltungen und die Generalität folgten dem Zuge, der sich unter Kriegesmusik, mit Freiheitsliedern abwechselnd, dem Münster nahte. Ueber der großen Hauptpforte las man auf schwarzer Tafel in goldenen Buchstaben: „Tempel der Vernunft", und darunter: „Auf Finsterniß folgt Licht!" — Das Innere des Gotteshauses hatte man gänzlich umgewandelt. Längs den Säulen des Schiffes waren übereinander emporragende Sitze angebracht worden, sodaß das Ganze ein Amphitheater bildete. Die alte steinerne Kanzel, auf der einst der berühmte Johann Geiler von Kaisersberg gepredigt, war abgebrochen und durch eine einfache Rednerbühne von Holz ersetzt worden. Der am Eingang des Chors stehende große Altar war verschwunden; an seiner Stelle erhob sich eine Bretterwand, einem Berge ähnlich, von dem Felsenblöcke herabzurollen schienen; auf dieses Berges Gipfel thronte die große vielbrüstige Bildsäule der Natur, neben ihr die der Freiheit. Unter den vom Berge gestürzten Felsstücken waren Ungeheime mit Menschengesichtern und in Priesterracht zu sehen, und um sie her Meßbücher, Rauchgefäße, Dolche. Nicht weit davon Priester von allen Secten, mit einander in Streit. Am Fuße des Berges ein Sumpf, aus dem zwei Gestalten hervorsahen, wovon die eine in der Hand eine blutbefleckte Krone hielt, während die andere ein geöffnetes Buch zu verbergen suchte, dessen Blätter zerrissen waren. Außer dieser theatralischen Darstellung hatte man übrigens wenige Verzierungen angebracht. Hie und da Waffen an den Pfeilern, dreifarbige Fahnen mit Freiheitsmützen, und an den Seiten der Rednerbühne prangten zwei Fahnen. Auf der einen standen die Worte: „Thron und Altar hatten die Menschheit unterjocht", auf der andern: „Vernunft und Kraft haben ihr ihre Rechte wiedergegeben".

Nachdem die Menge die Sitze des Amphitheaters eingenommen und den innern Raum gefüllt hatte, spielte das Orchester einige Stücke und es wurden Lobgesänge auf die Natur angestimmt. Dann betraten der Maire Monet, der bekannte Eulogius Schneider und Andere die Rednerbühne. Sie verständen, die Herrschaft der Könige und Priester sei nun vorüber; sie priesen die anbrechende Herrschaft der Freiheit. Auch entsagten einige katholische Priester durch öffentliche Bekenntnisse ihrem Amt. Nur ein protestantischer Prediger trat, statt seinen Glauben abzuschwören, für die christliche Lehre auf; er wurde indessen verhöhnt und gezwungen die Tribüne sogleich zu verlassen. Als der letzte Redner geendet, wurden vor dem Altar der Vernunft verschiedene Reliquien und Ablaßbriefe verbrannt. Diese Feier im „Tempel der Vernunft" währte mehre Stunden. Umzüge und Auto-da-Fé's von Adelsbriefen, Heiligenbildern, Priesterkleidern u. dgl. geschahen noch außerhalb des Münsters, und am Abend tanzte sogar ein wahnberauschter Haufe die Carmagnole um die mit Lampen eingefaßte Guillotine.

Diesen Auftritten sollten noch Zerstörungen folgen. Durch einen Beschluß vom 4. Frimaire des Jahres II. (24. Novbr. 1793) befahlen die Volksvertreter St. Just und Lebas, binnen acht Tagen sollten die Bilder am Münster herabgeschlagen und auf der Thurmspitze eine dreifarbige Fahne aufgepflanzt werden. Am 5. Decbr. (5. Frimaire) wurde solche Schändung des Prachtgebäudes wirklich unternommen, und in kurzer Zeit war der alte Bau durch die Bandalen seines Schmuckes beraubt. Viele Bildsäulen wurden im Herunterschlagen zerschmettert, die Basreliefs verstümmelt, darunter auch die wundersam sinnigen, womit Meister Erwin's Tochter Sabina das Portal gezieret hatte; nur wenig Bildwerke entgingen der Zerstörung *). Auf die Thurmspitze wurde statt der dreifarbigen Fahne eine ungeheure rothangestrichene Freiheitsmütze von Blech gesetzt. Uebrigens hatte schon vor dem Bildersturm der fanatische Departementsverwalter Teterel aus Lyon in der Volksgesellschaft den Antrag gestellt, die allzusteile Pyramide abzutragen. A.

*) Die herabgeschlagenen und verstümmelten Bildwerke wurden später nach den alten Zeichnungen größtentheils wiederhergestellt und auch die von Sabina glücklich erneuert.

Feuilleton.

— In dem zwölften Band von Thiers Geschichte des Consulats und Kaiserreichs befinden sich einige Angaben über die politische und literarische Erhebung Deutschlands, welche die wahrhaft schmähliche Unwissenheit des berühmten Verfassers auf diesem Gebiete bekunden. Thiers ist der Ansicht, der Wiener Hof habe schon vor dem russischen Feldzug eine feindselige Stimmung gegen Napoleon gehabt und aus derselben sei die Berufung und Begünstigung deutscher Schriftsteller hervorgegangen. „Man zog die Herren Schlegel, Goethe und Wieland nebst Anderen nach Wien und ermöthigte sie dort mit besonderem Aufsehen. Durch dieses verdeckte Verfahren, welches zu rechtfertigen war, wollte man andeuten, daß eine dahige Erhebung Deutschlands gegen Frankreich nothwendig sei. Man feierte ärgerlicherweise den deutschen Genius oder was man so nannte, man proclamirte die Ueberlegenheit des deutschen Geistes über den der anderen Nationen und rief so den Gedanken hervor, daß Deutschland nicht, besiegt und gedemüthigt, in der Demüthigung verharren dürfe, sondern glänzend auferstehen müsse. Von dieser Absicht ging die Wiener Gesellschaft aus, als sie die genannten Schriftsteller mit Ehren überhäufte; diese Kriecherei, welche mehr Eingang als Geist besaß, kam nur aus Haß gegen Frankreich den Vertretern der Literatur so freundlich entgegen." — In Wien waren nun allerdings vom Jahr 1809 bee auch geistige Triebfedern mächtig; nicht vergebens hatte damals Erzherzog Karl bei Aspern gesiegt und der Dichter des Zrinyi ihn besungen. Auch berufen sich vier Jahre später die Proclamationen eines Gentz und Schlegel auf den deutschen Genius; aber gerade in der Zwischenzeit war, wie Jeermann weiß, diese Richtung sehr in den Hintergrund getreten. Thiers geht in seinen Angaben von einer ganz unklaren Kenntniß der nordeutschen, namentlich der preußischen Bewegung aus; er übersieht dieselbe nicht nur willkürlich auf Oesterreich, sondern führt als ihre Vertreter die Namen an, die ihm als die bekanntesten gerade in die Feder kommen. Wieland war bereits 75 Jahre alt, als er mit beschiedener Würde vor Napoleon erschien und von demselben Ehrenbezeugungen empfing (1808 in Erfurt). Goethe war niemals in Wien; der Gedanke, daß er dorthin berufen worden sei, um die Geister vaterländisch zu stimmen, ist wahrhaft abenteuerlich.

— Der gelehrte und kühne Alterthumsforscher Röth in Heidelberg ist in dem Augenblick, da der zweite Band seines Werkes im Druck vollendet werden sollte, schwer erkrankt. Derselbe verfolgt die Geschichte der leitenden Ideen in Kunst und Religion bis in die schwer zugängliche orientalische Vorzeit; erweisen sich die Ergebnisse seiner Forschung als richtig, so würden die höchsten Leistungen des Geistes, die hellenische Skulptur wie der jüdische Deismus und die christliche Moral, den Werth der Ursprünglichkeit anscheinend verlieren. Jedoch nur anscheinend; denn der Zeus des Phidias, wie die zehn Gebote und die Bergpredigt sind nun einmal da und die vollendete Idealität ihres Wesens wird durch kein akustisches Bildwerk oder Dogma beeinträchtigt. Röth selbst ist mit großer Heftigkeit bekämpft worden; namentlich in seinem letzten Streit mit Ewald in Göttingen hat sich die philologische göttliche Grobheit wieder einmal in vollem Glanze gezeigt. Möge es dem unermüdlichen Mann gegönnt sein, die letzte Hand

Digitized by Google

an sein Werk zu legen, nachdem er sein Leben an die Erwerbung wissenschaftlicher Mittel gesetzt hat. An begeisterten Anhängern fehlt es ihm nicht. Unter diesen steht der Docent Dr. Julius Braun in Heidelberg in vorderster Reihe; er hat sich auch in Frankfurt durch einen Cursus von anregenden Vorträgen über Kunstgeschichte (im Jahr 1854) einen Namen gemacht. Wegen des raschen Eifers, womit er die Ansichten seines Meisters vertritt, ist er der „Polydoros der Rödl'schen Schule" genannt worden. So eben hat er den ersten Band seiner größeren Werke erscheinen lassen, in welchem er die Kunstgebilde des Mittelalts, Persiens und Vorderasiens mit Einschluß von Cypern und Karthago in lebhafter Darstellung entwirft; vielen Lesern wird dasselbe um so anziehender sein, als Braun seine Betrachtungen an den Faden einer Länderbeschreibung anreiht. Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch, auf dem Boden der Localkunst nachgewiesen von Dr. Julius Braun, Wiesbaden, Kreidel und Niedner, 1856.)

— In den so eben erschienenen Jugenderinnerungen von Alexander Herzen (Aus den Memoiren eines Russen, neue Folge, Hoffmann und Campe 1856) wird die Stellung der deutschen Hofmeister in Rußland nach dem Leben geschildert: Ein Deutscher als Kinder ist in Rußland ein ganz besonderes Erforderniß. Ein solcher Deutscher ist weder ein Erzieher noch ein Diener. Er gibt weder den Kindern Stunden, noch entkleidet er sie; aber er überwacht ihr Aus- und Ankleiden, und daß sie ihre Stunden nehmen; er sorgt für ihre Gesundheit, führt sie spazieren und spricht allen Unsinn mit ihnen, der ihm durch den Kopf geht, aber nur deutsch. Wenn ein Erzieher im Hause ist, so ist der Deutsche ihm untergeben; wenn noch ein russischer Bojlesser anwesend ist, so ist dieser dem Deutschen untergeordnet. Die Lehrer, die zu spät zu ihren Stunden kommen und früher fortgehen müssen, schmeicheln dem Deutschen. Mit vierzehn Jahren gehen die Schüler, um heimlich eine Cigarre zu rauchen, zu dem Deutschen in das Zimmer; er bittet es, denn er hat jetzt schon Philistersinnt nöthig, um sich auf seinen Platz zu erholen. Denn um diese Zeit ersällt der Deutsche gewöhnlich Ekel, ein Gefühl seinen Abscheu. Nicht weil er müde ist, mit den Kindern von einem Ende der Stadt zu dem anderen zu wandern, Verweise zu bekommen wegen ihrer Erkältungen oder den Flecken auf ihrer Kleidung, dann wird der „Deutsche der Kinder" wieder einfach ein Deutscher, fängt einen kleinen Handel an mit „wirklichem" Lau de Cologne, mit Mundwässern von großem Ruf, mit Cigarrenspitzchen u. s. w., mit Leistet seinen früheren Schülern zuweilen heimliche Visite.

— Das deutsche resp. Frankfurter Lustspielrepertoire. Durch das Mißgeschick, das von unserer Oper noch immer nicht ganz gewichen ist, sind wir jetzt im Theater vorzugsweise auf das bürgerliche Schauspiel und auf das Lustspiel angewiesen. Der Geschmack aber, der sich in der Auswahl der Lustspiele kundgibt, scheint uns weder der Zeit noch unserer Stadt angemessen. Wie sind gewiß nicht dafür, daß das Drama sich vorzugsweise zur Spiegelung des Salonlebens und der blasirten höheren Gesellschaft hergebe; aber wenn irgendwo, muß doch im Lustspiel der Adern der Gegenwart und der modernen Welt angewhen. Welche pöbelhafte Conversation herrscht in den aufgewärmten Sachen, die man uns vorführt! Der Nasenstüber, die Unglücklichen, die Balsille! Wie kleinlich, handwaden und trival sind die Schwächen, die hier verspottet werden! Hier ist Alles, selbst die Psychologie veraltet. Gibt es denn keine neuere Komödie, welche vom bewegten Leben der Neuzeit Spuren trägt? Vielleicht glaubte man, die Schriftsteller als Nachzügler in Sachen des Geschmacks und der Mode können in ihrer Handmannlosß auch nöchaufs verfrogen. Nun, da unsere Elite — wie meinen nicht die hawte volée, sondern die Gebildeten, — aus Reisen und Bädern heimkehrt, wollen wir sehen, ob sich's ändert. Wenigstens muß sich zeigen, ob die leitende Geschmacksrichtung oder die Armuth der dramatischen Literatur den selbst für mäßige Feinschmecker unerträgen Uebelstand verschuldet. Der letztere Fall würde zum Beweis für eine traurige Thatsache dienen, nämlich daß wir noch nicht so weit sind, um die durch neuere Verträge erschwerte Ueberspeisung französischer Salons- und Conversationsstücke entbehren zu können.

— Im Frankfurter Kunstverein. Der hiesige Kunstverein hat in seinem neuen Lokal eine Ausstellung von ausgezeichneten und zum Theil berühmten Gemälden veranstaltet. Unter anderem sehen wir hier ein älteres Bild vom Meister Schwind, eine seiner poesievollsten und innigsten Kompositionen. Dieses Bild, welches sich im Besitz des Herrn Senator Bernus befindet, zeigt das süß-ernste, andachtsvolle Naturleben in einer Einsiedelei, die in einer Bergwildniß zwischen tannenbewachsene Felsen hineingebaut ist. Es weht uns daraus ein wundersamer Hauch deutscher Gemüthsinnigkeit entgegen, ein reizender musikalischer Duft, den eben nur die Schöpfungen dieses genialen, phantasiereichen Romantikers unter den deutschen Malern athmen. Moritz von Schwind lebte hier von 1815 bis 1847, wo er als Professor nach München berufen wurde; manche Freunde zählt der originelle, noch im rüstigsten Schaffen begriffene Mann in unserer Stadt, und wir glauben daher die hiesigen leser um so mehr auf dieses Bild aufmerksam machen zu müssen, welches nur für eine kurze Zeit zur öffentlichen Schau gestellt ist. — Auch sind der ausgezeichneten Bilder von Philipp Veit, der Frankfurt viele Jahre hindurch angehörte, befindet sich unter den von Herrn Senator Bernus zu der Ausstellung hergetiehenen Werken, nämlich die „beiden Marien am Grabe des Heilands" (Evangel. Matthäi 27, V. 61: Es war aber allda Maria Magdalena und die andere Maria, die setzten sich gegen das Grab). Von Professor Jakob Becker sehen wir den „Riechgang", von Professor Th. Steinle eine Madonna. Außerdem die vielbekannte Fischerfamilie von A. Riedel in Rom; herrliche Landschaften von Calame; Porträts von Karl Sohn, Veit und J. Dantelschütz u. A. m. Dagegen vermochten das bereits erwähnte Bild von C. Piloty in München, die Verbrennung zur Scheiterhaufen auf weißen Berge, nur zu bald wieder aus dem Ausstellungsraum. An derselben Stelle hängt nun ein größeres Gemälde von Theodor Horschelt in München, das an die französischen Vorbilder eines Horace Vernet erinnert. Es ist eine von technischer Meisterschaft zeugende und jedenfalls sehr interessante Darstellung aus Afrika, ein „Abend in der Oase El Caumadah" in der lieinen Sahara. o.

— Die Gesahren des Da capo. Am 7. Juni v. J. erschienen vor dem Polizeigericht zu Toulouse der Theaterdirektor dieser Stadt, der erste Balletsänger, die erste Tänzerin und der Musikdirektor als Angeklagte. Sie waren beschuldigt, das sie ohne höhere Erlaubniß einen fremden Tanz da capo aufgeführt hätten. Die schriftliche Anklage wurde richtig befunden, und die armen Sünder zusammen zu einer Geldstrafe Gerichtsspesen und den Kosten verurtheilt. Am nämlichen Tage verurtheilte das nämliche Gericht die erste Sängerin zu zwei Franken und den Capellmeister zu einem Franken Strafe und den Kosten, weil jene eine Arie da capo gesungen und dieser das Orchester dazu hatte spielen lassen, ohne obrigkeitliche Erlaubniß, denn auch auf Verlangen der Zuhörer. — So wird in Frankreich die gesetzliche Freiheit angelegt. In Deutschland sind wir nicht so weit! L.

— Darmstädter Festdrama. Eine klägliche Rolle bei dem großen Darmstädter Musikfest spielte die Festprobe. Wir sind weit entfernt, an diesen provisorischen Erstlingsgaben Kritik werden zu wollen; eine Lehre es muß billig in Erstaunen, daß einer der Fest- und Gelegenheitsdichter einmal gliten statt glänzen schreibt, weil sich dieses wohre bei Aneinanderreihung Grimm bedeutet Wort (nach der alten Haupt- und Grundregel: Reim dich oder ich fress' dich!) auf Provinzen reimt. Das Stärkste ist jedoch, daß der patriotische Sinn eines anderen Herrn bezeichnet Pirmasens als eine „Bojardenresidenz" erblickt, welche Sparta leicht herausgiebt. o.

— Der ärgerliche Rechtshandel des bekannten Feuilletonisten der Independance Belge, Hrn. Jules Lecomte, hatte, in der Kürze erzählt, folgenden Verlauf. Im Jahr 1855 beobachtete derselbe in seinen Berichten ein bedauerliches Schweigen in Bezug auf die Rachel und verwandte den vollen Glanz seiner lobpreise einzig auf Madame Möhrt. Als diese gefeierte Künstlerin aber zum zweitenmal in Frankreich eintrat, wobei Lecomte einen ganz anderen Ton an; er schilderte das Spiel der Möhrt als peinlich, anspruchsvoll, übertrieben; er warf ihr vor, sie wandere nur umher, weil sie zwanzig Jahre lang im eigenen Vaterland Nichts gegolten hatte. Einige Freunde der Künstlerin führten ihre Sache, worauf Hr. Lecomte beschuldigt worauf, sie würden von der Italiänerin in Mazaroni bezahlt. Hierauf verklagte sich die Herausgeber von vier Journalen zu einer Gegenerklärung. Sie gaben in derselben bereitsame Winke über ihres Gegners Vergangenheit, und vermahnten ihn, im Hinblick auf gewisse frühere Thaten, vorsichtiger über Andere zu urtheilen. Lecomte verklagte sie als Verläumder und verlangte 40.000 Francs Schadenersatz. Vor dem Gerichtshof der Seine aber kamen so böse Dinge zur Sprache, daß Kläger wurde auf den Grund von Zeugnissen, die er vernichten glaubte, so entschieden als Verträger, Fälscher u. dgl. bezeichnet, daß der Anwalt seiner Gegner nicht nöthig kam, irgend eine Beschuldigung zu widerrufen. Lecomte kam mit einer Geldstrafe von 100 Francs davon, während Jeder der vier Beklagten lustig zahlen mußte. Der Fall ist namentlich auch für kleinigen Deutschen beschämend, die seiner Zeit Herrn Lecomte gefeiert haben; denn derselbe ist nicht nur ein charakteriofer Abenteurer, sondern sein Talent beschränkt sich auf eine oberflächliche Gewandtheit im Zusammenstellen pikanter Nichtigkeiten.

— Vor einiger Zeit ist in Paris durch Herrn Offenbach ein Preisausschreiben für die beste Operette ausgegangen; es liefen nicht weniger als 78 Werke ein. An letzten Dienstag versammelten sich die Preisrichter unter Auber's Vorsitz, um aus der großen Anzahl von Bewerbern sechs hervorzuheben, deren einem in zweiter Instanz endgültig der Preis zugesprochen werden soll. Unter den Gewinnern sind zwei deutsche Namen: Demerdmann und Julius Erianger.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°, und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 39. Frankfurt a. M., den 27. September 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Der gerechte Fürst. Erzählung von A. Weill. (Schluß.)

Denkwürdigkeiten von G. Ellert. Von A.

Neue Bücher: Mommsen's römische Geschichte, von A. B—n. — Rohmähler, die Jahreszeiten, von C. Glaser. — Hocker, der Rhein. — Moderne Wolfsgesänge, von L. F.

Feuilleton: Die Marseillaise. — Volksfest in Genf. — Napoleon in Frankfurt 1813. — Kaulbach's Thurmbau von Babel. — Stramberg als Physiognomo u. s. w.

Bühnenschau. Signora Ristori, von Q. F.

Der gerechte Fürst.

Erzählung von Alexander Weill.

(Schluß.)

VII.

Eugenie war kaum achtzehn Jahre alt, aber frühe schon in die Leiden und Täuschungen des Lebens eingeweiht. Sie hatte jene stoische Seelenkraft erworben, die den menschlichen Zufällen überlegen ist und Nichts über sich erkennt, als das höhere Gesetz und die Pflicht. In den fünf Tagen, die sie bereits in ihrem Stammhause zugebracht, war keine Klage aus ihrem Munde gekommen. Eduard, sagte sie zu sich selbst, ist wohl in Haft; vielleicht auch hat ihn der Fürst gezwungen, das Land zu verlassen, ohne mir zu schreiben.

Wie dies sich auch verhalten mochte, sie blieb ihrem Worte treu. Sie würde lieber den Tod als Unehre, lieber freiwillige Verbannung als Treulosigkeit wählen. Obwohl frei, hatte sie die Wohnung nicht verlassen; die Trauer um ihren Vater bot ihr genügenden Vorwand. Ungeachtet ihrer Selbstüberwindung jedoch entriß ihr der Gedanke an das beharrliche Schweigen des Grafen manchen Seufzer. Der Gedanke, in ein Kloster einzutreten, kam ihr in den Sinn; wenn sie jedoch ihrer Jugend gedachte, die sie in der Fremde und in der Einsamkeit verbracht, und wie sie durch wunderbare Fügung in ganz andere Verhältnisse gekommen: so glaubte sie sich nicht berechtigt, in diese Fügung durch einen solchen Entschluß einzugreifen.

Am sechsten Tag wurde Robert in den Palast beschieden; bei seiner Zurückkunft sagte er zu Eugenien:

Schwester, seit dem Tod unseres Vaters bin ich das Haupt des Hauses Altenburg. Darum höre mich an; es handelt sich, wo nicht um Dein Glück, doch um unsere Ehre, vielleicht um unseren Ruhm.

Sprich, mein Bruder, erwiderte sie. Wenn unser Vater noch lebte, so würde ich sagen: ich unterwerfe mich im Voraus dem Befehl; mit meinem Bruder aber darf ich zuvor überlegen. Ich will, was Du sagst, bis zu Ende anhören; aber ich verspreche keineswegs, Deine Gründe anzuerkennen.

Ich komme vom Hofe. Ich habe die Prinzessin Blanca gesehen. Sie verlangt förmlich Deine Hand für ihren Bruder, den König. Der König hat sie gewiß vorgeschoben, aus Furcht vor einer abschlägigen Antwort: Du kennst seine Zwerzlässigkeit, we ich den trefflichen Sinn seiner Schwester. Du wirst Königin. Denke der legten Worte unseres Vaters! Es ist als hätte er eine Vorahnung von Deiner künftigen Größe gehabt. Denk' an das Gute, das Du dem Land erweisen kannst, und an den Glanz, der auf unsere Familie zurückströmen wird. Es gibt keine Prinzessin, die sich einen Augenblick besinnen würde.

Mein lieber Bruder, sagte Eugenie, ich bin auf die Neigung des Königs ebenso stolz wie Du. Aber, wie könnte ich von Eduard abstehen in dem Augenblick, da man ihm im Namen des Gehorsams gegen seinen Herrn Gewalt anthut? Das hieße für den Ehrgeiz Liebe und Pflicht hingeben. Du sprichst von Ruhm? Der Ruhm ist immer nur da, wo die Aufopferung ist. Was würde man sagen, wenn ich mein, dem Grafen Winnefeld feierlich gegebenes Wort bräche, um in des Königs Palast einzugehen? Man würde mich herzlos, schwach und gemein finden; man würde mich als eine Hofdame bezeichnen, die ihre Neigung dem Interesse und ihre Pflicht einer hohen Stellung opfert. Man würde rufen: Es lebe die Königin; aber leise würde man hinzusetzen: die ihren Bräutigam verrathen hat.

Ich aber, Schwester, sagte Robert, ich bemerke Dir, daß Du in der Ehe mit dem Grafen nur einen Mann, höchstens eine Familie glücklich machst. Als Königin aber trägst Du zum Glück eines Landes bei! Du kannst den Fürsten in seiner schönen Richtung bestärken. Wie viel Unglückliche jeder Art bedürfen des Trostes! Und glaubst Du, der Graf hätte Dich gewählt, wenn er König wäre?

Warum nicht? Ich erschien ihm arm und unbekannt, er war Graf und Sohn des Staatsministers. Der Abstand zwischen dem Grafen Winnefeld und der Tochter eines Verbannten ist nicht geringer als der zwischen dem König und einer Herzogin von Altenburg.

Aber auch der König hat Dich in der Armuth aufgesucht.

Ich zweifle daran. Er wußte wohl, wer ich war. Er duldete unsern Vater in der Stadt, weil er Absichten auf mich hatte. Aber wozu weitere Ueberlegung? Ich sehe mit Verdruß, daß Du die Sache des Verraths und der Unehre führst. Die Ehren gelten beim Manne leicht mehr, als die Ehre.

Leider! sagte Robert; und Graf Eduard macht keine Ausnahme.

Wie so? Zweifelst Du an seiner Redlichkeit?

Ich nicht. Aber, wenn Du mich recht hörtest, so hättest Du selbst vielleicht schon die Wahrheit vermuthet.

Wenn Du Gründe hast, an dem Grafen zu zweifeln, so theile sie mir mit. Du weißt, daß es mir nicht an Kroft fehlt.

Nun, Eduard ist seit sechs Tagen frei.

Digitized by Google

Auf sein Ehrenwort, wahrscheinlich!

Und er wird sich mit der Prinzessin Blanca vermählen. Die ganze Stadt spricht von nichts Anderem.

Sie entfärbte sich. Ihr Bruder ließ sie niedersitzen.

VIII.

Der Volksball.

In der Hauptstadt war es alte Sitte, daß jeder König zur Feier seiner Thronbesteigung den Stadtgemeinde im Palast selbst einen Ball gab. Ein weiteres Herkommen, das die Könige immer geachtet hatten, wollte ferner, daß außer den Eingeladenen des Fürsten die Bürgerschaft fünf Ehrenpaare aus den verschiedensten Ständen, vom höchsten Adel bis zu den Handwerksgilden, durch Wahl bestimmte. Unter diesen fünf gewählten Paaren befanden immer zwei aus unverheiratheten Personen; die Männer mußten sich alsdann durch große, ehrenvolle Leistungen, die Mädchen durch Handlungen der Tugend und Mildthätigkeit ausgezeichnet haben. Die fünf Ehrenpaare hatten am Tag vor dem Fest unter sich einen Ballkönig und eine Königin zu wählen. Diese Herrschaft dauerte nur eine Nacht; manchmal indeß wurde sie dem königlichen Paar selbst übertragen und galt alsdann für eine sinnvolle Bezeigung der Anhänglichkeit des Volkes.

In der Woche, welche diesmal dem Feste voranging, beschäftigte sich die Stadt lebhaft mit dieser Angelegenheit; es war also gar so in ihrem Inneren keinen Armen, keinen Kranken, keinen Unzufriedenen. Der Fürst selbst hielt sich an die vorliegenden Arbeiten; daneben entwarf er selbst die Einladungsliste mit Interesse und strenger Auswahl. Er beschäftigte sich auch gern mit der Angelegenheit der Ehrenpaare, sah die offene Freude der Erwählten, und hing doch seiner Trauer nach, die ihn umfangen hielt, während er so vielen Anderen Veranlassung zur Freude bot. Warum, sagte er zu sich selbst, sind Gefühl und Neigung so bedeutslos! Die Zeit, sagt man, ist das einzige Mittel gegen diesen Druck; aber bei wie vielen Menschen reicht die Zeit nicht aus!

Er war noch in diese Betrachtung vertieft, als die Prinzessin Blanca bleich und verlegen zu ihm eintrat.

Alles ist verloren, sagte sie. Eugenie bleibt ihm treu, und ihre Probezeit geht heute zu Ende. Der Herzog Robert hat ihr die Eröffnung gemacht; aber er kommt eben zurück und berichtet mir, daß wenn der Graf ihr untreu wird, Eugenie sich von der Welt zurückzieht; sie will alsdann ihre Tage einsam beschließen.

Meine Liebe, sagte der Fürst: es ist hier nicht von mir die Rede. Ich bin ein Mann, ich muß mich bezwingen. Kann Eugenie sich mir nicht zuwenden; kann ich das Wesen nicht besitzen, dem ich meine Neigung hingegeben: so muß ich mir eine andere Richtung zu geben suchen. Das Feld ist weit und groß. Man sagt, daß bei einer guten Sinnesart ein innerer Schmerz die Thatkraft und das Streben befruchtet. Kann ich kein Glück gewinnen, so will ich Größe erwerben. Um Dich thut es mir leid.

Du hältst mich wohl für sehr schwach?

Nein. Aber die Kraft einer Frau zeigt sich nur in der Liebe, oder vielmehr in den Eigenschaften, die sie aus Liebe entwickelt. Jede andere Tugend, meine Freundin, ist unbankbar und fruchtlos.

Leider, seufzte Blanca, kann ich Dir nicht widersprechen. Warum aber mußt Du auch —

Du lästerst, liebe Schwester; Du willst mir mein Festbalten am Recht zum Vorwurf machen. Früher warst Du es, die mich zur Mäßigung ermahnte. Damals liebtest Du nicht. Eine Frau, so überlegen sie auch im Uebrigen sein mag, ist nur gemäßigt, wenn sie nicht liebt. Jetzt muß ich Dir Ermahnungen geben. Glaube mir, ich habe Alles wohl erwogen. Das Glück, liebe Blanca, ist nicht im Bereiche der menschlichen Gewalt. Gott hat uns Alles gegeben, Geist, Einsicht, Kraft und Vernunft; aber das Glück hat er sich vorbehalten, er gibt es nur Denjenigen, die er ausdrücklich bestimmt hat. Wollte Gott mir etwas davon geben, so würde er Eugenien etwas Liebe für mich einflößen. Aber das Glück ist nicht in der Liebe allein; sonst wären die Meisten beklagenswerth. Das größte Glück besteht in der richtigen Uebung der verliehenen Kraft. Was hilft es, wenn Andere mit mir zufrieden sind, ich selbst aber unzufrieden? Der Welt kann ich entsagen, aber nicht mir selbst. Nur ein Thor, ein Herzloser, ein Stumpfsinniger will das Glück der erfüllten Pflicht nicht kennen, weil er sich selbst nicht angehört, weil seine Seele seine Selbstheit besitzt, weil er nur ein Schatten ist, der seinen Körper sucht und nicht findet. Wir aber, Schwester, wir müssen vor Allem gerecht sein. Du theilest die Leiden meines Gefühls; theile nun auch das Glück, das ich in dem Aufschwung meiner inneren Kraft finde. Sei erklärte Regentin des Landes an meiner Seite. Die Liebe, sagt man, verwandelt sich früh oder spät in Freundschaft; — wir wollen uns gleich anfangs mit der Freundschaft beginnen. Wir werden dennoch glücklich sein!

Die Prinzessin, tief ergriffen, wollte ihn umarmen, als die Meldung kam, die Ehrenpaare hätten bereits ihren Ballkönig und seine Königin gewählt, nämlich den gerechten Fürsten und Eugenien; selbst auf den Straßen hörte man schon den Ruf: „König und Königin hoch!“

Möchte die Stimme des Volkes Gottes Stimme sein! rief Blanca.

Eugenie, obwohl in Trauer, konnte sich der Huldigung des Volkes nicht entziehen. Schon früher, wenn sie als einfaches Mädchen, als Tochter eines Handwerkers am Sonntag in der Kirche erschien, bewirkte ihr Erscheinen ein leises Murmeln des Beifalls; und seit man wußte, daß sie die Erbin des Hauses Altenburg war, ging die allgemeine Vorliebe für sie bis zur Begeisterung. Eugenie war nicht sehr groß; aber durch ihren schlanken Wuchs und die freie Haltung des Kopfes schien sie meist größer als andere Frauen. Sie hatte große Augen, deren tiefes, volles Ultramarinblau man nicht einmal mit dem Himmelblau verglich. Niemand begegnete diesem Blicke, ohne für sie ein Gefühl der Neigung, des Wohlwollens zu empfinden; und dieser Blick, so gerade und so eindringend, schien gleichsam von seiner Anziehungskraft Kenntniß zu haben, denn er zog alsbald den Schleier vor, um sich dann völlig zu senken. Ihre Augenwimpern waren so lang, daß, wenn sie den Blick aufschlug, sie die Brauen leicht zu berühren schienen. Obwohl ihre ganze Erscheinung von makelloser Schönheit war, sah man doch vorerst ihre Augen, und wer diese einmal gesehen hatte, glaubte sie immer zu sehen. Es gibt Frauenblicke, die uns nachgehen, die sich dem Gemüth einprägen und die in unserer Vorstellung niemals erlöschen.

Am Festabend war die ganze Stadt in Aufregung. Von allen Seiten kamen die Ehrenpaare, die Damen weißgekleidet, eine natürliche Rose im Haar. Selbst die Wagen, in denen sie anfuhren, waren bekränzt; Musik und Fackelträger fehlten nicht. Der Ehrenwagen war für Eugenie bestimmt. Da sie in Trauer war, so trug sie statt des rosenfarbenen Gürtels, der die anderen schmückte, eine Schärpe in Lila; ihr dichtes, dunkles, schlicht gelegtes Haar schmückte der Kranz von Waldveilchen, den der Ballkönig ihr dem Herkommen gemäß zugeschickt hatte. Die Säle des Palastes im Lichtglanz waren von Gästen überfüllt, und sobald Eugenie an der Thür erschien, wo der König sie erwartete, strömten alle Eingeladenen ihnen entgegen mit dem Ruf: „König und Königin hoch!“

Sobald Graf Eduard vernommen hatte, Eugenie sei zur Königin des Abends gewählt, fühlte er, wie eine wahre Verzweiflung ihn ergriff. Den ganzen Tag, der dem Festabend voranging, streifte er durch die Umgebung der Stadt wie ein Verirrter, indem er sich mit Vorwürfen überhäufte. Ich bin ihrer nicht werth, sagte er; ich habe sie und mich selbst im Stiche gelassen. Sie hat mich schon vergessen oder wird es noch. Sie muß mich verachten, sie ist für mich verloren! — Mehrmals war er auf dem Weg, sie in

Digitized by Google

ihrem Hôtel aufzusuchen, sie fußfällig um Verzeihung zu bitten, sie zu bitten, daß sie Bulla bei Hofe bleibe und sich mit ihm entferne — die acht Tage jedoch, für welche er durch sein Wort gebunden war, gingen erst Morgen zu Ende.

Als er in die Ballsäle eintrat, waren seine Züge verstört. Und wie er das Rufen des Volkes hörte, vor Allem, wie er Eugenien sah, die schöner als jemals, dem gerechten Fürsten den Arm reichte und wie eine wirkliche Königin ihm zur Seite auf und ab ging, fühlte er tausend Stiche im Herzen, als seien Furien der Reue in dasselbe eingezogen. Außer sich und voller Furcht, er möchte die Achtung vor dem König verletzen, eilte er nach dem anderen Ende des Saals; wie ein Verbrecher floh er durch die Reihen der Gäste, aus denen er fortwährend Ausrufe der Bewunderung für das königliche Ehrenpaar vernahm. Hier sah er Blanca, die, von einigen Damen begleitet, ihrem Bruder entgegen ging.

Prinzessin, rief Eduard in der höchsten Aufregung: ich bitte, retten Sie mich! Haben Sie Mitleid, ich bin ein Verlorener.

Sie nahm seinen Arm und sprach sanft: Graf Winnefeld, beruhigen Sie sich. Zeigen Sie sich männlich und stark! Vergessen Sie nicht, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme ist.

Eduard ging neben der Prinzessin, ohne ein Wort sprechen zu können. Wenige Augenblicke vergingen, und sie standen dem König und Eugenien gegenüber.

Obwohl man zu Eugenien von Eduards Untreue und von seiner beabsichtigten Verbindung mit Blanca gesprochen hatte, so hatte sie doch innerlich noch immer daran gezweifelt. Aber wie sie den Grafen sah, der die Prinzessin am Arm führte, wurde der Zweifel zur Gewißheit. War es Schmerz oder Unwille: sie wurde unruhig, sie wankte und erblaßte, bis der Fürst, der sie einer Ohnmacht nahe sah, sie stützte und, die Menge theilend, sie nach einer freigehaltenen Gallerie brachte.

Aber der Graf, als er den Eindruck bemerkte, den seine Anwesenheit im ersten Augenblick auf Eugenien gemacht, vergaß Alles, eilte von der Prinzessin weg und stürzte wie wahnsinnig nach der Gallerie, wo Eugenie, obwohl noch leichenblaß, sich doch von der Ohnmacht wieder erholt hatte; Robert, der Fürst und einige Damen bemühten sich um sie.

Eduard kam zu Worte. Verzeihen Sie, rief er, einem Unglücklichen, der sich selbst anklagt und der Verzeihung verdient! Ich liebe Sie mehr als jemals; ich habe keinen Augenblick aufgehört, Sie zu lieben. Wenn ich Ihnen acht Tage lang keine Nachrichten gab, so geschah dies, weil ich der Prinzessin versprochen hatte, diese Probe eintreten zu lassen; ich versprach es, weil ich Ihrer Treue, Ihrer Gesinnung sicher war. Man wagte an Ihnen und an mir zu zweifeln; ich wollte den Beweis führen, daß es nur eine Eugenie gibt und daß sie mit gehört, wie ich ihr, für alle Zeit. Gottlob, die Prüfung ist vorüber. Wir sind frei, ich habe des Königs Wort. Ich bin Dein, Eugenie, für immer!

Also, sprach Eugenie und erhob sich in der ganzen Würde ihrer schönen Gestalt: also, sprach sie langsam, gemessen, aber mit der Stimme zitternd, — da Sie, Graf Winnefeld, mich acht Tage lang verstießen, haben Sie nicht der Gewalt nachgegeben! Es war Ihnen möglich, mir solches Leiden zu ersparen, und Sie haben es mir nicht erspart, weil es Ihrem Stolze so schmeichelte! Sie haben Andere nicht nur an mir zweifeln lassen, sondern auch an sich!

Graf von Winnefeld, rief sie mit bewegtem Ton, Sie haben mich nie geliebt, Sie lieben mich nicht, Sie lieben nur sich selbst. Die wahre Liebe vergißt sich nun des geliebten Gegenstandes willen. Der wahre Edelmuth gibt sich hin für das Glück einer großen, starken und gerechten Seele.

Sie reichte dem Fürsten die Hand und fügte hinzu: Sire, diese Liebe und dieser Edelmuth werden mein sein!

„König und Königin hoch!" riefen von Neuem alle Gäste.

Denkwürdigkeiten von G. Eilers.

Ein vielgescholtener Schriftsteller, der seel. Franz Horn, sagt einmal ganz richtig, fast jeder Autor, welcher zu denken und zu empfinden im Stande sei, würde ein erträgliches oder selbst ein gutes Buch liefern können, wenn er sich entschlösse, sein eigenes Leben zu beschreiben. Wenn der Mensch dem Menschen das Interessanteste ist, so darf man behaupten, daß es überhaupt gar kein durchaus uninteressantes Leben gibt. Selbstbiographien sind darum immer anziehender als mittelmäßige Romane, insofern sie uns nur ein Stück wirklichen Lebens darbieten. — Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns ein soeben erschienenes Buch, worin der ehemalige preußische Geheime Regierungsrath Dr. Gerd Eilers in Halle die Denkwürdigkeiten seines Lebens veröffentlicht (Meine Wanderung durchs Leben, ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1r Thl. Leipzig, Brockhaus). Freilich hatte aber dieser Mann eine ganz besondere Mahnung, seine Erinnerungen aufzuzeichnen. Wenn er auch nicht eben ein bewegtes Dasein führte, so ist er doch auf seiner Bahn mit bedeutenden und einflußreichen Menschen gewandelt und von den geistigen Kämpfen und Entwickelungen nahe berührt worden.

An dem Küstenstrich zwischen dem Ausflusse der Weser und dem Ausflusse der Ems, im oldenburgischen Ammerlande, hat Eilers seine Heimath, in einer Gegend, von der man mit dem Dichter sagen kann, daß sie

> immerdar in ihrer Fluren Mitte
> den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
> der edlen Freiheit längsten Sproß gnährt.

Ein friesischer Bauernsohn, geboren im letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts, erhielt er von seinem ehrenfesten Vater Johann Dietrich und seiner braven bibelfesten Mutter „ohne Kunsterziehung die beste Erziehung". Sein Universitätsleben fiel in eine denkwürdige Zeit. Zu Heidelberg studirte Eilers in den wissenschaftlich belebten und zugleich politisch aufgeregten Jahren 1810, 1811 und 1812. Damals kämpften Paulus und der alte Voß für die Errungenschaften der Aufklärung; Daub und Creuzer führten unter den Einfluß der Schelling'schen Philosophie die philosophisch-ideale Auffassung des Christenthums und der alten Welt in den Ideenkreis der studirenden Jugend ein. Der mildfromme Neander, welcher im Jahr 1811 den theologischen Lehrstuhl zuerst besitzt, rief die Vergangenheit des christlichen Glaubens wieder herauf und stellte die Kirchengeschichte dar, „als einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als eine durch die Jahrhunderte hindurchtönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für Alle, welche hören wollen" *). Auch die Hegel'sche Philosophie sing damals an vorzuspuken. — In Göttingen hörte Eilers Heeren und den Kirchenhistoriker Pland. Darauf verbrachte er als Hauslehrer vier Jahre, von 1813 bis 1817, in Frankfurt. Hier erschloß sich ihm eine neue und reiche Welt. In den Schooß einer angesehenen Familie aufgenommen, lernte er nicht allein die höheren Kaufmannskreise und die Frankfurter Gelehrten kennen; er kam auch in persönliche Berührung mit den Trägern des politischen Lebens, welche in jenen bewegten Tagen in Frankfurt verkehrten. In diesen hervorragenden Männern gewann der Minister von Stein und der Bremer Bürgermeister Smidt. Durch Letzteren wurde Eilers später nach Bremen gezogen, als Lehrer an der dort errichteten neuen Hauptschule. Jedoch verweilte er nur bis gegen Ende des Jahres 1818 in der guten Stadt und folgte einem Rufe in preußische Staatsdienste, trog der bedenklichen Mahnung des Bremer Arztes und Naturforschers Albers, den Boden der Freiheit nicht zu verlassen und nicht in ein Land zu ziehen,

*) Neander's eigene Worte. — Eilers kam mit Neander in lebenslange persönliche Verbindung; er weiht seinem Gedächtniß einige Blätter voll der wärmsten Verehrung. Vergl. S. 107 — 110.

Digitized by Google

„wo Absolutismus die Peitsche schwingt und Schmalhans Küchenmeister ist.“ Eilers übernahm die Leitung des Gymnasiums in Kreuznach, welches er erst zu gründen hatte. Seitdem widmete er dem Schulwesen und der kirchlichen Verwaltung in der Rheinprovinz zwanzig Jahre hindurch seine Thätigkeit, erst als Gymnasialdirektor, dann als Regierungs- und Provinzial-Schulrath und als Mitglied des Rheinischen Provinzial-Konsistoriums. Endlich wurde er 1840 in das Eichhorn'sche Ministerium berufen. So sah er sich denn auf einen Platz gestellt, von welchem aus er „in die Centralpunkte der Regierung und Verwaltung des Staates hineinblicken konnte, durch dessen Macht und Weisheit das Schicksal der deutschen Nation zum größten Theil bedingt ist.“

Daß Eilers die bekannten Anschauungen Eichhorns theilt, versteht sich von selbst. Er nennt diesen vormärzlichen Minister den „erfahrungsreichsten Staatsmann Preußens“ und erklärt, all sein Thun und Denken der Durchführung des Eichhorn'schen Systems bis zu dem Augenblick geopfert zu haben, wo die Märzerhebung dem Ministerium ein Ende machte. Er berichtet, wie es ihn erzürnte, als alte Freunde bei seiner Versetzung nach Berlin der Meinung waren, er habe sich nun in den Dienst absolutistischer und pietistisch-dunkelsüchtiger Tendenzen begeben. In einem spätern Theil (das Buch ist auf drei Theile berechnet) will er noch zeigen, daß Eichhorn von Absolutismus, Pietismus oder gar Obskurantismus weit entfernt gewesen sei (!); auch gedenkt er darzuthun, welche Tendenzen König Friedrich Wilhelm IV. in Wahrheit verfolgte. Wir wollen ihm gern zugestehen, daß diese Eröffnungen ihr eigenthümliches Interesse haben mögen; jedoch dürfte der vorliegende erste Theil, welcher seine Lebensgeschichte bis zu seiner Berufung in die Rheinprovinz behandelt, der anziehendste bleiben.

Am lebhaftesten haben uns die Mittheilungen angesprochen, welche der Verfasser über seinen Landsmann, den alten Schlosser gibt. Eilers war nicht lange in das Gymnasium zu Jever eingetreten, als Schlosser im Jahr 1808 als Conrektor an diese Schule berufen wurde. Bekanntlich ist der verehrte Mann in Jever geboren und verdankt seine erste Bildung dem dortigen Gymnasium. Er war, da jener Ruf an ihn erging, schon mit der Schrift „Ahlard und Dulcin, Leben und Meinungen eines Schwärmers und eines Philosophen“ (Gotha 1807) hervorgetreten, und lebte seit acht Jahren in Frankfurt als Erzieher im Hause des reichen Kaufmanns Georg Meyer in der Tänzesgasse. Der Professor Pland in Göttingen hatte die Jeveraner auf den jungen Mann aufmerksam gemacht. Man war in gespannter Erwartung, und die Schüler erzählten sich die rühmlichen und nachahmungswerthen sollen Streiche, die der künftige Lehrer als Primaner verübt hatte. Schlosser kam und — täuschte die Erwartungen Aller. Dem Jever'schen Leben war er ganz entfremdet, der geselligе Ton in dem Städtchen erschien ihm, der Dessen kannte, platt, ja gemein; daß stand er vereinzelt, „wie ein Tropfen Oel in einem Glase Wassers“. In der Schule trat er mit reformatorischem Eifer, in durchgreifender Weise auf. Wäre er nicht Jeveraner, etwa ein Oldenburger gewesen, seine guten Landsleute hätten ihn nicht sechs Wochen geduldet. So aber war er Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein; sie duldeten ihn, ja sie wurden stutzig und sahen bald ein, daß ein höherer Geist in ihm walte. „Nach meinem dummen Verstande,“ sagte einmal ein Jeverscher Pastor, „ist zwar sein Wesen antisokratisch, aber seine Lehre friesisch-frei“.

Schlosser hatte in Jever keine Seele, der er sich mittheilen konnte. Er wählte unseren Eilers, den achtzehnjährigen Jüngling, zu seinem Vertrauten; bei ihm suchte er Empfänglichkeit und Verständniß. Eilers bemerkt aber selbst, daß er den Geistesflügen seines hochsinnigen Lehrers nicht folgen konnte. Die Richtung von Schlossers wissenschaftlichen Bestrebungen war damals noch unentschieden. Oft und viel sprach er von spekulativer Philosophie und von der Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung der Theologie. Es war in derselben Zeit, wo er die Einleitung zu seiner Schrift über die Reformatoren Theodor de Beza und Peter Martyr Vermili (Heidelberg 1809) schrieb. Dabei nahm er sich aber auch der Ausbildung seines jungen Freundes mit einer Aufopferung an, deren nur ganz edle Menschen fähig sind. „Was Andere für vieles Geld nicht hätten haben können, das hatte ich umsonst“.

Mit warmem Antheil sprach Schlosser von seinem Frankfurter Freunde, dem frommen Johann Friedrich von Meyer. Im Gegensatz zu dem Jever'schen Leben erschien ihm in seiner Erinnerung das Leben in der Mainstadt fast als ein paradiesisches, wie er es denn auch nicht lange in Jever aushielt. Er erleichterte seine Brust durch Erzählen. Namentlich aber war es ein junges Mädchen, deren Erziehung und Bildung er sich bis zu seiner Uebersiedelung nach Jever gewidmet hatte, nach dem sein Herz sich sehnte. Mit so reizenden Farben schilderte er dem jungen Eilers ihre Schönheit und ihre Seelenanmuth, daß dieser sie sich als ein überirdisches Wesen, als einen gestaltgelten Engel vom Himmel dachte. Und noch heute soll dem idealen und jugendlichwarmen Greise diese Freundin eine Art von Beatrice sein. — Das Schicksal fügte es, daß Eilers später mit der Freundin seines Lehrers — der jungen Frau Schmidt — in die innigsten Beziehungen kam. Durch Schlosser selbst, der im Herbst 1809 nach Frankfurt zurückgegangen war, lernte er sie kennen, nach seinen Universitätsjahren lebte er als Erzieher ihrer Kinder in ihrem Hause, endlich erhielt er sogar die Hand ihrer Tochter. Alles was Eilers von dieser Frankfurterin erzählt, vereinigt sich zu einem wohlthuenden Bilde edler Weiblichkeit. Sie stellt sich uns in dieser Schilderung als eine jener schönen Seelen dar, die schon durch ihre Nähe begläden, und wir finden es sehr begreiflich, daß ein solches Wesen auch dem ernsten Priester der Geschichte, dem begeisterten Erklärer des Dante so viel sein konnte. Glücklich der, welchem solche schöne weibliche Naturen, von denen gleichsam ein ätherischer Lebenshauch ausgeht, im Leben sich offenbaren! — Wer an Schlossers Persönlichkeit Antheil nimmt, dem werden diese Mittheilungen über seine liebenswürdige Freundin gewiß eine besondere Freude gewähren.

Eine solche Frau hatte der gute Gerd Eilers noch nie gesehen, in so reine, seelenvolle Augen niemals geblickt. „Es war, berichtet er, nicht sowohl ihre körperliche Schönheit, als der Ausdruck des Seelenlebens auf ihrem Gesichte, was einen so gewaltigen Eindruck auf mich machte. Denselben, oder doch einen ähnlichen Eindruck machte sie auf Alle, die in ihre Nähe kamen, auf Greise nicht minder als auf junge Männer. Der Minister von Stein, der sie freilich wohl auch mit harten Reden erschreckte, suchte nicht selten bei ihr Besänftigung seiner stürmischen Empfindungen. Als sie, um ein Beispiel von den Ministers Art mit ihr zu reden anzuführen, einmal mit ihm aus der Sachsenhäuser Kirche ging und sagte: Das war eine schöne Predigt! fuhr er sie an: „Schöne Predigt? schöner Roman! so sagt man nicht; es war eine christliche, eine erbauliche Predigt.“ Bürgermeister Smidt von Bremen, einer der klügsten Diplomaten und Menschenkenner, war von Hochachtung gegen sie erfüllt; selbst einer der klügsten diplomatischen Männer, die mir in meinem leben begegnet sind, schrieb mir im Jahr 1816 von Berlin: „Frau Schmidt gehört zu den seltensten, ausgezeichnetsten Frauen, welche mit auf meiner Lebensreise vorgekommen sind. Das ganze Geschlecht spiegelt sich in seiner Zartheit und wahren Weiblichkeit in dieser Frau.“ Mit Schlosser stand sie in der innigsten Freundschaft, die bis an ihren Tod gedauert hat, und nichts hat wohl Schlosser's Herz so tief ergriffen, als die zeitliche Trennung von dieser Freundin. Man findet in der Regel, daß junge Frauen, die eine gewisse zauberische Anziehungskraft gegen Männer üben und deren vorzügliche Aufmerksamkeit erregen, von anderen jungen oder noch nicht merklich angejahrten Frauen gehaßt werden. Solchem Hasse war Frau Schmidt so wenig ausgesetzt, daß vielmehr alle ihre jüngern und ältern Freundinnen ihre weiblichen Vorzüge gern anerkannten und sie in treuester Liebe verehrten. Auch die Prinzessin Wilhelm von

Digitized by Google

Preußen, die sich ihr in Ems genähert hatte, schätzte sie wie eine Freundin und besuchte sie von Homburg aus auf ihrem schönen Landsitze in Bonames. Ich besitze noch eine vertrauliche Mittheilung, die von diesem Verhältniß Zeugniß gibt. Ohne Schwächen war sie natürlich nicht, namentlich hatte sie ihrem Mann gegenüber eine zu große Hingebung und Duldsamkeit. Sie verzieh ihm Alles und entschuldigte Alles. Mit der Erziehung ihrer Kinder meinte sie es sehr ernstlich und wollte lauter Normalmenschen aus ihnen machen; aber ihre Mutterliebe verblendete ihr oft die Augen; besonders schwach war sie gegen ihren jüngsten Sohn und gegen meine Frau. Mit ihrer Duldsamkeit verband sich in ihrem Gemüth etwas, was wir Trauerlust nannten. Zu einem Entschlusse, den Uebeln, die sie drückten zu widerstehen, konnte sie es nie bringen. Schlosser, mit dem sie auch wissenschaftlichen Verkehr hatte, bewies ihr seine Liebe auch dadurch, daß er ihre Schwächen unumwunden aussprach und so eine Art von Seelsorge über sie ausübte. Ihre feine gesellige Bildung wurde fast noch übertroffen von ihrer wissenschaftlichen. Sie sprach mit Geläufigkeit Englisch und Französisch und war mit den besseren belletristischen Schriften beider Völker bekannt. Den Dante las Schlosser mit ihr und zweien ihrer Freundinnen. In der deutschen Literatur ihres Geschlechtskreises war sie ganz heimisch, vorzüglich aber mit Goethe, den sie ganz verstand, vertraut. Bei den Schilderungen des feinern und tiefern Gemüths- und Seelenlebens in den Goethe'schen Dichtungen verweilte sie am liebsten und zog sich mitunter Schlosser's Spott zu, wenn sie einzelne Verse z. B. „Zierlich Denken und süß Erinnern, ist das Leben im tiefsten Innern" mit Wohlgefallen hervorhob."

„Die Schmidt'sche Familie wechselte dreimal des Jahres ihren Aufenthalt. Die Wintermonate vom October bis zum April wohnte sie in der Stadt, von den übrigen sechs Monaten verlebte sie vier in dem großen schönen Gartenhause am linken Mainufer, welches jetzt der Schwiegerjohn der Familie, Schöff Souchay, besitzt, zwei, die Monate Juli und August, in Bonames, dem Bona mansio der Römer." Dies waren die Wonnemonate der Frau Schmidt und der ganzen Familie. Sie hatte das nicht unbeträchtliche Landgut von ihrem Vater, dessen Liebling und größtes Kleinod sie gewesen, geerbt, den schönen ursprünglich ländlich-einfachen Park, der sich an der rechten Seite der Nidda hinzieht und mit der Wiesenfläche an der linken Seite ein Ganzes bildet, entstehen sehen, hatte hier die Sommertage ihrer Jugend verlebt, hier mit ihren Freundinnen gespielt, die sie jetzt als Mütter mit ihren Kindern besuchten, welche dieselben Spiele wiederholten und mit demselben Appetit die Dampfnudeln verzehrten, wie sie und ihre Freundinnen als Kinder gethan. Von hier wurden, mit den Freunden und Freundinnen und der gesammten Kinderschar des Sonntags die genußreichen Ausflüge nach Homburg, nach dem Feldberge, nach Kronberg, nach Oberursel und nach andern reizenden Punkten des Taunus gemacht. Bei solchen Gelegenheiten entfaltete sich die ganze liebenswürdigkeit dieser seltenen Frau. Keine Unzufriedenheit, keine Verstimmung konnte aufkommen, und so groß war die Herrschaft, welche sie durch eben diese Liebenswürdigkeit über die Gemüther ausübte, daß selbst die Wolken eines verdrießlichen Monatsabschlusses oder eines erlittenen Verlustes weichen mußten. Zu den Freunden, welche sie in Bonames besuchten, und deren Besuch ihr am meisten Freude machte, gehörte aber vor Allen Schlosser."

Unter den trefflichen und seltenen Menschen, welche damals in Frankfurt lebten, ragt noch die ernste Gestalt des obenerwähnten Johann Friedrich von Meyer hervor, des in frommen Kreisen hochangesehenen Bibelübersetzers und Verfassers der „Blätter für höhere Wahrheit". Auch ihn lernte unser Eilers durch Schlosser, welcher seines Bruders Kinder erzogen hatte, näher kennen. Ueberhaupt enthält dieser erste Theil der Eilers'schen Lebensgeschichte vieles Charakteristische über Frankfurter Persönlichkeiten und Zustände. A.

Neue Bücher.

Die Römische Geschichte von Theodor Mommsen (Berlin 1856) ist ein ganz nach modernen Begriffen und Vorstellungen geschriebenes Werk, aus dem sich ein alter Römer über uns und unsere Zeit allerlei Gedanken machen würde. Ist also echte Geschichte nicht darin zu suchen, so wird ihrem Verfasser doch weder gelehrte Kenntniß seines Gegenstandes, noch ein lebhaftes Darstellungstalent abgesprochen werden können. Der geräte Fehler ist eben eine verzeihliche Einseitigkeit, die er nicht sich selbst, sondern seiner Zeit verdankt, und die ihm nicht erlaubt hat sich in den Geist eines fernen Zeitalters und in ganz andere Verhältnisse als die unseren zu versetzen. Er hat nicht wie Niebuhr in Rom gelebt (versteht sich: im Geiste; sonst waren sowohl Mommsen als Niebuhr in Rom). Aber wie sehr auch sein überall hervortretendes Raisonnement über römische Geschichte sammt den Anschauungen, auf denen es beruht, die Erzählung durchdringt, so würde jenes sich dennoch aus dieser ohne große Mühe widerlegen lassen; ein Beweis, wie sehr Hrn. Mommsen der Widerspruch zwischen Beiden verborgen geblieben.

Wird hiermit kein Lob ausgesprochen, so müssen wir leider einen stärkeren Tadel hinzufügen. Derselbe geht auf den übermüthigen Ton, der zwar die neuere deutsche Geschichtschreibung in dieser römischen Geschichte nicht zum ersten Mal vernuzieret, aber außer etwa bei Geroinus doch noch nie so weit getrieben sein möchte. Derselbe hängt allerdings mit dem modernen Doctrinarismus zusammen, der die Bedeutung und Macht gegebener Verhältnisse verkennt und auch bei seinen Anforderungen an Andere nicht in Anschlag bringt; bei Hrn. Mommsen wird derselbe auch nicht einmal durch persönliche Eigenschaften gemildert.

Mit solchem Ton ist denn natürlich eine Sprache und Schreibweise verbunden, wie sie gegen den guten Geschmack oder den geschichtlichen Stil nicht schwerer verstoßen könnten. Ganz wie Mommsen würde, wenn es wie Dieser die Kenntniß dazu gehabt, das junge Deutschland römische Geschichte geschrieben und seinem sicherlich auch nicht in der Rechtheit nachgestandenen haben, womit er die Lücken der auf uns gekommenen Quellen nach seiner Willkür und doctrinären Voraussetzung ausfüllt, das Dunkle als klar, das Problematische als ausgemeidlichst darstellt.

Auch die Art, wie er vorzügliche Männer vergöttert oder herunterreißt, ist jungdeutsch. Gleichwie Heine und seine Affen Napoleon in den Himmel erhoben und sich dafür am Wellington und Blücher oder sonst bedeutenden Zeitgenossen erhelten, so müssen Cicero und andere hervorragende Römer bei Hrn. Mommsen für die Größe Cäsars büßen. War Cicero der Lump und Tropf — diese Ausdrücke würde nämlich Hr. Mommsen gar nicht gescheut haben, wenn sie ihm gleich vielen ähnlichen nur zufällig in die Feder gekommen wären — war, sage ich, Cicero der Lump und Tropf, wozu Jener ihn macht, so müßte das Gymnasium denselben so eher je lieber den Augen und Händen seiner Schüler entziehen. Ich brauche nicht zu bemerken, daß ich anders von Cicero denke, ich weiß, daß man zwar etwas mehr oder minder Bestrittenes, aber nichts Neues sagt, wenn man ihn für einen patriotischen und nichts weniger als charakterlosen Römer seiner Zeit, für einen achtungswerthen Menschen und einen ausgezeichneten Schriftsteller und Staatsmann erklärt. Ein Gott wie Cäsar für das heidnische sinkende Rom und für Mommsen war er freilich nicht. A. B—n.

Die vier Jahreszeiten von E. A. Roßmäßler, Gotha, Scheurle, 1856. Volksausgabe. — Dieses Werk ist ein Versuch, in populärer Darstellung den Laien botanisches Wissen beizubringen. Um das Trockene der wissenschaftlichen, systematischen Botanik zu beseitigen, wird dem Ganzen ein ästhetisches Gewand verliehen. Der Leser macht eine Excursion durch die vier Jahrezeiten, auf welcher er die lieblichen Kinder derselben nach ihren hervorragendsten Eigenschaf-

Digitized by Google

ten kennen lernt. Das Werk scheint nach seiner Einleitung eine feste Tendenz verfolgen zu wollen, es sucht nachzuweisen, daß der Mensch unter allen Umständen das Resultat der ihn umgebenden Natur sei. Daher, sagt der Verfasser in dem Abschnitt „Wechsel der Jahreszeiten", gestalte sich, was wir Volkscharakter nennen, genau nach der Gesammtsumme der Eigenthümlichkeiten jeden Klimas. Besonders aber trage der Wechsel der Jahreszeiten bei zur Ausprägung dieses Volkscharakters, von dem weiterhin dessen politisches, sociales und artistisch-literarisches Verhalten abhänge. Wie verschieden der Wechsel der Jahreszeiten einwirke, weist der Verfasser nach aus eigenen Eindrücken, die er von einem spanischen Frühling empfangen. Mit sprechenden Farben malt er dessen Bild, das uns den Contrast der fruchtbeladenen Orangenbäume zu deutschen Ulmen und Pappeln zeigt, die noch ebenso laublos dastanden, als der Verfasser sie in Deutschland verlassen hatte. Dann das saftige Grün der Johannisbrodbäume, riesige Opuntiabüsche, die schönen Blätter der Agaven, neben Eis. Es geht aus diesen Ausführungen wirklich klar hervor, daß der Südeuropäer einen Lenz, wie er in unserm Norden auftritt, nicht kennt. Denn ihm fehlt der drastische Wechsel, der, wie Roßmäßler sagt, den Frühling aus den Banden des Winters befreiend im leuchtenden Blüthen- und Blätterschmuck plötzlich, wie die rothwangige Dirne im Brautschmuck aus dem schlichten Kämmerlein hervortreten läßt. Wenn aber behauptet wird, daß der südliche Dichter dem Lenz keine Lieder singen könne, da es bei ihm keinen Lenz gebe, so kann dies doch nur auf unsre Maiblättersänger und Juniusslieder bezogen werden. Haben ja doch die Tasso, die Camoens ihre blühenden Frühlingsbilder nicht einem nordischen Lenz entlehnt und noch weniger Horaz in seinem Solvitur acris hiems oder in dem Diffugere nives. Daß der Südländer durch den Frühling eine erfrischte Anregung des Geistes- und Gemüthslebens, erneute Spannkraft und Thätigkeit empfängt, darf ebenso wenig geleugnet, als behauptet werden, daß jener nordische, aus contrastischem Wechsel hervorgehende Frühling und in geistiger Hinsicht zu Deutschen mit allen Vorzügen und Mängeln mache. Was darum von den Tendenzen des vorliegenden Buches geräumt wird, daß sie diesmal nicht das geistige Triebwerk von der Materie aus construiren, scheint auf günstigem Vorurtheil für das sonst Vortreffliche desselben zu beruhen. Gewagt erscheint ferner der Satz: „Die schöpferische Geistesthätigkeit des Deutschen, gegenüber der literarischen Armuth des Südeuropäers hat ohne Zweifel ihren wesentlichen Grund in der Verschiedenheit ihres Jahreswechsels. Der bittere deutsche Winter sagt den deutschen Gelehrten in das Zimmer, um hier das zu verarbeiten, was in ihm der zeugende Lenz und Sommer niedergelegt haben. Er bannt in den langen Abenden zusammen, was lange Zeit nach allen Richtungen auseinander gelaufen war, und Jeder holt aus seinem innersten Schrein die geistigen Samenkörner hervor, die er gesammelt hat. Der Geist wird im langen Winter in andere Bahnen gewiesen, als sie vorher waren; und wer weiß es nicht, daß Abwechslung der beste Regen für das Feld des fruchtbaren Schaffens sei, wenn anders dieses Feld kein unfruchtbares ist." So lange der Geist in seinem Wesen und Sein noch Problem ist, werden wir auch die Rückwirkungen der klimatischen und der Witterungsverhältnisse auf denselben nicht in dieser Weise feststellen können. Aber am wenigsten wird die Verschiedenheit des Jahreszeitenwechsels als ausschließlich bedingend anzunehmen sein, wenn wir die Geschichte reden lassen, die uns die Alexandrinischen Gelehrten und später die Galilei und maurischen Gelehrten keineswegs außerhalb des Studirzimmers erscheinen läßt; von den Racenkreuzungen und andern anthropologischen Verhältnissen, die doch gewiß ebenso bedingend sind, gar nicht zu reden.

Es ist noch übrig, die Art zu würdigen, in welcher der Wissenschaft der Botanik die ästhetische Seite abgewonnen wird. Die Flora eines Himmelsstriches, in Verbindung gebracht mit dem Gehen und Kommen der Jahreszeiten, bietet einen reizend poetischen Stoff, der von jeher von Dichtern gern erfaßt und in gebundener Rede behandelt wurde. So wußte Virgil in seinen Georgica dieses Kapitel auf's Treffendste zu verarbeiten, und Thomson's Jahrezeiten sind poetisch botanische Excursionen durch die blumengeschmückten Fluren. Unser Verfasser schreibt als Naturforscher in freier Rede und stellt sich die Aufgabe, Poesie und Physiologie der Pflanzen, dichterischen Schwung und sichtende Systematik plastisch zu vereinigen. Es ist nicht zu leugnen, daß einzelne Partien in wahrhaft blühender Sprache und in der farbenreichen Darstellung ausgeführt sind. Ob aber nicht bei dem Laien, für den das Ganze berechnet und bestimmt ist, über dem Poetischen das Didactische sehr oft verloren geht, ob Jener nicht oft in die Lage kommt, zwischen zwei Polen, der Gelehrsamkeit und Dichtkunst, hin und her zu schwanken, möchte zu erwägen sein. Nimmt sich der Laie aus dieser dichterischen Prosa seine wissenschaftlichen Kenntnisse in Physiologie der Pflanzen- und Systemenkunde, so wird es stets nur oberflächliches Halbwissen sein, das ihm nie ein klares Einsehen in den Haushalt der Natur oder ein richtiges Urtheil in naturwissenschaftlichen Gegenständen verleihen kann. Herrscht aber bei ihm das Gemüth und Gefühl vor, so wird ihn nie das Sichten und gelehrte Scheiden ansprechen und fesseln. Zwar wird es eben hutzuage als ein erfreuliches Ereigniß begrüßt, daß die Naturwissenschaften anfangen ästhetisch zu werden und sich des Gebietes der Poesie zu bemächtigen. Bernardin de St. Pierre, Botaniker von Fach, schrieb jenes reizende Naturgemälde. Aber Dieser gab in seinem „Paul und Virginie" seine Systemenkunde, und sein botanisches Detail gewöhnte nur die ansprechende Einfassung höherer Darstellungen. Ereentrische Nachfolger Bernardin's verwarfen alle gebundene Rede und wiesen einer poetischen Prosa die Zukunft an. Die Richtung und das Streben der Naturwissenschaften und ihr Verhältniß zur Poesie überhaupt liegt hierin angedeutet.

E. Glaser.

Der Rhein von Mainz bis Köln, von Nikolaus Hocker. — Wir breiten uns, bevor die Reisezeit völlig zu Ende geht, dies schöne Werkchen allen Besuchern des Rheins angelegentlich zu empfehlen. Hocker kennt seinen Gegenstand vortrefflich und hat durch frühere Arbeiten bewiesen, daß er in der Geschichte und Sagenkunde ganz auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Die Darstellung in diesem Rheinbuch ist frisch und anziehend, dabei nicht zu subjectiv gehalten, sondern mit belehrenden Einzelheiten aus Kunst, Natur und Leben sehr geschickt und anmuthig durchflochten. Hockers Sachkenntniß ist zu solid, als daß er sich in den herkömmlichen Dunstkreis der unächten Rheinromantik verlöre; er sucht nicht einmal dem Leser die Bemerkung vorzuenthalten, daß der volksthümliche Anhaltspunkt für die kurlesiage äußerst schwach und daß sie in ihrer jetzigen Gestalt von Clemens Brentano und Nikolaus Vogt erfunden ist. Die vorliegende Schrift, die nur 10 Silbergroschen kostet, bietet auf dem Dampfboote eine treffliche Ergänzung zu Bädeker. Sie gehört zu der Serie, welche die Brockhaus'sche Firma unter dem Titel: „Reisebibliothek" herausgibt; die einzelnen Bändchen derselben sind von sehr verschiedenem Werth und wir werden sie wo möglich getrennt besprechen. So hat sich Referent, auf das übereinstimmende Lob der Beurtheiler hin, kürzlich „die Thüringer Eisenbahn" von A. Bod, zu demselben Sammelwerk gehörig, angeschafft, aber sich sehr getäuscht gefunden. A. Bod bewegt sich viel unsicherer als Hocker und gibt mitunter Unrichtiges; nach ihm hat Goethe seinen Götz „als munterer Student" geschrieben, und das Wartburgfest verlegt er in das Jahr 1816, was selbst für einen Druckfehler zu arg ist.

Moderne Walpurgisnacht. Romantisches Charivari. (Berlin, Louis Hirsch.) — Eine etwas formlose Satyre, deren anonymer Verfasser, wie er am Schlusse andeutet, damit zum erstenmal in die Oeffentlichkeit tritt. Besondere poetische Begabung offenbart sich darin nun allerdings nicht, trotz der leichten, gewandten Versifikation; aber

Digitized by Google

ein lebhafter, gesunder Geist, der nach allen Seiten hin seine Schläge austheilt. Die Zukunftsmusik und ihr Apostel, die Kreuzzeitungspartei, Leo, Gerlach und Stahl, der Münchener Dichter- und Gelehrten-Club, die krankhaften Richtungen der Frauen, die Blaustrümpfe, die Pustlig, Renwig, Scheerenberg, die minutiösen Goethe- und Schiller-Erklärer, welche „die Waschbächer der Frau Rath durchstöbern", und noch andere werden mit mehr oder weniger gelungenem Humor verspottet. Einige Einfälle, z. B. der Zwiegesang von Prudwig und Pruntlig oder das Lied Ida's, die nie den „Rechten" fand, und nun in der Walpurgisnacht die unruhigen Teufelchen warten muß und, um sie in Schlaf zu bringen, sich selber vorliest, sind sehr ergötzlich. Aus letzterem theilen wir zur Probe die erste Strophe mit:

Die papyeluen, die caschen,
Die Teufelchen zu haschen,
Wie wird es mir so schwer.
Zu hüten sie vor'm Naschen,
Die Gschlicher zu waschen,
Wie ekelt's mich so sehr!

L. F.

Vaucluse.

Graugelber Fels, von wen'gem Grün umschlungen, —
Senkrechte Wand, das enge Thal verschließend —
Ein Feigenbusch, dem kahlen Spalt entsprießend —
Stillstirer Quell, des Bergesgrund entrinnend:

Das ist der Ort, wo einst Petrark gesungen,
Der Einsamkeiten stilles Glück genossen
Und alle Lieb' in jungen Liedern büßend;
O Thal von Vaucluse — o Erinnerungen!

Ein halb Jahrtausend ist thalab gerauschet
Seit hier die Nymphen Laura's Freund belauschet,
Stumm ruht die schatt'ge Wildniß und verschwiegen.
Doch ewig strömt, wie hier Petrarks's Quelle
Der Dichtung Born in hergebrachter Welle;
Was aus der Tiefe kommt, kann nie versiegen!

S.

Feuilleton.

— Die Marianne. Dieser merkwürdige, man darf wohl sagen furchtbare Name taucht seit einigen Wochen mit größerer Intensität als bisher in den Zeitungen auf. Maria und Anna, die heiligen Frauen, genossen von jeher in Südfrankreich einer ganz besonderen volksthümlichen Verehrung. Bei Prozessionen wurden ihre Wachsbilder vorangetragen; zuweilen auch wurden sie durch festlich gekleidete Mädchen vorgestellt. Im Jahr 1793 hat man dafür neue Allegorien im Festzug einherschreiten: die Vernunft und die Freiheit erschienen in der Gestalt von schönen, in antiker Weise drapirten Frauenzimmern. Aufgeregte Volksscharen im Süden stimmten damals in ihrer tonreichen Mundart den Gesang an: „Vhaven la Marianno!" d. h. nun haben wir endlich die wirkliche Maria und Anna. Nach der Schreckenszeit erhielt sich das Wort, aber es wurde zu einer symbolischen Gebetsformel, das halb im Spaßhaften, halb mit dem Unterton bestimmter Hoffnung die Volksverschaft bezeichnete. Als nach der Februar-Revolution die sozialistischen Parteien die Rothwendigkeit einsahen, mit Beseitigung ihrer Unterschiede sich der sogenannten blauen Republik entgegenzustellen, vereinigten sie sich anfangs unter Leroux-Rollin in dem vielverzweigten Bund Solidarité. Aber von Süden aus wurde bald der noch immer lebendige Name Marianne an die Stelle gesetzt, und bald war er der herrschende. Französische Flüchtlinge in England behaupten, die Marianne habe im Jahr 1851 eine Million Mitglieder gehabt; von diesen ging in den südlichen Departements die Erhebung gegen den Staatsstreich aus. Durch den blutigen Kampf, später durch die Transportationen verloren sie ihre Leiter; doch wählt Marianne noch immer mit ungeminrem Erfolg. Sie wirft nicht für irgend einen Mann; sie erkennt kein gesetzliches Oberhaupt an; sie will künftig überhaupt keine Regierenden, sondern nur Beamte des Volks (serres de la nation) dulden. Ihr leitender Ausschuß besteht aus wenigen, wie es heißt, nur aus drei Mitgliedern; der Bund aber umfaßt bereits wieder über 60,000 Personen, und die Gesellschaften La Militante und andere scheinen nur feine Zweigvereine zu sein. Die Marianne besitzt die Eigenschaften, durch welche von jeher Verbindungen mächtig wurden: einen bestimmten Zweck, Muth, Gehorsam und Verschwiegenheit.

— In Gent wie in fast allen belgischen Städten feiert man jedes Jahr ein öffentliches Fest, das beinahe wie eine Staatsangelegenheit behandelt wird. Aus dem ganzen Lande strömen Massen Volkes zusammen; die Eisenbahnen legen für solche Tage ihre Preise herab; die Zünfte halten prachtvolle Aufzüge mit Aufbietung aller Mittel; es gibt Bälle, Scheibenschießen, poetische Wettkämpfe, theatralische Darstellungen unter freiem Himmel, kurz Alles was Jung und Alt erfreuen mag. In Gent ist es seit Jahrhunderten Brauch, das das Volk auf der Place d'Armes einen Maibaum abhißt; das ist den Leuten das Liebste am ganzen Fest. In den letzten Jahren haben sich aber die Blätter der ultramontanen Partei die größte Mühe gegeben, die Unterdrückung dieses Volksballs zu bewirken, obschon er niemals auf Gründen des Anstands und der Sittlichkeit zur geringsten Beschwerde Anlaß gegeben. Als kürzlich der fünfundzwanzigste Jahrestag der Thronbesteigung König Leopolds in Gent gefeiert wurde, hatte der Gemeinderath wieder schon den Beschluß gefaßt, den öffentlichen Tanz zu verbieten; aber der König selbst sprach sich dafür aus, das man dem Volk sein hergebrachtes Vergnügen nicht schmälern sollte. Der Tanz fand statt, und unter allgemeinem Jubel las man an einem Hause der Place d'Armes eine Inschrift, von der folgende Zeilen eine Uebersetzung sein mögen:

Komm, theurer König, zu des Volkes Ball!
Die Männer Gent's, in Arbeit großgezogen,
Sie feiern ihren Herrn im Jubelsaal,
Dem innrer Glück und Ruhm war angezogen.
Die finstern Geister, die Verfolgung lehren,
Sie hätten unser Lust gern unterbrückt;
Doch du willst nicht dem heitern Tanze wehren,
Da er dir sagt: mein Volk fühlt sich beglückt.

L.

— In den Denkwürdigkeiten des preußischen Regierungsraths Gerd Eilers, die unter dem Titel: „Meine Wanderung durch's Leben" erscheinen sind (f. oben), befindet sich eine ausführliche Darstellung des bewegten Frankfurter Lebens während der Kriegsjahre. Der Bericht über Napoleons Anwesenheit im Spätherbst 1813 hat ein mehr anheimelndes Ansehen, als was wir sonst darüber gelesen haben. Es heißt in demselben: „Gegen 3 oder 4 Uhr Nachmittags langte Napoleon in Frankfurt an und nahm seine Wohnung in den Bethmann'schen Gartenhause vor dem Friedberger Thore. Er empfing die Deputation der Stadt mit unverwandter Milde und Freundlichkeit, so schien aufgelegt zum Scherzen, indem er ihnen sagte, sie würden nun wohl bald englische Waaren und Producte auf offenen Wagen kommen lassen können, sagte aber bald drohend hinzu, sie möchten klüger sein als der General Mrede. Dann verscherzte er, die Stadt habe von seiner Seite nichts zu besorgen, und als man ihn auf die Kanonade der Brücke, die schon begonnen hatte, aufmerksam machte, antwortete er lächelnd: Kleinigkeit! So erzählte ein Mitglied der Deputation, Johann Schmidt, noch an demselben Tage seinem Altvetter, dessen Kinder ich erzog. — Schon am folgenden Tage gegen die Mittagszeit verließ Napoleon Frankfurt. Beim Hinabsteigen der Treppe bemerkte er unten eine Dame, es war die Tante meiner Frau, welche die Thüre hinter dem Rücken hielt. Er bekam einen Schauder und verlangte mit Heftigkeit, die Dame solle ihre Hände zeigen."

— Den Grundgedanken des berühmten Kaulbach'schen Gemäldes „der Thurm von Babel", finden wir schön und einfach entwickelt in einer akademischen Festrede von Professor Curtius, der seit einem halben Jahr als Hermann's Nachfolger in Göttingen lehrt. „Der Riesenbau, der als ein Denkmal titanischen Uebermuthes in den Himmel steigen sollte, ist durch die Hand des göttlichen Zornes getrennt, und die Geschlechter der Menschen, aus schmachvollem Frohndienste befreit, trennen sich in Gruppen, um von nun an verschiedene Bahnen einzuschlagen. Mit trägem Schritt klebt in der Mitte ein Volk dahin, das, von niederen Lüsten beherrscht, die Bilder der Götzen, welche hier zu Schanden geworden sind, in dumpfem Wahn um-

Digitized by Google

flammert hält; zur Linken stehen wie eine erbere Schaar, eine Gruppe von Hausgenossen, traulich beisammelt um das Haupt eines Patriarchen, welcher mitten unter dem Toben der Wellen wie ein guter Hirt die Seinen zusammenhält; zur Rechten aber frenzgt eine Jünglingsschaar in das Land, um mit stürmender Hand die Welt zu gewinnen. Während der Sohn des Sem rückwärts blickend noch versucht ist in den Anblick des lebendigen Gottes, der sich im Strahlgerichte offenbart hat, sind die Zweyten nur vorwärts gerichtet; im frohen Gefühle entfesselter Kraft eilen sie in die Bahn weltsiegender Thatenlust. Bald lassen sie die anderen Völkergruppen weit hinter sich zurück und beginnen, in Stämme und Zungen vielfach gegliedert, unter einander den großen Wettlauf, indem sie über die gegen Abend gelegenen Hoch- und Tiefländer der Erde rastlos sich ausbreiten und an ihre Schritte den Gang der Weltgeschichte festen".

— Der rheinische Antiquarius, Bonn bey Sonntag, hat so eben eine neue Abtheilung seines inhaltreichen, aber verworrenen Sammelwerks erscheinen lassen. Es ist fast das letzte Muster einer vordem sehr zahlreichen Species, ein historischer Curiositätenliebhaber, der uns am Ende fast selbst den Eindruck einer Curiosität macht. Die vorliegende Lieferung beschäftigt sich mit der Geschichte von Neuwied, von dem Bau des ersten Hauses daselbst (1653) bis zu der Verheirathung der letzten regierenden Fürsten, der sich an der Tafel mit seinen Söhnen ergötzen. Eine besondere Liebhaberey hat der Verfasser für Räubergeschichten; er hat viele Mörder vor Gericht gesehen und macht die unseres Wissens neue physiognomische Bemerkung, dieselben hätten sämmtlich den Mund an beiden Seiten abwärts gezogen und eine Bertiefung auf der Stirn als Zeichen der Bosheit.

— Der Referendar Dr. Jochmann in Königsberg, der sich kürzlich mit der Schauspielerin Johanna Wagner vermählt hat, ist zum Mitglied der preußischen Provinzialstände gewählt worden. Frau Jochmann-Wagner verläßt die Bühne.

Bühnenschau.

Frankfurt, den 21. September.

Die Naturkundigen berichten uns von der ausdrehenden und zerstreuenden Kraft der Wärme, von der zusammenziehenden Kraft der Kälte. Oft ist Lust, das gleiche Gesetz regiert, wie die Natur, so auch die Gesellschaft. Die Genußlinde und ihr feineres Organ, der Kunstsinn, gehen Sommers auf Reisen und streben in die Weite. So lang eine glühende Sonne am Himmel und blühende Blumen im Felde stehen, ist Frankfurt überall eher als in Frankfurt. Du magst das alte Schloß in Baden oder den Rigi besteigen, magst dich in den Straßen von London oder in den Sälen des Louvre mäßig gaffend drängen, du magst den Vesuv zur Hölle, den Tod" oder in Neapel das Leben studiren, du magst dich in die seltsame Abgeschiedenheit eines Graubündner Heilbades entweichen, überall wird dir irgend Jemand entgegentreten, der den ächten Dialect vom Maine spricht; und im fernsten Winkel der Erde wirst du vergeblich hoffen, der einzige Frankfurter zu sein. — Sie kehrt denn, da zu deinem Schicksale doch nicht entgehen kannst, still ergeben mit dem Herbste in die Vaterstadt zurück. Die Messe ist vorbei, und nur damit sie in der Erinnerung noch fortlebe, läßt man etliche Wochen lang eine Reihe widerwärtiger Holzbaraken stehen. Neuj läßt seine Pferde und Hanswurste nun aufwärtse springen, und es bietet der gaffenden Gedankenlosigkeit, die sich so leicht gähnt in dem Circus, der nur die Lagen in Anbruch nahm, kein Zankschlichten als das Theater. Tröste dich, betrübtes Publikum! vielleicht findest du für ein paar arabische Säule Ersatz in ein paar deutschen Künstlern; — vielleicht auch nicht, wer weiß!

Unsere Bühne hat, so lange die olympischen Spiele in der Bretterbude des Paradeplatzes ergötzten, es für unpassend gehalten, mit ihnen um die Gunst des Publikums zu wetteifern; im Bewußtsein ihrer Würde hat sie vielmehr durch die lange Ausmahl langweiliger alter und schlechter neuer Stücke dafür Sorge getragen, daß das Haus möglichst leer bleibe. Man kann für solche Besitzenheit unserer Bühnenverwaltung den ernstlichsten Dank nicht versagen. Sie wollte die Genußfähigkeit des Publikums für die Kunstleistungen des Winters frisch und ungegrabet erhalten; sie wollte nicht, daß die Erinnerung an das vergangene Schöne und die Fremde an dem bevorstehenden schmälern sollte. Das ist ihr denn auch gelungen, und unser Publikum ist im Stande gebliebe, dem Sonnenaufgang der scenischen Kunst mit voller Frische der Nerven entgegen zu sehen.

Und wohl werdet ihr, scenische Frankfurter, alter Nervenkraft bedürfen, um die Angriffe zu bestehen, mit welchen die Rischel, die Nebenbuhlerin der Rachel, auf eure Augen und Herzen am nächsten Mittwoch anstürmen wird. Seht euch wohl vor! ihr habt bisher von italiänischer Declamation und von südlicher Tragik noch keinen Begriff gehabt. Nächsten Donnerstag Morgens will ich mich nach eurem Befinden erkundigen.

25. September.

(Maria Stuarda. — Signora Ristori.)

So, Fenste, geht's hinsieben: —
Die ist Alles, was wir dachten,
Wenn wir es bei Licht betrachten,
Von der Wirklichkeit verschieden!
(Lope de Vega.)

Sittliche Glut und Wuth, pathetisch aufbrechende Leidenschaften, Donnerschläge der rollenden Sprache, blitzschnell wechselnde mimische Bewegung, — das hatte Mancher sich unter italiänischer Schauspielkunst vorgestellt. Frau Rischel hat diesen vorgefaßten Meinungen gründlich Lügen gestraft. Sie hat uns in fremdartige Gebiete eingeführt, aber doch nur in solche, wo eine Kunstgöttin waltet, an deren unbekannte Geschichtzüge wir uns bald gewohnen können. Die fremde Nationalität war nur ein neues Gewand um die Glieder der Muse, nicht ein verhüllender Schleier um ihr Antlitz.

Die tragische Declamation der Italiäner ruht, wie die der Franzosen, auf der Grundlage eines rhythmischen Gesanges; man könnte sie in Noten setzen, wie es mit den Schauspielen der Römer und Griechen wirklich geschah. Diese Sangweise, (die melospoie der Franzosen,) beherrscht so vollständig die italiänische Tragik, daß ein Zuhörer, wenn er die Augen den scenischen Bewegungen und die Ohren dem Verständniß der Worte verschließe, um blos dem Klang und Tonfall zu lauschen, ohne viel Mühe sich überreden könnte, was er höre sei eine Oper in lauter Recitativen. Es ist das große Verdienst der Rachel, die französische Declamation aus diesem realen Banne erlöst zu haben. Frau Rischel ist ihrer nationalen Ueberlieferung treuer geblieben, und sie versucht es nirgends, zur Begründung eines großen europäischen Kunststils etwas beizutragen; ihre Gebilde tragen den reinen Stempel ihrer Heimath.

Aber auf diesem heimischen Boden bewegt sie sich mit großem Verständniß und wohlberechnender Sicherheitskraft. Die Einförmigkeit ihres Sprechgesanges, (man verzeihe das Wort, das so seltsam ist wie die Sache!) versteht sie durch geschickte Steigerungen den Gefühls mannichfaltig zu verbessern. Ihre Stimme, ein tiefer Alt, ist reich an Uebergängen und Tonschattirungen des zum verhallenden Rückenklang; sie kann vom Ortan der Leidenschaft bis zur hinsmelwesenden Ergebung fast jedes Gefühl ausdrücken, besonders sogar die deutsche Innigkeit. So war es im Anfang des ersten Actes, bei den Worten:

„Elisende Wellen, Segler der Lüfte!
Brächet mir freundlich mein Heimathland!"

Es klang wie ächtes Gemüth und viele Herzlichkeit aus diesen Worten hervor. — Frau Rittori beherrscht, wie ihre Stimme, so auch ihre Bewegungen; nur selten geschieht es ihr, daß der Augenblick sie hinreißt, Würde und Maß zu überschreiten, wie zum Beispiel in dem Zank der beiden Königinnen, wo sie einmal auf Elisabeth losspringt, an den ausgestreckten Händen die Finger krümmend, gerade als wolle sie ihrer Feindin die Augen austreiben. Hingegen die Stelle, wo sie an Elisabeth gewaltig knantritt und ausruft:

„Regiere Recht, so lügst Ihr von mir
Im Staube jetzt, denn ich bin Eure Königl"

diese Stelle, wiewohl vielleicht der Rachel nachgeahmt, war ergreifend schön und groß. Noch trefflicher war die Darstellung des Seelenkampfes zu Anfang der Scene, wo Maria sich der Königin und Nebenbuhlerin naht, und sich sieberisch glanzt. Der Schmerz ihres Wunsches entbricht am Benigsten den Anforderungen des plastischen Kunstsinnes; wenig Ironie oder Grimm aus ihm sprechen sollen, öffnet sie die Lippen so, daß es fast den Eindruck eines behaglich zufriedenen Lächelns machen könnte. Ob dies ein Fehler der Natur oder einer Verirrung des Studiums und der Schule sei, das mögen erfahrenere Kritiker entscheiden.

Die Auffassung der Rolle der Maria Stuart im Ganzen war untadelig. Die leidende, sanft ergebene, königliche Frau war mit Klarheit gezeichnet, und das Zusammentreffen der Königinnen im dritten, der Absicht von Leicester im fünften Akt zeugten von vorzüglicher Meisterschaft.

Unwillkürlich hat sich an diesen Abend vielen Zuschauern eine lebhafte Erinnerung an Rachel Feier aufdrängen müssen. Jede solche Erinnerung ist nothwendig eine Vergleichung, das heißt eine Ungerechtigkeit. Gegen wen? Darüber werde ich mir nicht erlauben, ein Meinung zu haben und zu äußern, bevor Frau Rittori noch einige Male unsere Bühne mit ihren Darstellungen erfreut haben wird.

Q. F.

Verdeitet von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°, und fl. durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 40. Frankfurt a. M., den 4. October 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Von L.

Urtheile über Amerika und literarische Quellen derselben. Von Theodor Hilgard.

Culturbilder des deutschen Mittelalters. 1. Ein Beichtspiegel aus dem elften Jahrhundert.

Berthold Auerbach als Gevattersmann.

Neue Bücher: Bignon. Geschichte, Leben und Sceneric aus Italien. Von Ferd. Gregorovius. — Wissenschaft und Sittenlehre, Briefe an Jacob Moleschott, von Mathilde Reichardt.

Feuilleton: Goethe und Marat als Opitier. — Ludwig Börne. — Kaiser Joseph in Paris. — Mozart's Zwanzig auf der Bühne.

Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon.

II.

Versailles war die Hochschule der europäischen Fürsten und Edelleute. Dorthin richteten sich alle Blicke; dorthin wallfahrtete man, um die Aeußerlichkeiten der Regierungskunst zu erlernen. Wie später Friedrich II. das Muster gab für die steife Soldatenspielerei, und kleine Fürsten dem großen König ähnlich zu werden vermeinen, wenn sie ihm den Zopf und den Korporalstock nachahmten, — Alles was sie von ihm nachzuahmen vermochten! — so suchten zu den Zeiten Ludwig's XIV. die großen Herren Bedeutung und Ruhm im verschwenderischen Glanz und in der Ueppigkeit, die sie zu Versailles als die Zeichen königlicher Allgewalt bewunderten. Ludwig XIV. baute Prachtschlösser in Wüsteneien und gründete Parks auf dürrem Boden; gleich ihm bauten und vergeudeten seine Bewunderer, zumal in Deutschland, das von jeher die Gesetze der Mode aus Frankreich holte. Ludwig XIV. lebte in der fortwährenden Betäubung prunkender Feste, und der Hof des frommen Königs gab in Europa das erste Beispiel einer ununterbrochenen Reihe von öffentlich herrschenden Maitressen; alsbald wurden auch an den meisten andern Höfen die Schätze des Landes für Opern, Bälle und Buhlerinnen verschleudert. Ganz Europa stürzte sich in die Charybdis des Pariser Lebens, und Niemand galt für gebildet, der nicht die Sitten des französischen Hofes mit eigenen Augen geschaut und an Ort und Stelle einstudirt hatte. Keiner von all diesen Bewunderern der glänzenden Nichtswürdigkeit hielt es wohl für möglich, daß mitten unter den Großen von Versailles ein Mann lebte, der sich äußerlich in Nichts von seinen Standesgenossen unterschied, und doch bereits an einem Werke arbeitete, das alle ihre Thorheiten und Laster verewigen, das sie alle vom Geringsten bis zum Höchsten für den Richterspruch der Nachwelt, für eine jammervolle Unsterblichkeit erhalten sollte.

Kaum scheint es möglich, daß in der nächsten Umgebung eines vierzehnten Ludwig ein Tacitus leben durfte, der unter der Krone und dem Hermelin den Menschen erkennen und schildern konnte. Aber er durfte ein Geschichtschreiber der Wahrheit nur unter der Bedingung sein, daß Niemand ein Wort davon ahnte. Und obschon er den treugehorsamsten Diener des Königs spielen mußte und trefflich zu spielen verstand, konnte doch seine Denkweise und seine Beobachtungsgabe sich nicht so vollständig verbergen, daß nicht zu öfteren Malen drohende Gefahren dicht an ihn herantraten, vor denen ihn kaum sein alter Adel, sein hoher Stand und seine vornehmen Familienverbindungen schützten. Indessen wußte er den König zu behandeln, und wenn man in seinem Werke die Unterredung liest, die er sich einst mit Ludwig XIV. verschaffte, als er auf dem Punkt war, in die vollste Ungnade zu fallen, so wird man die Kunst bewundern, mit der er alle schwachen Seiten des selbstsüchtigen Königs zu fassen im Stande war, wenn es in seinen Zwecken lag. Mit Ludwig XIV. mußte man wie mit einem Gott, wie mit einer Geliebten „sprechen; und Saint-Simon war Meister des Styls wie Wenige.

Was ihm den König am Meisten entfremdete, und was er dennoch nie ganz verbarg, war sein Haß gegen die Minister und sein tief innerlicher Widerwille gegen die Bastardprinzen. Ludwig XIV. hatte es sich zum Grundsatz gemacht, nur Leute von geringer Herkunft ins Ministerium zu berufen; er trug sich mit der Meinung, daß sie nur seine Sekretäre seien, während er selbst Alles persönlich leite und verwalte. Colbert, der Ordner seiner Finanzen, der Schöpfer seiner Marine, hatte ihm diesen hochmüthigen Gedanken eingeflößt; es war dies für Colbert ein bequemes Mittel, unter dem Schilde der königlichen Allmacht selber ein unumschränktes Regiment zu führen. Als aber Colbert und der Kriegsminister Louvois gestorben, der Minister des Auswärtigen, Pomponne, durch Jesuitenränke entfernt, andere Minister alt und schwach geworden waren, da erhob bald Frankreich in Jammer, Verarmung und Niederlagen die Wirkungen der königlichen Selbstherrschaft. Saint-Simon glaubte, die Schmach des Landes klebe an den bürgerlichen Namen derer, die es regierten; er meinte, der hohe Adel sei von Natur zur Leitung des Staates geschickt und von Rechtswegen dazu berufen. Saint-Simon's Erziehung war ganz darauf berechnet gewesen, ihm die höchste Ehrfurcht vor seinem Stande beizubringen. Sein Vater, einst Ludwigs des Dreizehnten Günstling, hatte sich nach dessen Tode in sein Gouvernement Blaye zurückgezogen, und wahrte da unumschränkt wie ein mittelalterlicher Reichsbaron; und der König selbst erließ seine Verordnung und vollzog seine Ernennung zu einem Amte in diesem Theile des Landes, ohne vorher die Billigung des Gouverneurs einzuholen. Der alte Herr war in seinem Gebiete und in seiner Familie der alleinige Richter und König. Als einst seine Gemahlin von der Frau von Montespan, der allgewaltigen Günstlingin, zur Ehrendame ernannt wurde, schrieb er zur Antwort: „er habe eine Frau nicht für den Hof, sondern für sich genommen;" und er war wohl der einzige Mann in Frankreich, von dem die Montespan eine solche Antwort ungestraft hinnehmen mußte. Ob-

Digitized by Google

schon er Mazarin gründlich verachtete, blieb er doch während der Unruhen der Fronde dem Hofe treu, aus purem Hochmuth, weil so „geringe Leute“, wie die Herren vom Parlament, die Hauptgegner des Ministers waren; die Gesandten des spanischen Hofes, die ihn gewinnen wollten, drohte er in die Gräben seiner Festung werfen zu lassen, wenn sie wiederkämen. Allein jede Belohnung für seine Treue schlug er aus, weil ihm der Geber, Mazarin, ebenso sehr zuwider war, wie dessen Feinde. Da ihm die neue Zeit in Allem mißfiel, lebte er nur in seinen Erinnerungen aus jenen alten Tagen, da noch Ludwig XIII. regierte, der „König der Ebelleute“. In solcher Schule großgeworden, gewöhnte sich der junge Saint-Simon frühzeitig daran, die Gegenwart mit den Augen eines unfreundlichen Kritikers anzusehen; Weniges gefiel ihm, und er ward ein scharfer Beobachter, um sich früh selbst seinen Widerwillen zu rechtfertigen.

Saint-Simon's aristokratischer Stolz war von der Art, die heutzutage an manchem der britischen Lords grämmt wird; er war mit dem redlichsten Hasse gegen alle Tyrannei durchwachsen. Die Aristokratie, so wollte er, sollte herrschen; aber herrschen nur zum Besten des Volkes und zur Abwehr aller Unterdrückung; sie sollte als ein fester Damm zwischen dem Königthum und dem Bürgerthum stehen. Dabei war Saint-Simon ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit, obschon der entschiedenste Feind der Jesuiten und der ultramontanen Herrschsucht. Alljährlich brachte er einige Wochen in dem durch die Strenge seiner Ordensregel berühmten Kloster La Trappe zu, um dort in ernster Beschaulichkeit seinen Geist zu erfrischen und seinen Lebensmuth zu erneuen. In solcher Umgebung lernte er die Wirklichkeit der Dinge kennen, und gewann einen klaren Blick für Alles, was nicht gerade seine Rang- und seine Ahnenverrechte berührte. Er hatte ein Herz für Vaterland und Volk; er sann auf tausend Mittel, wie Beiden zu helfen sei, und gerade sein Reichthum an neuen Gedanken hätte es ihm sehr schwer gemacht, als selbsthätiger Staatsmann Großes zu leisten. Die Leidenschaftlichkeit seiner Phantasie übermannte ihn, wenn er die Schlechtigkeit des damaligen Staatshaushalts beobachtete, und die Habgier des Hofes, die mitten in der allgemeinen Noth sich selbst treu blieb. Erst aus seinem Buch erhält man einen richtigen Begriff von dem Elend, mit welchen eine Nation den Ruhm eines Ludwig's XIV. bezahlen muß.

Als Colbert am 6. September 1683 gestorben, waren mitten unter lauter Siegen und Eroberungen die Kräfte des Staates schon bis aufs Aeußerste angespannt, und das Volk war durch die Schwere der Steuern so gedrückt, daß es in Colbert, dem Schöpfer der französischen Weltindustrie, seinen ärgsten Feind haßte. Colbert's Leichenzug bedurfte des Schutzes der Soldaten gegen die Rache des Volkes. Seinen Posten als Finanzminister glaubte man seinem fähigsten und einsichtsreichsten Unterbeamten Desmarets bestimmt; allein Colbert hatte dem König eigenhändige Aufzeichnungen hinterlassen, worin er Desmarets als den nichtswürdigsten Dieb darstellte, der sich künftig wohl kaum mehr im Zaum halten lasse. Diese Empfehlung wirkte. Eben als Desmarets seine Berufung zur Oberleitung der Finanzen erwartete, kündigte ihm der Minister Pelletier an, daß er entlassen sei, mit den Worten: „Der König sendet mich, Ihnen zu sagen, daß Sie ein Schuft sind, daß er Sie mit Schmach und Schande davon jagt und Sie von seinem Hofe verbannt“. So ward Frankreich eines Schurken ledig; aber es bekam dafür zum Finanzminister einen ehrlichen Mann, der noch weniger taugte, Chamillart. Dieser war Parlamentsrath gewesen, und hatte sich stets wunder durch sein juristisches Wissen als durch sein Talent fürs Billardspiel ausgezeichnet. Der König ließ ihn öfters zu sich kommen, um mit ihm zu spielen, fand allmälig Geschmack an seiner Unterhaltung und beförderte ihn deshalb zum Intendanten, dann zum Minister; so später übertrug er ihm neben den Finanzen noch das Kriegsministerium; obschon Chamillart ihn dringend um Verschonung mit Aemtern bat, denen er nicht gewachsen sei. Chamillart war so redlich, daß er einst einer Partei, welche er als Richter verurtheilt hatte, den ganzen Werth der streitigen Sache ersetzte, als er die Ungerechtigkeit seines Urtheilsspruches erkannte; allein er war als Finanzminister durchaus nicht an seinem Platze. Und dennoch war es nicht seine Unfähigkeit, die ihn später stürzte, sondern eine feingesponnene Hofintrigue. Wer aber sollte sein Nachfolger werden? Man glaubt es kaum: — derselbe Desmarets, der früherhin öffentlich für einen Dieb erklärt worden war! Ludwig XIV. brauchte Geld, sehr viel Geld, und Desmarets, obschon unlenkbar ein Schurke, besaß die Kunst, das Geld aus den verborgensten Winkeln heraus zu zwingen. Solch ein Talent konnte man nicht entbehren. Desmarets verstand sich auf die Menschen, und jeder Weg war ihm recht, wenn er nur zu goldenen Zielen führte. Es gelang ihm eines Tages, sogar die Person des Königs als Mittel zu einer Finanzspekulation zu benutzen. Als der Pariser Bankier Samuel Bernard, der Rothschild seiner Zeit, es abgelehnt hatte, der Staatskasse Vorschüsse zu machen, suchte Desmarets ihn an der Eitelkeit zu packen. Er erfuhr, daß Bernard wünsche, das Lustschloß Marly zu besuchen; bekanntlich galt es für die höchste Gunst, den König nach Marly begleiten zu dürfen, und die Vornehmsten bettelten oft Jahre lang um solche Auszeichnung*). Desmarets verschaffte dem Bankier die Erlaubniß, und als Bernard mit dem Minister im Parke umherging, erschien der König wie von Ungefähr, erwies sich äußerst gnädig, und machte in Allerhöchst eigener Person den Cicerone des Finanzmannes. Da rief Bernard entzückt aus: „Wer kann einem solchen König etwas abschlagen!“ und opferte sich für die Staatskasse so vollständig auf, daß er bald bankerott machen mußte. Am Tage seiner Zahlungseinstellung hatte er über zehn Millionen königlicher Anweisungen in Kasse, die der erlauchte Schuldner nicht einlösen konnte.

Aber nicht nur die Bankiers gingen zu Grunde, das ganze Volk mußte am Hungertuche nagen, damit der Enkel Ludwig's XIV. den spanischen Thron befestigen konnte. Desmarets verlangte vom Volke neben so viel anderen Steuern noch die Abgabe des Zehnten von allem Einkommen; natürlich waren Adel und Geistlichkeit von den schwersten dieser Opfer frei; der gemeine Mann mußte Alles zahlen, der Arme sollte noch ärmer werden. Hören wir, was Saint-Simon von dieser Finanzwirthschaft sagt: „Die Kopfsteuer ward verdoppelt und verdreifacht, ganz nach dem willkürlichen Belieben der über die Provinzen herrschenden Intendanten; die Waaren und Lebensmittel wurden mit einer Steuer belegt, die dem Vierfachen ihres Werthes gleich kamen; es gab Accise und Abgaben aller Art, auf Alles, was nur im Land existirte; kaum blieben Wasser und Luft noch frei. Adelige und Bürgerliche, Geistliche und große Herren wurden niedergetreten und zerknirscht unter den Füßen, ohne daß jemals Aussicht, was davon dem Könige zufloß; er zapfte den Unterthanen ohne Unterschied ihr Blut ab, und preßte ihnen aus ihren Wunden den Eiter aus. Für nichts ward gerechnet, daß unter der Wucht der Abgaben eine so ungeheure Menge Menschen aller Stände an den Bettelstab kam, daß die Familien zu Grunde gingen, da alle ihre Vermögensverhältnisse bloßgelegt und die Leute an ihre verschämten Heimlichkeiten gehalten wurde. Weniger als ein Monat genügte dem Scharfblick dieser edlen Finanzkommissäre, um ein Urtheil über die Einkünfte aller Familien des Landes zu fällen, und dem Cyclopen, der sie mit der siedlichen Unerbittung beauftragt hatte, zuverlässigen Bericht zu erstatten. So ward der blutdürstige Finanzplan fertig gebracht, voll Ungewitter und Donner-

*) Der Abbé von Polignac war einst nach Marly geladen. Der König unterhielt sich mit ihm in dem Park, als es plötzlich zu regnen begann. „Setzen Sie den Hut auf, Herr Abbé,“ sagte Ludwig. Der Abbé in seiner Entzückung entgegnete: „O Sire, in Marly macht der Regen nicht naß!“ (La pluie de Marly ne mouille pas, Bire.)

Digitized by Google

schläge gegen jeden Uebertreter, und gleich ohne Verzug unterzeichnet, besiegelt und bekannt gemacht, unter dem kaum erdrücken Seufzen und Schluchzen des ganzen Landes".

Saint-Simon, der die Wunden des Staates so gewissenhaft ergründete, suchte sein ganzes Leben lang als pflichtgetreuer Arzt nach Mitteln, sie zu heilen; und da er niemals zu einer selbständigen Wirksamkeit in der Regierung gelangte, so konnte er sich um so ungehinderter in den staatsmännischen Phantasterein ergehen. Seine Ideen über Verbesserungen der Staatsmaschine sind eben so originell als unpraktisch; nur als Kritiker des Bestehenden, als Beurtheiler seiner Zeit und seiner Zeitgenossen sah er richtig und klar, und er war nicht nur, wie andere Geschichtschreiber, „ein rückwärts gewandter Prophet", sondern ein gerade vorwärts gewendeter. Denn er hat in seinem Werke mit dürren Worten die französische Revolution vorausgesagt, ein halbes Jahrhundert ehe sie kam; und er hat eben so wahr nachgewiesen, daß sie an der Finanznoth sich entwickeln müsse. L.

Urtheile über Amerika und literarische Quellen derselben.

Von Theodor Hilgard.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind für Deutschland in vielfacher Hinsicht von dem höchsten und eingreifendsten Interesse; kein anderes Land außerhalb unseres Weltheils, vielleicht auch innerhalb desselben, ist wichtiger für uns, in Gegenwart und Zukunft. Die deutsche Auswanderung strömt vorzugsweise — und mit vollem Rechte — nach den Vereinigten Staaten; Millionen unserer Landsleute haben bereits dort eine gedeihliche Heimath gefunden und die Keime deutscher Gesittung, deutschen Kunstsinns und deutscher Gemüthlichkeit in jenes Land der praktischen Energie und des riesenhaften Unternehmungsgeistes hinübergetragen. Vielleicht kann sich dereinst durch eine glückliche Mischung dieser verschiedenartigen Elemente eine Nationalität bilden, die allen Erfordernissen einer großartigen und vielseitigen Ausbildung mehr entspricht, als jede andere; denn diese Elemente sind so beschaffen, daß jeder Theil gerade diejenigen Eigenschaften, die dem andern fehlen, in ausgezeichnetem Grade besitzt. — Auch der Deutsche, den politische Mißverhältnisse aus dem Vaterlande treiben, findet in den Vereinigten Staaten die passendste Zufluchtsstätte, wenn er sich nicht durch übertriebene Erwartungen, durch Schwärmerei oder durch anmaßendes Auftreten selbst das Spiel verdirbt, was aber nur allzuhäufig geschieht. — Ein dritter Gesichtspunkt ergibt sich aus der von Jahr zu Jahr zunehmenden Wichtigkeit der Handelsbeziehungen — und ein vierter geht den deutschen Denker, Philosophen und Geschichtsforscher an, — weil in Nordamerika die große Frage, ob und unter welchen Bedingungen die republikanische Staatsform dem Wohl eines großen Volkes und dem wahren Fortschritt entspreche, thatsächlich gelöst worden soll.

Wenn dies Alles richtig ist, so sollte man denken, daß in Deutschland die richtigsten und zuverlässigsten Nachrichten und Ansichten über die Vereinigten Staaten verbreitet sein müßten, und daß irrige Vorstellungen über dieselben höchstens in der Klasse der Ungebildeten und Unwissenden herrschen könnten. Aber in der That ist es ganz anders; wer durch langen Aufenthalt in Amerika und durch unbefangene Beobachtung den wahren Stand der Dinge näher kennen lernte, geräth in Erstaunen über die mangelhaften, einseitigen, auf Mißverstand oder Unkenntniß beruhenden Urtheile, die er in Deutschland über Amerika täglich hört, und zwar selbst aus dem Munde von Personen, die sonst mit Recht auf Bildung, Geist und Belesenheit Anspruch machen. Ja es läßt sich mit Wahrheit sagen, daß jedes andere Land der Erde, selbst das fremdeste und unbedeutendste, in Deutschland besser gekannt ist und richtiger beurtheilt wird, als die Vereinigten Staaten. Auch sind diese Urtheile merkwürdig verschieden und gehen in ganz entgegengesetzten Richtungen — d. h. in Gunst oder Ungunst — weit über die Grenzen der Wahrheit hinaus, meist jedoch in der ungünstigen Richtung, die besonders in den letzten Jahren vorherrschend geworden ist.

Woher diese seltsame Ungründlichkeit, die zu der sonstigen Tiefe und Unparteilichkeit deutscher Forschung so wenig paßt? Gibt es nicht Bücher, Reise- und Zeitungsberichte, briefliche und mündliche Mittheilungen genug über Amerika? Doch, dies Alles ist in Ueberfülle vorhanden. Das Uebel liegt einzig in der ganz eigenthümlichen Unzuverlässigkeit fast aller erwähnten Quellen, und es ist der Zweck dieser Zeilen, über den Ursprung derselben im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit, die so sonst dem Deutschen theuer sind, einige warnende Betrachtungen anzustellen. Der Verfasser glaubt die Berechtigung hierzu aus dem Umstande herleiten zu dürfen, daß er achtzehn Jahre lang in den Vereinigten Staaten gewohnt hat, und zwar unter Verhältnissen, die einer unparteiischen Beobachtung günstig waren; — daß der größte Theil seiner Angehörigen für immer dort etablirt sind und daß fast Alles, was die Vereinigten Staaten Interessantes bieten, für ihn Gegenstand ununterbrochener Mittheilungen und eines ernsten, unbefangenen Studiums ist.

Vor Allem sollte man, bei Beurtheilung Dessen, was über Amerika geschrieben wird, nicht vergessen, daß die Vereinigten Staaten dem monachischen Europa gegenüber ein politisches Princip und zwar einen scharfen Gegensatz repräsentiren; daß Amerika und Republikanismus fast gleichbedeutende Worte sind; daß daher schon der Name der Vereinigten Staaten sogleich Antipathien oder Sympathien erregt. Wie leicht läßt sich der Mensch, — der gelehrte wie der ungelehrte — durch seine politischen Ansichten bestechen! Wer das republikanische Princip in seiner Anwendung auf die moderne Welt haßt, ist natürlich geneigt, Alles, was sich unter dessen Einfluß entwickelt, schief aufzufassen oder zu entstellen; — wer es liebt oder gar durch den schroffen Gegensatz in seinem Vaterlande gereizt ist, fällt eben so leicht in das entgegengesetzte Extrem. Eine ganz unbesangene Würdigung, wie sie der Deutsche in Bezug auf andere Länder anzustellen pflegt, ist hier kaum möglich, — und wäre sie auch möglich, so bleibt die Frage übrig, ob sie sich ganz unumwunden aussprechen möchte.

Eine zweite allgemeine Betrachtung, die wir empfehlen möchten, ist, daß man bei Beurtheilung der Dinge in den Vereinigten Staaten keinen unbilligen Maßstab anlegen sollte, wie es doch von den meisten Berichterstattern geschieht, besonders in Bezug auf die jüngern Staaten der Union. Unbillig ist es, wenn man von einer ganz jungen Civilisation, die noch mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, gleich das Höchste verlangt; wenn man Alles, was dort noch hinter der tausendjährigen Bildung europäischer Länder zurücksteht, unbarmherzig herabsetzt oder lächerlich zu machen sucht; wenn man dies sogar in Bezug auf Leistungen im Gebiete der Kunst und Literatur thut, ohne zu bedenken, daß erst die äußeren Verhältnisse bis zu einem gewissen behaglichen Ruhepunkte gelangt sein müssen, ehe der Sinn für das Schöne erwachen und zur rechten Geltung gelangen kann; — mit einem Worte, wenn der Beobachter nicht rückwärts blickt und ganz vergißt, daß da, wo die junge Civilisation sich so kräftig emporarbeitet, noch vor hundert, ja vor fünfzig Jahren wilde Indianerstämme umherschwärmten. Es wäre gerechter, den Wundern, die in so kurzer Zeit geschehen und der großartigen Energie, die dabei bewiesen wurde, Anerkennung und Bewunderung zu zollen, statt Alles, was noch unvollkommen ist, mit Uebermuth und Unverstand zu bekritteln.

Um ferner über die Unzuverlässigkeit der meisten Berichte über die Vereinigten Staaten einige bestimmtere Fingerzeige zu geben, fragen wir zuerst: Wer schreibt Bücher über Amerika? Hierauf vor Allem eine negative Antwort. Gerade Diejenigen, welche es am Besten thun könnten, schreiben keine Bücher über Amerika, —

Digitized by Google

wir meinen die gebildeten Deutschen, die sich dort fest angestellt und eingelebt haben, die mit Land und Leuten innig vertraut geworden und durch verständige Thätigkeit und Ausdauer zu einer wünschenswerthen Existenz gelangt sind, mithin auch Zuneigung für das neue Heimatland hegen, oder wenigstens keinen ungerechten Widerwillen gegen dasselbe gefaßt haben. Es leben Tausende solcher Deutschen in den Vereinigten Staaten, aber sie schreiben nicht, theils weil sie keine Veranlassung dazu haben, theils weil sich der Mensch überhaupt nicht leicht mit Büchermachen abgibt, wenn seine Zeit durch eine praktische, interessante und gedeihliche Thätigkeit ausgefüllt ist; theils wohl auch, weil es für Jemanden, der in Amerika wohnt, immer seine Schwierigkeiten hat, mit einer deutschen Verlagshandlung in Verbindung zu treten.

Diejenigen also, welche über Amerika Bücher schreiben, sind, der großen Mehrzahl nach, die Unzufriedenen, d. h. Die, welche in den Vereinigten Staaten — meist durch eigene Schuld — ihre Zwecke nicht erreicht haben und als „Amerika-Müde" nach Deutschland zurückgekehrt sind, wo sie ihren Unmuth durch ungerechte, oft karikaturmäßige Schilderung amerikanischer Zustände auslassen, indem sie ihre eignen Fehler und die Folgen ihres Unverstandes dem Land und den Verhältnissen zur Last legen. Wir nennen keine Namen und wissen auch, daß es ehrenwerthe Ausnahmen gibt, — aber diese sind selten. Ist der mißmuthige Tadler ein Geschäftsmann, dem es nicht gelang, in Amerika mit geringer Mühe reich zu werden, so beschreibt er die Amerikaner als ein Volk von Schwindlern, obgleich die ganze europäische Handelswelt mit ihnen in einem ebenso ausgedehnten als vortheilhaften und soliden Verkehr steht und obgleich die amerikanischen Staatspapiere zu den besten und beliebtesten in der Welt gehören *). — Ist er ein Gelehrter, der sein Wissen in Amerika nicht nach Wunsch geltend machen und verwerthen konnte — vielleicht weil ihm die Landessprache nicht geläufig genug war oder weil es ihm an Ausdauer fehlte — so spricht er den Amerikanern allen Sinn für tieferes Wissen und alle Achtung für ihre Träger ab, ohne zu bedenken, daß Hunderte von deutschen Gelehrten, und zwar in allen Fächern, dort mit Erfolg wirken, wenn sie nur Dem entsprechen, was die Lage der Dinge dort erfordert. — Ist er ein Mann, der bei feinerer Bildung und weichlichen Gewohnheiten in einer poetischen Anwandlung nach Amerika ging, um dort ein idyllisches Leben im Schooße der jungfräulichen Natur zu führen, der aber nur Mühsal, Krankheit und Verdruß aller Art antraf, so schilt er grimmig über alle dahin einschlagenden Verhältnisse, anstatt ehrlich zu bekennen, daß seine verkehrte Einbildungskraft ihm den üblen Streich gespielt hat. Es ist nicht schwer einzusehen, daß man in seinem Lande Dinge unternehmen darf, die man nicht versteht, — daß Landwirthschaft und Landleben sehr verschiedene Dinge sind, daß der Landbau nur für den Landmann paßt und daß er viele Sachkenntniß, Geduld und körperliche Rüstigkeit, vor Allem aber einen genügsamen Sinn und Verzichtung auf manche feinere Lebensgenüsse erfordert, — mit einem Worte, daß die Hand, die sonst nur die Feder führte, mit dem Pflug, der Hacke und Axt nicht viel ausrichten kann. — Ist unser Mann durch politische Stürme nach Amerika verschlagen, — diese Klasse ist bekanntlich sehr zahlreich vertreten, — so steht Zehn gegen Eins, daß die Ideale, die er mitbringt, verbunden mit der Gereiztheit seiner Gefühle, der Ueberschätzung seiner Wichtigkeit und der daraus entspringenden Anmaßung im Auftreten ihm bittere Enttäuschung bereiten. Greift er dann aus Zorn oder Noth zu der Feder, so tränkt er sie mit Galle und erlaubt sich Angriffe gegen die freien Institutionen des Landes, die doch seit achtzig Jahren die Probe bestanden haben. — Der Künstler, den die Hoffnung auf Ruhm und Gewinn nach Amerika führte, der aber kaum im Stande war dort sein Leben zu fristen, spricht den Amerikanern allen Sinn für Kunst und selbst für Kunstgenuß ab, nennt den Mammon ihren einzigen Gott und vergißt, daß wirkliche Virtuosen in irgend einem künstlerischen Fache in den Vereinigten Staaten eine reichere Ernte gemacht haben als irgendwo. — Haben wir aber gar einen Dichter vor uns, der sich — (wie es in einem neueren Roman oder Kulturbilde geschieht) — durch die verkehrte Idee nach Amerika locken läßt, daß in dessen rüstern Hinterwäldern der reichste Stoff zu einer hocherhabenen, nie dagewesenen Poesie zu finden sei, und der diese Wälder aufsucht, um darin zu dichten, so läßt sich schon von vorn herein leicht denken, welche Schilderungen aus einer so sinnlosen Voraussetzung entspringen müssen.

(Schluß folgt.)

*) Nun die Eisenbahn-Actien und Bonds?

Beigefügte Anmerkung der Redaction.

Culturbilder des deutschen Mittelalters.

I.

Ein Beichtspiegel aus dem elften Jahrhundert.

Man lieſt ganze Bände von geſchichtlichen Darſtellungen durch, ohne ſich zu entſcheiden in die Vorzeit verſetzt zu fühlen, als dies durch den Blick in eine einzige unmittelbare Urkunde geſchehen kann. Namentlich wo vom früheren Mittelalter die Rede iſt, mag der Erzähler noch ſo kundig ſeine Ausdrücke abmeſſen, er wird das wichtigſte Moment der Zeit, den Kampf des chriſtlichen Princips gegen die zähe heidniſche Sitte nicht verſtändlich machen. Die letztere war ſo mächtig, daß ſie jenes Princip ſelbſt mit ergriff. Das Verdienſt der Geiſtlichkeit erſcheint außerordentlich, wenn man erwägt, daß die Vorſtellungen des Heidenthums noch gleich Pfählen im Fleiſch in der deutſchen Sitte haſteten. Einſt, im Zuſammenhang mit einem großartig bewegten Kriegs- und Wanderleben, waren alle dieſe Vorſtellungen friſch und volksthümlich, kraftvoll und naiv geweſen. Nun wurden ſie zu ſchwülem Dunſte des Aberglaubens, der in die freien Häupter des Volks umzog und beklemmte. Hier haben wir einen jener Zuſtände, die nur begriffen werden können, wenn uns Bilder der Zeit in urkundlicher Gegenwart vorgeführt, wenn wir von ihrer Geiſterdämmerung ergriffen, von ihrem rauhen Athemzug angehaucht werden. Dieſen Eindruck erhalten wir ſchon nur aus unmittelbaren Zeugniſſen, welche jenen dunklen Tagen ſelbſt angehören. Wir ſuchen dies reiche, aber etwas entlegene Gebiet, das für die allgemeine Belehrung erſt neuerdings eröffnet wird, in wenigen Darſtellungen anſchaulicher zu machen.

Am Anfang des elften Jahrhunderts lebte der Biſchof Burkard von Worms, welcher die Aufſprüche der Concilien, Synoden und der rechtgläubigen Väter in zwanzig Büchern zuſammenſtellte, ſo daß ſein Werk zu einem Lehrſyſtem über alle kirchlichen Verhältniſſe wurde. Das neunzehnte Buch beſonders enthält eine Anweiſung für Prieſter, wie ſie die Beicht anhören ſollen. Außer den allgemeinen Ermahnungen hat der Prieſter jedem Beichtenden das Glaubensbekenntniß abzunehmen und ihn ſodann alſo anzureden: „Vielleicht, mein Thenerſter, ſind Dir nicht alle Deine Handlungen eben im Gedächtniß. Ich werde Dich daher aufſragen; laß Dich vom Teufel nicht zur Verheimlichung bewegen". Nun folgt eine Reihe von Fragen, die an den Reuigen zu richten ſind. Sie zeigen uns, welcherlei Vergehen in jener Zeit gebräuchlich waren, namentlich auch, welch trüber Aberglauben die meiſten Volksklaſſen durchdrang.

Burkard läßt zuerſt fragen:

Haſt Du einen Todtſchlag freiwillig begangen, nicht aus Nothwendigkeit, nicht gegen einen Feind, ſondern aus Habgier, um ihm das Seine zu nehmen? Dann faſteſt Du die vierzig Tage, die man gewöhnlich Faſten nennt, bei Waſſer und Brod; und in den nächſten ſieben Jahren verfährſt Du alſo:

Digitized by Google

Im ersten Jahr, außer der Fastenzeit, enthältst Du Dich ganz des Weines, Methes, Käses, fetter Fische und dergl.; außer an Festen, die in Deinem Kreise das ganze Volk begeht. Bist Du auf einer großen Reise, oder in des Königs Krieg, oder krank: so kannst Du dich für den Dienstag, Donnerstag oder Samstag loskaufen, indem Du einen Denar oder dessen Werth entrichtest oder drei Arme speisest; Du kannst alsdann eines der oben erwähnten Dinge genießen, Wein, Meth oder Honigbier. Bist Du wieder zu Hause, oder von der Krankheit genesen, so gilt weiter kein Loskauf.

In dieser Weise wird die Art der Strafe für die sieben Jahre mit immer abnehmender Strenge genau vorgeschrieben und zuletzt bemerkt, daß die kanonischen Gesetze eigentlich viel härtere Buße verlangen.

Hast Du, heißt es weiter, aus Blutrache einen Mord begangen? Hast Du einen Menschen überlistet und in die Hände seiner Feinde geliefert? Hast Du ein Parricidium begangen, das heißt, Deinen Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Oheim, Tante, absichtlich getödtet: so beisst Du Ein Jahr lang vor den Kirchthüren um Gottes Barmherzigkeit. Ist des Jahres Kreis vollendet, so gehst Du in die Kirche ein, bleibst aber noch ein Jahr lang (beim Gebet) in einem Winkel stehn. Zeigt sich nachher an Dir der Neue Mensch, so erhältst Du Theil am Leib und Blut des Herrn, auf daß die Verzweiflung Dich nicht verderbe. Aber so lange Du lebst, issest Du kein Fleisch. Du fastest täglich bis zur neunten Stunde, außer an Sonn- und Festtagen. Drei Tage in der Woche enthältst Du Dich des Weines, Methes, Honigbiers. Du darfst keine Waffen tragen, außer im Kampfe gegen Heiden. Wohin Du auch gehst, darfst Du keinen Wagen nehmen, sondern mußt Deine Füße gebrauchen. Bist Du verheirathet, so ist es nicht nöthig, daß Du Dich scheiden lassest; bist Du aber unverheirathet, so darfst Du keine Frau nehmen. Die Dauer dieser Buße mag Dein Bischof je nach dem Maße Deines Wandels ausdehnen oder abkürzen.

Bei Auferlegung dieser Kirchenstrafen ist nicht außer Acht zu lassen, daß die geistliche Buße lediglich als solche gilt, und daß durch sie die weltliche Gerechtigkeit nicht etwa unwirksam gemacht wurde.

Wer einen Büßenden im Bußkleid erschlug, der hat, außer der sonstigen Strafe, auch alle die Fasten einzuhalten, die der Getödtete noch schuldig geblieben ist. Auch wer einen Räuber tödtete, wo die Tödtung nicht nothwendig war, muß Buße tragen, da auch Jener nach Gottes Ebenbild erschaffen und im Namen Gottes getauft ist.

Die Auflagbuße für Strafen für Meineid nimmt namentlich Rücksicht auf den Fall, daß man einer Buhlerin Treue versprochen hat; in diesem Fall ist der Schwur zu bereuen und der Eid zu brechen, weil geschrieben steht: „Unrechte Gelübde sollen gebrochen werden". Wer bei Gottes Haaren oder bei Gottes Kopf geschworen hat oder bei Himmel und Erde, bei Sonne und Mond oder irgend einer Kreatur, kommt mit acht bis vierzehn Fastiagen davon. Wer Vater und Mutter flucht oder sie gar mißhandelt, dessen Buße wiederholt sich sieben Jahre lang. Wer den Eid schwört, sich mit einem Feinde nie zu versöhnen, bleibe ein Jahr lang vom Abendmahl ausgeschlossen und lehre schleunigst zur Liebe zurück, die viele Vergehen zudeckt.

Burkard findet noch die Frage nöthig, ob der Beichtende einen Menschen in die Gefangenschaft verkauft habe. Von Versäumniß der Gastfreiheit ist nur einmal die Rede. Auch Diebstahl, Raub, Unterdrückung der Armen, Brandstiftung werden verhältnißmäßig kurz behandelt, Sünden der Lust aber und Mißachtung der Ehe bis in die einzelnsten Fälle mit genau unterschiedenen Strafen belegt. Die Scheidung, Verlassung des Gatten, Verstoßung der Gattin wird als völlig unzulässig angesehen; auch wird sehr darauf geachtet, daß man die Hochzeit öffentlich in der Kirche feiern und sich vom Priester segnen lasse. Wer seiner Frau nicht irgend eine Mitgift gegeben hat, sei es auch nur ein Pfennig, der büßt mit Fasten.

Die Strafen wegen Gefräßigkeit oder Trunkenheit sind stärker als daß man glauben könnte, sie seien in jenen Zeiten einer furchtbaren Rohheit je beachtet worden. Wer aus Prahlerei zu viel trinkt oder aus Muthwillen einen Anderen zum Rausch bringt, wird bestraft. Man sieht wenigstens, wie gut es die Kirche gemeint hat; aber man sieht auch, wie wenig die geistliche Disciplin ohne die geistige vermag. In den genannten Ausschweifungen und in noch schlimmeren ist unsere Zeit mit allen ihren Culturfehlern eine wahre Schule der Sittlichkeit im Vergleich zum Leben unserer Väter im Mittelalter. Dies weiß unter anderem auch der „Zwig" des Minnesehen Ulrich von Lichtenstein nach.

Eine Reihe von Bestimmungen beziehen sich auf Vergehen gegen die Kirche und ihre Vorschriften. Merkwürdiger Weise erhält auch Derjenige eine Strafe, der einen verheiratheten Priester um seiner Ehe willen gering schätzt oder seinen Segen für unwirksam erklärt; wer solches thut, muß ein Jahr lang fasten. Am Schlusse desselben Jahrhunderts hatte sich die Sachlage so entschieden umgestaltet, daß im Gegentheil Derjenige bestraft wurde, der einem verheiratheten Priester beichtete. — Wer mit einem Excommunicirten in der Kirche oder anderswo betet, ihn begrüßt, ihn Faus aufnimmt oder ihm irgend eine Menschlichkeit erweist, wird selbst excommunicirt. Ruin ist die folgende Frage:

Hast Du gethan, was manche zu thun pflegen, die beim Eintritt in die Kirche anfangs ein wenig die Lippen bewegen, als ob sie beteten; nachher aber wenden sie sich zu Erzählungen und Geschwätz; auch wenn der Priester sie gegrüßt hat, fangen sie wieder zu schwatzen an? Hast Du dies gethan, so fastest Du zehn Tage bei Brod und Wasser!

Bei weitem die interessantesten Fragen sind solche, welche sich auf den vielgestaltigen, oft naiven, oft auch ziemlich wüsten Aberglauben der Zeit beziehen.

Hast Du, fragt der Priester, Zauberer in Dein Haus geführt, um von ihnen wie von einem Propheten die Zukunft zu erfragen? Hast Du die Ueberlieferungen beobachtet, die sich vom Vater zum Sohn forterben bis auf diesen Tag: Sonne und Mond, Neumond und Sternenlauf anzubeten? Hast Du bei einer Mondfinsterniß geschrieen, um dem Mond zu helfen, daß er wieder sein Licht gewinne? Hast Du beim Bau eines Hauses oder bei der Hochzeit auf die Zeiten des Mondes Rücksicht genommen? Hast Du am ersten Januar irgend etwas mehr gethan als an anderen Tagen, etwa Deinen Tisch mit Dichtern oder Speisen ausgerüstet? Bist Du an demselben mit Sängern durch die Straßen gezogen? Hast Du Dich, mit dem Schwert umgürtet, auf das Dach Deines Hauses gesetzt, um zu sehen was Dir im kommenden Jahre begegnen werde? Hast Du Dich zu demselben Zweck am Kreuzweg auf eine Ochsenhaut gesetzt? Hast Du in der Neujahrsnacht Brod gebacken und geglaubt, wenn es gut aufgehe, so werde das Jahr für Dich ein gutes werden?

Schweinhirten, Kuhhirten und Jäger sprechen zuweilen teuflische Formeln über Brod und Kräuter und verbergen dasselbe dann in einen Baum oder werfen es auf den Kreuzweg, um ihr Vieh und ihre Hunde von einer Krankheit zu befreien und dieselbe auf fremde Thiere zu bringen. Hast Du Derartiges gethan, so büßest Du zwei Jahre.

Hast Du Bücher und Tafeln, Psaltern und Evangelien aufgeschlagen, um zu loosen und Die wahrzusagen? Bist Du zum Beten an einen anderen Ort gegangen als in die Kirche, etwa an Brunnen, Steine, Bäume oder Kreuzwege; hast Du allda ein Licht angezündet oder Brod hingelegt oder etwas gegessen oder irgend ein Heil für Leib und Seele gesucht? Hast Du geglaubt, daß gewisse Leute durch Zauberei Sturm und Unwetter hervorrufen oder den Sinn der Menschen ändern können? Daß es Frauen gibt, die durch Zauberei Haß in Liebe oder Liebe in Haß verwandeln? Manche Frauen sagen, sie müßten mit einer Schaar von Dämonen in Frauengestalt, welche die gemeine Thorheit Holden nennt, in ge-

Digitized by Google

wissen Nächten auf Thieren reiten: Hast Du dies geglaubt? Sie meinen auch, daß sie zu Stunden der Nacht mit der heidnischen Göttin Diana umherreiten und im unheimlichen Dunkel unter ihrem Befehl weite Räume der Länder durchziehen! Eine zahllose Menge aber hält dies für wahr und wendet sich darum vom wahren Glauben und fällt in den Irrthum der Heiden, als ob es ein Göttliches außer dem Einen Gotte gebe! Der Teufel wandelt sich in verschiedene Formen und täuschet im Schlaf den gefesselten Sinn, daß er glaubet, solches geschehe nicht am Geiste, sondern am Körper. Wer wird nicht in nächtlichen Gesichten aus sich herausgeführt; wer aber ist so thöricht zu glauben, dies habe er körperlich erfahren?

Hast Du den Donnerstag zu Ehren Jupiters gefeiert? Hast Du den Gürtel eines Verstorbenen Jemanden zum Schaden in Knoten geschlungen? Hast Du einem ermordeten Manne, wenn er begraben wurde, eine Salbe in die Hand gegeben? Manche, wenn sie einen Kranken besuchen, heben unterwegs einen Stein auf und sehen, ob darunter ein Lebendiges lag, eine Mücke oder Ameise; ist dies der Fall, so glauben sie, daß der Kranke genesen, wo nicht, daß er sterben werde. Manche werfen kleine Bogen der Knaben in die Scheuer, daß die behaarten Zwerge damit spielen und fremdes Gut an die Stelle tragen. Wenn sie auf Reisen gehen und es fliegt eine Krähe fingernd von der Linken zur Rechten, so hoffen sie auf einen guten Ausgang. Wenn sie um Herberge verlegen sind und es fliegt der Vogel an ihnen vorbei, den man Mäusefänger nennt, so vertrauen sie mehr auf dieses Vorzeichen als auf Gott. Sollen sie des Morgens vor Tag das Haus verlassen, so wagen sie es nicht; sie sagen, man dürfe vor dem Hahnenschrei nicht ausgehen, weil die unreinen Geister vor dem Hahnkrakt mehr Kräfte zum Schaden besitzen! Der Hahn, meinen sie, könne das Böse eher vertreiben als jener göttliche Geist, der im Menschen ist durch den Glauben und das Kreuzeszeichen! Hast Du dieses geglaubt? Hast Du geglaubt, daß es Parzen gibt, welche die Kraft haben, wenn ein Mensch geboren wird, ihm zu dem zu bestimmen, was sie wollen; so daß er sich in einen Wolf umwandeln kann, den die gemeine Thorheit Werwolf nennt? Hast Du geglaubt, daß es Waldfrauen gibt, die sich ihren Liebhabern zeigen und nach Belieben wieder verschwinden können?

An Frauen werden noch besondere Fragen gerichtet; so z. B.: „Hast Du zu gewissen Jahreszeiten in deinem Haus einen Tisch angerichtet und Essen und Trinken dazu und drei Messer auf den Tisch gelegt: damit, wenn sene drei Schwestern kommen, welche die alte Thorheit Parzen nennt, sie sich erquicken können?"

Die Speiseverbote scheinen sich, wie in der jüdischen Gesetzgebung, an die Verkehrungen gegen den Aberglauben anzuschließen. Es ist verboten, Thiere zu essen, die der Wolf zerrissen oder Vögel, die ein Siebvogel verwundet hat; man müßte sie denn vorher mit einem Eisen vollends getödtet haben. Gegen das Pferdefleisch-Essen hatte bekanntlich schon der heilige Bonifacius geeifert und es kam in der That als eine barbarische Sitte bald außer Gebrauch, bis neuerdings die Thierfreunde aus humanen Gründen es wieder einzuführen suchten.

Leider können wir eine Anzahl von Fragen nicht wiedergeben, die nur zu deutlich darthun, daß der Sinnengenuß in der gepriesenen altdeutschen Zeit mit einer wüsten, schmählichen Rohheit verknüpft war, von der man heutzutage kaum eine Ahnung hat. So ist beispielsweise der Umfang der Liebestränke in späteren Zeiten wenigstens geschmackvoller behandelt worden und endlich ganz entschwunden. Der Kundige, der jene Paragraphen aus der Quelle kennen lernen will, wird sich durch sie in der Ueberzeugung bestärken, daß es, allem Modegeschwätze sogenannter Culturhistoriker zum Trotz, in Deutschland auch in sittlicher Hinsicht immer besser wurde. Freilich haben wir zur Erklärung mancher Gebrechen des elften Jahrhunderts auf den oben erwähnten Umstand hinzuweisen, daß hier das deutsche Heidenthum nicht in seiner gesunden Wildheit, sondern in seinen verwilderten Resten vor uns steht. Wie einem Kinde verständige Züchtigung, so gereichte den Völkern jener Zeit die strenge kirchliche Uebung und die winkende Ruthe der Höllenstrafen zum Heil.

Berthold Auerbach als Gevattersmann *).

In den vierziger Jahren gab Auerbach erst zu Karlsruhe, dann zu Braunschweig den „Gevattersmann" heraus, einen Kalender, der wie in früheren Zeiten der Wandsbecker Bote und Hebels rheinischer Hausfreund unmittelbar dem Verständnis des Volkes entsprechen sollte. Man bemühte sich damals, besonders von Karlsruhe aus, die Grundgedanken des Fortschritts und der bürgerlichen Freiheit in gemeinfaßlicher Form zu bringen und so der politischen Bildung einen breiteren Raum zu schaffen. Dieses löbliche Streben blieb nicht frei von tendenziöser Trockenheit, wie sie sich namentlich in den Kalenderversuchen des im Uebrigen höchst ehrenwerthen Cohen (M. Honef) zeigte. Zu derselben Richtung gehörte auch Auerbachs Schrift „der gebildete Bürger", eine encyklopädische Folge von Betrachtungen für den Mittelstand des linken Centrums, der seine Bildung aus populären Handbüchern zieht, der seine Erholung in einem vernünftigen Gespräch auf dem Feierabendkeller findet und dessen Lebenspoesie in der Hochzeitrede ihren Gipfel erreicht. Nur Auerbachs lebhaft schillernder, modern bewegter Andrang verrieth auch hier einen Geist, der zu schöpferisch war, um sich im Dienste dieser Art von Volksthümlichkeit lange zu gefallen. Er wandte sich bald einer lebensvolleren Darstellung zu. Von dem Erfolg der „Dorfgeschichten" getragen, gab er in seinem Volkskalender eine bunte Reihe von Erzählungen, die sich manchmal bis zur Anekdote verengen, von Betrachtungen und Charakterzügen. Was ihm unter diesen Stücken das Werthvollste schien, hat er nun, mit später ren Arbeiten vermehrt, in dem vorliegenden ziemlich starken Bande zusammengestellt.

Daß das „Schatzkästlein" des Vortrefflichen Viel enthält, ist bei dem großen und verdienten Ruhme des Verfassers kaum zu bemerken nöthig. Der Gevattersmann findet mit seltenem, ja genialem Takt Geschichten auf, die einen Mittelpunkt, einen eigenthümlichen Grundgedanken haben. Hierdurch behalten manche dieser Erzählungen ein so ursprüngliches Wesen, wie nur irgend eine Volkserzählung es haben kann. Selbst in den anscheinend losesten Aufsätzen fehlt nicht ein solcher fester Kern, den man wie eine Anekdote nacherzählen dürfte. Auerbachs dichterische Begabung zeigt sich vornehmlich in treffenden, dem Leben innig abgelauschten Einzelheiten; seine Aperçu's sind, wie Freiligrath in dem bekannten Lobgedicht andeutet, oft zum Lachen und oft zum Erschrecken wahr. Dies ist ein Talent, dessen Wirkung durch kein Ersatzmittel zu erreichen ist. Leider bedingt aber dieser seltene Vorzug auch große Mängel der Darstellung. Die letztere beruht zu entschieden auf dem Detail, und wer nur irgend Sachkenner ist, bemerkt das Musivische der Arbeit. In den größeren Romanen stört außerdem das Bestreben, allen Stoff, der sich im Geiste des Verfassers angesammelt hat, herbeizuziehen, sowie die Manier, sich selbst und seine Absichten zu erläutern, auf seine eigene Meinung näher als dem Dichter ziemt hinzuweisen.

Für diese Fehler war in den kürzer gefaßten Dorfgeschichten wenig und ist in den vorliegenden Erzählungen des Verfassers gar kein Raum, so daß die Composition der meisten mehr als früher auch einem Guße ist. Der Vortrag ist durchgängig so brav, sinnvoll und anschmiegend, daß das Schatzkästlein es gar wohl verdient, dem Volk als ein ächtes Bildungsmittel empfohlen zu werden. Um es

*) Schatzkästlein des Gevattersmanns, von Berthold Auerbach. Stuttgart und Tübingen, Cotta 1856.

Digitized by Google

freilich an Hebels gleichnamiges Werk anzureihen, fehlt noch gar Manches, besonders die Schalkhaftigkeit, die Frische und Süße, dazu die Virtuosität, die Hebel in seinen astronomischen und anderen direkt belehrenden Abschnitten gezeigt hat. Wir finden den Ton etwas ehrbar und trocken für das eigentliche Volk, das von jeher seine innigen Liebesromanzen wie seine köstlichen Schelmenlieder sorgsam gepflegt hat. Einen willkommenen Vorzug behauptet dagegen der Gevattersmann durch die Gesinnung, welche seinen Styl und seine ganze Auffassung wohlthätig durchdringt. Auerbach ist ein Kämpfer für den Fortschritt im edelsten Sinne. Neuerdings haben Schriftsteller, die sich mit dem Volk beschäftigen, dasselbe hauptsächlich als den Träger des Herkömmlichen, und der historischen Gewohnheit dargestellt. Riehl erwarb sich Anerkennung, indem er nachwies, daß das Wesen der Volkssatur durch feinere und innigere Fäden bewegt wird, als das nur in der Einbildung der Aufgeklärten bestehende Maschinenwerk war. Aber mit dieser Entdeckung ist bereits zu viel gewirthschaftet worden; und wer die Sache redlich und einfach nimmt, sieht mit Unwillen das neuere Getreide eines W. H. von Horn und Anderer, die mit ekelhafter Absichtlichkeit ihre rohen, unbuldsamen Grillen in Volksschriften ausframen. Anders Auerbach; er warnt vor der kleinlichen Angst, die sich aus Eigenliebe an das Verkehrte anklammert und von den erweiterten Sphären des Daseins abwendet. Der grämliche Theorschreiber, der am dunklen Zwinger seiden Vorübergehenden anpoltert, wird bei ihm sinnbildlich zum Wächter der kunstmäßigen Abgeschlossenheit; aber Thor und Mauer fallen und auf Spaziergängen und Landstraßen entfaltet sich, dem Lesebuch zum Trotz, der freie, rege, wohlthuende Verkehr der Neuzeit.

So ist Auerbachs Denkungsart ein sittlich und geistig gehobenes Vorantreben, und nicht etwa die wohlbekannte kinderneurische Charakterprahlerei, die auf ihren engen Gesichtskreis nicht minder stolz ist als die Verehrer des Zopfes. Einige Naivetäten muß man übrigens bei dem Gevattersmann mit in Kauf nehmen, wie z. B. wenn in einer Geschichte die Verordnung angeführt wird, daß Nachts die Hausthüren verschlossen sein müssen, und der Verfasser dies unbillig findet, weil es in der Welt eines Jeden stehen müsse, ob er bestohlen sein will oder nicht. Diese Art von Kritik des Bestehenden ist doch wohl etwas primitiv.

Als Auerbach die Schwarzwälder-Geschichten dichtete, fand er in der damaligen Richtung der gebildeten Stände einen bedeutenden Vorschub. Der unwahren, rassinirten Salongefühle überdrüssig, erfreute sich auch die romanlesende Haute-Volée der einfachen Kost. Mit dem vorliegenden Buch unterzieht er sich als Volksschriftsteller einer stärkeren Probe. Da in den Erzählungen des Schafkäsileins alle leidenschaftlichen, zu überhaupt die psychologischen Motive in den Hintergrund treten, so darf der Verfasser diesmal von den höheren Ständen nur allenfalls eine pädagogische Theilnahme erwarten. Auch spricht er in den Einleitungsworten den Wunsch aus, es möge dies Buch seine Stelle auf seinem Brett an der Thür finden, wo man in der Bauernwohnung den geringen Leseverrath aufbewahrt. Diejenigen Literaten, die sich künstigen Ruhm vorspiegeln, geben meist ihren Träumen eine ganz andere Gestalt; sie sehen sich im Geist schon als die Gefeierten der Gesellschaft, als die Hervorgerufenen im Glanze der Theaterlampen. Diese beiden Aussichten auf Ruhm und Wirksamkeit sind der Perspective nach ebenso verschieden, im inneren Bewegtgrund aber vielleicht eben so identisch, wie Salon-Novelle und Dorfgeschichte.

Neue Bücher.

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856. — In den zahlreichen Schwierigkeiten eines neuen Werkes über Italien gehört auch die Wahl eines passenden Titels. „Reisebilder“ ist gar zu oft dagewesen, und doch würde dieser Ausdruck oder auch die Bezeichnung „Studien“ weit mehr geeignet sein, den Inhalt zu bezeichnen, als die gewählte Aufschrift. Eine zweite Schwierigkeit besteht darin, daß jedes Buch über das am meisten beschriebene und in den geschildertsten Gegenständen fabelte Land eine große Summe von Kenntnissen als allgemein verbreitet voraussetzen muß. Diesen Mißstand hat Gregorovius schon früher durch die Wahl von Corsica, und hier dadurch zu vermeiden gewußt, daß er Objecte erwählte, welche von der großen Straße abliegen und von der Masse der Touristen einer genaueren Bekanntschaft nicht gewürdigt worden; so Elba, Capri, Porto d'Anzo. Zu dem letzten, dem römischen Badeort, hat der Verfasser ein Gegenbild gegeben in einer Schilderung der Badeörter am samländischen Strande, welche im Sommer die Königsberger Bevölkerung empfangen. — Jemehr Eisenbahnen den Zugang zu Italien und theilweise das Reisen im Lande selbst erleichtern, um so zahlreicher werden die Besucher, aber desto flüchtiger auch die Bekanntschaft. Bei der früheren Art waren die Opfer an Geld und Zeit zu bedeutend, um einen oberflächlichen Besuch überhaupt zu unternehmen; man ging wohl vorbereitet und gründlich zu Werke. Während in Deutschland schon seit mehr als einem Menschenalter die Eilwagen für den Touristen den Besuch der kleineren Orte saft zu einer Unmöglichkeit gemacht haben, dauerte bis in die letzten Zeiten für Italien jene Reiseart mit Extrapost oder Vetturin fort, welche erlaubt, auch geringeren Sehenswürdigkeiten ein Paar Stunden zu widmen. Wenn man vier Tage von Rom nach Florenz, oder von Genua nach Nizza mit täglicher Mittagsrast reiste, so konnte man bequem die Brücke von Narni, den Wasserfall von Terni, die Wasserleitung von Spoleto, die Kunstschätze von Perugia, Foligno, Assisi und die Engelskirche, den Trasimenischen See und das kunstreiche Siena mitnehmen; man konnte auf einer andern Route die merkwürdigen Küstenstädte Savona, Albenga, Oneglia, San Remo, Bewimiglia, Mentone betrachten. Solche Punkte nun, welche den Flüchtigreisenden fremd bleiben, sind in vielen „Figuren“ geschildert, deren größter Theil früher ebenso in der Allg. Ztg. erschien, wie des Verfassers bekanntes Werk über Corsica. Nur die Idylle vom batischen Ufer ist dem „Deutschen Museum“ entnommen. Rom ist zweimal berührt, indem der Ghetto geschildert und Sitzen aus dem römischen Volksleben mitgetheilt werden. Wir heben nun, soweit es der Raum erlaubt, auf die Einzelheiten ein. — Ein Besuch auf Elba. Die Betrachtungen über Napoleons Exil auf dieser Insel hätten wir gerne gelesen. Sein Landhaus am Porto Longone fand Gregorovius 1854 unzugänglich, da es vom Fürsten Demidoff zu einem Museum Napoleonischer Erinnerungen eingerichtet wurde; Schreiber dieser sah es 1844 noch in verfallenem Zustand und in Benutzung eines Gärtners; schon war der Beweis von der Echtheit des Vorhalts gefallen, in welchem der einzige Schmuck des Gebäudes sich fand: ein schönes Kamin von Marmor und die Büsten von Napoleon und Elisa Bonaparte. Dort erzählte man, das Porto Longone habe die Absicht Napoleon's Rettungsinsel, was in der That viel wahrscheinlicher ist, als die Angabe von Gregorovius, daß er in dem von feindlichen Kreuzern weit mehr bedrohteren Hauptsafen Porto Ferrajo sich eingeschifft habe. — Der Ghetto und die Juden in Rom, eine meisterhafte Geschichte und Schilderung, als die in A. von Reumonts römischen Briefen. — Dann kommen neben den Sitzen aus Neukuhren, Sassau, Rauschen ꝛc. mit ihrer Bevölkerung von Fischern und Bernsteingräbern, zu deren Jugend doch schon das Paar'sche Lied:

Morgenroth, Morgenroth,
Tendirst mir zum frühen Tod,

durchgetrommelt ist, in deren Hütten zur Bataveli königsberger Professoren wohnen, die Sitzen aus Porto d'Anzo, Nettuno, Albura. Die römischen Figuren haben besonders Volksschauspiele im weitesten Sinn zum Gegenstand. Eine Schilderung von Capri, wo der Verfasser einen ganzen Monat verweilte, dalten wir für die gelungenste Partie des Buches. Höchst interessant sind seine Mittheilungen über die neuen Entdeckungen in der Grotte von Matremonio, oder vielleicht richtiger Matromania. Die Inschrift auf den Tod des Hyazinth deutet nach des Verfassers Ansicht auf Menschenopfer hin, die Tiberius dem Mithraa gebracht. Bei Gelegenheit der Erwähnung der blauen Grotte hätte der Verfasser auch der anmuthigen Schilderung Erwähnung thun sollen, welche Kopisch in Raumonis Italia von 1838 (abgedruckt im Bändchen 22. der Meyer'schen Miniaturbibliothek der deutschen Classiker) von der Entdeckung derselben entwarf. In dem vielverbreiteten Guide du Voyageur en Italie von Artaria in Mailand sind als Entdecker, statt der deutschen Künstler Kopisch und C. Fries, „deux Anglais“ angegeben! — Aus des Verfassers Vorliebe für idyllische Gegenstände kann man schon schließen, daß er den religiösen und politischen Zuständen der Gegenwart nur wenig Raum schenkt. Wir erwähnen dies nicht als einen Tadel, sondern zur Charakteristik des Buches, welches den Schilderungen W. Müllers und B. Waiblingers aus der darmlosen Zeit des Kunst- und Naturgenusses sich würdig anschließt. S.

— Wissenschaft und Sittenlehre, Briefe an Jacob Moleschott, von Mathilde Reichardt. Gotha, Schmidt, 1856. — Die Verfasserin hat bei ihrem innerten Kampf um religiöse Befreiung nach

Digitized by Google

jedem Bildungs-Element gegriffen. Ihre Literaturkenntniß umfaßt den zugänglichen Kreis naturwissenschaftlicher und ethischer Schriften; sie weiß in Burmeister's Schöpfung, wie in Wilhelm Humboldt's Briefen Bescheid, sie vertheidigt Goethe gegen Rudolf Gottschall und citirt Stellen aus Winckelmann wie aus Ludwig Feuerbach, besonders gern aus Forster; diesen sah sie in der Weise auf, wie ihn Moleschott's Buch geschildert hat. Das Lesen ist zwar ebenso unbestimmt, als im Vorangehenden gezeigen wurde, verfehlt; aber durch andere Vereinsse Moleschott's gehoben, gemeßt es doch Ankündigen ein großes Ansehen. Forster, der warme Idealist, gilt auch unserer Verfasserin als Schutzpatron von Anschien, die nie die seinigen waren. Ihre innigste Verehrung ist jedoch Moleschott selbst zugewandt, den sie ihren „großen Lehrer" nennt. Sie legt in ihre Anschauungen über höhere Dinge große Wärme der Empfindung; Denken und Fühlen ist in ihr eins. Dem Kindergarten entwachsen, hat sie sich zuerst pantheistischen Lehren hingegeben; aber diese gaben ihr keine Befriedigung. Alle Lehrer der Menschheit, die sie zum Theil in der sittlichen Zurichtung der jetzt modernen Bücher kennen lernte, ließen ihr Etwas zu wünschen übrig; „und dieses namenlose Erlebnis, sagt sie im ersten Brief, dieses Gefühl für meine dürftigere Seele, dieses haben Sie mir gegeben, Jacob Moleschott." In dithyrambischer Begeisterung spricht sie ihm ihren Dank aus. Die materialistische Lehre hat ihr die Welt mit Göttern gefüllt. Der Gewalt der Vergänglichkeit, welcher der Urgrund aller Bewandt und Verstimmung ist, verfenkte ihre Seele in Trauer; durch das Buch: „Kreislauf des Lebens" ward weiter Friede, Lust und Freude in ihr. In ihren Briefen bekundet sie die pamphlétischsten „Wahrheiten," die bei Moleschott vorgetragen sind, um jede in schwungvoller, lyrischer Sprache als eine Quelle der Beseligung zu preisen; namentlich die Lehre von der Naturnothwendigkeit der menschlichen Handlungen und der daraus hervorgehenden Schuldlosigkeit. In einer Besiehung ist sie consequenter als ihr Meister; sie verherrlicht in Moleschott mit Ehrfurcht, wenn er sich gegen die Todesstrafe erklärt. Wie nah dem Naturgesetz eine gesunde Prüfung die schwächere erreicht und pflanzt, ist oft so nach Mathilde Reichardt ganz in der Ordnung, daß die verderbte Gattung über rohe Naturanlagen den Stab bricht. Eigenthümlich ist ihr ferner die Bekämpfung der Ehe, dieser „Schranke, gegegen um das Centrum des Lebens der Menschheit." „Die formell geschlossene Ehe ist durchaus unsittlich, denn sie ist der Wahrheit und Schönheit feindlich im Wege, ist eine Verbündete der Lüge und Heuchelei; sie fesselt eine Blüthe, die nur entfesselt gedeiht, am Spalier zu ziehen." Die Verfasserin weiß gleichwohl die Anklage wegen falscher Emancipationsgelüste von sich. Auch, glauben wir, ist mit solchen Anklagen wenig getan; mit Verboten und Maßregeln trifft noch weniger. Wie entschieden wir den Materialismus verwerfen, haben wir bei jeder vergönnten Gelegenheit kundgegeben. Wir stehen in diesem Eifer, das Wesen der Dinge in der Erscheinung aufgehen zu lassen, in diesem Läugnen einer idealen Existenz ein Verbrechen gegen die Vernunft und Freiheit. Wir glauben jedoch, daß die Freunde der letzteren Manches genug sind, den Kampf aufzureichen. In diesem Kampfe sind Schriften wie die von Mathilde Reichardt, was die Kraft der Argumente angeht, freilich ohne alles Gewicht. Mit den mächtigen Problemen, welche die Geistesstark eines Calvin, Spinoza und Leibnitz in Anspruch nahmen, findet sie sich ab durch einen wirklichen Apperceimod der Form von Stadt, den sie bei Moleschott aufspielen. Ihre Briefe sind jedoch immerhin merkwürdig als Zeichen der Zeit. Der Enthusiasmus, der sich hier so sonderbar kundgibt, wäre in anderer Richtung zu einer schönen Schwärmerei geworden, wie sie in früheren Jahrhunderten die Schülerinnen Plato's hegten. Die gültigen Glaubensbekenntnisse erwecken der Natur der Sache nach seinen eine solche Glut der Anhänglichkeit, wie neue Lehren, die für erregbare Gemüther den Reiz des Unterwichtigen besitzen. Es ist an sich ziemlich gleichgültig, daß Mathilde Reichardt niederzuschreiben vermag: „Die Welt wird das göttlich Große erst dann erkennen, wenn sie an seinen Gott mehr glaubt." Wohl aber ist es für die Pathologie unseres Zeitalters interessant, daß auf derselben Seite (S. 21) die Worte stehen: „Die Religion ist des Menschen höchstes Gut. Sie ist das heilige Feuer im Prometheus seiner Seele, ist der Polarstern, um den die Welt seines Lebens sich dreht. Die Religion ist die aus Empfindung und Gedankenlosigkeit wie aus Thau und Sonnenlicht gewobene Blüthe des Lebens; sie ist die Krone des denkenden Wesens, die ihm Glanz und Glückseligkeit verleiht."

Feuilleton.

— Goethe und Mozart! Wie kommen diese beiden Namen zusammen? Einfach auf dem Zettel der Naturwissenschaft, und zwar der Unterschungen über Farbenlehre. Der alte Klopstock kam in seinen letzten Jahren, als er sich gegen Goethe und Schiller in eine üble Stimmung hineingerieret hatte, auf den Gedanken, der Erstere könne in mancher Beziehung als Plagiarius hingestellt werden. Er schrieb darüber im Jahr 1799 an Perther: „Haben Sie gelesen, was Goethe über die Farben gegen Newton geschrieben; und haben Sie, was vor ziemlicher Zeit Marat, da er noch nicht rasend war, über einen dieser Sache (mich dünkt im Merkur) und auch gegen Newton! Wenn Sie haben, so können Sie mir vermuthlich sagen, was Goethe von Marat genommen hat. Denn er ist (vielleicht nur zu Zeiten) ein gewaltiger Nehmer". — Marats „Entdeckungen über das Licht" waren bereits 1783 in deutscher Uebersetzung erschienen. Vergl. „Aus Herders Nachlaß, ungedruckte Briefe u. s. w." Frankfurt, Meidinger Sohn u. Comp. I. 213.

— Ludwig Bihl schreibt uns mit Bezug auf die Anekdoten, womit A. Meißner ihn verflichtet, Folgendes: „Da man mir nie Kränze gewunden hat, sollte man billig auch meine Individualität unangefochten lassen". In der That ist die von A. Meißner in diesem Fall gewählte Manier, sich als Heine's intriguer Nachfolger zu trieben, die wohlfeilste. In Deutschland hört man viele Prahlerei von Anstand und literarischer Würde; doch könnten wir gerade in diesen Dingen noch Manches von Frankreich und England lernen. In jenen Ländern wäre es völlig undenkbar, daß ein Schriftsteller, der seine Aufgabe kennt in hohem Sinn erfaßt und das Loos der Armuth ehrenvoll ertragen hat, um seiner alten Hutes und Rockes willen verhöhnt würde. In Deutschland ist, so viel uns bekannt, kaum die und da eine Mißstimmung gegen die persönlichen Stellen in Meißners „Erinnerungen an Heine" laut geworden. Uebrigens hat Bihl vor etwa einem Jahr eine Staatsanstellung als Lehrer der deutschen Sprache in Coutances in der Normandie (Departement de la Manche) erhalten; neuerdings hat sich seine Lage noch verbessert, indem er an eine einträglichere Stelle nach Laval in der Bretagne versetzt wurde.

— Kaiser Joseph der Zweiten Anwesenheit in Paris machte bekanntlich in den siebziger Jahren einen kaum geringeren moralischen Eindruck auf die Franzosen, als bald nachher Franklins Erscheinen daselbst. Sie stellten den guten Monarchen nicht minder als den grundgescheiten Republikaner im Geiste vom hohlen Prunk und Scheinwesen ihres eigenen Hofes gegenüber. Die Beiden waren in ihrer einfachen Erscheinung die Vertreter einer bürgerlichen, volksthümlichen Regierungsweise. Das höhnische französische Epigramm, das mit Bezug auf den Großen Zaltenstein (unter diesem Namen reiste Kaiser Joseph) diesen Gedanken ausdrückt, wird meist in ganz unrichtiger Fassung mitgetheilt; es lautete:

A nos yeux étonnés
Falkenstein a montré
La majesté sans faste.
Par un honteux contraste
Nous lui avons montré
Faste sans majesté.

Zu deutsch:

Vor unsern Augen zeigte Falkenstein
Die Majestät, doch ohne Prahlerschein.
An unserm Hof hat er leicht erspäht
Den Prahlerschein, doch ohne Majestät.

— Im zweiten Bande seines „Mozart" berichtet Otto Jahn über die bisher gemachten Versuche, den Idomeneo auf die Bühne zu bringen. In Cassel machte man den Anfang im Jahr 1802; vier Jahre später versuchte man es in Wien mit einer neuen Bearbeitung von Treitschke, welche in derselben Jahr auch in Berlin gegeben wurde. Nach einer langen Pause wurde Idomeneo 1819 wiederum in Wien mit mancherlei Abkürzungen, Aenderungen und einer Einlage von Seyfried aufgeführt, welchem Beispiel zunächst Königsberg im Jahr 1821 folgte. Hierdurch trat eine lange Ruhe ein. Dann machte Weimar im Jahr 1840 den Anfang, bewächtlich folgte München 1845, wo auf die Anregung König Ludwigs Idomeneo öfter, vielleicht auch schon früher gegeben worden ist, ferner Frankfurt 1846, endlich Dresden, wo Idomeneo seit dem Jahr 1853 sich auf der Bühne erhalten hat. Der Erfolg ist überall ziemlich derselbe gewesen: große Freude der eigentlichen Musikliebhaber und Kenner, Gleichgültigkeit oder rasch vorübergehende Theilnahme des großen Publicums, das den Voraussetzungen fern steht, ohne deren Bekanntheit ein guter Theil der Oper allerdings nicht zugänglich ist. Im Concertsaal hat sich Idomeneo vorzüglich erhalten. Aufführungen der ganzen Oper kamen immer von Zeit zu Zeit vor, und einzelne Stücke, wie die letzten Scenen des zweiten Acts, die Scenen im dritten Act vom Auftreten des Oberpriesters bis zum Gebet des Idomeneo sind fortwährend beliebt gewesen.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Sgr. Gut., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Cr. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 41. Frankfurt a. M., den 11. October 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Die Blumennixe. Novelle von Alexander Büchner.

Urtheile über Amerika und literarische Quellen desselben. Von Theodor Hilgard. (Schluß.)

Ueber die Wirkungen des Blitzes. Von Dr. Wilhelm Stricker.

Feuilleton: Jehuda Halevi. — Erzgießerei in München. — Neues Alphabet in Westafrika. — Goethe über Voß.

Bühnenschau. Tempelitzy's Klytämnestra, von Q. F.

Die Blumennixe.

Novelle von Alexander Büchner.

I.

Es war Morgens zwischen drei und vier Uhr, als sich bei hellem Mondlicht ein junger Maler im Nachen auf den leichten Wellen des Zürisees schaukelte. Ein Gewitter hatte am Abend vorher über den Schwyzer Alpen gedröhnt und einige Ableger seiner schweren Wolken über den Zuger Berg breidder auf den Albis gesandt, von welchem aus sie ihre lauernden Fittiche an dem ganzen See hinbreiteten. Gegen Morgen aber empörte sich die kalte Luft über dem Wasser gegen die warmen, wollüstigen Wolken, und diese verschwammen in weiße Nebelmeere, welche zuerst um die Spitzen der zackigen Höhen hinwogten, dann, wie von der langen Nachtwache ermüdet, an denselben herabrutschten und sich endlich breit und bequem auf dem flachen Seespiegel niederstreckten. Ganz glatt ging diese Entwickelung freilich nicht ab, denn der Mond, welcher erst spät aufgegangen, sich an seinem runden, gelben, von der Fluth wiedergespiegelten Gesicht gar nicht satt sehen konnte, schoß feindlich seine spitzesten Strahlen auf die Nebelhüllen und vermochte sie einige Zeit lang zu zertheilen. Als aber die im Osten aufgeraunde Dämmerung seinem Licht Concurrenz zu machen begann und ihn entbehrlich zeigte, steckte er sich gern freiwillig hinter die weißen Dünste und lugte nur manchmal mit einer rothgelben Fratze zwischen denselben hervor.

Der Maler hatte von jenen wechselnden Luftgebilden sowohl als Dem, was sie bald verhüllten, bald sichtbar werden ließen, Manches in sein Buch skizzirt; allein als sich endlich die Nebel immer tiefer und dichter herabsenkten, und eine empfindliche Morgenfrische über das Wasser strich, da überfiel ihn plötzlich eine übermächtige Abspannung und Schläfrigkeit. Er griff zwar sogleich nach einer zwischen seinen Füßen liegenden Flasche, allein einige Züge des darin enthaltenen schweren Burgunders waren zwar zur Erwärmung, nicht aber zur Anregung geeignet, und so kam es denn, daß er nur noch instinktmäßig die rechts und links im Wasser treibenden Streichruder einzog und dann, den Kopf zwischen die Hände gestützt, in einen tiefen Schlaf versank.

Alsbald begann ein Traum in ihm zu arbeiten; in demselben wogten die Nebel, welche er in seinen Skizzen festgehalten hatte, wieder vor seinen Augen, allein sie hatten nicht den Mond, sondern die glänzend aufsteigende Sonne zum Feind und warfen sich vor den Lichtstrahlen nicht auf die Fluth nieder, sondern vertheilten sich in viele einzelne, weißglänzende Massen, und diese gestalteten sich alsbald zu ebensovielen Seejungfrauen, deren blendendweiße Formen bis an die Hüften aus dem Wasser hervorragten. Sie lachten und spielten, fuhren bald wirr und ungeordnet durcheinander, bald vereinigten sie sich in einen Kreis zu langsamem, gleichmäßigen Bewegungen, endlich näherten sie sich dem Schiffchen des Malers und schlossen dasselbe in ihren Ring ein. Erstaunt und erfreut beobachtete dieser die zugleich sonderbaren und anmuthigen Bewegungen der Nixen, die Hebung und Senkung ihrer Arme, die Bewgungen des Korpes und die Schwankungen des schlanken Oberkörpers. Da stimmten sie mit silberhellen Glockenstimmen einen reizenden Chorgesang an, welcher von dem Preis ihrer Schönheit, allein auch von ihrer eignen Perfidie und Untreue und von den mannichfachen Beziehungen der irdischen Menschen, insbesondere der Männer, zu ihnen handelte.

Dem Maler wurde es am Ende unheimlich in dieser zweideutigen Gesellschaft, welche sich immer näher an seinen Nachen drängte, er legte also seine Ruder wieder aus und fuhr mit lautem Klatschen derselben gegen den Kreis an. Der Gesang wurde dadurch unterbrochen, allein die Nixen ließen ihn ungestört passiren und er glaubte sich von ihnen befreit, als er plötzlich die Augen erhebend bemerkte, daß sich Eine derselben mit ihren kleinen, weißen Händen ihm gerade gegenüber an das Hinterbrett seines Nachens gehängt hatte und ganz lustig mit ihm davonschwamm, während sich der tanzende Reihen der Andern in der Entfernung verlor. Sogleich bemerkte er auch, daß die angehängte Last ihn eher fortließ, als daß er sie zog, denn obwohl er nur sehr lässig mit den Streichrudern arbeitete, so flog doch sein Boot so schnell voran, als ob es von vier kräftigen Rudern getrieben würde.

Die Nixe sah ihn mit glänzenden, dunkeln Augen unverwandt an, ihr Gesicht war von feiner, regelmäßiger Schönheit, das dunkelgrüne Haar trug sie auf der Mitte des Kopfes zusammengesteckt, von wo es in langen, glitzernden Wellen in das Wasser hinabtauchte; darüber schlang sich ein leichter Kranz aus vielfarbigen, feurig glänzenden Blumen.

Eine fast schmerzhafte Gluth strömte aus den Blicken der Blumennixe in den Maler über, er suchte einige Zeit lang vergeblich den magischen Einfluß von sich abzuwehren, endlich aber faßte er sich ein Herz und rief sie an; allein so laut er hatte sprechen wollen, so konnte er doch nur die kaum gestürzten Laute hervorbringen:

„Wer bist Du, und was willst Du von mir?"

Die Nixe lachte.

Digitized by Google

„Wer ich bin?“ sagte sie dann, „die Blummennire, das spricht von selbst durch den Kranz, den ich trage, dessen Bedeutung ein so arger Blumennarr wie Du wohl hätte begreifen können. Und was ich will? das ist noch selbstredender. Dich will ich, Dich, ganz wie Du hier bist!“

Als der Maler eine halb unwillige, halb erschreckte Bewegung machte, fuhr sie lachend fort:

„Wer heißt Dich auch, Menschenwichtlein, zur Nachtzeit, wenn andere ehrliche Leute schlafen, auf dem See in unserem Revier herumfahren? Der Tag ist Euer, er ist lang genug, der leichtsinnige Nachtschwärmer aber, der unsere Spiele und Lieder ausspionirt, ist uns verfallen!“

Immer fester richtete sie dabei ihre Augen auf die des Malers, immer empfindlicher wurde die Gluth, welche ihn von dort aus durchströmte, es war ihm, als ob eine brennende Sonne heiß in sein Gesicht strahlte. Da wurde er zornig und drohend erhob er sein Ruder gegen die Blumennire mit dem Ruf:

„Fahr' zum Teufel, verdammte Hexe!“

In die Augen der Seebewohnerin traten zwei volle Thränen, ihr Gesicht nahm den Ausdruck des tiefsten Schmerzes an, ihrem Munde entschlüpfte ein nur halblauter, allein durchdringender Schrei, dann ließ sie das Schiffchen los, welches durch diese Bewegung einen plötzlichen und starken Stoß erhielt, und unter lautem Rauschen, Branden und Aufwogen der Fluth verschwand sie in derselben. Der Nachen des Malers schwankte auf gewaltigen Fluthen auf und ab, ein abermaliger harter Stoß erfolgte, und der nächtliche Schiffer erwachte.

II.

Sein erster Blick fiel in das Gesicht eines jungen Mädchens, welches sich über ein Geländer am Ufer des See's, wo sein Nachen angestoßen war, herabbeugte und ihn mit großen Augen, die ihm im ersten Augenblick die der Nire zu sein schienen, anlachte. Ehe er noch recht zu sich kommen konnte, fielen ihm schon die folgenden, mit heller Stimme gesprochenen Worte in's Ohr:

„Was denken denn der Herr, so auf dem Wasser zu schlafen, statt den Dampfschiffen auszuweichen? Wenn Sie nun in den See gefallen wären — ich hätte Sie nicht herausgezogen!“

Während dieser Ansprache kam dem Maler sein volles Bewußtsein zurück, und er gewahrte, daß er an dem sonnenhellen Morgen, welcher während seines Schlafes angebrochen war, schon in einer großen Leibes- und Lebensgefahr geschwebt hatte, denn noch rollten die Wellen des neuen eisernen Schnellweges, welches seit Kurzem den See durchkreuzte und soeben ganz dicht an ihm vorbeigefahren war, brausend an's Ufer und schnellten sein leichtes Schiffchen hin und her. Die Dankbarkeit seiner Traumgespenster wichen jetzt ganz von ihm, als das Mädchen, immer noch vom Geländer herablehnend, zu ihm fortfuhr:

„Haben Sie denn nicht gehört, wie der Conducteur Ihnen pfiff? Und die Passagiere und ich, Alle haben Ihnen gerufen, denn für das Schnellboot war es saß unmöglich, noch auszubiegen, da es dort um die Ecke herumkam, und man Sie erst bemerkte, als der Schnabel schon dicht an Ihnen war. Aber eine glückliche Wendung des Steuerruders hat Sie doch noch gerettet, denn Sie waren nicht im Fall auszuweichen und könnten sonst jetzt Ihren tiefen Schlaf — und bei diesen Worten deutete die Sprecherin mit schalkhaftem Blick auf die Flasche im Kahn — im See fortsetzen, wo er am tiefsten ist“.

Während dieser Worte hatte der Maler sein Fahrzeug an ein Landungstreppchen getrieben, welches neben dem Geländer angebracht war, legte es dort mit der Kette fest und trat dann zu dem Mädchen hinauf, auf welchem seine Augen sogleich bewundernd hafteten.

Sie war, mit einigen geringen Abweichungen, in die malerische Tracht der Gegend am Jürister gekleidet. Ein flacher Strohhut mit einem breiten, blaßrothen Band, das in zwei langen Schleifen nach hinten herabfiel, ruhte auf der Mitte des Kopfes; darunter waren reiche, prächtige Zöpfe von dunkelblondem, glänzendem Haar zusammengeflocht, vorn war das Haar einfach gescheitelt und lag glatt auf Schläfen und Wangen an. Unter dunkeln, feingezeichneten Brauen und dichten, schwarzen Wimpern schimmerten tiefbraune Augen, welche, für die übrigen Verhältnisse des Kopfes fast zu groß, bald schalkhaft lachten, bald aber auch voll aufgeschlagen, den lieblichen Ausdruck des niedlichen Gesichtchens mit einem madonnenhaften Glanze überstrahlten. Eine wohlgebaute weiße Stirn, ein Paar volle in durchsichtigem Roth strahlende Wangen, welche ein zierliches Stumpfnäschen einklemmten, ein kleiner rother Mund und ein rundes Kinn mit einem kaum merklichen Grübchen vollendeten im Verein mit dem ebenmäßigen Bau der kleinen Gestalt und den niedlichen Händen und Füßen eine Erscheinung, wie sie als Staffage zu der lieblichen Gegend am See nicht trefflicher gedacht werden konnte. Um den Hals trug das Mädchen ein kleines blauseidenes Tuch und unmittelbar daran schloß sich der schwarzsammtne Brustlatz, welcher etwa eine Handbreit und mit silbernen Buckeln und Ketchen verziert, den oberen Theil der Brust quer verdeckte. Unter demselben quillt eine blendende Chemisette in weißen Falten hervor, verliert sich aber sogleich wieder in dem Mieder, welches aus ungebleichtem Leinenstoff besteht. Eine gleichartige, sehr weite und breite Schürze fällt von da über einen schwarzseidenen Rock herab. An dem Arm des Mädchens hing ein leichtes Strohkörbchen, voll von schönen frischgepflückten Blumen. Einige derselben hielt sie in der Hand, um ein Sträußchen daraus zu bilden, welches, als es fertig war, unter dem Brustlatz befestigt wurde.

„Sie stehen da, als ob Sie immer noch nicht ausgeschlafen hätten“, scherzte die Kleine weiter, da der Maler sie immerfort anstarrte ohne zu reden, „sind Sie vielleicht in einem angenehmen Traum gestört worden, welchen Sie gern verlängern möchten?“

„Nein, nein!“ versetzte der Maler lachend, „denn ich will nicht hoffen, daß Sie die in eine Seejchönheit verwandelte, grünhaarige Wasser- und Blumennire sind, von welcher ich träumte, daß sie mich auf den Grund des See's entführen wolle. Allein Spaß bei Seite! Wer sind Sie, und wo bin ich?“

„Ich bin ein Mädchen, und Sie sind am See“, versetzte die Kleine lachend. „Allein, wie Sie sagen, Spaß bei Seite! Sie sind ein gutes Stück von der Stadt entfernt, eine Stunde gerade über den See hinüber, und zwei, wenn man auf der Landstraße geht. Haus und Garten heißt der Blumenhof und gehört meiner Tante. Als deren Mann noch lebte, wurde hier Wirthschaft getrieben, seitdem aber hat man sie aufgehoben, und wir geben nur noch manchmal eine Flasche guten Wein ab an einige alte Stammgäste, die mit dem Dampfschiff gefahren kommen oder um den See herum hier auslaufen. Was mich angeht, so nennt man mich Wilhelmine oder auch — —“

„Minnalein“, fiel der Maler ein, als das Mädchen stockte, „hab' ich's getathen?“

„Vollkommen“, lachte die Kleine wieder. „Sie sind gewiß ein Gelehrter.“

„Nein, nein! nur ein Farbenverderber! Aber wenn man Nachts geschwärmt hat und dann so mir nichts dir nichts an's Land geworfen wird, hat man wohl einigen Anspruch auf das Erbarmen guter Menschen, und darum, liebstes Minnalein, wollen Sie mich einmal für Einen Ihrer Stammgäste ansehen und mir ein Frühstück gönnen! Mir ist nämlich ganz erbärmlich zu Muthe!“

„Ach, das können Sie haben“, meinte das Mädchen, „befehlen Sie Kaffee?“

„Kaffee ist gerade mein Fall nicht, eine von den erwähnten Flaschen mit etwas Pikantem wäre mir lieber“, versetzte der Maler kleinlaut, „übrigens —“

Digitized by Google

„Wie Sie wollen“, unterbrach Minnalein, nilte davon und schon nach einigen Minuten saß sich der Maler ganz nach Wunsch ferwirt an einem runden Tischchen, welches unter dem Schatten eines großen Birnbaums dicht am Ufer angebracht war. Während er sich stärkte, rückte sich das Mädchen einen Stuhl an das Geländer und setzte, mit einem Strickzeug beschäftigt, ihr Gespräuder über das Abenteuer des Malers wie über die Verhältnisse des Blumenhofs fort.

„Und was sind Sie denn für ein Landsmann“, fragte sie endlich, als er grendet hatte und auf seinem Sitz unter dem Baum die von der Nachtfahrt noch etwas steifen Beine ausreckte, „denn daß Sie weit her aus dem Reich kommen, das hört man gleich an der Sprache“.

„Ich!“ versetzte der Gefragte mit einem gewissen Stolz, „ich bin ein Rheinländer, vom schönen Mittelrhein, der mit seiner breiten Fluth und seinen anmuthigen Ufern Euerem See nicht viel herausgibt und ein Kraut bei sich wachsen läßt, sehr verschieden von dem biesigen Seegift, den vortrefflichen Herrliberger hier vor mir förmlich und feierlich angenommen“.

Er wollte sich eben weiter in das Lob seiner Heimat vertiefen, als ihn der freudige Ausruf des Mädchens unterbrach:

„Vom Rhein! vom Rhein! Da sind wir ja Landsleute, denn die Rheinländer gehören Alle zusammen! Bei mir zu Hause ist er freilich noch nicht groß, allein um so schöner“.

„Wie noch mehrere kleine Leute“, fiel der Maler lächelnd ein, „und wo sind Sie her, wenn ich fragen darf?“

„Ich bin drüben in Oestreich zu Hause“, war die Antwort, „aus Feldkirch im schönen Vorarlbergerland, kaum eine Stunde vom Rhein weg“.

Minnalein richtete bei diesen Worten ihre Augen über den See hinüber nach der Stelle, wo die dunkeln Tannenhöhen des Pfannenstiels den weiteren Ausblick nach ihrer Heimat hemmten, und ihr Gesicht nahm dabei einen so wehmüthig sehnsüchtigen Ausdruck an, daß der Maler sie wieder entzückt anstarrte und ihm unwillkürlich das Wort: Madonna! entschlüpfte.

„Madonna!“ rief das Mädchen erstaunt, „wie wissen Sie —“

„Was?“

„Daß ich zu Hause in der Kirche als Madonna gemalt bin? Unser Anstreicher ruhte nicht, bis ich ihm dazu saß!“

„Und er hat Recht gehabt,“ rief der Gast, „ich hätte es auch so gemacht, ich bin auch ein Maler, Madonna!“

(Fortsetzung folgt.)

Urtheile über Amerika und literarische Quellen derselben.

Von Theodor Hilgard.

(Schluß.)

Also von Denen, die in Amerika Schiffbruch gelitten, diesen wir seine Wahrheit erwarten. Werfen wir nun einen prüfenden Blick auf die Reiseberichte. Gesetzt auch, der Reisende sei ein Mann von Geist und beobachte ohne Befangenheit, — gesetzt er lege nicht, wie Capt. Hall, Miß Trollope, Charles Dickens und fast alle Engländer, eine entschiedene National-Antipathie, er reise also nicht von vornherein in der Absicht zu tadeln und zu spotten, um seinen Landsleuten eine pikante, ihrem Nationaldünkel schmeichelnde und ihr Zwerchfell erschütternde Lektüre zu bereiten, — gesetzt er sei nicht vom Abneigung gegen das republikanische Princip erfüllt, — gesetzt, er sei bei der rechte Mann, — so darf man doch nur Geringes von ihm erwarten, in so fern von einer gründlichen Würdigung die Rede ist. Denn was lernt ein Reisender eigentlich kennen? Die Transportmittel, durch welche er von einem Orte zum andern gelangt; die Gesellschaft, die er zufällig auf dem Dampfboote oder in dem Eisenbahnwagen antrifft; die Qualität der Mahlzeiten, die ihm vorgesetzt werden und der Betten, in denen er schläft; die Behandlung, die er in diesem oder jenem Gasthofe erfährt, und andere Neben- und Außendinge, die noch lange nicht hineichen, um ein Land und dessen Zustände zu charakterisiren, — die ihm noch überdies höchst unvollkommen und zufällig bekannt werden und die er um so einseitiger aufzufassen pflegt, als er die mitgebrachten Ansichten und Gewohnheiten als Maßstab anlegt. Selbst von der äußern Beschaffenheit des Landes sieht der Reisende in der Regel Nichts, als was sich rechts und links des Flusses, der Eisenbahn oder Landstraße im Vorüberfliegen seinem Blicke bietet, und das Aeußere der Orte, die er betritt. Sodann sind größere Städte gewöhnlich das Ziel der Reisenden und nur hier pflegen sie Halt zu machen. Große Städte aber sind nicht die Orte, wo man ein Land und dessen eigenthümliche Zustände studiren muß; denn große Städte und ihr Treiben sind in der ganzen civilisirten Welt einander sehr ähnlich und oft dem Leben des innern Landes sehr unähnlich. Der Kern der Bevölkerung ist überall auf dem Lande zu suchen, ganz besonders in den Vereinigten Staaten, wo ein ungewöhnlich bedeutender Theil der Bevölkerung das Land bewohnt und wo diese Landbewohner im Durchschnitt keine rohe Masse, sondern Leute von Verstand, von praktischer Tüchtigkeit, von unabhängigem Sinn und von einer gewissen Bildung, mit einem Worte, wo sie selbstständige, denkende und mitregierende Staatsbürger sind. Diesen wichtigsten, interessantesten und mächtigsten Theil des amerikanischen Volkes aber lernt der bloße Reisende in der Regel wenig oder gar nicht kennen, weder im öffentlichen noch im häuslichen Leben. Nur ein langer, unmittelbarer Verkehr mit diesen ehrenwerthen Menschen kann ein gerechtes und kundiges Urtheil über sie und ihren Einfluß auf das amerikanische Gemeinwesen und Leben begründen. —

Was die Zeitungsliteratur betrifft, so wird Niemand, dem es mit der Wahrheit ernst ist und der diese Dinge kennt, auf Zeitungs-Artikel und Correspondenzen großes Gewicht legen, da sie meist eine Parteifärbung haben und nur zu oft auf leeren Gerüchten, Hörensagen und Mißverstand beruhen. Und dennoch übt diese Aller-Literatur einen größern Einfluß auf die öffentliche Meinung als sehr andere, aus dem einfachen Grunde, weil sie einen größern Lesekreis hat und weil nicht jeder Leser kritisch liest. Man darf daher nicht unbeachtet lassen, daß die englische Zeitungspresse — und aus dieser schöpft auch die deutsche meist ihre Artikel über Amerika) — durchaus feindselig gegen die Vereinigten Staaten gestimmt ist und es von jeher war, wenn auch John Bull bisweilen — nämlich da, wo sein Interesse es erfordert — dem Bruder Jonathan eine affektirte Freundlichkeit zeigt und ihm mit innerlichem Widerstreben die Hand reicht. Dieser unfreundliche Geist (den übrigens die Amerikaner von Herzen erwiedern) entspringt hauptsächlich aus zwei Quellen, von denen die eine in der Vergangenheit, die andere in der Zukunft liegt. Die erste ist die Erinnerung an die gewaltsame Losreisung der Vereinigten Staaten von England und an die beiden daraus hervorgegangenen Kriege, die bekanntlich zum Nachtheil Englands ausfielen; die zweite ist Eifersucht, Rivalität. Der Engländer verhehlt sich nicht, daß seiner Uebermacht zur See und seinem Uebergewicht im Welthandel von Amerika her die größte Gefahr droht, und zwar in nicht sehr entfernter Zukunft. — Diese Besorgniß ist begründet durch die einfache Thatsache, daß der Unternehmungsgeist der Amerikaner den der Engländer noch übertrifft, und daß die Vereinigten Staaten ein Gebiet besitzen, dessen Bevölkerung seit der Unabhängigkeitserklärung sich um das Sechsfache vermehrt hat, und dessen Ausdehnung und Fruchtbarkeit für dreihundert Millionen Einwohner reichlich genügt. Wer den neuesten Zeitungsgeschwätz der englischen Presse in Betreff der ungesetzlichen Rekrutirung in den Vereinigten Staaten, der Auslegung des Vertrages über Central-Amerika, besonders aber des lächerlichen Vorfalles bei einem Lever der Königin Viktoria —

Digitized by Google

(wo ein amerikanischer Professor der Militärschule von Westpoint abgewiesen wurde, weil der englische Ceremonienmeister dessen Amts-Uniform, die ihm zu einfach erschien, nicht als solche anerkennen wollte) — einige Anfmerksamkeit geschenkt hat, wird keinen Augenblick bezweifeln, daß die feindselige Stimmung fortwährend in voller Stärke herrscht und daß sie zu immerwährenden Entstellungen, Verleumdungen und Spöttereien führt, die John Bull natürlich mit Entzücken lieft. Wer etwas tiefer blickt, wird überdies erkennen, daß der Engländer, dem Amerikaner gegenüber, auch noch von einer andern Art geheimer Eifersucht geplagt wird, die sich auf den praktischen Werth der beiderseitigen Staatseinrichtungen für bürgerliche Freiheit und Wohlfahrt bezieht. Der Engländer sucht sein halb monarchisch-aristokratisches, halb republikanisches Staatswesen mit der rein demokratischen Verfassung der Vereinigten Staaten in vortheilhaften Gegensatz zu bringen, und daß dies meist durch die einseitigste Auffassung, zuweilen durch Verdrehungen und gräuliche Lügen geschieht, ist begreiflich genug.

Die deutsche Zeitungspresse ist im Allgemeinen weniger leidenschaftlich gegen Amerika eingenommen, wie es schon der tiefere Rechtssinn des Deutschen erwarten läßt; aber auch sie verfährt einseitig. Einmal, weil sie dem Einflusse der amerika-müden Schriften und anderer seichten Berichte natürlich nicht entgeht; — zweitens weil sie, wie bemerkt, meist aus englischen, mithin unsautern Quellen schöpft; — drittens endlich, weil in Deutschland eine seltsame Tendenz herrscht, von oben herab die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten in Mißkredit zu bringen und davon abzuschrecken, eine Tendenz, in welche die meisten Zeitungsblätter mit einstimmen. Wir nennen sie seltsam, weil die Auswanderung, richtig beurtheilt, weder eine unerfreuliche, noch eine für Deutschland nachtheilige Erscheinung ist, sondern in dem großen, diesmal nicht schwer zu verstehenden Plane der Weltordnung liegt. Hätte sie nicht gute, natürliche und unabwendbare Ursachen, so würde sie nicht in diesem Maße stattfinden, und fänden nicht die Auswanderuden, der großen Mehrzahl nach, das was sie suchen, so würde sie nicht fortdauern. Irland ist bekanntlich jetzt bei weitem glücklicher und zufriedener als vor zehn Jahren, und es hat dies hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß einige Millionen seiner überflüssigen und verarmten Bevölkerung nach Amerika abgeflossen sind. Es ließe sich über diesen wichtigen und interessanten Gegenstand noch Vieles sagen, aber hier ist nicht der Ort dazu.

Dieser amtlichen und journalistischen Antipathie gegen den Auswanderungsdrang der untern Schichten ist es auch zuzuschreiben, daß von den Millionen von Privatbriefen, die alljährlich aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland gelangen, neuerdings nur diejenigen Publicität zu erhalten pflegen, welche ausnahmsweise Ungünstiges berichten. Wir sagen ausnahmsweise, — denn die ungeheuere Mehrzahl dieser Briefe enthält Günstiges, und daher sind sie es hauptsächlich, auch denen die Auswanderungslust ihre Zuversicht schöpft, und die ihr zugleich bei der Ausführung als Anhaltspunkte dienen.

Nun auch einige Worte über die amerikanische Zeitungsliteratur. Hier ist nun vor Allem höchst auffallend, ja fast unbegreiflich, daß der deutsche Universalgeist von der amerikanischen Journalistik so gut wie keine Notiz nimmt, als ob sich Deutschland und Amerika einander von ferne nichts angingen! Und doch gibt es in Amerika, wie überall, ausgezeichnete Talente unter den Journalisten. Wir wissen nicht, ob in andern deutschen Lesekabinetten amerikanische Zeitungen aufliegen und gelesen werden *). Aber in Heidelberg, wo der Verfasser dieser Bemerkungen lebt, — in dem berühmten, gelehrten, geistreichen Heidelberg, hält das Museum (die bedeutendste Lesegesellschaft) wohl eine Unzahl von deutschen Zeitungen — worunter höchst unbedeutende — und etwa ein halbes Dutzend englische, aber keine amerikanische. Früher hielt es eine solche (den „New-York Herald", welch feine glückliche Wahl) — jetzt ist auch diese abgeschafft. Dies paßt saum zu dem Streben der Deutschen nach gründlicher Universalität.

Wir müssen freilich der Wahrheit zur Steuer die Bemerkung hinzufügen, daß selbst die amerikanischen Zeitungen, so interessant und belehrend sie für das Ausland sein würden, doch in einer Beziehung großen Mißverstand veranlassen können, nämlich im Gebiete der innern Politik der Vereinigten Staaten. Denn fast alle amerikanischen Zeitungen sind (wie die englischen, jedoch in noch schärferem Sinn) Parteiblätter, wie es in einer Republik kaum anders sein kann, wo alle großen Angelegenheiten des Gemeinwesens öffentlich besprochen werden, wo die Ansicht der Mehrzahl Alles entscheidet und wo sonach jede Partei alle denkbaren geistigen Waffen gebraucht, um die gegnerische Ansicht zu entkräften. Ein Blatt, welches diesem Kampfe fremd bliebe oder keine bestimmte Farbe annehmen wollte, würde nicht gelesen werden. So erlaubt und heilsam auch ein solcher Kampf an und für sich ist, so bringt doch die menschliche Schwäche und Leidenschaftlichkeit mit sich, daß er nicht mit Mäßigung geführt wird, — daß namentlich stets die herrschende Partei von der schwächern mit unbändiger Heftigkeit angegriffen wird, wobei es an Entstellungen, Lügen und Anklagen in Betreff der hervorragenden Persönlichkeiten und ihres Wirkens, bei unbeschränktester Preßfreiheit, nicht fehlen kann. Dies Alles hat an Ort und Stelle wenig Nachtheil, da man weiß, wie es zu nehmen ist. Man lacht oder zuckt die Achseln über das Gelesene, macht einen Scherz darüber, bleibt bei seiner Meinung und geht ruhig an seine Geschäfte. Im Auslande aber erweckt dieser scharfe Federkrieg leicht die Meinung, als sei in den Vereinigten Staaten Alles in der fürchterlichsten Aufregung und Unordnung, als herrsche in gesellschaftlichen und politischen Zuständen die tiefste Verderbniß und als könne ein solcher Unfug unmöglich mehr lange dauern. Ja man könnte in der That mit lauter wörtlichen Stellen aus amerikanischen Zeitungsblättern ein Bild der dortigen Zustände zusammenstellen, vor welchem jedem ehrlichen Deutschen das Haar sich sträuben würde, — und doch wäre es nichts als eine Phantasmagerie. Englische Blätter benützen übrigens diesen Umstand nicht selten, und ihre schärfsten Satiren über Amerika sind oft wörtliche Citate aus dortigen Zeitungen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich wohl zur Genüge, — und dies war der einzige Zweck dieses Aufsatzes, — wie behutsam der Deutsche, dem es um Wahrheit zu thun ist, in seinen Urtheilen über amerikanische Verhältnisse sein sollte, — wie unsauer und unzuverlässig die meisten Quellen sind, aus denen er bisher schöpfte und wie wünschenswerth es wäre, wenn diesem Uebel abgeholfen werden könnte, sei es durch Eröffnung neuer und besserer Quellen, sei es durch eine tüchtige und sorgfältige Kritik des Vorhandenen. Wenn der Verfasser dieser Bemerkungen, vermöge seiner langjährigen persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen an Ort und Stelle, hiezu sein kleines Scherflein beitragen könnte, so würde er es, um der lieben Gerechtigkeit willen, mit Freuden thun.

*) In Frankfurt, Leipzig u. a. O. einige, in Seestädten wohl eine größere Anzahl.

Ueber die Wirkungen des Blitzes.

Von Dr. Wilhelm Strieder.

Wenn gleich schon seit Franklin und De Romas (1753) Niemand mehr an der Identität des Blitzes und des elektrischen Funkens zweifelt, so ist es doch auffallend, daß über ein so eingreifendes und häufiges Phänomen so zahlreiche Irrthümer verbreitet sind, welche sich darauf zurückführen lassen, daß die Grundlagen der Elektricitätslehre entweder nicht gehörig bekannt oder nicht gegenwärtig sind. Wir werden daher bei Darstellung der Wirkungen des Blitzes

Digitized by Google

an folgende Fundamentalsätze der Elektricitätslehre zu erinnern haben: 1) der elektrische Funke wird hervorgerufen durch Uebergang der Elektricität von einem leitenden auf einen nicht leitenden oder auf einen anderen leitenden Körper, d. h. durch Unterbrechung seiner Leitung, oder durch Ausgleichung der beiden entgegengesetzten Elektricitäten; 2) dagegen wirken Spitzen in einer die entgegengesetzten Elektricitäten ruhig und allmählich ausgleichenden Weise; 3) auf das Nervensystem der Menschen und Thiere wirkt der elektrische Funke in so erschütternder Weise, daß seine stärkere Einwirkung den plötzlichen Tod ohne äußere Verletzung herbeizuführen vermag; 4) der elektrische Funke ist von einer so bedeutenden Wärmeentwickelung begleitet, daß er Wasser momentan in Dampf verwandelt und damit Explosionen erzeugt, deren Kraft mit der geringen Menge des verdunsteten Wassers kaum im Verhältniß zu stehen scheint; 5) dieselbe Wärmeentwickelung vermag auch da, wo die Leitung unterbrochen ist, in einer nach den Arten der getroffenen Gegenstände verschiedenen Weise zerstörend zu wirken.

Unter Voraussetzung der gewöhnlichsten Elementarkenntnisse über Elektricität genügt das Einprägen dieser Sätze, um alle im folgenden aufgezählten Wirkungen des Blitzes sich zu erklären.

Ehe wir zur Wirkung des Blitzes auf die Menschen und die Pflanzen uns wenden, wollen wir zur Erläuterung der Wirkung auf verschiedene Körper (Metall, Steine, Holz ꝛc.), welche in einem Gebäude vereint und theils als Leiter abweichender Beschaffenheit, theils als Nichtleiter zu betrachten sind, einen selbst beobachteten Fall besprechen, wobei es sich gleichzeitig herausstellen wird, welche Eigenschaften ein Blitzableiter besitzen muß, um als geladener Conductor nicht mehr zu schaden, als zu nützen. Am 20. Juni 1846 traf der Blitz das hohe, vor der Stadt freistehende Gebäude der Frankfurter Taubstummenanstalt. Durch das eiserne Geländer der mit einem Kupferboden versehenen Plattform angezogen, wurde er durch das herabströmende Regenwasser nach den Dachrinnen geleitet, welche an der südöstlichen und südwestlichen Ecke des Hauses bis nahe an den Boden herabführen. Der Blitz durchlöcherte an verrosteten Stellen mehrmals die Rinne, sprang, weil dieselbe nicht ganz den Boden erreichte und er von den in den Ecken des Hauses eingelassenen Ankern angezogen wurde, ins Gebäude und von einem dieser Anker zum andern fort, wobei der dieselben umgebende Draht geglüht wurde und nebst dem Bewurfe herabfiel. Die Glockenzüge des Hauses wurden gleichfalls mehrmals geschmolzen und ein Stein an der südöstlichen Ecke, in der Höhe des ersten Stockes, drei Zoll weit herausgeschleudert, indem das in ihm enthaltene Wasser plötzlich in Dampf verwandelt wurde. Der an der südwestlichen Ecke herabfahrende Blitz gelangte bis zum Erdboden und zerschmetterte ein vorgefetztes Faß; der an der südöstlichen Ecke herablaufende wurde durch den von eisernen Säulen getragenen, zum Gartenthore führenden Glockenzug abgeleitet, schmolz diesen an einer rostigen Stelle und verfenzte die an den Säulen hinaufgezogenen Schlinggewächse. Gleichzeitig schlug der Wetterstrahl in ein mit einem Blitzableiter geschütztes Haus auf der Bornheimer Haide und beschädigte dessen Ableiter. Kurz vor dem erzählten Vorfall war der Ansgari-Thurm zu Bremen, trotz seines Blitzableiters, gleichfalls entzündet worden, indem die elektrische Materie die Leitung verließ und, um auf das Kupfer des Daches überzuspringen, ein Brett durchschlug und es entzündete. Es gehen aus diesen Thatsachen die drei bei Anlegung eines Blitzableiters nothwendigen Cautelen hervor: 1) Sorge für ununterbrochene Leitung längs des Gebäudes; 2) Sorge für die Fortführung des Blitzableiters bis in feuchte Erde, in einen Brunnen oder dergl.; 3) Vermeidung großer Metallflächen in der Nähe des Ableiters oder Herstellung derselben in die Leitung.

Nach der erwähnten Beschädigung wurde nach Angabe des Hrn. J. P. Wagner ein Blitzableiter auf der Taubstummenanstalt construirt, wobei die Anwendung des leichtrostenden Eisens nur bei der Wetterstange vorkommt. Von dieser führen unter der Bretterbelegung der Plattform Kupferstreifen nach den diagonal entgegengesetzten Ecken des Daches hin, der nordöstlichen und südwestlichen. Sie setzen sich fort in getheerte Messingstreifen, welche sich in die Erde senken, und dort mit einem Doppeltrog aus Blei in Verbindung stehen. Wenn man die Schraubenverbindung zweier Stücke der Kupferleitung löst und zwischen beiden die Leitungsdrähte eines Volta'schen Elementes einschaltet; von zwei andern Leitungsdrähten den einen permanent mit einer Spirale von Kupferdraht, welche einen Eisenkern umschließt, verbindet, während der andere dazu dient, durch seine Annäherung zu und seine Entfernung von der Spirale die Kette zu schließen und zu öffnen, so hat man ein leichtes Mittel, sich von der ununterbrochenen Leitung zu überzeugen. Ist nämlich diese intact, so wird eine in der Nähe aufgehängte Magnetnadel im Augenblick der Schließung der Kette durch den in dem Eisen entwickelten Elektromagnetismus abgelenkt; ist die Leitung unterbrochen, so findet keine Wirkung auf die Nadel statt. Wenn man dieses Experiment jedes Frühjahr anstellt, so erlangt man die Gewißheit, daß während des Winters keine Unterbrechung der Leitung durch die Unguust der Witterung stattgefunden hat.

Wenn wir nunmehr auf die Betrachtung der Einzelwirkungen des Blitzes auf Organismen übergehen, so müssen wir vor Allem an das Wort Arago's erinnern, der seine berühmte Abhandlung, welche zuerst in dem Annuaire du bureau des longitudes, dann in der Stuttgarter Ueberfetzung seiner Werke von 1837, im IV. Band, und umgearbeitet im IV. Band der Leipziger Ausgabe von 1854 erschienen ist, nur als eine Skizze und Zusammenstellung zur Geschichte des Blitzes bezeichnete, welche besonders durch ihre Lücken bemerkenswerth sei. In der That fügt auch die neueste Arbeit über den Blitz und seine Wirkungen, welche wir dem Dr. Boudin verdanken (Annales d'hygiène publique. II. série. Band 2—4. 1855.), ihren Ansprnch auf nachsichtige Beurtheilung auf die Ansicht des großen Astronomen. Denn so zahlreich auch die Beobachtungen über ein so häufiges Phänomen sind, so wenig sind gewöhnliche Beobachter während eines Gewitters in der Gemüthsstimmung, irgend eine gültige Wahrnehmung zu machen; selbst unter der geringen Zahl der von wissenschaftlichen Männern beobachteten Fälle sind viele durch Aberglauben und Sucht nach Uebertreibung entstellt; erst die neueste Zeit hat sowohl zur wissenschaftlichen Aufklärung des Phänomens, als zur Beurtheilung seiner Wirkungen brauchbares Material geliefert. Auch die Statistik des Blitzes liegt noch sehr im Argen. Boudin gibt an, daß auf die 18 Jahre 1835—1852 in Frankreich 1308 durch den Blitz plötzlich getödtete Individuen kommen mit dem Maximum von 111, dem Minimum von 48, dem mittleren Durchschnitt von $72^{29}/_{100}$ in einem Jahre. Merkwürdiger Weise wurde von 1809—54 in Paris keine Tödtung durch den Blitz beobachtet; erst am 30. Juni 1854 kam wieder eine vor. In Schweden wurden $9^{44}/_{100}$ (Durchschnitt aus 25 Jahren), in Großbritannien 22 (Durchschnitt aus nur 2 Jahren), in Belgien 3 (Durchschnitt aus 10 Jahren) jährlich vom Blitze getödtet. Aus diesen geringen Anhaltspunkten und obgleich über das Verhältniß der durch den Blitz Verwundeten, Gelähmten, Verstümmelten ꝛc. zu den auf der Stelle Getödteten keine Angabe existirt, glaubt sich der Verfasser zur Annahme berechtigt, daß 140 für Frankreich, 4000 für die Erde, keine zu hohe Zahl der jährlich vom Blitz getroffenen Menschen sei.

In Würtemberg sind in den 10 Jahren 1841—50: 117 Feuersbrünste durch Blitzschlag veranlaßt worden, davon 20 im Jahr 1846.

Von 1810—15 wurden allein in der englischen Kriegsmarine 50 Schiffe durch Blitzschläge dienstuntauglich gemacht.

Bis zum Jahre 1776, wo der Marcusthurm in Venedig mit einem Blitzableiter versehen wurde, ist derselbe 1388, 1417 (Entzündung des Daches), 1489 (ebenso), 1548, 1565, 1653, 1745

Digitized by Google

(bedeutender Schaden am Mauerwerk, dessen Ausbesserung 8000 Ducaten kostete), 1761 und 1762 vom Blitz getroffen worden.

Boudin theilt die Wirkungen des Blitzes auf den Menschen in die drei Kategorien ein: 1) Hebung von Krankheiten: rheumatischen Schmerzen, Lähmung, Geschlechtsschwäche, Taubheit. Diese Abtheilung dürfte wohl mit großer Vorsicht aufzunehmen sein, wenigstens was die beiden letztgenannten Leiden betrifft, zumal aus sorgfältigen Beobachtungen hervorgeht, daß auf die anfängliche Bewußtlosigkeit der vom Blitze Getroffenen bald eine Ueberreizung der Sinnes-Nerven folgt, welche mit eintretender Heilung verschwindet; 2) Herbeiführung von Krankheiten, außer den obgenannten Affectionen vor Allem: Verwundungen und Verbrennungen, Blutungen aus Mund und Nase, Stummheit, grauer Staar, Verstandesschwäche, Hautausschläge, frühzeitige Entkindung (im Ganzen nur seltsamal beobachtet) und eigentliche Verstümmelungen; 3) augenblicklicher Tod, theils ohne jede wahrnehmbare Verletzung, theils mit Zerreißung des Herzens und Blutergießung ins Gehirn (Schlagfluß), theils mit Knochenbrüchen. Die Leiche zeigte bald Schlaffheit bei flüssiger Beschaffenheit des Bluts und raschen Uebergang in Fäulniß, theils die entgegengesetzten Erscheinungen; die angebliche Verschiedenheit in letzterer Beziehung wird sich wohl durch die verschiedene seit dem Tod verflossene Zeit erklären lassen, wann die Leiche aufgefunden oder untersucht wurde, da die Todtenstarre oft erst Stunden lang nach dem Tode einzutreten pflegt.

Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nur noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Schon Arago hat auf die Verschiedenheit der Form der Blitze aufmerksam gemacht, welche theils im Zickzack verlaufen, theils wie ein breiter Feuerstreif herabfallen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese letzteren die Ausgleichung der Elektricität zwischen der Erde und einer tief gehenden Wolke sind und durch die Intensität ihrer Wirkung jene augenblicklichen Tödtungen ohne sichtbare Verletzung herbeiführen, während die Zickzackblitze zunächst Hautverletzungen machen, mit denen allerdings auch tödtliche Wirkungen verbunden sein können. Merkwürdiger Weise ist sowohl bei den Verwundungen der Haut der Menschen und Thiere als bei denen der Bäume die Zickzackform deutlich ausgedrückt. In mehreren Beobachtungen war die Haut wie die feinste Säge gezähnelt gespalten, und die Wunde dadurch um so schmerzhafter und schwerer zur Heilung zu bringen.

In vielen Fällen war die Leitung nachweisbar. In einem genau beobachteten Falle sprang der Blitz von dem Messing des Regenschirms auf den Kopf, schlug ein Loch in den Hut, machte eine Kopfwunde, theilte sich in zwei Streifen, welche an den Seiten des Körpers herablaufend die Haut zerrissen und an der Fußspitze endeten, wo der Stiefel zerrissen wurde. Höchst auffallend ist in diesem (tödtlich abgelaufenen) Falle die Wahrnehmung, daß, erst nach dem in der Weichengegend der Blitz nach dem Gesetz der unterbrochenen Leitung eine tiefe Brandwunde verursacht hatte, die Beine verschont wurden, während die obere Körperhälfte nicht verbrannt war. Da bei Fällen, wo blos leichtere Verwundungen constatirt wurden, die Oberfläche des Körpers als verbrannt bezeichnet wird, scheint diese Wahrnehmung beinahe auf eine geringere Intensität und Geschwindigkeit der Blitzwirkung hinzudeuten.

In einem anderen Falle, wo der Blitz ein im Hafen von Bordeaux liegendes Schiff traf, wurde ein unter der Cajütenlampe auf einem Stuhl, der durch eine Eisenstange an den Boden befestigt war, sitzender Passagier getroffen. Ihm war alles Haar verbrannt; dem Lauf einer goldenen Uhrkette entsprechend, hatte er große Brandwunden auf der Brust; die Kette war in ihre einzelnen Ringe zerschmolzen und zerschmettert und ebenso die goldene Uhr, als wenn sie mit Quecksilber behandelt worden wäre. Von der bezeichneten Stelle an der Brust lief eine verbrannte Hautstelle am linken Bein herab, wo die Schuhschnalle geschmolzen war. Nachdem er dem strömenden Regen ausgesetzt nach $^3/_4$ Stunden sein Bewußtsein wieder erlangt, zeigte er folgenden merkwürdigen Zustand: Lähmung, Blindheit, Eiseskälte der Haut bei Ueberreizung des Gehörs, des Geschmacks und des Geruchs. Nach 4 Monaten war der Kranke vollkommen hergestellt; die Blindheit des rechten Auges bestand zwei, das Pelzigsein der Finger und die Schwäche der Gelenke drei Monate.

In einem dritten Falle war der Getroffene an einen Baumstamm gelehnt, so daß das vom Stamm herabströmende Wasser ihn vom Nacken an benetzte. Hier traf der Blitz nicht den Kopf, sondern vom Nacken an war eine Hautverletzung des Rückens sichtbar und durch die Erschütterung des Rückgrats augenblicklicher Tod eingetreten. Eine vereinzelte Beobachtung erzählt, daß bei einem Mann, der vom Blitzschlag nur furchtbarende Ohnmacht und unbedeutende Hautverletzungen davon trug, eine vollkommene Stimmlosigkeit ohne Schmerz oder sichtbare Veränderungen im Kehlkopf eintrat, welche allmählich bis zum achten Tage sich vollständig verlor.

Ueber die in der umfangreichen Arbeit von Boudin sehr fruchtig behandelte Wirkung des Blitzes auf Bäume hat Dr. Ferdinand Cohn in Breslau in der Denkschrift der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zur Feier ihres 50jährigen Bestehens (Breslau 1853) interessante Mittheilungen gemacht, welche, obgleich schon vor Boudin's Abhandlung veröffentlicht, von diesem nach der Weise seiner Nation unberücksichtigt geblieben sind. Die theils durch eigne sorgfältige Beobachtung einer von demselben Blitzstrahl zerschmetterten Linde und Pappel, theils durch Benutzung der Literatur genommenen Resultate Cohn's lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen: 1) Der Blitz springt auf einen Baum entweder an der höchsten Stelle oder unterhalb des Gipfels an irgend einem hervorragenden Punkte über, wahrscheinlich weil, wie schon Reimarus vermuthet, an solchen Stellen der Strahl zuerst über die Oberfläche der durch den Regen benetzten und deshalb besser leitenden Zweige herabgefahren, ehe er in das Holz eingedrungen ist; 2) seine Eintrittsstelle bezeichnet der Blitz durch gewaltsame Zerschmetterung, Abbrechen von Aesten, Absprengung von großen Holz- und Rindensplittern. Eigentliche Zerschmetterungen scheinen nur an der Einund Austrittsstelle des Strahles vorzukommen, wie schon Reimarus bemerkte; doch werden häufig an ersterer Stelle Aeste abgeschleudert. Aeste, die unterhalb der Eintrittsstelle sich finden, werden in der Regel nicht verletzt und der abgelöste Rindenstreifen des Stammes weicht vor ihnen aus. 3) Nach Durchbrechung der Rinde wird der Hauptstrom der Elektricität in der gut leitenden Cambialschicht abgeleitet; die hierdurch sich entwickelnde Erwärmung verdampft augenblicklich die in den Cambiumzellen enthaltene Flüssigkeit. Der gespannte Dampf wirft die Rinde mit der daran hängenden Bastschicht ganz oder in einzelnen Fetzen oder Streifen ab, deren Bruchstücke bis 50 Schritt im Umkreise fortgeschleudert werden. 4) Die Richtung der abgelösten Rindenstreifen bezeichnet nicht die Bahn des Blitzes, sondern die Stellen, an denen die Rinde der Explosion den geringsten Widerstand leistet. 5) Ein Nebenstrom der Elektricität geht durch den schlechter leitenden Holzkörper, der dadurch in der Richtung seiner leichtesten Spaltbarkeit zersprengt, wahrscheinlich in Folge einer plötzlichen Austrocknung durch Verdunstung des Saftes. 6) Die Spalten im Holzkörper verlaufen entweder parallel den Markstrahlen oder senkrecht auf diese parallel den Jahresringen, oder gleichzeitig in beiden Richtungen; daher wird der Stamm bald in parallele Latten, bald in concentrische Holzcylinder, bald in dünne Fasern oder Splitter zerspällt. — Ein gesunder Baum besteht aus drei Theilen, die für die Elektricität sich als sehr ungleiche Leiter verhalten. Das Centrum des Stammes nimmt der Holzkörper ein, dessen ältere Schichten fast ganz inhaltsleer sind und nur Luft enthalten; daher ist derselbe, wie dies ja auch anderweit vom Holze bekannt ist, als ein relativ schlechter Leiter zu betrachten. Den Holzkörper umgibt an seiner ganzen Oberfläche eine Schicht dünnwandiger zarter Zellen (Cambium[schicht]), die mit schleimig-

Digitized by Google

flüssigem, an Eiweiß und Salzen reichem Inhalt gefüllt sind, aus der im Laufe des Sommers der neue Jahresring sich bildet. Diese halbflüssige Schicht wird nach bekannten Gesetzen ein guter Leiter sein. Sie ist von der Rinde umschlossen, welche wieder aus Zellen besteht, die entweder gar keine Höhle haben oder nur Luft enthalten, daher weit schlechter leiten, als das Cambium. Trifft ein Blitzstrahl einen Baum, so berührt er zunächst die isolirende Rinde, während unter dieser ihn das halbflüssige Cambium anzieht; er durchbricht demnach den schlechten Leiter und übt dabei eine größere oder geringere Zerstörung aus. Nach Daly beim Durchleiten eines elektrischen Funkens sich erhitze, ist durch Experimente von van Marum nachgewiesen worden; Bonfingault hat bei einem Blitzschlage im Jahre 1812, der einen Birnbaum in einem Augenblicke gänzlich entrindete, den gewaltsam entweichenden Dampf in Form einer weißen Säule gesehen, die den getroffenen Baum einhüllte, während die Rindensplitter nach allen Richtungen flogen. Schon Franklin hat Fälle beschrieben, wo Baumstämme ganz verschwanden und in Parikeln wie Gerben oder Sägmehl zersplittert worden. In frischem Holz fand Darcet 30—40, in dem zersprällten nur 7 Hundertheile Wasser. Als Ursache des Zersprengens von Bäumen ist sonst nur noch der Frost bekannt, dessen Einwirkungen auch in anderer Hinsicht denen des Blitzes ähnlich sind. Ueber den eigentlichen Vorgang aber herrscht noch großes Dunkel. 7) Da die meisten Baumstämme in Folge einer besonderen Art des Wachsthums schraubenförmig gedreht sind, so verlaufen auch die durch den Blitz beroirgeführten Spalten des Holzkörpers und die abgesprengten Rindenstreifen oft spiralig um den Stamm. Sehr auffallend ist die schraubenförmige Windung nach rechts bei der Roßkastanie; die Pyramiden-Pappeln sind stets nach links gewunden, ebenso die jungen Kiefern; im Alter ändert sich oft die Windung und man findet ebenso oft rechts als links gewundene Stämme. Nach Goethe sollen auch die Birken rechts gewunden sein; Eichen sind fast immer nach links, Ulmen meist nach rechts gedreht; Buchen und Ahorn etwa gleich oft nach rechts oder links. 8) Die in einen Baumstamm durch den Blitzstrahl übergegangene Elektricität tritt entweder noch über der Erde unter Feuererscheinung wieder heraus, oder sie wird durch die Wurzeln in den Boden abgeleitet, wobei die Erde oft aufgeworfen, die Wurzeln selbst zersplatten und aus Licht emporgehoben werden. 9) Häufig tödtet der Blitz die Bäume, auch wenn äußerlich nur unbedeutende Verletzungen sichtbar sind; in vielen Fällen überlebt jedoch der Baum den Blitzschlag und die von ihm verursachten Wunden werden später überwallt. Es ist der Fall aufgezeichnet, daß eine Tanne, an der der Blitz nur einen schmalen Rindenstreifen abgeschält hatte, gelb wurde und binnen 24 Stunden vertrocknete. In solchen Fällen ist eine bedeutende Erhitzung und Verdrehung des Gewebes durch die Intensität des Schlages anzunehmen. 10) Es gibt kein wissenschaftlich beglaubigtes Beispiel, daß gesunde grünende Bäume vom Blitze entzündet oder auch nur verkohlt worden seien. 11) Alle Bäume können vom Blitze getroffen werden, gewisse Arten jedoch besonders häufig. Der Glaube der Alten, daß der Lorbeer vom Blitze verschont werde, ist schon seit Jahrhunderten widerlegt; dagegen findet ihre Beobachtung, daß die Eiche besonders häufig getroffen wird, darin Bestätigung, daß von 41 von Cohn gesammelten Blitzschlägen 14 Eichen trafen; es folgen an Häufigkeit die Pappeln mit 12 Fällen. 12) Die Wirkungen des Blitzes scheinen bei allen Bäumen gleich zu sein, und die Unterschiede der einzelnen Fälle mehr von der Intensität des Strahles, als von der specifischen Natur des Baumes abzuhängen.

Feuilleton.

— Der große hebräische Dichter Jehudah Hallevi, der Spanier, ist seinerzeit erst durch Heine den Deutschen bekannt gemacht worden. Schon im Jahr 1790 übersetzte Herder eine seiner Elegieen und veröffentlichte dieselbe in dem Aufsatz „Denkmale der Vorzeit". Goethe äußert sich darüber in einem Briefe: „der Jude ist ein trefflicher Mensch; es ist eine Glut der Sehnsucht in dieser Elegie wie in wenigen Gedichten".

— Die Königliche Erzgießerei in München bereitet jetzt unter anderem folgende Erzgüsse vor: eine Reiterstatue Washingtons, als Hauptzierde eines Denkmals, das ihm vom Staat Virginien errichtet wird; eine Reiterstatue des regierenden Königs, für München; eine desgleichen für den König beider Sicilien Ferdinand den Ersten, welche in Messina aufgestellt werden soll; ein Standbild Wielands und die vielbesprochene Goethe- und Schillergruppe für Weimar; ein allegorienreiches Denkmal der Zunahme Augsburgs, und demnächst das Standbild König Ludwigs für München, über dessen Aufstellungsort in den bayrischen Zeitungen viel verhandelt wurde.

— In dem neuesten bedeutenden Werk über Westafrika, von J. L. Wilson, befindet sich eine höchst merkwürdige Angabe über die Forstbeschäftigkeit wilder Völker. Man hat sich daran gewöhnt, den Culturzustand derselben als stationär zu betrachten. Der Fall ist noch nicht vorgekommen, daß sie sich eines der ersten Elemente höherer Cultur aus eigenem Antrieb verschafft hätten, so daß man sie bei diesem Proceß beobachten könnte. Nun berichtet aber Wilson, nicht ohne Beibringung von Nachweisen, daß das Volk Bihé neuerdings ein Alphabet erfunden hat, welches mit den bereits bekannten nur den griechischen Buchstaben Psi und die arabische Ziffer 5 gemeinst hat. Dies einzige Beispiel von selbständigem Aufschwung ist, wenn es sich bestätigt, vom größten ethnographischen Interesse.

— In der von Goethe selbst besorgten Ausgabe seines Briefwechsels mit Schiller blieben unter anderen auch einige Stellen weg, in denen der von Beiden sonst gepriesene Voß gemüthlich verspottet wird. Es war in der That trotz der Anregung, die Goethe durch die „Luise" erhielt, nicht anzunehmen, daß er sich über die hausbackene Nüchternheit der Vossischen Lyrik je getäuscht habe. Zum Vorlesen wählte er, wie wir aus anderen Nachrichten wissen, aus den Gedichten seines Freundes nur das in der That schätzenswerthe Herbstlied „Die Bäume stehn der Frucht entladen". Auf der Rückseite eines Briefs an Schiller, datirt Nürnberg den 10. November 1797, fand sich mit Bleistift die Bemerkung angeklagt: „Die ächte poetische Begeisterung des Vossischen Liedes:

Dicht gerungen Mann und Weib
Pflegen wir mit Pumsch den Leib;
Mit den Knäbs die Grube,
Wärmet uns die Stube, —

hat mich äußerst erbaut".

Bühnenschau.

Frankfurt, 30. September.

Klytämnestra, Trauerspiel von Eduard Tempeltey. — Daß der Dichter der Klytämnestra noch in sehr jugendlichem Alter gräut, brauchte man nicht aus den Zeitungen zu erfahren; sein Stück spricht es deutlich in jeder Zeile aus. Um so mehr ehrt es ihn, daß er es sich zugetraut, eines so großen gewaltigen Stoffes sich zu bemächtigen, um ihn zu einem Gebilde umzuformen, daß auf unser vielverwöhntes Publikum denselben Eindruck hervorbringe, wie jene kräftig gedrungene, erhabene Tragödie des Aeschylos, der Agamemnon, auf seine der ernsten Einfachheit noch zugänglichen und somit leichter begnügten Zuhörer. Ein gefährliches Wagniß gereicht dem Unternehmer zum Ruhm, selbst wenn ihm ein frohes Gelingen nicht geworden; und mit Recht mag man nach der Schwierigkeit der Aufgabe die selbstvertrauende Kraft des Dichters messen.

Tempeltey hat seiner Klytämnestra nicht die natürlichen Verhältnisse des antiken Dramas gelassen, weder von Außen noch von Innen. Er hat dem griechischen Stoffe einen französischen Zuschnitt gegeben, und während er in den Charakter der Heldin eine psychologische, stetig fortschreitende Entwickelung hineinzuarbeiten sich mühte, hat er diesem Charakter wie der Handlung durch überraschende Gegensätze und pauvende, bis zur Spitze hinangetriebene Situationen die anhaltende Theilnahme des Zuhörers zu gewinnen verstanden. Mit Einem Worte, die antike Tragödie ist hier so viel möglich zum modernen Schauertrama umgewandelt worden.

Digitized by Google

Der kunstfertige Nachruf im ganzen Stücke ist auf die tiefe Liebe Klytämnestra's zu Aegisth gelegt. Dieses unbefriedigte Gefühl altrin hat sie dahin gebracht, dem Diener des Aegisth den erlogenen Tod Agamemnon's leichtsinnig zu glauben, Aegisth's Gemahlin zu werden, und dann den heimkehrenden Agamemnon zu morden. Nimmt man nun auch zunächst seine Rücksicht darauf, daß den Thron eine solche Anklammung von der Liebe fern lag, und daß sie den Untergang rahmvoller Helden wohl an die eigene Schuld, an den Willen des Schicksals, an die Rache der Götter knüpfen, jedoch es für unwürdig gehalten hätten, daß ein Agamemnon sterbe, weil eine Klytämnestra verliebter Natur ist; läßt man dergleichen als eine dem Dichter zu verthuende neue Auffassung des Stoffes gelten: so führt diese doch den hohen Mißstand herbei, daß uns als Heldin der Tragödie eine Frau dargestellt wird, welche, nachdem sie bereits vor zehn oder zwölf Jahren eine bräutlich erwachsene Tochter verloren, noch in ungezügelter Sinnlichkeit entglüht. Klytämnestra ist ihre fünfzig Jahre alt in demselben Augenblick, wo sie nur von Liebe träumt, nur aus Liebe verräth, nur aus Liebe mordet, nur aus Liebe daß wahnwitzig wird. Wenn nach dem modernen Begriffe des Trauerspiels entsprechen sollte, so hätte unsere Zeit allerdings gar seltsame Fortschritte in der Erkenntniß des künstlerischen Wahren und Schönen gemacht!

Das Unerquickliche und Widernatürliche, das in dieser Darstellung der Klytämnestra liegt, dickt zu Anfang der Handlung noch nicht deutlich hervor; darum ist sie erst hier auch am Platze gerügen. Die Eröffnung ist klar; die Charaktere zeichnen sich sofort mit genügender Schärfe; das Drama schreitet gut voran, und die Nachricht, daß Agamemnon todt, gibt dem ersten Akt einen vortrefflichen Abschluß. Im zweitem Akte aber geht eigentlich gar nichts vor. Klytämnestra erwartet die Rückkehr ihres Aegisth, der Agamemnon zur See umgangen gesehen ist, um ihn unterwegs mit List zu morden; die Aeltern alle Agamemnon's Rückkehr in die Heimath, die Einen mit Angst, die Anderen mit Wonne; endlich kommt er, damit der höchst einförmige Akt einen Ausgang gewinnen könne. Eine Augenbenerrlichkeit komischer Art tritt dabei hervor: Orestes nämlich wird geboten, seinem Vater vorerst nichts davon zu sagen, daß er bei der Gattin einen Gemahl finden werde; und Orestes antwortet grundlich: „O, recht viel es immer noch früh genug erfahren!“ Eine solche stillschweigende Erzehung des Jünglings, der seinen Vater so früh verehrt, ist freilich durchaus nöthig, wenn die Tragödie nicht gleich zu Ende gehen, oder ein Ermordung Agamemnon's unmöglich werden soll.

In diesem Akte kommt bereits einer der Hauptfehler des Stückes zur förderen Erscheinung; ich meine den neuromantischen dunkelmengerten Phrasenpfuhl, der oft einer geschmacklosen Blumen- und Dornenlese aus Lessing, Schiller, Goethe und Anderen bis zu Iffland herab gleicht. So, wenn Klytämnestra und der Diener Stilus angeführ dies sprechen: „Rache doch, Marinelli! lache doch!“ — „Ja lache ja!“ — „Nein, meine Lieber!“ — oder wenn sie rufe: „Ehre, Würde zusammen! Alles stumm! Ich werde sich zum Scherz, riefes Ali; rufet ihr Mörer, zur Todesfeier meines guten Griffes!“ — „Feigherzig Mitleid!“ — „Ja Liebe denn ein Verbrechen? Sollt' ich auf Liebe verzichten?“ — „Glaubst du, daß Agamemnon todt ist? — Ja, — O könnt' ich's selber glauben!“ — „Erschöpft ist all mein Mug. Was trieb mich an, den Unholden zu vergiften? Dämonischer Mann und Weib sind Kinder Bösens; die Brücke hat Agamemnon abgebrochen“ u. s. w. (Ich mache den verehrlichen Leser aufmerksam, daß ich lezigsich aus dem Gedächtnisse citire, also für allenfallsige kleine Verbrerungen nicht einstehe.)

Im dritten Akte erzählt Agamemnon seinem Sohn Oreft, (der noch immer nichts von der Bigamie seiner Mutter verrtauert hat,) die Geschichte von der Eroberung Troja's. Wer sie nicht schon kennt, müßte sie aus dieser ungenügenden Erzählung doch nicht kennen lernen; so ist ihr minderer Fehler, daß sie überflüssig ist. Klytämnestra unterbricht ihn mit der bedeutsamen Bitte: „Erzähle mir von Iphigenia!“ Er erwiedert, sie sei für Orestes gestorben, und fügt eine modern philosophisch soziale Auseinandersetzung bei über den Ton fürs Vaterland: „Wer für das Ganze stirbt, lebt fort im Ganzen“. Klytämnestra ist mit diesem Trofte nicht zufrieden, und antwortet, mit einem Anklange an Schiller: „wo gemeiner Eigennutz sei, rede vor Opfern fürs Allgemeine“. Hierauf entfernt sich Agamemnon, um sich seine Stadt einmal wieder anzusehen; mittlerweilen kommt Klytämnestra mit Hülfe des Dieners Stilus zu der Erkenntniß, daß Agamemnon getödtet werden müsse. Sie sucht nach einem beschleunigenden Beweggrunde für die That; und da fällt ihr plötzlich wieder die Opferung Iphigenia's ein, um ihren Entschluß vor sich selbst zu rechtfertigen: abermals eine eben so moderne als unsichere Idee. Hätte sie ihren Gemahl wirklich wegen jener Opferung getödtet, und um dieses Hasses willen ihn genommen, so wäre die gräßliche That wenigstens sittlich entschuldigt. Aber in diesem Trauerspiel bildet sie ihren Gatten, weil sie einen Andern liebt, und mag nur nicht sich diesen Grund eingestehen, und flachrit sich mit Brunnsfeln, mit abscheulicher Falschheit an einer entlehnten Erinnerung zum Mord auf; wo wütenlose Sinnlichkeit sie zur Mörderin macht, berufet sie sich, sie morde aus Rache. So etwas mag in den Mysterien des Lebens sich wirklich schon begeben haben; in der Tragödie Klytämnestra sollte man solche psychologische Künste verschonen.

Unsere Heldin entschleicht sich also. „Muß Einer sterben, sei's der Schuldige! Zeus, an deines Schicksals Wage hammre ich mich; ihr Erinnyen, machi deren Tropfen Blutes in mit zur Rinde, zur Schlange!“ — Agamemnon kommt zurück; Klytämnestra heuchelt ihm Freundschaft; Agamemnon aber fordert Liebe, und sie .... scheint zur Gewährung ganz willig. Sie hat ihm ein Bad bereitet; er sagt: Und nach dem Bade .....? Doch ich breche ab; denn solche Gespräche kann man nicht im Frankfurter Museum, man kann sie, wie's scheint, nur auf der Bühne ertragen! Agamemnon steigt hinter der Scene ins Bad; seine Gattin erwartet ihn, mit der Lüge, daß sei die Rache für Iphigenia's Tod. So weit der dritte Akt.

Im vierten klagt Orest um seinen Vaters Tod: „So schwindet Macht und Glück! Begraben kann man sich, nicht vergessen. Ich habe noch gar nichts gethan; nun bin ich um meine Jugend schmählich betrogen, und Eine Stunde reift zum Manne mich.“ Dann kommt Kassandra, die troischer Gefangene, die Sybrerin, die Reitgefährtin Agamemnon's, die schon im vorigen Akte ohne welchen Zweck erschienen und ohne welchen Zweck lange Reden gehalten. Sie bejammert ebenfalls den Untergang des Helden: „Schlau du ein Tiger meines Volkes warst, weil ich ihr dieses kenne. Ich möchte meine Seele ausweinen über dein entsetzlich Loos. Der Arme kann nur Rosen brennen,“ u. s. w. Dann entblättert sie die Rosen, seufzt: „Arme Rose!“ prophezeit Einiges, spricht die Oppelia, und flürzt sich ins Meer, wo ihre Kleider sie noch eine Zeitlang tragen, „indeß sie Steilen aller Lieder sang,“ wie Shakespeare es bereits vor einiger Zeit ganz hübsch geschildert hat.

Nachdem Orest hierauf erfahren hat, daß er sein häuslicher Geschäft von nun an obtrge, kommt Klytämnestra, uns sagt ihm rund heraus: „Dein Vater hard mit Recht; deiner Mutter darfst du nicht stürmen.“ (Wörtlich!) Orest, hiermit nicht einverstanden, entfernt sich bald. Klytämnestra interessirt sich hocherzgnügt; sie denkt nur an ihre Liebe zu Aegisth. Da dieser endlich kommt, eilt sie ihm mit glühenden Blicken und ausgebreiteten Armen lieb entgegen, und er — wünscht ihr Glück, daß sie seiner Rache so gut gedient habe. Nun erfährt sie mit Entsetzen, daß Aegisth sie nie geliebt, nur aus Haß gegen Agamemnon sie verlockt habe; daß sie fühlt sie deutlich, daß „des Lebens letzte Blüthe“ gebrich sei, nur klagt mit früher Reue: „den ich nicht liebte, wollt' ich tödten, damit ich den hätte, den ich liebe; zum Lachen ist's!“ (Wörtlich.)

Diese innerliche Katastrophe, ganz nach der grossen Art der Victor Hugo'schen Dramen gemodelt, ist nicht ohne Bühnenreflex. Ueber ihren poetischen Werth wäre jetzt aufzurechen Wort ein verlorenes.

Im fünften Ali ist Klytämnestra bald wahnsinnig geworden, und hält ganz wahnsinnige Reden. Aegisth spricht ihr Trost zu, und will nebenbei Orestes tödten, damit das ganze Haus Agamemnons ausgerottet werde. Jedoch auf Zurbitte Klytämnestra's wird der Sohn nur in Verbannung geschickt. Er geht mit den drohenden Worten: Ihr sollt mich wiedersehen! Aegisth ruft hierauf seiner Gemahlin, sie solle sich schlafen legen;“ und da sie dies thun will, so fällt der Vorhang.

So ist der Gang dieses Trauerspiels, wie er sich bei der ersten Darstellung meinem Gedächtniß eingeprägt hat. Wenn die Grundanlage von Haus aus verfehlt, die Handlung schleppend und oft verkehrt, die Sprache voll gährender Hefen ist, und wenn dennoch das Publikum dies Werk mit großer Aufmerksamkeit, oft mit sehr deutlicher Theilnahme angehört hat, so beweist dies nicht nur für die ungetrübte Geschaftigkeit des tragischen Stoffes, es beweist auch zugleich für eine gewisse Frische und Energie im Talent des Dichters. Es mag ihm an übersichtsvollem Blick, an ordnender Kraft, an Beherrschung des Gedankens, an Geschmack und Erfahrung wohl noch gebrechen; aber doch fühlt man aus all diesen Mängeln den Hauch der Poesie heraus. Der Poesie; — freilich einer noch oft unter der rhetorischen Phrase erstickten Poesie. Die Klytämnestra ist ein Mißgriff, aber ein hoffnungsreiches Stück. Es ist Glut und Begeisterung darin, und trotz der unerfreulichen Anlage des Charakters der Heldin kann ihre Sterbenskämpfe oft mit ergreifender Wahrheit gemalt. Es wird nun die Sache des Dichters sein, ob er die Verbrüchungen seines Erstlingswerkes erfüllen, ob der ungebrdrig schäumende Most sich zum reinerlichen Weine klären wird. Terpetter's Tragödie hat da angekündigt, wo Gretillparzer sich den Faden fallen ließ; aber er ist nicht nur von den alten Pfaden seinerseits gegangen, — was an sich löblich wäre, — sondern er hat einen, wie mich dünkt, ganz irrigen Weg eingeschlagen. Die Pflicht der Kritik ist es, den begabten Jüngling darauf aufmerksam zu machen, und seine Aufgabe, in künftigen Werken zu bewirken, daß er der Hülfe der Kritik nicht bedurfte, um zur Höhe der ächten Tragödie hinanzufliegen.

Q. F.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern tritt noch dasselbe um den örtlichen Postaufschlag.

№ 42. Frankfurt a. M., den 18. October 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Die Blumennixe. Novelle von Alexander Büchner. (Forts.)

Ueber den Einfluß des Mikroskops auf die Natur- und Heilkunde. Von Dr. C. Mettenheimer.

Zur Beurtheilung Herder's.

Der Fürst von Montenegro.

Feuilleton: Deutsche Forschung über England. — Shakespeare in Frankreich. — Die Allgemeine Zeitung. — Der Architekt Engelhardt. — A. W. Schlegel über den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel. — Wilhelm Jordan. — Der 18. October.

Die Blumennixe.

Novelle von Alexander Büchner.

(Fortsetzung.)

III.

Dort, wo die grünen Wellen schäumen
Hin an des Sees Ufersand,
Da wurdest, unter schatt'gen Bäumen,
O schönes Kind, Du mir bekannt.

Gern gleit' ich auf den glatten Wogen
Im leichten Nachen, leicht an Sinn,
Ich weiß warum, denn immer zogen
Die Ruder mich zu Dir dahin.

Wenn sich zum See die Sterne senken
Und flüssig Glanbt er Welle strählt,
Muß ich der dunkeln Blicke denken,
Darin der Liebe Feuer glüht.

Und wenn das Abendroth die Fluten
Gefärbt mit dunkler Purpurpracht,
Denk' ich an Deiner Wange Gluten,
Darauf schöner noch die Rose lacht.

Den Garten, wo Du weilest, kränzet
Manch holde Blume, zart und fein,
Das Schönste aber, was dort glänzet,
Bist immer Du, o Mimalein!

Wie oft und gern gehn die Künste Hand in Hand, wenn die Begeisterung der Liebe waltet! Der Maler war zum Pforten geworden, das Mädchen am See machte ihn dazu. Mochte der künstlerische Werth seiner Verse groß oder gering sein, sie entsprachen seiner Stimmung so gut als sie derselben entsprangen, und das war für ihn genug. Und Wahrheit war es, was er sang; denn es verging selten ein Abend des schönen Spätsommers, welcher nun über den Zürsee hinzog, an welchem ihn nicht sein Nachen von der Schiffländе nach dem Blumenhof hinübergeführt hätte. Er meinte zwar, das geschehe nur, weil das Rudern eine gesunde Leibesübung sei; allein wenn Minnalein plötzlich auf der Spitze des Utli, statt am See gewohnt hätte, so wäre ihm das Bedürfniß jener Uebung sogleich in die Füße, statt der Arme gefahren.

Wenn sein Nachen gegen Abend um die Ecke des in den See vorspringenden Gartens einer benachbarten Villa hog und der Blumenhof sichtbar wurde, so pflegte das Mädchen auf dem schattigen, mit glatten Seesteinchen bestreuten Platz an dem Birnbaum zu sitzen, die Augen bald auf die vorüberziehenden Dämpfer und Steinschiffe, bald auf die im Hintergrund über das Wasser herüberschimmernden Gipfel des Glärnisch und Tödtberges gerichtet. Manchmal waren die Stammgäste aus der Stadt da, manchmal nicht, und stieß dann das Schiffchen des Malers an die Landungstreppe und sprang er, von der Anstrengung des Ruderns erhitzt, in Hemdärmeln herauf, dann bot sie ihm die Hand zum Gruß, holte ihm seine Flasche Wein und setzte sich wieder hin um zu plaudern, oder auch ruderte er sie, nachdem er sich ausgeruht und erfrischt hatte, eine Strecke in den See hinaus und zurück, wobei beträchtlich gesungen, geschaukelt, geschrien und gelacht wurde. Sie wußte allerhand ergötzliche Geschichtchen aus der Heimatz zu erzählen, und der Maler hörte ihr andächtig zu, bis der Einbruch der Nacht zur Heimkehr mahnte und ihm einfiel, daß er wiederum die Skizzen nicht begonnen hatte, wegen deren er, wie er sich sagte, doch eigentlich nur gekommen war. Allein er war ja nicht in der Stimmung, und Was ist ein Künstler ohne diese? Und wenn sie einmal da war, dann zitterte ihm die Hand vom Rudern, und so blieb Tag für Tag die mitgebrachte Mappe unbenutzt im Nachen liegen. Es war ein gemüthliches unproduktives Stilleben, was er einige Wochen lang führte; verliebt glaubte er sich nicht, bewahre! — ihn reizte nur die Fahrt über den See und das artige Geplauder des hübschen Mädchens — er studirte in ihr nur eine Staffage der Gegend. Dennoch erstaunte er kaum, als es ihn eines Tages trieb, die vorstehenden Verse auf das nächste Stück Papier zu kritzeln und sie dann sauber abzuschreiben, um sie seiner Freundin zu überbringen; sie enthielten ja nur eine Galanterie und die verdiente Minnalein schon, denn sie war in der That niedlich. Sie nahm die Zeilen auch so auf, las sie, lachte und steckte das Papier in ihr Mieder.

„Und was bekomm' ich dafür?" fragte der Maler.

„Was?" fragte sie gedehnt dagegen, „Was? Nichts!"

„Nichts?"

„Nichts! Muß man denn für Alles, was man gibt, Etwas dagegen empfangen?"

Der Maler dachte zwar, seine Verse verdienten einen kleinen wörtlichen, vielleicht auch thätlichen Dank, allein er besann sich, ehe er das aussprach, schwieg und blieb eine Weile verstimmt, bis sie ihn bat, ein Lied zu singen, ein oft gestelltes Verlangen, welchem er, der Besitzer eines leidlichen Barriton, noch immer entsprochen hatte.

Digitized by Google

IV.

Es war einer der schönen Spätsommertage, an welchen die im Vorsommer oft von Gewittern heimgesuchte Schweiz reich ist. Die landschaftliche Betrachtung an solchen Tagen ist unbeschreiblich; denn die Sonne, welche im Juni und Juli noch so hoch steht, daß unser ihren senkrechten Strahlen, den Tag über, Alles glatt und im Lokalton fertig gemalt erscheint, wirft dann schiefere Lichter und trifft in der Luft einen gewissen duftigen Hauch, in dessen weicher Umhüllung sich der anmuthige Charakter der Gegend um den Züriser erst recht erkennen und schätzen läßt.

Auf einem der Bergpfade, welche in kürzerer Linie als die weitgewundene Fahrstraße von Zug herüber den Albis überschreiten, stieg noch am Nachmittag, mit gewandten Bergschritten, ein Wanderer den jenseitigen Abhang seiner Kette hinan. Daß er mit derartigen Fußtouren vertraut war, bewies der gleichmäßige, fast rhythmisch gehaltene Gang, in welchem er die steilen Schlangenwindungen seines Pfades verfolgte; allein die Schnelligkeit, mit welcher er dies that, ohne sich viel um die auf seinen Rücken herabbrennenden Sonnenstrahlen zu bekümmern, war von der langsameren Gewohnheit des Schweizer Bergbewohners sehr verschieden. Endlich hatte er die höchste Spitze der zu übersteigenden Kette erreicht; einen Augenblick sich umschauend, warf er den leichten Paletot, der über einer hellblauen Blouse um seine Schultern hing, auf eine schattige Moosstelle nieder, den grauen Filzhut, den schweren Bergstock und das leichte, mit grauem Garn überstrickte Reisetäschchen, das er auf der Schulter getragen, daneben, streckte sich dann selbst langen Wegs auf den Boden und wandte den lebhaften Blick seiner Augen abwechselnd an den beiden Berghängen hinab.

Es war eine reizende Aussicht, die sich ihm von jenem Joch aus bot, wohl werth, sich dabei aufzuhalten. Gerade nach Osten hinunter lag der lange, halbmondförmig gekrümmte Züriser in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar, links bekränzt von den weißen Häusern der Stadt Zürich, welche, im Abendsonnenschein röthlich erglänzend, sich terrassenförmig am Züriberg aufstapelten oder im Duft des Limmatthales halb verschwanden, rechts durch die Insel Ufnau und die Rapperswyler Brücke unterbrochen. Auf der Flut selbst schimmerten, von einem günstigen Wind getrieben, die weißen Segel der Stein- und Holzschiffe vom Obersee, die sich, plump und breit wie sie sind, von solcher Höhe herab gesehn doch nur wie Nußschalen ausnahmen. Aehnlich war es mit einem Dampfboot, welches, mit der kaum noch erkennbaren eidgenössischen Flagge, dem weißen Kreuz im rothen Felde, am Stern, dazwischen hinfuhr, und selbst die Schnelligkeit seiner Bewegung schien durch die Entfernung des Beschauers gemindert. Nahe bei der Stadt konnte ein scharfes Auge in einer Menge kleiner dunkler Punkte auf dem Wasserspiegel die zahlreichen und mannichfachen Lustfahrzeuge gewahren, in welchen sich an schönen Abenden die fremden wie einheimischen Bewohner des Sees von den Anstrengungen des Tages zu erholen pflegen.

Dem Albis gerade gegenüber erhebt sich aus dem See der Pfannenstiel, unten von Weinbergen und schimmernden Häusern, weiter hinauf von düsterem Tannenwald bedeckt. Hinter ihm glänzt in blauer Ferne, panoramenartig aufgeschlagen, das freundliche Toggenburg, und rechts davon steigt mit weißem Haupte der ernste Säntis im Appenzellerland empor. Hat der Blick einmal dort gehaftet, so muß er an der zitzernden schneigen Kette immer weiter nach rechts, zu dem gigantischen Glärnisch, dem majestätischen Tödiberg und hinüber zum Uri-Rothstock forslaufen; so daß sich jetzt das Auge, die felsstangezackten rothen Formen der beiden Mythen am Vierwaldstätterse im Vorbeigehen grüßend, vom See abwendet und staunend zwischen der pyramidalischen Spitze des Rigi und den vielfachen Zacken des Pilatus hindurch nach den erhabenen Formen des Finsteraarhorns, der Jungfrau und ihrer Trabanten im Berner Hochland hinblickt. Hat man auf diese Weise dem See den Rücken gekehrt, so thut sich zu Füßen der letztgenannten Berge ein weites, durchschnittenes, von herbstlichen Düften umwebtes Gelände auf, zu dessen Seiten dicht unter dem Rigi ein smaragdgrüner Schimmer den schönen Zuger-See andeutet.

Nachdem der Ruhende alle diese Herrlichkeiten betrachtet und bewundert hatte, sprang er mit derselben Lebhaftigkeit wie beim Aufsteigen empor, um den Weg nach dem See hinunter anzutreten. Rasch ging es abwärts zwischen seltsamen scharfabfallenden Kanten, über loses Gerölk, und obwohl das Absteigen in gerader Richtung ebenso viel Anstrengung und mehr Gefahr bot, als das Heraufkommen, so sprang doch unser Wanderer, eilig und leicht wie eine Gemse, den spitzigen Bergstock stets vorgehalten, über die steilsten Stellen hinab zum Erstaunen manches biederen Eidgenossen, an dessen bedächtigem Schritt er im Fluge vorbeisauste. So war er schnell in das romantische Thal der wilden Sihl hinabgekommen, welche glücklicherweise ihre Stege nicht gerade weggeschwemmt hatte, sondern klein, wie eine Schlange geringelt, mit winzigen, eiligen Wellchen über ihre glatten Steine hinglitt. Noch ein leichter, wald- und rebenbedeckter Hügelzug liegt zwischen diesem Thal und dem See, er ist bald überschritten und der Wanderer sieht sich mit einbrechender Dämmerung auf der großen Landstraße, welche dicht am Wasser hin nach der Stadt führt. Nun schreitet er munter darauf los, Villen, Bauernwohnungen und Wirthshäuser wechseln bunt am Wege, allein keines der letzteren vermag den Eilenden zu hemmen.

Plötzlich aber bleibt er wie festgebannt stehen und lauscht; rechts, zwischen Straße und See, ragen einige mächtige Bäume, darunter glänzt ein weißes Häuschen, am Wasser selbst flimmert Etwas wie ein Licht, und von dort klingt, von einer bekannten Stimme vorgetragen, der letzte Vers des beliebten Liedes: Die drei Liedchen:

Die milden blauen Augen
Sie waren ohne Glanz,
Und in den blonden Locken
Da lag — da lag — da lag ein Todtenkranz.

Die letzten Worte verklingen im Murmeln des Wassers in den Uferkiesen und im Summen des Abendwindes in den Blättern.

Durch eine Lücke des Zauns springt der Fremde in den Garten, einige Schritte führen ihn unter den großen Baum am Ufer, und mit dem Ausruf: „Maler!“ „Arnold!“ liegen zwei langgetrennte Freunde einander in den Armen.

„Mannalein! eine Flasche von dem schweren Rothen, Sie wissen ja!“ so lauteten die ersten Worte, welche der Maler nach der Begrüßung des Freundes sand.

„Ein glückliches Symptom für Deine Zustände, dies Commando!“ rief Arnold, „nun brauch' ich nicht mehr zu fragen, wie Dir's geht, biederte Malerseele! Die Welt und die Flasche sind immer noch rund, nicht wahr?“

„Ja, ja!“ versetzte der Maler mit vergnügtem Schmunzeln, „um aber nach Deinen Verhältnissen zu fragen?“

„Nun,“ sagte Arnold, „ich finde das bittre Brod der Verbannung ziemlich weiß und gar nicht ungenießbar, namentlich nicht mit solcher Ansechtung,“ und er schlürfte behaglich ein Glas von dem schweren Schaffhäuser, welchen das Mädchen unterdessen vor ihn beigebracht hatte. „Welch glücklicher Zufall,“ fuhr er dann fort, während sich Mannalein wieder entfernte, „daß mich Deine Stimme während der Musikstunden wieder entfernte, „daß mich Deine Stimme während der Musikstunden wieder entfernte, „daß mich Deine Stimme während der bierbereingeführt hat, denn sonst hätte ich Dich heute Abend in der Stadt nur vergeblich gesucht! Aber, wer ist denn die kleine Sirene, Stadt nur vergeblich gesucht! Aber, wer ist denn die kleine Sirene, welche Dich hierher gebannt hat in dies allerliebste Zaubergärtlein?“ welche Dich hierher gebannt hat in dies allerliebste Zaubergärtlein?“

„Ich mache hier Studien,“ entgegnete der Maler, indem er dabei, obwohl vergeblich, nach seiner Mappe umblickte, welche wie gewöhnlich im Nachen liegen geblieben war.

„Studien in Wein und Weibern!“

„Nein, im Landschaftzeichnen!“

Digitized by Google

„Schön! und dazu wartest Du, bis es dunkel ist und singst dann der charmanten kleinen Person — wie heißt sie? Minnalein? — schmachtende Lieder vor in einem Tête-à-tête am Wasser? O über Euch Künstlerpack und Eure schönen Vorwände!"

„Ist denn das nicht schön?" fragte der Maler, indem er auf den See hinausdeutete.

Es war ein effektvolles, obwohl mit wenig Mitteln gemachtes Bild, was sich dort darbot. Die Nacht ist ganz herausgezogen und wird von dem See, der wie ein schwarzer Spiegel unter ihr liegt, zurückgestrahlt. Die Flut ist ganz still und hebt und senkt kaum merklich den Nachen am Ufer. Ein mattes Sternenlicht spiegelt sich hie und da verschwimmend im See, allein ein bewegungsvolles Leben tritt in dies düstere Bild durch die zahlreichen und hellen Lichter, welche jetzt nach und nach in der Stadt und auf dem gegenüberliegenden Ufer anfauchen und starke, lange Reflexe in schlängelnden Goldlinien über das Wasser herüberwerfen. Darüber ein herbstlich umstorter Nachthimmel, in welchem die Centauren des Zürichergs und des Pfannenstiels zerfließen, während links im Westen, wo noch ein rother Abendschimmer die Luft erhellt, das massenhafte Urtil in düsterer, scharfabgeschnittener Form erscheint.

„Schön, in der That!" gab Arnold zu, indem er auf den See hinausblickte, allein ich will mich morgen der deutschen Reichsjustiz überliefern und über alle meine acht- und neunundvierzigen Unthaten Rede stehn, wenn Dir diese Herrlichkeit einen Augenblick eher aufgefallen ist als jetzt, wo es sich darum handelt, mir zu beweisen, daß Du hier bist wegen Nachtluden und nicht um in verliebter Turtelnaubenart zu girren".

„Immer noch der alte Spötter!" lachte der Maler, „aber sage mir nun, woher kommst Du, und wohin willst Du?"

„Heute nur von Luzern," war die Antwort, „und bin über die Hochwacht gestiegen, und will nicht weiter als bis Zürich, um in dem Schweizer Athen — bei den Blinden ist der Einäugige König! — in dem Schweizer Athen mein literarisches Schifflein, welches unter den Verschwerern etwas auf den Sand gefahren ist, wieder flott zu machen, und dazu sind ganz gute Aussichten vorhanden".

Noch eine Weile plauderten die Freunde weiter, bis die Flasche geleert war, und Arnold in seinen dünnen Sommerkleidern ein leichtes Fröstlein von der zunehmenden Abendkühle empfand.

„Also fahren wir nach Hause," schlug der Maler vor, auf seinen Nachen deutend.

Während er sich bei der Wirthin verabschiedete, machte Arnold den Kahn los, setzte sich an die Spitze, ergriff die Streichruder und drehte das hintere Ende der Teppe zu, dann folgte der Maler nach, faßte die Stoßruder, und schnell glitt das Schiffchen dahin in dem Lichtstrom, der ihm von der Stadt aus entgegenwallte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß des Mikroskops auf die Natur- und Heilkunde *).

Von Dr. C. Mettenheimer.

Noch in unserer Zeit, die sich im Vergleich mit der Vergangenheit einer viel allgemeineren Verbreitung des wissenschaftlichen Sinnes rühmt, gibt es nicht wenig Gebildete und selbst Gelehrte, die von dem Mikroskop nicht viel mehr erwarten, als eine angenehme Befriedigung der Neugier mit etwas wissenschaftlichem Anstrich. Ein Gleiches läßt sich nicht behaupten von dem allernächsten Verwandten des Mikroskops, dem astronomischen Fernrohr; und wenn man auch in Paris und anderen großen Städten den Mond und die Planeten für ein paar Sous auf der Straße durch den Tubus betrachten kann, so fühlt doch Jedermann die hohe Bedeutung der durch das astronomische Fernrohr gemachten Entdeckungen, und Niemand glaubt, daß das Fernrohr blos zu unserer Unterhaltung da sei.

Für den Freund der mikroskopischen Forschung hat es etwas Beträubendes, die verhältnißmäßig untergeordnete Stellung des Mikroskops mit dem hohen Ansehen zu vergleichen, dessen sich das Fernrohr in der ganzen Welt, nicht blos der gelehrten, erfreut. Wenn er dem Grund dieses Verhältnisses nachforscht, so wird er in der vergleichenden Geschichte beider optischen Instrumente die Aufklärung finden; es wird sich ihm aus dem ganz verschiedenen Schicksal, das beide, ihrer Erfindung nach gleich alten, ihrer allmählichen Vervollkommnung nach so ungleichen Instrumente gehabt haben, die Ueberzeugung aufdrängen, daß dem Mikroskop noch eine große Zukunft bevorstehe.

Die Geschichte der Erfindung des Mikroskops ist aufs innigste verknüpft mit der des astronomischen Fernrohrs; sie ist in Dunkel gehüllt, sowohl was die Namen der ersten Erfinder, als was den ursprünglichen Unterschied zwischen beiden Instrumenten betrifft.

Wie sehr man ursprünglich geneigt war, beide Instrumente als eines und dasselbe zu betrachten, das nur je nach der entweder unendlich großen, oder aber sehr kleinen Entfernung des Objectes einer verschiedenen Construction bedurfte, beweist der Umstand, daß die Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts, die über diese Instrumente berichten, unter dem Namen „Mikroskop" häufig sowohl das Teleskop, als unser jetziges Mikroskop verstehen (Borell, 1655 *). Auf die Entdeckung des Fernrohrs machen nach den neuesten holländischen Forschungen drei Namen Anspruch, Hans Lippershey aus Wesel, Brillenmacher zu Middelburg, Jacob Adrianadz und Zacharias Janfen aus Middelburg **). Wie einst sieben griechische Städte einander die Ehre streitig machten, den großen Sänger Homer hervorgebracht zu haben, und darüber der wahre Geburtsort des Dichters der Welt verborgen blieb: so ist es auch nicht mehr möglich, mit voller Gewißheit zu erforschen, welcher von den drei genannten Optikern das erste Fernrohr erfunden habe. Schon der große Physiker Huygens, der am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts lebte und dem das Fernrohr wesentliche Verbesserungen verdankt, wagt nicht mehr über den Namen des ersten Erfinders zu entscheiden. Für uns ist der Name des Zacharias Janfen und der seines Sohnes der wichtigere, da ihm gewöhnlich auch die Erfindung des Mikroskops zugeschrieben wird. Als Jahr der Erfindung des Fernrohrs wird übereinstimmend 1608 genannt; auf der Frankfurter Herbstmesse wurde in diesem Jahr (nach Simon Marius) schon ein Fernrohr zu sehr hohem Preise von einem Holländer feil geboten. Ein Jahr darauf hatte bereits Galilei, dem von der holländischen Erfindung erzählt worden war, die neue Erfindung nachersunden und mit seinem noch sehr unvollkommenen Instrumente die Jupitersmonde und Mondgebirge entdeckt. An die Stelle des holländischen oder galileischen aus einem planconvexen Objektiv und plancontcavem Okular bestehenden Fernrohrs setzte Kepler 1618 das eigentlich sogenannte astronomische Fernrohr, dessen vergrößernde Kraft auf der gemeinschaftlichen Wirkung zweier biconveren Gläser beruht. Von da an folgte Verbesserung auf Verbesserung; diesen Verbesserungen entsprachen die Entdeckungen am Firmament, die so bereichernd und umgestaltend auf die Astronomie zurückwirkten, daß man sah, ohne zu übertreiben, die Geschichte des Fernrohrs als die Geschichte der neuern Astronomie bezeichnen könnte.

*) Vortrag, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

*) Borellus, de vero telescop. inventore, Hagae 1655.

**) Die historischen Daten sind für die ältere Zeit den Arbeiten von Brandes, Littrow und A. v. Humboldt; für die neuere den Arbeiten von Fraunel, Kästin und Purkinje entnommen.

Digitized by Google

Die Mikroskope, deren man ſich zuerſt bediente, waren zuſammengeſetzte. Man nahm zu ihrer Conſtruction dieſelben Linſen, wie zu den Fernröhren, mit dem Unterſchiede, daß das Objectivglas wegen der großen Nähe des Gegenſtandes ſehr klein ſein mußte, während es bei dem Fernrohr wegen der unendlichen Entfernung der Sterne möglichſt groß war. Nach Huygens, deſſen Angaben man gewöhnlich folgt, wurden 1621 zuſammengeſetzte Mikroskope von Cornelius Drebbiel in London verfertigt. Um 1650 ſoll das zuſammengeſetzte Mikroskop ſchon eine ziemlich allgemeine Verbreitung erlangt haben; von einer mit dieſem Inſtrumente gemachten Entdeckung von wiſſenſchaftlichem Werthe verlautet bis dahin jedoch Nichts. In dieſer erſten armen und unklaren Periode ſeiner Geſchichte ſehen wir das Mikroskop von ſeinem glücklicheren Verwandten, dem Fernrohr, gänzlich verdunkelt; der Entdeckung der Jupitersſatrabanten war die der Sonnenflecken, der Phaſen der Venus, der Geſtalt des Saturn, des Nebelflecks in der Andromeda raſch gefolgt. Das Fernrohr war damit der Aſtronomie nicht etwa blos von Werth, es war ihr unentbehrlich geworden. Daß das Mikroskop in jener Zeit noch ohne Bedeutung für die Wiſſenſchaft bleiben mußte, lag erſtens an der Unvollkommenheit der Naturwiſſenſchaften, die damals ſelbſt von vorzüglichen Inſtrumenten ſchwerlich Nutzen zu ziehen verſtanden haben würden; zweitens an der Unvollkommenheit der Inſtrumente ſelbſt, deren undlare, farbige, verhältnißmäßig ſchwach vergrößerte Bilder wenig Aufſchluß geben konnten.

Von nun an, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, beginnt die Periode geſteigerter Anſtrengung zur Verbeſſerung der Fernröhre. Huygens und Andere widmeten ihre Thätigkeit der Vervollkommnung der dioptriſchen Fernröhre; Newton, daran verzweifelnd durch dieſe Fernröhre jemals ein ganz achromatiſches Bild zu erhalten, kam auf den Gedanken, die Objectivlinſe durch einen vergrößernden elliptiſchen Spiegel zu erſetzen und erfand ſo die Spiegelteleskope. Der Gedanke des Achromatismus dioptriſcher Fernröhre, den Newton hatte fallen laſſen, wurde ſpäter von Andern mit neuer Lebhaftigkeit aufgegriffen, Euler wies auf dem Weg mathematiſcher Berechnung die Möglichkeit des Achromatismus nach und Dollond ſtellte auf praktiſchem Wege, geleitet von jenem genialen Inſtinct, der ſo häufig den tiefſinnigſten Speculationen vorauseilt, die erſten nahezu achromatiſchen Linſen aus Crooon- und Flintglas wirklich dar.

Ich führe dieſe Thatſachen aus der Geſchichte des Fernrohrs an, weil alle Verſuche, das Mikroskop zu verbeſſern, ſich in dieſer Periode unmittelbar an das anlehnten, was auf dem Gebiete der Aſtronomie geſchah, ja als bloße Nachahmung desſelben zu betrachten ſind. Zu den erſten, die das zuſammengeſetzte Mikroskop zu wiſſenſchaftlichen Zwecken anwandten, gehörten Hooke, Divini und Bonanni. Hooke's Mikrographia erſchien im Jahr 1656 (London). Er ſowohl, als die beiden genannten Italiener, ſtellten nicht blos Forſchungen mit dem zuſammengeſetzten Mikroskop an, ſondern verfertigten auch derartige Inſtrumente, die an Werth die bisher conſtruirten übertrafen. Um Ihnen einen Begriff von der damaligen Conſtruction der zuſammengeſetzten Mikroskope zu geben, führe ich das Mikroskop von Euſtachio Divini an, das in einem Rohr von 16 Zoll Länge 4 planconvexe Objectivlinſen und ein Ocular von 3 Zoll Durchmeſſer einſchloß, alſo ſehr umfangreich war. Mit dem ſchwächſten Ocular konnte man eine Vergrößerung von 41 Mal, mit dem ſtärkſten Ocular von 143 Mal im Durchmeſſer erreichen. Die Vergrößerungen wurden an dieſen Mikroskopen, wie man ſieht, weſentlich vermittelſt der Oculare geſteigert, ein Princip, das man ſpäterhin verließ.

Dem Einfluß Newtons iſt es zu verdanken, daß man nach Bonanni's Tode das Princip der Spiegelteleskope auf das Mikroskop übertrug. Robert Barker und Smith verfertigten ſolche Mikroskope; man fand ſie aber unbequem und an Lichtmangel leidend. Es war dieſen Mikroskopen daſſelbe vorzuwerfen, was ein Jahrhundert ſpäter in ſeinem Bericht über das Selligue'ſche Mikroskop Fresnel an den übrigens höchſt vollkommenen gearbeiteten Mikroskopen des berühmten italiäniſchen Optikers Amici tadelte: daß es erſtens faſt unmöglich iſt, Spiegel von ſo ausnehmender Kleinheit, wie ſie beim Mikroskop anwendbar ſind, vollkommen elliptiſch zu ſchleifen; daß ſodann die Innenfläch der einfallenden höchſtraben durch ihre doppelte Brechung zuerſt auf einem Plan-, dann auf einem Hohlſpiegel ſich um 3 Viertel vermindern würde; daß metallene Spiegel nie ſo vollkommen polirt werden können, als Glasflächen, und Fehler in der Politur auf die Reflexion der Strahlen großen Einfluß haben; endlich daß die Hohlſpiegel durch die Neibung oder den Einfluß der Feuchtigkeit leicht trüb werden.

Die dioptriſchen Mikroskope gewannen durch die Erfindung des Achromatism zunächſt nicht bedeutend. Zwar geſchah von Nanaden und Dollond, ſpäter von Frauenhofer, Amici und Pfaff Vieles zur Verbeſſerung der Mikroskope in dieſer Richtung; doch hatten ihre Bemühungen keinen tiefer greifenden Erfolg für die Wiſſenſchaften, da man bei jeder ſtärkeren Vergrößerung die achromatiſchen Objective wechſelte und deshalb ſchon bei ſchwachen Vergrößerungen mit Lichtmangel und zu geringer Focalabſtanz zu kämpfen hatte. Das zuſammengeſetzte Mikroskop hat es, um es mit einem Male zu geſtehen, bis zum Jahr 1824, aller Anſtrengungen der Optiker ungeachtet, nur zu ganz vereinzelten Leiſtungen von wiſſenſchaftlichem Werthe gebracht, die ihrer Natur nach nicht geeignet waren, dem Inſtrument außerhalb der wiſſenſchaftlichen Kreiſe allgemeines Anſehen zu verſchaffen. Zu den wenigen Arbeiten mit dem zuſammengeſetzten Mikroskop, welche dieſe Zeit hervorbrachte, gehören die Beobachtungen von Eichhorn, der den Kronenpolyp in den ſüßen Gewäſſern des nordöſtlichen Deutſchlands entdeckte, die Arbeiten von Joblot und Baker, vor allem aber das große Inſuſorienwerk von O. F. Müller, dem Verfaſſer der Zoologia danica. Die große Entdeckung der Exiſtenz der Inſuſorienwelt war aber ſchon gemacht worden, und zur Aufſchließung der feineren Structur der Inſuſorien — dazu war die Kraft der damaligen zuſammengeſetzten Mikroskope nicht ausreichend.

Das eigentlich Bedeutende, was auf dem Gebiet der Mikrographie in der eben geſchilderten Periode geleiſtet wurde, jene Entdeckungen, welche die heutige Phyſiologie und Zoologie noch befruchten, gingen nicht von dem zuſammengeſetzten Mikroskop aus. Die Unſicherheit der Bilder, welche dieſes Inſtrument erzeugte, auch wohl die große Schwerfälligkeit ſeiner Mechanik, hatten zur Folge, daß Männer von hohem wiſſenſchaftlichen Geiſte, wie Leeuwenhoek und Swammerdam, beides Söhne der damals durch die Blüthe ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft hoch hervorragenden Niederlande, und der gleichzeitige ausgezeichnete italieniſche Naturforſcher Malpighi, ſich zu ihren Beobachtungen immer nur der einfachen Mikroskope, d. h. der einfachen biconvexen Linſen oder Glaskugeln, denen irgend eine Faſſung gegeben war, bedienten. Es wurden mit dieſen einfachen Inſtrumenten, das ſchon ſeiner urſprünglichen Geſtalt als Brennglas, Schuſterkugel, das den Alten (Seneca), als Brille und Lupe vielleicht auch ſchon dem Roger Baco bekannt war, eine ganz neue Welt kleiner organiſcher Weſen, die Inſuſorien und Räderthiere, zum Leeuwenhoek entdeckt; es wurden von demſelben Forſcher die Spermatozoiden aufgefunden und als deſſen weſentlicher Theil erkannt; endlich von Malpighi die erſten Stadien des ſich entwickelnden Hühnereis, ſowie mehrere Punkte der feineren Structur des menſchlichen Körpers und der Gewächſe aufgeklärt und vortrefflich abgebildet. Dieſe Beobachtungen haben ein zwiefaches Verdienſt; durch ſie iſt das Feld der naturwiſſenſchaftlichen Beobachtung und die Vorſtellung von der Ausbreitung des lebendigen ganz unendlich erweitert worden; durch ſie hat die Lehre von der Zeugung, die fruchtbare Mutter ſo zahlloſer Hypotheſen, einen Halt bekommen, der zur Grundlage einer künftigen Löſung dieſer Frage

Digitized by Google

werden kann. Soweit pflegt man gern und willig das Verdienſtliche der Beobachtungen Leeuwenhoecks und ſeiner Zeitgenoſſen anzuerkennen; die andere Seite ihrer Verdienſtlichkeit liegt in der großen Schwierigkeit, ſie anzuſtellen, und dieſe Schwierigkeit unterſchätzen wir gar zu leicht, da ſich die Methode der Beobachtung ſeitdem ſo ſehr vervollkommnet hat. Jene ehrwürdigen Forſcher mußten ihre Linſen ſelbſt ſchleifen und faſſen, oder ihre Glaskügelchen zubereiten, dann die kleinen, oft ſo beweglichen Gegenſtände der Beobachtung in ſeinen mit Waſſer gefüllten Glaströpfchen mühſam aufſuchen und ſo, das Auge dicht an der Linſe, die Linſe dicht an dem weder vorn- primirten, noch applanirten Gegenſtand ſich einen Begriff von ſeiner Geſtalt und ſeinen Lebensäußerungen bilden. Wer aus eigener Erfahrung weiß, wie ſehr anhaltendes Beobachten an unſern bequemen Mikroſkopen anſtrengt, dem werden die der Natur ſo ſchwer abgerungenen Beobachtungen eines Leeuwenhoek und Malpighi doppelt werth erſcheinen. Galilei hat es ſeiner Zeit auch nicht an Fleiß fehlen laſſen; aber wie ſchnell folgen ſeine Entdeckungen aufeinander! Den Mikroſkopikern iſt es weit ſchwieriger geworden, ihren Gegenſtand der Beobachtung zugänglich zu machen; das organiſche Leben verbirgt und verhüllt ſich mehr, als die unorganiſche Natur, es entſchlüpft einem und verwandelt ſich, ehe man ſich deſſen verſieht und Tauſende gehen daran vorüber, ohne auch nur eine Exiſtenz zu ahnen; die Geſtirne aber und ihre Bewegungen haben ſchon in der grauen Vorzeit die wiſſenſchaftliche Neugier des Menſchen erregt; darum iſt auch die Aſtronomie die älteſte und reifſte der Naturwiſſenſchaften.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Beurtheilung Herders.

In den lebhaft bewegten ſiebziger Jahren war Herder eine Zeitlang die bedeutendſte Kraft der Literatur. Wer ſeinen Einfluß nur nach den vorliegenden Leiſtungen bemeſſen wollte, vermöchte ihn kaum zu würdigen. Er war der ewig ſuchende, mit genialem Inſtinct nach dem Rechten taſtende Geiſt, er war die Unruhe in der Uhr. Sein Urtheil iſt nicht, wie das Leſſing'ſche, ein ſcharf begrenzendes Richtmaß, ſondern eine Wünſchelruthe, die nach verborgenen Quellen weiſt. In ſeiner Nähe galt kein Schönthun und keine philiſterhafte Selbſtzufriedenheit mit dem Vorhandenen. „Du haſſeſt die Reſultate,“ ſagt ihm Goethe als etwas ganz Beſammtes. Wenn ſchon Leſſing nicht im Beſitz der Wahrheit, ſondern im Ringen nach ihr das ächt Menſchliche ſah, ſo lebte dieſer Zug noch weit mächtiger in Herder. Es iſt ein ſinnig germaniſcher Zug, den man nur ſelten bei Franzoſen und Italiänern, allenfalls bei Pascal oder Vico, nachweiſen könnte. Herder lernt um des Lernens willen, und bittet noch auf dem Todtenbette ſeinen Sohn um Mittheilung eines großen Gedankens, an dem er ſich üben und ergötzen könne.

Und doch iſt der Eindruck in die Stimmung dieſes ſeltenen, vornehmen und reichen Geiſtes, wie ſie ſich in ſeinem ſpäteren Mannesalter entwickelte, meiſt unerfreulich. Er iſt es namentlich für Denjenigen, der nur Herders äſthetiſche Urtheile zu Rathe zieht oder ſeine Stellung zu Goethe und Schiller für maßgebend hält. Hier iſt jedoch außer zufälligen und perſönlichen Einflüſſen beſonders zu erwägen, daß Herders Wirkſamkeit ihrem ganzen Weſen nach grundverſchieden von derjenigen war und noch iſt, deren die beiden Dichter ſich erfreuten. Herder wird zu den Klaſſikern gezählt und ſein Bildniß in Gyps und Kupferdruck iſt ziemlich verbreitet. Gleichwohl beſchränkt ſich die Zahl ſeiner abgeſchloſſenen Werke, die man etwa in Goldſchnitt gebunden auf das Bücherbrett zu ſtellen oder gar von demſelben herunterzunehmen pflegt, auf wenige Bändchen. Selbſt die „Ideen“ gelten, nachdem Werke wie der „Kosmos“ ein ſo weites Gebiet gewonnen haben, für veraltet; und gewiß iſt Herder, was naturwiſſenſchaftliche Kenntniß anbetrifft, ein Anfänger im Vergleich zu Humboldt. Daggen wußte er ſeinen Weltſpiegel (denn zu einem ſolchen wollte er die Ideen ausbilden) einen lebendigen Kern und ethiſchen Mittelpunkt zu geben, kraft deſſen er für den nicht hochmüthigen Beurtheiler neben allen Spätern mit Ehren beſtehen wird. Unſere populären Schriftſteller haben ebenſo wenig das Recht, auf die „Ideen“ geringſchätzig herabzuſehen, als die neuen Bearbeiter des Cid auf Herders Nachdichtung. — Daß das erſtgenannte Werk übrigens bie und da an übertrieben lehrhaftem Ton und geſuchter Naturanwendung leidet, ſahen ſchon die Zeitgenoſſen ein.

Während ſeines ſiebenundzwanzigjährigen Aufenthaltes in Weimar war Herders Wirken der Schule und Kirche zugewandt. Im Unterrichtsweſen hielt er an ebenſo großartigen als einfachen Grundzügen feſt. Es ließe ſich ſogar nachweiſen, daß man von manchen Abwegen der Plattheit und tumultuariſchen Reformſucht auf ſeinen Standpunkt zurückgekommen iſt. Er war in ſeiner Zeit vielleicht der einzige Sachkenner, in deſſen hohem Sinne ſich weiſes Maß und ächte Genialität verbanden. Dem neuen Evangelium vom ſpielenden Lernen war er im tiefſten Grunde der Seele feind. Die angeblichen raſchen Fortſchritte der Philanthropiniſchüler charakteriſirte er durch ein vortreffliches Gleichniß: er verglich dieſe Knaben mit jungen Bäumen, denen man unter der Erde die Herzwurzel ausſchneidet und die dadurch gar ſchnell ins Holz ſchießen und ſpeindar in Kurzem einen Wald bilden. Das Lernen einer Sprache war ihm nicht ſo bedeutend, als die damit verbundene Anſtrengung und Uebung des formalen Denkens, wie auch des Gedächtniſſes. Er wollte ausdrücklich, daß die Gelehrtenſchule nicht die künftige bürgerliche Stellung des Schülers, ſondern ſeine allgemeine Bildung in's Auge faſſe. Er liebte innig den Lehrerberuf und ſah es als ein Glück an, daß er ſeine beſte Jünglingszeit an Schulen zugebracht; auch war ihm das gute alte Wort Schule lieber als „Erziehungsanſtalt, Philanthropin, Lyceum“ und dergleichen. Seine Schulreden gehören zu dem Vortrefflichſten was er geleiſtet; beſonders der Aufſatz „von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie“ war nach langem Zwiſchenraum wieder eine volle Aeuſſerung ſeines tiefen Verahnungs-Vermögens. Hier zeichnet er ſenem eingreifenden Umſchwung der Wiſſenſchaft, der ſich erſt ſpäter entwickelte, deutlich den Weg vor. Die Rede iſt eine That zu nennen, und wurde in der Geſchichte der Weltanſchauung, für Deutſchland wenigſtens, epochemachend.

Es liegt jedoch im Weſen dieſer ſchönen Thätigkeit, daß ſie ſich nicht, wie etwa ein eben geſchaffenes Gedicht, rund und vollendet der Beachtung und Bewunderung darbietet. Am wenigſten bei Herder. Er war groß im Entwerfen von Organiſationsplänen und Regulativen für den Unterricht; aber er weigerte ſich beharrlich, ſolche Pläne drucken zu laſſen; ſie mußten ſich, dachte er, in der Anwendung bewähren. „Ein blendender Typus iſt in einer halben Stunde zu zeichnen; aber dergleichen laute Anfänge gehen meiſtens elend aus.“

Iſt Herder als Schulverwalter eine große, reine und erfreuliche Geſtalt, ſo läßt ſich ein Entſprechendes von ſeiner Wirkſamkeit als Prediger nur theilweiſe ſagen. Zwar verläugnete ſich auch auf der Kanzel der Vollgehalt ſeines Geiſtes keineswegs, je die Erfolge waren anſcheinend noch weit glänzender. Er wußte die fälleſten und ſprödeſten Kirchenbeſucher anzurezen; die vorliegenden Predigten reichen wiederum bei aller Vortrefflichkeit nicht aus, die Bewunderung der Zuhörer völlig zu erklären. Es bedarf hierzu eines Hinblickes auf die Zeitumſtände. Die Aufklärung hatte jede Glaubenslehre zu moraliſchen Allgemeinheiten verflüchtigt, und die Orthodoxie war in anderer Art geiſtlos geworden. Herder verſchmähte in religiöſen Dingen die Plattheit des damals ſo genannten geſunden Menſchenverſtandes, aber er ließ ſich auf die objective Wahrheit der Dogmen noch weniger ein. Er ging auf dieſelben vielmehr nur bis zu dem Punkte zurück, wo ſie auf Gemüth und Seele zu wirken anfangen; dieſe Wirkung war ihm das einzig Wahre und Zwer-

Digitized by Google

lässige, nicht der reale Thatbestand der göttlichen Dinge. So gewann die Religionslehre in seinem Vortrag ein warmes, dichterisches Leben. Die größten Geister jener Zeit waren Indifferentisten, aber sie trugen ein hohes Bild, sei es von Menschenwürde oder von Kunstschönheit im Sinne. An dieser Seite wußte Herder seine Zuhörer zu fassen. Seine religiöse Betrachtung umgab die Begebenheiten des gewöhnlichen Lebens mit einem nicht geringeren idealen Glanz, als den sonst die Poesie und überhaupt die begeisterte Anschauung zu verleihen pflegen. So kam es, daß vor allen anderen seine Gelegenheitsreden mächtig in die Seele drangen. Nach dem Gottesdienst bei der Taufe eines Prinzen von Weimar schrieb Wieland einem Freunde: Herder habe gesprochen wie ein Gott! Und Wieland war damals mit Herder nicht auf dem besten Fuß, er fühlte sich durch den bewußten Ernst des Mannes etwas beklommen, und sah ungern die strenge Wolke so nah an seinem Horizont schweben.

Als Goethe seinen im zwölften Jahre stehenden Sohn confirmiren lassen wollte, schrieb er darüber an Herder: „Du willst, verehrter, alter Freund, die Gefälligkeit haben, meinen Sohn in die christliche Versammlung einzuführen, auf eine liberalere Weise, als das Herkommen vorschreibt. Ich danke Dir herzlich dafür und freue mich, daß er den für Kinder immer apprehensiven Schritt an Deiner Hand auf eine Weise macht, die mit seiner gegenwärtigen Bildung zusammentrifft. Er wird sich Dir mit seinem Lehrer demnächst vorstellen. Empfang' ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem Du meiner gedenkst". Die feierliche Handlung erfolgte nach einigen Monaten am 13. Juni 1802. Goethe berichtet darüber in den Tages- und Jahresheften, doch auffallender Weise unter der unrichtigen Rubrik des Jahrs 1801, Folgendes: „Eine fromme, fürs Leben bedeutende Feierlichkeit fiel im Inneren meines Hauses in diesen Tagen vor. Die Confirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner alten Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge". Diese Hoffnung konnte jedoch bei der weitgetheilten Bestimmung keine dauernde sein. —

In den allgemeineren Predigten Herders, die nicht an eine Gelegenheit anknüpfen, gibt sich, leise zwar, doch aus tiefem Grund stammend, ein Mißverhältniß kund. Am ersten und deutlichsten schient daselbe Wilhelm von Humboldt erkannt zu haben. Er berichtet über jene Predigten: „Sie waren unendlich anziehend, man fand sie immer zu kurz und hätte ihnen die doppelte Länge gewünscht. Aber eigentlich erbaulich waren dieselben nicht, welche ich gehört habe; sie drangen nicht in's Herz". Herder selbst verlangte, daß Alles, was der Mensch geistig hervorbringt, von einem naiven Ursprung ausgehe. Dies war aber bei seinen Kanzelreden nicht der Fall; ihre „unendliche Anziehungskraft" stammte nicht von einem sicheren Centrum. Herder schöpfte aus seiner Bildung und Geistestiefe einen hinlänglichen Apparat, um sich von den gewöhnlichen Rationalisten spezifisch zu unterscheiden; gleichwohl mußte er seine Ansichten für den theologischen Gebrauch erst zurechtlegen. Daher sagt Humboldt hinzu: „Seine Räsonnements und Behauptungen bringen nicht immer die eigentliche gediegene Ueberzeugung hervor; ja man hat bei ihm nicht einmal immer das sichere Gefühl, daß es seine eigene recht innere Ueberzeugung war, die er aussprach".

Als Herder bei seiner Berufung nach Weimar auf das hartnäckige Begehren des Stadtraths Probepredigten halten mußte, schrieb ihm Lenz, er solle dabei an Coriolan im Candidatenrock denken. Ein wegwerfender Unmuth mag oft genug sein Herz unter dem Priesterkleid in Wallung gebracht haben. Das Mißverhältniß entging seinem eigenen Urtheile nicht, wie er sich denn überhaupt daran gewöhnte, seine Herbheit und unbillige Reizbarkeit auch gegen sich selbst zu richten. Man weiß, daß er am Ende seiner Tage oft ausrief: „O über mein verfehltes Leben!" In solcher Stimmung mußte ihm eine Vergleichung seines Wirkens mit dem eines Goethe und Schiller nagenden Verdruß erwecken. War so seine Thätigkeit doch immerhin durch Rücksicht gebunden und amtlich beengt! Er schaute in das freie Gebiet, auf welchem jene sich schrankenlos bewegen durften, einzig durch das innere Gesetz des Schönen gestellt, — er schaute dahin, wie in ein lachendes Reich des Glanzes und der Heiterkeit. Schon längst hatte diese Zusammenstellung Mißmuth in seiner Seele erweckt. Bei Gelegenheit des Xenien-Almanaches hielt er seine Verstimmung nicht zurück, welche sich namentlich Schiller gegenüber bald zu einem kleinlichen Grolle gestaltete. Die andere Freunde hielt er gegen besseres Wissen an dem Urtheil fest, daß Schiller ein Rhetor sei und die Menge durch hohlen Glanz bestehe. Es kam so weit, daß dessen bloße Anwesenheit ihm Unbehagen erregte. In dieser Aneigung wurde er durch Jean Paul bestärkt, der später eine Vergleichung Herders und Schillers schrieb, in welcher alle Glorie auf den ersteren fällt*).

Die neidlose Anerkennung, welche Schiller seinem größeren Freund Goethe zuwandte und der er in dem Gedicht „das Glück" einen so schönen Ausdruck gab, vermochte Herder nicht in sich hervorzubringen. Er würdigte die angestrengte Geistesarbeit nicht, durch welche jene Beiden ihre Höhe gewannen, sondern mäkelte an dem, wie er meinte, leicht und lustig erworbenen Lorbeer. Der Briefwechsel Goethe's und Schillers, dieses redende Zeugniß, wie sie ihre Aufgabe mit Fleiß, Wahrhaftigkeit und Consequenz verfolgten, ist jetzt zugänglicher als bisher. In einer schönen, vervollständigten Ausgabe, deren Preis jedoch um vieles billiger gestellt ist als bei der ersten, ist er uns neuerdings geboten worden. Faßt gleichzeitig erhalten wir die Briefe aus Herders Nachlaß, die zur näheren Kenntniß seines Wirkens in beiden so verschiedenen Lebens-Epochen unentbehrlich sind**). Sie dürfen als die wichtigste neuere Erscheinung auf dem so fruchtbaren Felde literarischer Denkwürdigkeiten bezeichnet werden. Barnhagen hat den Eindruck, den der erstgenannte Briefwechsel im Allgemeinen macht, in einem Gleichniß ausgedrückt; er sagt, daß Schiller Strecken zurücklegte, während Goethe Kreise durchmaß. Von Herder könnte man sagen, daß er sich abseits von ihnen mit Ehren, doch ohne die wünschenswerthe innere Freude auf seinem Standpunkt erhielt. Von diesem Standpunkte aus gab er aber noch immer bedeutende Winke, die man nicht ohne Gewinn beachten wird. Vielleicht gibt die Herausgabe des Nachlasses eine Veranlassung mehr, ihm jene lebendige Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden, die er seinem ganzen Wesen nach zum Verständniß erfordert und auch verdient.

*) Als Herder im Jahr 1803 verschied, fand sich Clemens Brentano durch dies Ereigniß, sonderbar genug, zu einer sattirischen Zeichnung veranlaßt, die er mit dem Vers erläuterte:

Herrer ist von uns gegangen,
Goethe steht ihm traurig nach,
Wieland drucket seine Wangen
Und Amalens Herze brach.

Hier ist Schiller's nicht einmal zum Scherz Erwähnung gethan.

**) Aus Herders Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und anderen bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und F. G. von Herder. Drei Bände. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. 1857.

Digitized by Google

Der Fürst von Montenegro.

Die Stadt Rieka liegt an dem Flüßchen gleiches Namens, welches längs der schwarzen Berge (Montenegro, Czernagora) in den See von Skutari fällt. Der Fürst des Landes, Danilo, vertauscht zuweilen seine Hauptstadt Cetinje auf einige Wochen mit Rieka, welches nur zweihundert Wohnungen hat, aber sich nach und nach vergrößert und verschönert. Danilo's Wohnhaus liegt an dem neu erbauten Quai. Vor demselben steht als Schildwache einer der

Zweiundsechzig, die ihm als Begleiter beigegeben sind; wohl die fürstlichen und bestgewachsenen Männer, die man irgendwo beisammen finden kann.

Ich hörte, erzählt ein Reisender (Armand Baschet, der vor sechs Monaten Montenegro besuchte), daß der Fürst täglich um fünf Uhr aufgehe und sich mit Denjenigen unterhalte, die eine Bitte an ihn haben. Ich verfäumte die Stunde nicht. Als er nahte, emitand unter der Menge eine achtungsvolle Bewegung. Danilo ist klein; aber man erkennt sogleich, daß der Knäs der Czernagora kein gewöhnlicher Mensch ist. Mit Kunst und Ueberlegung zeigt er in seinem ganzen Auftreten, daß er, Danilo Petrowitsch Niegosch, gesetzlich und unzweifelhaft der Erste, der einzig Mächtige unter den Anwesenden sei. Er schreitet durch die Reihen mit ruhigem, gemessenem Gang, mit eleganter Würde, die noch durch einen ernsten, trämmerischen Zug erhöht wird. Man sollte glauben, er habe sich den Hamlet zum Muster genommen. — Ich sah ihn auch sein Richteramt ausüben. Der Gerichtshof ist die Landstraße, als Stuhl dient der erste beste Stein am Wege, wenn nicht ein Nachbar einen Schemel herbeidringt. Zwei Männer traten mit stehender Geberde heran. Der Fürst setzte sich, ließ sich die Pfeife anzünden und hörte mit unveränderter Miene zu. Die Verhandlung dauerte eine Stunde; die Dämmerung lag schon auf den Bergen, als er sein Urtheil sprach. Ich bewunderte die Unterwürfigkeit, mit der beide Parteien das Urtheil annahmen; es war als ob ein Gott gesprochen hätte.

Danilo ist neunundzwanzig Jahre alt, und regiert seit vier Jahren. Er ist bekanntlich seit dem Aussterben der Dynastie Iwan Dzerni's der erste Landesfürst, der (auf Ernächtigung des Kaisers Nikolas) die bischöflliche Würde abgelegt hat und in Montenegro einzig als weltlicher Herrscher waltet. Vor zwei Jahren dachte er daran, sich mit einer serbischen Prinzessin zu vermählen, und diese Absicht führte ihn nach Triest und nach Wien. Er bildete sich mehr und mehr aus; der rauhe Bergfürst lernte sogar ganz erträglich eine Polka tanzen. Im Jahr 1854 wurde er in Triest von Griechen und Slaven gefeiert; in dieser Stadt, wo es so viele reiche Häuser gibt, nahm er gern an den glänzenden Gesellschaften und Mahlzeiten Theil. Unter anderen lernte er die Familie Ducpich kennen; bei einem Diner saß er neben Fräulein Darinka Ducpich und bewies ihr manche Aufmerksamkeiten, die nicht verschmäht wurden. Im Januar 1855 wurde Darinka Fürstin von Montenegro mit einer Mitgift von hunderttausend Gulden. Als sie Triest verließ, um sich in das Fürstenthum zu begeben, drückte eine Freundin ihr die Besorgniß aus, daß sie sich wohl nur schwer an die Sitten eines so rauhen Landes gewöhnen werde. „Es wird meine Sorge sein, es zu bilden," erwiderte sie. In der That führte sie europäische Bräuche in Cettinje ein; der kleine Palast wurde mit schönen Möbeln ausgerüstet, die von Kaufleuten aus Cattaro herbeigebracht wurden. Es gab nun einen fürstlichen Winter- und Sommeraufenthalt, im Salon lagen Zeitungen auf, man empfing Fremde; Danilo sänftigte seine Sitten, lernte Französisch, sorgte für besseren Verkehr und regelte den Postdienst. —

Am Morgen des 12. April, erzählt Baschet (in der Revue des deux Mondes), erbeiten wir von Seiten des Fürsten und der Fürstin eine Einladung zu Tische. Der Fürst empfing uns in großem Costüm des Landes; sein Unterkleid war roth, an der Schulter mit einer Agraffe geschlossen und mit der feinsten Goldstickerei geschmückt. Der übrige Anzug war weiß. Am Gürtel blitzten Pistolen von Silber, mit Edelsteinen geschmückt. Nicht ganz im Einklang mit der Nationalkleidung waren die Paille-Handschuhe, die er der Etikette zu lieb angelegt hatte. Sein Empfang war höchst freundlich; sein Französisch macht seinem jungen Lehrer Herrn Delarue alle Ehre. Wenn ihm ein Wort fehlte, sagte er es, zur Fürstin gewendet, auf Slavisch, diese übersetzte es, und so setzte er die Unterhaltung fort. Die Fürstin trug sich französisch, doch ohne die jetzt modernen Ungeheuerlichkeiten; ihr Anzug war schwarz, welches zu ihrer Gesichtsfarbe sehr wohl steht. Sie schien mir reizend. Ihr Wuchs ist zart, aber schlank und wohlgeformt. Ohne sehr schön zu sein, ist sie doch sehr distinguirt. In ihren sanften, glänzenden Augen liest man eine gewisse Traurigkeit. Sie thut den Armen viel Gutes; Danilo widmet ihr lebhafte Neigung, zeigt jedoch dieselbe mehr als Herr denn als liebhaber. Man spricht viel von seiner Eifersucht. — Neben mir saß die Schwester des Fürsten; sie spricht und versteht nur slavische Rede. Im Lauf des Gespräches erzählte die Fürstin dem französischen Consul, der mit zu Tische war, vom Schrecken, den sie gehabt, als eines Morgens Danilo ihr sechs Schädel von türkischen Führern vorgezeigt habe; dieselben waren auf der Gartenmauer aufgestellt worden. Der Fürst lehnte sich um und sagte zu ihr in einem ironischen und doch ernsten Ton: „Da Sie den Fürsten der Montenegriner zum Gemahl nahmen, Madame, mußten Sie auch seinen Haß annehmen". Die Fürstin erröthete und ihre Lippen suchten vergebens zu lächeln.

Am Abend schickte sie den Fremden Thee, nach deutscher Art servirt; Danilo sprach viel über die Hoffnungen, die er für sich und sein Land auf den Pariser Congreß setzte. Er begte den glühenden Wunsch, seine volle Unabhängigkeit von der Pforte anerkannt zu sehen. Er entwickelte die neuen, besseren Einrichtungen, die er seinem Land verliehen wolle, und bezog sich auf die ruhmvolle Geschichte desselben. Bisher habe er sich blos auf Rußland angewiesen gesehen; nun aber wende er dem Abendlande sein Vertrauen zu. Wir sind klein an Zahl, aber groß an Willenskraft, sagte er; in Europa sind wir Nichts, aber in unseren Bergen können wir Etwas werden. — Ich will mein Volk umbilden, ich will meine beiden Neffen in französische Schulen schicken. In fünfzig Jahren soll Montenegro seine Kraft auf nützliche Thätigkeit wenden. Man wird mich nicht mehr für einen Räuberhauptmann halten; der Krieg wird nicht mehr die einzige Freude und, wohldemerkt, der einzige Lebensunterhalt meines Volkes sein". Er sagte ferner: „Wenn ich nur meiner Eingebung folgen dürfte, so wäre ich nach Paris gereist, hätte vom Kaiser Gehör verlangt, hätte ihn zum Schiedsrichter genommen, und eine Stimme sagt mir: ich wäre befriedigt worden".

Zu Danilo's Verstümmlung erklärten die Fremden, daß man seine Gefühlspolitik vielleicht verstehen, aber schwerlich darauf eingehen werde; und daß ein an Sitzel und Gewehr gewöhntes Volk nicht so leicht andere Lebenswesen annehme. Die Flintenschüsse im Gebirg gehören in der That zum landschaftlichen Charakter von Montenegro.

Uebrigens kamen vor einem Vierteljahr, wie Danilo vorhergesagt, seine Neffen unter der Führung des Herrn Delarue in Paris an, um im College Louis-le-Grand ihre Studien zu machen.

Bei den Verhandlungen des Congresses von Paris wurde, wie man allgemein weiß, Danilo's Lieblingswunsch, die Unabhängigkeit der Czernagora, weder von Rußland noch von den Westmächten sonderlich befürwortet. Der Haß wüthet fort; eine Schaar von Montenegrinern hat während des Sommers das Fort Mednn eingenommen und die Türken haben dafür auf den Zinnen der Festung Rosapha zweiundzwanzig Feindesköpfe aufgestellt. Neuerdings ist durch die Bemühungen des Freiherrn von Prokesch und des Fürsten Kallimaki Waffenruhe eingetreten; aber die Hoffnung, daß Danilo Petrowitsch jemals der freie Fürst seines Volkes sein und dasselbe in slavischer Weise zu einem Culturstaat modernen Schnittes heranbilden werde, hat hierdurch keine neue Stütze erhalten.

Digitized by Google

Feuilleton.

— **Deutsche Forschung über England.** In vaterländischen Unternehmungen, soweit sie die Literatur angehen, verfährt man in Deutschland viel großartiger als in England. Ein Werk wie Pertz' Monumente hat man bisher in den britischen Reichen vergeblich hinzustellen sich bemüht. Ihre Rechts- und Staats-Urkunden haben englische Gelehrte freilich zu ehren, zu kostbaren Abrucken verweblichtigt. Aber als man vor Jahren auf den Gedanken kam, auch die geschichtlichen Denkmäler, die Quellenschriften, in der von Pertz befolgten Weise herauszugeben, entstrach die Ausführung nicht der Verstellung, die wie und von Großbritannien machen. Jeder glaubte, die Guineen würden in Masse herbeifliegen und das in Deutschland Geleistete werde neben diesem Unternehmen kleinlich erscheinen. Wie stehen es eben, und herabsetzen. Die Engländer schämen und höher und bedenken, daß ihre Arbeiten in dieser Hinsicht mit den deutschen gar nicht zu vergleichen sind. Von den altenglischen Geschichtsquellen erschien ein prachtvoller Folioband, mit trefflichem Apparat versehen und der Königin gewidmet; aber er verkaufte sich schlecht, und der Verlagsrecht ist jetzt im Besitz eines deutschen Antiquars. — Die beste Geschichte ihres so eigenthümlichen Universitätswesens mußten die Engländer von einem Deutschen besitzen (das bekannte Werk von B. A. Huber). Nunmehr wird auch der neueste Band der von Lappenberg begonnenen und von Pauli fortgesetzten Geschichte Englands (vierter Band, Gotha 1855, bei Perthes) in den Zeitschriften jenseit des Kanals mit verdientem Lobe besprochen. Die Reviewers gestehen, daß kein Engländer die heimischen Quellen und Archive so zu benutzen wußte, wie diese Deutschen. Mit Bekümmerung bemerken sie, daß Pauli die nöthigen Urkunden aus fruchten Gelassen mühsam herbeholen mußte und daß es eigentlich die Pflicht der Behörden wäre, den Ausländern, welche Großbritannien über seine Vorzeit belehren, solche Maurer- und Schornsteinfeger-Arbeit zu ersparen. Die öffentliche Meinung ist bei uns in solchen Dingen noch immer träge. Wenn eine unserer Schriften nach ins Ausland begibt, so werden die Journale nicht müde, über Etappenstraße zu verzeichnen. Wenn aber ein deutscher Gelehrter die stolzen Insulaner zur Anerkennung zwingt, ja sie auf ihrem eigenen Gebiete demüthigt, so regt sich keine Hand zum Applaudiren. Es gibt leicht mehr Spanier, die auf Lola Montez, als Deutsche, die auf Lappenberg oder Pauli stolz sind.

— **Das Studium Shakespeare's in Frankreich** macht endlich bedeutende Fortschritte. Einer der vorzüglichsten Arbeiter auf diesem Gebiet ist Francois Duge, ein Sohn des berühmten Dichters. Er veröffentlicht seine Studien über Shakespeare in der Revue française, einer Zeitschrift, die vielen tüngeren Schriftstellern von Geist und Gelehrsamkeit zum Mitarbeiten dient und sich durch frische Thätigkeit und eine schöne, deutsche Richtung auszeichnet. François Hugo hat einen sicheren literarischen Ueberblick, dabei aber den feinsten Dichtersinn für die Einzelheiten. Er gibt den Franzosen die erste Uebersetzung von Shakespeare's Sonetten. Er ist, wie Gervinus und fast alle deutschen Forscher, der Ansicht, daß sie dem Grafen Southampton gewidmet waren. Er ordnet sie scharfsinnig nach einem neuen Plan, in welchem sie die Geschichte von Shakespeare's Liebe und Freundschaft viel deutlicher zeigen, als in der bisherigen verworrenen Zusammenstellung.

— **Die Gründe**, aus denen man das Verbot der Augsburger Allgemeinen Zeitung in Preußen bis jetzt in den öffentlichen Blättern verzeichnet verschmäht, sind zu kleinlich, um für sie rechten gelten zu können, und man wird sich entweder damit begnügen müssen, dasselbe unbegreiflich zu finden oder, es zu bedauern. Manche wollen darin nur einen ersten Schritt zu einer Umwendung der neueren deutschen Politik Preußens sehen; „noch in den Jahren 1848 bis 1850 habe diese sich die weitesten Grenzen gestellt, jetzt wolle sie sich auf einen engeren Kreis zurückziehen und dem Süden Deutschlands gegenüber etwa eine Stellung einnehmen, wie Oesterreich vor 1848 dem Norden Deutschlands gegenüber eingenommen habe". Aber auch diese Art das Verbot zu erklären, erscheint uns so unstichhaltig, wie jede Erklärung, die wir selbst könnten versuchen wollen. Jedenfalls verdient der Gegenstand ernstes Nachdenken, und das Schweigen vieler öffentlichen Blätter ist vielleicht aus einer achtungsvollen Scheu zu erklären; man will die schwebenden Verhandlungen nicht durch Kundgeben der Stimmung compromittiren, welche jenes Verbot allenthalben erregt. Durch dasselbe ist übrigens dem Bildungsstreben vieler Deutschen vorläufig eine Lebensader unterbunden; denn daß die Allgemeine Zeitung für ihre Leser zu einer solchen geworden ist, wird selbst von ihren Gegnern nicht in Abrede gestellt.

— Am 13. October verschied in Kassel der Oberbaumeister Engelhard in seinem 69. Jahre. Es ist derselbe, den Goethe in seinen Tages- und Jahresheften vom Jahr 1811 unter den Besuchern Weimars anführt, mit der Beifügung: „Man wollte behaupten, ich habe ihn in früherer Zeit als Musterbild seines Kunstgenossen in den Wahlverwandtschaften vor Augen gehabt". — Bettina schrieb nach dem Erscheinen des Romans an Goethe: „Sehe sonderbar ist es; auch einen Architekten lernte ich früher schon kennen, der in Deinen Wahlverwandtschaften unverkennbar erscheint; er verdient es durch frühere enthusiastische Liebe zu Dir. Er machte damals einen Plan zu einem wunderbaren Hause für Dich, das auf einem Felsen stand und mit vielen reinen Figuren, Springbrunnen und Säulen verziert war". Diese Erinnerung der Briefschreiberin konnte sich wohl an ihren Aufenthalt in Kassel anknüpfen.

— **A. W. Schlegel über den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel.** — Hinter dem Triumphwagen hre thnen die Spottlieder der Soldaten. Der Briefwechsel unserer beiden großen Dichter wird erst jetzt, in der neuen Cotta'schen Ausgabe, seine gebührende Stellung erhalten; er wird nach und nach in jede gute belletristische Bibliothek eingereiht werden. Ja die etwas verworrene Masse der Goethe-Schiller-Literatur tritt er als bedeutendes Mittelstück, als erster Anhaltspunkt ein. So interessirt vielleicht auch eine Erinnerung an den Spott, mit welchem A. W. von Schlegel sich gegen diesen Briefwechsel bei seinem ersten Erscheinen zu helfen suchte. Schlegel hatte neben jenen Großen gelebt, ihre Schlachten mitgeschlagen, seine Stellung neben ihnen gewahrt. Er hielt sich also nicht für verpflichtet, sie, jüngeren Trigonen gleich, als unnahbare Heroen über alle Mannen bilder anzunehmen. Seine Epigramme, die er im Wendischen Musen-Almanach zu Anfang der dreißiger Jahre erscheinen ließ, haben großen Skandal erregt; der grobe Spruch:

So lang es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewunderer haben —

ist allbekannt. Viel geistvoller jedoch als diese etwas mittelmäßig gerathenen Stachelverse ist ein Spottgedicht, das in der Parodirung der Lobsprüche auf jenen Briefwechsel meisterhaft genannt werden kann. Da es in den Musen-Almanach keinen Eingang fand und auch sonst wenig bekannt ist, so mag es hier folgen:

Erst brachte seinem Schiller Goethe
Das Herz, materiell Concerto,
Das soll' ihm stärken Leib und Seele,
Doch würgt' es hart ihn in der Kehle;
Wie man es wohl nicht leicht verwehret,
Wenn man die Kraft in Viertel zerstehet.

Dann brachte Schiller das Rhytrathe,
Auch das Vergnügte, das Vertrathe.
Da schnitt nun Goethe viel Grimassen;
Doch wußt er sich ein Herz zu fassen.
Mocht' es ihm Gaumen nicht behagen,
Verdaut' er's doch mit tapferm Magen.

So lebten sie, in solchem Handel
Friedlich beisammen ohne Wandel,
Bis sah man zu der Welt Gedeihen
Sich große Geister so entzweien.
Los, Publikum, dich's nicht verdrießen;
Du wußt die Dual nun mitgenießen.

— **Wilhelm Jordan**, der Dichter des Demiurgos und der Liebeslengner, hat bei der hiesigen Theater-Intendanz ein neues Schauspiel „Graf Dronte" eingereicht, dieses aber sich nicht zur Aufführung entschließen. Hr. Jordan veröffentlicht nun in hiesigen Blättern die Erklärung, daß er von dem Urtheil der Intendanz an das des Frankfurter Publikums appellire und demnächst sein Stück in einer öffentlichen Vorlesung mittheilen werde. Diese Bekanntmachung erregt viele Kummerfamkeit, und wärde dieselbe in noch höherem Grade erregt haben, wenn sie nicht in der betreffenden Nummer des Journalblattes durch eine Notiz von Artikeln für und gegen unsere „gothaischen" Gesetzgeber überstoßt würde.

— **Heute, am achtzehnten Oktober**, vereinigte man in Frankfurt das Resultat der ersten Vorwahlen für den gesetzgebenden Körper nach Annahme der Aenderungen der Verfassung. Es ist genau der vierzigste Jahrestag, seit die Verfassung selbst von Senat und Bürgerschaft, welche sich zu diesem Zweck auf dem Römerberg versammelt hatte, feierlich angenommen wurde (18. October 1816).

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 43. Frankfurt a. M., den 25. October 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Die Blumenuhr. Novelle von Alexander Büchner. (Forts.)

Ueber den Einfluß des Mikroskops auf die Natur- und Heilkunde. Von Dr. C. Meitzenheimer. (Forts.)

Politische Grübeleien. Von Ludwig Braunfels.

Gedichte: Rhodus an der Via mala. Von Allonymus. — Serbisches Lied. Von * *.

Neue Bücher: Frauenbrevier, von K. Biedermann. — Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt, von J. Falk.

Feuilleton: Erfindungen und Entdeckungen. — Aus Bürger's Leben. — Der Impromptu Langenschwarz. — Die Mutter Schamyl's. — Spinoza. — Einige Worte über die amerikanischen Staatspapiere und Aktien.

Die Blumenuhr.

Novelle von Alexander Büchner.

(Fortsetzung.)

V.

Einige Wochen sind seit der Begegnung der beiden Fremde verstrichen, und die kalten Lüfte, welche jetzt mit vorherkreidendem Herbst abendlich über den See zu ziehn beginnen, haben die Fahrten des Malers beendet, denn ein Kopf mag noch so heiß, ein Herz noch so erregt sein — wenn mit sinkender Sonne plötzlich der kalte Bisewind vom Jdriberg herunterstreicht, dann vergeht selbst dem leidenschaftlichsten Schiffer die Lust, sich länger auf der heftig erregten Flut zu vergnügen. So wird denn der Weg nach dem Blumenhof zu Fuß auf der Landstraße gemacht.

Eines Nachmittags trat der Maler zu Arnold in's Zimmer, der sich in der Umgegend der Stadt eine freundliche Wohnung mit der Aussicht auf Gebirg und See ausgesucht hatte, mit dem Vorschlag eines Spaziergangs in das Sihlthal und schließlich nach dem Blumenhof; denn der Tag war schön und die sonnenbestrahlten Schneeberge glänzen hell über das Wasser herüber.

„Gerad heraus gesagt," entgegnete Arnold, als der Maler seinen Vortrag gemacht hatte, „ich mag nicht. Erstens habe ich mich mit dem alten Pastetenkrämer am oberen Graben auf heute Abend zu einer Partie Schach verlagt, die ich nicht abbestellen kann, da ich ihm Revanche schuldig bin, und dann ist's auch besser, wenn Du bei Deinem Girren allein bist, denn dabei genirt Dich und langweilt mich meine Anwesenheit. Ohnedem mag mich die kleine Blume da draußen nicht leiden, wegen des lächerlichen Commentars, den ich öfter zu Euren schönen Sentiments mache".

„Wie Du doch sprichst," sagte der Maler, „als ob ich des Mädchens wegen hinginge! Auch irrst Du bezüglich ihrer Stimmung gegen Dich, ich weiß vielmehr, daß sie sich über Deine trocknen Witze oft sehr amusirt. Es kommt mir übrigens auf den Blumenhof gar nicht besonders an, gehe Du nur Deinem Pastetenkrämer nach, ich werde meine freie Zeit schon herumbringen!"

Der Maler ging also spazieren, ziellos und zwecklos, und bemerkte endlich, als er sich umschaute, daß er auf der Luzerner Landstraße, durch die Enge hinaus, auf das linke Ufer des See's gelangt war. Er ging und ging, blickte bald auf das Wasser, bald in das Gebirge, und war erstaunt, sich endlich vor dem Eingang des Blumenhofs zu befinden. In der Erwartung, Minnalein und die Tante allein zu treffen, trat er in das Gastzimmer, allein dort saß ein junger, blonder Mann mit sorgfältig gepflegtem Bart neben dem Mädchen und war in einer lebhaften Unterhaltung mit ihr begriffen. Der fremdartige Accent, mit welchem er das Deutsche sprach, Tracht und Manieren ließen in ihm den Engländer leicht erkennen. Der Maler empfand mehr, als daß er es deutlich gewahrte, er komme ungelegen. Jndeß ging das Gespräch fort, und es ergab sich daraus, daß der Fremde aus der Heimat des Mädchens, wo sein Vater ein Landgut besitze, kam und Briefe und Neuigkeiten für sie mitgebracht hatte. Nach einigen Erörterungen der Feldbrücher Verhältnisse nahm die Unterhaltung eine allgemeinere Wendung, wobei sich, gerade in der gesellschaftlichen Zuvorkommenheit, welche sich der Maler und der Engländer erwiesen, eine gewisse Rivalität in Bezug auf das Mädchen aussprach. Einer schien auf das Weggehen des Andern zu warten; so wurde es spät und die Dämmerung brach schon ein, als der Maler endlich den Fremden zu gemeinsamer Rückkehr nach der Stadt einlud. Dieser aber dankte; er wohnte, in einiger Entfernung von der Stadt, auf dem rechten Seeufer, war im Nachen herübergekommen und gedachte so zurückzukehren. Der Maler ging also allein weg.

Er hatte schon eine gute Strecke seines Heimwegs zurückgelegt, als ihm einfiel, daß er auf dem Blumenhof seine Mappe mit einigen Zeichnungen, deren er am nächsten Morgen bedurfte, hatte liegen lassen. Er eilte also mit schnellen Schritten dahin zurück, um das Vergessene zu holen.

Beim Ein- und Ausgehen aus dem Hause kam man vor dem Fenster von Minnaleins Zimmer vorbei, der Maler wußte dies und hatte auch wohl schon öfter, wenn er spät wegging, dort stille gestanden und durch den verschlossenen Laden einen Gruß oder Scherz hineingerufen und Antwort erhalten. Als er jetzt in Eile vorübergehen wollte, hielt ihn die Gewohnheit unfinnlich einen Augenblick vor dem Fenster fest, er hörte im Jnnern reden, er lauschte und glaubte in die Erde sinken zu müssen, als er abwechselnd die Stimmen Minnaleins und des Engländers vernahm. Er that einige Schritte bis an den Rand des Sees und ging, wie um zum Bewußtsein zu kommen, zweimal hin und her, dann kam er zurück, lauschte wieder, vernahm wieder die beiden Stimmen und endlich die von Minnalein, in einer gewissen Aufregung, ausgestoßenen Worte:

„Wilhelm! mein Wilhelm!"

Digitized by Google

Ehe er weggegangen war, hatte er mit dem Engländer Karten gewechselt und auf der des letzteren die Vornamen Orlando und Wilhelm gelesen.

Der Maler griff sich an die Brust, einen Augenblick noch stand er stille, dann wandte er sich und eilte mit raschen Schritten nach der Stadt. Die Mappe blieb liegen.

Als er am nächsten Morgen nach einer unruhigen, fieberhaften Nacht erwachte, war sein Erstes, daß er voll Eifer an die Arbeit ging oder vielmehr gehen wollte, denn wo er anfing, fehlte Etwas. Die Farben waren eingetrocknet, Vorlagen, Skizzen und Studien lagen in unsäglicher Unordnung durcheinander, und er wurde gewahr, daß er seit zwei Monaten eigentlich keinen Strich mehr gezeichnet oder gemalt hatte. Es ist schwer, vernachlässigte Anfänge von Neuem anzugreifen, namentlich wenn man schlecht gelaunt ist; dennoch hätte er begonnen, wenn ihm nicht das Wichtigste gefehlt hätte, die Zeichnungen in der Mappe nämlich. Die daran hängende Gedankenreihe vernichtete den letzten Rest von Arbeitsfähigkeit in ihm, indem sie ihn an seinen kategorischen Entschluß, nicht mehr nach dem Blumenhof zu gehen und auch gar nicht mehr an das Mädchen zu denken, erinnerte. Seine Mappe aber mußte er doch wieder haben, auch eine Motivirung seines Wegbleibens durfte am Platze sein. Er frischte also die vertrocknete Tinte seines Schreibzeugs mit einigen Tropfen Weingeist auf und kritzelte mit einer Zeichenfeder auf einen beiliegenden Briefbogen folgende Zeilen:

„Man bittet um Uebersendung der vergessenen Mappe. Daß der Eigenthümer dieselbe nicht persönlich abholt, hat seinen Grund darin, daß sich anständige Besuche bei Tage mit anderweitigen bei Nacht zwar der Zeit und dem Raume nach, sonst aber nicht vertragen."

Er übergab das Billet einem Commissionär zur Besorgung und trat bald darauf bei Arnold ein. Dieser, mit einer dringenden Arbeit beschäftigt, sah kaum auf und sprach, weiterschreibend, mit dem Freunde; als er sich aber endlich einmal nach ihm umblickte, rief er erstaunt und erschrocken:

„Blutiger Heiland! Malerseele, wie siehst Du denn aus? Du hast ja einen so geistreichen Ausdruck im Gesicht, als ob Du Dich im nächsten Augenblick in eine höhere Sphäre verdusten wolltest! Wo fehlt's? Ist Dir ein Bild zu sehr nachgedunkelt? Oder hat das Mieschen gestern ein böses Gesicht gemacht?"

„Du sprichst immer," versetzte der Maler ärgerlich, „als ob mir an dem Mädchen Etwas liege! Ich werde gar nicht mehr hingehn, dann hat Dein Gerede ein Ende, gewiß nicht mehr! Ich habe schlecht geschlafen, deswegen sehe ich blaß aus, und wollte Dich zum Frühstück abholen. Du hast aber, wie ich sehe, keine Zeit, und so gehe ich allein".

„Zeit habe ich allerdings keine," entgegnete Arnold, „allein wenn es Dir wo fehlt, so reiße ich, wenn ich damit helfen kann, ein Loch in alle meine Verhältnisse. Ich komme mit".

Er warf die Schreibmappe zu, schloß den Secretär, und bald saßen Beide in traulicher Unterhaltung auf dem Platanengütli zusammen.

Als es Mittag geworden und die gute Lanne des Malers wieder hergestellt war, ging Arnold weg, um sich von Neuem an die Arbeit zu setzen. Der Maler blieb noch und schaute von dem Altan aus auf die Stadt und den See hinunter. Darüber fiel ihm die dunkelgrüne Baumgruppe des Blumenhofs voll in die Augen, und in einem Moment hatte sich die vorige Mißstimmung von Neuem seiner bemächtigt. Er ging auf der Altane hin und her und knitterte die breiten Blätter zusammen, welche von den schwanken Zweigen der beiden nahstehenden Platanen zu ihm herüberhingen, als er plötzlich Schritte hinter sich hörte. Er drehte sich herum, und mit einer freundlichen Begrüßung stand der Engländer vor ihm.

Derselbe war durch einen langjährigen Aufenthalt in Deutschland hineinlebend germanisirt, um das seiner Nation eigenthümliche Isolirungssystem abgelegt und sich bis zu dem Standpunkt eines Schnurrbarts erhoben zu haben. Dem sehr schweigsamen Maler gegenüber trug jetzt er hauptsächlich die Kosten der Unterhaltung, welche indeß, trotz seiner Zuvorkommenheit, bald eine unangenehme Wendung nehmen sollte.

„Sie halten sich wegen Studien im Landschaftzeichnen hier auf?" fragte der Engländer im Laufe des Gesprächs.

„Ja!" war die trockne Antwort.

„Dazu ist der Platz gut gewählt."

„Ja".

„Und der Blumenhof insbesondere."

„Ja! man kennt dort auch Menschen kennen".

„Besonders angenehme," meinte der Engländer verbindlich.

„Auch unangenehme," war die unerwartete Antwort.

„Wie soll ich das verstehn?" fragte der Fremde dagegen.

„Wie Sie wollen!"

„Meinen Sie mit Ihrer Aeußerung eine bestimmte Person?"

„Diese Vermuthung steht frei."

„Und wen, wenn ich fragen darf?"

„Wen Sie wollen."

„Sie drücken sich etwas unverständlich aus."

„Durchaus nicht. Es ist mir dort Alles unangenehm."

„Ich mißbin auch?"

„Wie Sie wollen!"

„Sie haben mich beleidigt, mein Herr!" rief nun der Engländer aufgebracht.

„In Gottes Namen, ja denn!" entgegnete der Maler.

„Sie werden mir Genugthuung geben!"

„Ja doch! bestimmen Sie nur die Art und Weise!"

„Wir werden uns schießen!"

„Gut!"

„Auf dem See! Im Nachen!"

„Schön!"

„Ohne Sekundanten! Ich liebe die Zeugen bei solchen Geschäften nicht!"

„Gut!"

„Einer muß bleiben!"

„Besser noch alle Beide!"

„Morgen früh um neun Uhr!"

„Schön!"

„Wir treffen uns an der Säule!"

„Gut!"

„Jeder bringt ein Paar Pistolen mit!"

„Schön!"

„Auf Wiedersehn!"

„Auf Wiedersehn!"

(Schluß folgt.)

Ueber den Einfluß des Mikroskops auf die Natur- und Heilkunde.

Von Dr. C. Mettenheimer.

(Fortsetzung.)

Durch Leeuwenhoeks Arbeiten stieg das einfache Mikroskop so sehr im Ansehen, daß man im vorigen Jahrhundert zu wissenschaftlichen Arbeiten fast ausschließlich nur dieses Instrument anwandte und in England, wo Leeuwenhoek vorzüglich geehrt wurde, wo auch noch die Linsen, die er selbst geschliffen und zu seinen Beobachtungen gebraucht hat, aufbewahrt werden, bis in die jüngste Zeit allen Fleiß auf die Verfertigung solcher einfachen Mikroskope verwandte. Einer der ausgezeichnetsten Beobachter der neuesten Zeit, Robert Beoren, hat seine wichtigen Beobachtungen zum Theil mit einem solchen Instrument angestellt. Der Weg, den Leeuwenhoek einge-

Digitized by Google

schlagen hatte, konnte nicht ohne die wichtigsten Folgen für die Entwickelung der Mikroskopie bleiben. Er war ein anderer, als der der Divini, Bonanni, Barker und Smith, er führte zur Freiheit von dem dominirenden Einfluß des astronomischen Fernrohrs und seiner Verwollkommnung. Die Entdeckung der Beschaffenheit des Wassertropfens gab den Anstoß zur Erfindung des Sonnenmikroskops, die von Lieberkühn 1738 gemacht wurde. Die Größe der Bilder, welche dies Instrument hervorbringt, und die Leichtigkeit sie zu beobachten, war geeignet, allgemeines Interesse zu erwecken, die mikroskopischen Beobachtungen erlangten große Beliebtheit und machten die wesentlichsten Resultate der Arbeiten Leeuwenhoeks populär. Baker, der ältere Adams, Joblot und Trembley stellten ihre Arbeiten berühmt gewordenen Untersuchungen an den Polypen und andern kleinen Wasserthieren zum Theil mit Hülfe des Sonnenmikroskops an und trugen wesentlich dazu bei, die allgemeine Theilnahme an diesem Instrumente zu erhöhen. Die Naturforscher, die sich bisher noch ziemlich spröde gegen die Ergebnisse der mikroskopischen Forschung verhalten hatten, gingen jetzt mehr darauf ein und sogar die Naturphilosophie bemächtigte sich ihrer zu ihren Spekulationen. Es waren die mehr die Phantasie, als den forschenden Verstand befriedigenden Beobachtungen am Sonnenmikroskop, welche Buffon verleiteten, in den Infusorien die Keime alles organischen Lebens zu erblicken und welche den sonst sehr verdienten englischen Anatomen Needham zu irrigen Spekulationen über die vegetative Kraft der Natur hinrissen. Es konnte dem Sonnenmikroskop, das sich so viele Freunde gewonnen hatte, an vielfachen Verbesserungen und Abänderungen nicht fehlen. 1771 lehrte Adams der ältere das Sonnenmikroskop mit der Camera obscura verbinden und dadurch Nachts mittelst Lampenlicht erleuchten. Einige Jahre später zeigten Aepinus, Zier und Martin, wie man das Sonnenmikroskop durch Hülfe von Spiegeln auch zur Untersuchung opaker Gegenstände anwenden könne. Eine noch hellere Beleuchtung opaker Gegenstände wurde durch das Euternal-Mikroskop erreicht, das der jüngere Adams 1774 erfand. Neben diesen Verbesserungen liefen zahlreiche naturhistorische Arbeiten mit dem Sonnenmikroskop einher, von denen die Untersuchungen von Hill über die Structur der Holzarten aus dem Jahr 1770 als eine der hervorragendsten genannt zu werden verdient.

Hiermit schließt die zweite Periode der Geschichte des Mikroskops. Sie charakterisirt sich dadurch, daß das Mikroskop zum erstenmal Einfluß auf die Wissenschaft und die allgemeine Bildung gewinnt, durch das Zurücktreten des zusammengesetzten Mikroskops und das Auftreten des einfachen und Sonnenmikroskops. Neben den großartigen Leistungen eines Leeuwenhoek und Swammerdam, die wir dieser Periode verdanken, dürfen wir eine andere Art von Werken, deren sie eine große Anzahl hervorgebracht hat und als deren Prototyp Ledermüller's „mikroskopische Augen- und Gemüthsergötzung" anzusehen ist, nicht unerwähnt lassen. Obwohl nicht in streng wissenschaftlichem Geist geschrieben und hlufig ohne tiefere Grundlage der Anschauung, enthalten sie doch manche werthvolle Beobachtung und verrathen, im Ganzen genommen, ein so gediegenes, lirbevolles Eingehn auf die häufig krummen und verborgnen Wege der Natur, daß sie hochirrchenderen Zeiten darin zum Muster dienen konnten. Die folgende Zeit bildete den schlagendsten Gegensatz zu der eben geschilderten Richtung, die, wie wir nicht verhehlen können, bei Manchem sich in einen oberflächlichen Dilettantismus und eine Teleologie seichtester Art verlor. Wie die französische Revolution die politischen und socialen Verhältnisse Europa's völlig umgestaltete, so brach gleich einem gewaltigen Strom die Naturphilosophie in die bisher behaglich, zum Theil etwas philisterhaft forschreitende Entwicklung der Naturwissenschaften herein. Eine jugendlich glänzendere Periode haben die Naturwissenschaften kaum je erlebt, es entfaltete sich auf diesem Gebiet eine unerschöpfliche Fülle von Geist und Phantasie. Dieser außerordentliche Aufschwung betraf besonders die Chemie, Physik, vergleichende Anatomie, Zoologie und Physiologie. Die mikroskopischen Forschungen hatten wenig Theil daran; theils war auf dem Felde der gröberen Anatomie noch zuviel zu leisten, theils ließ sich nicht mehr viel Neues entdecken, die die Sehkraft durch Vervollkommnung des Mikroskops aufs neue potenzirt war; theils — und dies war der Hauptgrund — legte man damals zuviel Gewicht auf den Gedanken und die Phantasie im Verhältniß zur nüchternen Beobachtung. Wo diese Richtung herrscht, werden der Erfahrung gemäß die mikroskopischen Forschungen immer ehre die Zahl phantastischer Theorien vermehren, als die Wissenschaft fördern. Es wurden zwar eine Anzahl schöner Einzelbeobachtungen auf dem Felde der Mikroskopie von Bory, Rusch und Andern gemacht, aber keine von diesen Beobachtungen griff tiefer in den Entwickelungsgang der Naturwissenschaften; sie wurden alle durch großartige Leistungen in anderen Gebieten in Schatten gestellt.

Ganz bedeutungslos waren namentlich die Fortschritte in der Gewebelehre seit Leeuwenhoek geblieben, so daß selbst Bichat, der den Bau der Gewebe zum speciellen Studium machte und den Begriff der allgemeinen Anatomie schuf, keine Ahnung von der Zusammensetzung der Gewebe hatte, wie sie uns durch die neuesten Beobachtungen aufgeschlossen ist.

Anders verhielt sich die Botanik zu den mikroskopischen Forschungen. Die Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie können ohne Mikroskop gar nicht betrieben werden; ja selbst die Systemanik vieler kryptogamen Pflanzen wird nur durch das Vergrößerungsglas ermöglicht. Es fallen daher auch schon sehr werthvolle feinere Arbeiten über den Bau der Pflanzen ganz in den Beginn dieses Jahrhunderts (Moldenhawer). Mochte nun die Mikroskopik für die zoologischen Wissenschaften und die Medicin jener Zeit, ihrer eigenthümlichen Geistesrichtung entsprechend, keine hervorragende Wichtigkeit haben, so lag doch im Bedürfniß der Botanik eine ununterbrochene Aufforderung, die analytische Kraft des Auges zu erhöhen, das Mikroskop zu verbessern. Ohne daß es gelungen wäre, eine wesentliche Verbesserung in dieser Zeit einzuführen, war doch das Mikroskop nicht völlig vergessen. Formwährend arbeiteten Physiker und Optiker an seiner Vervollkommnung; aber die Schwierigkeiten, bedeutendere Vergrößerungen zu erzielen, ohne die Focaldistanz zu sehr verringern zu müssen und die gehörige Lichtfülle zu erhalten, Schwierigkeiten, die ebensoviele theoretische Widersprüche in sich schließen, sollten noch nicht gehoben werden.

Die besten Mikroskope verfertigte in diesem Zeitabschnitte Amici in Modena, der das Newton'sche Princip der katoptrischen Mikroskope wieder aufnahm und die Instrumente dieser Art zu weit größerer Vollendung brachte, als früher. Den Nachtheilen dieser übrigens vorzüglichen Instrumente, die ich schon oben hervorgehoben habe, kann ich noch den ihres hohen Preises hinzufügen. Sie kosteten 8—900 Francs und konnten somit unmöglich allgemeinere Verbreitung finden.

Gegenüber den vereinzelten Streiflichtern, die die mikroskopischen Entdeckungen bis hierher auf die Naturwissenschaften warfen, nimmt sich der Gang der Astronomie seit der Entdeckung des Fernrohrs freilich viel großartiger und erhabener aus. Hier bilden Beobachtungen und Gedankenentwicklung eine geschlossene Kette, deren einzelne Glieder fest mit einander verbunden sind. Den Entdeckungen von Simon Marius, Galilei, F. Fabricius folgte das Aufsinden der Saturnstrabanten durch Huygens und Cassini, des Thierkreislichts als eines kreisenden, abgesonderten Nebelrings durch Cysdercy, des veränderlichen Lichtwechsels von Fixsternen durch D. Fabricius, Bayer, Holwarda. Die Jupitersmonde veranlaßten die Entdeckung der Geschwindigkeit des Lichts, die Erkenntniß dieser Geschwindigkeit führte zur Erklärung der Aberrationsellipse der Fixsterne, d. h. zu dem sinnlichen Beweise von der translatorischen Bewegung der Erde. So blieb die Astronomie in der Vervollkommnung der Me-

Digitized by Google

thode und ihres Instrumentes ein Muster für die übrigen Naturwissenschaften. Man lernte den Achromatismus der dioptrischen Fernröhre aufs höchste treiben und Plößl erfand die dialytischen Fernröhre, deren Princip: Trennung der Crown-*) und Flintglaslinse durch einen Zwischenraum, beim Bau der Mikroskope noch nicht berücksichtigt worden ist und vielleicht einmal fruchtbringend für die Vervollkommnung dieses Instrumentes werden dürfte. Ein neues Leben begann für die Mikroskopik durch die Instrumente, die Selligue in Paris 1824 construirte und die bei größerer Leistungsfähigkeit als die Amici'schen Mikroskope doch nur 340 Francs kosteten.

Die Pariser Akademie erkannte sogleich die Vorzüge dieser Instrumente und setzte eine Commission nieder, in deren Bericht die Einrichtung und die Vortheile dieser Mikroskope gegenüber den Amici'schen meisterhaft geschildert wurden.

Hatte Amici durch seine elliptischen Spiegelchen die Farbenzerstreuung und Kugelabweichung der frühren Objectivlinsen zu vermeiden gesucht, so substituirte Selligue dem Amici'schen Spiegelchen eine achromatische Linse aus Crown- und Flintglas, deren sphärische Aberration wegen der Kleinheit der Linse gar nicht in Rechnung kommt, da dieselbe wie das Quadrat des Durchmessers der Linse abnimmt. Zu den stärkeren Vergrößerungen nahm Selligue ein System von 2, 3 und selbst 4 achromatischen Objectivlinsen, deren auflösende Kraft mehr auf dem Wege des Probirens, als durch Berechnung gefunden worden ist. Die auflösende Kraft der Objectivlinsen an den Mikroskopen Selligue's und an den nach seinem Muster von anderen Meistern construirten Instrumenten, diese auflösende Kraft, welche, um den Ausdruck Herschels zu gebrauchen, der raumdurchdringenden Kraft der Fernröhre entspricht, ist immer noch ein Problem für die Theorie; denn sie steht nicht in geradem Verhältniß zu dem Achromatismus, noch zu der vergrößernden Kraft der Objectivlinsen. Es beruht dieselbe vielmehr auf einer glücklichen Combination des Objectivlinsensystems, wie aus folgendem Beispiel erhellen wird. An einem Plößl'schen Mikroskop ließ ein einfaches Objectiv seine Streifen an einem gewissen Object bei neunzigmaliger Vergrößerung nicht erscheinen. Die Verbindung zweier Objective hingegen bei einer Vergrößerung von nur zweiundsiebenzigmal im Durchmesser ließ jene Streifen ziemlich gut, die Verbindung der Objective aber bei einer Vergrößerung von nur achtzigmalen vollkommen deutlich erkennen. Diese Verbindung mehrerer achromatischen Objective zu einem einzigen muß daher als einer der wesentlichen Fortschritte der neuern Mikroskopik angesehen werden, auf sie läßt sich das geistreiche Wort eines alten Griechen: οὐ τυχῆ, οὐκ ἀφετῆ, ἀλλ' ἀφετῆ τὸ τυχοντμένε mit vollem Recht anwenden; denn nicht einem Jeden gönnen die Götter die Ehre einer solchen Erfindung. Die Selligue'sche Verbesserung am Mikroskop, die so folgenreich geworden ist, bestätigt aufs neue die Wahrheit dessen, was einst ein ausgezeichneter optischer Künstler von Dollond äußerte: „Soviel ist gewiß, daß Dollond in wenigen Jahren und durch die bloße Praxis Fernröhre zu Stand brachte, wozu Franzosen und Deutsche ihrer theoretischen Untersuchungen ungeachtet nicht gekommen sind, und daß z. B. bei den Dollond'schen Fernröhren der Achromatismus lange nicht gänzlich weggebracht ist, während sie doch vortrefflich zeigen; daß also diese Treffsicherheit irgend wo anders ihren Grund haben muß, als in der durch die Theorie vorgeschriebenen genauen Wegbringung der Farben; indem bei den französischen Fernröhren die gefärbten Strahlen oft sehr genau zusammen fallen, während die Fernröhre doch selbst nicht viel taugen."

Kaum war die Selligue'sche Verbesserung bekannt geworden, als eine Anzahl vortrefflicher Optiker: Chevallier, Oberhäuser, Plößl, Pistorius und andere noch lebende sich ihrer bemächtigten und jeder nach seiner Weise sie auszubeuten und zu vervollkommnen suchte. Die größere Genauigkeit in der Mechanik, die Hinzufügung der aplanatischen Oculare und seiner Mehrapparate sind unter den Fortschritten, die in der Construction der Mikroskope seit Selligue gemacht worden sind, jedenfalls hervorzuheben.

Nur ein kleiner Schritt in der Verbesserung der Mikroskope war geschehen, und doch war die Rückwirkung auf die Wissenschaft ganz erstaunlich. So reich belohnt sich jede Potenzirung unseres Gesichtssinnes, des Sinnes, den wir vorzugsweise den wissenschaftlichen nennen dürfen, ohne den es keine Naturwissenschaft, ich sage nicht zuviel, überhaupt keine Wissenschaft geben würde. Schon vordem hatten fleißige Forscher, wie Ehrenberg und Heusinger, getragen von der Ahnung, wie vieles Wahrnehmbare unseren Augen noch verborgen sein möchte und in der Ueberzeugung, daß nur auf mikroskopischem Wege eine Menge der wichtigsten Fragen sich lösen lassen würden, das Feld der Mikroskopie eifrig bebaut. Man vergleiche die Ergebnisse dieser fleißigen Beobachtungen mit den Beobachtungen, die dieselben Forscher später mit vollkommneren Instrumenten angestellt haben, und man wird mit einem Blick deutlicher, als aus einer breiten Schilderung erkennen, welchen befruchtenden Einfluß die Verbesserung des Instrumentes auf die Wissenschaft gehabt hat.

Zwei Jahrhunderte mußten verfließen, ehe man mit dem Mikroskop Entdeckungen machen konnte, die sich an Mächtigkeit den Galileischen an die Seite stellen dürfen. Eine Reihe von Urphänomenen des organischen Lebens wurde erst jetzt entdeckt, die anfangs nur vereinzelt und nicht in völliger Deutlichkeit erkannt, später in immer engeren Zusammenhang gebracht und immer klarer dem Gesichtssinn vorgestellt, die Grundanschauung des Baus und Lebens der organischen Körper wesentlich verändern und berichtigen mußten. Die räthselhafte Pendelbewegung der Oscillatorien und des geradlinige Dahingleiten der Diatomeen war schon vor der letzten, fruchtbarsten Verbesserung des zusammengesetzten Mikroskops beobachtet worden; die Wimperbewegung, zwar in ihrer äußerlichen Erscheinung schon Baker, Rösel und Eichhorn bekannt, in ihrer Bedeutung aber noch nicht erkannt, wurde erst durch die mit dem verbesserten zusammengesetzten Mikroskop angestellten Untersuchungen von Purkinje und Valentin in ihrer Eigenthümlichkeit als ein allen organischen Wesen zukommendes Phänomen begriffen. Die Bewegungen der Spermatozoen, die Circulation des Saftes in den Zellen der Pflanzen, wären und ohne die Vervollkommnung des zusammengesetzten Mikroskops ewig verborgen geblieben. Die Lehre von der elementaren Zusammensetzung der organischen Körper bildete sich schnell zu einer nie geahnten Höhe aus; zahlreiche Forscher, den Weg weiter wandelnd, den für die Gewebslehre der thierischen Organismen 1822 zuerst Heusinger eingeschlagen hatte, trugen das Material zusammen, aus dem zuletzt Schwann mit einem glücklichen Griff seine Zellentheorie aufbaute; die Lehre nämlich, daß die vegetabilischen und die animalischen Organismen aus einem und demselben histologischen Element und seiner Vervielfältigung gebildet sind, der Zelle; und daß dies kleine, dem unbewaffneten Auge sich fast immer entziehende Element die wesentlichen Eigenschaften der größten Organismen als Mikroorganismus in sich schließe. Die Lehre von der Zelle und ihren Kräften, von der Uebereinstimmung der Pflanzen und Thiere in ihrem Bau ist seitdem die Grundlage der neueren Physiologie geworden. Und wie diese Theorie bei fernerer Entwicklung der Wissenschaften verändert und berichtigt werden mag, so wird doch jeder, der die physiologische Literatur verfolgt, wenigstens gestehen müssen, daß sie völlig umgestaltend auf die Anschauung von dem Leben, seinen Formen und Kräften gewirkt habe.

Schwanns Werk über die elementare Verwandtschaft im Bau der Pflanzen und Thiere erschien im Jahr 1839, ein Jahr nach

*) Statt Crownglas ist in der vorigen Nummer irrthümlich Crocenglas gesetzt worden; auch ist S. 332, Sp. 2 Ramsden statt Rosaden zu lesen.

Digitized by Google

dem Ehrenberg durch sein Riesenwerk über die Infusorien die Welt in Erstaunen gesetzt hatte. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß Ehrenberg die Infusorien zum zweitenmale entdeckt hat. Von Linné und Cuvier sehr stiefmütterlich behandelt, war das Chaos infusorium erst von O. F. Müller gesichtet, dann von Bory weiter ausgebeutet worden. Es mußten aber die Mikroskope eine größere Vollendung erreichen, bis es Ehrenberg möglich wurde, seine umfassenden und gründlichen Beobachtungen anzustellen, die anfangs einzeln in den Schriften der Berliner Akademie erschienen, und häufig abwegige theoretische Nebenzwecke verfolgend, zuletzt in jenem großen Werk zusammengefaßt werden konnten, das uns im Zweifel läßt, ob der Fleiß und die Ausdauer des Beobachters oder der unendlich reiche Gegenstand selbst mehr zu bewundern ist. Wenn wir diese riesenmäßige Leistung vor uns haben, dürfen wir die Astronomen nicht mehr beneiden, daß ihr Fleiß die unauflöslichen Nebelflecke am Himmel, deren ersten Simon Marius in der Andromeda fand, bis jetzt bis auf dritthalbtausend vermehrt hat, die alle in ihrer örtlichen Lage bestimmt sind. Der Reichthum der größtentheils durch Ehrenberg's Verdienst bekannt gewordenen Formen von unsichtbar kleinen Geschöpfen ist so groß, sie entfalten so verschiedene und wunderbare Kräfte, daß es schon jetzt schwierig zu entscheiden sein möchte, ob die Welt des Teleskops oder die des Mikroskops die reichere ist.

Politische Grübeleien.

Von Ludwig Braunfels.

I.

Vor dem Jahre 1848 mühten sich die Politiker im Kampf um die Staatsformen ab. Die Zukunft der Menschheit lag ihnen engbeschlossen in dem Kreise dieser Fragen: ob constitutionelle Verfassung, ob unumschränkte Gewalt, ob Aristokratie, ob Demokratie? Die Form sollte den Inhalt, die Staatsverfassung das Volkswohl erzeugen. Heut zu Tage ist es Mode geworden, die Formen verächtlich anzusehen; das materielle Glück des Volkes ist allein das Ziel der Staatsphilosophen. Die Politik hat der Socialistik Platz gemacht. Die Frage nach der Verfassung des Staats wird bei Seite gelassen, als sei sie bereits gelöst oder als unlösbar erkannt. Das ist sie aber keineswegs. Sie ist nur durch die Gewalt des Augenblicks bei Seite gedrängt worden.

Zwei feindliche Mächte haben das gethan, beide äußerlich im schreiendsten Gegensatze zu einander, und beide darin übereinstimmend, — die eine aus Instinkt, die andere mit überlegtem Bewußtsein, — daß sie die Herrschaft des Geistes nicht vertragen. Es sind die beiden Mächte, die oben und unten an den äußersten Enden der gesellschaftlichen Glücksleiter stehen, und, jede von ihrem Standpunkt aus, gemeinsam die große ruhige Mitte drücken und erdrücken möchten. Beide halten das geistige Element für ihren Feind; beide glauben, es entbehren zu können, und hoffen es entbehrlich zu machen. Die Gewalt ist das Princip Beider, und die Ausschließlichkeit ihre Methode.

II.

Es ist oft gesagt worden, es trete der freien Geistesentwickelung die absolute Demokratie ebenso hemmend entgegen, als die absolute Monarchie. Es ist dies wahr, sofern von der äußeren Thätigkeit dieser beiden Staatsverfassungen die Rede ist. Allein in der ersteren ist wenigstens eine Form gegeben, innerhalb deren die Wirksamkeit des Geistes möglich ist, während die letztere eine solche Wirksamkeit geradezu verneint. In Beiden aber ist der Geist dem Gährstoffe vergleichbar, der das gefüllte Faß früher oder später sprengen wird. Die Demokratie will nur sich selbst als geistiges Princip anerkennen; der Absolutismus erkennt gar keines an. Die Weltgeschichte kümmert sich aber nicht um rechthaberische Systeme. Sie tritt mit ihrem eisernen Schritte viel Gutes nieder, aber des Schlechten noch mehr. Und das ist das Tröstliche. Denn jede ersticke Wurzel des Unkrauts gibt mit ihrem Plage freien Raum und mit ihren eigenen gemederten Fasern nährende Erde für einen Halm, dem eine goldene Aehre der Zukunft entwachsen kann.

III.

Es geht mit den politischen Glaubensbekenntnissen, wie mit den religiösen: jedes hält sich für das allein wahre und allein beistringende; und diese Ueberzeugung wächst an Stärke gerade in demselben Verhältnisse, als es die geistige Forschung mehr ausschließt.

Indessen ist von vorn herein nicht anzunehmen, daß dem Banner eines absoluten Irrthums so viele Jahrhunderte gefolgt sind und so viel Millionen denkender Wesen noch folgen. Unbegreiflich wäre die Weltordnung, die den größten Theil des Menschengeschlechtes schuldlos zur Lüge verurtheilte.

IV.

Der Staat, von Menschen gebildet, aus Menschen bestehend, muß der Menschennatur entsprechen. Im Innern eines jeden Menschen sind verschiedenartige Principien lebendig, deren jedes gleiche Berechtigung mit dem andern fordern darf, deren jedes das andere feindlich befehdet, deren jedes, folgerichtig und rücksichtslos entwickelt, in seinen letzten Consequenzen das andere vernichten würde. Eben so wird es nothwendig im Staate sein.

Der Mensch hat in sich das Princip der freien Selbstbestimmung, der Willkür; er hat aber in gleichem Maße in sich das Princip der Unterordnung, des Gehorsams. Sie sind die Hebel des Wollens und Thuns. Diese entschiedensten Gegensätze bestehen in Einem Geiste neben einander: und jedes der beiden Principien sucht das andre zu unterjochen; keines kann das andere ganz verdrängen. Wohl oder übel, müssen sie beide beständig Vergleiche miteinander schließen, die, kaum geschlossen, wieder gebrochen werden, und kaum gebrochen, wieder nach einem neuen Abschluß drängen. Aber im menschlichen Wesen ist Raum für beide, und das Geistesleben besteht eben im beständigen Ebben und Fluthen, Auf- und Niedersteigen dieser beiden Principien alles Thuns.

Gerade so ist es denn im Staate. Auch da sind die beiden Principien der Willkür und des Gehorsams lebendig und wirksam, und das Staatsleben ist ein ewiges Kämpfen zwischen ihnen.

Darum wird das der beste Staat sein, der diesem Kampf eine feste, wohlumgränzte Stätte bereitet, der den hochgehenden Wogen ein Bette schafft, darin sie ihren Streit mit dem Sturm auskämpfen können, ohne das Ufer zu überfluten; — der Staat, der Raum und Luft und Licht für jene beiden hat.

V.

Also der Staat ist wie der Mensch, und das Staatsleben deshalb ein ewiger Kampf zwischen Willensfreiheit und Gehorsam, zwischen Selbstbestimmung und Autorität. Wer diesen Kampf unterdrücken will, dem mag es eine kleine Zeit hindurch gelingen, den Schein eines todten Friedens zu bewahren. Aber das Leben wühlt im Innern fort; und einst werden die scheintodten Mächte zuckend auffahren, und es wird der Kampf eine Erbitterung gewinnen, die ursprünglich gar nicht in der Natur der streitenden Principien lag. Der geistige Kampf wird ein körperlicher werden. Die Dampfmaschine, die bald den rechten, bald den linken Stempel hob oder senkte, wird, weil die Regel ihrer Wirksamkeit gestört ist, den Kessel sprengen. Solche unregelmäßige, naturwidrige Kämpfe der beiden Staatsprincipien heißen wir bekanntlich Revolutionen. Die Alten kannten sie, wenn sie sie auch anders nannten. Die Revolution ist nur eine gestörte Evolution.

Digitized by Google

Es kommt also Alles darauf an, der Evolution, der Entwicklung, eine regelmäßige, gleichgemessene Freiheit der Bewegung zu geben. Das ist höchste Staatsweisheit.

Aber der Mensch ist von Natur nicht weise, sondern selbstsüchtig; und nur Wenige gibt es, die, wenn sie die gereifte milde Frucht der Erfahrung, den Apfel der nichtparadiesischen Erkenntniß gebrochen haben, diesenige Form des Egoismus als die rechte sich aneignen, die den möglichst weiten Inhalt, die die Menschheit selbst und ihr Wohl zum Inhalt hat. Daß der Mensch nicht weise ist, darin liegt nicht das Schlimme; nein, das Gefährliche ist, daß er sich für weise hält. Seine Leidenschaft nimmt er für gleichbedeutend mit seinem Recht.

Es liegt aber auch in der Natur des Menschen, daß er in dem, was ihm bequem ist, gerne verharrt. Dieser kindlich klare Satz erklärt die Geschichte der Staatsverfassungen. Der Genuß und die behagliche Gewohnheit der Gegenwart verschließt die Thüre, an welche die Erkenntniß der Zukunft lange vergeblich pocht. Aber der Egoismus ist nur ein Werkzeug mehr in der Hand der Weltgeschichte. Er gleicht der starren und festen Widerlage, deren der Hebel bedarf, wenn er eine schwere Masse vom Ort bewegen soll.

Rheinlied.

An der Via mala.

Schaumreiche Quellen gießen
Aus weitverklüfteten Schacht
Die wellenhaupt'gen Riesen,
Sie gießen Tag und Nacht;

Auf hohen Felsenbahnen
Da schenkt man wacker ein,
Zu nähren und zu tränken
Den neugeborenen Rhein.

Es kam der Sohn der Erde
Gar durstig auf die Welt;
Drum, daß er kräftig werde
Ist so viel Trank bestellt.

Und wächst er und wird breiter,
Verlangt er mehr und mehr;
Es müssen immer weiter
Bergström' und Seen her.

Dann freilt er durch die Aurn,
Ein wolfgeführter Mann,
Und langt in Deutschlands Gauen
Nicht mehr so durstig an.

Nun kann er wieder geben,
Wie er genommen hat,
Und tränkt die edlen Reben
Und macht den Weinberg satt.

Und wird der Wein vom Rheine
Als bester stets erkannt,
So kommt's davon alleine,
Daß Trinken er verstand.

Hier oben an dem jungen
Sing' ich vom alten Rhein;
Und ist das Lied gelungen,
So singt's bei seinem Wein.

Allonymus.

Serbisches Lied.

Mit roter Welle
Spielt der Mundbauch;
Er löst sie schwanken
Hierhin, verthin; —
So spielt die Liebe
Mit meinem Herzen.

Da ich Dich sah
In wonniger Schöne,
Unschlangst Du mich
Mit holden Armen,
Lebend'ge Küsse
Gabst Du mir.

Mein Freund, o sprich,
Da Du mich tötetest,
Hast Du mir Balsam
Ins Herz getränkelt? —
Gift oder Balsam —
Ich weiß es nicht.

Nicht weh' ich mehr
Die feinen Gewande,
Trüg ich sie schwanken
Hierhin, verthin;
Es schilt die Mutter,
Es ruht die Spindel,
Das Mädchen stockt.

Nicht fröhlich bin ich
Und nicht betrübet, —
Bist Du mir fern,
Entfleigt dem Busen
Der Seufzerhauch.

Auf meinem Lager,
In nächt'ger Stunde,
Kein Schlaf befängt mich,
Nicht leiser Schlummer,
Die Augen offen —
Sie sehen Dich.

**.

Neue Bücher.

Frauenbevier, kulturgeschichtliche Vorlesungen von Karl Biedermann, Leipzig, bei J. J. Weber 1856. — Der Frauenwelt ist mit diesem Buche gerade ein ebenso nützliches, als schönes Geschenk geboten. Der Verfasser entrollt in kurzen Zügen ein kulturgeschichtliches Bild, das interessant genug ist, die Leserinnen zu eigenem Studium von Dingen anzuregen, die zu einer wirklichen, allgemeinen Bildung unerläßlich sind. Mehr hat auch der Verfasser nicht beabsichtigt, indem er in der Einleitung seines Buches ausdrücklich sagt: „Wäre ich mich berühmen, Ihnen in einem Cyclus von 20 oder 30 Vorlesungen ein ganzes Stück Bildung gleichsam für uns fertig darzubieten, so könnten Sie versichert sein, daß aus keine wahre und ächte Bildung, sondern nur ein oberflächliches Scheinwesen wäre, womit ich Sie betröge!" In diesem Sinne also muß das Buch aufgefaßt werden, um nützlich zu wirken: als ein einzelner und systematischer Fingerzeig für das, was eine Frau wissen und erstreben soll. Diesem Zweck besonders entsprechend ist der kurze Abriß der Kunst- und Literaturgeschichte, welcher die letzten Kapitel ausfüllt. Nur ist es Schade, daß einige Unrichtigkeiten mit unterlaufen, wodurch die Damen, welche sich aus dem Frauenbevier Belehrung geschöpft, doch leicht in den Verdacht einer oberflächlichen Bildung gebracht können. So dreht es z. B. daß die berühmte Juviterstatue des Phidias sich in Athen befunden, während sie doch in Elis, wo die olympischen Spiele gefeiert wurden, aufgestellt war; und Madame Roland, die bekanntlich öffentlich guillotinirt wurde, soll sich „mit eigner Hand" den Tod gegeben haben. Ebenso wird Ariost als der Dichter des „verliebten und des rasenden Rolands" bezeichnet, während ja der „verliebte Roland" von Bojardo herrührt. Es thut dem Buch überhaupt einigen Eintrag, daß es noch sehr den Charakter der „Vorlesungen" an sich trägt, denn es dürfte mitunter weniger breit und dafür tiefer sein.

Dem, was der Verfasser über die Stellung und den Wirkungskreis der Frauen überhaupt äußert, kann jeder Vernünftige nur beistimmen; weniger will uns die Hindeutung darauf ansprechen, daß man die Frauen mehr an den leichteren, gewerblichen Beschäftigungen theilhaftig solle. Für Unverheirathete mag dies schon ganz gut sein, aber es wäre ein viel verkehrterer Fortschritt, wenn der Mann sich immer so viel verdienen könnte, um seine Familie allein zu ernähren und die Frau das Erworbene nur richtig zu verwalten brauchte. Sobald sie ihre Zeit, wie der Mann, mit einem dürftigen Geschäft ausfüllt, muß immer ihr Haushalt darunter leiden und, was noch viel schlimmer ist — die Kindererziehung. Doch es ist dies eine staatsökonomische Frage, welche die Zeit erst lösen muß. Jedenfalls bietet das „Frauenbevier" eine Lectüre, welche man allen Frauen — und auch manchen Männern — als lehrreich und bildend empfehlen darf. △

Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt, ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. — Ein seltener Fall, daß eine zur Goethe-Literatur gehörige Schrift die dritte Auflage erlebt. — Das Falk'sche Buch erschien zuerst 1832, sechs Jahre nach des Verfassers Tod, in einer Zeit, wo unter der großen Mehrheit der „Gebildeten" noch täglicher Vorurtheile über Goethe herumspukten. Gerade nach dem Absterben des Dichters unter dem Nachgeräthe der Julirevolution, herrschte eine demselben sehr ungünstige Stimmung. Ihn, dem sich kein knappes Parteiemänteichen anhängen ließ, zu schelten und zu schmähen, war damals an der Tagesordnung. Menzel und Börne erhoben ihre verkrependen Stimmen; jenes „Büchlein von Goethe," angeblich von „Weberen, die in seiner Nähe lebten," fiel mit ästhetischem Gefühl ein; die Hengstenberg'sche Evangelische Kirchenzeitung riß Zeter über den „Orden". Man klagte, daß Goethe der Liebe ermangelt habe, daß er kein Christ gewesen, kein Patriot und kein Deutscher, kein Demokrat, sondern ein Fürstendiener und kalter Egoist; man griff mit plumpen und unsauberen Händen nach seinem Lorbeer und stellte die Behauptung auf, daß er auch nicht einmal für die Kunst etwas Heilsames geleistet, sondern sie vielmehr verdorben habe auf lange Zeit, eben weil er sie ganz egoistisch übte; ja daß er sie „von Grund aus verdorben" (Menzel's Geschichte der Deutschen. 3. Auflage. S. 1054 ff.). In dieser Zeit des Antigoetheianismus, aus welcher wir noch unerhörte Beispiele von Verketzerungssucht und dumpfer Beschränktheit aufführen könnten, war das nachgelassene Werk von Johannes Falk eine besonders erfreuliche Erscheinung; auch gehörte es unbedingt zu den geistreichsten und ansprechendsten Schriften über Goethe, welche man bis dahin besaß. Freilich ließ sich aber schon auf den ersten Blick erkennen, daß die Betrachtungen, die vertrauten Herzensergießungen, welche hier von dem „Herrlichen" mitgetheilt werden, keineswegs zuverlässig sind. Falk lebte zwar von 1798 bis zu seinem Tode in dem Ilm-Athen, doch war er mit Goethe nur während eines kurzen Zeitraums, von 1806 bis 1813, in näherer Berührung. Nicht Weniges hat er offenbar von den Seinigen hinzugethan, Anderes nach seiner Weise zugestutzt. Seine Mittheilungen haben daher durchaus nicht den Werth der Aufzeichnungen, welche und Goethe's getreuer Famulus Eckermann gegeben hat. Allgemein wird auch

Digitized by Google

das Falſche Buch als ein apokryphiſches angeſehen, mit wenn man irrigerm zweifelhafte Stellen daraus benutze, ſo iſt dies eigentlich ein ganz verkehrtes Verfahren. Selbſt die Stelle, wo der Dichter nach dem Unglücksfalle von Jena ſeiner patriotiſchen Aufwallung gegen die Franzoſen luft macht (S. 101 f.), ſcheint uns mit Falſcher Zuthat gewürzt. Wir laſſen uns nicht einreden, daß Goethe Zeitgemäß wirklich ausgerufen habe: „Ich will um's Beed ſingen! Ich will ein Bänkelſänger werden, und unſer Unglück in Liedern verfaſſen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt iſt; die Schande der Deutſchen will ich beſingen, und die Kinder ſollen mein Schandlied auswendig lernen, bis ſie Männer werden..... Komm an, Franzos! Hier ſind wir!“ Solche Ausrufungen klingen gar nicht goethe'ſch. — Gegen die Aechtheit der Aeußerung über Novalis (S. 87) hat Tieck in der Vorrede zur fünften Auflage der Schriften ſeines Freundes Einſpruch gethan. — Manches in dieſem Buche trägt dagegen den Stempel der Wahrheit. Der auf ſeinen Goethe ſo eiferſüchtige Riemer hat es beglaubigt, daß der Bericht über die Begegnung mit König Ludwig von Holland im Jahr 1810 völlig übereinſtimme mit ſeines Herrn und Meiſters eigenen Worten. Behalte ſeine Wendung, ſein Wort, ſei in dieſem Berichte anders, als in Goethe's mündlicher Erzählung. Ein ähnliches Zugeſtändniß macht Riemer hinſichtlich der Schilderung von Kotzebue's Amtreden in dem klaſſiſchen und doch auch kleinſtädtiſchen Weimar (S. 149 f.). J. W. N.

Feuilleton.

— Nicht leicht wird ein kleiner Heft, das für wenige Kreuzer zu haben iſt, ſo viel anziehende und für Jedermann verſtändliche Belehrung enthalten, wie die „Chronologiſche Uebericht der Erfindungen und Entdeckungen,“ die der verdienſtvolle Oberlehrer der hieſigen Gewerbſchule, Dr. Poppe, ſoeben (im Verlag von Heinrich Keller) hat erſcheinen laſſen. Dieſelbe umfaßt alle wichtigeren Forſchritte des menſchlichen Geiſtes auf dem Gebiete der Naturkunde und der Gewerbthätigkeit. Im weiteſten in die graue Vorzeit zurückreichen ſind die Angaben über die Beobachtung der Sonnenwende durch den chineſiſchen Kaiſer Tſchuſong (um die Zeit des Propheten Samuel) und über den Sonnenzeiger des Königs Ahas von Juda, deſſen Zeitalter Erwähnung thut. Die Maſchinen, deren Abbildung auf altägyptiſchen Denkmälern vorkommen, hat der Verfaſſer nicht verzeichnet, wie denn auch die Forſchung hierüber noch nicht abgeſchloſſen iſt. Die älteſte Notiz über Telegraphie (worin man die bildlichen Feuerzeichen nicht hinzurechnet) gehört dem Jahr 481 v. Chr. an, indem die Perſer unter Xerxes bereits die Einrichtung kannten, jede Nachricht auf große Entfernungen hin zu ſignaliſiren; ihnen folgt die ſyſtematiſche Fackeltelegraphie der Griechen in den Zeiten des peloponneſiſchen Krieges. Hiermit in imſoferne Gegenſatz ſteht die Schlußnotiz des kleinen Buches, über das deutſch-öſterreichiſche elektromagnetiſche Telegraphenſyſtem, innerhalb deſſen im vorigen Jahr 116,347 Depeſchen gegen einen Gebührenbetrag von 524,123 Thalern befördert wurden. Die chemiſchen und technologiſchen Angaben hat der Verfaſſer mit Vorliebe behandelt. Die Ausbreitung des Gaſes verfolgt er von dem berühmten Arzt Helmont, dem Schüler des Paracelſus, der das Wort zuerſt gebraucht (gas sylvestre heißt bei ihm Kohlenſäure) bis zu Peterſohns Erfindung, Holz-beuchtungen im Großen zu bereiten, alſo von 1540 bis 1852. Rein philoſophiſche Entdeckungen ſind nur da genannt, wo ſie von Forſchungen der Naturkunde unzertrennlich ſind. Die aſtronomiſchen Notizen ſind ziemlich vollſtändig; in der Geſchichte des letzten Jahrzehends iſt ein beträchtlicher Raum für die neu entdeckten Planetoiden nöthig geworden. Hier glänzt ein Frauenname, Hermann Goldſchmidt in Paris, der zugleich ein fleißiger und tüchtiger Maler iſt, mit fünf Sternen: Lutetia, Pomona, Atalanta, Harmonia, Daphne. Der Name Harmonia beſteht ſich auf die um die Zeit der Entdeckung eröffneten Friedenscongreſſen. Profeſſor Böttger iſt erwähnt als Verbeſſerer der Galvanoplaſtik, als Miterfinder des Glasdrucks und der Schriftſammoller, als erſter Verleger der phosphoreſcirenden Zündhölzer. — Die um da zählen den Angaben, namentlich aus der alten Geſchichte, eine größere Genauigkeit noth; ſo z. B. der Bemerkung 240 v. Chr. über die Erfindung der Waſſeruhr. Dies nimmt dem Werkchen keinen Werth nicht, das überdies durch Beifügung eines alphabetiſchen Sachregiſters auch praktiſcher geworden iſt und als eine willkommene Ergänzung jedes geſchichtlichen Lehrbuchs angelegentlich empfohlen werden kann.

— Aus Bürger's Leben iſt bekannt, daß der ſchöner heimgeſuchte Dichter im Jahr 1782, da er nach Auttmann in Nienſtedten war, ein Geſuch an Friedrich den Großen richtete, um ſich zu einer Anſtellung im Juſtiz- oder im Lehrfache zu empfehlen. Der merkwürdige Brief ſelbſt aber iſt den bisherigen Biographen unbekannt geblieben. Heinrich Pröhle hat denſelben neuerdings aufgefunden. Bürger ſchreibt: „Allerdurchlaſtigſter Monarch! Ew. Majeſtät erbebt das über alle Könige, das ſein Ceremoniell den Menſchen vor Menſchen hinter dem Monarchen verbirgt. Friedrich, der vortrefflichſte der Menſchen, ſtieg meine Schickſalsbahn vor dem erhabenen Preußiſchen Monarchen. Ich bin Ew. Majeſtät geborener Unterthan aus dem Halberſtädtiſchen, wo ich auch noch einige ererbte Grundſtücke beſitze. Mein Schickſal hat mich ſchon vor zehn Jahren, als einen noch ſehr jungen Studenten, hieher in das Hannöver'ſche verſchlagen, wo ich ſeitdem ein Juſtizamt auf dem Lande verwalte. Allein noch konnte die Zeit meinen Wunſch nicht unterdrücken, in irgend eine der glücklichen Länder unter Ew. Majeſtät Scepter zurückzukehren und dem beſten der Könige zu dienen. Ja er iſt ſo lebhaft, ſo unruhig, daß er mich faſt gerades Wegs vor Hochſterre Thron reißt, um das Anerbieten fleißiger und getreuer Dienſte, ſowie deren ich fähig bin, in demüthigſter Ehrfurcht allhier niederzulegen. Ich flehe mich zu jenem Amte, das mit Jurisprudenz, dem wenn auch allgemeiner Abreife verwaltet werden kann, tüchtig. Daß unſer Vaterland mich als Dichter kennt und, wie es ſcheint, lieber und ſchätzt, kommt hier wohl nicht mit in Anſchlag. Vielleicht aber mehr Dieſes, daß ich mich einiger älteren und neueren Sprachen, der Philoſophie des Guten und Schönen und der ererten Geſchichte befliſſen habe. Wie glücklich, wenn mir Muſe und Gelegenheit wäre, in dieſer letzten Epoche etwas Gutes zu wirken! Was ich hier von mir ſelbſt ſagen muß, kann keinen Verdacht eines unbeſonnenen Selbſtlobes werden. Dran ſelbſt dem ererten Genius ſinken die Augen vor dem Blicke des großen ſcharfſichtigen Beurtheilers, dem ich mich darzuſtellen wage. Man ſällt vor Friedrich Thron nicht, wie ein aſiatiſcher Sclav, auf das Antlitz zur Erde. Es opfert aber das Herz dem freiwilliger und ungebeugter den höchſten und beſten Gott, deſſen es fähig iſt. Daher erklärte ich voll höchſter Verwunderung die Ferne den großen, und liebevollen Verehrung für den guten König. Ew. Majeſtät allerunterthänigſter Gottfried Auguſt Bürger.“ Dieſer Brief ſcheint vom König auf an das Juſtizminiſterium gelangt zu ſein; in Folge von Bürgers Bewerbung richtete der Großkanzler von Carmer ein Schreiben an das Univerſitäts-Oberamtsforum, deſſen Vorſteher Herr von Zeltig war. Wahrſcheinlich hatte Carmer den Dichter ſehr angelegentlich empfohlen; gleichwohl entſteht die Antwort, die ſich von Zeltig warb, für Bürger nichts Tröſtliches. Sie iſt vom 15. November 1782 datirt und lautet: „Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannoverſche Juſtizamtmann Bürger durch ſeine von Zeit zu Zeit herausgegebenen überſetzten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntniß der Alten beweiſen und auch als Dichter ſich bekanntlich Ruhm erworben hat, ſo iſt er doch, wie das der Fall der bringen mit dem Gemeinweſen ſich ausſchließenden Schöngeiſter iſt, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Ueberhaupt iſt an Leuten, die die alten Sprachen verſtehen, eben kein Mangel, und da ich beſonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keines frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geſchäften erforderliche Thätigkeit unterzugrabenden Poeterei bekomme, ſo kann ich mit gutem Gewiſſen den Bürger, ſo ſehr ich ihn auch ſchätze, ja meinem Departement nicht vorſorgen“. Zeitig war für Basedow begeiſtert und ſein beſonderer Freund humaner Studien, wenn er ſich auch ſonderbarer Weiſe das Beſtreiten erwarb, dem berühmten J. A. Voſſ einen großen Wirkungskreis zu geben. — Die obigen Angaben entnehmen wir der Schrift: „Gottfried Auguſt Bürger. Sein Leben und ſeine Dichtungen. Von Dr. Heinrich Pröhle.“ Unter den vielen literarhiſtoriſchen Arbeiten der Neuzeit zeichnet ſich dieſe kleine und gründlich gearbeitete Monographie zu ihrem Vortheil aus; ſie iſt reich an werthvollen Aufſchlüſſen. Pröhle iſt als Forſcher über die Geſchichten und Sagen des Harzes rühmlich bekannt; dieſe Studien ließen ihn gar manchen Beitrag zur Erläuterung von Bürgers Balladen. Freilich wird über dem Beibringen hiſtoriſcher Belege manchmal eine wichtigere Seite der Dichtung vernachläſſigt. Um ein Beiſpiel anzuführen, ſchätzt er das Gericht „der Raubgraf“ ſehr gering, geht aber mit gelehrtem Aufwand auf ähnliche Sagen ein. Dieſelbe Klage er den wichtigen Zug anbeachtet, das dieſe Erzählung eine ſcharfe Satire auf die modernen Raubritter, die preußiſchen Zollbeamten oder Fermiers, enthält und gerade deshalb große Verbreitung fand.

— Der Improviſator Langenſchwarz. Das ſo eben in Friedberg (L. Scriba's Buchhandlung) erſchienene Heſſiſche Dichterbuch enthält begreiflicher Weiſe manche Namen, die ſich das Converſationslexicon einſtgehen ließ. Ueber den einſt vielbeſprochenen Improviſator Langenſchwarz

Digitized by Google

gibt dasselbe die folgende biographische Notiz: „Langenschwarz, Maximilian Leopold, geboren zu Rödelheim im Jahr 1801, Sohn eines armen israelitischen Lotterie-Collecteurs. Von edeldenkenden Männern unterstützt, besuchte er die Gymnasien zu Darmstadt und Frankfurt a. M. Da er sich inzwischen die Gunst seiner Wohlthäter verscherzte, so gerieth er in sehr mißliche Verhältnisse, in denen Folge er die Heimat verließ und sich an wandernde Schauspieler anschloß. In Wien trat er zur katholischen Kirche über, wurde den Doctortitel an und führte von nun an ein höchst romantisches Leben, als Declamator und Improvisator. Im Sommer 1832 hielt er sich in Petersburg auf, wo der ausgezeichnete Schulowsky sich seiner annahm und ihn bei ernsterer, wissenschaftlicher Richtung eine Zeit lang zu fesseln wußte. Seit 1842 lebt er unter dem Namen: „Langenschwarz-Rubini", als Wasserdoctor zu Paris. Scriba a. a. O. zählt 15 Schriften von ihm auf".

Einige Mal hat er seinen Namen anagrammatisch verändert; so nannte er sich „M. Charlesvang", und gab einen erdichteten „Carl Zwengsahn" für einen neu entdeckten Shakespeare aus; auf dem Titel derjenigen Schriften, die er in Frankfurter Manuart herausgab, bezeichnete er sich als „Einen, der schon lang schwarz ist".

— Der seiner Zeit viel besprochene Tod der Mutter Schampfs wird von dem neuesten englischen Kaufmannsreisenden, L. Moser, also erzählt: Die schon besjahrte Frau, welcher ihr Sohn immer die höchste Achtung erwies und die auf ihn großen Einfluß hatte, kam einmal auf den Gedanken, einige Abgesandte bei ihm einzuführen, die einen für die Vergrößerer nicht ehrenhaften Frieden vermitteln sollten. Nachdem er sie angehört, blieb er sich in die Mostee ein und blieb daselbst drei Tage und drei Nächte. Dann kam er heraus, blickt und entsetzlich, rief die Murids und seine Begleiter herbei und eröffnete ihnen: es sei der Wille des Propheten, daß seine Mutter hundert Hiebe erhalten solle. Die arme Frau schrie um Gnade, aber die Murids ergriffen sie und rissen ihr den Schleier weg, Schampf selbst führte den ersten Streich, aber nach dem fünften kam sie wieder zur Kard. Hierauf ertheilte Schampf, daß er selbst die noch übrigen fünfundneunzig Schläge ausbalten wollte, was er auch that. Er zuckte nicht, obwohl er mit dinnigen Striemen bedeckt war. Die Abgesandten wurden entlassen, mit dem Auftrag, zu erzählen, was sie angesehen; und Niemand wagte sich mehr nach Dargo mit solch einem Vorschlag. Dies klingt noch krasser, als die bekannte Antwort des berühmten Generalissimus, Georg Cyrus, der seinen Vater erschoß, angeblich, um ihn nicht in türkische Hände fallen zu lassen.

— In der Bibliothek der arminianischen Gemeinde zu Amsterdam ist ein bisher unbekanntes Werk von Spinoza aufgefunden worden; ein holländischer Gelehrter, Hr. Limburg Brouwer, ist mit der Herausgabe desselben beschäftigt. Bekanntlich ist Spinoza nie förmlich einer christlichen Gemeinde beigetreten, hielt sich aber im Allgemeinen zu den Arminianern (Remonstranten) und hielt auch seine Freunde gern dazu an, den Predigten derselben beizuwohnen.

Einige Worte über die amerikanischen Staatspapiere und Aktien. — In meinem Aufsatze in No. 40 dieses Blattes ist nebenher erwähnt, „daß die amerikanischen Staatspapiere zu den besten und beliebtesten in der Welt gehören". Diese Aeußerung hat die Redaktion veranlaßt, in einer „bezweifelnden Anmerkung" zu fragen: „Also die Eisenbahn-Aktien und Bonds?" — Auf diese Frage sei mir eine Antwort gestattet, denn so mehr, da es mir doppelt unlieb wäre, grade in diesem Punkte mißverstanden zu werden.

Meine rühmende Aeußerung bezog sich blos auf die Staatspapiere der Union — was ich vielleicht deutlicher hätte andeuten sollen — keineswegs auf die der einzelnen Staaten, noch weniger auf Eisenbahn-Aktien, die obnehin in keinem Sinne als Staatspapiere zu betrachten sind. Die Papiere der Union aber verdienen das erwähnte Lob in vollem Maaße, aus dem einfachen Grunde, weil die Unionskasse — im Gegensatze zu allen europäischen Staatskassen — einen absoluten Ueberschuß von vielen Millionen hat, so daß sie ihre geringe Staatsschuld (die durch die Kosten des Krieges mit Mexiko und wie sie die Californien und Neu-Mexiko bezahlte Entschädigungssumme veranlaßt wurde) schon vor der Verfallzeit theilweise abzutragen sucht, ja sogar den Inhabern der Papiere Prämien anbietet, um sich diese frühere Bezahlung gefallen zu lassen. Zwar hat der Schatz der Union nur zwei Quellen der Einnahme, nämlich die Eingangszölle und den Verkauf öffentlicher Ländereien; aber schon die erstere dieser Quellen ist mehr als hinreichend zur Deckung sämmtlicher Ausgaben. Auch liegt kein Beispiel vor, daß die Union jemals die Erfüllung einer pekuniären Verbindlichkeit verweigert oder verzögert hätte. Sie zeigt sich vielmehr in Gesinnungen bei jeder Gelegenheit großartig liberal. Wir erwähnen in dieser Hinsicht beispielsweise: daß sie zwanzig Millionen Dollars an Mexiko für Californien und Neu-Mexiko bezahlte, obgleich diese Länder bereits durch Eroberung in ihrem Besitze waren; — daß sie, nach Beendigung dieses Krieges, jedem gemeinen Soldaten ihres Heeres 160 Acker Landes oder 100 Dollars baar (nach seiner Wahl) schenkte; — daß sie vor Kurzem 40,000 Dollar bewilligte, um ein englisches Schiff, das im Eise des Nordens von seiner Mannschaft verlassen und aufgegeben worden war, das aber später von Amerikanern gefunden und nach einem Hafen der Vereinigten Staaten gebracht wurde, auf's Beste wiederherstellen und ausrüsten zu lassen, um es der Königin von England als Ehrengeschenk zurückzusenden, u. s. w. Mit einem Worte, in Betreff der Unions-Papiere vereinigen sich alle Bedingungen eines wohlbegründeten Vertrauens, — und nur die noch in weiter Ferne liegende Gefahr einer möglichen Trennung der Vereinigten Staaten in zwei Unionen, als Folge des heftigen Streites über das Sklavenwesen, könnte vielleicht dieses Vertrauen in Etwas modificiren.

Ganz anderer Verhältt es sich mit den Papieren (Bonds) der einzelnen Staaten, und wir sind weit entfernt, diese besonders rühmen zu wollen, am Wenigsten in Bausch und Bogen. Jeder einzelne Staat der Union ist souverain und besitzt alle Gewalten die dieser Begriff mit sich bringt, mit Ausnahme derjenigen, welche durch die Verfassung der Vereinigten Staaten der Central-Regierung (Präsident und Congreß) speciell übertragen sind. Jeder Staat hat daher seinen eigenen unabhängigen Staatshaushalt, d. h. seine eigne Regierung (Gouverneur und zwei Kammern), seine eigne Civil- und Criminalgesetzgebung, sein eignes Finanz- und Steuerwesen und seine eignen — Schulden. Seine Staatspapiere verdienen daher mehr oder weniger Vertrauen, je nachdem dies Alles in dem betreffenden Staate gut oder schlecht eingerichtet und verwaltet ist. Dieses in jedem gegebenen Falle richtig zu beurtheilen, ist — zumal im Auslande — äußerst schwer, da die Zahl der Staaten bereits bis zu 31 angewachsen ist, und da die republikanische Regierungsweise, verbunden mit dem hohen Unternehmungsgeiste der Amerikaner, einen häufigen Wechsel in den Finanzverhältnissen des Staates herbeizuführen pflegt. Viele Staaten, selbst einige der jüngeren, sind in Folge dieser Einflüsse bereits viel zu oft verschuldet, und obschon auch diese Staaten seit auf ihre Zukunft banen — auf die allmählige Vermehrung ihrer Hülfsquellen durch das rasche Anwachsen ihrer Bevölkerung und die forschreitende Urbarmachung ihres fruchtbaren Bodens, — so wäre es doch sehr gewagt, sie schon jetzt als gute Schuldner zu betrachten. Nur in wenigen Fällen sich ganz besonders zuverlässige Auskunft über die speciellen Verhältnisse des betreffenden Staates zu verschaffen, thut am Besten, sich auf dergleichen Papiere gar nicht einzulassen und die Anpreisungen interessirter Personen oder Blätter mit großem Mißtrauen zu betrachten.

Ganz dasselbe gilt von amerikanischen Eisenbahn-Aktien und anderen rein Privat-Unternehmungen derselben Papieren. Es gibt gute und schlechte — fast comme chez nous — je nachdem die Unternehmung selbst vortheilhaft ist und die Verwaltung derselben zweckmäßig und ehrlich geführt wird, oder umgekehrt. Das dieses „Umgekehrt" mitunter vorkommt, ist nicht zu läugnen. Aber wer in englischen Zeitungen die Schilderung der wilden Scenen gelesen hat, die vor einiger Zeit in England zwischen Eisenbahn-Verwaltern und Aktien-Inhabern in öffentlichen Versammlungen statt fanden, wird gestehen müssen, daß die amerikanischen Eisenbahnen nicht allein das Privilegium haben, bisweilen schlecht verwaltet zu werden. Nur ist zu beachten, daß in den Vereinigten Staaten die Eisenbahnen, so wie alles Uebrige, mehr dem Wechsel unterworfen ist, als in andern Ländern, wo die Verhältnisse von festen Sitten und vermöge Raum, Stoff und Veranlassung zu neuen Unternehmungen sich bietet. Dieser unermüdliche und oft waghalsige Unternehmungsgeist der Amerikaner bedingt den raschen Fortschritt eines Landes, das seine Bevölkerung noch verzehnfachen will und wo mehr als neun Zehntheile des Bodens noch den Pflug erwarten. Namentlich geht die Verwirrung der Eisenbahnen bald in's Unglaubliche. Als Beispiel diene Chicago (im Staat Illinois, am Michigansee). Dieser Ort bestand vor zehn Jahren nur aus wenigen Hütten und auf Hunderte von Meilen war keine Eisenbahn. Heute ist er eine Stadt von mehr als hunderttausend Einwohnern (die letzte Zählung ergab 104,000!) und 8te, gleich einer Spinne, im Mittelpunkt eines Netzes von dreizehn Eisenbahnen *). — Daß bei so raschem Wechsel der Verhältnisse der Werth der Aktien einzelner Eisenbahnen sehr schwankend sein muß, ergibt sich von selbst. Schreiber dieses, obgleich Bürger der Vereinigten Staaten und durch seinen langjährigen Aufenthalt daselbst in den Stand gesetzt, die einschlagenden Verhältnisse näher im Auge zu behalten, hat es nie gewagt, irgend eine Summe in Eisenbahn-Aktien anzulegen, — und er wünscht sich Glück dazu.

Th. Hilgard.

*) Bei meiner letzten Durchreise durch Chicago im Jahr 1854 berichtete mir der Mayor des städtischen Gashofes, in dem ich übernachtete, eine kleine Karte, welche vierzig Eisenbahnlinien darstellt, und sagte mit einigem (gewiß verzeihlichen) Stolze: „Zeigen Sie das Ihren Landsleuten".

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhebt sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 44. Frankfurt a. M., den 1. November 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Der Schulmann Friedrich Jacob.

Ueber den Einfluß des Mikroskops auf die Natur- und Heilkunde. Von Dr. G. Mettenheimer. (Schluß.)

Die Bimmenitze. Novelle von Alexander Büchner. (Schluß.)

Neue Bücher: J. J. Weber's illustrirte Reisebibliothek. — J. W. Laugelliew's Gedichte, deutsch von Alexander Reichardt.

Feuilleton: J. G. Fichte's Ansicht über deutsche Nationalität. — Bogtsche Soirée und Gauntabt. — Pius über Goethe's Liebe und Ehe. — Leitis nicht Dora. — Musikalisches.

Der Schulmann Friedrich Jacob.

Friedrich Jacob, Director des Catharineums in Lübeck, in seinem Leben und Wirken dargestellt von J. Classen, Dr., Director des Gymnasiums in Frankfurt a. M. Jena, Fr. Frommann, 1855.

Die vorliegende treffliche Biographie ist in norddeutschen Zeitschriften eingehend gewürdigt worden. Nicht nur fachwissenschaftliche Blätter, sondern gerade solche, die sich im Allgemeinen an gebildete Leser wenden *), haben sie nach Verdienst besprochen. In Süddeutschland erinnern wir uns nicht eine Würdigung derselben gefunden zu haben. Doch ist hieraus nicht zu schließen, daß die Schilderung eines Mannes wie Jacob nur provinzielles Interesse haben könne; sie ist vielmehr jedem Freunde einer höheren Bildung anziehend und belehrend.

Jacob's Lebenslauf war einfach, und als Schriftsteller hat er sich dem größeren Publikum nur durch eine höchst eigenthümliche Novelle „Horaz und seine Freunde" genähert. In der Zeit Wieland's oder Barthelémy's hätte dieselbe dingereicht, ihren Verfasser berühmt zu machen; später ist man gegen die klassische Belehrung in belletristischem Gewande mißtrauisch geworden. Die genannte werthvolle Arbeit hat mit jenem veralteten Dilettantismus Nichts zu thun. Aber auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur verlieren sich vereinzelte Leistungen oft, mögen sie auch sonst tüchtig sein.

Friedrich Jacob wurde im Jahr 1792 in Halle geboren; seinen Vater, der ein bemittelter Schuhmacher war, verlor er in früher Kindheit. Mit mehreren Brüdern wuchs er am Krankenlager der Mutter in einem Stübchen auf, das bei mancher Entbehrung doch durch Innigkeit, durch geregelte Zucht und gesunde Naturfreude genußreich war. Die Gymnasialbildung erhielt er in der Gelehrtenschule des Halle'schen Waisenhauses. In seine Schulzeit fällt die Schlacht bei Jena; in einer Elegie schildert er treffend die gespannte Erwartung, mit welcher die Bürger sich an einem „kriegslüsternden, blauen Octobertag" ins Freie begaben, um Nachrichten zu vernehmen; aber auch den betäubenden Eindruck der Unglücksbotschaft. Das Kriegsgetümmel, das nun über Halle zog, war von kurzer Dauer; es gewährte sogar der sinnlichen Neugier manches Anziehende, und hatte für das Haus eine glückliche Nachwirkung, indem die Mutter in Folge der schreckhaften Aufregung von ihrem chronischen Leiden genas. Um so tiefer traf die bald nachher durch Napoleon verfügte Aufhebung der Universität. Halle wurde eine Stadt des Königreichs Westphalen; es erhielt übrigens seine Hochschule, obwohl übel verkümmert, zurück. Professor Schütz, der „zielende Hofrath" aus den Xenien, eröffnete sie mit einer lateinischen Rede, in welcher er zur Freude der Deutschgesinnten eine bei dieser Sachlage kühne Anspielung gegen König Jerôme und seinen Bruder anbrachte; ungefähr wie sich jetzt die Pariser Akademiker gegen das Kaiserthum zu helfen wissen. — Im Jahr 1810 wurde Jacob selbst Student an der Halle'schen Universität.

Es war diese Zeit für das philologische Studium in Deutschland überaus hoffnungsreich. Der großartige Umschwung, den Friedrich August Wolf der von ihm zuerst sogenannten Alterthumswissenschaft gegeben, war vollendet. Er vor Allen hatte bewirkt, daß die philologische Disciplin nicht mehr als ein Uebungsgeschäft für amtliche Theologen galt, sondern daß ihr ein selbstständiges Gebiet der Geistesbildung eingeräumt wurde. Die Philologie knüpfte sich in der Auffassung seiner begeisterten Anhänger an alles Große und Schöne an, das in Deutschland schon erreicht oder noch zu erstreben war. Mit den Fortschritten in Kunst und Poesie stand sie von Winkelmanns Zeiten her im nächsten Zusammenhang. Ein höherer Begriff der Sprachwissenschaft, durch welchen dieselbe zur Grundlage für eine neue Kenntniß der Geschichte der Menschheit wurde, ging von ihr aus. Das Studium des deutschen Mittelalters, das man in dunkler Ahnung mit dilettantischer Wärme begonnen hatte, erhielt erst jetzt festen Nerv und Dauerkraft, da die ausgebildete, geschulte Kritik hinzutrat. War man früher vom Virgil zu Homer, von Seneca zu Plato vorgedrungen, so wandte man jetzt die erkämpften Vortheile auf ein ganz neues Feld an. Lachmann, der Freund und Altersgenosse Jacob's, ging von Sophokles und Homer zu den Nibelungen über.

Wären aber auch diese Bestrebungen nicht durch äußeren Bezug verknüpft gewesen, so umfaßte sie doch ein inneres Band, nämlich das sittliche und vaterländische. In der Periode der Erniedrigung war das angestrengte Studium an sich für hochgestimmte Jünglinge ein Mittel, ihre Geisteskraft zu erproben und sie dem Vaterland ungeschwächt, ja gestählt zu bewahren. Viele junge Gelehrte, gerade aus den angegebenen Fächern, fanden wir in den Kriegsjahren als Freiwillige; viele andere traten erst nach dem Frieden in die Reihen des Lehrstandes ein, um in einer wieder mattgewordenen Zeit das Begonnene still und möglichst verborgen fortzusetzen.

*) So die Grenzboten, und noch neuerdings die Blätter für literarische Unterhaltung.

Wer diese Beziehungen im Auge behält, wird einen Umstand begreifen, der dem jetzt heranwachsenden Geschlechte nicht leicht klar zu machen ist: wie nämlich dasselbe ausschließige, sinnliche Streben, das die Jünglinge den classischen Wissenschaften zuführte, noch die Männer bei den mühsamsten, anscheinend kleinlichen Einzelheiten ihres Berufes nicht verließ. Man begreift wohl den Naturforscher, der mit Gefahr seiner Sehkraft sich an mikroskopischen Untersuchungen abmüht; aber man sieht befremdet, wo nicht mißachtend, auf den Philologen, der seine Geisteskraft an Lesarten, an metrische Gesetze oder wie Jacob an die lateinische Partikellehre wendet. Aber gerade durch ihre ethische Kraft, bei Entwickelung des Kleinsten noch das große Ziel im Sinne zu tragen, zeigt sich diese Generation von Sprachforschern des schönen Namens von Humanisten würdig. Unter ihnen nun ist Friedrich Jacob besonders anziehend nicht wegen des Umfanges seiner Leistungen, wohl aber wegen des Vollgehaltes von Geist, Wissen und moralischer Kraft, den er zu denselben mitbrachte.

Daß Jacob, wie alle seine Genossen, ästhetisch angeregt war, zeigt sich in seinem lebhaften Antheil an den theatralischen Vorstellungen, welche die Weimar-Lauchstädtische Gesellschaft alljährlich in Halle gab. Zeitlebens bewährte er den feinsten Dichtersinn und das klarste literarische Urtheil selbst in Gebieten, die seinem Berufe fern lagen. So war er in Lübeck eifrig mit Chaucer beschäftigt, dem man damals in Deutschland noch wenig Aufmerksamkeit zuwandte und dessen mächtige Initiative in der Geschichte des germanischen Geistes noch nicht vollkommen gewürdigt ist. So bildete er sich positive Ansichten über die Grammatik, den Stil und die rhetorischen Figuren Shakespeare's, die er wunderbar antik fand; eine Erkenntniß, zu der die Fachmänner erst später gekommen sind. Obwohl er das Englische nicht vor dem Mannesalter erlernte, wurden ihm doch die Erzeugnisse dieser Literatur bis zu Jane Eyre und den Romanen von Dickens vertraut.

Jacob machte auf der Universität weniger durch Anhören von Vorlesungen, als durch eigenes Bemühen Fortschritte. An seinem einundzwanzigsten Geburtstag übernahm er eine Lehrstelle an der Schule zum Kloster Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg. Dieselbe hatte, wie fast jede alt-corporative Anstalt, in ihren Einrichtungen manches Barocke; die fünf ältesten Lehrer hießen zugleich Küchenmeister, Kellermeister u. s. w., und zu ihren Jahresgefällen gehörte ein Paar Pantoffeln. Nicht minder sonderbar klingt eine Zusammenstellung der Lehrstunden, die Jacob ertheilen mußte: lateinische Conjugation, Cornelius Nepos, Archenholz' bellum septennale, Französisch, Declamiren, Erklärung des Basedow'schen Bilderbuchs in Tertia und Schreibunterricht in Quinta.

Der Winter auf 1814 war für Magdeburg eine Zeit der Drangsale, indem die französische Besatzung sich standhafter behauptete, als sieben Jahre vorher die preußische. Der junge Lehrer wurde mit andern Bürgern zu Schanz-Arbeiten aufgeboten und mußte, da er die gewünschte Lockaufkommne nicht bieten konnte, im strengsten Winter, in entsetzlichem Regen, mit dem unsaubersten Gesindel Schutt fahren, wie ein Züchtling. Erst im April 1814, da Napoleons Sturz vollendet war, konnte Magdeburg die einziehenden Preußen begrüßen. Den Krieg der hundert Tage machte Jacob als Freiwilliger mit; das Lagerleben in der Normandie und Bretagne gewährte ihm den lebendigen Verkehr mit einem fremden Volksstamm, und die Erinnerung wirkte erfreulich in sein späteres einförmig gebundenes Dasein. Sein Lebensgang ist von nun an nicht mehr durch das Eintreten großer Ereignisse bezeichnet. Im Jahr 1818 erhielt er das bis dahin von Lachmann bekleidete Amt eines Oberlehrers am Collegium Fridericianum in Königsberg, wo er in angestrengter Arbeit, aber durch häusliches Glück und den Umgang mit Gleichgesinnten gehoben, schöne Jahre verbrachte. Seine nächste Amtsthätigkeit am Marienegymnasium in Posen bietet ein eigenthümliches Interesse, indem hier die Mischung der polnischen und der deutschen Nationalität mit ihrem politischen und religiösen Zwiespalt auch auf der Schule stets gelend macht. Die Eigenschaften, die Jacob den slawischen Schülern nachrühmte: leichte Auffassung, gewandtes Nachbilden, reger Ehrgeiz — sind dieselben, die von bewährtem Kennern dem ganzen Stamme zuerkannt werden. Der Gegensatz zum deutschen Wesen forderte den Lehrer zu großer Umsicht, so zur Uebung der Selbstverläugnung auf. Im Jahr 1831 vertieft er diese Stellung, um die Direction des Catharineums in Lübeck zu übernehmen; eine Wirksamkeit, der er bis zu seinem Hinscheiden (1852), also über zwanzig Jahre lang, oblag, und in der er das Glück hatte, sein reiches Wissen und die Gaben seines Geistes und Charakters aufs Erspriesslichste zu verwenden.

Man sieht, das Leben des Schulmannes war seinem Beruf angemessen, ohne alle Abenteuerlichkeit, wenn sich auch dem Biographen ungesucht manche interessante Beziehung bot, welche die Darstellung belebt und schmückt. Das bei Vielen jetzt so beliebte Einflechten literarischer oder sonst interessanter Persönlichkeiten findet hier nur sparsam statt. Als Kind erhält Jacob von dem Romanschreiber Lafontaine drollige Belehrungen, die er sehr ergötzlich beschreibt; als junger Mann erregt er einmal durch sein stattliches Aeußere Goethe's Aufmerksamkeit; in Magdeburg zählt er Immermann zu seinen bevorzugten Schülern; in einer Elegie preist er den Sohn Lübecks, Emanuel Geibel, in glänzenden Ausdrücken, welche auf einen freundschaftlichen Bezug schließen lassen und auf welche der berühmte Dichter stolzer sein wird, als auf manche Zeitungslob. Jacob blieb mit jener trefflichen Generation von Gelehrten, die ihm gleichalterig und gleichgesinnt war, als ebenbürtig im ehrenvollsten Verhältniß; aber sich den Größen außerhalb seines Kreises zu nähern, hatte er weder den Wunsch, noch den Anlaß. Goethe blieb ihm im Reich des Geistes der Erste der Zeitgenossen, seine Werke ein unerschöpfter Quell der Belehrung, ein Schacht ächter Lebensweisheit.

Wenn aber auch seine Reize nicht mitwirken, ist doch die Schilderung von Jacob's Leben in hohem Grade erfreulich und fesselnd. Wir begleiten ihn gern von den hoffnungsreichen Jünglingstagen bis zum Beginn des Greisenalters durch eine Reihe von stillen Freuden und schönen Erfolgen, aber auch von schweren Heimsuchungen. In den letzteren hält ihn die Idealität seines Sinnes, wie die sittliche Entsagungskraft aufrecht; selbst unter dem Drucke physischer Leiden verredelt sich die hypochondrische Verstimmung zu einer sanften Wehmuth, zu einem Lächeln in Thränen. Diesen inneren Hergang hat Herr Classen, sein Freund und Amtsgenosse, mit liebevoller, discreter und sicherer Hand gezeichnet.

Als Gelehrter wußte Jacob die emsigste Abwägung der Einzelheiten mit dem freiesten Ueberblick zu verbinden *). Derselbe Grundzug gibt sich in seiner Lehrthätigkeit kund. Es ist gewiß nichts Kleines, daß ein so minutiös grübelnder, seinem Fach so hingegebener Lehrer den hohen Sinn behielt, in Goethe's und Fichte's idealen Erziehungsvorschlägen das Wahre und in höherer Bedeutung Praktische zu erkennen und zu schätzen. In seiner Abneigung gegen das Viellernen, in der Virtuosität, womit er am Besonderen den Sinn für das Große und Ganze zu üben wußte; in seiner Auffassung des Verhältnisses der Familie zur Schule; endlich in seiner edlen, lebhaften Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten — in allen diesen Beziehungen erinnert Jacob überraschend an den großen englischen Schulmann, Thomas Arnold von Rugby. Ja, bis in Einzelheiten läßt sich Jacob's Geistesverwandtschaft zu diesem Muster-bild eines classischen Erziehers nachweisen. Arnold tritt uns aus jeder neuen Mittheilung immer bedeutender hervor; kein anderer jetzt Pädagog hat die philologische Bildung in ihrem Wesen so rein gehalten, wie er; und dennoch hat keiner mit so genialem Takte

*) Ungern vermißt man im Anhang ein vollständiges Verzeichniß von Jacob's Schriften.

Digitized by Google

den Unterricht auf sittliche und bürgerliche Thätigkeit, auf reine und gesunde Gottesfurcht bezogen. Auch hierin ist ihm Jacob ähnlich.

Eine ganz neue Seite des werthen und bedeutenden Mannes erschließen uns seine Elegieen, die als Anhang die Biographie schmücken. Sie beziehen sich, in drei Bücher getheilt, auf das Stillleben der Kinderzeit und auf die Schuljahre; die letzte Abtheilung malt in wenigen, aber ergreifenden Zügen das akademische Leben im Abglanz der Erinnerung.

Der sinnige Leser wird geneigt sein, diese Dichtungen in ihrem ästhetischen Werth höher zu stellen, als der Herausgeber es unternahm. Jede Stimmung des frohen wie des wehmüthigen Andenkens ist hier wiedergegeben; die Empfindungen sind ächt, der Ausdruck rein und bedeutend. Ein warmer Ton spricht uns besonders aus den Schilderungen der heimischen Stube, der trauten Kinderzeit an. Origineller jedoch ist die eingehende Beschreibung seiner Knabenstuben über die Insektenwelt; sein Versenken in das Treiben der Schmetterlinge und der Raupen, unter welchen er ungeschickte, talentlose, ja nervenschwache unterscheidet, ist ebenso schalkhaft als innig. Die Darstellung erinnert an die höchsten Muster, die dem vielgebildeten Manne gegenwärtig waren, namentlich an Virgils Bilder aus dem Bienenhaus. Einen lehrhafteren, weniger gedrungen Styl nimmt der Elegiker an, wo er die feigerischen Begebenheiten einkreten läßt; und noch schwungvoller wird sein Vers, wenn von der tiefen Wirkung neuer Gedanken die Rede ist. Ueberhaupt hat Jacob das elegische Vermaß in seinem innern Wesen und seiner Vielseitigkeit besser erkannt und benutzt, als irgend ein gleichzeitiger Dichter. Dieses Versmaß ist nämlich in der Höhe wie in der Tiefe gleich anwendbar, es eignet sich zum einfachen Ausdruck edler Gefühle und zur ruhigen Belehrung, wie zu belebter Schilderung ganz realer Zustände; es vergönnt in seiner gleichmäßigen Bewegung das Eingehen auf jede Einzelheit, wie die Rückbeziehung auf das eigene Empfinden. Sinnreich und formgewandt hat Jacob manche Gegenstände, die sonst nur sehr prosaischer Bearbeitung unterliegen, in seine Verse verflochten. Wir führen als Beispiel die Stelle an, welche die Aufhebung der Halle'schen Universität schildert und demnach ein erst neuerdings wieder besprochenes Thema berührt.

Lautlos, starr — ein Unmöglliches schien's, Verlassen den Brunnen
Rob zu verschütten, von dem ringig die Armen gedieh'n —
Hörte die Stadt den entsetzlichen Spruch. Wie sollte man leben?
Was mit der Hand sich ernährt oder den Acker bebaut,
Händlerhaft in der Stadt, ja Geist und gründlichen Wissen,
Alles hat hier nur Werth, wenn der Student es benutzt.
Was zweitausend in froh hinbrausendem Taumel der Jugend,
Gleich Irrlichtern im Tanz, munter an Gothe verführ'n,
Davon zehrte die Stadt; in die bachischen Tänze gerissen,
War in phäakischer Lust selbst sie ein halber Student.
Er ist das Herz, das Leben und Blut in den klopfenden Adern
Unstreibt, immer erneut ewige Jugend verspricht. —

Von ganz anderer Art als diese poetischen Beigaben ist eine weitere Mittheilung aus Jacob's Schriften, ein Programm, in welchem er den Gang einer seiner Lehrstunden in der höchsten Klasse anschaulich macht. Er hatte den Anfang von Lessings Laokoon ins Lateinische übersetzen lassen und erzählt nun, der Unterrichtsform möglichst sich nahe haltend, wak er darüber mit seinen Schülern verhandelt. Das Ergebniß war, daß der „Laokoon" nicht anständig und daher auch zur Uebertragung in reine, strenge Latinität nicht geeignet sei. Die Entwickelung ist jedoch etwas breitspurig; eine solche Vortragsweise würde die Selbstthätigkeit des Zöglings nicht in dem Grad aufkommen lassen, wie Jacob es grundsätzlich wünschte. Von weit entschiedenerem Werth sind die Bruchstücke aus Schulreden, welche den Schluß der Biographie selbst bilden; sie geben überall Zeugniß von der höchsten Auffassung des Lehrberufs, zugleich aber von durchdringendem Einblick in das Einzelne des Schulwesens und der Methode. Jacob's Vorträge sind besonders anziehend, wo er die Schulbildung in ihrem Verhältniß zu den Gährungen der Zeit bespricht. Ueberhaupt ist sein Redeton so kräftig und rein, so gemüthvoll und sinnig, daß man wohl sagen kann, bei unseren in die Breite wirkenden Schriftstellern finde man selten ein Deutsch wie bei diesem Schulmann *).

Aus Herrn Classens Mittheilungen über Jacobs gelehrte Thätigkeit ist dasjenige, was S. 27 von seinen Untersuchungen über vermeinte Gesetze metrischer Anordnung erzählt wird, psychologisch interessant. Daß Lachmann in der Structur verschiedener poetischen Gattungen den Zahlenverhältnissen nachspürte, ist bekannt. Gleich alten Mystikern legte er besonderen Werth auf die Siebenzahl, mochte es sich nun um tragische Chöre oder um die Nibelungenstrophe handeln **). Es ist höchst merkwürdig, welche Macht ein starker Geist und entschiedener Geist auf seine Umgebung zu üben vermag. Das Mystische in Lachmann's Idee, die zur Grille ausarrete, traf an die weicheren Saiten in Jacobs Wesen; wie er sich für den Magnetismus oder für Ahnungen interessirte, so ergab er sich in Königberg einem aus Trockenheit und Phantasterei wunderbar gemischten Studium, indem er nach einem scharf ausgeklügelten System eine Masse lateinischer Verse zählte und abwog, ohne die Quadratur seines Kreises finden zu können. —

Die hier gebotene Schilderung Friedrich Jacob's ist nicht nur für seben Gebildeten lehrreich, sondern der Ausführung nach eine der gelungenschwollsten und schönsten Leistungen auf diesem Gebiete. Sie gibt das würdige Gesammtbild eines ächt wissenschaftlichen Mannes und veranschaulicht sein Wirken durch treffende, sinnig gewählte individuelle Züge. Den Lehrstand hat sich Herr Classen mit diesem Buche zu besonderem Dank verpflichtet. Wie der Arzt im Leben eines Heim, der Geschäftsmann in dem eines Prethes, so steht der Lehrer hier, bei enger gezogenem Kreise, seinen eigenen Beruf ein edelsten Sinn aufgefaßt. Er wird mit Freuden erkennen, daß auch eine hochstrebende Persönlichkeit, eine mit Kraft und Zartsinn begabte Natur, ein tief bewegtes Innere im Schulamte Raum zur Entfaltung finden kann; in einem Amte, dessen Mühsale Jacob so wenig verkannte, als Friedrich August Wolf, wenn er sagt: „Nur eine außerordentliche Liebe zu dem Geschäfte, zu der Jugend selbst, und eine, von ächter, innerer Religiosität ausgehende Neigung, für die nächsten Generationen zu arbeiten, kann die unsäglichen Mühe, die mit dem Lehrstande verbunden ist, erträglich machen. Auf Belohnung darf der Lehrer nicht rechnen, kann auf Anerkennung."

Ueber den Einfluß des Mikroskops auf die Natur- und Heilkunde.

Von Dr. C. Mettenheimer.

(Schluß.)

Auch nach einer anderen Richtung brach sich der Einfluß der mikroskopischen Forschung um diese Zeit Bahn. J. Müller unterwarf die krankhaften Geschwülste des menschlichen Körpers der Untersuchung mit den neuen optischen Hülfsmitteln, eröffnete zuerst ein tieferes Verständniß dieser merkwürdigen Ge-

*) Jacob's Gewandtheit, mehrere Gegenstände in fremder Form zu behandeln, zeigt sich in seinen lateinischen Aufsätzen ebenso wie in den Elegieen. Kostbar ist folgende Charakteristik der Schreibart des weiland jungen Deutschlands: »Oratio eorum si non pulchra, pulchella profecto est et delicata; nam limpidissimo cursu per breves verborum anfractus trepidat et cum murmure dulci super lapillos subsilions et quasi undulando profluit. — — Sed si quis verborum honestum ornandum dignitatem quaerat; si velit non molles delicatorum spirare anhelitus, aed viriles vigore lacertos et stricta membra et latera fortia: nae ille illuc pedem ne tulerit." —

**) Lachmann's „Heptadengesetz" spukt noch immer in der Nibelungenforschung, und ist neuerdings mit Veranlassung gewurfen, daß die altdeutsche philologische Derbheit und Derbigkeit sich auch im Gebiete der altdeutschen Bauten entwickle.

Digitized by Google

bilde und gelangte durch die mikroskopische Analyse dahin, das ungeheure chaotische Material nach festen Principien zu sichten. Damit war das Mikroskop auch in die Pathologie eingeführt und dicht an das Bedürfniß des praktischen Arztes herangedrungen. Andere Arbeiter verfolgten eine ähnliche Richtung; J. Vogel unterwarf den Eiter einer sorgfältigen mikroskopischen und chemischen Prüfung, die viel Licht über das Wesen dieses pathologischen Products verbreitete; die Entdeckung, daß mehrere der häufigsten Ausschlagskrankheiten, wie der Weichselzopf, Alopecie und andere, die Erzeugnisse kleiner theils animalischer, theils vegetabilischer Organismen sind, die ein parasitisches Leben auf dem menschlichen Körper führen, verdanken wir dem Mikroskop, und diese Entdeckung war für die Behandlung dieser Ausschläge mindestens ebruse wichtig, als sie interessant für die Theorie sein mochte.

Die zahlreichen einzelnen Arbeiten dieser Periode, die sich auf die mikroskopische Structur des menschlichen Körpers beziehen, wurden zusammengefaßt und erlangten ihren vollendetsten Ausdruck in der allgemeinen Anatomie von Henle, die im Anfang der vierziger Jahre erschien. In ihr verband sich meisterhafte Darstellung mit vortrefflicher Anordnung und klarem Verständniß der Beobachtungen; die Abbildung zarter mikroskopischer Objecte hatte in diesem Werk schon einen hohen Grad von Vollendung erreicht und der Versuch, die Mikrochemie mit der Histologie in innige Verbindung zu bringen, war hier mit Glück ausgeführt. Wie im Gebiete der Infusorienkunde auf der Grundlage weiter gebaut wurde, die Ehrenbergs großes Werk gelegt, so schlossen sich die histologischen Arbeiten der folgenden Jahre an Henle's Werk an; aber kaum waren 12 Jahre seit dessen Erscheinen verflossen, als eine neue umfassende Darstellung der allgemeinen Anatomie gerechtfertigt erschien. Sorgfältig war inzwischen dieser Gegenstand bearbeitet worden. Professor Kölliker unterzog sich dieser Arbeit, die von der Sendenbergischen naturforschenden Gesellschaft als epochemachend durch Verleihung des Sömmering'schen Preises geehrt wurde.

Ganz wesentlich wurde durch die jüngste Verbesserung der Mikroskope, die an Verbreitung und Billigkeit um so mehr gewannen, je mehr mit ihnen geleistet wurde, die Entwicklungsgeschichte gefördert. Dieses Feld hatte auch bisher nicht brach gelegen, vielmehr manche schöne Frucht getragen; ich erinnere nur an die Anwendung der Entwicklungsgeschichte auf die Erklärung der Mißbildungen, wie sie von Meckel und andern durchgeführt worden ist, an die embryologischen Studien von Sömmering am menschlichen Fötus, von Pander und d'Alton am Hühnerei. Aber die ersten Stadien der Entwicklung des befruchteten Eies, diejenigen, ohne deren Kenntniß eine vergleichende Entwicklungsgeschichte unmöglich ist, hatten sich wegen der Zartheit des Objects bisher der Beobachtung entzogen. Erst mit den verbesserten Instrumenten wurde es möglich, dies Gesetz der Doutectheilung des befruchteten Eies in seiner Allgemeinheit und in seinen verschiedenen Formen zu erkennen, und hierdurch bekam das Studium der Entwicklungsgeschichte eine viel breitere und sichrere Grundlage. Die ältere Entwicklungsgeschichte war eine solche nur für die Organe und Organismen men im Ganzen; die verbesserten Mikroskope lösten die Organe in ihre elementaren Gerede auf und setzten an die Stelle einer Organogenese eine Histogenese. Darin ist der Grund zu suchen, warum man die einst so fruchtbringende vergleichende Methode der Anatomie, die morphologische, für den Augenblick verlassen hat, warum die meisten Kräfte sich der genetischen, specieller ausgebildet der histogenetischen Methode zuwenden. Das Mikroskop hat uns die Wahrheit des alten, heraclitischen Satzes: πάντα ῥεῖ, daß Alles in einem beständigen Flusse, in einem ununterbrochenen Werden begriffen sei, an den organischen Körpern deutlicher gezeigt, als man es je früher ahnte; die saft unter den Augen des Beobachters vor sich gehenden Veränderungen im befruchteten Ei, die unglaublich schnelle Vervielfältigung der Diatomeen und Infusorien durch Selbsttheilung, die Circulation des Saftes in der Pflanzenzelle und so manche andere erst durch das Mikroskop bekannt gewordene Erscheinung des Lebens mußte die Anschauung, die jenem philosophischen Ausspruch zu Grunde liegt, jedem noch so unphilosophischen Beobachter aufdrängen, so daß es fast scheint, als sei es eine der Aufgaben unserer Zeit, jene uralte, philosophische Wahrheit für die organischen Körper im Einzelnen durchzuführen. Denselben Aufschwung nahm die Geschichte der Zeugung und Entwicklung auch in der Botanik; es ist zu bekannt, wie die durch ihr Alter ehrwürdigen, bestehenden Theorien durch die neueren, mikroskopischen Beobachtungen gänzlich umgestaltet und erweitert wurden, als daß ich hier länger dabei verweilen dürfte.

Auch für die Erforschung der unbelebten Natur beginnt das Mikroskop von Wichtigkeit zu werden. Abermals ist es auf diesem Gebiete Ehrenberg, der durch seine ausgebreiteten, jüngst in einem zweiten, umfassenden Werk (Mikrogeologie) niedergelegten Forschungen den großen Antheil dargethan hat, den kleine, mikroskopische Organismen an der Bildung der Erdrefte, der Gesteine und Gebirge haben. Andere Forscher haben gezeigt, daß die mikroskopische Untersuchung unerwartete Aufschlüsse über den feinern Bau untergegangener Thier- und Pflanzenformen zu geben im Stand ist.

Mineralogie und Geognosie können bei Formbestimmungen sehr kleiner Krystalle, bei Unterfuchung der Aggregatbeschaffenheit zusammengesetzter Felsarten, bei Bestimmung gemischter, einander begleitender Mineralien des Mikroskops nicht entbehren. Die Formen zahlreicher krystallisirter, organischer Substanzen, wie sie im menschlichen Körper vorkommen und in dem chemischen Laboratorium dargestellt werden, lassen sich nur durch das Mikroskop mit wissenschaftlicher Genauigkeit auffassen, und die mikroskopische Beobachtung chemischer Vorgänge in sehr kleinen Mengen von Substanz (Mikrochemie) verspricht noch vielfache Aufklärung von wissenschaftlichem und praktischem Interesse. Wir schließen die Rundschau über den Einfluß des Mikroskops auf die Naturwissenschaften, indem wir der glücklichen Anwendung gedenken, die unser verstorbener Landsmann, Professor Dr. Neeff, von diesem Instrument in der Physik gemacht hat; sich meine seine Beobachtungen über das Verhalten der elektrischen Pole bei der Bildung des Funkens, die seiner Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Das Bisherige wird, wie ich zu hoffen wage, Sie zu der Anerkennung führen, daß das Mikroskop, ein Werkzeug, das Jahrhunderte lang kaum eine wissenschaftliche Bedeutung hatte, im Lauf der Zeiten auf die theoretische Seite der Naturwissenschaften einen eben so entschiedenen Einfluß geübt hat, als das Fernrohr auf die Astronomie. Daß das Mikroskop folglich auch für die medicinische Praxis, die einen wesentlichen Theil ihrer Nahrung aus den Naturwissenschaften zieht, von Bedeutung sein und werden müsse, ist ein Schluß, den freilich Mancher in dieser Form nicht anerkennen wird. Wenn dieser Satz aber belegt wird durch die bereits gemachten, speciellen Angaben; wenn wir ferner anführen, daß die Erkennung und das Verständniß mancher Krankheiten durch das Mikroskop theils wesentlich erleichert, theils oft allein ermöglicht wird (wovon wir nennen: morbus Brighitii, cancer vesicae, Otalurie); daß in manchen zweifelhaften Fällen die Natur krankhafter Secrete durch die mikroskopische Beobachtung mit Sicherheit erkannt wird, der chirurgischen Fälle nicht zu gedenken, wo das Mikroskop den Arzt in der Erkennung der Natur krankhafter Geschwülste am lebenden Körper unterstützt, — wenn wir dies überblicken, so möchte dem Zweifel jeder Grund benommen sein. Wir gestehen jedoch gern, daß die unmittelbare, praetische Verwendung des Mikroskops in der Medicin sich noch auf den ersten Stufen der Entwicklung befindet; entschieden größer ist bis jetzt der Nutzen gewesen, den es für die Heilkunde mittelbar durch seinen Einfluß auf die Naturwissenschaften und besonders auf die pathologische Anatomie, eine

Digitized by Google

für die heutige Medicin unentbehrliche und durch das Mikroskop gänzlich umgestaltete Hülfswissenschaft, gehabt hat.

Es würde leicht sein, Ihnen Beispiele aufzuzählen, wie nützlich das Mikroskop auch dem Apotheker und Droguisten sein kann; wie man mit seiner Hülfe die so gewöhnliche Verfälschung pulverförmiger Substanzen erkennen, die verschiedenen Amylumarten u. s. w. von einander unterscheiden kann. Sogar in das Bereich der gerichtlichen Medicin könnte ich Sie führen, indem ich Ihnen nachweisen würde, wie das Mikroskop in manchen Fällen über die Natur kleiner Mengen an Kleidern angetrockneter Substanzen entscheidenden Aufschluß geben kann u. s. w. Doch wird es Ihnen genügen, wenn ich diese Seite der Nützlichkeit des Mikroskops, über welche in der neuesten Zeit so viel geschrieben wird, nur andeute.

Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, daß die mikroskopischen Beobachtungen erst jetzt ungefähr die Sicherheit und den Werth erlangt haben, den die astronomischen schon zu Galilei's Zeit besaßen. Die Resultate der mikroskopischen Beobachtungen sind, so bedeutend sie erscheinen, doch noch lang und haben ihren Newton, der sie alle zusammenfaßt und auf ein Grundgesetz zurückführt, noch nicht gefunden. Das Mikroskop hat eine lange, langsam sich entwickelnde Jugend gehabt; man schreibt den Menschen, die sich so entwickeln, lange Lebensdauer und energische Kraftentfaltung zu: trügt nicht alles, so haben wir die eigentliche und kostbarste Frucht des mikroskopischen Sehens noch nicht gebrochen. Die erhöhte analytische Kraft des Auges wird die analytische Kraft des Geistes unendlich erhöhen und sein Verlangen nach der Synthese so mächtig steigern, daß die Befähigung zu einer bedeutenden, schöpferischen That nicht ausbleiben wird. Mit solchen Hoffnungen dürfen wir in die Zukunft des Mikroskops blicken; und sollten uns die Früchte der mikroskopischen Beobachtung noch hie und da unreif und unschmackhaft scheinen, so wollen wir uns mit den Worten trösten, mit welchen Fresnel einst Selligue's Mikroskop und die Wichtigkeit mikroskopischer Forschung der Pariser Akademie ans Herz legte: „d'ailleurs des exemples multipliés ont assez prouvé, que les découvertes qui d'abord semblaient n'intéresser que la science, finissent presque toujours par recevoir des applications utiles. Sans doute les observations microscopiques, en éclairant la physiologie végétale et animale, contribueront aussi dans la suite à notre bien-être physique.“

Die Blumennixe.

Novelle von Alexander Büchner.

(Schluß.)

VI.

Auf der rechten Seeseite befindet sich, etwa zwei Büchsenschußweiten vom Ufer und eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, eine Granitsäule, welche eine von größeren Schiffen zu vermeidende Untiefe andeutet und, je nach dem Stande des Wassers, mehr oder weniger über dasselbe hervorragt. Die Aussicht nach der Stadt ist dort unterbrochen durch eine baumbedeckte Landzunge, welche nahebei in den See hinausläuft; der Blumenhof aber kann über die ganze Breite des Sees hinüber deutlich gesehen werden.

Der Engländer hatte sich in einem Privathause eingemiethet, welches, der Säule gerade gegenüber, dicht am Ufer stand und konnte also in einem Nachen, der dort für ihn bereit lag, mit wenigen Ruderschlägen an den Platz des Treffens gelangen. Nicht so der Maler, welcher vom Hafen aus eine weit beträchtlichere Strecke zurücklegen hatte.

Schon bald nach acht Uhr war der Letztere am See und bemerkte mit Verdruß an der Düsterheit des Himmels und dem Wallen der Flut, daß ein starker Wind im Anzug war. Dennoch bestieg er sogleich den gewohnten Nachen und fuhr ab, allein er hatte kaum den Hafen und die Limmat hinter sich, als die Vorläufer des Biswindes, einzelne lebhafte Windstöße, vom Zürichberg herabstürzten und weiße Wellenköpfe aufwarfen.

Das Wasser war ganz einsam, denn das Wetter, an sich nicht gefährlich, sah doch so aus, und das genügte, um die gewöhnlichen Schifffreuzenden am Ufer zurückzuhalten. Da der Bisewind quer über den ziemlich schmalen See hinstreicht, so kann er nur kurze Stoßwellen emporwerfen, welche einem Nachen bloß dann gefährlich werden, wenn sie ihn von der Seite packen. Allein der Maler drehte, das rechte Streichruder hauptsächlich führend, die Spitze bald gegen den Wind, und so hob und senkte er sich auf den Wellen langsam und allmälig nach seinem Ziele hin. Er hatte die erwähnte baumbedeckte Landzunge schon fast erreicht, als er über die Längenausdehnung des Sees wegblickend ein bedenklicheres Witterungszeichen gewahr wurde.

Ueber dem Zuger Berg nämlich lagerten schwere, düstere Schatten, welche sich bald nach den Abhängen des Albis herüberstreckten, bald in die höheren und entfernteren Gebirgsregionen zurückweichen zu wollen schienen. Der See selbst aber zeigte, in einer Distanz von etwa zwei Stunden, statt seiner sonst grünschimmernden Fläche ein seltsames, weißliches Colorit, als ob dort seine Oberfläche vom Winde gepeitscht und in Schaumflocken aufgelöst werde.

„Das ist der Föhn,“ sagte der Maler zu sich selbst, indem er einen Augenblick innehielt und, auf die Ruder gestützt, in der Richtung von Thalwyl den See hinauf sah, „wenn der und der Biswind sich kriegen, führen sie gewöhnlich einen lustigen Tanz miteinander auf“.

Von einer Spazierfahrt wäre er unter solchen Umständen sicherlich umgekehrt, um am nächsten peakikakeln Platz anzulegen; hier aber ließ der vorliegende ernste Zweck diesen Gedanken nicht in ihm aufkommen. Er trieb seinen Nachen weiter voran.

Der Engländer wiegte sich schon seit einiger Zeit, bald nach der Uhr auf dem nahen Glockenthurm von Neumünster, bald nach den auch ihm kenntlichen Anzeichen des Südwindes blickend, in der Umgebung der Säule auf der bewegten Flut. Als aber die Witterungsverhältnisse immer ungünstiger wurden, gab er, billig denkend, die Erwartung des Malers auf und hielt sich, da der Föhn mit rasender Eile schon ganz nahe heranbrauste, an seinen Landungsplatz hin.

Nun trafen die beiden sich fast entgegengesetzten Winde in Luft und Wasser aufeinander, und, wie erstaunt, unerwarteter Weise einen ebenbürtigen Gegner getroffen zu haben, hielt Jeder einen Augenblick inne, um dann mit erhöhter Wuth auf den Gegner loszufahren.

Die bisher regelmäßig aufgeworfenen Wellen taumelten nun, unter dem Druck dieser verschiedenen Luftströmungen, bald willenlos, wie Betrunkene thun, hin und her, bald glühen sie einer noch lebenden, zuckenden Beute, um welche zwei Raubthiere sich streiten, bald auch rollten sie sich in tiefe Kreise und flüstere Strudel zusammen. Jedenfalls war es in diesem Augenblick für ein kleineres Fahrzeug gefährlich, den aufgeregten dämonischen Gewalten des gewöhnlich so ruhigen Sees zum Spielzeug dienen zu müssen.

Der Engländer hatte seinen Kahn angelegt und war im Begriff auszusteigen, als er, noch einmal nach der Landzunge hinblickend, vor der Spitze derselben einen Nachen, im Kampfe mit den Wirbeln und Strömungen und nach der Säule hertreibend, gewahrte. In demselben aufrecht stehend und mit Anstrengung in die Ruder gelehnt, erkannte er den Maler.

Mit riskiren eine Todesgefahr einer anderen zu lieb, dachte er, und stieß sein Schiff wieder in das Wellengewühl hinein. Bis er die Säule erreichte, hatte auch der Maler die gefährliche Strecke seiner Fahrt, an der Spitze der Landzunge hin, zurückgelegt, und die beiden Nachen waren nun ganz nahe bei einander.

Digitized by Google

Gleich als ob der Himmel der blutigen Absicht ihrer Inhaber günstig sei, begann jetzt der Sturm abzunehmen. Der Biswind zog sich zuerst, wie von einem stärkeren Gegner besiegt, zurück, dann schlug der Föhn allmälig in einen sanften Westwind um, welcher die erregten Wellen schnell beschwichtigte. Endlich klärte sich auch die Luft, ein gelber Sonnenstrahl fiel zuerst auf die hohe Kirche und die weißen Häuser von Thalwyl hinüber und gleich darauf lagerte ein helles Licht auf den beiden Ufern und glänzte aus dem beruhigten Becken des schönen Sees wider.

Nun fuhren die beiden Nachen nahe zueinander, Begrüßungen wurden gewechselt, die Pistolen betrachtet und die des Engländers zum Gebrauche bestimmt. Man lud sich die Waffen gegenseitig, dann nahmen die Nachen, in einiger Entfernung von der Säule gegen die Landspitze hin, ihre Distanz. Es war ausgemacht worden, daß bei dem nächsten Glockenschlag der Uhr von Neumünster, deren Zeiger gerade vor halb Zehn stand, von beiden Seiten zugleich gefeuert werden sollte.

Die Gegner blickten nun unverwandt nach der Uhr hin, der Zeiger rückt näher und näher, sie erheben sich von ihren Sitzen, sie sind schußfertig; jetzt tönt die Glocke, und gleichzeitig hallt der Knall der beiden Pistolen über den See hin. Einige Sekunden lang sind beide Nachen von dem weißen Pulverdampfe verhüllt, der Rauch verzieht sich und die Gegner stehn unverletzt einander gegenüber.

Die früheren Vorbereitungen wiederholen sich, und mit dem Schlage Dreiviertel wird abermals gefeuert; diesmal nicht ganz ohne Erfolg, denn der Engländer lehnt sich mit der linken Hand auf die Sitzbruder; der rechte Arm, dem die Pistole entfallen ist, hängt schlaff herab, denn er ist unterhalb des Schulterblatts in seinem fleischigen Theil von der feindlichen Kugel zerrissen.

Der Maler fährt zu ihm hin und bietet Satisfaktion und Unterstützung an, der Engländer aber lehnt dankend ab, indem er bittet, seine Pistole zu laden und dann wieder Distanz zu nehmen. Er will mit der linken Hand schießen, um zehn Uhr soll der dritte Schuß gewechselt werden.

VII.

Das Mädchen auf dem Blumenhof hatte am frühen Morgen dieses Tages das Billet des Malers erhalten. Während sie es eilig durchlief, füllten sich ihre Augen mit Thränen und das frische Roth ihrer Wangen verblaßte.

„Was thu' ich nun?“ seufzte sie, indem sie in einen Stuhl sank und ihr Gesicht in den Händen verbarg. Nach einigen Augenblicken erhob sie sich, ihr Entschluß war gefaßt.

Gegen neun Uhr klopfte sie an Arnolds Thüre. Dieser lag mit einem Buch in der Hand auf dem Sopha, das Frühstück stand noch unberührt auf einem Bücherrischchen neben ihm. Auf sein Hereinrufen trat Minnalein erhitzt und eilig ins Zimmer.

Ueberrascht und mit kalter Höflichkeit bot ihr Arnold einen Sitz an und fragte nach ihrem Begehren. Statt der Antwort reichte sie ihm das Billet des Malers.

Arnold lächelte, als er es durchlas.

„Und was soll ich damit?“ fragte er, indem er das Papier zurückgab.

„Was Sie damit sollen?“ rief das Mädchen, „Sie sollen ihm sagen, daß sich verkannt und verleumdet, daß ich unglücklich bin — daß — ich ihn lieb habe“.

„Aber,“ wandte Arnold wiederum lächelnd ein, „das Alles sagen Sie ihm bei Weitem besser selbst. Ich denke doch, Sie wissen den Weg zu ihm so gut als ich“.

Eine hohe Röthe flammte bei diesen Worten auf dem Gesicht Minnaleins auf, und ihr Blick traf mit einem solchen Blitz auf Arnold, daß dieser seine Augen niederschlug und sich gern nach der Thür wandte, an welche es gerade anklopfte.

Ein Billet an ihn wurde abgegeben. Er wandte sich mit einer entschuldigenden Geberde an das Mädchen, öffnete den Brief und las:

„Lieber Arnold! Im Augenblick, wo Du dies erhältst, schieße ich mich auf dem See mit dem Engländer, welchen ich Dir gestern beim Frühstück erwähnte. Für einen möglichen Fall lebe wohl und bekümmere Dich um meine Angelegenheiten.

Es grüßt Dich Dein Maler.“

Das Blatt fiel aus seiner Hand und auf den Tisch, in demselben Augenblick hatte es Minnalein, welches die Hand des Malers erkannte, erfaßt und durchflogen.

Wenige Minuten darauf glitt ein Nachen schnell aus der Einmat in den See hinaus. Vorne saß Arnold an den Streichrudern, hinten stand das Mädchen vom Blumenhof aufrecht und arbeitete mit den Stößern.

„Es scheint mir nach Allem,“ sagte Ersterer, ohne einzuhalten, „daß ich ein Unrecht abbüßen muß, welches ich Ihnen vorhin gethan habe. Indeß — der Schein war gegen Sie“.

„Das ist richtig,“ versetzte das Mädchen, „allein ich hoffe, Ihnen Alles mit kurzen Worten aufklären zu können. Der Engländer brachte mir vorgestern Abend die erste, sichere Nachricht von dem Tode einer mir theuren Person und Dieser galten einige Worte, welche Ihr Freund belauscht und falsch gedeutet zu haben scheint. Ich war fast noch ein Kind und noch zu Hause bei meiner Mutter, als ich dort, vor etwa zwei Jahren, einen Cornet von einem ungarischen Husarenregiment kennen lernte, welches zum Theil bei uns stationirt war. Er hieß Wilhelm und war nicht viel älter als ich. Er ging mir überall nach, sprach aber nie von seiner Neigung, es war als verstünde sich das zwischen uns von selbst. Einen Tages, im Winter, machten wir mit einer größeren Gesellschaft eine Schlittenfahrt nach Bregenz. Auf der Rückfahrt war es bitter kalt, wir saßen in demselben Schlitten, ich fror entsetzlich. Da nahm er mich in seinen Arm und in seinen Mantel, um mich zu erwärmen. Ich war noch so klein, daß das ganz gut anging. Als es bald zum Auseinander kommen mußte, bat er mich um einen Kuß als sein Schlittenrecht, was ich ihm nicht verweigerte; kann aber verabreden wir auch, wo wir uns am nächsten Abend treffen wollten. Am folgenden Morgen sprach man überall, die Husaren seien rebellisch geworden und wollten fort, nach Chasse, dort sei Krieg. Und Krieg war auch überall herum, wie die Leute sagten, in Ungarn und Italien.

Ich ging an meinen Platz, da kam er hin, wie er sagte, zum Abschiednehmen, denn er müsse fort nach Haus, um die Kroaten aus seinem Lande jagen zu helfen. Dann küßte er mich oft und sagte dabei, sie würden noch Nacht reiten und unterwegs immerfort fechten, denn sie seien jetzt feind mit aller Welt und besonders mit dem Kaiser. Das letztere hielt ich damals für Spaß, es war aber doch so. Ich bat ihn, er solle mir Etwas zum Andenken lassen, er sagte, er habe Nichts, dann aber besann er sich eine Weile, schnallte den Säbel ab, zog die Klinge heraus, gab mir die Scheide und sagte, ich solle sie behalten, er könne sie doch nicht brauchen, da er den bloßen Säbel immerfort in der Hand haben müsse. Damit sagte er mir Lebewohl und ging fort, ich aber nahm die Scheide unter mein Tuch, lief nach Hause und hing sie über meinem Bett auf. Ich dachte viel an ihn, hörte aber nie ein Wort.

Nach einem halben Jahr ungefähr, es war im August, schlafe ich Morgens ungewöhnlich lang und fest und werde dann plötzlich von einem argen Lärm geweckt; da war die Säbelscheide mit Gepraffel von der Wand und auf's Bett gefallen. Bald darauf hieß es, die Ungarn seien Alle in ihrem eigenen Land gefangen worden, und Viele hätten sich, weil es durch Verrath geschehen sei, selbst erschossen — auch mein Wilhelm. Ich wollte nicht daran glauben, denn man erzählte auch, einige kühne Reiter hätten sich bis zu den Thürlen durchgeschlagen.

Damals starb meine Mutter, mein Vater war schon lange todt. Da konnte ich es in unseren Bergen und an dem ungestümen Rhein, der so wildbewegt war wie ich selbst, nicht mehr aushalten, ich

Digitized by Google

folgte einer Einladung der Lant und kam hierher an den klaren See, welcher so still ist, daß jedes Herz ruhig werden muß in seiner Nähe. Jetzt hat mir der Engländer von meinen dortigen Verwandten für ganz gewiß die Nachricht mitgebracht, und es genau erzählt, daß mein Wilhelm an dem Morgen, an welchem die Ungarn gefangen worden sind, sich selbst erschossen hat. Während seines Berichtes kam der Maler und unterbrach uns, und als er wieder fort war, ging ich mit dem Fremden und der Tante auf der Wirthsstube in mein Zimmer, um nicht noch einmal gestört zu werden, weil ich nun Alles anhören wollte. Da mußte der Maler dann, statt fortzugehen, geborcht haben, ich nehme es ihm nicht übel, und von jedem Anderen wäre es mir einerlei — aber bei ihm — —"

Sie stockte, Arnold blickte sie einige Sekunden lang scharf an, senkte dann wieder seine Augen vor den ihrigen und ruderte weiter. In diesem Augenblick schlug die Glocke von Neumünster dreiviertel auf Zehn, und hinter der Landzunge her, welcher sie nun ganz nahe gekommen waren, hörten die beiden Schiffer zwei Schüsse fallen. Mit verdoppelter Anstrengung bewegten sie schweigend ihre Ruder. —

Der Zeiger auf der Uhr von Neumünster stand noch eine Minute vor Zehn. Die Nachen der beiden Duellanten lagen noch so, daß der Engländer die Säule, der Maler die Landspitze sich gegenüber hatte. Dennoch bemerkte der Letztere, welcher im entscheidenden Moment seine Augen nach der Uhr richtete, den Kahn nicht, welcher jetzt hinter dem des Engländers her und ganz nahe herkam. Nun ist der Zeiger fast auf dem Punkt, die beiden Gegner heben den Arm, ihre Augen begegnen sich im Zielen, die Glocke drehnt und im Augenblick, wo der Maler losdrückt, erscheint ihm das Gesicht der Blumenniere aus seiner nächsten Nähe, und mit der Sekunde im Visier, und mit demselben schmerzlichen Gesichtsausdruck, um beim Knall der Schüsse zu verschwinden. Dazwischen schallt, wie damals das Pfeifen, ein lautes Halt! von Arnolds Stimme.

Durch einen Schrei des Mädchens erschreckt, dreht sich der Letztere von dem Schauplatz des Kampfes nach ihr um und sieht sie auf ihre Ruder gestützt, zwischen welchen sie, ehe er noch hinzukommen kann, auf den Steuersitz zurücksinkt. Sie preßt ihre beiden Hände auf die linke Brust, allein dicke, rothe Tropfen quellen zwischen den Fingern durch — statt des Gegners hat die Kugel des Malers die herzugezielte Gelicbte erreicht. Er selbst ist auch diesmal unverletzt geblieben.

Im nächsten Augenblick liegt sein Kahn neben dem Arnolds, allein Beide bemühen sich vergebens, der zum Tod Getroffenen Hülfe zu leisten. Sie hatte ausgeblutet, ehe das Ufer erreicht ist.

Als sie sich nach dem Engländer umblickten, war derselbe mit seinem Nachen verschwunden. Sie sahen ihn nicht wieder, denn beide Freunde verließen an demselben Tag Zürich und den See.

Neue Bücher.

J. J. Weber's illustrirte Reisebibliothek. „Berlin und die Berliner in Wort und Bild" von L. Löffler. Mit 60 in den Text gedruckten Abbildungen. — Von Hamburg nach Helgoland. Skizzenbuch von Karl Reinhardt. Mit 90 Abbildungen. — Ein Ausflug nach Rügen. Natur, Bewohner und Geschichte der Insel. Von Gustav Nach. Mit 34 in den Text gedruckten Abbildungen. (Preis jedes Bändchens: $^1/_4$ Thlr.) — Dem südteutschen Publikum legen wir drei norddeutsche Schilderungen vor. Berlin ist weniger ein Reisebuch, ein Handbuch für Touristen, als vielmehr eine geistreiche Reproduction jener Glasbrenner'schen Skizzen einzelner Berliner Stände, welche in Deutschland trotz mehrfacher Nachahmungen kein ebenbürtiges Seitenstück fanden, dagegen in Frankreich im Jahr 1841 seine unter dem Namen „Physiologie" bekannten Pariser Charakteristiken hervorriefen, deren erste vortreffliche bald von der Fluth trivialer Fortsetzungen mitverschlungen wurden. Die totalen Veränderungen, welche Berlin seit dem Glasbrenner'schen „Eckensteher," — der ja selbst den Eisenbahnen zum Opfer gefallen ist, — erlitten hat, bürgen dafür, daß es den vorliegenden Skizzen an Originalität durchaus nicht fehlt. Wir wissen nicht, ob der Verfasser ein „Berliner Kind" ist; jedenfalls ist er auf's Genaueste ins Berliner Leben eingeweiht, und gibt mehr eine Kritik, als eine Schilderung von Berlin. Die oft geringe kritische Anlagend der Berliner wird gegen sie selbst gerichtet. So sagt er S. 64: „Die Berliner müssen gar nicht wissen, daß sie Großstädter sind, sie werden sich dann viel glücklicher fühlen. Was hilft denn das Alles! sie möchten immer und können doch nun einmal nicht. Wir haben ja fast nichts Originelles. Alles einigermaßen Gute und Schöne ist Nachäffung oder wenigstens unter fremdem Einfluß entstanden. Das geht so soweit, daß wir wirklich eigne Fabrikate nicht als solche anpreisen können und einen fremden Namen zur Vertretung derselben annehmen müssen. Wozu also Großstädterei vor einer entschiedenen Emancipation wenigstens nach dieser Richtung?" Sollen wir nun auch des Verfassers kritische Manier an seinem eignen Buche üben, so schint es uns, daß er über den unfreilig wahren Ausstellungen doch die Lichtseiten Berlins zu sehr vernachlässigt hat, daß er den Veranlassungsorten, welche so sämmtlich an großem Mangel an Naturreizen leiden und deshalb den Fremden nur wenig interessiren, nur zu viel Raum gewidmet und in dem Anhang: „Wie Berlin raucht," eine recht artige Physiologie des Rauchens geliefert hat, die aber zu Berlin eigentlich keine Beziehungen hat. Im Uebrigen sieht das Buch sehr ansprechend und die scharfen Charakteristiken des Textes finden ihre Erläuterung in beziehenden Skizzen. Die Manier des Verfassers ist and der Illustrirten Zeitung zu bekannt, als daß wir über die Ausführung der flüchtigen und geistreichen Zeichnungen etwas zu sagen brauchten. — Ernster und gründlicher gehalten ist das „Skizzenbuch", das die ausgesprochene Absicht hegt, dem Fremden, auch wenn länger auf Helgoland verweilenden, zum Führer und Begleiter zu dienen und daher auch die Insel selbst sorgfältig berücksichtigt. Bei diesen Vorzügen würde man gern die etwas frottigen Späße vermissen, welche eingestreut sind. Die Holzschnitte sind ganz ausgezeichnet ausgeführt und die Darstellungen besonders für den Binnenländer höchst belehrend. — Wenn die beiden erstenwähnten Schriften sich freilich zu dem dargebotenen Gegenstand verhalten, so ist dagegen die umfangreichere dritte mit voller Hingabe an den Gegenstand geschrieben. Das Material hat der Verfasser theils aus eigner Anschauung, theils aus den besten Werken über Pommern'sche und Rügen'sche Geschichte geschöpft; die Sagen sind, soweit sie nicht aus mündlicher Ueberlieferung stammen, dem Werke von Professor Temme: „Sagen von Pommern und Rügen" (Berlin 1840) entnommen. (Das Gedicht von Chamisso: „die Jungfrau von Stubbenkammer" findet seine Erklärung in einer hier S. 97 mitgetheilten Sage.) In der Form hat der Verfasser die zwei Bedingungen eines guten Reisebuchs: praktische und genaue Darstellung der Reise mit allen ihren praktischen, aber nothwendigen Anhängseln, und fesselnde Beschreibung der Merkwürdigkeiten zusammenzufassen gesucht, und wir können viel Bestreben nur als gelungen bezeichnen. Er möchte die Aufmerksamkeit der Touristen in weiteren Kreisen seinem gelieben Eiland zuwenden, welches durch seine Zugänglichkeit und in Folge der Verherrlichung durch Kosegarten früher stark besucht war, während jetzt beständig neue Gebirgsgegenden gepriesen werden und die Reise nach Süddeutschland und Oesterreichern täglich mehr abgekürzt wird. Die Holzschnitte sind auch hier gut ausgeführt, aber die dargestellten Ansichten zuweilen sehr unbedeutend. Alle drei Schriften sind den Touristen zu empfehlen, die erste mehr als Vorbereitung, die zweite und dritte als Handbuch an Ort und Stelle selbst. Die übrigen Bändchen der Weber'schen Reisebibliothek umfassen Paris, Wien, den Spreewald, Gibraltar, die Schweiz, Dresden mit der Sächsischen Schweiz; wir glauben, daß es im Interesse des Verlegers sein würde, bald ein Bändchen mit Frankfurt, dem Taunus und dessen Bädern nachfolgen zu lassen.

H. W. Longfellow's Gedichte, deutsch von Al. Reinhardt, Darmstadt, Leske. — Longfellow's Werke sind bereits durch Uebersetzungen dem deutschen Publikum so bekannt und vertraut, daß es keiner besonderen Nennung derselben bedarf. Vorliegende Gedichte, die der amerikanische Dichter theils während seiner Studienzeit, theils auf seinen Reisen componirte, sind von Reinhardt mit vorzüglicher Treue nachgedichtet. Einen ausländischen Dichter recht gut glatt übersetzen, und seine Eigenheiten, seine Vorzüge im Maaß und der Modulation auf's Deutlichste wiedergeben, sind zwei Dinge. Reinhardt besitzt die Gewandtheit, vermöge seiner warmen Liebe zur englischen Sprache, nicht nur ihre prosaische Prägnanz in den einzelnen Gedichten zu fühlen und in der Uebertragung unverletzt zu bewahren, sondern er hat auch zuvor hohen Grad poetischer Begabung, den Schwung und die Plastizität des Ausdrucks, ohne die jeder Uebertragung als nachgemachtes Ding sogleich durchschaut wird. — Von den gelungensten zeichnen wir aus das „Skelett in Rüstung," eine Ballade, die Longfellow dichtete, als in der Nähe des „Knuden Thurms" bei Newport ein Skelett in Rüstung gefunden wurde. Von verschiedenen Seiten wurde einer Thurm als ein Ueberrest ehemaliger dänischer Niederlassungen betrachtet. Der Dichter verwob diese Momente zu einer lebensvollen Ballade, die nicht minder trefflich übersetzt vorliegt, als eine andere „das Wrack des Pequeroe". G.

Digitized by Google

Feuilleton.

— J. G. Fichte's Ansicht über bewaffnete Neutralität. Im Jahr 1813 veröffentlichte Fichte in der von Fr. Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann herausgegebenen Zeitschrift: „Die Musen“ eine Abhandlung über Machiavelli, in welcher er, mit unverkennbarer Beziehung auf die damals in Deutschland obwaltenden Verhältnisse, die so vielfach geschmähten und gerügten und noch häufiger befolgten politischen Lehren des großen florentinischen Staatsmannes und Historikers einer sehr lehrhaften Besprechung unterwirft. Mit seiner erhabenen Unbefangenheit, die er nie verläugnet, mit der scharfen Bestimmtheit des Ausdrucks, die jedem Satz seiner Schriften so eindringlich macht, mit einer Begeisterung, die den Gedanken sogleich in ein Gefühl umzuwandeln weiß, legt hier der große Denker und Redner, schon dem Ende seines Lebens nahe, seine politischen Anschauungen dar, wie sie sich unter dem Einfluß der wechselvollen Ereignisse gebildet hatten. Derselbe Geist, der ihm zur Zeit der Erniedrigung Deutschlands die glutvolle Vereinsamkeit eingab, die und in den „Reden an die deutsche Nation“ begeud ergreift, wehet uns auch aus dieser Schrift entgegen. — Wir heben folgende beziehungsreiche Stelle aus, die vielleicht manchen Leser zur Lectüre des ganzen, nicht sehr umfangreichen Aufsatzes veranlaßt. — Auf einen in deutscher Uebersetzung mitgetheilten Ausspruch aus dem 14. und 21. Kapitel des Principe folgt ein „Zusatz des Herausgebers“. „Machiavelli setzet über Neutralität zum Vortheilnehmen ist dadurch, daß auf eine Erfindung der neuern Politik, die bewaffnete Neutralität, keine Rücksicht genommen worden konnte, unvollständig geblieben und wir wollen dieselbe in seinen Grundsätzen auf folgende Weise ergänzen. Zuvörderst, wenn dein natürlicher Verbündeter gegen eine andere euch bedrohende Macht angegriffen wäre, so ist die Beobachtung der Neutralität durchaus verderblich, denn die Kräfte deines Verbündeten sind bedeutend und seine Schwächung ist die deinige, und er kann nicht angegriffen werden, daß du es nicht mit trifft. Sind aber die kriegführenden Mächte beide deine Nebenbuhler, wollst du ohne Ausnahme zu halten sind, wenn sie nicht deine natürlichen Verbündeten sind, und sind sie dir schon jetzt gefährlich, oder können sie es in der Zukunft werden: so ist es dein Gewinn, daß sie, ohne dein Zuthun, an einander selber eine Gewalt brechen, die du mit deiner eigenen Gefahr und Aufwande hättest brechen müssen; und in diesem Falle kann die bewaffnete Neutralität eine sehr gute Maßregel sein, wenn man darauf sieht, daß beide ohngefähr in gleichem Grade geschwächt werden, keiner aber einen besondern Zuwachs von Kräften erhalte, oder, wenn dies letzte doch eintreten sollte, sogleich auf seine Seite des Schwächern tritt; wenn man, so sie des Kriegs müde werden oder sonst die Fortsetzung desselben uns lästig wird, mit bewaffneter Hand den Vermittler macht, den Frieden diktirt, und in demselben nicht vergißt, sich zu bedenken. Aber mit den Waffen in der Hand zuzusehen, wie der eine Theil unmäßig geschwächt werde, und der andere unmäßig mache; diesem Kräfte hinterher noch den zweiten hinzuthun, daß man sie sich selbst vertragen lasse, so gut es gehen will, als ob wir gar nicht da wären, und nun hingehe und sich ruhig entwaffene; dieser Gebrauch der bewaffneten Neutralität hat außer allen von Machiavell dargelegten Fehlern der Neutralität noch diesen, daß er die Achtung für uns noch weit entschiedener vernichtet, und daß wir, durch die Kosten der Bewaffnung und der Erhaltung auf dem Kriegsfuße, nur viele Verachtung und erkauft haben.“ — Wir schließen diese Mittheilung mit der Bemerkung, daß die Abhandlung, der diese Sätze entnommen sind, obwohl erst 1813 im Zusammenhange veröffentlicht, dennoch in früherer Zeit entstanden sein muß. Wenigstens war sie im Jahr 1808, in welchem bekanntlich die Reden u. gehalten wurden, in ihren Hauptbestandtheilen schon vollendet; denn der vom April datirten Vorrede dieses Werks folgen Auszüge „aus einer Abhandlung über Machiavell u. s. w. u. s. w.“, die in dem früher abgedruckten Ganzen vollkommen unverändert sich wiederfinden. — Vgl. die Musen, Jahrg. 1813. 2. Stück. S. 202 ff. — Die ebengenannte Zeitschrift bietet dem Literarhistoriker noch manchen Aufschluß. Sie erschien in den Jahren, in denen die Freiheitskriege sich vorbereiteten und vollendeten, und ist ganz mit dem Sternvoll jenes Strebens bezeichnet, der, durch politische, wissenschaftliche und dichterische Einwirkungen angeregt, alle Kreise des Volks mit drüderlicher Kraft durchdrang und seinen deutschthümlichen nationalen Aufschwung hervorrief. — Im Jahrgang 1814, 3. Stück findet sich Mathematisches am Grabe Fichte's gedruckene Mer. Der große „Ueberleger der Wolken“ (A. A. Wolf) verschmähte es nicht, in dieser Zeitschrift seine Uebersetzung der ersten Satire des Horaz erscheinen zu lassen, und Ludwig Uhland veröffentlichte hier seinen Aufsatz „über das altfranzösische Epos“, der für das Studium der ältesten romanischen Poesie in Deutschland dahnbrechend ward. M. B.

— Bagdischer-Serai und Cannstadt. Joseph von Hammer beschrieb in seiner kürzlich herausgegebenen Geschichte der Krim und ihrer osmanischen Herrscher auch die Stadt Bagdsche-Serai, deren Namen jedem Zeitungsleser aus dem letzten Krieg erinnerlich ist. Das Wort bedeutet Garten-Hof, und der berühmte Verfasser bringt diesen Anlaß zu folgender Bemerkung: „In Deutschland verdient keine Stadt mehr den Namen Bagdscheserai, als Cannstadt bei Stuttgart; nicht nur wegen der schönen und sinnreichen Wasserkünste des Gartens, sondern auch wegen des maurischen Baues der Wilhelma, welcher die morgenländischen Wunder der Alhambra in das Zauberthal des Neckars versetzt und an Schönheit und Romanik gewiß den von allen Beschreibern der Krim so hoch gepriesenen Zauber des Harems von Bagdscherserai bei weitem übertrifft“.

— Zumitten der Unzahl von Schriften, welche Einzelheiten aus Goethe's Leben und seinen Werken behandeln, ist eine gedrängte biographische Uebersicht zum Bedürfniß geworden. Wenn eine solche auf dem Standpunkte der neuesten Forschung steht und zudem klar und vorurtheilslos geschrieben ist, so kann sie sich zur volksthümlichen Belehrung gar wohl eignen, wie auch für Vorlesungen und in höheren Bildungs-Anstalten als Urbuch willkommen sein. Diese Arbeit hat Robert Prutz übernommen; sein „Goethe, eine biographische Schilderung,“ bildet das 27ste Bändchen in Brockhaus „Unterhaltenden Belehrungen,“ in welchen „Schiller“ von J. W. Schäfer behandelt ist. Die produzirte Zeit, das Jünglings- und Mannesalter, das Prutz billigerweise mit Vorliebe behandelt, Einseines wird Bedenken erregen; so die rücksichtslose Nutzanwendung am Schlusse der folgenden Stelle über Selenheiten: „Das Goethe ein schweres Unrecht gegen Friederike begangen und daß der Name Sesenheim einen Flecken bildet auf seiner Dichterkrone, kann unsres Bedünkens nur die Frivolität oder der Unverstand leugnen. Aber Goethe hat sein Unrecht wenigstens gebüßt — er hat es gebüßt durch das offene ehrliche Bekenntniß seiner Schuld, und auch die bärtere, die praktische Buße hat die allmaligste Remeß ihm nicht erlassen: denn Wenne, der es in jugendlichem Uebermuth aus Eitelkeit und Schwäche verschmäht hatte, die bescheidene Pfarrerstochter zu seiner Gattin zu erheben und wenn zehntausend Väter und zehntausend kaiserliche Räthe sich dagegen gesetzt hätten — dem Manne ist dafür auch niemals die Hand eines edlen, reinen Weibes zu Theil geworden, er hat nie das Glück des häuslichen Herdes gekannt, eine Mutterstelle wollte in seinem Hause, der er zur nachtrüglich, auch am Mittich und bald aus Scham, das Almosen seines Namens zuwarf; der einzige Sohn aber, der ihm aus diesem wüsten Verhältniß übriggeblieben war, ein Sohn, den die Lorbern seines Vaters erdrückt und unglücklich gemacht hatten, ging vor ihm in die Gruft und lies dem mehr als achtzigjährigen Greise nichts mehr als die Hoffnung ihm bald nachzufolgen. So sind die Thränen der sterbenden Friederike gerächt worden“.

— Das Londoner Athenäum schließt eine Besprechung des Romans „Critia sieut Dona“ mit den Worten: „Dieser Darstellung des gebildeten Lebens in Deutschland ist eines der lüglichsten Zeugnisse jener allgemeinen Frivolität, zu welcher ein so geistiges und weitsehendes Volk wie unsere deutschen Vettern durch die Abwesenheit alles politischen Lebens verurtheilt ist.“ Zum Glück ist das „Zeugniß“ ebenso einseitig als es lüglich sein soll.

— Eliasons großes Concert zu Beginn der musikalischen Saison ist für die Kunstfreunde unserer Stadt bereits eine werthe Gewohnheit. Auch das diesjährige (am 22. October) fand vor einem sehr zahlreichen und klassisch Publikum statt. Es verdient besonderes Lob, daß Herr Eliason für ein vollständiges Orchester gesorgt hat und dem Gebrauch nicht folgt, ein großes Concert nur mit dürftiger Pianobegleitung zu versehen. Die herrliche Ouvertüre zu Euryanthe wurde mit Schwung und Präcision ausgeführt, wir man sie selten hört. Bewunderungswerth wirkte der erste Tenor unserer Oper, Herr Cypich, im Recitativ und Rondo von Wilhelm Tell's „Meisterschuß“. Es wäre dem Dichter verfehlen zu gönnen, daß er sein Lied in dieser innigen, schwungreichen Composition, getragen von deren Cypich's grandiosen Mitteln und trefflicher Ausführung, vernommen hätte. Ein Nonett von Spohr gab den Künstlern unseres Orchesters, welche die ersten Blaseinstrumente vertreten, Gelegenheit, ihre musikalische Bildung und vorzügliche Technik zu zeigen. — Herr Eliason veranstaltet seit längerer Zeit sonntägige Morgen-Unterhaltungen, in welchen die musikalischen Leistungen hiesiger und durchreisender Künstler den Genuß einer gehobenen Geselligkeit gewähren. Hierdurch wird ihm auch das Aufgebot der vorzüglichsten Kräfte zu seinem Jahresconcert erleichtert. h.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 45. Frankfurt a. M., den 8. November 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Ein Erbauungsbuch für Denkende.

Shakespeare als Liebender. Von V. Hugo.

Beethovens letzte Quartette. Von J. Sabaticr.

Gedichte: Der Thautropfen, von F. M. Hoffemer. — Wie war sie schön! Nach Ch. Nodier von A. B.

Neue Bücher: John Milton und seine Zeit, Roman von Max Ring. — Nodier und Matrese, von C. Wittomm. Von L. Diefenbach.

Feuilleton: Friedrich Wilhelm. — Das Lied Partant pour la Syrie. — Freiligrath's Denkmal. — Der Hund des Agrippa.

Ein Erbauungsbuch für Denkende.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Von Moritz Carriere. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856.

Der menschliche Geist soll aus der Einsalt durch den Zweifel zur Wahrheit und zum Heil gelangen; dies ist die schöne Entwickelung, die ihm zu Theil werden kann. Seitdem das deutsche Volk in den Kampf der Welt eintrat, hat dieselbe seinen großen Geistern in der Ahnung vorgeschwebt, und schon Wolfram von Eschenbach hat sie verherrlicht. Wer sich den höchsten Problemen auf dem Wege des Denkens nähert, der hat bereits auf das dumpfe Kindesglück der naiven Ueberlieferung Verzicht geleistet. In sittlich matten Zeiten bildete sich die Vorstellung aus, das philosophische Denken sei einzig eine trennende und verneinende Thätigkeit, es schließe uns von der Anschauung einer höheren Einheit, sa auch von der Gefühlswelt aus. Die freie Unterfuchung wurde verdächtigt, als ob unter ihrer Fahne das tiefere Gottliche, das sich der Analyse entzieht, angefeindet werde.

Aber ein unbefangener Blick lehrt uns, daß oft gerade bei Denjenigen, die sich von starren Sätzen losgemacht und an freie Forschung gewöhnt haben, die Liebe zum Göttlichen und die Sehnsucht nach seiner Erkenntniß die regste bleibt. Der Glaubenszwang entwöhnt Alle, die ihm unterliegen, der lebendigen Selbstthätigkeit in religiösen Dingen. Zwischen dem frommen Gefühl und dem eifrigen Denken über höhere Fragen besteht dagegen ein Zusammenhang, indem Beide sich die arbeitlos überlieferte Heilswahrheit als einen errungenen Besitz aneignen wollen. Die ersten, besseren Pietisten vertheidigten die Geistesfreiheit des Individuums. Die ersten, besseren Freidenker schlossen sich an das göttliche Princip, selbst wo es ihnen nur in den losesten Formen des Pantheismus erschien, mit der Inbrunst alter Anachoreten an. Und in jeder gebildeten Zeit, namentlich in der unsrigen, gibt es gar Viele, die sich die Errungenschaft des freien Unterfuchens nicht wollen verkümmern lassen, die aber eine religiöse Weihe, einen Bezug zu dem grossenbarten Unendlichen aufrichtig erstreben. Despotisch sind nur Unglaube und Aberglaube. Die freie Bewegung des Geistes ist unveräußerliches Recht und wesentliches Bedürfniß für die Zeit, in der wir leben; hauptsächlich um der Religion willen. Denn gerade wenn diese Bewegung völlig ungehemmt, nur durch ihre inneren Gesetze bedingt stattfindet, ist sicher vorauszusehen, daß sie sich mit der Glaubenswahrheit innig vereinen wird. Der Zweifel wird alsdann zum Heil, das Erbe zum Besitz, das Geschenk zum Lohn für redliche Arbeit.

Den Vielen, die für ihre Person in diesem Hergang begriffen sind, muß ein Führer willkommen sein, der ihre Geistesarbeit unterstützt und ihre Entwickelung fördert. Als ein solcher zeigt sich Carriere in diesen Reden; er versteht das Denken und hat in jungen Jahren Hegels ausfreigende Schule durchgemacht, sich aber das Zartgefühl für innere Regungen und den Schönheitssinn bewahrt, welcher dem philosophischen Handwerker so leicht entschläft. Darum nennen wir seine Schrift ein Erbauungsbuch für Denkende, und zwar eines der vorzüglichsten, die uns sei Schleiermacher geboten wurden. Wie Dieser verschmäht er es, uns die Summe des Erkannten in Paragraphen vorzulegen. Er geht von der Stimmung aus und läßt die inneren Gegensätze zur Sprache kommen. Er denkt nicht blos für uns, denn hierdurch würde dem Leser der Hauptgewinn der Erörterung entgehen, aber er denkt *mit* uns; des Zieles bewußt, bahnt er den Weg; seine erprobte logische Kraft, sein Wahrheitssinn bewahrt vor irrthümlichem, zwecklosem Bemühen und bringt uns zu einem berubigenden, wohlverstandenen Ergebniß. Dies ist die sokratische Methode unserer Zeit, die geistige Entbindungskunst, deren sich der unsterbliche Lehrer in Athen bestig.

Als Schleiermacher mit seinen „Monologen" und den „Reden über die Religion" hervortrat, war seine Aufgabe einfacher, als er sie heutzutage vorfinden würde. Eine prosaische Denkweise hatte sich des Lebens bemächtigt; im Staat wie in der Gesellschaft herrschte der sogenannte Menschenverstand, mit welchem Namen man die Gewohnheit bezeichnete, bis zu einem gewissen bequemen Grade hin zu abstrahiren. Es war bereits herkömmlich, daß man um der Erscheinung willen das Wesen vergaß; und wie die Staatsweisheit sich in Maßregeln vereinzelt hatte, so galt eine dürftige Verstandesübung an vorliegenden Dingen für höheres Denken. Und gerade die Selbstbeschränkung auf das Greifbare, die Verwerfung eines jeden Bezuges zum Unendlichen wurde für ächte Logik, für praktische Philosophie erklärt. Hier war schon ein großer Wurf gethan, wenn man das Verlangen nach einer Idee wieder zum Ausdruck brachte. Schleiermacher sagte zuerst den gebildeten Indifferentisten, daß das Endliche und Beschränkte nur in Sehnsucht nach dem Ewigen eine Bürgschaft für seine Totalität, für seine Ruhe findet. Wenn man bisher die Religion in der Moral hatte aufgehen lassen: so wies er siegreich nach, wie sie einzig auf dem Gefühl der Abhängigkeit von Gott besteht, dieses Gefühl aber schon ein Bewußtsein Gottes, ein Erscheinen desselben in der Menschenwelt ist. Er wandte zuerst den regen Bildungstrieb der Zeit wieder der religiösen Sphäre zu, in welcher einzig die bereits erkämpften Güter der Kunst, der Poesie und des Wissens zu ihrem vollen Werthe gelangen.

Digitized by Google

In unserer Zeit ist die Durchführung einer entsprechenden Aufgabe um Vieles erschwert. Die Gegensätze haben sich vertieft. Die Vertreter des Buchstabenzwanges sind mit historischem Wissen, mit Geist und Erfahrung ausgerüstet; das Hervorrufen einer religiösen Stimmung, die Belebung eines höheren Sinnes genügt nicht mehr. Der Satzungsbefehl sieht mit Geringschätzung auf Schleiermacher herab, wie ein Künstler auf den Dilettanten. Er will nicht, daß man glaube um der inneren Befriedigung willen, sondern sein Votum lautet in wort sans phrase; er will, daß man sich dem Wortlaute der Dogmen gefesselt hingebe. Der Materialismus hat nicht minder seinen wissenschaftlichen Apparat verbessert und bereichert, weiß für Unkundige den Schein des geistigen Fortschrittes anzunehmen und bekennt sich sogar in einzelnen Fällen (vergl. Moleschotts „Licht und Leben") zu einem idealen Wollen, wenn er auch eine ideale Weltanschauung ablehnt. „Wie wenige wollen jetzt christliche Wissenschaft! sagt Carriere. Denn Wissenschaft ist es nicht, wenn die Resultate des Forschens und Denkens unter menschliche Satzungen früherer Jahrhunderte gebeugt und nach ihnen gerichtet werden sollen; und christlich ist es nicht, wenn aus einzelnen Beobachtungen oder Resultaten der Kritik vorerst Waffen gegen die Ueberzeugungen des Volkes geschmiedet werden".

Unter diesen Widersprüchen findet der Denkende, der Freie keinen Halt. Hie und da „läßt er die Dogmen theilnahmlos über sich ergehen, doch Geist und Herz sind anderswo".

Carriere hat es unternommen, bei so erschwerter Schlage eine Vermittelung zu geben. Die Philosophie ist ihm selbstständiges eigenes Erkennen; „ihr kann nur gelten, was sie selbst gefunden hat, sie löst sich vom Mutterboden der Religion, um später zu ihm zurückzukehren". Diese Entwickelung gibt er uns hier in der Form eines subjectiven Herzanges, einer Reihe von Bekenntnissen. Wenn er seine Reden bereits in erneuter Gestalt dem deutschen Volke vorlegen kann, so gibt dies ein Zeugniß, daß in manches anscheinend stockende Gebiet noch Fluß zu bringen ist, und daß die „geistige Verdünnung, die bei einseitigem Bemühen um das Irdische nicht ausbleiben kann", doch noch nicht jeden Sinn ergriffen hat.

Den theoretischen Grundgedanken des Buches bildet die Vereinigung der pantheistischen Denkweise mit der deistischen, oder vielmehr ihre lebendige Durchdringung zu einer höheren, religiösen Wahrheit. In der vorhergehenden Generation haben die Philosophen unter Spinoza's Panner gefochten: ja faß Jeder der in Deutschland für eine geistige Zukunft stritt, war von pantheistischem Denkerstolz ergriffen. Führte dieser Stolz auch zur Verkennung der Willens-Einheit im All, so hat er doch Viele vor Verflachung und Vernüchterung bewahrt. Er war grundverschieden von dem früheren Hochmuthsgeiste der platten Verneinung. Der Pantheist glaubte sich gehoben durch einen reineren Gottesbegriff; er bezeichnete dasjenige Gebet, das einen anderen als den subjectiven Werth beanspruchte, als eine Lästerung und nannte den anthropomorphistischen Gott einen Götzen.

> Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
> Im Kreis das All am Zinger laufen ließe?
> Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in sich, sich in Natur zu hegen;
> So daß was in ihm lebt und webt und ist,
> Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Aber der große Dichter, von dem dies den Pantheisten willkommene Symbolum herrührt, hat auch gesagt:

> Birg dich in Gott, so bist du wohl geborgen;

und noch deutlicher:

> Betrügt dich Gott, so bist du wohl betrogen.

Carriere hat „das Ungenügende des Pantheismus, der weder der Vernunft noch dem sittlichen Gefühl eine volle Befriedigung gibt," an sich selbst erfahren; doch wollte und konnte er das Große, das einseitig gestaltet in dieser Lehre lag, nicht aufgeben. Den Pantheisten ist Gott Alles, eine Peripherie, die in sich kein Centrum hat, den Deisten ist er Eines; „uns ist er Eines und Alles, Alles in der Form der Ausbreitung seines unerschöpflichen Reichthums, Eines in der ununterbrochenen Beziehung auf sich;" — „in eigentlichen Begriff von Gott spricht aber das Christenthum dort aus, wo es ihn Geist und Liebe nennt".

Von diesem Kerne geht eine Reihe von Betrachtungen gleich den Strahlen eines intensiven Lichtes aus, die dem Leser die verschiedensten Gebiete des höheren Denkens eröffnen und in lebendiger Verbindung zeigen. Der warme Ton dieser Reden, erhöht durch eine Fülle sinniger und oft gedachter Aussprüche, verleihen dem Lehrvortrag eben den Charakter der Erbauung. Selten wird die Darstellung zur methodischen Deduction; die wenigen Stellen, wo dies geschieht, passen nicht ganz zu dem Gepräge des Buches. Hierhin gehört die Auseinandersetzung S. 28, die sich an den Satz anschließt: „Wer das Unendliche denkt, der kann es gar nicht anders als feiend denken;" sie kömmt im Grundgedanken auf den sogenannten ontologischen Beweis heraus und ist denselben Anfechtungen wie dieser unterworfen.

Bei Carriere wird die geistige Auffassung der christlichen Wahrheiten nie zu einer Verstüchtigung. Die Technik des Denkens hat bei ihm weder der Sinn für das Gefühlsleben noch die synthetische Kraft der Anschauung beeinträchtigt. Der weite Kreis dichterischer Schöpfungen, denen besonders, in welchen die Künstlern als Ausdruck idealer Richtungen erscheint, ist ihm gegenwärtig. Seine eigene lehrpoesie ist schwungvoll und lebendig, und das dieser zweiten Auflage beigefügte Gedicht: „die letzte Nacht der Girondisten" bekundet eine merkwürdige Gabe, den abstracten Gedanken mit der Kraft des subjectiven Pathos zum Ausdruck zu bringen. Die Vorträge: Gott in der Natur, Christus in der Vorzeit, der heilige Geist, die christliche Kunst — mögen vielleicht die eindringlichste Wirkung machen, wenn auch diesenigen Grundgedanken des Buchs, die einen wissenschaftlichen Fortschritt bezeichnen, nicht gerade in ihnen niedergelegt ist. In allen aber erkennt man den gebildeten Geist, dem die Philosophie Lebenskunst geworden ist; er „trat als Jünger in Platons Akademie und als Lehrling in die Schusterstube Jakob Böhme's, fand vor dem Schreiberhausen Jordan Bruno's, vor der Tribüne Fichte's, vor der Kanzel Meister Eckards und Taulers." Gerade die aufrichtig liebevolle Würdigung der mystischen Denker des deutschen Mittelalters gehört zu den Zierden des Werkes. Mit Dichtersinn und historischem Gefühl weiß er den Wunderbau der deutschen Mystik, wie den der gothischen Dome oder der göttlichen Komödie aufzufassen. Die Geschichte des Christenthums als ein Ganzes begreifend, ist er der ältern Kirche in ihrem großartigen Wirken gerechter als andere protestantische Denker. Bei dem jetzigen Stand historischer Bildung wäre es verletzter Aberwitz, über den Katholicismus noch wie ein Voltischer Pfarrer von Grünau abzurtheilen. Carriere wird freilich von der ultramontanen Seite heftig angefeindet. Indem man aber gleichzeitig aus dem Lager des erklärten Unglaubens ganz ähnliche Waffen gegen ihn kehrt, wird uns Beides vereint zur Bürgschaft, daß er gerade ein Führer ist, wie Wohldenkende sich ihn wünschen mögen. Und so empfehlen sich diese Reden nun so mehr als ein Christgeschenk für diejenigen, welche die Geburt des Gottessohns auch als eine Kundgebung des Geistes im Stoffe, des Unendlichen in der Erscheinungswelt zu fassen verstehen.

Digitized by Google

Shakespeare als Liebender.

Von F. Hugo *).

Shakespeare's Sonnette waren, nachdem er schon die historischen Schauspiele gedichtet hatte, so berühmt wie diese. Bekannt ist ein Ausspruch des Kritikers Meres in seinem Buch „Schatz des Geistes," das im Jahr 1598 erschien: „Wie die Seele des Euphorbus in Pythagoras zu neuem Leben kam, so lebt die tonliebende Seele des Orpheus in dem honigsüßen Shakespeare; als Beweis nenne ich Venus und Adonis, und die süßen Sonnette, die unter seinen Freunden mitgetheilt werden." In der That hat der große Mann und in diesen Dichtungen nach Wordsworths Urtheil den Schlüssel zu seinem Herzen gegeben. Gleichwohl werden sie meist nur als ein Gegenstand für gelehrte Untersuchungen und für Hypothesen behandelt. Die Schwierigkeit des Verständnisses scheint vornehmlich daher zu rühren, daß die natürliche Anordnung der Sonnette schon bei ihrem ersten Erscheinen (1609) mit Absicht verwirrt und unkenntlich gemacht war.

Bei wiederholtem Studium dieser Gedichte glaubte ich die Spuren des verlorenen Zusammenhangs zu finden. Sie schienen mir gleich den Stücken eines Geduldspiels durcheinander geworfen, und wie Kinder thun, brachte ich unverdrossen solche Theile zusammen, die weit von einander lagen, und suchte sie dem Sinne nach zu verbinden. Ein Sonnett, das in der Ausgabe von 1609 das 21ste war, schien sich unmittelbar an ein anderes zu reihen, das die Zahl 131 trug. Ich machte diesenigen Umstellungen, die mir nach genauer Erwägung nothwendig schienen. In der so gewonnenen verständlichen Reihenfolge behielt jedes Gedicht für sich seinen ganzen lyrischen Reiz, vereint aber gewähren sie dem Leser ein neues Interesse.

Shakespeare's Sonnette enthalten ein vollständiges, ergreifendes und gedankenvolles Drama. Exposition, Schürzung des Knotens, Fortgang der Handlung, Entwicklung, — keines dieser Glieder fehlt diesem intimen Schauspiel, in welchem drei Personen auftreten: der Dichter, seine Geliebte und sein Freund. Hier erscheint Shakespeare nicht unter dem Namen, mit welchem das Menschengeschlechte ihn nennt, sondern den er im vertrauten Umgang trug. Wir sehen nicht Shakespeare, sondern Will, den Liebenden, den Menschen. Die beiden anderen Personen bleiben ungenannt. Wie hieß die schwarzäugige Brünette, die der Dichter mit seiner Liebe ehrt; der Jüngling, den er mit seiner Freundschaft verherrlicht? Der Verfasser gibt ihre Namen nicht an.

Im ersten Sonnett, bei Beginn der Handlung, sehen wir Shakespeare als Liebhaber. Wie ist er es geworden? Wo und wann hat er die Geliebte zuerst gesehen? Beim Tanze, wie Romeo, oder in der Kirche, wie Petrarka? Man weiß es nicht. Nur eins wissen wir sogleich und dies beruhigt uns ein wenig über die Geduld unseres Freundes: die Angebetete hat keine Vorurtheile, sie ist weder spröde noch grausam. Im Grunde ihrer Wünsche wird William's Liebe nur ein Wassertropfen sein. „Laß unbemerkt mich in der Zahl," spricht er; „was liegt an Einem mehr?" Will ist bescheiden; er sehnt sich darnach, behandelt zu werden, wie Jedermann. Aber was hilft sein Flehen? Drei Sonnette hindurch macht die Geliebte für ihn allein eine Ausnahme!

Berräth fragt er nach der Ursache. „Wohlan," spricht er, „liebst Du mich?" „Ich hasse Dich nicht." Shakespeare ist so demüthig geworden, daß er diese Antwort als ein Zugeständniß annimmt. Im fünften Sonnett sitzt Will nahe bei seiner Geliebten, während sie unbekümmert und leicht auf dem Klavier ein Stück von Dowland, dem Componisten des Tages, spielt. Seht Shakespeare, wie er glücklich ist, wie er lauscht! Wie er in der doppelten Ersatz der Musik und der Liebe Alles vergißt! Alles, die Angriffe des Dichters Greene, den Tadel der correcten Kritik, die Eifersucht eines Burbage, das Zischen und die faulen Aepfel, welche auf Anstiften neidischer Bärenführer nach ihm geworfen wurden! Seht das schöne stolze Antlitz, von dem die Schminke des letzten Komödienspiels eben abgewischt worden. Wie strahlt er, wie leuchtet die große Stirn, wie heben sich die Flügel dieser Adlernase, wie glänzen die tiefen Augen! Welches Glück, eine Frau, die man liebt, Musik machen zu hören! In seinem Entzücken wird er, der Dichter ewiger Harmonien, auf das Spinett eifersüchtig. Er beneidet die „frechen Tasten," welche an die Hand seiner Geliebten hüpfen. „Wohlan," sagt er, „gib ihnen Deine Finger zum Kusse, laß mir die Lippen!"

Er hat gut bitten; es ist gerad', als ob er bichtete! Die Eitle läßt ihn seufzen, während sie Anderen entgegenkommt. Während der erhabene Athemzolge ihr zu Füßen liegt, verheißt sich diese Frau einem Anderen, einem schönen Herrn der Art, wie sie und in „Liebes Leid und Lust" geschildert werden, „einem Stutzer, der die Mädchen mit Nadeln an seinen Aermel steckt, einem Affen nach der Mode, einem Monsieur le Charmant!" O wie leidet Shakespeare! Wie verzweifelt spricht er zur Geliebten: „Sage mir, daß Du anderswo liebst, aber wirf nicht Anderen süße Blicke zu vor meinen Augen!"

Im achten Sonnett aber verliert Will die Geduld; seine Demuth wirft zur Erbitterung. „Sei klug," ruft er, „bringe mich nicht zur Verzweiflung, denn ich könnte wahnsinnig werden, und im Wahnsinn würde ich Böses von Dir sagen". So geht der Liebende rasch vom Bitten zu Drohungen über. Aber sie fragt nicht darnach; sie hält es nicht für möglich, daß ein bisher so bescheidener Mann sich empöre. Shakespeare drängt; er droht nochmals: „Quäle Dich! Du bist nicht schön genug, um so grausam zu sein!" Das ist keine Liebeserklärung mehr; eher eine Kriegserklärung. Aber die Thörin beharrt auf ihrem eigensinnigen Verschmähen; da erhält sie eines schönen Morgens folgende Zeilen:

Der Herrin Aug' ist noch kein Sonnenlicht;
Weiß röther als ihr Mund ist die Korallc;
Ihr Nacken gleicht dem Schnee an Weiße nicht,
Ob auch die Locke schwarzy krauselwolle.
Ich habe Rosen weiß und roth erblickt,
Von schön'rer Farb' als Deine Wangen schmückt;
Ich sah noch niemals einer Göttin Schritt,
Doch weiß ich, daß Dein Fuß den Boden tritt.

Es gibt Frauen, über die der Spott mehr vermag als die Bitte. Die Geliebte macht unserem Will eine Scene: „Du liebst mich nicht!" ruft sie ihm zu. „Kannst Du das sagen, Grausame," erwidert er ironisch, „da ich sa sogar Deine Mängel anbete?" Der Dichter merkt wohl, daß der neckische Ton mehr Erfolg hat als der andere, auch geht er nicht mehr aus ihm heraus. Alle folgenden Sonnette sind ein merkwürdiges Gemisch von Anbetung und Spott. Als wolle er sich für seine Liebe an der Geliebten rächen, überhäuft er sie mit Zärtlichkeiten und Beleidigungen. „Mein Auge kennt die Schönheit, und nimmt doch das Schlechteste für das Anmuthigste. — Der Marktplatz aller Welt schien mir ein Gartenbag. — Schwört sie, daß sie aus Keuschheit ganz besteht: ich glaub' es, ob ich auch die Lüge kenne. — Ist Jene schön, die mir vor Augen stimmert: warum denn sagt die Welt, sie sei es nicht?"

In der Wirklichkeit aber zeigt die Ironie des Dichters nur die Verzweiflung des Liebhabers an. Das Lachen ist auf seinen Lippen, das Schluchzen im Herzensgrund. O, ruft er im 20. Sonnett:

Wer konnte Dir die schlimme Allmacht schenken,
Von Drinem Unwerth aus mein Herz zu lenken?

In diesem außerordentlichen Kampf gegen seine Leidenschaft ruft Will vergebens die Wirklichkeit zu Hülfe. Er kann wohl sagen: Dieses Weib ist häßlich, — aber er findet sie reizend. Er mag sich sagen: Sie lügt — er glaubt ihr dennoch. Er sagt: Sie ist von Liebhabern umschwärmt — doch nennt er sie tugendhaft. Wer

*) Vergl. die Notiz in Nr. 42 des Museums.

Digitized by Google

kennt nicht sinnlose Liebe, die eine Buhlerin für eine Heilige hält? Ein edler Irrthum; denn er entsteht aus jenem Bedürfniß eines Ideals, das die Liebe in der Seele anregt. Seine Schmerzenslaute erinnern an Molière's Alceste:

Ach! hört ich nur mein Herz aus Deiner Brust zurück,
Dem Himmel sagt ich Dank für dieses seine Glück.
Doch ist mit allem Fleiß kein Mittel zu ergründen,
Und lassen mich doch Dich zur Strafe meiner Sünden.

Shakespeare's Celimene hat die Antwort so bereit wie die Molière'sche. „Schämt Ihr euch nicht, mich so zu lieben?“ fragt sie. „Ihr vergeßt, daß Ihr vermählt seid und einer Anderen Treue geschworen habt. Ihr verletzt den Schwur. Ich hasse den Meineid!“ Mit diesem Vorwurf ruft sie im Geiste des irren Dichters die ganze Vergangenheit wach, sie zeigt ihm die Hütte von Wilmcote, den Ehebund von Stratford, das strenge Haus, wo seine Gattin an drei Wiegen Wache hält.

Aber die süße, rasch geweckte Erscheinung des Familienlebens hält Shakespeare nicht zurück. Es war ein schlimmer Einfall dieser Frau, von Williams Eidbruch zu reden; denn mit Härte redet er sie an:

Vergleicht nur mein Leben mit dem Deinen,
Wie unverdient wird solch ein Wort erscheinen!
Verdient' ich ihn, — doch nicht von Deinem Mund,
Der seinen schönen Scharlachschmuck entheiligt,
Um an Besiegelung von falschem Bund
Sich öfter als der meinige betheiligt!

Nach dieser niederschmetternden Antwort scheint das arme Geschöpf mit seiner Widerstandskraft zu Ende. Sie ist besiegt, wo nicht überzeugt. Sie hat wohl eingesehen, daß es nicht klug ist, einen Kampf zu verlängern, in welchem ihr Gegner immer das letzte Wort haben würde. Sie ergibt sich, und das 25. Sonnett *) in seinem anakreontischen Muthwillen ist Shakespeare's Siegeslied.

Aber der Triumph dauert nicht lange! Eben da William an sein Glück endlich glaubt, bereitet sich für ihn eine schreckliche Katastrophe. Man hört ihn plötzlich (27) den Schmerzensruf ausstoßen: „Verflucht sei das Herz, das mein Herz seufzen macht über die doppelte Wunde, die meinem Freund und mir versetzt worden!“ Das ist Rache; die Geliebte hat sich ihm nur zugewandt, um sich ihm wieder zu entreißen. Sie widmet sich einem Anderen; aber Wen begehrt sie? Nicht etwa den ersten besten Cavalier oder Kaufherrn, — das wäre schon grausam genug, — aber nein, ihre Rachsucht geht tiefer; den sie sucht, ist jener Jüngling, den Shakespeare selbst ihr vorgestellt hat, des Dichters vertrauter Freund!

Wie Shakespeare diesen Freund liebt, — das sehen wir aus den folgenden, hundert und einigen Sonnetten. Man denke sich, in einem Herzen verbunden, die Hingebung des Vasallen für den Lehensherrn, die Bewunderung des Niederen für den Hohen, die Neigung des Liebenden, die Dankbarkeit des Schützlings, die Zärtlichkeit des Vaters! William nennt den Freund sein Kind, seinen Geliebten, den höchsten Herrn seiner Gedanken! Und eben diesen Freund wünscht Shakespeare's Geliebte zu besitzen. „Grausame!“ ruft ihr der Dichter zu (27), „nicht genug, daß Du mich selbst mir entreißen hast, Du raubst nun auch mein anderes Ich!“ Der arme Will weiß noch nicht, woran er sich bei diesem Doppelverrath halten soll; er hat noch nicht den Beweis, den der Mohr von Venedig von Jago verlangt, indem er ihn an der Kehle faßt. Das 29. Sonnett ist der Ausdruck dieser Angst:

Zwei Wesen fand's, voll Trost und Zwiespalt schon,
Die Geistern gleich mich führen durch die Welt!
Der dein'te Engel ist ein schöner Mann,
Der böse Geist ein Weib, von Schmink' entstellt.
Das Sündenweib, das mich dem Bösen weihte,
Lockt meinen beff'ren Geist von meiner Seite!

*) Der Verfasser citirt nach seiner neuen Anordnung.

Othello ist eifersüchtig auf Cassio; seine Zweifel, sein Mißtrauen, die indische Leichtgläubigkeit, den nagenden Argwohn — hat Shakespeare selbst einmal empfunden! Die Eifersucht, das Schreckbild der Glücklichen, der flatternde Vampyr der Liebesdämmerung hat den Dichter beim Haar ergriffen!

Aber die Ungewißheit hört auf, der Freund gesteht unter Thränen Alles ein. Shakespeare findet in seiner unendlichen Herzensliebe die erhabenste Entwickelung des Drama's; er verzeiht. Er macht keinen Vorwurf, er hat kein bitteres Wort. Traurig sagt er (31):

Des Uebelthäters Reue tröstet schwach
Den Armen, der der Unbill Kreuz getragen;
Die Thräne, die aus Deinem Auge brach,
Sei dennoch Lösegeld für meine Plagen.

Im folgenden Sonnett heißt es:

Nicht länger quäle Dich, was Du gethan!
Die hohe Rose wird vom Dorn verkündigt,
Der Silberquell hat Schlamm, und Jeder sündigt.

Shakespeare findet in seinem Genius Trost; er übt jene großartige Nachsicht, welche der Blick auf einen weiteren Horizont so großen Geistern möglich macht. Der hohe Dichter ist großmüthig genug, sich zum Anwalt des Beleidigers zu machen. Was die trugvolle Geliebte angeht, so hat Will den Muth, sie nicht mehr zu sehen. Doch nicht ohne Beklemmung entsagt er; „und dennoch lieb' ich sie!“ — Dies ist das letzte Wort, das er an sie wendet. Von nun an spricht er nicht mehr von ihr, sie ist für ihn todt. Nur durch Stillschweigen rächt er sich für die erlittene Unbill.

In der Liebe betrogen, wirft sich William ganz der Freundschaft in die Arme. Sie soll ihm das unmögliche Glück gewähren, das er anderswo vergeblich gesucht. Er entsagt der sinnlichen Neigung um eine höhere, beständige, ideale. Er glüht nicht mehr für die Buhlerin, sondern für den Freund, in rein geistiger Liebe. „Den Sinnen nach gehörst Du den Frauen, aber mir gib Deine Seele; mir die Liebe, ihnen den Genuß.“ Hier sehen wir nicht zwei Freunde, die sich die Hand drücken, sondern zwei engverbundene Seelen. „O möchte doch,“ sagt später der Dichter, „die Vermählung unserer treuen Seelen nie eine Störung leiden!“

Diese Ehe soll nicht nur eine glückliche, sie soll eine ewige sein. Der wehmüthige Grundton, der aus jeder Saite dieser Sonnette an uns klingt, ist der Gedanke an die Vergänglichkeit, an die Kürze des Lebens. Durch Unglück, Sorgen und Gram vor der Zeit gealtert, hat William Shakespeare nur den einen Gedanken, die zerstörende Kraft der Zeit zu bekämpfen. „Ich erkläre der Zeit den Krieg,“ sagt er stolz. Der Dichter, den man oft beschuldigt, daß er sich um die Zukunft nicht bekümmert habe, denkt hier einzig an die Zukunft! Leben ist ihm Nichts, Ueberleben Alles; überleben nicht nur in jener Welt, auch in der irdischen. Hienieden hat der Mensch zwei Mittel sein Dasein fortzupflanzen, die physische und die geistige Erzeugung, Familie und Poesie. In der Familie vererbt er sein Bild, seine äußere Schönheit; in der Poesie vermägt er sein Andenken, seinen inneren Werth. Wohe Armen von Fortbauer möchte William seinem Freunde sichern. Unter jeder Form fehlt in den Sonnetten die Mahnung wieder: „Sorge für die Fortpflanzung Deines Körpers, ich will Deine Seele verewigen. Vermähle Dich, ich werde Dich besingen. Du wirst in Deinen Kindern und in meinen Versen doppelt leben.“ Die letzten vierzig Sonnette sind einzig die Entwicklung dieses Gedankens. Wie groß ist des Dichters Vertrauen auf seine Macht; wie erhaben, einfach der Ausdruck, wo er dem Freunde die Unsterblichkeit verkündet! Hier hat seine Poesie einen weihevollen Charakter; sie schafft Leben, gleich der Liebe. Auch die Muse kann Mutter sein.

Wir machen nicht den Anspruch, Shakespeares Sonnette hier zu analysiren. Man analysirt solche Werke nicht, man versenkt sich in

Digitized by Google

sie. Wir wollten nur die Aufmerksamkeit auf den dramatischen Inhalt lenken, den diese Gedichte umschließen, und in großen Zügen ihr innerer Band nachweisen. Wir wollen zeigen, daß, trotz der Verneinung der englischen Kritik, diese Verse nicht, wie die anscheinende Unordnung glauben macht, zufällig hingeworfene Eingebungen sind; daß eine deutliche innere Einheit sie verbindet, die man bisher nur undeutlich dargestellt hat.

Hat aber diese Einheit je wirklich bestanden, warum ist sie nicht beachtet worden? Warum hat man die Sonnette, die hier nach einem logischen Gedanken geordnet sind, durch Unordnung entstellt?

Die Sonnette sind, wie oben bemerkt, im Jahr 1609 zuerst erschienen. Auf das Titelblatt folgte in dieser Ausgabe die räthselhafte Widmung: „Dem einzigen Erzeuger dieser Sonnette, Hrn. W. H., wünscht alles Glück und jene von unserem unsterblichen Dichter verheißene Ewigkeit der wohlmeinende Unternehmer, T. T." Niemand bezweifelt, daß die beiden T. den Buchhändler Thomas Thorpe bezeichnen. Aber wer ist W. H., dem der Dichter ewige Fortdauer verheißt? Diese Frage ist mit großem Aufwand von gelehrter Kritik behandelt worden, und man hat vier Vermuthungen aufgestellt. Der Besungene sollte William Harte, Schwiegersohn des Dichters, nach Anderen ein völlig unbekannter William Hews sein. Beide Ansichten haben keinen innern Halt. Stärkere Gründe schienen für eine dritte Hypothese zu sprechen, nach welcher man die Gedichte auf William Herbert, Grafen von Pembroke, bezog; aber auch sie ist entschieden widerlegt. W. H. ist, wie schon Drake bemerkte, schwerlich ein anderer als (mit umgesetzten Initialen) derselbe Henry Wriothesly, Graf von Southampton, dem auch „Venus und Adonis," sowie „Tarquin und Lucretia" gewidmet sind. Bei der Schilderung des Adonis hatte der Dichter seinen schönen Freund im Sinne; in den Sonnetten redet er ihn an:

Beschreib' Adonis, und das ganze Bild
Ist Deiner Schönheit schwacher Abglanz nur.

Heinrich Wriothesly, Graf von Southampton, war 1573 geboren, also zwanzig Jahr alt, da die ersten Sonnette gedichtet wurden. So konnte ihn Shakespeare gar wohl noch Sweet boy nennen. Das Bild, das William von seinem Freund entwirft, paßt vollkommen zu dem geschichtlichen Southampton. Er war schön, reich, hochgeboren; sein Vater war einer jener Excellente von altem Schlag, die, der Elisabeth zum Verdrusse, den alten Glauben und die feudalen Gewohnheiten beibehielten. „Der Graf," sagt Markham, „hatte zum Gefolge nicht vier Lakaien, sondern mehr als hundert berittene Vasallen; ihm voran gingen nicht etwa zwölf Livree-Affen und schechige Schmetterlinge, sondern eine Leibwache von großen, geschmückten, in gleichem Schritt auftretenden Burschen." An seinem Freunde rühmt Shakespeare mehrmals den Haß gegen neue Moden. Der junge Graf, in St. Johns-College streng erzogen, zu sechzehn Jahren Magister der Künste, bekielt eine leidenschaftliche Neigung für die Literatur. Er war der von Shakespeare besungene Mäcen. Der Dichter Nash sagt in der Widmung eines Buches an Southampton: „Jedes Wort ist rettungslos verloren, das am Felsen Eures Urtheils scheitert." Camden nennt ihn ebenso berühmt durch Liebe zur Wissenschaft als durch Kriegsthaten. Beaumont rühmt in Versen seine Achtung für Männer, die in Künsten, in Dichtung oder Prosa Ruhm gewonnen. Dies war W. H., der, wie es in den Sonnetten heißt, „der Wissenschaft neue Schwingen lieh".

Dies zugegeben, wird das Geheimniß erklärlich, mit dem man die Gedichte umgab. Am Schluß derselben drängt Shakespeare den Freund anhaltend, sich zu vermählen. Unter allen Formen, mit unglaublichem Bilderreichthum empfiehlt er ihm den Ehestand. Nun weiß man, daß Southampton (im Jahr 1598) kurz nach Vollendung der Sonnette, ungeachtet des ausdrücklichen Verbotes der Königin, sich mit der schönen Frau Vernon vermählte, die er seit Jahren geliebt. Elisabeth hielt noch eifersüchtiger auf die Jungfräulichkeit Anderer als auf ihre eigene. Wie der König von Navarra in „Liebes Leid und Lust", hätte sie den Cölibat gern zum Hofgesetz gemacht; auch sie wünschte, ihr Palast sei „eine Akademie, der Ruhe und Beschaulichkeit gewidmet". Wie der König im Lustspiel seinen Freunden, so hatte Elisabeth den Grafen Esser und Southampton den Umgang mit Frauen untersagt. Der arme Southampton war, wie Longueville und Dumain, in einer schlimmen Stellung zwischen seiner Liebe und der Vasallentreue. Die Poesie verband sich mit der Schönheit, um den Grafen zum Ungehorsam aufzureizen; Shakespeare betrieb die Heirath fast ebenso beredt als Frau Vernon. In den Sonnetten, wie in den Gedichten und in der genannten Komödie rühmt er die Frauen und ruft dem Freunde zu: „Vermähle Dich!" Aber die Königin wies nach dem Tower und rief: „Vermähle Dich nicht". Der fungfräulichen Königin trotzen, war gefährlich. In „Kenilworth" schildert Walter Scott die Bestürzung des Günstlings Leicester, der, um seine Verbindung mit Amy Robsart zu verheimlichen, die Geliebte zuchtloser Weise in einem Hinterhalte ermorden läßt. Southampton stand unter dem Einfluß dieses Schreckens. In einer so kritischen Lage widerstand der Unglückliche vier Jahre lang den Versuchungen der Liebe. Aber Shakespeare sagte ihm, wie Biron in Liebes Leid und Lust:

Aus Frauenaugen zieh' ich diese Lehre:
Sie spröd'n nach sich sept Prometheus ächte Glut;
Sie sind das Buch, die Kunst, die hohe Schule,
Die alle Welt umfaßt, erhärtet, nährt.
Sonst überall ist nichts Vollkommn'es da.
Drum war es Thorheit nur, den Frau'n entsagen;
Und wer den Schwur noch hält, der bleibt ein Thor.

Der Jüngling widerstand nicht länger den sanften Augen der Vernon und den beredten Versen Shakespeare's. Wie in der Komödie, gewann die Natur den Sieg; Southampton vermählte sich, wie Longueville that; aber der Ausgang in der Wirklichkeit war schlimmer als im Lustspiel. Der König von Navarra war selbst gleichen Frevels geständig und verzieh dem Freund. Aber die Königin von England blieb unversöhnlich; sie schloß den Grafen im Tower ein, und wenig fehlte, so hätte Southampton unter dem Beywand seiner Theilnahme an einer Verschwörung die ordonnanzwidrige Hochzeit auf dem Schaffot gebüßt.

So ist es begreiflich, daß die Buchhändler sich nicht sehr beeilten, die Gedichte zu verlegen, in denen ein so verhängnißvoller Ehebund angerathen war und Shakespeare den von der Königin anbefohlenen Cölibat mit solcher Kühnheit angriff. Erst nach Elisabeths Tod fanden sie einen Herausgeber. Nun aber war Southamptons hohe Stellung und die Familienrücksicht im Wege; man wollte das verfängliche Drama, in welchem einer der ersten Männer Englands die Hauptrolle spielte, nicht ohne Verwahrung der Oeffentlichkeit übergeben. Um die Neugier irre zu führen, ersann Thomas Thorpe jene geheimnißvolle Widmung mit den umgestellten Initialen; ja noch mehr: er reihte die Sonnette in wohldachter Unordnung aneinander, so daß die innere Verbindung gelöst war, und stellte es der geduldigen Nachwelt anheim, das Räthsel zu lösen.

Beethovens letzte Quartette.

Von J. W. Schattler *).

Beethoven ist in Bezug auf seine letzten Quartette lebhaft getadelt, heftig angegriffen, ja gröblich beleidigt worden. Die mildesten Beurtheiler meinten, ein solcher Gallimathias sei nur durch die Taubheit erklärlich, an welcher der Componist in den letzten Jahren, in der Zeit also, da er jene Werke schrieb, zu leiden hatte.

*) Mitglied des berühmten Pariser Quartetts.

Digitized by Google

Andere erklärten ihre Sonderbarkeit aus dem äußeren Menschenhaß, der sich Beethovens bemächtigt hatte und in Wahnsinn ausartete. Einige meinten, man könne einen Menschen, der so absurde Dinge hervorbringe, nicht näher bezeichnen; in einer Novelle aus dem „russischen Dreameron" heißt es geradezu, Beethoven sei völlig verrückt gewesen. Man fand es bequem, beim ersten Anblick schon diese seltenen Meisterwerke als barock zu verwerfen; man setzte kein Studium daran, sie zu verstehen. Die Gedanken und Gefühle, die in diesen Tonbildern zum Ausdruck kommen, sind so tief, wahr und großartig, daß man sie nicht sogleich aufzufassen vermochte. Die Form ist zu frei, zu fern von allem Schulwesen, um nicht beim ersten Anhören Diejenigen in Staunen zu setzen, die schon Beethovens erste Quartette nur mit Mühe begriffen hatten. Der Geist der Routine, der im Kunstgebiet ebenso despotisch herrscht als irgendwo sonst, war übrigens nicht das einzige Hinderniß. Die Ausführung mußte mit den neuen Gedanken im Verhältniß stehen; und den Musikern, die dafür wenig oder gar kein Verständniß hatten, fehlte die Ausdauer, die Hingebung, die Selbstverläugnung, die Beethovens mächtiger Genius verlangt.

Die Art, wie ausübende Tonkünstler das Quartett aufzuführen pflegten, trug nicht wenig dazu bei, daß man die schönsten Werke Beethovens verwerflich fand. In Haydns Quartetten herrscht die erste Violine vor; bei Mozart ergänzen sich die Instrumente in einer allgemeineren Weise; in Beethovens Quartetten aber, besonders in den letzten, bilden sie eine vollständige, unlösliche Einheit. Jedes hat eine bestimmte, genaue, nothwendige Rolle, die weder Veränderung noch Einschränkung leidet; die erste Violine darf nicht auf Kosten der zweiten, das Violoncell nicht auf Kosten des Alt glänzen wollen. Hoffmann bezeichnet vortrefflich die Aufgabe des Musikers: „Um Beethoven richtig zu spielen, muß man tief in seine Seele eindringen und sich mit den Erscheinungen vertraut machen, die sein Genie heraufbeschwört. Es bedarf einer Offenbarung! Wer diese nicht in sich fühlt, wer die heilige Musik nur als ein Spiel, als einen Zeitvertreib, als einen Reiz für abgestumpfte Ohren betrachtet, wer nur eine Freude der Eitelkeit darin sieht, muß davon wegbleiben. Der wahre Künstler lebt in dem Werke, das er sich aneignet; er vergißt sich ganz, er verschwindet ganz, um sich mit ihm zu identificiren, um es geltend zu machen! Sein ganzes Bemühen geht dahin, die Geister aufzurufen, die in den Werken des Meisters schlafen, die seligen Bilder zu erwecken, sie mit neuem Glanze zu schmücken, daß die Hörer betroffen und entzückt sie auf den Knieen bewundern und zugleich die Himmelswelt, die sich ihnen aufgethan, und den mächtigen Genius anbeten, der sie geschaffen hat!" — Diese Worte sollten dem ausübenden Musiker immer gegenwärtig sein; er hat die schöne Sendung, die Meisterwerke zu verbreiten, die hohen musikalischen Gedanken Jedem zugänglich zu machen. Leider wird die Instrumentalmusik von den Künstlern im Allgemeinen, besonders aber von den ausübenden, selten in diesem Sinne begriffen.

Der Solist sieht in der Tonkunst nur eine Gelegenheit, sein Tremolo oder Staccato gewandt auszuführen; ein Mittel, seine trüben Cavatinen, seine bunten und phantastischen Einfälle hören zu lassen. Er häuft seine Noten ohne Geschmack und inneren Zusammenhang und entlockt dem unkundigen Publikum lärmenden Beifall; oft stimmen auch Künstler ein, die sich von so gewaltsamen Leistungen blenden lassen. Um Wirkung zu machen, um die Hörer einzunehmen, so zu verblüffen, weicht er vor keiner Uebertreibung, vor keiner Sonderbarkeit zurück; er würde allenfalls auch das Besen und Mian der Hausthiere nachahmen. Baillot hat gegen diese Ausbeutung der Kunst, gegen diesen falschen Ehrgeiz immer Einspruch erhoben. Zu einem seiner Zöglinge sagte er, nachdem dieser selbstcomponirte Variationen gespielt hatte: „Und sollte der Saal unter dem Klatschen einstürzen, es ist schmählich, ein solches Stück zu schreiben und es so zu spielen". In seiner hohen, sittlichen Kunstauffassung ließ der berühmte Lehrer sich lieber der Kälte beschuldigen, als daß er den musikalischen Ausdruck eines naiven, leichten Gefühls mit verdrehten Zukünften vorgetragen hätte. Er gestand offen, daß er nicht das Talent besitze, schlechte Musik durch sein Spiel zu heben. Heutzutage ist man nicht so ängstlich; ist nur Effect zu erwarten, so trägt man kein Bedenken, den Charakter eines Tonwerkes zu fälschen. Man will nicht zugestehen, daß das Solo, wie es in einer gewissen Zeit zur Bildung tüchtiger Instrumentisten nützlich war, doch jetzt keine Berechtigung mehr hat *). Man erwägt nicht, daß, mag auch die Menge das Solo noch bewundern, in welchem die Schwierigkeiten der Ausführung wichtiger sind, als das musikalische Gefühl, — die wahren Kunstfreunde sich doch von diesem Blendwerk nicht mehr irre führen lassen. Die Zeit ist gekommen, jedem Ding seine Stelle anzuweisen, die Hand dem Gedanken unterzuordnen, die thörichte Eitelkeit, den anspruchsvollen Egoismus durch aufrichtige Hingebung an die Kunst zu ersetzen. Die Meisterwerke werden von Tag zu Tag besser gewürdigt, und der verstockteste Solist wird bald gerechtigt sein, jenes fieberhafte Spiel, jene Nervenanstrengung aufzugeben, welche die ernste Musik, vornehmlich die Beethoven'sche, unkenntlich macht.

Der Künstler soll unserer Ansicht nach der Musik die erste Rolle lassen und sich selbst von den Zuhörern vergessen machen. Wenn Instrumentisten z. B. den wahren Charakter der letzten Quartette Beethovens achten wollen, muß Jeder von ihnen seine Individualität opfern für die Einheit des Tons und Ausdrucks; eine Eigenschaft, die sobtbar, schwer zu erwerben, aber unerläßlich ist. Die Einheit des Tons, das Zusammenwirken der vier Instrumente, erlangt man durch Anwendung der gleichen Mittel, durch Annahme der gleichen Grundsätze, der gleichen Vogenführung, durch Befolgung jener besten Methode, welcher Baillot seinen Namen gegeben hat. Nicht minder wichtig ist die Einheit im Ausdruck; denn man kann das Gefühl, das in einem musikalischen Satze kundgegeben wird, nicht spalten und brechen, ohne sächerlich oder anstößig zu werden. Ein Satz, eine harmonische Folge oder selbst eine Begleitung, die in Beethovens letzten Quartetten oft von einem Instrument begonnen, von einem zweiten fortgesetzt, von den beiden anderen beendigt oder wiederholt wird, muß nothwendig barock werden, mag auch der Gedanke herrlich sein, sobald nicht jeder Ton mit dem allgemeinen Gefühl in innigem Bezug steht. Stellen dieser Art machen es erforderlich, daß der eine Ton sich mit den anderen völlig verbinde und so darin aufgehe, daß er nicht mehr als ein besonderer zu erkennen ist. Nur unter dieser Bedingung wird ein harmonischer Gedanke klar, verständlich und ergreifend.

Der Solist verwirft diese vom einfachen Verstand gegebene Grundlehre ganz entschieden, weil er sie für eine Benachtheiligung seines Individuums hält und in ihr ein Hinderniß für seinen Lieblingsaufwuch, eigene Composition zu liefern, erkennt. Von seiner Eigenliebe übel berathen, findet er es genügend, wenn der Tonsetzer die allgemeinen Regeln der Harmonie kennt und die Noten aneinander zu reihen versteht. Aus Erfindung, Poesie und Styl macht er sich wenig; er verwechselt gern das Originelle mit dem Bizarren; um gelehrt zu scheinen und seine Fingerfertigkeit kundzugeben, braut er ein musikalisches Ragout. Dieser thörichte Ehrgeiz ist um so mehr zu beklagen, als der Solist, der sich über seinen Werth und seine Befähigung täuscht, hierdurch sich selbst nicht minder als seiner Kunst schadet. Er gewöhnt sich daran, nur solche Stücke zu spielen, die auf einen besonderen Zweck abgefertigt sind. Um gewisse Vorzüge auf Kosten aller übrigen glänzen zu machen, wählt er seine Specialität, wie jene Arbeiter in der Nadelfabrik, die

*) Obwohl von Kennerschaft weit entfernt, möchten wir uns doch gegen den Ausspruch des geehrten Verfassers in dieser weitgehenden und scharfen Form einige Bedenken vorbehalten. Anm. d. Red.

Digitized by Google

nur den Kopf oder nur die Spitze fertigen; er verliert den Kunstsinn, er läßt sein oft bedeutendes Talent verkümmern. So schadet er sogar, ohne es zu wissen, seinem Erwerb; denn eines schönen Tages verläßt ihn das Publikum, der Eintönigkeit müde, und begeistert sich für einen neuen Zauberer, der mehr Gewandtheit oder mehr Keckheit besitzt. Der Solist schmäht alsdann das unwissende Jahrhundert, er klagt in hohem Ton über den Undank der Zeitgenossen. Er täuscht sich wiederum; er hat sich nur über sich selbst zu beschweren, er ist zugleich der Schuldige und das Opfer. Mit weniger Zutrauen auf seine Schöpferkraft, mit gerechterem Verständniß seiner Aufgabe hätte er sich diese Verstimmung erspart und könnte den Beweis liefern, daß der Ruf, den man durch eingehendes beschränktes Wiedergeben der Meisterwerke erwirbt, viel beständiger und beneidenswerther ist.

Das Solo im engeren Sinne, die Combination von einzelnen Zügen, Variationen und musikalischen Arabesken, welchem Paganini's Genius Bewunderung erwarb und das bei seinen minder begabten Nachfolgern ermüdend wurde, hat keinen Reiz mehr. Die Gattung, die man neuerdings in Aufnahme bringen wollte, hat vielleicht noch geringeren Werth. Die Concerto's, in welchen der Tonsetzer, als folge er den guten Ueberlieferungen, zugleich einen musikalischen Gedanken entwickeln und als Instrumentist glänzen möchte, verfehlen ihren Zweck und sind keineswegs ein Fortschritt. Der Erfolg dieser übertriebenen Leistungen kann nicht von Dauer sein. Die Ummandlung des Solisten ist demnach unvermeidlich; sie muß aber offen und gründlich vorgenommen werden, wenn sie der Kunst wahrhaft nützen soll. Ihre Grundbedingung ist die aufrichtige Rückkehr zur ernsten, zur dichterischen Musik. Das aufmerksame Studium, ohne welches man nie das Wesen dieser wunderbaren Kunst verstehen lernt; die Nothwendigkeit, jedes Einzelne zu betonen und doch zugleich in der Klangfarbe, im allgemeinen Wohlklange zu bleiben; die Sorgfalt, die Einsicht, die Gewandtheit, welche zum Aufbruch so erhabener Kraft, so feiner Schattirung, so belebten Schwunges erforderlich sind: all dieses wird den Solisten überzeugen, daß man beim Auslegen eines fremden Gedankens noch Künstler bleibt, noch seine Fähigkeiten edel anwendet, freilich auch noch ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden hat.

Bewegung ist vielleicht die vorherrschende Eigenschaft in Beethovens Musik. Die Handlung, einmal begonnen, ermattet nicht; sie schreitet voran, sie entwickelt sich mit seltener Sicherheit, mit strenger Logik. Der Hörer wird wie von einem elektrischen Strom der Harmonie ergriffen, fortgezogen, ganz umfangen und berauscht. Das Interesse steigt fortwährend, und Werke von ungewöhnlicher Länge werden bis zu Ende angehört. Der Tonsetzer scheint begeistert von düsteren Dramen voll Schred und Leidenschaft, dann wieder von Scenen überfprudelnder Luft, unnennbarer Innigkeit, und immer führt er Dich in die unendliche Welt des Ideals. Beethovens Genius ist im Wesentlichen allgemein menschlich. Er begnügt sich nicht wie Haydn mit Schilderung der schönen Natur, der Seelenruhe, des stillen Glücks; er malt nicht wie Mozart vorzugsweise das Heitere, Reizende, die weibliche Anmuth, die sinnliche Freude: er wendet sich an jede Begabung des Menschen, an seine Sinne, sein Gefühl, seinen Geist. Er zeigt sich, vornehmlich in den letzten Quartetten, eigenthümlich fruchtbar, begeistert, kühn, düster, fieberhaft, unruhig und doch Meister seiner selbst; sein Gedanke ist immer richtig, natürlich und tief.

Was die Quartette von Beethovens übrigen Werken unterscheidet, was sie bei mangelhafter Ausführung ermüdend, fremdartig, selbst auffällig macht, das ist der innige Zusammenhang des Hauptmotivs und der Begleitung, die Nothwendigkeit, die beiden Theile zu verschmelzen, indem der eine, wenn auch untergeordnet, doch den Gedanken ergänzt und dabei durchaus wesentlich ist. Die Masse, welche die Musik nicht zu hören versteht oder sich von einer Melodie, von einer Art Solo verführen läßt, hat für diesen Reichthum, für diese umfassenden Gedanken kein Verständniß; aber der wahre Kunstfreund erfaßt mit höchstem, unbedingtem Genuß jenes vollkommene Ensemble, jene zauberischen Wirkungen, deren Erfinder Beethoven ist.

(Schluß folgt.)

Der Thautropfen.

Im Morgenlicht ein Tropfen Thau,
In Farben spielend roth und blau,
Vom Dauch der Frühe sanft durchbebt,
Wird jetzt von einem Traum umschwebt.

Er träumt vom hohen Wolkenzug,
Vom Regenbogen, bunt gemag,
Er träumt vom Quell, vom Wasserfall,
Vom Strom, dem fluthenden Krystall.

Ach, nichts erschleint ihm da zu schwer;
Er schaut das tiefe blaue Meer,
Und sieht sich liebend aufgethan
Den endlos weiten Ozean.

Er träumt da nur, doch wie so viel
Umfaßt er schon im kurzen Spiel!
Welch einer Welt voll Glück und Lust
Wird er im Traume sich bewußt!

Da steigt die Sonne hoch hinauf,
Sie saugt den Tropfen küssend auf,
Er athmet aus ins reine Licht,
Und was er träumte, fehlt ihm nicht.

Z. M. Hessemer.

Wie war sie schön!

Aus dem Französischen von Charles Nodier.

Wie war sie schön, am Morgen, ohne Putz.
Wenn sie des Gartens jungen Reiz durchstreift
Die Bienen sah in ihrer Nestes Schutz,
Hinwallend um die duftigen Blumenbeete.

Wie war sie schön am Abend auf dem Ball,
Wenn Lichterglanz auf ihrer Stirne bebte,
Und sie, geschmückt von bunter Blüthen Stral,
Voran im lustig tollen Tanze schwebte.

Wie war im sendten Hand der Nacht sie schön,
Der spielend aufhob ihres Schleiers Schatten,
Wenn wie, entzückt sie nur von fern zu sehn
Beim Glinken eines Sterns, uns leise nahten.

Wie war sie schön! Wie gab ihr jede Stunde
Ein rührend Sehnen neuen Reiz genug!
Nur Liebe fehlt' in all des Schönen Bunde —
Still! dort durch's Feld hin geht ihr Leichenzug!

A. B.

Neue Bücher.

„John Milton und seine Zeit. Historischer Roman von Max Ring" und „Andree und Marrese von Ernst Willkomm" bilden den Schluß des zweiten Cyclus von Medingers „Deutscher Bibliothek". — Die Aufgabe des erzgenannten Romans war keine leichte. Es galt, einen bedeutenden Charakter aus einer bedeutenden Zeit zu schildern, deren Gegensätze und Kämpfe durch ihre Verwandtschaft mit den heutigen unsere Theilnahme lebhaft in Anspruch nehmen, so daß die Andeutungen unseres Verfaßts um so mehr erstaunt wirk. Allerdings haben auch tüchtige Geschichtschreiber das Verständniß dieser Zeit erleichtert; ihre gewaltigen Umrisse und viele ihrer einzelnen Erscheinungen sind ziemlich allgemein bekannt, und haben auch dem geschichtlichen Roman bereits reichlichen Stoff geliefert. Dadurch entstand aber auch die weitere Schwierigkeit, in letzterer Gattung Neues oder doch neu Anziehendes zu finden. Ring hat diese Aufgabe, wir gestehen es, über unsere Erwartung glücklich gelöst. Jenen neuen Reiz sucht er den vielbekannten Gegenständen nicht durch Verstärkung der Farbentöne, sondern durch künstlerisches Maß der Behandlung zu ver-

Digitized by Google

leiden, dessen gerade die grellen Lichter und tiefdunklen Schatten der englischen Revolutionszeit am meisten bedürfen. Der Anfang führt uns gemüthlich in Wadrinsamkeit und zauberische Erlösungsnacht; aber aus diesen Stillleben erwachen allmählig Erannenden und Verhängnißvolles. Zwar regelt sich spätrezin das Gespräch gerne in ausführlichen Erörterungen, aber auch in schlagerigen Wige oder in behaft bewegten Stimmungen. Diese Erörterungen betreffen namentlich die gemeinsamen Angelegenheit jener und unserer Zeit; sowohl den allgemeinen Gegensatz der Selbstbestimmung und der unbedingten Unterwerfung in Staat und Kirche, als auch wichtige Einzelfragen. So die Preßfreiheit; das selbstmörderische Bündniß der Regierungen mit den Epistokraten; die Usurpation der Ehegesetzgebung durch Ehelose; die Frage: ob Ehescheidung unsittlicher sei, als Ehebruch und Gattenmord. Es ist ein Werk der Dichtung und Wahrheit, das den Nachthabern aller Staatsformen einen Spiegel vorhält, und doch wiederum mit Jungfrau Lust und Leid des tiefsten Gemüthslebens schichtet. Es ist, so zu dem schönen Schlusse, seines edlen Helden würdig, der „über den Poeten nicht den Menschen, über den Dichter nicht den Staatsbürger vergaß".

Willkomm nennt sein Buch einen „Hamburger Roman" und bezeichnet damit auch dessen Hauptmerkmal, indem es in lebhaften Lokalfarben Zustände, Scenen und Szenerien wiedergibt: Personen, Familien und Geschäftspersonal des soliden Pfeffers; der reiche Marschbauer; die behäbige Arbeiterfamilie; schwelgerische Mahle junger Wüstlinge mit exotischem Küchengetrel und ostwestlichen Baiaderen, in gottesgerichtlichem Zusammentreffen mit der Ueberschwemmung des Jahres 1825 — solche Bilder führt uns hier eine Zauberlaterne vorüber. Wo der Verfasser uns die Schauplätze seiner Beobachtungen öffnet, zieht er uns belehrend an; aber seine Romantik und sein Humor lassen uns mitsortenlos kalt. Sein Don Juan aus Mexico, dessen dämonischer Diener und der Jude Moses tragen den Stempel der Carricatur. Daß der Erbgenannte nun gar, nach Verschwendung seines letzten Besitzthums, von dem Manne, welchem er früher Namen und Vermögen geschenkt hatte, zum Verwalter übergeordneter Güter ernannt wird: das ist mehr als selbst der verlorene Sohn von seinem leiblichen Vater erwarten konnte. Der Styl der Unterredung ist öfters geblähter und pikanter, als sie sich freilich gezeichneten Gestalten der Rednern erwarten lassen. Die bedeutendsten Zügen spricht der begabte, stets ausbrechende Augustin aus, schwächt jedoch den Eindruck seiner Worte durch ihre Breite. Tragisch ist seine Täuschung in dem unbegreiflicherweise wiedergesundenen Sohne, dem er seine großartigen Pläne zu verreden gedachte. Dichterischer und schöner ist der Bericht seines geistesverwandten Neffen über Leben und Sterben des Oheims. Die Bestandtheile des Buches sind so verschieden an Werth, daß wir für seinen Gesammtwerth keinen Ausdruck kennen.

Lorenz Diefenbach.

Feuilleton.

— Friedrich Halm. Viele unbefangene Leser der neuesten Schrift von O. von Schorn über die Rechtertrage werden zu der moralischen Ueberzeugung gelangen, daß Halm für das Hauptmotiv seiner Tragödie dem dapeilchen Schulmeister verschuldet ist. Er zahlt dies unbeschadet der Setzung seines dramatischen Talentes und seiner Dauer, die Erfindung der Fabel ist ästhetisch genommen nicht der wesentlichste Theil desselben. Das Halm diese, mehr oder minder wichtige, Erfindungsgabe übrigens durchaus nicht besitzt, zeigt sich in der Handlung, welche seinem neuesten Trauerspiel „Iphigenia in Delphi" zu Grunde liegt. Die Grundlage derselben besteht darin, daß Iphigenie, Orest und Pylades auf der Rückkehr von Tauris nach Delphi kommen; hier erscheint auch Elektra, um das Beil, womit Agamemnon von Klytämnestra getödtet worden, dem Gott als Weihgeschenk zu bringen. Noch über das Schicksal der Ihren in Unruhe, empfängt sie von Iphigenien freundlichen Zuspruch; beide kennen sich nicht. Aber einer von Orests Begleitern hat in Tauris der Bevölkerung des Orestes beigewohnt, hat die Priesterin gesehen, die ihn zum Tode führen sollte, um sich entlohnt, unter die glückliche Lösung eintrat. Er erscheint und bezichtet Elektren, daß jene Frau, die zu ihr geredet, des Orestes Mörderin sei. Elektra erhebt die furchtbare Art gegen die Schwester, und nur durch die Dazwischenkunft der Freunde wird die letzte, schrecklichste Unthat noch verhindert. Dies ist der Grundgedanke von Halms Tragödie, aus welchem die wahrlich abgeschmackten, wirkungsreichen Scenen hervorgehen, das Uebrige schreint nach den Berichten der Wiener Blätter sehr modernisirt, und namentlich das Wortwechselzwischen zu einem Schicksalsbeil in Müllner'schem Sinn. Wer wissen will, wofür Halm den großartigen Hauptgedanken genommen hat (übrigens gewiß ohne die Absicht, dies verheimlichen zu wollen), der sehe Goethe's Werke, Ausgabe von 1840, Bd. 23, S. 125; d. h. italienische Reise, Brief aus Bologna vom 19. October 1786.

— Das „Partant pour la Syrie." Mit dem neu erworgekommenen französischen Kaiserthum sind auch die einst so bekannten Klänge des „Partant pour la Syrie" wieder aufgewärmt worden. In einem soeben erschienenen „Pariser Bilderbuch" von Julius Rodenberg wird bemerkt, dieses Lied scheine die Nationalhymne des jetzigen Empire zu sein. Keine öffentliche Feier, keine Truppenschau in dem neukaiserlichen Frankreich ohne dieses „Partant pour la Syrie". Wirklich hat auch die Melodie jenen drei aller Empfindsamkeit dennoch angenehm tus Ohr fallenden Romanzenton, wie er bei den Franzosen beliebt ist. Der Text ist freilich ziemlich unbedeutend, matt und farblos. Natürlich hat blos der Umstand, daß das Lied von der Königin Dorothe, der Mutter Napoleon's III., verehrt, denselben seine heutige Beverung verliehen. Unter den Franzosen zweifelt wohl Niemand an der Liebhaberschaft der Königin Hortense; allein in Deutschland haben sich bereits kritische Bedenken erhoben. Er. M. Dettinger behauptet, nicht Hortense Beauharnais, sondern ihr ehemaliger Kapellmeister Doucet (jetzt in Gotha) sei der Komponist. Dagegen trat im Nürnberger Correspondenten ein Ungenannter auf, der von der Erfindung selbst, während ihres Aufenthaltes in Augsburg, gehört haben will, daß zwar nicht der Text, wohl aber die Melodie ihr angehöre. Gewiß ist, daß Hortense eine Sammlung von zwölf Romanzen unter ihrem Namen erscheinen ließ, worunter auch das in Rede stehende Lied.

A.

— Der treffliche Dichter und Chronist des vierzehnten Jahrhunderts, Johann Froissart, sagt zu Anfang seines Geschichtswerkes: „Et si aulcun quiert savoir qui je suis, je m'appelle Jehan Froissart, natif de la bonne et franke ville do Valuoiennes." Die von ihm so gepriesene Vaterstadt hat ihm nun durch den Bildhauer Heinrich Armairr, wre ebenfalls in Valenciennes geboren ist, ein schönes Denkmal setzen lassen, das am 21. September eingeweiht wurde; am Piedestal stehen die obigen Worte. Die Statue ist von einem baltorunden Bogengang umgeben, in welchem die Namen der berühmtesten Söhne der Stadt auf Schilden verzeichnet sind; unter ihnen ist auch ein deutscher Kaiser, Heinrich VII. In Frankreich ist die Erinnerung an die geistigen Größen der Vorzeit lebhafter als bei uns, die wir uns so sehr der Grundsätzlosigkeit berühmen. Rabelais wird jetzt zum mehr gelesen als Fischart, Montaigne häufiger zum mehr als Lichtenberg, Froissart tausendmal mehr als Tschudi oder Aventinus.

— Der Hund des Agrippa. Ein Pudel schreint das nothwendige Zubehör manches Philosophen zu sein. Degel war während seines Aufenthaltes in Frankfurt an seinem Pudel bekanntlich. Den mythischen Denkern der Vorzeit war ein solcher Begleiter gewatzen unentbehrlich. Simon Magus, Sisyphus, Kauk, Prognatin hatten Hunde; ebenso der berühmte Druiker, Cornelius Agrippa von Nettesheim, der Zeitgenosse Luthers (geboren 1486 in Köln). Kürzlich hat ein Engländer, Henry Morley, eine grundgelehrte Monographie über diesen merkwürdigen Forscher erscheinen lassen; er bemüht sich, Agrippa's Leben von aller Zuthaten des Aberglaubens und der Verkherung zu reinigen. Er weiß nach, daß derselbe ein edler, wohlwollender Mann gewesen, der sich namentlich dem Wahn des Hexenglaubens mit Kraft und Unerschrockenheit widersetzte. Er hatte nicht mehr Charlatanismus an sich als mit der Selbstäuschung der magischen Studien nothwendig verknüpft war. Zu diesem Apparat nun schint auch sein Hieronymus Pudel gehört zu haben und Morley ist genöthigt, denselben in seine Untersuchungen einzuschließen. Er hielt Monsieur und hatte die Erlaubniß, neben dem Philosophen auf dem Tisch zu sitzen und in seinen Papieren zu stöbern. Ein Chronist sagt, Mieurs lenque zwar, daß dieser Hund ein Teufel gewesen, aber andere Schriftsteller hätten es mit mehr Glaubwürdigkeit bestätigt. Agrippa wurde gegen Ende seines Lebens durch seine Verfolger von Stadt zu Stadt gehetzt. Er lief auf dem Weg nach Lyon in einem elenden Wirthshause, als er unerwarter Zauberer von der Welt ausgestoßen. „Als er seinen Tod nahe fühlte," erzählt der gelehrte Arzt Johann Thevet, „nahm er vom Nacken seines Hundes das Halsband, das mit magischen Buchstaben bezeichnet war, und trieb ihn von sich mit den Worten: Geh, verworfenes Thier, durch das ich ins Verderben gekommen. Der Hund rannte nach der Stadt, sprang hinein und man sah ihn nicht mehr."

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei entsprechenden Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 46. Frankfurt a. M., den 15. November 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Ein amerikanisches Dichterleben.

Literarische Schattenrisse: Francesco dall' Ongaro. Von Ida von Düringsfeld.

Beethovens letzte Quartette. Von J. Sabatier. (Forts.)

Neue Bücher: Frau v. Baader, von F. Hoffmann. Von W. — Moßus Naturstudien, von C. Glaser.

Gedichte: Ob ein Dichter? Nach A. de Musset, von A. B. — Die fallenden Blätter, von F. M. Hessemer.

Feuilleton: Arndt in Greifswalde. — Fräulein Recker. — Ein Erfinder Beethovens. — Goethe's Fischer. — Räthsel. Aus Schlosser's Nachlaß.

Ein amerikanisches Dichterleben.

Die moderne Prosa des amerikanischen Lebens findet bekanntlich in einer Unzahl von Schwärmereien und Verzückungen ihren naturgemäßen Gegensatz. Dem entsprechend, haben sich in der sonst entschieden realistischen Literatur jenseit des Oceans einige Dichter bemerklich gemacht, deren Schöpfungen nicht blos romantischen Schwung, sondern einen metaphysischen Grundton haben. Unter ihnen war Edgar Poe bei Weitem der bedeutendste. Ein lebhaftes und zähes Gefühl, ein edler, zarter Sinn, Reichthum und Energie der Darstellung zeichneten ihn aus. Hätte er sich damit begnügt, dem Lesebedürfniß durch novellistische Unterhaltung entgegenzukommen: er hätte als bauerhafter, gesunder, wohlbezahlter Schriftsteller ein hohes Alter erreichen können. Seine Erzählung hat soviel Humor, Farbenglanz und Interesse, daß die Producte des beliebten matt-romantischen Geschmacks sich neben ihm gar dürftig ausnehmen. Aber im Hintergrunde seines Talentes lebte ein tieferer Zug, der ihn von seinen Collegen im belletristischen Fach wesentlich unterschied. Er wollte nicht blos realistisch, sondern philosophisch beobachten. Das Ereigniß selbst beschäftigte ihn weniger, als dessen Spiegelung im Geiste; sein Nachdenken über das Verhältniß der Begebenheiten zu den Meinungen und dem Urtheil wird bie und da zur Grüblei. Schon um deßwillen haben seine Erfindungen durchaus nichts Conventionelles und im alltäglichen Sinne Befriedigendes; mancher Halbdichter, der sich auf der breiten Heerstraße hält, weiß seinen Sachen weit mehr Rundung und Vollendung zu geben, wenn er auch nicht entfernt den poetischen Verstand besitzt wie Edgar Poe.

Solche Charaktere waren auch in unserer alten Welt in den aufgeregtesten Zeiten meist unglücklich. Nicht Jeder trug wie Jean Paul neben dem Wall des Bult und neben dem reißdarn Genius den biertrinkenden Philister in sich. Unsere romantische Epoche weiß mehrere Dichter auf, denen Edgar Poe geistig verwandt ist. Sie waren zarte, empfindliche Naturen, welche ihre Beobachtung lieber an der inneren Welt des Fühlens und Denkens, als an der äußeren übten. Goethe's Vorsicht zuwider, ließen sie sich von der Muse nicht begleiten, sondern leiten. Das Leben solcher Persönlichkeiten nimmt eine entsprechende Richtung. Sie sind oft des edelsten Wohlwollens, der zärtlichsten Treue fähig; aber die Tugenden des Gewissens und Charakters gelangen in ihnen nicht zur Ausbildung. Sie erscheinen zerfahren und unzuverlässig, während Leute von weit schlechterem Kaliber ihre Haltung zu behaupten wissen. Ihre Begabung geht zum Theil, ihr Lebensglück ganz und gar verloren; und noch im Tod geben sie unseren Verfassern von Literaturgeschichten Anlaß und Folie zu moralischen Nutzanwendungen.

Wenn so manche Dreiviertel, den Lenz bis auf unsere Zeit, diesem Schicksal verfielen, wie hätte Edgar Poe ihm entgehen können, der bei ähnlicher Geisteörichtung und Nervenstimmung in den Rahmen der amerikanischen Gesellschaft so wenig paßte! Hätte er die ideale Seite seines Talentes völlig rein ausbilden wollen, so wäre er vielleicht nahe zu Novalis zu stellen, mit dem er namentlich eine begeisterte Vorliebe für Mathematik gemein hatte. Aber sein Leben verlor sich in Abwege und sinnliche Verirrungen, und sein Geist wandte sich dem Nachtgebiete der Natur und den dämonischen Erscheinungen zu. Sollten wir ihn dem Herkommen nach in Parallele bringen, so wäre es mit E. T. A. Hoffmann, dem er auch in der Gabe, Schreckhaftes und Unheimliches zu schildern, gleichkommt.

Poe's Familie war eine der achtbarsten in Baltimore. Sein Großvater hatte im Unabhängigkeitskrieg als General-Quartiermeister gedient und war mit Lafayette eng befreundet. Dessen Sohn David Poe faßte eine heftige Neigung zu der englischen Schauspielerin Elisabeth Arnold, die durch ihre Schönheit berühmt war; er entführte und heirathete sie. Um sein Geschick noch enger an das ihre zu knüpfen, betrat er selbst die Bühne und erschien in den Hauptrollen der Union mit seiner Gemahlin auf den Brettern. Beide Gatten starben fast gleichzeitig zu Richmond in Virginien; sie hinterließen drei Kinder, unter ihnen Edgar, in äußerster Dürftigkeit und Verlassenheit.

Edgar war im Jahr 1813 in Baltimore geboren, ein Kind der Leidenschaft und des Abenteuers. Ein reicher Kaufmann dieser Stadt, Hr. Allan, fand Gefallen an dem schönen, liebenswürdigen Knäblein und nahm es an Kindesstatt an. Edgar Allan Poe — so hieß er nunmehr — wuchs daher unter den günstigsten Umständen heran; ihm schien jener Wohlstand vorbehalten, der dem Charakter eine stolze Sicherheit verleiht. Seine neuen Eltern reisten mit ihm durch die drei britischen Königreiche und ließen bei ihrer Heimkehr den Sohn in der Erziehungsanstalt eines Dr. Brandsby zu Stoke-Newington bei London. Poe selbst beschreibt in „William Wilson“ das sonderbare, im alten Styl Elisabeths gebaute Haus und die Eindrücke seiner Schuljeit.

Neun Jahre alt kehrte er nach Richmond zurück und setzte unter den besten Lehrern der Stadt seine Studien fort. Drei Jahre später kam er auf die Universität von Charlottesville, wo er sich durch wunderbare Fassungskraft auszeichnete. Auch sein mathematischer Sinn, den er später in einigen Novellen zu ganz neuen Wirkungen

Digitized by Google

zu verwenden verstand, zeigte sich schon auf der Schule; schwierige Aufgaben waren ihm nur ein Spiel. Aber seine Frühreife gab sich nicht minder in einem Uebermaß von Leidenschaften kund, das endlich seine Ausweisung zur Folge hatte. Einige unglückliche Spielschulden verursachten eine Verstimmung zwischen ihm und seinem Stiefvater. Vielleicht auch hörte er in seiner geordneten wohlanständigen Umgebung manche Anspielung auf das regellose Leben seiner Eltern, auf ihre Fehler und ihr selbst verschuldetes Unglück. — Er fühlte dann ein großmüthiges Sehnen nach den Todten, deren warmes Lieben und Leiden ihn näher anging als das kühle Glück, das man ihm bieten mochte.

Edgar faßte nun den Plan, nach Griechenland zu gehen und, ein fünfzehnjähriger Halbjüngling, am Kampfe gegen die Türken Theil zu nehmen. Nach einigen Monaten war er im Orient. Hier aber ist vorläufig eine Lücke in seiner Biographie. Im Jahr 1829 war er in Petersburg, ohne Paß, in irgend eine gefährliche Sache verwickelt; denn er mußte die Vermittelung des amerikanischen Gesandten, Henry Middleton, in Anspruch nehmen, um dem russischen Strafgesetz zu entgehen und in die Heimath zurückzukehren.

Nun trat er in die Militärschule zu Westpoint ein und gab auch hier Beweise einer hochbegabten, aber ungezügelten Natur; wenige Monate, und sein Name wurde gestrichen. Gleichzeitig starb Frau Allan, für die er immer eine wahrhaft kindliche Liebe hegte, und ihr Gemahl heirathete eine zweite, ganz junge Frau. Ein häuslicher Zwist von räthselhafter Art war Ursache, daß Edgar sich von seinem Adoptiv-Vater trennte und daß Dieser, dessen zweite Ehe mit Kindern gesegnet war, ihn von jedem Erbtheil ausschloß. Kurz nachdem er Richmond verlassen, gab nun Poe ein Bändchen Gedichte heraus. In äußerster Noth nahm er Kriegsdienste und benutzte die drückende Muße des Garnisonlebens zu kleinen dichterischen Arbeiten. Um diese Zeit hatte eine Wochenschrift zwei Preise für die beste Erzählung und für das beste Gedicht ausgesetzt. Die von Poe eingesandten Stücke zogen zuerst durch seine ausnehmend schöne Handschrift, dann durch den Inhalt die Aufmerksamkeit auf sich; er gewann die beiden Preise. Herr Kennedy, der unter den Preisrichtern den Vorsitz führte, wünschte den Sieger zu sehen. Bald brachte ihm der Herausgeber der Zeitschrift einen jungen Menschen von auffallender Schönheit, mit sehr zerrissenem, bis an das Kinn zugeknöpftem Rock, und von eben so stolzem als verhungertem Aussehen. Er hatte den Soldatenstand seit Kurzem aufgegeben. Nun gründete gerade in Richmond ein Hr. White den „Literary Messenger;“ er war unternehmend, aber ohne literarisches Talent und bedurfte eines Helfers. Kennedy empfahl ihm die neu auftauchende Größe, und Poe war demnach zu zweiundzwanzig Jahren Herausgeber einer Revue, deren ganzer Erfolg auf ihm beruhte. Erst später hat der „Messenger“ anerkannt, daß er seine Verbreitung, seinen sehr gewinnreichen Einfluß seinen verwünschten Schwärmer und unverbesserlichen Trunkenbold verdankte. Hier erschien namentlich die „Merkwürdige Geschichte des Hans Pfaal von Rotterdam“. Zwei Jahre lang arbeitete er rastlos; er gab außer seinen originellen Geschichten noch Kritiken über Bücher aus jedem Fache. Für sein angestrengtes Schaffen erhielt er ein Jahrgehalt von 500 Dollar. „Unmittelbar heirathete er ein Mädchen, schön, liebenswürdig, von gutem Charakter, die gar kein Geld hatte,“ — erzählt mißbilligend sein amerikanischer Biograph. Seine Braut war mit ihm verwandt; doch deutet ihr Name, Virginia Klemm, auf deutsche Herkunft.

Nach zwei Jahren trennte sich Hr. White von ihm; des Dichters hypochondrische Gereiztheit und seine Anfälle von Trunksucht waren die Veranlassung. Gleich einem Wüstenbewohner trägt er nun sein leichtes Zelt von einer Stadt zur anderen, arbeitet an jedem Ort eine Zeitlang; die Journale geben oft von seinem Aufenthalt Bericht, sie melden den Tod seiner Gemahlin, einzelne Artikel bezeichnen ihn als Menschenfeind, als Vagabunden und Trinker. Um die Mittel zur Gründung einer selbständigen Zeitschrift beizubringen, verlegte er sich auf Vorlesungen. In New-York hatte er mit dem Vortrag seines „Heureka *), ein Gedicht in Prosa,“ das naturwissenschaftlichen Inhalts war, viel Theilnahme gefunden, sa lebhafte Verhandlungen erregt. Gestützt auf zahlreiche Verbindungen, wollte er nun ähnliche Vorlesungen in Virginien, seiner Heimath, veranstalten. So sah ihn auch Richmond wieder, das ihn als Knaben gekannt. Alles drängte sich zu dem berühmten Landsmann; er erschien elegant, schön, einnehmend; er soll damals, um sich der Bakerstadt zu empfehlen, sogar an einem Mäßigkeitsverein Theil genommen haben!

Der freundliche Empfang, den er zu Hause fand, erfüllte sein armes Herz mit Stolz und Freude; er sprach davon, er wolle sich in Richmond niederlassen und an den Orten, die ihm in der Kindheit so theuer waren, sein Leben beschließen. Aber er hatte noch ein Geschäft in Newyork; am 4. October reiste er dorthin ab, schon über Schwäche und Fieber klagend. Ziemlich unwohl kam er am 6. gegen Abend in Baltimore an und ließ sein Gepäck in den Bahnhof tragen, von wo der Zug nach Philadelphia geht. Er ging in eine Schenke, um irgend ein Reizmittel zu holen, fand hier alte Bekanntschaften und verspätete sich. Im Nebelgrau des nächsten Morgens fand man am Weg eine Leiche — vielmehr einen noch lebenden Körper, den aber bereits der Tod gezeichnet hatte. Man trug den Unbekannten, bei dem man weder Geld, noch Papiere fand, ins Spital. Hier starb der berühmte Dichter Edgar Poe, im 37. Jahre, wie Mozart, Byron und Raphael.

Ein solcher Tod ist beinahe ein Selbstmord zu nennen. „Keine Krankheit ist dem Alkohol zu vergleichen“, sagt er selbst, und widerstand gleichwohl nicht einer Lockung so niedriger Art; er, dessen Geist sich am liebsten auf den Höhen bewegte und den abstracten Denkprocessen neue dichterische Reize abgewann! Er, der Träger einer poetischen Anschauung, lieferte in einem so schmählichen Tod seinen prosaischen Landsleuten einen Beweisgrund mehr gegen das ungebundene geniale Treiben. Denn daß er einer ihrer besten Köpfe gewesen, läugneten die Amerikaner nicht. Longfellow, den Edgar Poe arg mißhandelt hatte, widmete dem Todten einen ehrenvollen Nachruf.

Am bittersten war der Verlust für Frau Maria Klemm, die Mutter Virginiens. Sie hatte Jahre lang für den Schwiegersohn gesorgt, dem es oft, noch bei Lebzeiten seiner Frau, am Nöthigen fehlte. Edgar war ein Schützling, der Verlegenheit brachte. Sie besuchte Buchhändler und Herausgeber von Zeitungen, um ihrem Sohn, wie sie ihn nannte, Arbeit zu verschaffen. Aber sein Gedanlengang war oft so abweg̃ig, sein Styl dem Alltäglichen so entfremdet, daß man es unmöglich fand, ihn theuer zu bezahlen. „Auch ich,“ erzählt der Redacteur Willis, „sah die würdige Frau in mein Bureau eintreten. Ich war erfaunt von ihrer Hingebung für den Sohn, von ihrer verständigen Schätzung seines Talentes. Ihre Stimme war bewegt und sanft, ihr Benehmen etwas veraltet, aber edel und schön. Mehrere Jahre lang sahen wir diese unermüdliche Dienerin des Genius ärmlich gekleidet vom Journal zu Journal gehen, bald um ein Gedicht, bald um einen Artikel zu verkaufen. Sie nannte ihn krank, wenn sein Geist an Unfruchtbarkeit litt; ihr Vertrauen auf die Begabung und auf den Willen des Geliebten wurde nie geschwächt.“ Nach dem Tod ihrer Tochter lebte sie ganz für ihn, den Dichter. Bei der Nachricht von seinem Tod schrieb sie Herrn Willis einen erschütternden Brief, der mit den Worten schloß: „Sie werden gewiß seinen Tod anzeigen und Gutes von ihm sagen. Sagen Sie auch, welch ein liebender Sohn er für mich, seine arme Mutter, war.“ Eine solche Anhänglichkeit gibt doch wohl auch für Denjenigen, dem sie zu Theil ward, ein günstiges Zeugniß.

*) D. h. „ich hab's gefunden;“ der bekannte Ausruf des Archimedes nach der Entdeckung vom Gewichtverluste fester Körper im Wasser.

Digitized by Google

Poe war bei ausgezeichneter Schönheit seiner Züge und bei schlanken Formen doch klein von Wuchs und hatte Hände und Füße einer jungen Dame. Gleichwohl war er jeder körperlichen Uebung Meister, vollbrachte die größten Kraftproben und gewann als Schwimmer erstaunliche Wetten. Auffallend war seine große, klare Sinnbildung; wenn eine solche den Sinn für Idealität anzeigen soll, so hat sich diese Wahrnehmung hier gerechtfertigt. Seine Augen waren von unbestimmter Farbe, voll dunklen Glanzes, das Gesicht ziemlich gebräunt, der Mund fein, der Gesichtsausdruck zerstreut und nicht immer angenehm. Sein Betragen war eine Mischung von Stolz und Sanftmuth, er hatte etwas Aristokratisches und erregte bei den Frauen ein ungewöhnliches Interesse. Im Gespräch entwickelte er eine hinreißende Beredtsamkeit. Er war kein Schönredner und wich dem Conventionellen im Reden wie im Dichten aus; aber sein Reichthum an Wissen und Erfahrung machte den Verkehr mit ihm in hohem Grad belehrend. Aus klaren und anschreinend gewöhnlichen Sätzen wußte er mit wunderbarer Kunst neue, auffallende Ansichten herzuleiten; er regte mächtig an und brachte auch den Sinn des Mitredenden aus dem gewöhnlichen Geleise heraus. Leider schlug er selbst oft diese hochgestiegene Wirkung durch unerwartetes Cynismus nieder. In Bezug auf Geselschaft war er obnedieß nicht wählerisch.

Ueber seine Trunkenheit, sein Delirium ist Vieles gesagt worden. Man hat diese Schmach zu beschönigen gesucht und bemerkt, auch andere Schriftsteller seien keine Muster von Mäßigkeit, selbst die kleinste Dosis geistigen Getränkes habe ihn berauscht und gleichwohl habe er, unglücklich und verreissamt, zu diesem Mittel gegriffen, um seine Stimmung zu erhöhen und alles Schlimme zu vergessen. Er stürmte auf seine Natur wahrhaft mörderisch ein, als habe er in sich „einen Wurm zu tödten.“ Als er nach dem Tode Virginiens, die er im Gedicht „Annabel Lee“ herrlich besungen, eine zweite Ehe eingehen sollte, berauschte er sich, um der Familie Anstoß zu geben und seines Versprechens entbunden zu sein. Manche seiner schönsten Dichtungen schrieb er vor oder nach einem Anfall von Trinkwuth. Sein französischer Biograph Baudelaire meint gar, es bestehe wohl zwischen den Bildern des Rausches eine ähnliche Verknüpfung wie manchmal zwischen den Bildern des Traums, und Poe habe darum oft zum Glase gegriffen, um verlorene Gestalten der Art wieder zu beleben.

In seinen Erzählungen weiß er mit seltener Kunst die Ausnahmsfälle der Natur und des Menschenlebens zu behandeln; auf das Unheimliche, auf das Ahnungs- und Spiegelungswesen läßt er sich gern ein. Daß er so gern mit Vermuthungen spielt, daß er sich gesuchte schwierige Aufgaben stellt, um sie desto künstlicher zu lösen, ist ein amerikanischer Zug. Seine Novellen sind feine Liebesgeschichten, während seine Gedichte großentheils vom Gefühl der Liebe und von Sehnsucht nach dem Unendlichen getragen sind. Vier Dinge, sagt er einmal, gehören zum Glück: das Leben in offener Luft, die Liebe einer Frau, Freiheit von jedem Ehrgeiz und schönes Schaffen. Bei seinem großen Talent für groteske und große Schilderungen ist doch in seinen sämmtlichen Werken keine einzige Stelle, die man entfernt als schlüpfrig oder grob sinnlich bezeichnen könnte. Ueberhaupt gehören nur die „romanhaften Episoden“ der galanten Art an; seine Frauenbilder sind rein bis zum Idealen.

So lebte, dichtete und starb Edgar Poe, dem die mächtige Civilisation seines Vaterlandes nur eine „Barbarei mit Gasbeleuchtung“ war. An diesem Mißstand waren zum kleinen Theil die Verhältnisse, zum größeren eine verkehrte Anlage seines Wesens und der Unstern Schuld, der schon auf seine Wiege leuchtete. Auch wir haben in den Epochen des Sturmes und Dranges, der Romantik, des jungen Deutschlands warnende Beispiele von krankhafter Uebereizung gesehen. Gewiß sind die Zeiten vorüber, da man die Fieberblässe poetischer fand, als das frische Wangenroth, und für den genialen Rausch mehr Sympathie hatte, als für ein bewußtes Handeln nach Grundsätzen. Naturen, wie Edgar Poe, dürfen der Bewunderung, der Nachahmung nicht empfohlen werden. Doch haben sie auf unsere innigste Theilnahme Anspruch, um so mehr, als die plan-nüchterne Weltanschauung, zu deren Triumph so ungläubliche Bestrebungen ausschlagen, doch auch der Menschheit auf die Dauer kein Heil gewähren kann.

Literarische Schattenrisse.

Francesco dall' Ongaro.

Von Ida von Düringsfeld.

Mit Erstaunen und Betrübniß hatte ich in Deutschland erfahren, wie wenig mein Freund dall' Ongaro dort bekannt sei. Von Paris aus erhält er Aufforderungen zu Uebersetzungen, in Brüssel vereinigen seine Vorträge Alles, was sich für italiänische Literatur interessirt, für die Zeitung in Lima ist er politischer Correspondent, nach London schon mehr als einmal eingeladen worden, nur in Deutschland kennt ihn Niemand, als eine einzige geistvolle Frau, welche seine „Volksgesänge“ gelesen hat.

Und dall' Ongaro würdigt, schätzt und liebt Deutschland so sehr. Unsere Literatur kommt ihm so herrlich vor. Unsere großen Namen sind auch für ihn solche große Namen. Er verdiente es in der That, von Deutschland gekannt zu werden.

Ich bin in Wahrheit die Freundin meiner Freunde. Ihr Ruhm ist mein Ruhm. Kaum hatte ich den Plan zu diesen Schattenrissen gefaßt, so beschloß ich auch, daß Francesco dall' Ongaro zu dem ersten sitzen sollte, und um meiner Pflicht als feine Biographin auf das Genaueste nachzukommen, schrieb ich an ihn und erbat mir von ihm einige Nachrichten über sein Leben.

Ich erhielt umgehend Antwort, einen jener raschen, bestimmten Briefe, wie dall' Ongaro sie mit der vollen Meisterschaft über seine herrliche Sprache an seine Freunde hinwirft; aber von dem, was ich wissen wollte, stand so wenig wie möglich d'rinnen. Kein Name, weder von seinem Geburtsort, noch von Vater und Mutter; und ein einziges Datum, das seiner Geburt. Dagegen fand ich in kurzen Zügen ein Bild seiner selbst, und da Jeder sich selbst am besten zeichnet, vorausgesetzt, daß Einer überhaupt zeichnen kann, so will ich Francesco dall' Ongaro von Francesco dall' Ongaro geben Wort für Wort, so weit es möglich ist Italiänisch in Deutsch zu verwandeln.

„Freundin!

Euer Wohlwollen bringt mich in arge Verlegenheit. So viel wie möglich werde ich unpersönlich sein.

Ich bin 1806 im Venetianischen geboren. (Ihr seht wie alt ich bin.) Ich machte Verse, bevor ich lesen konnte. Für die Dichtkunst geboren, studirte ich dennoch Theologie, denn die Kanzel schien mir der einzige Ort, von dem aus es möglich sei, einige Samenkörner männlicher Tugend unter das Volk zu werfen. (Ihr seht, wie einfältig ich war.) Gleich bei der ersten Predigt wurde ich einer zwiefachen Censur unterworfen. Ich wandte mich den Journalismus und der Bühne zu. Zehn Jahre lang schrieb ich an der Favilla, von der ich auch nicht eine Zeile verlängne. Ich machte mich mit Poyza*) und seinen Freunden gemeinsam zum Organ der slavischen Bewegung.

Ich schrieb gleichzeitig mehrere Sammlungen von Dichtungen, von denen einige, wie z. B. die Ilsica, mehrfach ins Deutsche übersetzt wurden. Meine Canzone „all' amica ideale“ (an die geträumte Freundin) ließ alle poetischen Jünglinge Italiens sich eine gleiche Freundin träumen. Tausend unbekannte Leserinnen lernten meine Verse auswendig und — lieben höchst wahrscheinlich im Geiste den Dichter.

*) Graf Orsato Pozza, Augustinischer Dichter, Herausgeber des in Agram erscheinenden Jahrbuchs: Dubrovnik.

Digitized by Google

Ebenso war ich der erste, oder doch der ersten einer, welche die Tradition als Ballade behandelten. Goethe war mir Vorbild und Offenbarung.

Von der Ballade ging ich zum Drama über und schrieb in Prosa il povero fornaretto (den armen Bäckergesellen, eine venetianische Geschichte), welcher jetzt noch nach fünfzehn Jahren auf allen italiänischen Bühnen ist. Andere Arbeiten würden dieser gefolgt sein, hätte nicht die Revolution mir eine andere Bühne eröffnet.

Ich wohnte den ersten Bewegungen in Florenz und in Parma bei. Von der piemontesischen Politik wandte ich mich mit Unwillen ab. Was mein Herz verlangt hat, was meine Ueberzeugung noch immer ist, Ihr wißt es.

Ich nahm in Venedig am Kampfe Theil, nicht aus kriegerischer Neigung, aber weil ich die Schriftsteller nicht Feiglinge gescholten haben wollte. Einer meiner Brüder ward an meiner Seite gefährlich verwundet, während ein anderer, der Maler, welcher in München studirt hatte, bei Palmanova von einer Bombe tödlich getroffen wurde.

Später wurde ich Mitglied der gesetzgebenden Versammlung zu Rom.

Ein Trauerspiel, „Marko Kraljevich," deutsch von Gabriel Seidl, serbisch von einem Dalmatier übersetzt, habe ich italiänisch noch im Manuscript und hebe es für bessere Zeiten auf. Für die Pistori übersetzte ich die Phädra von Racine.

Die „Bianca Capello" kennt Ihr. In der Arbeit habe ich „Catarina Cornaro" und „Bütoria Colonna".

Im Allgemeinen kann ich mich über die Aufnahme, welche meine Dichtungen in Italien und anderwärts gefunden haben, nicht beklagen. Ueber erkleckerte das Loos der armen Eingekerkerten, welche in Gradisca gesungen saß, und bei einem ähnlichen Falle wurde das Gedicht von dem Rath von Tschabuschnigg vor dem Triestiner Gericht angeführt, um für die Schuldige, welche ihren ungetreuen Geliebten erdolcht hatte, eine Milderung der Strafe zu erlangen. Sie wurde begnadigt. Eine andere meiner Balladen, „la Perla nello macerio" rettete ein mir unbekanntes Mädchen aus einer schweren Gefahr, was ich durch den Dank erfuhr, den sie mir sagen ließ.

In der Verbannung commentirte ich den Dante in vierzig Conferenzen, welche ich in einem Bande herausgegeben gedenke. Ich habe die Göttliche Komödie mit ihren philosophischen, theologischen und geschichtlichen Fragen mit Bezug auf die Art aufgefaßt, wie dieselben Fragen in der Gegenwart behandelt werden. Ich habe anzudeuten versucht, wie Dante nach Galilei, Cuvier und Humboldt seinen Gegenstand dargestellt haben würde.

Jetzt habe ich einen Cursus der modernen italiänischen Literatur vor, mit der Absicht, die Entwicklung der politischen und religiösen Gedanken in Italien während der letzten fünfzig Jahren zu verfolgen.

Nun setzt die Schatten auf und sagt von mir soviel Böses Ihr immer könnt, nur laßt meinem Charakter die Gerechtigkeit widerfahren, daß er während eines dreißigjährigen literarischen Lebens und inmitten aller politischen Veränderungen auch nicht um eine Linie breit abgewichen ist."

Diese einfache Gerechtigkeit wird Francesco dall' Ongaro Jeder widerfahren lassen, der ihn nur einigermaßen kennt. Er ist eins mit seiner Ueberzeugung, für sie ist ihm Nichts zu theuer und Nichts zu schwer; darum kann man seine Meinungen wohl bekämpfen, wie ich, die eifrige Royalistin, es unaufhörlich thue, aber sie ihm zum Vorwurf machen kann man nicht. Er hat seine Strafe für sie gezahlt, er ist arm aus dem Vaterlande in die Verbannung gegangen, er beklagt sich nicht, — er hat gespielt und verspielt — nun gut, er dankt Gott, der ihn auf fremder Erde ein Haus finden ließ, um darinnen zu wohnen, und Verdienst, um sich und den verwaisten Knaben des gefallenen Bruders zu nähren. Er hat vier Jahr in der Schweiz ein Dasein gelebt, welches einen minder schnellkräftigen Geist auf immer abgespannt hätte. Aber er ist er selbst geblieben, hat es abgeworfen und sich in Brüssel ein neues gesucht. Allerdings war seine Schwester bei ihm, ein edles, intelligentes Mädchen, welches den Bruder nicht nur liebt, sondern auch versteht. Dann wurde ihm auf eine geheimnißvolle Weise eine weibliche Hand zum Beistand geboten, und wenn er denselben auch nicht annahm, so ermuthigte ihn doch das Bewußtsein, was für edle Theilnahme er einflößte. Aber hätte er nicht in sich selbst die wahre, stille Kraft des Mannes, so wäre es ihm doch nicht möglich gewesen, sich auf solchen Trümmern ein neues Dasein zu gründen, noch dazu ein Dichterdasein.

Dichter ist er im vollsten Sinne. Zu jeder Stunde, in jeder Stimmung. Selbst da, wo er es nicht will. Umsonst müht er sich ab, Philosoph zu sein — er bleibt Dichter. Darum werden auch, ich will nicht sagen, seine politischen, aber seine religiösen Ueberzeugungen sicherlich noch eine große Wandelung erfahren.

Und doch — auch seine politischen Ideen nehmen sich auf dem Papier viel heftiger und gewaltsamer aus, als sie in der Wirklichkeit sind. „Gebt mir einen König wie Leopold," sagte er mir einst, „und ich bin sein Unterthan." In der Revolution selbst suchte er stets zu verschönen und Unheil zu verhindern. Als einst in Ancona die politischen Meuchelmorde so überhand nahmen, daß Manzini selbst davor erschrack, erbot Francesco dall' Ongaro sich freiwillig, hinzugehen und ihnen Einhalt zu thun. „Wenn Ihr es könnt," sagte Manzini, „aber ich kann Euch keinen Schutz gewähren." Und ohne Schutz, allein in einer Versammlung von Hunderten, sprach er im Namen der Menschheit gegen den Mord und forderte und empfing den Schwur, daß keiner mehr verübt werden solle.

Von seinen Conferenzen über Dante sind denn auch diejenigen am schönsten, welche sich rein in der Sphäre der Poesie halten. So höre ich eine über die Maria, welche köstlich war. Die letzte dagegen über St. Peter ließ mich gänzlich kalt. Am Abend, als dall' Ongaro zu uns kam, wollte ich ihn mit meiner Meinung bekannt machen und sing an: „aber hört, heute" — „So, so; so vedutol ich weiß, ich weiß; ich hab's gesehen," unterbrach er mich mit Blick und Hand.

Das führte jedoch unser gutes Einvernehmen nicht im mindesten. Man kann nicht bescheidener sein, als dall' Ongaro. Und hätte er mir wegen St. Peter auch wirklich einen Augenblick gegrollt, so würde ihn doch im nächsten schon die Bewunderung wieder versöhnt haben, mit welcher ich seine „Bianca Capello" anhörte, die er eben beendet hatte. Es ist das eine der schönsten Tragödien, deren ich mich erinnere. Vollendet in der Sprache schwebt sie in einer wundervollen Harmonie zwischen Idealität und Wirklichkeit.

Viola tricolor, eine Feuilleton-Novelle, ist vielleicht das Oberflächlichste, was dall' Ongaro geschrieben, und doch in ihrer Tendenz nicht ohne Ernst. Er kann nicht anders als ernst sein. La rosa bianca, welche denselben Gebrauch behandelt, wie die Cordula von Mar Waltau, enthält die höchste Reinheit der Gesinnungen, ist aber im Mechanischen noch nicht, was die Novellen dall' Ongaro's sein werden, wenn er sie erst mit derselben furchtlosen Originalität schreiben wird, wie seine Briefe.

Was er nicht kann: übersetzen. Er dichtet nur. Ich aber, die ich mich daran gewöhnt habe, meine eigene Individualität zu verläugnen, habe einige von seinen Canti popolari wort- und maßgetreu übertragen und theile sie hier als eine kleine Probe seiner Dichtungsweise mit.

Die Schwester.

E il mio fratello sò ne ito all forte.

Mein Bruder ist in's Fort hinaus gegangen,
Um von der Kugel tort durchbohrt zu werden;
Die Freiheit hoffe er, hat den Tod empfangen,
Ein Vaterland im Himmel, statt auf Erden.

Digitized by Google

Ihm nachzufolgen fehn' ich mich mit Schmerzen;
Der Wunsch zu sterben regt sich mir im Herzen,
Ich möcht' ihm dahin folgen, wo kein Feind,
Wo Alles Freiheit ist, und Niemand weint.

Der Verräther.

Terra novata non mena più spica.

Beschneites Feld trägt länger keine Aehren
Und keine Blüthe sprießt aus dürrem Reis;
Wenn du nicht liebst den Boden, der dich nährte,
Beweist es, wie dein Herz gerann zu Eis.
Wenn du nicht liebst die alte Heimaterde,
Wen willst du wohl wieder lieben treu und heiß?
Dem Vaterlande bliebst du nicht Treue,
Das Mädchen, das dir traut, das wird's bereuen!
Das Mädchen, das dir glaubt, das wird's bereuen!
Das Mädchen, das dir traut, das wird's bereuen —
Beschneites Feld kann keine Saat mehr tragen;
Die dem Verräther traut, die wird's bereuen —
Aus dürrem Zweig kann keine Blüthe keimen.

Die Livornesin.

Addio, Livorno! addio, paterne mura!

Leb' wohl, Livorno, und mein Vaterhaus;
Leb' wohl, — vielleicht, daß ich's auf immer sage!
Im Grabe ruhen meine Eltern aus,
Mein Liebster ist im Feld und wird sich schlagen.
Ihm folgend zieh' ich auf gut Glück hinaus,
Mir dünkt, auch ich kann eine Büchse tragen.
Die Kugel, die bestimmt war ihn zu tödten,
Die soll zuerst mit meinem Blut sich röthen;
Er wird sich niederbücken zu dem Armen.
Ihm in's Gesicht zu blicken voll Erbarmen,
Dann wird mein blasses Antlitz ihm erscheinen —
Ach, armer Liebster mein, wie wirst du weinen!

Dall' Ongaro wünscht sehr seine Conferenzen über Dante auch in Deutschland vortragen zu können, vielleicht wäre in Berlin ein Ort dazu.

Beethovens letzte Quartette.

Von J. B. Sabattier.

(Fortsetzung.)

Die Melodie ist nach unserer Auffassung ein musikalischer Satz von bestimmtem Gefühl, ein Satz, der in sich Anfang und Ende hat, der ein vollständiges Ganze bildet. Sie bedarf der Gegensätze, um ihre Schönheit hervortreten zu lassen; sie ist unfähig, gewisse Gedanken auszudrücken; sie kommt vorzugsweise der Vocalmusik, der Oper zu, in welcher die Handlung musikalische Situationen vorbereitet. Ihre Bedeutung ist weit geringer in der Instrumentalmusik, wo man durch die Verbindung der verschiedenen Rhythmen, durch die Entwicklung der Ideen Contraste gewinnt und ergreifende Wirkung macht; mit Unrecht hat man Beethoven zum Vorwurf gemacht, ihm fehle die Melodie. Er mißbraucht sie nicht, wie die Italiener, welche dem Gesang, der Melodie Alles opfern, aber er schließt sie nicht aus; er begnügt sich, sie mit richtigem Maß anzuwenden; er gesteht ihr die Bedeutung zu, welche ihr in der von ihm bevorzugten strengen und edlen Gattung zukommt. Die Composition einer Symphonie oder eines Quartetts, also der wahrhaft poetischen Musik, der Musik in vorzüglichster Bedeutung, verlangt ein vollendetes Wissen, das die fruchtbarste melodische Einbildungskraft nicht ersetzen kann; und es wäre kindisch, noch beweisen zu wollen, daß eine Reihe von zusammengeflickten Melodieen unerträglich sein würde, selbst für die Stammgäste des Théâtre Italien.

Beethovens Symphonien erinnern im Eindruck an große Naturscenen und Erschütterungen. Sie haben etwas Heroisches, sie gleichen majestätischen Epopöen. Seine Quartette, namentlich die letzten, die man in Deutschland mit Recht die Riesenquartette nennt, drücken mehr die Leidenschaft, die individuellen und inneren Kämpfe, Schmerzen und Freuden aus. Mit vier Instrumenten bewirkt der Meister einen Vollklang, welcher dem eines Orchesters fast gleichkommt, aber wenn dies gesagt werden kann, weniger materiell ist; er findet Accorde von unendlicher Zartheit, er gelangt, ohne in Monotonie zu verfallen, zu einer wunderbaren Einheit in Gefühl und Ausdruck; was Alles vermittelst einer größeren Zahl von Instrumenten klar und fein wiederzugeben unmöglich wäre.

Das Metronom, dessen sich Beethoven nur selten bediente, ist ein schlechtes Mittel, das Zeitmaß seiner Musik kennen zu lernen. Der Charakter jeder Composition ist so bestimmt, der Geist der Musik mit dem des Tempo so innig verbunden, daß nur ein allgemeines, vollständiges, tiefes Studium den Instrumentisten über die Einheit von Zeitmaß und Ausdruck aufklären kann. Von welchem Nutzen wäre das Metronom für die Ausführung der letzten Quartette, wo Beethoven die Andeutungen häuft, wo man oft so viel Nüancen als Takte findet?

„Die Kunst," sagt Hegel, „soll alle Kräfte wecken, die in der Menschenseele schlummern, soll das Tiefste und Geheimste, das im Geist und Herzen ist, zum Bewußtsein bringen, mit allen Gegensätzen und Widersprüchen der Menschennatur, ihrer Größe und Pein, allen Gefühle und Leidenschaften, um so den Kreis unserer Erfahrung auszudehnen und zu ergänzen, damit der Mensch das Menschenleben ganz erleben könne. Dies erreicht die Kunst durch eine Täuschung, welche für uns die Wirklichkeit ersetzt." Beethoven in seinen letzten Quartetten hat diese großartige Vorschrift nach allen ihren Beziehungen erfüllt. Wenn er sich von scholastischen Hemmissen befreit hat, so geschah es nicht aus bloßer Neuerungssucht. Von seinem Genius fortgerissen, mußte er, ungeachtet seines erstaunlichen Wissens, die Regeln brechen, um stets die Form dem Gedanken unterzuordnen, um eine ganze Reihe musikalischer Eindrücke zu entdecken, die vor ihm unbekannt waren.

Die in der Instrumentalmusik am allgemeinsten angenommene Form, welche darin besteht, die Töne einzig für den Genuß des Ohrs zu combiniren und deßhalb der materiellen Entwicklung des ersten Gedankens, dem mehr oder weniger interessanten Gemeinplatz eine große Bedeutung zu geben, genügte dem Geiste Beethovens nicht. Er nahm eine neue an, die sich im Keim bei Haydn findet, die uns in Mozarts Quartetten oft begegnet; er erhöhte, er erweiterte sie. Er wußte ein Gefühl zu bezeichnen, soweit dies in der Musik nur irgend möglich ist; die Töne waren ihm ein Mittel zur Auf- und Anregung; er schloß die Begleitung im engeren Sinn aus; er achtete die Unabhängigkeit, die Eigenthümlichkeit eines jeden Theils, der zur Einheit beitragen sollte, ohne völlig darin aufzugehen; er erstrebte Wahrheit, Kraft, Tiefe des Gefühls; er fand den Ausdruck ebensowohl in der Harmonie, in den einander folgenden Accorden, als in der Melodie; er entwickelte den Hauptgedanken mit nie dagewesener Mannigfaltigkeit, Gewandtheit, Kraft und Originalität. Er änderte seine Manier mehrmals; immer aber blieb er den großen Principien der Kunst, dem Gesetz des Fortschrittes treu; er lernte das technische Verfahren immer entschiedener beherrschen, und gegen das Ende seiner Laufbahn, als er seine letzten Quartette schrieb, componirte er nicht blos im gewöhnlichen Sinne des Wortes: er faßte sein ganzes Werk zusammen und erfand erhabene Weisen, um die Träume, die Ahnungen, die Qualen seiner Seele auszusprechen.

Die sechs ersten Quartette (op. 18) stehen unter den Mozart'schen, die Beethoven offenbar zum Muster genommen hatte. Obwohl sie viel Schönes enthalten, ist doch der Styl nicht ohne Härte; der Componist ist zu besorgt um die Mittel der Ausführung. Die classische Manier paßte nicht für Beethovens bewegten Genius, der zum Ausdruck neuer Gefühle einer neuen Form bedurfte. In der

Digitized by Google

That bricht er schon mit der Ueberlieferung im Quartett in G, dessen Andante durch ein Adagio unterbrochen ist. Das erste Stück des C moll-Quartetts hat einen erkünstelten Charakter, den man das Pomposo nennen könnte, eine conventionelle Großartigkeit, die mehr die musikalische Form, die Note, als den Ausdruck angeht; aber im Uebrigen zeigt das ganze Werk diesen Fehler nicht.

Die drei Quartette, die sein 59stes Werk bilden, haben mit den sechs ersten wenig Bezug und deuten bereits auf Beethovens neue Richtung. Im F dur-Quartett unterbricht er die Wiederholung, er gibt jedem Theil mehr Abrundung und Selbständigkeit, er exzielt einen ausnehmend reinen Klang, sein Gesang wird anschmiegender und sympathischer. Er ersetzt das Menuet durch ein Andante scherzando poco allegretto, das dem andante quasi allegretto des C moll-Quartetts (op. 18) nicht unähnlich, aber mannigfaltiger und eindringlicher, viele ganz neue Schattirungen im Ausdruck hat. Das Adagio molto verkettet sich mit einem russischen Thema, das dem Finale zu Grunde liegt; das erste Instrument aber wird von der Begleitung und ihren geschlossen Motiven erdrückt. Der Tonsetzer hat die entgültige Manier noch nicht gefunden; erst später vereinfacht er die Exposition, wie z. B. in den Andante von op. 127 und 135. Die Melodie lehnt oft ohne Noth wieder; die Begleitung hat jenen materiellen, untergeordneten Charakter noch nicht abgethan, der das Interesse abstumpft und der auch den letzten Quartetten völlig verschwindet. — Vom F dur-Quartett an bleibt Beethoven in anhaltendem Fortschritt; die Quartette in A moll und in C sind durchaus ursprünglich und eigenthümlich. Im letzteren zeichnet sich das erste Stück durch Mannigfaltigkeit der Rhythmen und freien Borwurf der Ideen aus, welche das Gefühl mehr als die materielle Entwickelung des Motives zusammenhält. Der melodiöse Satz der ersten Violine, genau genommen weder Melodie noch Recitativ, ist gewiß ein bedeutender musikalischer Gedanke; das Andante ist grundverschieden von denjenigen, die man vor Beethoven componirt hatte; das Finale ist, obwohl es eine fast regelmäßige Fuge bleibt, doch sehr dramatisch.

Im Andante des Es-dur-Quartetts (op. 74, 10) drückt Beethoven mehr als er je gethan den tiefen Schmerz aus, der ihn sein Leben durch beherrschte. — Jeder Theil, obwohl bestimmter umgränzt als in den früheren Werken, trägt doch mehr zum Ganzen, zum allgemeinen Gefühl bei. So aufgefaßt, erreicht das Quartett eine große Kraft des Ausdrucks; eine Eigenschaft, die Beethoven beharrlich erstrebt und von der seine letzten Werke bewundernswerthe Beispiele sind.

Das Quartett in F moll ist ein Uebergangswerk, ungleich, unvollendet, in welchem die Bemühung des Künstlers, seine Gedanken klar kund zu geben, zu merkbar wird. Die Gegensätze scheinen übertrieben; die zwei Gefühle, die Beethoven so oft bedrängen, Leidenschaft des Schmerzes und verzweifelte Entsagung, sind hier mit einer Härte und Rauhigkeit entwickelt, die sie weniger ergreifend macht als im Allegro des Finale von op. 131. Das Ohr erwartet vergebens einen Abschluß und bleibt unbefriedigt.

Zwischen den Es dur- und den fünf früheren Quartetten besteht derselbe Unterschied wie zwischen dem siebenten und den sechs ersten. Was Beethoven vor dem Es dur geschrieben, ist in der That, trotz alles Treffliches, nur eine Vorübung, um zu der Einheit zu kommen, die er hier vollkommen darstellt. Mit Unrecht, glauben wir, hat man die Rhythmenwechsel im ersten Stück zu häufig gefunden; sie verlegen das Ohr nicht; und jenes Beweglichste, Flüchtigste, das es gibt, das musikalische Gefühl, spricht sich nicht so methodisch aus, wie eine mathematische Schlußfolgerung. Der Schluß des ersten Stückes ist äußerst fein; die Idee bewegt sich hin und her, zart und diegsam, gleich einem leichten Rauche, den ein Lüftchen grillenhaft bewegt.

„Entsagung" — so hätte Beethoven das adagio ma non troppo überschreiben können. Nie war er so tief menschlich; Alles singt, Alles ist nothwendig, Alles trägt zur allgemeinen Wirkung bei. Hier, wie in sämmtlichen folgenden Werken ist das Gefühl bestimmter, fester, durchdringender als zuvor. Der Hauptgedanke erhält die verschiedensten Schattirungen; er drückt bald einen stechenden Schmerz, bald ein süßes Hoffen aus, das allmählig erlischt und in dumpfer Trostlosigkeit endet. Das Anhalten der letzten Note hat zu dem Urtheil Veranlassung gegeben, Beethoven habe dem Stücke keinen Abschluß gegeben. Dies ist mehr ein Vorzug als ein Mangel; das Unendliche hat keinen Schluß.

Das Scherzo vivace scheint nicht minder für das Ruge als für das Ohr gemacht; es hat etwas Plastisches, es eröffnet die weiteste Aussicht. Die Abwechselung von Takten und Rhythmen ist noch häufiger als sonst. Dies Stück hat einen höchst phantastischen Charakter; der Gefühlsausdruck ist untergeordnet, der Gedanke nach außen gewandt; man verfolgt ihn wie ein ungreifbares Traumbild. Solche Musik wird bei mangelhafter Ausführung barock, ja unangenehm; aber sie wird erhaben, sobald die Spielenden ihren Geist erfassen und sie in allen Nüancen wiedergeben.

Das erste Stück des B dur-Quartetts (op. 130, 13) endet mit einer Wirkung, die nur Beethovens unerschöpfte Phantasie erfinden konnte. Das Crescendo der vier Takte, welche den letzten acht vorangehen, hat eine seltene harmonische Kraft; es gleicht einem mächtigen Aufschwung zum Ideal. Das Andante con moto drückt das Zarteste, Rührendste, verschwebend Flüchtige der Empfindung mit Klarheit aus. Auf dieser Höhe kann die Musik nicht mehr ausgelegt, nicht mehr erörtert werden; sie erregt andächtige Bewunderung. Als Beethoven die Cavatine schrieb, die gleich dem Adagio des Es dur mit dem Anhalten des letzten Accordes schließt, mag er wohl Thränen vergossen haben. Diese Noten, hingeworfen nach einem Rhythmus, der der Begleitung entgegengesetzt ist, gleichen mehr einem gebrochenen Schluchzen als einem Gesang. Man kann dem innersten Schmerz keinen schneidenderen Ton verleihen. Besonders das Finale zeichnet sich durch den Eintritt der Melodie bei Beginn der zweiten Wiederholung aus. Wir kennen Nichts, das an Fülle und Reiz diesem anhaltenden Gesang gleichkommt.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Franz v. Baader, als Begründer der Philosophie der Zukunft. Sammlung der vom Jahre 1851—1856 erschienenen Recensionen und literarischen Notizen über Franz v. Baader's sämmtliche Werke, herausgegeben von Professor Dr. Franz Hoffmann in Würzburg. — Schroffer als je haben sich in unserer Zeit die Gegensätze auf allen Gebieten des Lebens ausgebildet und bekämpfen sich auf das feindlichste. Ist dieses in der Gegenwart der Fall, so gewährt die Zukunft stets erste seine tröstlicheren Aussichten, sondern läßt vielmehr einen gesteigerten Konflikt des äußeren und inneren Menschen, im Einzelnen wie in der Societät, und daher immer tiefer greifende Kämpfe der Stabilen und Progressiven, der monarchisch und republikanisch Gesinnten, der Katholiken und Protestanten, des Staates und der Kirche, Derjenigen, die ausschließlich glauben und Derjenigen, die ausschließlich wissen wollen, der Naturwissenschaft und der Religion erwarten. Wenn dieser Zustand schon durch seinen inneren Widerspruch den Beweis obliegt, daß er so nicht bleiben kann, und wenn doch auch jeder der genannten Parteien eine gewisse Berechtigung zukommt: so muß nothwendig auf eine Heilung dieser Wirrnisse gedacht werden. Eine solche oder liegt nach dem Ausspruche aller Kenner bereits vor in der Baader'schen Philosophie, welche mit vollkem Bewußtsein die größten Gegensätze in sich zusammenfaßt, und bei deren sorgfältigster Erwägung bereits alle wesentliche Punkte ausfindig gemacht hat, wodurch die Vermittelung zwischen ihnen angebahnt werden kann.

Die erste Aufgabe nämlich, die sich Baader stellte, war die Erforschung der Natur sowohl in empirischer, als spekulativer Beziehung, um das Ergebniß war, das kein Philosoph ihren Werth und ihrer Beziehung für den Menschen so vollständig erkannt und anerkannt, keiner ihren Begriff sogar bis zu den höchsten Regionen hinauf so tiefsinnig und mit allen religiösen Anforderungen einstimmig durchgeführt hat, wie er. — Aber auch die Geschichte und insbesondere die religiöse Geschichte der Menschheit hat er gründlich und mit Beachtung aller wichtigeren Momente durchforscht; ihm

Digitized by Google

ist die Bedeutung des Mythus, die Macht der Thatsache als leiblich gewordener Idee, die Möglichkeit der Attraktionen, die Ursache des Sinkens und der Wiedererhebung der Völker, die Stellung des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit, namentlich in religiös-philosophischer Hinsicht so klar, wie nur Einem geworden; und sein Urtheil darüber ist stets so sehr aus der Sache geschöpft, so wenig Vorurtheil und parteilich, daß es selbst da, wo es einseitig over getadelt irrig ist, die höchst moralische Achtung verdient. — Aber das Nächste, Bekannteste und zur Erkenntniß alles Anderen am meisten Dienende war ihm, dem Philosophen, wie kaum gesagt zu werden braucht, doch nichts Anderes, als die Selbsterkenntniß, in der wir ihn alle natürlichen und geistigen Vorgänge im Menschen ebenso klar und bestimmt als sicherlich zu gründlich auffassen und deuten sehen, theils um ihrer selbst willen, theils um aus dem so erkannten Bild des Menschen sowohl dessen Abbild nach unten, d. h. die außermenschliche Welt, als dessen Gesammtbild in der Menschheit nebst vielfachen und überraschenden Aufschlüssen über deren Vergangenheit und Zukunft, als endlich dessen Urbild nach oben, Gott und das Leben in ihm, zu erkennen und die Beziehungen zwischen diesen verschiedenen Gegenständen der Erkenntniß festzustellen. Daher ist es auch der anthropologische Standpunkt im ganzen Sinne des Wortes, auf den er sich stellt, von dem er überall ausgeht und zu dem er immer wieder zurückkehrt. Bei dieser Bedeutung Baader's ist es erfreulich zu sehen, wie dieselbe, wenn auch langsam, aber doch immer mehr in den weitesten Kreisen bei Männern der verschiedensten Richtungen anerkannt wird. Wer sich hiervon überzeugen will, der lese die obengenannte vor Kurzem bei Brockhaus in Leipzig erschienene Schrift, welche gratis durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

W.

Masius Naturkunden, II. Theil, Leipzig, Brandstetter. — Vorliegend hat der Verfasser eine weitere Sammlung von Vegetationsbildern und Darstellungen aus der Thierwelt dem Publikum übergeben. Masius' Naturschriften verdanken ihre günstige Aufnahme einem wunderbar feinen Sinn für das Schöne der stillen und lebendigen Natur. Als Philolog mit Klassicität genährt, was sich in einer schönen und eleganten Schreibart ausspricht, weiß er die philologischen Naturstudien in der Münze der strengeren neuen Wissenschaft zu verrechnen. Vermöge dieses Compromisses von classischer Sprachkunde und moderner Naturforschung vermag er Bilder aus der Natur classisch und ästhetisch auszuführen. Der Gegenstand, der von seiner Feder geschildert wird, verliert die Fleischheit, die er beim bloßen Systemmassiren behält, und sticht sich ein zu einem frischen, anschaulichen Bilde. Ueberall berühren seine Beobachtungen gehetme Saiten in dem Herzen des Lesers, überall appellirt er, ohne die Absicht zu Schau zu tragen, an eigne, besonders jugendliche Erinnerungen und Erlebnisse des Laien, der mit Lust seine Schuler

Feuilleton.

— Arndt in Greifswalde. Das Ehrendenkmal der Universität Greifswalde, das fürzlich zur Feier ihres vierhundertjährigen Bestandes eingeweiht wurde, zeigt auf den vier Seiten je einen Fürsten, der in den vier Jahrhunderten die Hochschule begünstigte, und einen Gelehrten, der sie verherrlicht hat. In letzterer Hinsicht ist das sechzehnte Jahrhundert vertreten durch den Reformator Bugenhagen, der in Greifswalde studirte, die zwei folgenden durch die dortigen Lehrer Mevius und Berndt. Auf das gegenwärtige Jahrhundert beziehen sich die Bilder des Königs Friedrich Wilhelms III. und des alten Ernst Moritz Arndt. Es ist dies einer der seltenen Fälle, daß ein Schriftsteller schon bei Lebzeiten monumental verewigt wird. Freilich hat Arndt dafür die Recht wie Humboldt, von seinem „Kratter" zu sprechen; seine Studienzeit in Greifswalde gehört noch dem achtzehnten Jahrhundert an (1791—93). In derselben Stadt vermählte er sich in erster Ehe und hielt später geschichtliche Vorlesungen. Hier schrieb er auch sein „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen," durch die er sich mit dem Junkerthum arg verfeindete; er wurde fürmlich denuncirt und angeklagt. Es ist nicht unmöglich, daß die jetzt herrschende Partei auch die Huldigung für Arndt als ein Zeichen von Widersetzlichkeit und factiosem Auftreten betrachtet, wenn auch nicht als ein so deutliches, wie die Ehrenpromotion der Oppositionshäupter Schwerin, Wenzel und Lette.

— Als der Baron von Stael sich um die Hand der Tochter Necker's bewarb, wurden ihm von der Familie des festen Finanzmannes folgende Bedingungen gestellt: 1) Herr von Stael muß sich von seiner Krone die Sicherheit verschaffen, daß er sein schwedisches Gesandtschaft in Paris beibehalten werde. 2) Im Fall er sie durch unvorhergesehene Umstände verlieren sollte, muß ihm ein Ruhegehalt von 25,000 Francs gestattet sein. 3) Er muß den Grafentitel erhalten, damit man Fräulein Necker nicht mit einer gewissen Frau von Stal verwechsle, die als ein ziemlich gleichviel Subject bekannt sei. 4) Er muß den Nordstern-Orden erhalten. 5) Er muß versprechen, seine Gemahlin nie anders als auf kurze Zeit nur mit ihrer Einwilligung nach Schweden zu führen. 6) Es muß Bescheinigung beigebracht werden, daß die Königin Marie Antoinette diese Verbindung wünsche. — Die Vermählung erfolgte am 14. Januar 1786. Zehn Monate später las der König von Schweden in einer Staatsschrift seines Gesandten folgende Bekrönung: „Ich wage Em. Majestät zu bitten, sie wolle mir glauben, daß nie einer Ihrer Unterthanen von glühenderem Eifer für Sie beseelt sein wird; — daß ich, wenn ich es sagen darf, in diesem Augenblick nur meine Frau und meinen König liebe, und daß das erstere dieser Gefühle dem zweiten seinen Eintrag thut, indem ich unaufhörlich daran denke, daß ich den Genuß meines innigen Glückes Em. Majestät verdanke".

— In einen geistvoll geschriebenen Artikel der „Debats" wirft Herr Scheidler als einer der Erfinder Beethovens bezeichnet. Er war, heißt es, wo nicht Beethovens vertrauter Geist (génie familier, spiritus familiaris) doch der Vertraute seines Geistes. Der Verfasser sagt: „er gute, eifrige, vorurtheilslose Schüler, der in der musikalischen Welt einen europäischen Namen hat, ist innigst überzeugt, daß er allein in alle Geheimnisse von Beethovens Genius eingedrungen ist. Er ist dessen so sicher, daß er diese Geheimnisse im Nothfall Beethoven selbst erklären hätte. Es ist wie, gesetzt ich, ein rührender Schauspiel, diesen Mann zu sehen, dessen Geist in dem Strahlenkreise des großen Geistes ganz aufgeht und der alle musikalischen Zeitungen mit seinem Briefwechsel füllt, wenn die Aufführung eines Werks von Beethoven in Weimar oder Wien der Takt zu schnell oder zu langsam genommen wurde".

— Goethe's Urtheil gehört sicher nicht der Tendenzpoesie an; doch weiß ein neuerer politischer Schriftsteller ihm eine geistvolle politische Anwendung zu geben. Der Geist von Gieck sagt in seinen Aphorismen: „Die Reflexion verwandelt die Anstalten und Einrichtungen, welche uns die Civilisation hervorgerufen, das Gemälde aber ändert den Ausdruck seiner Stimmung in Goethe's Ballade: „Der Fischer" wieder, wo es unter anderem heißt:

Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist,
Und wärest erst gesund; —

anderungen, daß die Cultur ein krankhafter Zustand ist, den wir durchzumachen haben, um wieder zur Gesundheit zu gelangen." Damit der Sinn nicht mißverstanden werde, bemerken wir, daß der Ausdruck „Cultur" sich an eine vorhergehende Andeutung über das verwickelte Netz der staatsrechtlichen Einrichtungen anschließt. — Die „Abyssinien und Algerien" bilden den Schluß des Werkes: „Ansichten über Staats- und öffentliches Leben. Von Carl Grafen von Gieck. Zweite Auflage, Nürnberg 1851".

— Eines der kunreichen Räthsel ist folgendes französische, das in J. F. H. Schlosser's „Wanderfrüchten" nebst einer gelungenen Uebersetzung mitgetheilt wird:

Quoique je suis un corps, je ne suis qu'une idée;
Plus ma beauté vieillit, plus elle est décidée;
Si tu veux me trouver, ignore d'ou je viens;
Je tiens tout de celui qui réduit tout à rien.

Die „Wanderfrüchte" sind als erster Band von Schlossers nachgelassenen Werken bei F. Kirchheim in Mainz erschienen. Wir werden noch Einzelnes daraus anführen, um den Freunden poetischer Mußestunden das schöne Bändchen zu empfehlen, das eine Fülle kunreicher Mittheilungen aus allen Zeiten und Ländern enthält.

Bühnenschau.

Tartüffe. — Die Zeitgenossen betrachteten den Tartüffe als Molière's vollendetes Meisterwerk. Die Nachwelt hat ihrem Urtheile beigestimmt. Der Dichter gefiel selbst, daß er den größten Fleiß und eine fast ängstliche Sorgfalt auf die Ausarbeitung dieses Lustspiels verwandt habe; — dem entsprechen auch die überaus feine Charakterstrikt, der lebhafte, scharfeinschneidende Dialog, die kunstvolle Behandlung der Sprache. Mit unwiderstehlicher Wahrheit hat der große, poetische Menschenkenner den Faltschmänzern der Religion ihre Larve entrissen; die sittliche Begeisterung, welche in zahlreichen Stellen aus dieser Komödie auf ernster Grundlage strebt, hat sie denn auch Stellen aus dieser Komödie auf ernster Grundlage strebt, hat sie denn auch den Heuchlern besonders gefährlich erscheinen lassen. Molière's Tartüffe hat, abgesehen von den Schwierigkeiten der ersten und zweiten Aufführung, seine Geschichte, die so ziemlich auch noch mit der Geschichte der Neuzeit Hand in Hand geht. Unter Karl X. wurde das Stück wieder einmal verboten. Zur Zeit der letzten Revolution bildete es die Zierde des Repertoirs und wurde — vorzüglich die Frauenrollen — mit solcher Sicherheit und Feinheit gegeben, daß die Aufführung als Triumph der darstellenden Kunst erschien. Das Kaiserreich liebt solche Komödien nicht; Bewußtsein im Unterer seine fanatisch rohen Thatprahlen dagegen geschwelgt und hohe Geistliche haben mit Erfolg den Dämonstrug erneuert. In einer Zeit, wo die religiöse Heuchelei Modesache ist und wie eine ansteckende Krankheit in alle Stände sich verbreitet, gibt es kaum ein zweckmäßigeres und wirksameres Heilmittel, als die Aufführung dieser Komödie, die ohne alle deklamatorische Phrase die Sache selbst vorführt und deshalb so eindringend und überzeugend wirkt. Nur darf sie seine Schöpfung Molière's nicht zur Posse herabgewürdigt werden; und das war leider bei der Aufführung im Ball. beraghgewürdigt werden; und das war leider bei der Aufführung im Ball. Im Tartüffe treten drei Charaktere gleich sehr in den Vordergrund: Elmire, Orgon und Tartüffe. Die schwierigste Aufgabe ist die des Orgon. Herr Werkentyn hat in der Darstellung vollständig in die Posse. Anstatt einen guten, wohlwollenden, verblendeten Mannes, der nur von Tartüffe sich mißbraucht wird, gab er in Maske, Wort und Spiel einen Polterer und Tölpel, der in seinem saßmannsvollen Ton und seinen verzerrten Mienen die parodirte mit

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 47. Frankfurt a. M., den 22. November 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Die Königin Friederike von Schweden. Von Ba.
Paul Delaroche.
Die Zeitschrift „Iris". Von S.
Zur politischen Poesie der Italiener. Von Adolf Dörr.
Berthoven's letzte Quartette. Von J. Schaller. (Schluß.)
Feuilleton: Das Gebet der Maria Stuart. — Gustav Struve über Amerika. — Julius Rodenberg. — Berichtigungen.

Königin Friederike von Schweden,

geborne Prinzessin von Baden.

Memoiren, aufgezeichnet von einer Hofdame. *)

Die Menschen sind nur von Außen verschieden; Genuß und Entbehrung, Freud' und Leid nehmen je nach den Lebensstellungen mannichfache Formen an; sie sind aber immer dieselben in ihrer Wirkung auf das Innere. Vor Allen ist das Unglück der große Gleichmacher der Menschheit. In den vorliegenden Aufzeichnungen geht das Leben einer Fürstentochter an uns vorüber, die zu jedem freudigen Geschicke erlesen schien. Die Liebenswürdigste in einer Reihe schöner Schwestern, ward sie früh auf einen Thron berufen; ein jugendlicher Fürst, welchem sein Reich und ganz Europa die Befähigung zu großen Thaten zuschrieb, Gustav IV. Adolf von Schweden, hatte sie zur Gemahlin erwählt; ihr Vater war der Erbe des badischen Landes, eine ihrer Schwestern mit Max Joseph von Baiern, eine andere mit dem Kaiser Alexander von Rußland, eine dritte mit dem Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels, eine vierte mit dem Erbgroßherzog von Darmstadt vermählt. Welches Schicksal schien jemals gesicherter gegen die Schläge des Unglücks? Und in weniger als zwei Jahrzehenten war ihr Vater bei einer Reise in Schweden verunglückt, ihr Gemahl vom Thron gestürzt und sie von ihm erst verlassen und dann geschieden, ihr Schwager Herzog Wilhelm aus seiner Heimath vertrieben und in der Schlacht von Quatrebras gefallen, ihr Bruder Großherzog Karl von frühem Tode erreicht, nachdem seine männlichen Erben in räthselhafter Weise aus der Wiege ins Grab gesunken. Sie selbst brach früh unter unzähligen Kränkungen und dem Drucke geistiger und körperlicher Leiden zusammen; und sie hatte, so jung noch, den Tod all ihrer Hoffnungen erlebt, bevor das Leben von ihr schied.

Ihre Jugend war zu Karlsruhe still und friedlich verflossen. Schon als sie sieben Jahr alt war, sagte ihre Erzieherin, Fräulein von Arnay: „Sie lese in den schwermüthigen Augen der kleinen Prinzessin und den zum Schmerz sich wölbenden Augenbrauen die Vorbedeutung einer schweren Zukunft". Sie war sechszehn Jahre alt, als sie dem schwedischen Könige vermählt wurde. Sie hatte viele Mühe, das Klima des Nordens zu ertragen... Ein Ersticken des Toilettenzimmers ging in einen Hof, der von vier Seiten eingeschlossen war. Eine derselbe, von der Königin. Dort schmolz der Schnee früher als anderswo; es war ein warmes Plätzchen. Wenn da im April die braune Erde zum Vorschein kam, so gedachte die hohe Frau der blühenden Heimath, und sah dabei in den einsamen Hof mit dem vielen Schnee und auf das kleine Flechten Erde".

..... „Im Sommer suchte die Königin besonders die romantischen Felsenpartien auf, um deren Fuß die blauen Wellen spielten und hohe Buchen Schatten boten. Das Königspaar brachte die Abende mit dem Gefolge außerhalb der Residenz zu. Auch wurden immer einige Privilegirte mitgenommen. Zu diesen gehörte hauptsächlich Graf Hamilton, der eine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe besaß, und den Erzählten das Gepräge der Wahrheit zu geben wußte. Auch bezweifelte die jugendliche Königin nie, daß dem so sei, bis sie eines Tages den Grafen sehr nachdenklich in einer Fensternische traf, und sie fragte: Qus faites-vous là? Worauf er erwiederte: Madame, je compose les histoires que je vous raconterai ce soir! Oft mußte seitdem Graf Hamilton die naive Antwort in der Fensternische büßen".

..... „Im Jahr 1807 war Ludwig XVIII. auf seiner Reise von Mitau nach England in Schweden, wo er von den Majestäten mit allen königlichen Ehren aufgenommen ward. Sie baten ihn sogar, die neugeborene Prinzessin Cäcilie aus der Taufe zu heben, wobei derselbe als alleiniger Pathe auftrat; eine Ehre, die er nachher auch völlig vergessen behandelte, als er den Thron seiner Väter wieder bestieg, und die unglückliche Königin von Schweden seine Protection für ihren Sohn reklamirte. Nach der Taufe, als die hohen Personen zur Stärkung Chocolade tranken, schüttete der achtzehnte Ludwig der Königin von Schweden seine Tasse aus Ungeschicklichkeit über ein äußerst elegantes gesticktes ostindisches Mollkleid. Die bekannte ungrazidse Körperbewegung der Bourbonen, die aus Gewohnheit mit dem Oberkörper hin und her wiegen und ziemlich unpraktisch die Füße setzen, trat bei dieser Gelegenheit besonders hervor. Es entstand zwischen der Chocolade, dem Mollkleide, der Tasse und den königlich französischen Händen und Füßen eine solche Verwirrung, daß die Königin sich zurückziehen mußte, um die Toilette zu ändern".

Zwei Jahre nach diesem Besuche war Gustav IV. ein Verbannter, wie Ludwig XVIII.; ein Opfer seines tollen Eigensinns und der Ränke ehrsüchtiger Cavelleute. Die „Hofdame" erzählt uns nichts Näheres über jene Palastrevolution; wie sie denn überhaupt uns nie in das innere Getriebe der Begebenheiten blicken läßt. Nur die Erscheinungen läßt sie an uns vorüber gehen; und selbst von

*) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag, 1856.

Digitized by Google

diesen verschweigt sie oft die wahrhaft bedeutsamen: in der That eine allzuweit getriebene Zurückhaltung in Dingen, die für immer der Geschichte angehören.

Gustav IV. Adolf ward am 13. März 1809 gefangen genommen. Die näheren Einzelheiten möge der Leser in irgend einem historischen Werke, und die Leserin in Mügge's Erich Randal nachsehen. Seine Gemahlin, die sich an dem Unglücktage auf dem Lustschlosse Haga befand, sah ihn erst am 6. Juni in der Festung Gripsholm wieder. Dort mußten sie bis in den December bleiben. „Am liebsten hielten sich die Majestäten in einem Zimmer auf, dessen Fenster nach dem schönen Mälarsee hinausgingen. Der Anblick des klaren See's und seiner grünen Ufer, die weißen Segel, die aus der Fluth auftauchten, und die Fischernachen, die auf den Wellen schaukelten, gaben ein freundliches Bild; sie sahen die Schiffchen gerne, und hatten bemerkt, daß diese täglich näher kamen. Eines Abends sahen sie deren eine größere Anzahl, schön mit Blumengewinden geschmückt; fröhlicher Gesang tönte weit über den See; endlich langten die Nachen unter den Fenstern an, und ein freudiges Hurrah tönte aus denselben dem gefangenen Königspaare entgegen, das ans Fenster getreten war. Aber in dem nämlichen Momente feuerte die Schildwache ihr Gewehr ab, nicht auf die Fischer gerichtet, sondern auf die Majestäten. Die Kugel pfiff über ihre Köpfe weg. Der Gouverneur erschien, und suchte mit der Entschuldigung, daß die Schildwache ihre Pflicht sehr unverschämt erfüllt, die hohen Gefangenen zugleich zu unterrichten, daß jede Annäherung unbersener Personen einen solchen Empfang zu gewärtigen habe". — Dem königlichen Ehepaar ward es hierauf untersagt, sich an den nach dem See gehenden Fenstern zu zeigen. Offenbar hatte die Schildwache den Befehl erhalten, im Falle eines Befreiungsversuches den König zu erschießen.

Der König ging nach Deutschland und trennte sich bald darauf von Gattin und Kindern, ohne daß die Hofdame und über die Ursachen dieses Schrittes die geringste Andeutung gäbe. Und doch hätte sie es wohl thun können, da der unbefleckte Ruf der Königin dadurch nur noch höheren Glanz erlangen konnte. — Königin Friederike lebte seit der plötzlichen Entfernung ihres Gemahls theils in Bruchsal bei ihrer verwitweten Mutter, theils in Karlsruhe. Sie mußte manchen bitteren Kelch leeren, und erfahren, daß Liebe und Anhänglichkeit der Meisten selten so kräftige Zweige treibt, daß sie die Winterkälte des Unglücks überdauern könnten. Ihre nächsten Verwandten gaben die merkwürdigsten Beispiele unwürdiger Behandlung. Ihr Schwager, Kaiser Alexander, sagte ihr, als sie ihm 1813 ihre Lage vorstellte: „Liebe Schwester, wenn Sie wüßten, wie interessant Ihre Lage ist, würden Sie nicht von mir verlangen, sie zu ändern!" eine Antwort, in welcher die zurückweisende Absicht in den schneidendsten Hohn umschlägt, und an deren geschichtlicher Wahrheit man zweifeln möchte, wenn nicht Königin Friederike selbst sie ihrer Vertrauten berichtet hätte. Der Kaiser ergeß sich oft in „schönen Redensarten," zu denen ihn die Schönheit der Königin begeisterte; trotzdem that er nie etwas für sie; um ihre Kinder, deren Vormund er war, kümmerte er sich eben so wenig, und nur durch lebhafte Vorstellungen war er bei zwei Gelegenheiten dazu zu bewegen, daß er die Auslieferung des Privatvermögens seiner Pfleglinge von Schweden bewirkte. Wenn ihm auch die Politik verbot, mehr zu thun, so hätte sie es ihm doch nicht verwehrt, dies Wenige mit einigem Schein von Theilnahme zu vergolten.

Im Februar 1814 kam die russische Kaiserin zum Besuch ihrer Mutter, der verwitweten Markgräfin, nach Bruchsal. Sie kam Abends dort an. „Es war bitter kalt; dennoch durften, wie das gebräuchlich, die weißgekleideten Mädchen bei dem feierlichen Empfang der kaiserlichen Majestät nicht fehlen. Eine derselben zog sich eine so heftige Erkältung zu, daß sie an den Folgen starb. Es war die Tochter des dortigen Amtmanns, sehr jung und frisch."

Kaiserin Elisabeth war eine reizende Frau, obgleich minder schön als ihre Schwester Friederike. „In ihrem ganzen Wesen war sichtbar, daß eine der ersten Kronen der Welt das Herz leer lassen und dem Kummer Raum geben konnte." Es kamen auch die anderen Töchter der Markgräfin, ein glänzender Verein schöner Frauen und mächtiger Herrscher. Bemerkenswerth war der erste Besuch, den Stephanie, die Gemahlin des damals regierenden Großherzogs von Baden, bei der Kaiserin, ihrer Schwägerin, abstatten kam. „Die Großherzogin war sichtlich befangen und leichenblaß, als sie im silbergestickten Hofkleide und mit Diamanten geschmückt durch die Salons schritt, wo das Gefolge aller anwesenden Fürsten versammelt war. Sie grüßte Alle, blieb aber dann einen Augenblick an der Thür stehen, die zu dem inneren kaiserlichen Gemach führte, als wolle sie sich sammeln. Endlich trat sie ein; ihr entgegen kam die Kaiserin und unverkennbare Gemahlin des Siegers, ungemein imponirend. Sie gedachte wahrscheinlich an Erfurt, wo der Kaiser 1807 der schönen und liebenswürdigen Erbgroßherzogin Stephanie huldigte; das war nun jetzt anders. Napoleons Abgöttwochter hatte an jenem Tage in Bruchsal einen schweren Stand. Alle ließen sie mehr oder weniger die Ueberlegenheit fühlen; nur die schöne, milde, unglückliche Königin bewies sich ihrer Schwägerin als liebende Verwandte. Als die Großherzogin Stephanie zurückkehrte, warf sie sich laut schluchzend in einen Sessel, und recitirte die Worte aus der Jungfrau von Orleans: Du führtest mich ins Leben, in den goldenen Fürstensaal, mich der Schmach dahin zu geben: — ach, es war nicht meine Wahl!"

Bald darauf kam die Mutter Louis Napoleon's, Hortense, mit ihrem Bruder, dem Prinzen Eugen, nach Baden. „Erstere war einst schön gewesen, und trug noch alle Anforderungen davon, wenn auch weniger Spuren. Bei dem ersten Besuch, den Beide der Frau Markgräfin abstatteten, sang der Prinz mehre von seiner Schwester componirte Romanzen, die von dieser auf dem Klavier begleitet wurden. Ich erinnere mich noch sehr wohl: Partant pour la Syrie, dann la Sentinelle u. A. an jenem Nachmittage gehört zu haben. Wie es kam, daß diese entbrennten Häupter so lustig debütirten, weiß ich nicht. Die Königin von Schweden hielt sich so viel als möglich fern von den Napoleoniden, um so mehr, als sie es sehr unwillig aufgenommen hatte, daß die holländische Königin ihre Erstlebrüße mit denen der skandinavischen Majestät verglich, und beim ersten Begegnen der Letzteren gesagt hatte: Notre sort est le même: la politique nous a ravi le trône, et des circonstances malheureuses l'amour de nos époux."

Aehnliche Aeußerungen erlaubte sich später (1818) die Gemahlin Georg's IV., damals noch Prinzen von Wales, die übelberufene Karoline von Braunschweig, die damals die Welt durchwanderte. „Die hohe Reisende trat in den wunderbarsten Aufzügen ein. Ihre Besuche bei der fürstlichen Familie machte sie als Türkin gekleidet; bei einem Spazierritt war sie als Pascha kostumirt; und bei einem großen Diner, das die Markgräfin ihr zu Ehren gab, trug sie bei einem schön in Silber gestickten Schleppkleide eine silberne Riegelhaube, wie sie ehedem die Münchener Dienstmädchen hatten, außerdem ein Diadem in Brillanten. Ein kolossaler Blumenstrauß ergänzte den Mangel an Stoff ihres Corsage, und vollendete ein Bild, wie man es nur bei Kunstreitern findet. Sie klammerte sich an die schöne, reine Königin von Schweden, und behauptete, daß sie beide, von ihren Männern verlassen, ein gleiches Schicksal hätten. Die hohe Frau lächelte mitleidig dazu."

Wir schließen diese Anzüge mit einigen Worten über das Aeußere der unglücklichen Fürstin. Die Berufferin sagt: „Ich entsinne mich, daß die Königsfamilie im Januar 1816 in Frankfurt a. M. eintraf, und mehrere Tage dort verweilte. Ich war eben auf einem Ball, als der russische Consul, Herr von Bethmann, eintrat und erzählte, er komme so eben von den schwedischen Majestäten. Alles drängte sich zu ihm; man wollte wissen, wie die Königin aussah. Er antwortete: Sie ist eine wunderschöne Frau, mit unbeschreiblich anziehenden, schwermüthigen Augen, die sie nur selten aufschlägt.

Digitized by Google

Thut sie es aber, dann ist es, als öffne sich der Himmel!“ — Andere schrieben von ihr: „Eine der ältesten Kronen der Erde hatte ihr schönes Haupt geschmückt, und bei dem Verlust derselben glänzte sie noch mehr durch ihr eigenes Verdienst, durch ihre Tugenden, und durch die Art, mit der sie so viel unverdiente Widerwärtigkeiten des Schicksals ertrug. Die Würde, die sie umgab, ging von ihr selbst aus. Man bulbigte jetzt ihrem Verdienst, wie ehemals ihrem Diadem.“ Ihre Schönheit war das einzige äußere Gut, das ihr bis zu ihrem Tode blieb. Sie starb am 25. September 1826, kaum 45 Jahre alt. Als ihr Nachlaß vertheilt ward, fand man ein Kopfkissen, dessen Pferdehaare und Lederüberzug ganz zusammengeschrumpft waren von den Thränen, die darauf geflossen; — ein Zeugniß, welche Tage des Glückes und welche Nächte der Ruhe eine so schöne Frau, eine so hochgestellte Fürstin, die Schwester und Verwandte der größten Herrscher Europa's, erlebt hatte. Bs.

Paul Delaroche.

Der berühmte Delaroche, der am 4. November in den Armen seines Sohnes still verschied, ist auch in deutschen Städten der Liebling gebildeter Kunstfreunde. Der Grund davon liegt zum Theil in der Wahl seiner geschichtlichen Stoffe, zum Theil auch darin, daß seine Werke sich ganz besonders zur Vervielfältigung durch den Kupferstich eignen. Bekanntlich ist dieß bei vielen sonst vorzüglichen Bildern nicht der Fall. Soll ein Gemälde auch mit Einbuße der Farben Wirkung thun, so muß Zeichnung, Gruppirung und Vertheilung von Licht und Schatten sorgfältig und glücklich behandelt sein. In diesen Dingen war Delaroche Meister; auch haben sich Künstler, wie Henriquel-Dupont, Martinet, Jesi, Reynolds um seine Werke bemüht. Die „Königin Amalie“, im Stich von Mercuri, gilt für ein Kleinod der Kunst und ist nur in Folge des hohen Preises nicht sehr zugänglich. Dagegen sind Delaroche's „Richelieu“ und „Mazarin“ auch bei uns in Häusern, wo ein Kennerblick waltet, beliebte Zimmerzierden. Zu ihnen kommt neuerdings auch der „Hemicyclus“ im Stich von Henriquel. Derselbe eignet sich zum gleichen Zwecke noch weit mehr, da er nicht dramatisch aufregt, sondern durch Klarheit und Reichthum, durch sinnvolle Beziehungen Auge und Geist beschäftigt.

Delaroche wird hie und da ein Liebling der Salonwelt genannt, der mehr Geschmack und Besonnenheit als Phantasie gehabt habe. Man zweifelt, ob es ein Borzug oder ein Fehler gewesen, daß er seinen Bildern geschichtlichen Inhalts niemmer die glatte Detailvollendung von Cabinetstücken zu geben wußte. Der letztere Ausdruck ist auch in anderer Hinsicht auf seine Darstellungen aus der Geschichte Englands und Frankreichs angewandt worden, indem Delaroche sich selten an Volksscenen wagte, dagegen am liebsten im Cabinet, im Kreise der bestimmenden Personen blieb. Ein Freund barocker Zusammenstellungen vergleicht ihn darin mit unserm Historiker Leopold Ranke.

Solcher Tadel hat etwas Tendenziöses und tritt sehr in den Hintergrund, wenn man erwägt, wie Delaroche's Kunstauffassung sich bis zu seinem Lebensende stets erhöhte, so daß er gerade zuletzt mit Gegenständen der tiefsten und seelenvollsten Art beschäftigt war.

Paul Delaroche (sein Vorname war eigentlich Hippolyt) wurde im Juli 1797 in Paris geboren. Sein Vater war Taxator der Pfänder, die auf das große Leihhaus (Mont de Piété) geliefert wurden. Seine ersten Kunstversuche waren Landschaftsbilder, und einen derselben sandte er sogar zu einer Preisbewerbung nach Rom ein. Bald aber erkannte er, daß dies nicht die wahre Richtung seines Talentes sei. Er wurde Schüler jenes Barons Gros, der sich oft in übertriebenen Effecten gefiel und dessen berühmtestes Werk eine Darstellung der Pestkranken von Jaffa ist. Mit ihm entfernte sich Delaroche von der Nachahmung der Antike und wurde bald eine der Hauptstützen der Kunstschule, die man mit dem bekannten unklaren Collectivnamen der romantischen benannte. Das erste seiner Werke, das Aufsehen erregte, war „die Rettung des Königsknaben Joas“, gleichsam ein gemalter Prolog zu Racine's Athalia.

Während der Restauration wurde auch die Kunst in Frankreich von dem germanischen, namentlich englischen Einfluß beherrscht, die die politischen und literarischen Ansichten umbildete. Die Doctrinärs fanden ihre constitutionelle Staatslehre bei den Britten verwirklicht. Die Dichter suchten Kraft und Natur von Shakespeare zu lernen; sie nicht minder als die Geschichtsschreiber wurden jedoch noch mächtiger von Walter Scott angeregt. Von diesem großen Geschichtsmaler (im profanen Sinne des Worts) eigneten sich auch seine Genossen in der bildenden Kunst Vieles an; seine Art, die historischen Thatsachen als Grundlage für ein dichterisches Interesse zu verwenden, wurde für sie eine wichtige Entdeckung. Dieser innere Zusammenhang läßt sich am deutlichsten bei Delaroche nachweisen. Eines seiner ersten Hauptbilder, Flora Macdonald und Karl Senart, schließt sich geradezu an Waverley an.*) Mit seinen Gemälden erklärte Delaroche die englische Geschichte in denselben Jahrgehend, in welchem Guizot dieselbe als Spiegelbild für französische Verhältnisse ausstellte. Wer sich damals noch unter den Künstlern an die Ansicht oder an das gemalte Cäsaren- und Römerwesen hielt, war ein Zurückgebliebener. Louis David, der Meister dieser Richtung, war nach den hundert Tagen als Theilnehmer an der Verurtheilung Ludwigs (als régicide) verbannt worden und lebte, der neuen Bewegung völlig fremd, in Brüssel.

Die Darstellungen aus der Geschichte, die so sehr in die Zeit und in die allgemeine Geistesrichtung paßten, waren auch Delaroche's individueller Anlage, dem Umfang seines Talentes durchaus entsprechend. Von seinen ersten Arbeiten dieser Art nennen wir außer der „Flora Macdonald“ noch das „Verhör der Jungfrau von Orleans durch den Cardinal Winchester“. Die Composition wird als energisch und ausdrucksvoll gerühmt; doch will man in dem grellen Licht, das auf die Hauptperson fällt, den Einfluß der englischen Stiche erkennen, für die man damals in Paris schwärmte. Der „Tod der Königin Elisabeth“ war in fast colossalem Maßstab ausgeführt.

Im Jahr 1829 vollendete er seinen Richelieu, der, auf der Rhone fahrend, die Verurtheilten Cinq-Mars und de Thou in einem Fahrzeug nachziehen läßt; und als Gegenstück den kurz vor dem Tode noch mit dem Kartenspiel beschäftigten Mazarin. Bald folgten Cromwell vor dem Sarge Karls I., Johanna Grey's Gang zum Tod und die Kinder Eduards im Tower. Sie sind in Deutschland vielbekannt, wenn auch die letztgenannte Scene bei uns weit öfter nach Hildebrandt's Behandlung in Stich und in Lithographien zu sehen ist. „Die Ermordung des Herzogs von Guise“ (1588 in Blois) wird einstimmig als eines von Delaroche's Meisterwerken betrachtet. Das Bild ist von ergreifender Wahrheit; es zeigt auf der einen Seite des Herzogs majestätische Leiche, auf der anderen die Mörder, darunter den König Heinrich III., in ihrer scheuen Niedertracht. Delaroche arbeitete damals wie immer mit der äußersten Gewissenhaftigkeit; mit Anstrengung bildete er seine Ideen aus, besserte beständig und fing einen Kopf, einen Faltenwurf wohl zehnmal von Neuem an, bis er ihm genügte. Selbst Nachts beschäftigten ihn die Schwierigkeiten der Aufgabe, die er am Tage lösen wollte.

Den „Herzog von Guise“ stellte er im Jahr 1834 aus. Um diese Zeit war der Bau der Madeleine so weit gediehen, daß bereits ein Künstler mit Ausmalung der Chorkuppel beauftragt werden sollte. Die Wahl fiel auf Delaroche, der nun nach Rom ging, um

*) Dazu kommt noch, daß in den zwanziger Jahren eine englische Schauspielergesellschaft, unter der sich die berühmte Smithsen befand, in Paris großes Glück machte; sie gab nur Stücke von Shakespeare und fesselte damit besonders auch die jüngere Kunstwelt.

Digitized by Google

vor den Fresken der alten Meister seine Studien zu machen. Hier entging er den Eindrücken nicht, von welchen zwanzig Jahre vorher die deutschen Künstler so mächtig berührt worden. Er wandte sich mit Liebe den Bildern der vor-raffael'schen Meister, vornehmlich des Frieses, zu und suchte von ihrer Innigkeit, ihrem Ausdruck, ihrem idealen Sinne soviel sich anzueignen, als seiner Technik und seinem ganzen Wesen anzupassen war. Ein strengerer Styl, edle Einfalt und Abkehrung outrirter Farbenmittel bezeichnen seine nächsten Werke, deren Grundton auch in Deutschland an eine verwandte Stimmung traf. Hierhin gehören seine heilige Cäcilia und Amalie von Ungarn. Der Aufenthalt in Rom war auch in anderer Beziehung für ihn segenreich. Horaz Vernet war damals Direktor der französischen Akademie in Rom; seine schöne Tochter Louise gab die Veranlassung zu einem der lieblichen Bilder Delaroche's, dem „Engelskopf", wie sie denn auch zur heiligen Cäcilia saß. Im Jahr 1835 machte ihn ein glücklicher Ehebund zum Schwiegersohn des großen Meisters.

Bei seiner Zurückkunft konnte Delaroche als Vertreter eines geläuterten Eklekticismus gelten. Er saß nun in Paris die ersten Regungen eines neuen Kunstgefühls, den vorzüglich Ingres durch seine Apotheose des Homer geweckt hatte. Dieses Deckengemälde im Musée Charles X. erinnerte an italiänische Studien und war nicht ohne innern Bezug zu ähnlichen Schöpfungen von Cornelius, doch ohne dessen Kraft und mehr einseitig anstrebend. Delaroche's neue Auffassung konnte sich mit diesem Streben insofern befreunden, als auch ihm ein idealer Sinn zu Grunde lag. Doch im Allgemeinen war ihm die junge Generation, die sich an Ingres mit Parteileidenschaft anschloß, nicht günstig. Die nächsten Bilder, die er ausstellte, „Lord Strafforde Gang zum Schaffot" und „Karl I. wird von den Soldaten Cromwells beleidigt", wurden so lebhaft angegriffen, daß der Künstler sich entschloß, seine Bilder mehr in den Salon zu schicken. Man war von jenen Uebertreibungen zurückgekommen, die man bisher als romantisch bezeichnet hatte, die aber mehr dem modernen Realismus angehören; und unter dem Eifer, mit welchem man die neu gewonnenen Stichwörter anwandte, hatte auch Delaroche zu leiden. Gleichzeitig traten Mißverständnisse zwischen ihm und dem Ministerium ein, in Folge deren er die Ausmalung der Magdalenenkirche nicht übernahm.

Uebrigens gerichtet der Entschluß, künftig nicht für die Stimmung des Publikums, sondern nach seiner freien Eingebung zu malen, dem gereiften Meister nur zum Vortheil. Er gewann größere Ruhe und Klarheit, arbeitete nach mehr durchdachtem Plan und vollendete Bilder von tieferem Ausdruck als zuvor. Unter diesen ist sein „Napoleon in Fontainebleau" auszuzeichnen; er wurde die Zierde der schönen Gallerie des Consuls Schletter in Leipzig, welche jetzt mit dem dortigen städtischen Museum vereinigt ist. Für die geschichtlichen Darstellungen in Versailles wurde Delaroche nur mäßig beschäftigt; er lieferte Chlodwigs Taufe in Rheims, die Salbung Pipins, den Römerzug Karl des Großen und dessen Krönung durch Papst Leo. Keines dieser Bilder gehört zu seinen Hauptwerken. Unbedingt aber als ein solches, vielleicht als das erste von allen, ist der Hemicyklus zu nennen.

Der Hemicyklus ist eigentlich der halbrunde Saal im Gebäude der Kunstschule in Paris (Ecole des beaux-arts), dessen Wand Delaroche mit einer Darstellung der Geschichte der Malerei schmückte. Er trug wohl das unerreichte Muster der Behandlung solcher Gegenstände, Raffael's Schule von Athen, im Sinne. Aber schon die räumlichen Verhältnisse bedingten eine grundverschiedene Anlage. — Auf einem Raum von 15 Fuß Länge und 12 Fuß Höhe zeigen sich nicht weniger als 74 Figuren. Die mittlere Partie ist mehr allegorischen Inhalts, während sich zur Rechten und zur Linken die Entwickelung der Kunst in geistvoll geordneten Gruppen zeigt, deren jede sich so klar es nur irgend sein kann, fast ohne alle sinnbildliche Zuthat aussprich. Die einfach edlen, strengen Formen der florentinischen Meister aus Giotto's und Masaccio's Tagen geben ihre Bedeutung ebenso entschieden kund, wie die imposanten, glänzenden Gestalten der Venetianer und Flamänder in ihrer reichen Tracht. Wir haben seiner Zeit berichtet, wie dieses große Werk am 16. December 1855 durch Feuersbrunst beschädigt wurde. Glücklicher, als man anfangs erwartete, gelang die Herstellung der Grundlage und Delaroche bereitete sich vor, einige Köpfe neu zu malen und sein Lieblingsgemälde nochmals durchzugehen. Es war ihm nicht mehr vergönnt; seine Freunde aber haben die Vorbereitung, daß mit Hülfe des schönen Stiches und einer trefflichen Nachbildung in kleinem Maßstab, die der Meister selbst gefertigt hat, die Restauration vollständig durchzuführen ist.

Unter den Bildnissen berühmter Personen, deren Delaroche viele ausgeführt hat, ist eines der ältesten „Henriette Sonntag als Donna Anna". Er malte ferner den Papst Gregor XVI., den General Changarnier und die ausgezeichnetsten Männer der doctrinären Richtung: Rémusat, Salvandy, Guizot; die Behandlung des Letzteren, fast im Prosil, ist ausnehmend charakteristisch und gibt das überlegte, strenge Wesen des Mannes vollständig wieder. — Zuletzt noch hat er Herrn Thiers und den großen Börsenbynasten und Creditkönig Pereire gemalt.

Delaroche stand auf der Höhe des Ruhms, als er seine Reise durch Deutschland machte, auf welcher auch den Frankfurtern Kunstfreunden die Freude zu Theil ward, ihn bei einem Festmahl zu begrüßen. Später sahen wir seine „Marie Antoinette vor Gericht"; diesem großen Bild folgte vor einem Jahr „der Todesgang der Girondisten", dessen das Museum (Nr. 24) Erwähnung gethan hat.

Die Darstellungen eines politischen Martyrthums hatten mit den Wünschen und Bestrebungen Delaroche's gegen sein Lebensende hin einen tiefen innern Zusammenhang. Er wandte sich der Leidensgeschichte Christi zu und faßte den Plan, ihre wesentlichsten Momente unabhängig von den Fesseln der Tradition mit dramatischem Sinne zu behandeln, so daß die schmerzlich ergreifenden Scenen wie vom Hauch der Gegenwart belebt erschienen. Die zuletzt genannten Bilder, bei denen er durch den modernen Vorwurf zum Wiedergeben des realen Eindrucks gedrängt war, bienten ihm gewissermaßen als Studien für einen Gegenstand von anderer, weit höherer Art. Er malte seinen Jesus in Gethsemane, sein Begräbniß Christi in kleinen Dimensionen. Ein anderes Gemälde zeigt die heiligen Frauen, ihnen voran die Jungfrau, in einem dunklen Zimmer in Jerusalem, während man am Fenster die Lanzen der Häscher ragen sieht, welche Christum zum Tode führen. An keinem seiner Werke hat er so entschieden um der Sache willen und zu seiner innern Befriedigung gearbeitet, wie an diesen letzten. Zu ihnen gehört auch eine höchst merkwürdige kleine Composition: Die Leiche einer Martyrjungfrau, verklärt schön, schwimmt auf den Wellen des Tiberstroms, über ihr nachsiehend der Strahlenglanz der Maria. Mit einer Darstellung von Mariä Ohnmacht war er eifrig beschäftigt, als ihn seine letzte Krankheit ereilte.

Der Meister war nie besonders kräftig und schon seit Jahren hatte ein Leberleiden seine Gesundheit untergraben; er sprach nicht gern darüber und arbeitete nur um so angestrengter, da er sich ein langes Leben nicht mehr zutraute. Selbst in Nizza, wo er Seebäder nahm, enthielt er sich des Malens nicht. Je mehr die Krankheit zunahm, um so sorgfältiger verbarg er seine Schwäche. Am Abend vor seinem Tod besuchte ihn Herr Goupil, der Eigenthümer der berühmten Kunsthandlung, und brachte eine beträchtliche Summe. Er wollte nicht dulden, daß Delaroche sich mit Niederschreiben einer Quittung anstrenge; derselbe hatte sie jedoch im Gefühl seiner Lage schon vorher ausgefertigt. Am 4. November, Nachmittags um drei Uhr, verschied er in den Armen seines ältesten Sohnes Horaz, der nach dem berühmten Großvater benannt ist; an seiner Seite befanden sich Goupil und der Maler Jalabert. · Delaroche hat sein sechzigstes Jahr erreicht; er hinterläßt außer dem ältesten noch einen Sohn; seine Gemahlin verlor er bereits vor eilf Jahren.

Digitized by Google

Delaroche war ein edler, großmüthiger Charakter und im Freundeskreise sehr liebenswürdig. Seiner Familie und den näheren Bekannten treu, ja zärtlich ergeben, erschien er doch im gewöhnlichen Verkehr öfter kalt und gemessen. Er war streng gegen sich und Andere. Er erinnerte in seiner strengen Rechtsliebe wie in seinem raschen Unwillen gegen das Schlechte an Molière's Menschenfeind; dagegen war nichts so zuverlässig als seine Freundschaft, wenn man sie einmal erworben, seine Zusage, wenn er sie gegeben hatte. Die Zahl derer, die er gefördert und denen er wohlgethan, ist groß. Bei seinem Begängniß gab sich die allgemeinste Theilnahme kund; sämmtliche Künstler von Paris, unter ihnen auch der besaßte Ingres, folgten dem Sarg. Delaroche erhielt ungesucht manche Ehrenbezeigungen, auch aus Deutschland; er wurde vom Herzog von Weimar decorirt und war Ritter des neuen preußischen Verdienstordens.

Die Zeitschrift „Iris".

Das Frankfurter Museum hat neulich einen culturhistorischen Rückblick auf ein politisches Blatt geworfen, das der Epoche der Befreiungskriege angehört, auf das deutsch-russische Volksblatt von 1813.

Wir glauben, daß es sich verlohnen wird, die Aufmerksamkeit unserer Ie er auf ein Unterhaltungsblatt der Restaurationsperiode zu lenken, welches specielle Beziehung auf unsere Vaterstadt hat. Die nachfolgenden vergleichenden Betrachtungen sind aus der Durchsicht der Jahrgänge 1822, 1824—1828 der Iris hervorgegangen, welche von 1817—1838 erschien, zuerst als Beiblatt zur „Zeitung der freien Stadt Frankfurt," dann selbständig. Seit 1822 erschien sie zweimal wöchentlich bei J. F. Wenner mit dem Zusatztitel: Unterhaltungsblätter für Kunst, Literatur und Poesie; seit 1825 fünfmal wöchentlich als Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen, welchen Zusatz sie auch beibehielt, als sie in den Verlag von H. L. Brönner überging; später erschien sie in Commission der Gebrüder Wilmans. Seit 1817 führte Georg Döring, seit 1819 Berly die Redaction. Wir wissen nicht, ob der Name Iris sich auf die Götterbotin bezog, welche etwa den Abonnenten Unterhaltung bringen sollte, oder auf die schillernde Mannigfaltigkeit des Inhalts, welcher Gedichte, Erzählungen und Novellen, Skizzen aus der Geschichte und Geographie, Literatur- und Kunstnotizen, Theaterkritik, Locales, Räthsel und Charaden umfaßte und seine übrigen Spalten mit Aphorismen und Miscellen füllte, die ersteren unter dem ungeheuerlichen Namen: „Gedanken-Caviar". Vergleichen wir diesen Spiegel der Zeit mit den auf gleichem Rang stehenden Blättern der Gegenwart, so fällt uns zweierlei auf: einmal, wie völlig verschlafhaft das Bildungselement der Naturwissenschaften damals bedacht war; sodann wie naiv der Nachdruck, oder wenn man lieber will: die Entlehnung betrieben wurde. Nirgends ist die Quelle der aus Taschenbüchern und Zeitschriften, besonders dem Gesellschafter, entnommenen Stücke angegeben. Die Taschenbücher zumal gehören zur Signatur jener Zeit, wo ihre Menge sich jährlich mehrte und alle den Verlegern reichen Gewinn brachten. Von den nachweisbaren Mitarbeitern sind noch am Leben: Dr. Weil, Professor Schwenck (St. war sein Zeichen), K. Jügel, W. Wagner, Dr. Clemens, Dr. Römer-Büchner, Dr. Mappes, der die Mittheilungen über die naturforschende Gesellschaft lieferte, Gollmit, Schnyder von Wartensee, J. B. Rousseau.

Unter den verstorbenen nennen wir Börne, dessen Denkrede auf Jean Paul zuerst hier erschien (1825, II.), Graf Benzel-Sternau, Niklas Vogt, Dr. Neeff, A. Kirchner, F. W. Carové, Prof. Weber, Berly, Clemens Brentano, dessen Märchen „das Mirten-Fräulein" und Anfange des „Rheinmärchens" hier zuerst erschien.

Während der Epoche 1822 spiegelten sich der griechische Aufstand seit 1821, der spanische Krieg, die Ausbildung der Lithographie, der Thronsetunnel, Navarin, die Homöopathie, die Auffindung Caspar Hausers (1828), der russisch-türkische Krieg und der Heidelberger Auszug von 1828 in bezüglichen Mittheilungen, Notizen, geschichtlichen Rückblicken wieder. Die italienischen Ereignisse reflectirten sich weniger, da Italien in dem Lichte der Restaurationstheil ein Gegenstand immer erneuter Mittheilung blieb; dagegen rief die Sympathie für den griechischen Aufstand auch die Theilnahme für die serbischen Heldenlieder wach, von denen damals Talvj's treffliche Uebersetzung erschien.

In dem Gebiet der einheimischen Literatur tauchte 1826 Heine auf (dem bald Franz Kugler folgte), dann Grabbe, beide mit vielem Widerspruch empfangen. In der That stand der Inhalt ihrer Poesien ebenso im Widerspruch mit der Zeit, wie Platens strenge Form mit den schlottrigen Versen der anderen Poeten. Auch Rückert, der 1826 mit den Makamen hervortrat, wußte man sich nicht zurechtzulegen. W. Müller (1822) und W. Hauff (1826) waren schon homogener; des letzteren „Mann im Mond" wirkt verständlich, wenn man die Rolle überblickt, welche Clauren noch spielte, im Drama wie im Roman; bestandig werden seine jetzt verschollenen Stücke aufgeführt und drei Nummern braucht die Iris von 1827, um ein Taschenbuch von ihm todtzuschlagen, was denn durch Aufführung von ipsissimis verbis gelingt. Und neben dem gewaltigen Einflusse Laurens die Vergötterung Jean Pauls! Seltsame Zeit, die zwischen Clauren und Jean Paul schwankt! Was diesem an Sinnlichkeit und Allgemeinverständlichkeit fehlt, hat jener im Ueberfluß; zu ergänzen sich beide. Der Einfluß ihrer Stylarten ist unverkennbar; Erzählungen aus jener Zeit werden im Clauren'schen, Theaterkritiken im Jean Paul'schen Styl gehalten.

Am 2. December 1825 wird im Museum für Jean Paul eine Todtenfeier veranstaltet und dabei daran erinnert, daß seit 1809 Jean Paul arbeitendes Mitglied des Museums war. Seine zum Vorlesen eingesandten Beiträge sind gesammelt unter dem Titel „Museum" 1814 im Druck erschienen. Er bezog einen Gehalt von Karl von Dalberg. Der recitirende Theil der Todtenfeier bestand aus Börne's Denkrede, Mittheilungen aus dem „Museum," eingeleitet durch Stanzen von Professor Weber und ein Vorwort von Berly; zum Schluß: Charaktere aus dem Titan, von Görres, vorgetragen von Herrn Weidner.

Wenn man diese Betrachtungen und andere ästhetische Versuche liest, so erkennt man recht, welche herkulische Arbeit für alle Zeiten Gervinus in seiner Literaturgeschichte gethan. Die mitgetheilten Novellen sind vorwaltend Spindler'sches Fabrikat lockerster Arbeit, sodann von L. Schefer und vielen Ungenannten, alles Nachdruck, auch Prachtstücke aus Walter Scott. Von fremden Schriftstellern tauchten in ersten oder neuen Werken oder Bearbeitungen auf: Lord Byron, Walter Scott, Calderon, Cooper, Lamartine, Washington Irving, Chateaubriand, Delavigne, Victor Hugo.

Im Theater neben klassischen Stücken, neben Schiller, Goethe, Shakespeare, Calderon auch Clauren, Müllner, Houwald, Raupach, Körner, Töpfer, Scribe, Iffland und vor Allem Kotzebue! In der Oper vorwaltend Spohr, Spontini, Rossini und von der durchgreifendsten Wirkung in alle Kreise des Lebens der „Freischütz" und die „weiße Dame".

Dazu die Persönlichkeiten: die Neumann-Haizinger, Henriette Sonntag, die Catalani, Paganini. Henriette Sonntag erregte 1826 und 1827 so allgemeinen Beifallssturm, daß Börne sich zu der allerliebsten Satire auf ihre Verehrer bewogen fand (Gesammelte Schriften, Hamburg 1835. II. 110). Die Pointe dieses Aufsatzes, daß die Dichter sich nicht von dem Wortspiel: der Sonntag und die Sonntag befreien konnten, findet ihre Bestätigung in vielen der mitgetheilten Gedichte, z. B.:

Wo preist man sie nicht als der Oper Zierde?
Wie manches Blatt ward ihr Panegyrik!
O daß der Sonntag so gefeiert würde,
Wie es die Sonntag thät

Digitized by Google

Wenden wir uns zu dem lokalen Theile der Iris, so müssen wir bekennen, daß in dem angedeuteten Zeitraume Frankfurt in dem Museum in seiner damaligen Verfassung einen Mittelpunkt künstlerischer und literarischer Anregung besaß, dessen wir jetzt entbehren. Zumal in der Literatur ersehen kaum eine hervorragende Erscheinung, die nicht gewürdigt wurde, z. B. Lingard's Geschichte von England, Hammer's Geschichte des osmanischen Reiches, die Schlegel'sche Shakespeare-Uebersetzung u. s. w.

Im Uebrigen fällt in die damalige Zeit die Mehrzahl der materiellen Verbesserungen unserer Stadt und die Entwickelung der Vereine. Der Friedhof seit 1825, die Wasserleitung seit 1827, der Hospitalbau, die Dampfschifffahrt seit 1825, die Gasbeleuchtung seit 1828, der Theaterbau seit 1827 bieten reichen Stoff zu Besprechungen. So ist dem Jahrgang von 1825 eine Reihe Entwürfe von H. Hübsch zu einem Friedhof nach Art des Campo Santo von Pisa beigegeben. Daneben geht die Entwickelung des polytechnischen und des physikalischen Vereins, der naturforschenden Gesellschaft, des Städel'schen Kunstinstituts. Besonders zahlreich sind die Mittheilungen aus Rüppell's Reisebriefen. Auch ein heiterer Gegenstand läuft dabei unter, nämlich im Jahrgange 1826: die Widerlegung eines satirischen Artikels, welchen die Times bezüglich der Uebereichung eines Ehrendiploms an den Pascha von Aegypten gebracht hatte, womit Rüppell beauftragt worden war. Die Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher in Frankfurt (1825) gibt zu weiterer Mittheilung Veranlassung. Eigentliche Localsitzen betreffen die Frankfurter Messe, die Häusener Kirchweihe, das Baurhallbreit, ohne Sinn für das Charakteristische, mit novellenhaften Wendungen und moralisirender Tendenz.

In den Miscellen zeigt sich die Abhängigkeit von der französischen Presse; ein großer Theil dieser Notizen ist französischen Tageblättern entlehnt. Correspondenzen, welche über das geistige Leben und Treiben fremder, besonders deutscher Städte Auskunft ertheilt hätten, fehlen hier. Das Theater nimmt mit dem Messkatalog die Seelle des öffentlichen Lebens ein.

Ueber politische Gegenstände findet man nur wenige behutsamste Andeutungen. 1825 weist unser waderer Ackermann eine Schmähung zurück, welche „der bekannte Pfeilschifter, der Herausgeber des Staatsmanns" gegen Ackermanns Oheim, den bekannten Buchhändler in London um deßwillen ausgestoßen, weil Ackermann eine Buchhandlung in Mexiko errichtet! *)

Noch eine Bemerkung. Mit 1821 schließt das verdienstliche Sammelwerk der Frau Bells-Gontard, welches so reichen Stoff zur Frankfurter Culturgeschichte umfaßt. Gerade für die sich anschließende Zeit hat Börne, wie für eine frühere Periode Goethe, unser inneres Leben für weitere Kreise angiebend gemacht. Auch abgesehen von den dramaturgischen Blättern finden in Börne's Schriften sich zahlreiche darauf bezügliche Aufsätze. Eine nothwendige Ergänzung dazu bietet die Iris, von der noch manche Päcke destandt auf Bodenkammern liegen mögen. Sie verdienen jedoch wohl einige Aufmerksamkeit, da sie beim Durchblättern manche Anregung zu interessanten Vergleichen zwischen sonst und jetzt gewähren. S.

*) Eine ergötzliche Beilage ist eine Reihe wirklicher hiesiger Inserate: „Ich widersprache hiermit dem ausgestreuten Gerücht, als hätte ich russische Lichter und Talg zum Verkauf, sondern meine Lichter sind vom Fett der hiesigen Metzger, welche hell brennen und nicht abtauen. — Ein Mensch, ein Schneider, sucht Dienst als Bedienter. — Ein chemisch gereinigter Mann sucht in eine Apotheke zu kommen. — Ein lediger Mann im Mittelalter u. s. w. — Ein englischer Familienvater, der zugleich der lateinischen Sprache kundig ist, wünscht durch Schreiben Beschäftigung" u. s. w.

Zur politischen Poesie der Italiener.

Von Rudolf Doerr.

Das Museum enthielt vor einiger Zeit einen Aufsatz über die politische Poesie der Italiener, der mit einer kleinen Blüthenlese aus derselben verbunden war. Gestatten Sie mir, die letztere mit einem Sonnett Alfieri's zu vermehren, das zu seiner Zeit bedeutendes Aufsehen machte. Der erste politische, republikanisch gesinnte Dichter der Italiener gab durch dasselbe seinen Haß gegen die von Frankreich importirte Freiheit zu erkennen, die auch in Italien ihre Gläubigen fand. Doch war dieß in Alfieri's Vaterland in minderm Grade der Fall als in Deutschland, und namentlich nicht bei den hervorragendsten Geistern der Nation. So schrieb Monti seine berühmte Cantica: In morte di Ugo Basville, auf den Tod des Hugo Basseville, jenes Emissärs der französischen Republik zu Rom, der von dem aufgereizten Volk dort im Jahr 1793 ermordet wurde. In dieser unvollendeten, doch bis zu mehreren Gesängen gediehenen Dichtung schildert Monti die damaligen Zustände in dem vom Terrorismus beherrschten Frankreich, indem der im Tode Neue empfindende Demagoge von Gott begnadigt, seine Seele jedoch anstatt des Fegfeuers zu einer Wanderung durch Frankreich verurtheilt wird. Dieses Gedicht ist eines der besten, vielleicht das beste von Monti, und nicht nur in der Form, sondern auch im Geiste Dante's geschrieben. Freilich ist Monti später zur politischen Wetterfahne geworden und hat alle die wechselnden Regierungen in Italien, bis zur österreichischen einschließlich, angefungen und verherrlicht. Der berühmte Roman von Ugo Foscolo: die letzten Briefe des Jacopo Ortis, der in Italien einen Erfolg hatte, ähnlich wie bei uns der Göthe'sche Werther, dem er nachgebildet ist, richtet sich vorzugsweise gegen die Enttäuschungen der französischen republikanischen Invasion. Am heftigsten trat aber gegen die Revolution überhaupt der damalige erste italienische Dichter, Alfieri, auf, der die ersten Jahre derselben zu Paris selbst erlebte. Bereits im Jahr 1790 schrieb er ein vehementes Sonnett in diesem Sinn, hierauf auch eine prosaische Schilderung der unter seinen Augen vorgegangenen Begebenheiten, die mit einer Prophezeihung des baldigen Endes der kaum entstandenen Republik schloß. Er verließ Paris nach dem Tuileriensturm im August 1792 und hatte sich den damaligen Machthabern so verdächtig gemacht, daß er nur mit Zurücklassung seiner Bücher, Manuscripte und sonstigen Habe entkommen konnte, die hierauf confiscirt wurden. Das nachfolgende Sonnett ist zur Zeit der französischen Invasion in Italien geschrieben und gegen die Freiheitshoffnungen gerichtet, die sich an dieselbe bei den Italienern knüpften. Das Gedicht hat auch vielleicht noch zur gegenwärtigen Zeit, und nicht nur für Italiener, sondern auch für Deutsche, eine praktische Pointe.

Sonnett von Alfieri.

Der Freiheit Lehrer die Franzosen? — Lehre
Dann erst den freien Britten Sklave sein,
Den Spanier, daß er kriecht blöd und klein,
Den Scythen, daß er Staatenwohlfahrt mehre.

Des Hollenwohners rauher Laut verkehre
In Melodieen sich apollisch rein,
Und eine Babylein aus Pardos Hain
Sei unsren Frauen Bild der Zucht und Ehre.

Der Freiheit Lehrer sie? Und wem denn? Sollen
Sie's etwa sein Italiens gräb'nden Söhnen,
Einst Lehrern selbst des Großen und des Schönen?

Sklaven sind wir; doch Sklaven, welche grollen!
Und nimmer werden Sklaven wir gleich Jenen,
Die schließlich jeder Herrschaft Beifall zollen.

Digitized by Google

Beethovens letzte Quartette.

Von J. S. Sabattier.

(Schluß.)

Das Quartett in Cis moll (op. 131, 14.) vereint die Vorzüge, die Beethoven immer erstrebt hat: Einheit in der Fülle, vollständige Unabhängigkeit von den Regeln und dem materiellen Verfahren. Die zwei Sätze, aus denen es besteht, sind nur durch eine Pause getrennt und konnten genau genommen ohne Unterbrechung gespielt werden. Beethoven wollte nicht die gewöhnlich sogenannte Kammermusik machen; er war der Ansicht, das Quartett könne auch ohne das übliche Allegro moderato, Andante, Menuet, Finale bestehen. Seine Meisterwerke zeigen in Bezug auf die Form beträchtliche Unterschiede.

Zur vollen Reife gelangt, schrieb er selten ein Hauptwerk, ohne zur Grundlage ein Motiv aus der Geschichte oder aus der Natur zu nehmen; man denke an die Ouvertüre zu Coriolan, an die Ruinen von Athen, die Eroica (genannt Bonaparte-Symphonie genannt) und die Pastorale. Das Cis dur-Quartett spricht die äußersten Gegensätze menschlicher Gefühle so klar aus, als es die Musik nur irgend vermag. Im ersten Stück, das mit einem adagio ma non troppo beginnt, zählt man nicht weniger als neun Veränderungen von Zeitmaß und Rhythmen; sie alle sind nöthig, um ein solches Uebermaß von Ideen, Empfindungen und Leidenschaften wiederzugeben; diese riesenhaften Schatten, diese Stürme, die zuweilen ein schrillender, ängstlicher Ton verkündigt, diese dicht gedrängten Gedanken fallen nicht ins Barocke, sondern verbinden sich zu einer erhabenen Einheit. Beethoven wollte sich hier, so scheint es, an jede Eigenschaft der Menschensele wenden. Die leichten, lebhaften Gefühle begegnen sich im Presto mit dem Ausdruck einer beißenden Ironie — man erreicht diese Wirkung, indem man den Bogen naß am Stege spielen läßt —; aber der Künstler macht sich bald diese verdrießliche Laune zum Vorwurf, und gelangt durch ein Crescendo zu einem Forte von mächtigem Vollklang. Das Wort ist nicht fähig, die herbe Gereiztheit des Adagio und Allegro zu beschreiben; wo sollte man den Ausdruck finden für so tiefes, stechendes Leid? Beethoven war der erste, bis jetzt auch der einzige, der diese Poesie der Töne begriffen hat, die das Herz des Menschen berührt und über die Grenzen der Verstandeskraft hinausgeht.

Im A moll-Quartett (op. 132, 15) ist beim Anheben des ersten Satzes der Gedanke vag, unbestimmt, aber allmälig erhebt er sich zu Klarheit und Glanz. Der Schluß ist ebenso groß durch Geist wie durch Kunst, Beides durchdringt sich aufs Innigste. Ein Duo von Violinen, das Beethoven noch nie angewandt hatte, zeichnet die zweite Hälfte des Allegro aus. Im Molto Adagio (Beethoven nennt es Canzone di ringraziamento offerta alla divinita da un guarito, Danklied an die Gottheit von einem Genesenen) bedient er sich in Palestrina's Weise eines Motivs aus der katholischen Liturgie. Es ist ein Gebet voll Ruhe und Sammlung. Man glaubt die mächtige Stimme der Orgel zu hören, die allein unter allen Instrumenten zum Gebet singen kann; die Crescendo haben eine übermenschliche Kraft; die Wirkung enthammt der Empfindung, dem Ausdruck der Accorde. Das Adagio schließt sich an ein Andante $^{3}/_{4}$, heitet übersinden, als er dies Andante schrieb, das alle Gefühle eines Neubekehrten ausdrückt (vgl. das Buch des Herrn von Lenz über Beethovens drei Stylarten). Nie setzte er ein längeres Stück; er schrieb mit Lust diese Danksagung an den Ewigen. Das Adagio endet mit einem ungemein sanften Verhallen, mit einem Anhalten der letzten Note, die sich ins Unendliche zu verlieren schient.

Beethoven gibt nicht jedem seiner letzten Quartette die gleiche Form; er ordnet diese dem Geist und der Natur des Gedankens unter, den er entwickeln will. Er nimmt die alte Manier an, wenn sie dem Charakter seines Gegenstandes entspricht, aber er bindet sich an kein System. Er zeichnet sich nicht blos durch die Geschicklichkeit in der Entwickelung aus: er erwirbt sich auch die genauste Kenntniß der Wirkungen und Contraste. Er behält immer die gleiche Kraft, er wird weniger herb, wird sympathischer als z. B. im F moll-Quartett; die widerstreitenden Gefühle verschmelzen sich und erhalten so ein mehr melodiöses Gepräge. Wenn seine letzten Werke unverständlich erschienen, so hat man wohl in der Ausführung diese Gegensätze, diese Schattirungen nicht genug zum Ausdruck gebracht; man suchte Anderes, als was er sagen wollte und gab, was er geschrieben, ungenügend wieder.

Das Finale des A moll-Quartetts ist nebst dem des Cis moll das Wunderbarste in Bezug auf Kenntniß des Effekts. Es hat einen wesentlich dramatischen, man möchte sagen scenischen Charakter. Im Allegro Marcia bewundern wir ebenso die Kraft, wie die an Michel-Angelo's Gestalten erinnernde männliche Eleganz. Das Gefühl, welches im Piu allegro liegt, bedarf keines erläuternden Wortes. Was das Allegro appassionato betrifft, so hat Beethoven nie eine so pittoreske, so tief wirkende Idee gehabt. Eine Begleitung von drei verschiedenen Takten, von aufgeregtem Charakter, voll Bewegung und Leidenschaft, kündigt die Melodie an, nach welcher Nichts mehr möglich scheint. Aber Beethoven, dessen Phantasie immer an Hülfsmitteln überreich ist, erfindet einen jener Effekte, die er allein in der Tonkunst sich erlauben konnte. Er wagt es, in eine vollkommene Anarchie der Takte überzugehen, um den Zustand der Verwirrung, des sittlichen und geistigen Angst, welche Schmerz und Leidenschaft hervorbringen können, kraftvoll auszudrücken. Die Verwirrung, die Unordnung ist hier durchaus beabsichtigt; und wer diesem Stück den Mangel an Deutlichkeit zum Vorwurf macht, wer das Bedürfniß hat, Alles zu erklären, hört besser gar keine Musik; denn diese Kunst hat die Sendung, Gefühle auszudrücken, Empfindungen hervorzurufen, nicht aber mathematische Folgerungen aufzustellen. Das Motiv in Dur ist eine der zartesten Erfindungen Beethovens; die Bängstigung weicht einem sanfteren Gefühl, nur einige Klagetöne erinnern an den ersten Theil, der Grundton des Satzes ist durchaus verändert. Dieses tief originelle Finale unterscheidet sich von allen anderen und zeigt, mit welcher Energie, Gewandtheit, Mannigfaltigkeit Beethoven sich auszusprechen wußte.

Große Fuge in B dur (op. 133, 16). „Dieses Stück," sagt Lenz, „bildete ursprünglich das Finale des Quartetts op. 130 und sieht als solches in der von Beethoven an den Fürsten Galitzin überschickten Handschrift, die ich durchsuchen Gelegenheit hatte. Durch Artaria's Rath wurde Beethoven veranlaßt, die Fuge ihrer Länge wegen durch das sepige Finale zu op. 130 zu ersetzen." Das Allegro, das hier Fuge betitelt ist, wird als ein Meisterstück der technischen Kenntniß betrachtet; aber beim Anhören scheinen einige Stellen verworren, weil unserer Ansicht nach Beethoven, von seinem dramatischen Genius fortgerissen, in die Fuge ein Gefühl legen wollte, welches die stabliebte Regel dieser Gattung nicht verträgt, eine Freiheit, die ein streng geordneter und gemessener Takt nicht vertragen kann. Ungeachtet dieser Neuerung darf man doch in diesem Allegro nichts Anderes suchen, als eine Fuge. Der Charakter des meno mosso e moderato ist durchaus neu und der Schluß hat wunderbare Schönheiten. Um das Stück gut zum Ausdruck zu bringen, bedarf es einer kaum erreichbaren Kraft und Empfindung, denn die Idee geht über die Mittel der Ausführung weit hinaus.

Ueber das letzte von Beethovens Quartetten (F dur) kann man nicht anerkennend genug sprechen. Es ist, als ob in seinem Genius eine neue Wandlung vor sich gehe, als ob er eine vierte Saitart im Sinne habe; er erfindet Töne von äußerster Klarheit, fast frei vom Stoff, zum Ausdruck der lautersten, höchsten Empfindungen. Der Schmerz ist für Beethoven nur noch eine Erinnerung, ein umstoßes Bild; er gehört dieser Welt kaum mehr an, er gelangt zu einer idealen Reinheit und Einfachheit. Das lento ist unter allen diesen Meisterstücken ein ganz besonderes. Ein Mitgefühl ohne Grenzen,

Digitized by Google

eine von allumfassender Liebe eingegebene Entsagung, tiefe Ruhe im Leid, ein Gefühl wie wir es bei Christus am Kreuze voraussetzen. Das piu lento singt in so großartigen Accorden, daß man es bei längerer Dauer kaum ertragen könnte. Der Schluß dieses Stücks ist nur noch der verhallende Ausgang dieses Gefühls; es endigt mit einem Anhalten des letzten Accordes, der sich nachzitternd ins Unendliche zu verlieren scheint.

Um diese riesenhaften Schöpfungen zu verstehen, bedarf es nur des Einen, daß man sie liebt, daß man sie oft anhört; denn sie sind im Bereich eines Jeden, der Verständniß der Kunst und der Poesie hat; einer Jeden, der nicht fragt, ob sie das Gepräge der Regel tragen. Sie verlangen Zuhörer, die frei sind von Schulvorurtheilen und Leidenschaften; Zuhörer, die — man nehme am Wort keinen Anstoß — so wenig wie möglich Musiker sind. Wer die Empfindungen des Leidens, der Unruhe, des bitteren Grames, der Liebe, der Begeisterung je gehabt hat, von denen Beethoven beseelt war, wird diese erhabenen Werke nie kalt, nie ungerührt anhören. Als wir es unternahmen, — die HH. Maurin, Chevillard, Mas und ich, — diese so viel verlästerten und so wenig gekannten Quartette zu spielen, hatten wir das Glück, ein gewähltes Publikum zu finden, das aus Malern, Bildhauern, Schriftstellern und gebildeten Weltleuten bestand; Sie nahmen an unserem Bemühen den größten Antheil, indem es Liebe zu diesen wunderbaren Meisterstücken erweckte *).

*) Die vorliegende Abhandlung wurde vom Verfasser in französischer Sprache in der »Revue philosophique et religieuse« (August 1856) veröffentlicht. Diese Zeitschrift (Paris, rue de la Michodière, 13) macht auf den Titel jener Lieferung die Anzeige: »La Revue, n'étant pas une œuvre de spéculation, autorise la reproduction de ses articles.«

Feuilleton.

— **Das Gebet der Maria Stuart**, welches sie wenige Stunden vor ihrer Hinrichtung gerichtet haben soll, hat viele Uebersetzer gefunden, zum Theil wegen seines geschichtlichen Interesses, zum Theil auch gerade um der Schwierigkeit willen; denn die kurzen Verse, die vollönenden lateinischen Reime lassen sich in Sprachen von stumpferem Klang nicht leicht wiedergeben. Vor einiger Zeit wurde das fleine Gedicht im Morgenblatt mitgetheilt, doch nicht hinlänglich getreu; der Text lautet:

O Domine Deus, speravi in Te;
O care mi Jesu, nunc libera me.
In dura catena,
In misera poena
Desidero Te;
Languendo, dolendo
Et genuflectendo
Adoro, imploro
Ut liberes me.

Das Morgenblatt brachte eine Uebersetzung von Freiherrn Gisbert von Vincke aus dessen Sammlung „Rosen und Disteln“ (Dessau 1853), sodann eine in schwedischer Sprache und eine dritte von Dr. L. H. Clement, welche es als die erste bezeichnet, die (1850) in deutscher Sprache gegeben worden. Der neueste Uebersetzer des Gedichts, Herr Müller von der Werra, hat sich eingehend damit beschäftigt. Er theilt uns mit, daß sich bereits in der „Viena“ (Wien und Leipzig 1842) eine Uebertragung von Johann N. Vogl befindet. Nun finden wir eine weitere in Schlosser's „Wanderschatten;“ wir theilen dieselbe, wie auch die des Herrn Müller, zur Vergleichung mit.

J. F. H. Schlosser.	Müller v. d. Werra.
Mein Gott, auf dich setz' ich	O Gott und mein Herre!
mein Hoffen allzeit;	Ich hoffe auf Dich:
O süßester Jesu,	O theurer Jesu,
befreie mich bald.	Erwette bald mich.
In bittrem Gefängniß,	In bittersten Banden,
In schweren Bedrängniß	In Strafe und Schanden
Mein Herz nach dir schreit;	Erflehe ich Dich.
Mein Sehnen, mein Stöhnen	Verschmachtet, verachtet
Sieht', Herr, meine Thränen	Kalt' hier ich, unnachtet,
Vom Throne, und schone,	Und bete und bitte,
Befreie mich bald.	Befreie Du mich!

— Die amerikanischen Verhältnisse sind noch von keinem Schriftsteller so unbefangen beurtheilt worden, als von dem Urdemokraten Gustav Struve. Aus seinen Darstellungen spricht eine gewisse Selbstsucht nach dem europäischen Leben mit seiner innern Bewegung und dem Adel seiner geschichtlichen Beziehungen. „Die europäische Politik,“ sagt er, „stört den heiteren Verkehr der Menschen nicht so sehr, als die mannigfaltigen Vorurtheile, welche hier herrschen. So steif als hier sitzen die Reisenden nirgends in Wagen und Schiffen neben einander. Die von den Nativisten angeregten gehässigen Leidenschaften, der Temperenzfanatismus, die religiöse Befangenheit, die blinden Vorurtheile, welche den Farbigen verfolgen, sind ebenso viele Hemmschuhe heiterer Geselligkeit. Ein harmloser Mensch steigt in den dreieinhalbstöckigen Eisenbahnwagen und muß Zeuge sein, daß ein anständiges Frauenzimmer mit Gewalt hinausgeworfen wird, weil sie nicht ganz weiß von Farbe ist. Er muß unfreiwillige Bemerkungen hören, wenn Roweis

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 48. Frankfurt a. M., den 29. November 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Brändel. Elsässische Dorfgeschichte von A. Weill.

Die deutsche Jugend. Eine culturgeschichtliche Studie.

Neue naturwissenschaftliche Bücher für das größere Publikum. Von C. Glaser.

Feuilleton: Das Bildniß des Augustus. — Wolfgang Menzel. — Narcissus und Courbet. — Sophie Schröder. — Lovalor über Mirabeau. — Erinnerung an Rauch. — Schlachtfeld und Gramen. — Königin Isabella II.

Bühnenschau: F. Hause; Lessing's Emilia Galotti. Von Q. F.

Brändel.

Elsässische Dorfgeschichte von A. Weill.

I.

Brändel war eine junge Jüdin, geboren und erzogen in einem elsässischen Dorf unweit Straßburg. Ihre Großmutter stammte von einem Mainzer Rabbiner, der bei einem Volksaufruhr erschlagen worden, weil er unbeugsam an seinem Glauben festhielt. Ihr Vater schrieb Gesetzrollen auf Pergament in hebräischen Buchstaben; die Juden lassen ihn Heiligthum keine Bibel zu, die nicht der alten Ueberlieferung gemäß handschriftlich abgefaßt ist. Auch schrieb und verkaufte er gewisse kleinere Abschnitte aus der heiligen Schrift, Gebetsformeln, die in Kapseln an die Thürpfosten jüdischer Häuser gebeftet werden oder die der Israelit bei der Morgen- und Abendandacht an Stirn und Hand festbinden pflegt.

Aber Brändels Vater blieb von den Revolutionsstürmen nicht verschont; er verfaß Schreiberdienste bei Eulogius Schneider, den Robespierre als Sendboten nach dem Elsaß geschickt hatte und den St. Just guillotiniren ließ. Sein jüdischer Famulus schien der Hinrichtung nicht würdig und starb im Gefängniß. Brändels Mutter, früher die schöne Gndel genannt, erlosch wie ein Licht ohne Nahrung in ihrem dreißigsten Jahr.

Da hatte Brändel nur noch ihre Großmutter, eine fromme Frau, die mit der Anfertigung von Zizith ihr Brod verdiente. Zizith sind Wollenquasten, welche den Juden an die Ouasten erinnern, womit früher das Banner Jehaoths geschmückt war *). Die Wolle dazu nimmt man vom Rücken eines ergsborenen Widders; ist kein solcher zu haben, so begnügt man sich mit einem Schaf, das einem Glaubensgenossen gehört. Der allgläubige Israelit knüpft die Zizith an die vier Ecken des kleinen wollenen Skapuliers, das er unter den Kleidern trägt, und küßt sie während des Morgengebets; auch schmücken sie das weiße Gewand, in das er sich beim Gottesdienste hüllt. Außer diesem Erwerb, der wöchentlich ungefähr anderthalb Franc einbrachte, ging Brändel regelmäßig in den Wald, um Reisig einzusammeln, das sie in Bündeln zu zwanzig Centimes verkaufte. Zuweilen machte sie diesen Weg dreimal im Tag, doch nie am Samstag; auch am Freitag nicht, da dieser Tag nur für einen halben gelten kann, indem der Sabbath schon am Vorabend beginnt. Aber nur in seltenen Fällen gewannen die Beiden für den Tag mehr als einen halben Franc. Dennoch verlangte weder Brändel noch ihre Großmutter jemals ein Almosen. Die Enkelin des Rabbiners von Mainz wäre lieber Hungers gestorben. Bei den frommen Juden gibt es keinen anderen Adel, als den der Schriftkenntniß und der Rechtschaffenheit.

Die Großmutter, so dürftarm sie war, hegte doch gegen alle Viehtreiber, Hausirer und reichgewordenen Händler eine souveräne Verachtung. Für sie waren sie Ignoranten und gemeine Leute. Ihre Frauen konnten kaum lesen, und in der Synagoge wie für die Hausandacht mußten sie sich bei ihr Raths erholen. Wenn sie bei Laune war, übersetzte sie ihnen die Gebete auf deutsch und las auch andere eingeschaltete Verse, die Niemand kannte. Lag eine Israelitin im Sterben, so schickte man zuerst zu Brändels Großmutter, um die üblichen Sprüche und Bekenntnißformeln vorzusagen. Sie kannte jedes Ritual, jede Ceremonie aufs Genaueste; sie gab in den reichsten Häusern Anweisung über die Pflege der Todten wie über die Wartung von Kranken und Wöchnerinnen. Da nun bei den talmudischen Juden fast jeder Hergang des Lebens religiös angeordnet ist, so war sie bei jedem Fest, mochte es Geburtsfeier, Confirmation, Verlobung oder Hochzeit sein. Zu Folge dieses Privilegiums hatten sie und Brändel ihren rechtlichen Antheil an jedem guten Bissen, der in der Gemeinde vorkam; zudem war die Großmutter eine wahre Autorität für die jüdische Küche, die in der Kochkunst einen nicht geringern Rang einnimmt.

Brändel stand ihr an Wissenschaft nicht nach und übertraf sie noch an Begeisterung. Sie betete dreimal des Tags und las jeden Abend entweder in der Bibel selbst oder in Büchern biblischen Inhalts. Ihre Bibel war hebräisch, doch fand sich neben dem Text eine deutsche, aber in kleinen hebräischen Lettern gedruckte Uebersetzung. Sie verstand übrigens auch die Ursprache. Jeden Tag bedauerte sie, kein Knabe zu sein und sich dem Studium des Talmuds nicht widmen zu können. Wenigstens aber las sie fortwährend die heroischen Wundergeschichten von Mirjam und Deborah, von Esther und von der Mutter der sieben Söhne in der Makkabäerzeit. Sie glühte von Ehrgeiz, diesen edlen Frauen zu gleichen und sich der Verherrlichung Gottes zu opfern. —

Brändel war fünfzehn Jahr alt. Das reine Oval ihres blassen Gesichtes war von rabenschwarzem Haar beschattet, das in dicken Flechten herabhing; wenn sie aber Holzbündel trug, so legte sie es

*) Die hier geschilderten Bräuche, die in Gegenden, welche die Reform wenig berührt hat, noch unverändert bestehen, hat der Verfasser nur in soweit erläutert, als zur Orientirung erforderlich ist.

A. d. R.

Digitized by Google

wie einen Kringel als Unterlage zurecht. Sie trug einen sehr kurzen Rock von grobem Wollenzeug, der bis zum Halse ging und oben mit Schnüren zugezogen wurde. Da das arme Mädchen oft genug den ganzen Tag unterwegs war, mußte sie wohl das Kleid ein paar Handbreit über dem Knöchel stutzen. Ihre Füße waren fast immer bloß; manchmal trug sie Holzschuhe, doch meist hängte sie dieselben bald an ihrem Bündel auf, um freier einherzugehen. Ihr Gang war anmuthig und lebhaft; kein Mädchen im Dorfe kam ihr nach. Die Bündel hielten sich selbst auf der Mitte ihres Kopfes im Gleichgewicht, gestützt von dem dichten Kissen ihrer schwarzen Haare; zuweilen sogar — ein Zug von sehr unschuldiger Koketterie — stemmte sie den rechten Arm an die Hüfte. Am Samstag, das heißt von Freitag Abend an, waren ihre Zöpfe unter einer Haube geordnet, denn am Ruhetag machte sie ihr Haar nicht. An die Stelle des Wochenkleides kam dann ein recht leidlicher Rock von gedrucktem Zeug, der bis an die Knöchel ging; ihr kleiner Fuß trug weiße, von der Großmutter gestrickte Strümpfe und verlor sich in Marroquin-Schuhen, die am Oberleder mit Bändern geziert waren.

In einer Schönheit auf dem Land gehören rothe Backen, ein gerundetes Corsage und ein kräftiger Wuchs. Die blasse Brändel war demnach zuerst nur durch ihre Frömmigkeit bemerklich, und da sie an den Spielen und Vergnügungen der anderen Mädchen niemals Antheil nahm, so hieß sie die Ernste, die Stolze, auch wohl mit spottender Betonung die Heilige. Brändel trug nie den Nacken bloß, wie Bäuerinnen bei großer Hitze thun. Sommer und Winter war ihr Kleid um den Hals zugeknöpft und fiel in starken Falten um ihre Taille. Die Dorfmädchen badeten zuweilen bei Sonnenuntergang im Bach am Gehölz; Brändel begleitete sie, aber badete nicht mit. Man lächelte wohl und sagte, sie sei schlecht gewachsen; sie aber dachte: Was liegt daran? Die Hauptsache bleibt, daß man Gutes thut. — Uebrigens war sie marmorweiß und dianenglelch von Wuchs und Nacken. Das wußte die Großmutter recht gut.

Eines Abends beim Schlafengehen sagte die alte Frau:

Mein Kind, wir sind sehr arm; aber ein Ignorant ist nicht werth, dich zu haben, und sollte er eine Million reich sein. Du mußt einen Gelehrten bekommen, einen Rabbiner. Nur wo das Herz durch Kenntniß der Schrift und der Gesetze gebessert ist, kann es die Schönheit einer braven Frau schätzen. Brändel, lieber seh' ich dich verwelken, als daß du einem Hausirer, einem Ochsentreiber, einem Kleiderhändler gehören sollst.

Mutter, antwortete Brändel, hast du schon auf den jungen Joel Acht gegeben, der Gella ihren Sohn?

Ja, liebe Tochter. Er ist reich; nimm dich in Acht vor reichen jungen Leuten, sie sind selten fromm.

Aber, Großmutter, Joel studirt, er ist der Beste unter den Schülern. Er ist erst siebzehn Jahre alt und hat schon den Rabbi-Titel.

Nun, Tochter, hat er dich gern?

Nein, Mutter, aber ich habe ihn gern.

Brändel sagte diese Worte mit so ruhigem Ausdruck, als handelte sich's um etwas ganz Gleichgültiges.

Großer Gott im Himmel! rief die Alte, was muß ich hören! Meine Tochter ist fünfzehn Jahr alt und sieht nach einem Mann. Dein Urgroßvater, Kind, dein Urgroßvater! Er dreht sich im Grab herum, wenn nur die Möglichkeit einer Schande an der Thürschwelle der Familie ist. Tochter lieb, ich habe dich für so fromm gehalten!

Du sagst sehr starke Sachen, Großmutter. Brändel wird immer ein ehrlich Mädchen bleiben. Ist es denn eine Sünde, einen jungen Mann gern zu haben, der die Schrift und die Gesetze studirt? Liebt mich der Joel wieder, so werde ich seine Frau. Wo nicht, so bleib' ich Brändel, die ich bin.

Hast du ihn schon gesprochen?

Ja, neulich. Du kennst Grandjean, den Soldaten, der von der Armee zurückgekommen ist; ein Trinker, ein schlechter Mensch, der immer im Wald herumstreicht. Nun! kürzlich im Wald kommt Grandjean auf mich zu, nennt mich eine Jüdin, streckt aber doch seine gemeine Hand nach mir aus — ich war recht froh, daß Joel dazu kam, der manchmal mit einem Buch in der Hand im Forst spazieren geht.

Was hat denn Joel gesagt? Kind, Joel ist für dich gefährlicher als Grandjean.

Er sagte mit, ich müßte nicht so ganz allein im Wald gehn, ich wäre zu groß, und — und —

Und zu schön! Nun, so soll er dir Pferd und Wagen geben! — Hat er dir die Cour gemacht?

Lieber Gott! Er denkt Viel daran! Er hat andere Sorgen. Denk' einmal, liebe Mutter, er muß von den Büchern weg, er muß das Studiren aufgeben. Sein Vater nimmt ihn von der Schule. Er fürchtet, die fremden Wissenschaften könnten ihn von unserer Religion abbringen. Seit der junge Mendel in Metz Christ geworden ist, haben alle Aeltern jüdischer Studenten diese Furcht. Von Morgen an, habe ich gehört, ist Joel kein Talmudschüler mehr und zieht als Pferdehändler den blauen Kittel an. Wie gottlos! Er, der so fromm und so gelehrt ist! Mutter, und wie er die Gebete singt und die Haphthorah's (Perikopen) ablest! Großmutter, was du auch sagst: wenn ich irgend etwas thun kann, und wenn ich mein junges Leben und meine Schönheit opfern muß, um ihm vom allzähligen Geschäft abzuhalten und zur Quelle der Thora zurückzuführen: ich zaudere keinen Augenblick.

Welches Unglück! rief die Großmutter. Habe ich doch immer geglaubt du wärst ein Mädchen wie Rahel, wie die Musterfrauen, von denen König Salomon schreibt!

Hat Rahel nicht den Jakob geliebt? Jüdinnen, gute Großmutter, zeigen ihre Tugend in der Liebe zu einem würdigen Mann und Gatten. Fürcht gar nichts. Den Joel liebe ich, nun ja, und wäre glücklich, seine Frau zu werden. Aber Brändel wird nie unseren Feinden Gelegenheit zur Schadenfreude geben. Ich schäme mich meiner Religion nicht, wie so viele junge Mädchen in der Stadt; nein, ich bin Stolz auf sie, und will ihr Ehre machen!

II.

Joels Vater hatte unter dem Kaiserreich mit Pferdelieferungen für die Armee ein Vermögen gemacht. Die Hälfte davon hatte er zwar während der Hundert Tage wieder verloren; aber bei diesem halben Ruin hielt er doch darauf, den Ruf eines reichen Mannes zu behaupten, besonders den Glaubensgenossen gegenüber. Er hatte manche Beziehung zu den Officieren der Armee und stand in täglichem Verkehr mit den umwohnenden Landleuten; doch aber gab er sich in Bezug auf religiöse Vorschriften nicht die mindeste Freiheit und beobachtete die talmudischen Bräuche mit äußerster Gewissenhaftigkeit. Er war fromm bis zum Fanatismus. Ein fanatischer Jude ist nur für seine Glaubensgenossen gefährlich. Er gibt lieber einem bestreundeten oder nothleidenden Christen seinen letzten Sou, als dem Israeliten, der eines der sechshundert und dreizehn Gebote übertritt, ein Stück Brod. — Er hatte seinen Sohn zum Rabbiner bestimmt. Früh lernte der junge Joel das Hebräische und die Kunst des talmudischen Disputirens. Er hatte Geist, Phantasie und eine sehr laute Stimme; das letztere ist bei dieser Art von Verhandlungen kein geringer Vortheil. Wer zu schreien versteht, gilt dem Laien oft für fromm und gelehrt. Als Joel zehn Jahre alt war, lernte er französische Grammatik, und bald durfte er neben der Bibel und dem Talmud auch Lamberts „Abrégé sur les devoirs des juifs", ja auch den Zelemach lesen. In seinem dreizehnten Jahr wurde er confirmirt, d. h. er wurde nach jüdischem Ausdruck ein Sohn des Gesetzes (für Mädchen besteht eine solche religiöse Feier nicht). Bei dieser Gelegenheit trat Joel in der Synagoge als Vorsänger und Vorbeter auf. Beim Abendessen hielt der junge Sohn des Gesetzes vor den im Ort ansässigen Juden —

Digitized by Google

faſt alle waren eingeladen, — einen Vortrag in halb deutſcher, halb hebräiſcher Sprache über einen talmudiſchen Gegenſtand. Keiner der Gäſte verſtand ein Wort davon, daher wurde er allgemein bewundert. Nach beendigter Rede gab ihm der Rabbiner die Accolade und den Ehrenmamen Habar oder Genoſſe.

An demſelben Abend wurde Joſl mit der Tochter eines reichen Mannes verlobt und ihr eine Mitgift von zwanzigtauſend Francs beſtimmt. Der Vater des elfjährigen Mädchens hatte das Unglück gehabt, mehrere Söhne zu verlieren. Darum hatte er bei der Geburt der Tochter geſchworen, dieſelbe nur einem Mann des Geſetzes, einem Rabbi zu geben. Der junge Joſl war nicht wenig ſtolz auf dieſen Titel und hätte ihn nicht gegen den eines Pairs von Frankreich umgetauſcht.

Doch aber brachte ihn der Telemach auf gewiſſe Gedanken. Zwar ſein Glaube wurde nicht erſchüttert. Aber bis jetzt hatte er von ſchönen Frauen nur Sara und Rebekka, Rahel und Michal gekannt. Er hatte ſeine Braut kaum angeſehen; ſie war Jüdin und orthodox, das genügte. Wozu das ſchöne Haar einer Jüdin bewundern, da es ihr doch am Hochzeitstag geſchnitten wird, und ſie vom Talmud beordert iſt, im Sommer und Winter ihren Kopf bis an die Haarwurzeln zu bedecken? Die jüdiſche Eſperan geht weder decolletirt, noch tanzt ſie mit einem Andern als mit ihrem Mann. Eine talmudiſche Jüdin dürfte ſich eben ſo gut ins Waſſer ſtürzen, als des Ehebruchs ſchuldig machen; denn jede ehrbare Frau würde ihr aus dem Wege gehen.

Joſl hatte nie einen böſen Gedanken gehabt. Aber bei dem feſten Willen, nur Gott zu gefallen, konnte es doch nicht fehlen, daß er Fänslons Eucharis bewunderte und ſich ſelbſt geſtand, ſeine Perl (dies war der Vorname der Braut) werde nie eine Eucharis werden.

Plötzlich durchfloß eine erſchütternde Nachricht die elſäſſiſchen Synagogen. Mehrere jüdiſche Studenten aus Zabern und Straßburg hatten ſich in Metz der römiſchen Kirche zugewandt. In ſolchen Fällen verrichten die Aeltern der Convertiten die Trauerbräuche, als ob ihre Söhne geſtorben wären. Sie ſetzen ſich darfuß zur Erde nieder ſieben Tage lang, zerreißen einen Zipfel ihres Gewandes, laſſen ſich den Bart wachſen, eſſen nur Eier oder Linſen und erhalten Beileidsbeſuche von den Mitgliedern der Gemeinde. Die letzteren erſcheinen faſt täglich im Trauerhaus, doch ohne ein Wort zu ſprechen. Joſls Vater war der Onkel eines jener Convertiten, von dem man ſich früher ſehr viel für das Judenthum verſprochen hatte. „Lieber," ſagte er ſich niederſetzend, „ſollte unſer Sohn an einem plötzlichen Uebel ſterben, als ein Gleiches thun, wie der Neffe."

Gott weiß, ſagte die Mutter, die Augen nach oben wendend: ich habe wie Hanna meinen Sohn in Reinheit geboren. Ich habe vor ſeiner Geburt kein Gebet verſäumt, keinem Weſen etwas zu Leide gethan. Dennoch habe ich den Schöpfer angefleht, er möge mir einen Sohn geben, der Israel zur Ehre gereiche. Gott hat mich erhört. Joſl iſt ein auserwähltes Kind, er iſt unſer Sohn, alle Tage bete ich für ihn. Wenn ich ihn in der Synagoge eifrig beten höre, ihn vor Gott ſich beugen ſehe, da dehnt ſich mein Herz und möchte vor Freude ſchreien!

Ich habe Unrecht gehabt, ſagte der Vater, ihn Franzöſiſch lernen zu laſſen. Franzöſiſch leſen, habe ich gehört, iſt Gift für einen Frommen.

Mir hat unſer Rabbiner geſagt, bemerkte die Mutter, Deutſch wäre noch viel gefährlicher. In Deutſchland machen ſie ſich von Allem los, ſo daß geradezu Chriſt werden noch beſſer iſt.

Sage ſo was nicht, Frau. Höre mich an. Joſl iſt unſer Einziger. Ich werde alt und kann mein Geſchäft nicht wie bisher beſorgen. Joſl ſoll mich erſetzen. Beſſer ein frommer Viehtreiber, als ein falſcher ungläubiger Gelehrter. Ich glaube, daß mein Plan Gott gefällt. Joſl ſoll weder nach Metz, noch nach Frankfurt; er ſoll Pferdehändler und Jude bleiben.

Die arme Mutter ſchüttelte den Kopf und ſagte: Es iſt doch kein Körnchen Böſes in meinem Sohn. Er wird ein berühmter Mann, mein Herz ſagt es mir.

Nur ein Umſtand, fuhr Jener fort, hindert mich noch; Perle's Vater wird ſeine Tochter keinem Handelsmann geben wollen. Er würde ſein Wort zurücknehmen.

Darauf kommt nun ſo viel nicht an. Perl iſt reich, aber ihr Großvater hat ein Mädchen verlocket, ohne ſie zu heirathen. Für ſo was kommt Strafe von oben, früh oder ſpät.

Narrheit das mit dem Großvater! Aber, ſoll ich dir meine Meinung ganz herausſagen? Perl wird häßlich. Ja, wenn ſie wäre wie Brändel — die hat keinen Sou, aber ſie iſt eine wahre Perl, was Schönheit und Güte anbelangt. Joſl freilich weiß nicht, was ein ſchönes Frauenzimmer iſt. Der arme Junge denkt nur an ſein Seelenheil.

Warte noch, ſagte die Mutter; wir können ihn immer noch ein Jahr behalten; komme Zeit, kommt Rath. —

Aber bald folgten auf jenen maſſenhaften Uebertritt jüdiſcher Studenten andere Nachrichten von ähnlicher Art, und der Vater, auf die Geſahr hin, Joſls Verlobniß zu brechen, führte ſeinen Willen aus. Er beſaßt dem Sohn, ihn auf den Markt zu begleiten, verbot ihm den fernern Beſuch der Talmudſchule und erklärte ihm, er werde für Unterricht ſeinen Sou mehr bezahlen.

Joſl gehorchte, obwohl mit Widerſtreben; er warf den Kittel über, folgte ſeinem Vater zu Pferd und ließ die Peitſche knallen wie ein ächter Roßkamm. Durch den Pferdehandel fand ſich Joſl, der nie den Werth eines Sou gekannt hatte, plötzlich im Beſitz von einigen Thalern Trink- und Draufgeld. Er geſellte ſich zu den jungen Leuten ſeines Ortes und trank mit ihnen. Die Mutter jedoch ſah ihn nie zu Pferd, ohne zu ſeufzen, und ſeit einigen Wochen dachte ſie daran, ihn ſelbſt ohne Zuſtimmung des Vaters nach Metz gehen zu laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Die deutſche Jugend.

Eine culturgeſchichtliche Studie.

I.

Die Jugend als Partei.

Wo das Volks- und Staatsleben in geſunden und naturgemäßem Fortſchreiten begriffen iſt, kann die Altersſtufe der Menſchen keinen Partei-Unterſchied bezeichnen. Die Verſchiedenheit im Beſtreben der Jugend und der bejahrten Leute bezieht ſich alsdann nur auf die Lebhaftigkeit der Auffaſſung, nicht aber auf eine Gegenentheit der Intereſſen. Jünglinge werden eben immer zum Aendern und Beſſern geneigt ſein, weil die Vorſtellung eines vollkommenen Zuſtandes in ihnen unverkümmert iſt und die Erfahrung ſie noch nicht über die Schwierigkeiten der Durchführung belehrt hat. Aus den entgegengeſetzten Gründen wird ſich im Alter die Vorliebe für das Erhalten oder wenigſtens für ein bedächtiges Vorangehen kund geben. Als die franzöſiſche Revolution alle bürgerlichen Unterſchiede der Geburt und des Vermögens vernichtet hatte, gleichwohl aber das Zweikammerſyſtem eingeführt werden ſollte, kam man auf das einzige von der Natur angegebene Kriterium zurück: man vereinte die mehr als Vierzigjährigen in einen Rath von ſenatoriſchem Anſehen und ließ die Jüngeren in einer zahlreicheren, redneriſch bewegten Verſammlung ihre Kräfte üben.

Dieſe Verſchiedenheit, wenn auch nicht durch ein äußeres Inſtinkt ſcharf angedeutet, beſteht in jedem Staatskörper. Er berechtigt und veranlaßt die Jugend noch nicht, ſich als Trägerin einer ſpecifiſchen Sendung aufzuwerfen. Im Geſang der alten Spartaner rühmten die Greiſe von ſich, daß ſie vordem tapfere Männer ge-

Digitized by Google

wesen; die Männer waren stolz darauf, es noch zu sein; die Jünglinge aber sangen: Wir werden einst noch viel tapferer werden. Diese Aeußerung eines kühnen Sinnes, wenn auch von Uebermuth nicht frei, ist doch schön und naturgemäß. Hätte die Jugend nicht ein überströmendes Selbstgefühl, so würde sie kaum der Anstrengung fähig sein, durch welche das Erreichbare gewonnen wird.

Wenn aber ein Gesammtleben von seinen gesunden Naturbedingungen abgewichen ist; wenn ein Volk sich mehr auf dem eigenthümlichen Boden bewegt: dann geht auch das Verhältniß von Jugend und Alter aus den Angeln. Ungezahnte Gegensätze treten hervor. Wie dieselben sich äußern werden, das hängt von der Natur der Gesellschaft ab. In reichen, überfüllten Weltstädten nimmt die Jugend die allgemeine Verderbniß in sich auf. Sie glaubt aber dieselbe durch persönlichen Werth zu adeln, sie fühlt sich, weil ihr Thatkraft zur Seite steht, zum Herrschen berufen. Ihr energisches Laster empfiehlt sich äußerlich immerhin weit mehr als die schlaffe Verkommenheit der Alten. Das Gesetzlose und Gewaltthätige ihres Wesens gibt ihr sogar volksthümliche Beliebtheit, da die Masse, den Kindern gleich, jede Störung der Hausordnung willkommen heißt. — So war die Jugend, die sich um Catilina sammelte; so war von jeher ein Theil der Pariser Jugend, der alle Usurpationen freudig begrüßte und sich an ihren Genüssen betheiligte.

Es gibt aber auch Epochen der Geschichte, in welchen die Jugend in einer ganz anderen Richtung als Partei auftritt und ihren Gegensatz zum Bestehenden empfindet. Die Jugend jedes Menschenalters hört den Vorwurf, sie liebe den Genuß ohne Arbeit, sie wisse sich nicht zu bescheiden und kenne das Entbehren nicht. Die gewöhnliche Menschenkenntniß scheint diesen Ausspruch zu bestätigen, der bekanntlich so alt wie die Welt ist. Nur selten, nur in den kürzesten Silberblicken der Geschichte haben Dichter und Weise das Gute an ihren Mitlebenden anerkannt: so etwa Walther von der Vogelweide, wenn er sagt:

Deutsche Mann sind wohlgezogen,
Recht wie Engel sind die Weib gethan.
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der komme her in unser Land,
Da ist Wonne viel.

Jener Verstimmung gegen die Jugend liegt meist eine optische Täuschung zu Grund, indem das Alter den verschönenden Glanz, den die Erinnerung von selbst den früheren Lebenseindrücken verleiht, nicht in Anschlag bringen will. Wie könnten sonst solche Anklagen der Geschichte gegenüber laut werden, die schwerlich beglaubigen wird, daß die Jugend der Rococo-Zeiten vor späteren Generationen einen sittlichen Vorzug hatte! Die historische Erfahrung widerlegt ganz entschieden die Aussage der Sittenrichter. Wo bei gutgearteten Völkern die Jugend eine eigene Fahne trug, wo sie eine besondere Losung annahm, galt diese meist dem Kampfe für Einfachheit und Natur, dem schonungslosen Krieg gegen die Mattigkeit und Verderbtheit der Alten. Bei ihr regte sich ein guter sittlicher Kern inmitten der Verwahrlosung. Die Jünglinge erschienen in solchen Fällen steifer, heldenhaft, hochsinnig und schroff; in der Verzerrung freilich auch bombastisch, einseitig und gröblich-grob.

Gerade in dem späteren Staatsleben der Sparter findet sich eine Begebenheit, die uns mit wunderbar moderner Kraft berührt und geeignet ist, noch heut' in manchem Alten die hohen Träume der Burschenschaftsjahre wachzurufen. Es ist die Geschichte des Königs Kleomenes, der in den Jünglingen seiner Stadt die alte Entbehrungsfreudigkeit, den Opfermuth, die Begeisterung für lykurgische Sitten zu entzünden wußte. Die älteren Bürger, in Schlaffheit versunken, begegneten ihm mit Spott und Feindschaft. Aber die Reform schien zu gelingen; selbst die gemeinschaftlichen Mahlzeiten fanden wieder statt. Auch gegen das Ausland bestand das junge Sparta einen herrlichen, wenn auch unglücklichen Kampf. Die Helden der Ide vermochten mit ihren tyrtäischen Gesängen Nichts gegen die hundertjährige Kriegskunst der Nachfolger von Alexanders Marschällen. Kleomenes geriethe mit seinen Getreuen in die Haft des ägyptischen Königs. Bald brachen sie den Kerker, stürmten in die Straßen und riefen die Hoftruppe von Alexandria zur Freiheit auf! Man gaffte sie an, ohne das Wort zu verstehen, und sie senkten den Dolch in die eigene Brust.

So deutlich wie in dieser Begebenheit ist im Lauf der alten Geschichte der Geist der Jugend nicht wieder aufgetreten; einer Jugend, die sich der Verderbniß schämt und die Lockungen der überfeinerten Welt von sich stößt. Was sie im Sinne trugen, hatte im Leben keinen Inhalt; und dies kennzeichnet sie als Ideologen. Die Neuerit ist reich an Versuchen ähnlicher Art; doch selten waren dieselben in ihrem Verlauf so deutlich und rein, wie in dieser antiken Geschichte. Für jede historische Richtung, die wir näher untersuchen, finden wir bei den Alten einen abgeschlossenen Typus.

Auf normale Verhältnisse deutet es allerdings nicht, wenn die Jugend den Aeltern gegenüber als Vertreter der guten Sitte auftreten darf. Hamlet mag seine Stiefältern strafen; aber Hamlets ganze Sphäre ist aus den Fugen. Laertes dagegen, der im angegebenen Geleise blieb, würde bei Jahren gewiß gern ein Polonius werden, so wie Polonius in seiner Jugend ein correcter und glänzender Laertes war.

II.

Literarischer Ursprung des „deutschen Jünglings".

Auf der Höhe des Mittelalters war derjenige Sonderbegriff der Jugend, der uns hier beschäftigt, völlig unbekannt. Die „Jungen und Dummen" (tumben, unerfahrenen) wußte man von den „Alten und Klugen" (wisen, fröten) gar wohl zu unterscheiden; daß jene aber eine andere Ansicht der höheren Dinge zu vertreten hätten, kam Niemanden in den Sinn. Der „deutsche Jüngling" war als solcher noch nicht aufgetreten. Gerade weil das Leben voll und bunt war, weil ein dichterischer Anflug es umwob, trat die Besonderheit einer jugendlichen Gesinnung weniger hervor.

Jene Poesie, die das Leben durchdrungen hatte, trat vor dem Geiste der neuen Zeit zurück. Wie die Geschicke der Völker fortan im Cabinet verwaltet wurden, so hing das Geistesleben an Fäden, die man von der Studirstube aus lenkte. Das Ursprüngliche, Volksthümliche erlosch in der Poesie und in der Geschichtserzählung; das religiöse Element war in Satzungen gebannt. Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnet für Deutschland die Blüthezeit der Kanzleien und Consistorien, wie in der Politik die tiefste Erniedrigung des Reiches. Das Bürgerthum hatte mit seiner Wehrhaftigkeit und seinem Trotz fast alles innere Leben verloren; eine bedächtige, auf nothdürftiges Fortkommen gerichtete Sinnesart herrschte in den Familien. Des Lebens in freier Luft war man mehr entwöhnt als je zuvor. Der Wunsch eines Antheils am Staatsleben trat kaum einmal in der Form eines kühnen Traumes in die Seele des Unprivilegirten; in dumpfer Zufriedenheit schlich der Sohn des Mittelstandes durch das eingeschränkte Leben. Es war schon ein starker Grad von Unabhängigkeit erforderlich, um etwa die Umwälzungen in England mit Sympathie zu beurtheilen. Die conventionelle Sphäre war so abgeschlossen, daß, wer aus ihr heraustrat, kaum mehr eine andere Wahl hatte, als ein erklärter Bagabund und Abenteurer zu werden. — Es läßt sich nachweisen, daß selbst ein so mächtiger Geist wie Leibniz die Schranke nicht völlig brach. Große tüchtige Gedanken arbeiteten in diesen Perückenhäuptern; aber ihre gesammte Geistesarbeit brachte nur die ersten Regungen einer neuen Erhebung zu Wege.

So sah es namentlich in derselben deutschen Literatur aus, die nach zwei Menschenaltern schon den ausschweifenden Plänen der Kraftgenies, der Naturschwärmer, der Menschheitspropheten zum Tummelplatz dienen sollte. Nur Jugend konnte den Bann zerstören

Digitized by Google

Lange Zeit hindurch bildete sie in Schaaren die vorderste Reihe, wo es galt, dem deutschen Geist zur Entwickelung zu helfen. Es gestaltete sich ein neuer Bildungsbegriff, eben der „deutsche Jüngling", in welchem die verschiedensten idealen Richtungen vereint gedacht wurden, und den wir erst in unseren Tagen zurücktreten und verschwinden sehen. Es gab junge Engländer und junge Franzosen, aber beide Völker haben die Vorstellung von einer vaterländischen Jugend nie in der deutschen Weise ausgebildet. Nur der Geist, der in den Girondisten lebte, erinnert an etwas Aehnliches. Bei uns aber war das Jugend-Ideal eine Zeit lang so mächtig, daß unsere ersten Großgeister nichts Wirksameres leisten konnten, als neue Typen desselben aufzustellen. Klopstock ist der Schöpfer und Bildner dieses Begriffs. Wie Pallas ging er völlig gerüstet aus des jungen Dichters Haupt hervor. Was, von seiner Schöpfung im Guten oder Schlimmen abweichend, sich mit dem Namen der deutschen Jugend schmückte, war nicht ganz die Achte. Hierin liegt seine Macht und Größe weit mehr, als in seinem dichterischen Verdienste, das bekanntlich — die Oden ausgenommen — sehr zusammenschrumpft, wenn man ihm mit der Leuchte der späteren Kritik zu nahe kommt. Es ist eigentlich eine wohlfeile Weisheit, große Leistungen nach einem Maßstab zu messen, der besser sein mag, den man aber erst nachträglich gefunden hat und ohne sie niemals gefunden hätte. Verklingen aber auch die Lobsprüche, die vor hundert Jahren der Messias fand, so bleibt doch noch Klopstock in ethischer Beziehung als eine Riesenkraft bestehen. Goethe sagt in scherzendem Ernst von ihm:

Der Mann, den ihr im Bilde seht,
Ist bald ein Barde und bald Prophet.

Ein Prophet ist nach der Erklärung des Wörterbuchs, wer das Zukünftige vorhersagt. In weltshistorischem Sinn ist es aber derjenige, der einem kommenden Geschlecht das Gepräge seines eigenen Geistes, ja seines ganzen Wesens aufdrückt. Ist dies richtig, so hat Deutschland seit Luther keinen Propheten von so eingreifender Wirkung gehabt, wie Klopstock; und die Geschichte der Pädagogik hätte ihm einen allerersten Platz anzuweisen. Er hat die Vorstellung von einer deutschen Jugend mit ihren wesentlichen Merkmalen aus unscheinbaren Elementen hervorgezaubert.

Denn freilich lagen die Elemente schon bereit. Kaum hörbar, wie die Welle unter dem Eis, hatte sich das deutsche Leben unter dem Drucke des welschen Regimenst und des bürgerlichen Formalismus vorwärts bewegt. Unmerklich waren neue Ansichten ins Leben gedrungen, die, in Worte gefaßt, für uns sehr bescheiden lauten, damals aber als wertheolle Errungenschaften gepriesen worden. Dieser Umstand macht die deutsche Culturgeschichte des genannten Zeitraumes äußerst angenehm. Es gibt Grundsätze, die uns in der Kindheit schon anfliegen, die in der Luft zu liegen scheinen und uns so homogen geworden sind, als gehörten sie zur Menschennatur. Betrachten wir dieselben aber nach ihrem Ursprung, so hat jede dieser Wahrheiten eine Geschichte. Jede ist zu einer gewissen Zeit neu erkämpft oder wieder aufgefunden worden. Jede war der Siegespreis für das Streben und Mühen edler Geister. Nichts bekundet den Fortschritt so deutlich, als daß solche Wahrheiten in so kurzer Zeit, wie ein Jahrhundert ist, zu Gemeinplätzen werden können.

Wir werden einige derselben näher betrachten.

III.

Die Frömmigkeit des Herzens.

Im siebzehnten Jahrhundert war die Herrschaft der kirchlichen Dogmatiker fest begründet. Es frommt nicht, hieß es damals, daß man sein eigenes Herzensbedürfniß, sein Sehnen nach Gott höher achte, als die Satzung. Dürfte Jeder seinen inneren Drang für maßgebend halten, so wäre die Religion einer wüsten Schwärmerei Preis gegeben. Hält sich jeder begeisterst Fromme für berufen von Gott: wem steht dann ein Urtheil darüber zu, welche Berufung die ächte sei? Der Geist mag sich die gegebene Satzung aneignen, darf sie aber nicht überschreiten. Die Religionslehre gibt in genauen Formeln an, was man über die Offenbarung zu denken hat. Es ist Pflicht des Predigers, vor Allem diese Lehre zu begründen und den Zuhörer vor irrthümlichen Meinungen zu bewahren. Die inneren Regungen der Menschen sind vielfältig; auch der Schwärmer, der die Gütergemeinschaft lehrt, hält sich für erleuchtet. Das ist eben der Segen der Gesetze, daß sie das Anerkannte gegen unklare Wünsche sicher stellen. Die Männer, von denen die Satzung ausging, waren wohl auch vom Geist und von der Wahrheit durchdrungen. Es wäre Hoffahrt, das von ihnen vererbte Gut in Frage zu stellen und die Entscheidung dem schwankenden Gemüth anzuvertrauen.

Demgemäß war die Glaubensübung und Predigt ganz besonders auf Einschärfung der rechtgläubigen Meinungen gerichtet. Die kirchlichen Vorträge hatten die Form einer gelehrten Beweisführung mit allem Apparat von Citaten und Schriftstellen; die Peroration bestand in einem kräftigen Donner gegen die Schwärmerei und Ketzerei. Wir ersahren aus den Schriften jener Zeit, daß man jede noch so harmlose Aeußerung über Gott, Welt und Menschenleben mit einem theologischen Kunstnamen zu benennen wußte, der schon durch seinen fremden vollendeten Klang den Laien zurückschreckte. Die Gottesgelehrten dieser Richtung bezeichnete später Gellert, ein gemäßigter Pietist der besten Art, mit den Versen:

Sie hatten recht auf ihren Text studiret
Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
Bald griechisch, bald hebräisch angeführet;
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Väter fleißig ausschmähret
Und stets so fein schematisiret,
Daß sie der Bauern Herz gerühret.

Die treffende Ironie, die namentlich in der letzten Zeile liegt, verschaffte dem Gedicht, das diese Stelle enthielt, eine ungeheure Verbreitung; es wurde eine starke Waffe im Sinne derer, welche Frömmigkeit des Herzens für wichtiger hielten als logische Aufklärung über die Glaubenssätze.

So dauerte der einst von Spener angeregte Kampf gegen den starren Dogmatismus noch lange nach ihm fort. Wer sich nach einem freieren Geistesleben sehnte, namentlich die begabte Jugend, fand auf der Seite der Pietisten. Man berief sich darauf, daß der Endzweck der Religion Bereblung des Willens und Besteigung des inneren Menschen sei. Von jeher, sagte man, haben die Gottesmänner schlicht vom Herzen weg geredet und so auch den Weg zum Herzen gefunden. In der Religion ziemt es nicht, mit der Eifersucht eines Advokaten an einem Satz oder einem schwer verständlichen Ausdruck festzuhalten. Eure Schriften, die nur der Gelehrte versteht, eure Logik die nicht von Gott kommt, können dem Menschen weder den Ruf der Zerknirschung kund thun, noch den Segen des Trostes geben. Das Bewußtsein ist hoffartig und gibt keine Erkenntniß, wenn nicht die Gnade das Innere erleuchtet.

Nun leugneten die Gegner, daß die Großen der Vorzeit zum gemeinen Sinne geredet hätten; denn Vieles in der Bibel sei unklar und bedürfe der authentischen Erklärung. Sie nannten es vermessen, daß man den Streit über die höheren Dinge auf den Markt bringen wollte. Die Jugend war anderen Sinnes. Sie jauchzte ihren schlagfertigen Vorkämpfer Thomasius Beifall zu, als er die deutsche Sprache vom Katheder hören ließ. Von dieser Gesinnung getragen, wurde er der Mann der Zeit. Pietisten und Freidenker begegneten sich in dem Satze: Herzensfrömmigkeit sei Gott lieber als grübelnder Wortglaube.

Wie einfach erscheint dieser Satz; ein Kind kann ihn heutzutage von der Mutter hören! Und doch wie mächtige Folgerungen schließt er als Keime in sich! In ihm liegt das Zugeständniß, daß nicht der formulirte Inhalt des Glaubens, sondern das Sehnen nach dem Unendlichen das Wahrhafte und Zuverlässige sei. Mit diesem für

Digitized by Google

uns unscheinbaren Satz war die erste Scheuse gebrochen und eine mächtige Flutb von bewegtem Gefühl und subjectivem Drang brach in das stockende deutsche Leben ein. Bisher hatte die Glaubensform ihren trennenden Einfluß ungehemmt geübt. Nun aber erkannte jede fühlend-fromme Seele sich als verwandt mit anderen, die ein gleicher Sinn belebte, mochte auch das geschriebene Bekenntniß ein anderes sein. Die Toleranz nahm der Sache nach ihren Anfang, und auch das Wort kam schon hie und da vor.

Um diese Zeit verbreiteten sich Lode's und Tillotsons Schriften, und von Frankreich aus begann Fénélon zu wirken. Er hatte sich geweigert, die Protestanten von Südfrankreich im katholischen Glauben zu belehren, bevor der letzte Dragoner aus den Provinzen zurückgezogen sei. Mit hohem Geistesheld, der wie kein Anderer den Männerstolz vor Königsthronen bewies, als ruhig entschlossener Vorkämpfer für freie Staatslehren, war er auch den auftretenden Nichtkatholiken in Deutschland werth geworden. Was sollte zuletzt ein starres Kleben an der Satzung? In England bestand die frömmste aller Gemeinden, die Gesellschaft der Quäker, ohne jedes äußere Kirchenthum. In Deutschland hielten protestantische Behörden mit Eifer am Herenwesen, während der edle Jesuit Spee dasselbe schon lange zuvor mit dem Aufgebot seiner besten Kräfte bekämpft hatte. Eben die Verknöcherung der Glaubenslehre hatte in manchem edlen Geiste die Sehnsucht angefacht, Befriedigung für seine ahnungsvollen Regungen in den Hallen der katholischen Dome zu suchen. Unter ihnen war derselbe Johann Scheffner, der den Spruch gedichtet hatte:

Ja Christus lautenmal in Bethlehem geboren;
Wo nicht in Dir, Du bleibst doch ewiglich verloren.

Der Gedanke, daß es vor Gott nicht auf den Wortlaut der Wahrheit, sondern auf seelenhafte Erfassung derselben ankommt, ist dem Deutschen besonders wertbvoll. Die Ihre der Herzensfrömmigkeit liegt mit allem Guten und mit allem Bedenklichen und Gefährlichen, das ihr anhängt, im tiefsten Wesen unseres Volkes. Und ein Volk leistet sein Bestes nur dann, wenn es den Grundzügen seines Wesens treu bleibt, mag dasselbe auch einem höheren allgemeinen Menschheitsbilde gegenüber mangelhaft erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue naturwissenschaftliche Bücher für das größere Publikum.

Besprochen von C. Glaser.

I.

Die Dreieinigkeit der Kraft, Vorlesungen von Prof. Dr. Ohm in Berlin. (Nürnberg, F. Korn, 1856). — Vorliegendes Werk bildet einen Beitrag zur näheren Erkenntniß Gottes in seiner materiellen Schöpfung; es ist für die Gebildeten aller Stände, auch des schönen Geschlechts, bestimmt. Der Verfasser dieses Buches ist nicht zu verwechseln mit dem in Nürnberg verstorbenen Physiker, welcher als Urheber des „Ohm'schen Gesetzes" von der Constanz des thermoelektrischen Stroms bekannt ist und um die Theorie der galvanischen Säule sich Verdienste erworben hat. Wir haben hier das Werk eines Mannes der Wissenschaft vor uns, der nicht zu der materialistischen Schule gehört, so vorurtheilsfrei er auch in Dingen der Religion denkt. In der Einleitung, wo er sich über die Unentschiedenheit der Welt im Großen und im Kleinen ausspricht, gibt er die Hauptidee auf den Schöpfer ohne Affectation und ohne, wie er ausdrücklich sagt, alle mosaisch-kindliche Traditionen, wie die mosaische Schöpfungstheorie, festhalten zu wollen. „Dreieinigkeit der Kraft" bezeichnet seine Auffassung der Naturkräfte als einer göttlichen Schöpfung. Einen besondern Nutzen versprecht sich Ohm von der populären Verbreitung der Naturwissenschaften auch für Hausfrauen, da es „Pflicht der Frauen sei, sich Kenntnisse anzueignen, die sie — nicht gelehrt machen (dazu gehört sehr viel), die sie aber befähigen, ihren wahren Beruf nach allen Seiten hin besser und segensreicher zu erfüllen und eine immer würdigere Stellung zu dem Manne und zu dem Leben einzunehmen, namentlich aber auf die folgenden Geschlechter in der ersten Kindheit bildend und besserud einzuwirken, wozu der Mann weniger Gelegenheit hat".

Die ersten Vorlesungen handeln vom Stoff und seinen nothwendigen Eigenschaften, den Anziehungskräften, auch im Leben der Welten, erläutern die Planetenbewegungen, selbst die Kepler'schen und Newton'schen Gesetze, ohne jede mathematisch-physikalische Voraussetzung, dagegen an Ort und Stelle die Begriffe an einleuchtenden Beispielen vermittelnd. Die Wärme wird in richtiger Consequenz der Zeit der Einheit aller Kraft als von dem Stoff unzertrennliche Dehnkraft, im Gegensatze der Anziehungskraft, aufgefaßt. Von „Wärmestoff" ist daher keine Rede. Nach der Wärme wird noch einmal das Nähere über Schwere, Dichtigkeit, specifisches Gewicht, ja über Kräfteerlegung und über Resultante zur Erklärung des Schwerpunkts — alles getrennt von den Anziehungskräften, vorgetragen. Die gewöhnliche entwickelten Wärmegesetze werden natürlich auf die Wärme bezogen, dabei auch Ebbe und Fluth zur Sprache gebracht, nachdem gelegentlich der Folgen der Gravitation dieser Mondeinfluß schon besprochen war. Den Mond jedoch als Wettermacher hinzustellen, wie es allen Ernstes zuweilen geschieht (so z. B. bad Löwe in Höfling's „Vaterlandsfreunde"), fällt dem Verf. von Vorlesungen nirgends ein. Die Elektricität als Wirkung oder Folge der Wassergasverdichtung oder plötzlichen starken Wolkentrübung zu erklären, diese vortreffliche Idee K. Roellner's (S. D. Ile's Natur, 1853), wodurch alle Gewitterserscheinungen sich so einfach darstellen, scheint dem Verfasser unserer Vorlesungen entweder unbekannt oder von ihm nicht gehörig zu sein, da er noch die Möglichkeit als Folge, nicht als Ursache der Blitze oder der Elektricitätsentwicklung auffaßt (S. 52).

Magnetismus und die Elektricitäten werden als Polarkraft zusammengefaßt und diese auch als Grundlage des Chemismus — nach unserer allgemein gewordenen Auffassung von Berzelius — dargestellt. „Anziehungs-, Dehn- und Polarkraft bedingen die meisten irdischen Erscheinungen und die Verschiedenen Veränderung der Erde, so daß man sagen kann, daß Gott sich als Dreieinigkeit der Kraft in der materiellen Schöpfung offenbare" (S. 147). Wie finden hierzu vielfach die neuesten Entdeckungen aufgenommen, so z. B. den Diamagnetismus. Die Elektricitäten behandelt der Verfasser mit Recht als Dualität, indem er von zweien, der positiven und negativen Elektricität, ausgeht. Ueberall findet sich Neues erwähnt, z. B. Dovve's Verstellung des Diamants mit 600 Daniell'schen Elementen, auch Grobe's Thermoelektricität. Alles, die volta'sche Säule, Oersted's Elektromagnetismus, Schweigger's Thermomultiplicator, Faraday's Inductionsinstrumente, w,ro besprochen ohne Versuche und selbst ohne jene bildliche Demonstration; wir halten ein solches Verfahren für nicht fruchtbringend bei Uneingeweihten und müssen unter diesen Umständen glauben, daß Frauenzimmern und anderen Lesern Manches unbeachtet bleiben muß.

Im Chemismus (S. 205) wird die Ordnung der einfachen Stoffe hinsichtlich ihrer chemischen Anziehungskraft gegen einander, zugleich mit den stöchiometrischen Zahlen, aufgestellt und die Unterscheidung in elektropositive und negative gegeigt, was wir für das Verständniß der chemischen Verbindungen für sehr nützlich halten. Ueberhaupt ist es nur zu billigen, und zumal für das Frauengeschlecht als Bildungsmittel äußerst belangreich, daß die Vorlesungen tiefer auf Chemie eingehen und überall die um sie herum nahe liegenden Beispiele heranziehen. Die organische Chemie scheint wie zu wenig berücksichtigt, da nicht einmal der so gewöhnlichen Erscheinung der Gährung gedacht wird. Wie finden Liebig's Unterscheidung der Lebensmittel in nährende und bloße Respirationsmittel, nicht aber Moleschott's Einteilung und die Blutbildungslehre der neuern Physiologie. Die „Lebenskraft" gibt der Verfasser auf (S. 246) und läßt sie als höchst wahrscheinlich in den übrigen Kräften aufgehen, wobei er aber dem „geistigen Leben" sein Recht wiederirt.

Die letzten Vorlesungen behandeln die Entstehung und Bildung der Erdrinde, der Festländer und Meere (Geologie), Länderbeugung und Senkung, Vulkane, Erdbeben und die wiederholten allgemeinen Erdrevolutionen der Urzeit, sodann die Bestandtheile der Erdrinde (Oeognosie) unter Durchsprechung der Petrefacten, des Pflanzen- und Thierspstems nach neueren Principien.

Wir empfehlen vorstehendes Buch, das seine Entstehung, ähnlich Arp's trefflicher Astronomie, zuvor gehaltenen öffentlichen Vorträgen verdankt, bei allem Reichthum naturwissenschaftlicher Schriften für das gebildete Publikum als sehr belehrende, größtentheils unterhaltende Lectüre; die Sprache verdienen ist klar, gewandt und anfprechend genug, um den Leser zu fesseln und zum Selbstbeobachten anzuregen.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Das Bildniß des Augustus. Es ist sehr interessant, die Schicksalswege zu beobachten, auf welchen sich die Pariser Gelehrten ihre Ungelehrsamkeit mit dem herrschenden System an den Mann bringen. J. Ampère liefert der Revue des deux Mondes eine Reihe von Artikeln über das alte Rom und dessen Reste in der Gegenwart. Er bespricht weitläufig den Kaiser Augustus und weist nach, wie wenig die Volksmeinung, die demselben von den Dichtern zu Theil wurden, gerechtfertigt sind. „Rom's Verfassung," sagt Ampère, „war allerschwach; aber entschuldigt dies den Augustus, daß er ihr den Gnadenstoß versetzte?" Man sagt gewöhnlich, Octavius habe allerdings als junger Mann nicht viel getaugt und sein früheres Auftreten erwecke keine Achtung; als Kaiser aber habe er dies Alles trefflich vergütet. Ampère jedoch will nicht glauben, daß man sich so vom Grund aus zum Vortheil ändern könne. Horaz und Virgil haben zwar ihren Gönner verherrlicht, und selbst Dante nennt ihn il buon Augusto. „Aber," sagt unser Autor, „glücklicher Weise gibt es noch andere Bildnisse des Kaisers, als das die Dichter hinterlassen haben, nämlich seine Büsten in Marmor. Sie lassen die Nachwelt nicht im Zweifel, welches Urtheil sie über ihn zu fällen habe. Wer den Charakter des Augustus näher studirt, dem geben sich zwei Hauptzüge kund, die auf beide auch aus den Marmorbildern entgegentreten: die lauernde Falschheit, die sich in seinem Blick, und die Bösartigkeit, die sich in seinem düsteren Gesichtsausdruck malt." — Wie scharf diese Stelle gemeint ist, erläutert sich durch folgenden Umstand. Die berühmteste Marmorbüste des Augustus, im Lateranischen Museum, ist seinem Besucher beim ersten Blick auffallend und zwar wegen der überraschenden Aehnlichkeit ihrer Züge mit denen der Familie Bonaparte; und gerade deßhalb ist die Büste weit häufiger als andere in Stich und Photographie vervielfältigt worden.

— An Wolfgang Menzel hat die neueste Reaction einen Fährdt mit der eisernen Stirn" aufzuweisen, wie ihn vordem die Aufklärung besaß. Eben noch arbeitet er an einer Symbolik der christlichen Kunst, also an einem Werke, das die äußerste Feindseligkeit und Andauer historischer und ästhetischer Forschung verlangt, — und faß gleichzeitig tritt er mit einer Malerlehre in christlichem Sinne hervor! Bekanntlich gibt sich der ehemalige Anbeter Börne's und Heine's die Miene, als habe er die römische Kirche in ihrer Wiedergeburt zu unterstützen. Um so bezeichnender ist es, daß gerade die Wiener „katholische Literaturzeitung" den Mund und die Nebelhaft haben angelichen Malerlorbeer in seiner ganzen Blöße darzustellen. Ein Aufsatz dieser trefflichen Zeitschrift weist ihn wegen seiner Unwissenheit und Anmaßung so nachdrücklich zurecht, wie es ihm noch selten geschehen. Und diese Züchtigung, die dem Unhold wohl zu gönnen ist, kommt ihm von Ehrmännern der Seite, an die er sich mit unwahrem Novizen-Eifer zu drängen pflegt!

— Wenige Maler der Neuzeit haben bei dem größeren Publikum so heftigen Meinungsstreit angeregt wie Courbet. In dem Buche „Geschichte der lebenden Künstler" von Theophil Silvester wird er in Bezug auf „reellen Beruf zum Maler" über Ingres gestellt. Mit dieser Vorliebe steht aber die Schilderung von Courbet's Persönlichkeit, die ausnehmend ungünstig in starkem Gegensatz. „Die Seele des Narcissus, sagt Silvestre, scheint in Courbet übergegangen zu sein. Aber obwohl er sich in seinen Bildern mit Lust malt, begeistert er sich doch wahrhaft nur für sein Talent. Niemand wäre fähig, ihm den zehnten Theil der Complimente zu machen, die er von Morgen bis Abend naiv und gewissenhaft auf sich verwendet. Ich bin Courbetist, sagt er; meine Malerei ist die allein sachgbare; ich bin der Künstler meiner Zeit; die andern machen nur Studien oder wiederholen sich einfältig. Ich bin nicht nur ein Maler, sondern ein Mann. In der Philosophie, Politik und Poesie wie in der Malerei weiß ich eine begründete Meinung abzugeben. Ich bin objectiv und subjectiv, ich habe meine Synthese gemacht. Um die Bruchheilung kümmer ich mich nicht mehr als um das Wasser das durch den Pont-Neuf fließt. Ich bin der freieste und stolzeste Mann der Welt." — Courbet lügt oft, aber auf sehr unschuldige Weise, und glaubt am Ende selbst was er erzählt hat. So namentlich, wenn er über das Aufsehen berichtet, das er auf dem Schloß Tarlen mit dem König der Belgier gehabt. Er sagte, wie er sagt, den König Leopold beständig nur Monsieur und erklärte ihm nach seiner Weise den wahren Realismus in der Kunst und Politik.

— Einer Anzeige zufolge hat am 27. November in Mannheim eine artistische Soirée stattgefunden, in welcher Fran Sophie Schröder das Lied von der Glocke vortrug; diese in ihrem Fach größte deutsche Künstlerin ist jetzt 75 Jahre alt.

— Bemerkungen über Mirabeau's Physiognomie. — „Beschauen Sie die Nase; sie ist eine Bauernnase; die bezeichnet nicht den Helden, der die kühnsten Entschlüsse beharrlich ausführt. Seine Freunde glauben, daß er die Jugend liebt; dies kann aber unmöglich mit so schwülstigen Lippen, deren Maaß so matt herabhängen, übereinkommen. Sein Auge ist zwar feurig, aber von finsterer Verwegenheit, und hat einen verachtenden Blick. Eine schamvergessene Gewaltsamkeit thront auf seiner Stirn, aber kein Heldenmuth. Ein Zug geht durch die ganze Physiognomie, der die Karikatur des Genie's markant ausspricht, nämlich Exaltation, die an Narrheit grenzte". Die letzte Bemerkung trifft am wenigsten zu.

— Eine Reliquie aus Dr. J. C. Nänny: mitgetheilt von Meriolmatoth Dr. A. Clemens. — Nänny, der gemüthliche Dichter, war im Jahr 1818 einer der beliebtesten Lehrer an der Musterschule und mein Vorgänger im Amte, als Sekretär des Museums. Als Kapellmeister Schmidt, damals langjähriger Direktor der musikalischen Klasse des Museums, dieser Anstalt durch den Tod entrissen wurde, und der Vorstand derselben beschloß, die Verdienste des Entschlafenen durch eine würdige Todtenfeier zu ehren, erhielt ich den Auftrag, seinen langjährigen Collegen, Nänny, zu einem poetischen Beitrage aufzufordern. Die folgende Antwort, die ich dieser Tage unter meinen Papieren fand, hat vielleicht für manchen alten Frankfurter, der sich sowohl der Verstorbenen (denn auch Nänny ist schon längst heimgegangen) als des alten Museums noch mit Liebe erinnert, vielleicht auch für manchen unserer jungen Mitbürger einiges Interesse.

Herrn Doctor Clemens.

Ich sah in stiller Mitternacht
Wo manches schöne Kind noch wacht
Und Amor still in's Kissen lacht,
Kurz, um die böse Geisterstunde
Saß ich und sann, wie man ein Lobelied runde
(Für wen? — Ihr wißt es schon —)
Das so begann's: O sprich, du edler Geist,
Den meine Lyra selig preist,
Warum denn weilest Du
Sobald dem Ochus zu? —
Antworte mir, Du Geist voll Harmonien!

„Um Dichtern, so wie Du bist, zu entfliehen!"
So scholl es dumpf, mit zittern noch die Gitarr; —
Nie ruf' ich einem abgeschiednen Geister wieder.

Den letzten August 1818.

J. C. Nänny.

— Schlachtfeld und Examen! Es scheint, daß das letztere ebenso viel Gelegenheit gibt, Standhaftigkeit und Todesverachtung zu zeigen, als das erstere; wenigstens in Frankreich, und besonders wo es sich um Mathematik und exacte Wissenschaften handelt. So erzählt Marmont, Herzog von Ragusa, in seinen eben erschienenen Denkwürdigkeiten, wie er vor seinem Eintritt in das Artillerierecorps nach Chalons kommen mußte, um sich von dem berühmten Laplace prüfen zu lassen: „Laplace war ein Mann von sehr ernstem Ansehen. Seine strengen Züge, sein schwarzer Anzug, seine Spitzenkrause, der Augenschirm, den er trug, gaben ihm ein höheres Ansehen. Nehme man nun die Wichtigkeit und Förmlichkeit der Handlung hinzu, so wird man sich denken können, mit welcher innern Bestemmung wir zu seinem Tische traten. Diese Empfindung war bei mir stark genug, um meine Geistesthätigkeit eine Zeitlang völlig aufzuheben. Ich habe in meiner Laufbahn manche Probe bestanden, aber nie verlief mich die Besinnung; sie schärfte sich im Gegentheil nach dem Verschwinde der Gefahr. Hier jedoch wankte mein Kopf und ich war anfangs nicht fähig, Herrn Laplace meinen Namen anzugeben". Marmont (damals nannte er sich noch mit seinem niederländischen Namen Bieffe) erholte sich übrigens und bestand recht gut. Zuweilen aber werden Zöglinge in Frankreich aus dem Prüfungssaal ohnmächtig weggetragen.

— Die Königin Isabella II. wird in der neuesten spanischen Reisebeschreibung (von Freiherrn Alfred von Wolzogen) sehr freimüthig porträtirt; der Verfasser bekam sie zu Gesicht, als er an ihrem Hofball vorüber einem Leichenzug sahe. Er sagt: „Die Königin, eine Dame von wirklich abschreckender Häßlichkeit, mit einem breitgequetschten, von allerlei Blüthen und Aechten verunstalteten Antlitz, aus dem jedoch große Gutmüthigkeit sprach, stand mit einem kleinen weißen Sonnenschirm, von einer einzigen Ehrendame begleitet, auf dem Balkon. Sie grüßte das unterthänige Volk, das vielfach ehrerbietig den Hut zog, sehr freundlich mit der Hand".

Digitized by Google

Bühnenschau.

(Friedrich Haase. — Lessing's Emilia Galotti.)

Endlich ein Künstler da! Wie weiland Archimedes, als er die Lehre vom specifischen Gewicht bei einem Bestalle entdeckte, so möchte man, nur in etwas anderer Tracht, durch die Straßen der Stadt umherlaufen und rufen: Wir haben ihn gefunden! Denn ein solcher Fund ist ein Glücksfall. Die Propheten aus der heiligen Zeit der Kunst, die Vordichter und Vorbildner, sie sind alle hingefunken und Staub geworden, und haben nur ihre Namen und ein schwächeres Gesichtcht hinter sich gelassen. Wahrhafte Heroen der Kunst leben nicht mehr auf, lagen unsere Großväter welche Schröder und Eckhof und Iffland, lagen unsere Väter, die Schröder, Brockmann gesehen haben, und wenn es wahrhaft große Künstler gar nicht gibt, auch keine Künstler gibt es nur wenige. Aber einer der Wenigen ist Friedrich Haase. Was sonst wohl mittelmäßige und selbst geringe Talente stärkte und zu Höherem befähigte, die Gemeinsamkeit einer bewährten Schule, die künstlerische Richtung des gesammten Lebens, das findet sich nur noch selten. Der Faden, der die alte Zeit mit der spätern verknüpfen sollte, ist abgerissen. Jeder Schauspieler hat seine eigene Methode; jeder meint sie sich selbst ein großer Mann zu werden; jeder meint sie sich selbst eine Schule zu bilden, wo er allein Meister und Schüler zugleich ist. So hängt auch Haase nicht mehr mit der alten, rhetorisch gewaltigen, einfach großen Schule zusammen; aber ihm ward wenigstens der Gewinn, wie man erzählt, daß ein Hauch vom Geiste Lieck's sich in ihn ergoß. Wenn du, eifriger Hörer und Zuschauer, die Bedeutung des Mannes recht erkennen willst, so vergleiche ihn mit den Uebrigen. Sieh, wie die Scene sich belebt, wenn er auftritt, wie Alles, was noch Kraft und Wahrheit wird, wie sich Personen Gestalt, die Gestalten Charakter, die Charaktere durchdringende Wirkungskraft gewinnen. Sieh, das ist nicht mehr Friedrich Haase: das ist Hamlet gewesen; wie kann es jetzt Tartüffe sein? Das war der gesängstete Polonesiker, wie kann er jetzt sich in Cromwell verwandeln? Das ist immer, was ein grundentdeckter Menschengeist geformt und erfonnen, nicht was die Natur roh dahingeschleudert hat. Feinsinn ist auch anzuhören: Haase hat seine Fehler, seine Schattenseiten und Schwächen. Ich kenne sie wohl; aber dort sie sie völliger Weise aufdecken? Wenn ich Fehler an Friedrich Haase rüge, was soll ich von Anderen sagen, deren ganze Leistung nur Ein großer Fehler ist? Gelehrte Kunstkritiker haben einmal nachgewiesen, daß am Apoll von Belvedere, (es mag auch vielleicht eine andere Statue sein?) das Verhältniß der Gliever nicht richtig sei; und gerade dadurch ladet alle Welt an der Bildsäule Karl den Großen oder sich Anderer bewundern. Aber die Gleichheit des dragemeinen Fehlers macht jene beiden Gebilde noch lange nicht zu gleich bedeutenden Kunstschöpfungen; mich dünkt sogar, das die antike Statue, und wenn man hundertmal mehr der Mängel daran entdeckte, noch immer unendliche Vorzüge hat vor den ordnungsmäßigen Schöpfungen irgend eines braven regelrechten Künstlers, der mit dem Lineal und Zirkel die Richtigkeit seines Werkes, seines kleinernen Rechtenermens darzuthun vermag.

So geht es mir mit Haase: was man an ihm tadelt, ist mir am Ende noch lieber, als was man an den meisten Andern lobt. Aber wenn die gleich anstehlende Gerechtigkeit es verbietet, ihm seine Mängel vorzurücken, so fordert es die Achtung vor seinem Talente, sie nicht zu verschweigen. Zwar ist es zweifelhaft, ob man ihm selbst dadurch nützen werde. Es scheint, als ob bei ihm der gestaltende Drang des Jugendlichs die Voraussetzungen übermächtige und die deabsichtigte Gestaltung einer Rolle in ein ganz anderes Gebiet hinüberführe. Wer seinen Hamlet zweimal gesehen, der konnte bemerken, das Vieles beim zweiten Male ganz anders als beim ersten war; die Scene des Peingen mit seiner Mutter, bei der ersten Aufführung minder gelungen, war bei der zweiten mächtiger und tiefer gezeichnet, als irgend eine andere des Stückes. Haase ist auf der Bühne noch schöpferisch; und was er gibt, quillt so frisch aus ihm hervor, als hätte er die Rolle nie einstudirt, als empfinge er sie eben erst durch eine Eingebung des Genius. Darum greift er manchmal fallch; aber darum trifft er so oft das Richtige und Wahre. Er kann irrig zielen; aber wohin er zielt, da fährt sein Pfeil scharf und gerade und ungeschwächt bis ins Schwarze hin.

Davon war jüngst ein Beispiel sein Marinelli, eine der schwierigsten Rollen des deutschen Schauspiels. Die Schwierigkeit liegt darin, daß dieser Charakter, so vortrefflich er gedacht sein mag, der äußeren Anschauung, die auf der Bühne Alles ist, eine vollkommene Einheit nicht bietet. Marinelli ist ein geschmeidiger Herrenkiener, für die Gunst des Fürsten zu jedem Frevel bereit. Allein er ist außerdem rachsüchtig. Wenn er für den Fürsten Emilia Galotti entführen läßt, so läßt er dabei für sich den Grafen Appiani erwerben. Beides an sich widerspricht einander keineswegs; der dienstwillige Höfling kann zugleich rächsüchtig sein, der nach Rang und Macht heerender Liebesheller zugleich nach Rache dürsten. Aber um dies auf der Bühne klar und selbstverständlich zu machen, müßte der Charakter von Haus aus tiefer und breiter angelegt sein; es müßte die Nachsucht nicht erst dann zur plötzlichen Erscheinung kommen, wann die Beleidigung geschehen ist. Aber von Anfang an ist Marinelli nur ein gewissenloser Beichter des Fürsten; das er auch boshaft ist und seine Bosheit zum Meuchelmorde Zuflucht nimmt, dies kommt nur als eine zufällige Beigabe vor. Ein so wichtiger dramatischer Moment, wie die Ermordung Appiani's, wird auf diese Weise zur Nebensache, und die tragische That dient nicht zur nothwendigen Entwickelung des Drama's, sondern nur zur übereilligen Darlegung einer neuen Seite im Charakter Marinelli's. Aber es soll Marinelli sich wesentlich nur als Intrigant nur, und es soll der Meuchelmord einem Menschen übel an, welchen höchst Gelegenheit dazu bietet, der sich durch Augenblicksreiz erschrieben läßt. Marinelli kann kriechen, beten, vergiften sogar; die Mordthat würde ihn dramatisch nur dann erheben, wenn sie unmittelbar aus der Gesammtheit seiner Erscheinung, aus seinem Grundcharakter abgeleitet wäre. Wie kann nun der Darsteller eine Natur zur Anschauung bringen, die stets, wenn irgend ein äußeres Ziel erreicht werden soll, vorsichtig zu den Mitteln greifelnder ist und gemeiner Ränke greift, hingegen ungeschrent sich des meuchelnden Dolches bedient, wenn nichts auf dem Spiele steht und nichts damit erreicht werden kann? Appiani war dem Marinelli nicht im Wege beim Fürsten, — denn dies wäre allenfalls ein Grund gewesen; — was ihn aus dem Leben koberte, war nur ein beleidigendes Wort, eine Ehrenkränkung. Allein um so geringer Dinge wissen morden die Marinellis nicht, — over es müßte an den Höfen der Dolch eine viel größere Rolle spielen, als der Fuchsschweif!

Wenige der jetzt Lebenden haben wohl die Rolle des Marinelli gut dargestellt gesehen; vielleicht liegt dies an jenen schwierigleiten der Rolle selbst, vielleicht nur an dem Zufall, der die Umstand und Dorcient zu früh fertig ließ. Das Herr Friedrich Haase von allen Marinellis, die ich kenne, der beste war, brauche ich kaum besonders zu versichern. Indessen war in der ersten Scene mit dem Prinzen die Auffassung anfangs noch unklar; der Klang der Stimme und die Gewandtheit der Geberer schienen sich zu widersprechen. Diese Scene angesehen. Aber bald streifte sich dieser erste Eindruck ab. Von Minute zu Minute wurden die Umrisse des Charakters entschiedener, die Zeichnung klarer ausgeführt; und am Schlusse der Scene war der Marinelli fertig und in sich vollendet, und von da an bis zum letzten Momente durchaus das gleich: so kriechend und beherrschend, so feig und bösartig, so schlau und niederträchtig, — es war herrlich! ein Schurke zum Bewundern, eine Canaille zum Entzücken! Dem Schlusse ist hier meisterhafte Auffassung, diese geniale Färbung, diese feinen Schattirungen in einigen Strichen hier nachzurichten; aber die Schöpfungen des Augenblicks lassen sich nicht in Buchstaben festhalten. Wer den Marinelli Haase's gesehen, der wird sobald nicht die Auftritte zwischen ihm und der Gräfin Orsina (Fräulein Janauschek) vergessen können. Hier fand eine Künstlerin dem Künstler gegenüber; was ist mehr zu sagen? Ja sah unter dem Pantalon einen französischen Schauspieler den schönster Teufelsadur hinzugreifen. Er konnte sich zum Verständniß nicht seiner Ohren, sondern nur seiner Augen bedienen; denn es verstand sich von selbst, daß er kein Deutsch verstand. Aber der Tonfall der Sprache, die Deklamation reichte hin, um ihn die Vorgänge ahnen zu lassen; und die Geberden und Bewegungen sagten ihm vollends, was dunkert Uebersetzungen ihm nicht klar gemacht hätten.

Eine kleine Rolle ist die des Camillo Rota. Daß man im Kleinsten Großes leisten könne, bewies Herr Meck. Warum ging der pauvre Maler Conti nicht bei ihm in die Schule?

Und weil ich doch am Fragen bin: warum hält man das Frankfurter Publikum für so gutmüthig, daß man glaubt, Alles ihm zu Trotz wagen zu dürfen? Denn ein Trotz gegen jeden, der sehen und hören kann, ist es, was ein Wagnis dazu, jenen Odoardo Galotti hier auftreten zu lassen, der die Eigenthümlichkeit besitzt, je tragischer ein Moment ist, desto mehr zum unwillkürlichen Lachen zu reizen. Der Aechtest man, das Publikum möchte durch ein Trauerspiel in diesen beteidten Zeitläuften zu schmerzlich angeregt werden, und will ihm deshalb die Tragödie mit einem Stückchen Komödie verlüsten?

Unser Bühne braucht wahrlich zu einem so armseligen Reitpeitsche nicht zu greifen. Sie darf wirklich Künstler heranziehen und sie würdig honorieren; und immer wird sie dabei gut fahren, und in zwiefacher Beziehung sich ein glänzendes Lood sichern, als Kunstanstalt und, in zwiefacher Beziehung sich ein glänzendes Lood sichern, als Kunstanstalt und, als solche es often sagen? als Kunstanstalten Unternehmen. Jedermal wenn Haase spielt, wird sie Bühnenkasse. Es finden sich Besucher ein, die seit Jahren das Haus gemieden. Das Publikum gewöhnt sich mehr und mehr, seine Abende der Kunst hinzugeben; man spricht wieder vom Theater; die dramatische Kunst wird nach und nach wieder ein Theil des öffentlichen Lebens. Vier Künstler ersten Ranges für das Schauspiel, eben so viele für die Oper: und es wird sich zeigen, daß man nie größere Einnahmen erzielt, als durch große Ausgaben. Die Musen zu ziehen, ist ein gutes Geschäft gewesen; o meine geehrten Herren Bühnenvorstände in dieser Börsenstadt, diese Sprache werdet ihr doch verstehen? L. F.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Sonntag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 49. Frankfurt a. M., den 6. December 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Brändel. Elsässische Dorfgeschichte von A. Weill. (Fortsetzung.)

Ein Gang durch die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von R. D. I.

Politische Volkssage. Von H. W.

Neue naturwissenschaftliche Bücher für das größere Publikum, besprochen von E. Glaser. II.

Bei einem Begräbniß. Gedicht von Emil Rendtorff.

Feuilleton: Die Corps-Studenten. — Auguste Schrödl. — Kiara Vere, Novelle von Spielhagen. — Zeitungsbrief. — Bemerkungen.

Brändel.

Elsässische Dorfgeschichte von A. Weill.

(Fortsetzung.)

III.

Es war Hochsommer. In dieser Jahreszeit schicken alle Pferdebesitzer des Ortes ihre Thiere auf die Weide, und zwar von Mitternacht bis fünf Uhr Morgens, in den königlichen Forst, wo das Gras frisch und hoch wie Kornähren aufschießt. Die Wasser- und Forstverwaltung läßt das Gehölze unverkümmert bestehen, um dem Boden seinen natürlichen Dünger zu erhalten. Von Zeit zu Zeit macht der Flurschütz einen Klagebericht, und auf diesen kommt vom Amt die Verfügung einer Geldstrafe. Aber die Strafe wird gemeinschaftlich bezahlt, und wenn einmal ein Theilnehmer eingesetzt wird, so gilt er bei den Uebrigen als Märtyrer für das allgemeine Beste. Die Pferdehüter sind übrigens minorenn, Knaben oder Jünglinge; sie werden selten verurtheilt.

Schon mehrere Nächte hatte der junge Joël im Walde verbracht, in Gesellschaft mit anderen Knaben. Diese kannten alle Lichtungen und Steige; im Fall einer Ueberraschung waren Pferde zur Hand, um im Galopp davonzusprengen und unerkannt im Dorf anzukommen.

Nichts ergreift die Seele so eigen als der Wald, wenige Augenblicke vor Anbruch der Morgenhelle. Es ist als ob die schlafende Natur ganz allmählig erwache, Glied für Glied; — wenige Minuten vor der ersten Helle hören die Eulen ein durchdringendes Geschrei aus, das sich bis zur Täuschung einem Diebssignal ähnlich anhört. Die Feinde des Lichtes rufen sich ängstlich an, wie sie fühlen, daß ein Strahl ihr finsteres Nest berührt. Hie und da hascht ein Reh in leichtem Galopp vorüber. Die todtstillen Blätter heben sich in kleinen Sprüngen. Kaum ist die Eule still, so beginnt die Lerche ihren Wirbelschlag. Plötzlich erhebt sich in den Bäumen ein Gesurre und anhaltendes Rauschen. Ein letzter Schleier vollkommener Finsterniß bedeckt Alles, doch nur einen fliegenden Augenblick, — die Natur hält den Athem an, — aber sieh' da! von der anderen Seite des Horizontes dringt die Morgenhelle durch, die Nacht ist besiegt und nimmt die Flucht. Der Schatten der Wipfel weicht einem blassen Schimmer, und bald stehen sie in röthlicher Glut. In demselben Augenblick stimmt die Natur dem Licht ihr Loblied an. Die Vögel zwitschern, die Bäume bewegen ihr Gezweig; selbst die Büsche zittern froh angeregt, das Pferd wiehert, der Hund wedelt und bellt vergnügt, und der Mensch hebt das Haupt empor und denkt seines Gottes.

Joël war Dichter. Der Talmud hatte ihn belehrt, daß jede Pflanze das Lob Gottes singt. Zuweilen neigte er das Ohr gegen eine Ringelblume, ein Maßliebchen oder blühenden Ginster, als wollte er gleich Salomo ihre Sprachen unterscheiden. Denn nach demselben Talmud singt jede Pflanze ein besonderes Lied. Weit entfernt, sich im Walde zu langweilen, hielt er es für einen Glücksfall, wenn er von seiner Mutter die Erlaubniß gewann, in demselben eine Nacht mit jüdischen und christlichen Kameraden zu verbringen. Wenn es galt, die Regierung zu überlisten, machte die Religion keinen Unterschied mehr.

In einer dieser Sommernächte hatte Joël sein Pferd am linken Fuß mit dem Halfter gebunden und lag auf der blumigen Rasenlehne des Grabens, der sich längs dem Walde hinzog. Er schlief ein und sah im Traum eine feurige Gestalt, die Sichel in der Hand, die ihm zurief:

„Joël, Joël! Warum hast du um den Gewinn und die rohe Materie die heiligen Bücher verlassen? Weißt du nicht, daß du ein Erwählter Gottes warst, die Amuletter von Ewigkeit zu Ewigkeit zu bekämpfen? Sieh' auf, Joël, gürte deine Lenden und geh. Begib dich an einen Ort, wo man die heilige Lehre Tag und Nacht studirt. Verlaß deine Eltern und deine Freundschaft und dieses Dorf. Geh, der Herr hat mich gesandt! Er wird mit dir sein. Und wo du weilen mögest, vergiß die Losung nicht: Krieg dem Unglauben für und für!"

Joël, der sich während dieses Traumes nach jeder Seite gewandt hatte und Seufzer ausstieß wie Einer der antworten will und nicht kann, fühlte sich plötzlich am Arm ergriffen. Er erwachte, sprang auf und sah vor sich ein junges Mädchen, die in der Hand eine lange Stange trug; an das obere Ende derselben war eine Hippe befestigt, zum Abschneiden der jodten Baumreiser.

Wer bist du? rief Joël; was willst du von mir?

Kennst du mich nicht? Ich bin Brändel, erwiderte das Mädchen. Ich gehe im Wald umher, die Reste aufzulesen, die heut' Nacht gefallen sind, und finde dich auf meinem Weg. Du hast, wie es scheint, einen bösen Traum gehabt. Deine Kameraden sind fort; an den Baumgipfeln steht das Morgenroth.

Ja, ich habe geträumt. Ich habe mir gegenüber einen Engel gesehen.

Er sah Brändel an, deren loses Haar im Winde flog und ihr die Schultern schlug. Joël fuhr fort:

Digitized by Google

Bei Gottes ewigem Leben, Brändel, zu sieht dem Engel ähnlich. Er hatte deine Stirn, deine Augen, deinen Mund und deinen Buchs. Die Hippe da erinnert mich an die Sichel, womit er bewaffnet war.

Und soll ich dir widerholen was er gesagt hat?

Wirklich? du wärest dann eine Prophetin, eine Mirjam oder Deborah.

Ich bin gar Nichts! Doch aber will ich dir die Worte deines Engels wiederholen. Denn was kann ein Engel dir sagen als dies Eine: du sollst gehen, deinen Vater nicht hören, die Schrift und das Studium des heiligen Gesetzes nicht für den elenden Schacher hingeben! Was ist ein Viehhändler? ein Ignorant, eine rohe Seele, die Nichts fühlt und Nichts in sich hat. Was, du, den Gott zu einem Zadik (Gerechten), zu einem Großrabbiner, zu einem Heiligen in Israel bestimmt hat: kannst du dich so erniedrigen und selbst tödten an Geist und Seele? Geh, Joël, ich bin ein armes Mädchen; aber wenn ich ein Junge wäre wie du, ich wäre schon lange berühmt in ganz Frankreich.

Joël hatte noch nie eine solche Sprache gehört, am wenigsten im Mund eines jungen Mädchens. Brändel, die noch immer den Stab in der Linken hielt, hatte in der That das Ansehen eines himmlischen Sendboten. Ihre wehenden Haare waren Flügeln ähnlich, ihr ungegürtetes Kleid schien nach einem Bilde gemacht, das Joël in einer Bibel gesehen hatte. Er wurde nicht müde sie zu betrachten und anzustaunen.

In diesem Augenblick umzog ein Strahl der Morgensonne Brändels Antlitz und Joël, schauernd und noch unter der Einwirkung des Traumes, kniete nieder und rief aus:

Gott und Herr, ich folge Deinem Gebote. Dein Wille soll geschehen, ich verlasse diesen Ort und mein ganzes Leben soll Deiner Ehre gewidmet sein.

Brändel, hocherfreut über seine Begeisterung, warf die Hippe neben sich und hob ihn auf: Joël, sagte sie, ich bin ja nur Brändel, Gudels Tochter, die mit Reiserbündeln handelt; wär' ich ein Engel, so wollt' ich dein Glückengel sein, ich liebe dich, Joël; wär' ich Königin, so wärst du der König.

O Brändel, rief er aus! indem er sich wie ein schenes Kind an sie drängte, du bist mein Schutzengel; wie ich dich ansehe, wie ich dich höre, verstehe ich erst, was in der Bibel steht. So hat die schöne Esther ausgesehen, oder Rahel, da sie dem Jakob zum erstenmal begegnet ist. Bei deinem Anblick finde ich erst, daß Perl häßlich ist. Habe ich dich denn noch gar nicht angesehen?

Man sieht arme Mädchen wenig an. Du bist mir aber schon im Walde begegnet, du hast mich aus den Händen eines schlechten Menschen gerettet, der meine Schönheit lobte und mich eine Jüdin schalt. Siehe, Joël, meine Großmutter, die gar Vieles mit angesehen hat, sagt mir, meine Schönheit würde noch mein Unglück sein; sie hätte mich lieber häßlicher. Ich betrachte mich nicht im Spiegel; aber wenn Schönheit nöthig wäre, um zu machen, daß du aus dem Dorf weggehst, so sollte mich Nichts hindern, auch schön zu sein.

Nun, sei schön, denn Gott sendet dich. Ich soll dich lieben, ich liebe dich, ich werde dich lieben.

Aber, Joël, ich bin arm.

Ich werde mit dir arm sein.

Aber Perl wartet auf dich.

Ich liebe sie nicht, ich werde nicht ihr Mann. Du sollst meine Frau werden.

Höre mich an, Joël: ich liebe dich, aber ich liebe dich in Gott. Ich will, deine Seele soll sich zu Ihm erheben, du sollst nur an Ihn und seine Gebote denken. Nicht weil dein Vater reich ist, liebe ich dich, sondern weil du einen großen Geist, eine fromme und gläubige Seele hast. Werde ein Rabbi, und dann bin ich dein. Bleibe ein Handelsmann, und ich will meine Liebe mit meinem Leben ersticken.

Liebe Freundin, rief Joël, du bist wahrhaftig der Engel der mir heute Nacht erschienen ist. Durch dich kehre ich zu Gott und zum Lernen zurück. Komm, nimm mein Goldmünz an.

Nein, mein Freund, das wäre von mir sehr eigennützig. Versprich mir nur, daß du fortgehst; und sieh, wenn du fünfzig Jahr ausbleibst, Brändel würde fünfzig Jahr auf dich warten. Du aber wirst das arme Mädchen vergessen.

Wenn ich geschworen habe, Brändel, so soll man mich eher auf dem Scheiterhaufen verbrennen, als daß ich meinen Eid vergesse.

Nur Eins ist noch zu bedenken: man soll auch Vater und Mutter gehorchen, Gott befiehlt es.

Aber Gott lenkt die Seele nur nach dem Guten. Da bist von einer wahrhaft großen Familie, du stammst von einem Märtyrer und dein Vater war ein Gelehrter. Brändel, es ist geschworen, du wirst meine Frau. Gott will es haben.

Welches Glück! rief das Mädchen. Wir sind verlobt vor Gott, ich gebe dir meine Seele, du gibst mir die deinige. Wenn du mich je verrathen solltest, so würde meine Seele in dir zur Qual wie ein böser Geist, den man hinauszubannen möchte. Du würdest wahnsinnig werden. Was mich anbelangt, ich weiß, daß ich Joëls Frau bin und fürchte mich vor keinem Goliath und Sisra. Jeder Feind des Judenthums ist mein Feind. Ich würde vor Freude sterben, wenn ich für unsere Religion sterben dürfte. Wie groß bist du, mein Gott; und wie schön bist du, mein Joël, mein Rabbi, mein Herr und Meister!

Sie sank auf die Knie, indem sie diese Worte sprach.

IV.

Der Februar ging dem Ende zu und Joël war noch nicht abgereist. Doch lag die Schuld nicht an ihm. Einmal verweigerte ihm der Maire barnäckig den Paß, wenn er nicht die Einwilligung seines Vaters beibrächte. Joël wäre vielleicht auch ohne Paß abgereist; dann aber brauchte er wenigstens etwas Geld, um sich auf den Weg zu machen. Er hatte Brändel den Vorschlag gemacht, sie solle ihm erlauben, von seines Vaters Geld heimlich fünfzig Franes zu nehmen; er wollte sie ihm später wiedergeben. Aber Brändel hatte sich dem förmlich widersetzt. „Du darfst, sagte sie, deines Vaters Haus auch ohne seine Einwilligung verlassen, wenn es den Dienst Gottes gilt; aber du darfst ihn nicht bestehlen."

Jedermann im Dorfe kannte Brändels Neigung; aber da sie sehr fromm war und ihre Liebe ohne allen Mädchalt zugestand, so machte man ihr niemals den kleinsten Vorwurf daraus. Joëls Mutter sagte oft: „Wie Schade, daß das Gotteskind so gar arm ist; sie hat meinen Sohn so gern!"

Das Purimfest nahte heran; die Wiederkehr des Jahrestags, an welchem Esther die Juden aus Hamans Klauen gerettet hat. Am Vorabend und am ersten Morgen dieses Festes liest man in der Synagoge die Geschichte Esthers und Mardochai's von einer Pergamentrolle ab. Jeder Knabe hat ein Hämmerchen oder eine Klapper in der Hand, und so oft der Vorbeter den Namen Haman ausspricht, klopfen sie auf Bänke und Pulte und machen einige Minuten lang einen Höllenlärm, als ob jeder Schlag den Haman oder wenigstens sein Andenken träfe. Es wird sehr darauf gehalten, daß man dieser Lesung beiwohne, und der fromme Israelit frühstückt nicht, bevor er die Esthergeschichte angehört hat; hierzu kommt noch, daß der Tag vor Purim ein allgemeiner Fastag ist, weil auch Esther sich selbst und den Ihren ein Fasten auferlegte, bevor sie sich zum König Ahasverus begab. Gegen Mittag aber schicken sich die Juden wechselseitig Geschenke zu, Kuchen, Konfekt oder geräuchertes Fleisch; und Abends wandert die Jugend des Orts von Haus zu Haus, meist in Costüm und Maske; man ißt und trinkt, auch wird gesangt und gesungen. Auf jedem Speisetisch befindet sich ein Hamanskuchen, von dem jeder Anwesende kosten muß. Ja die Juden, die sonst im Trinken so mäßig sind, benauschen sich officiell an diesem

Digitized by Google

Tag; denn Manche halten es für verdienstvoll, so lange zu trinken, bis man den Unterschied zwischen Haman und Mardochai nicht mehr weiß.

Einen Monat vor Purim hatte Josl den Unfall, beim Wandern durch ein benachbartes Dorf in einen Haufen Dornreiser zu treten; ein Dorn drang ihm durch den Strumpf, nah dem Knöchel, tief in den Fuß ein. Als er langsam heimgekommen, kehrte er zurück in Bründels Haus ein; sie saß und strickte Zizith für die Großmutter. Das junge Mädchen zog den Dorn hervor, wusch den Fuß aus und sagte, während Josl noch ausruhte:

Josl, wir verständigen uns jeden Tag. Schon sechs Monate vorüber, du tauschst noch immer Pferde, und fühlst dich stolz, wenn du auf einem schönen lebhaften Thier einherreitest! Auch hast du mich mehr als einmal gerühmt. Hast du je den Rabbiner gefragt, ob es recht ist, ein Mädchen zu küssen, das dich liebt, aber nicht deine Frau ist? Ist das nicht eine Verletzung und Uebertretung?

Liebe Bründel, erwiederte Josl, von dieser Seite fürchte ich Nichts. Der Talmud, den ich kenne, verbietet es nicht, daß man seine Braut umarmt; und Mose's Gesetz befiehlt nur, daß der junge Mann, der ein Mädchen verführt, sie auch heirathe.

Zählst du also noch darauf, dich mit mir zu verloben? Warum aber hältst du alsdann nicht dein Geldstück gegen Gott!

Soll ich dir ganz meine Gedanken sagen, Bründel: ich liebe dich zu sehr, um von dir wegzugehen. Es wird mir nicht möglich sein, zu studiren ohne dich, zu leben ohne dich.

Dann bin ich ein verlorenes Mädchen, antwortete Bründel. Ich habe dich Gott zugesagt, nur unter dieser Bedingung gehöre ich dir. Ich habe ein Gelübde gethan, ich habe zu Gott in einem Gebet gesagt, wo ich seine Anwesenheit deutlich sah: „Gott und Herr, wenn Du Josls Herz zu mir lenken willst, wenn Du ihm Liebe einflößest zu Deiner Magd, so gelobe ich ihm Dir und verspreche Dir, ihn der gemeinen Welt zu entreißen zu Deiner Ehre und zu Deinem Ruhm". Du siehst also, entweder werde ich meineidig, oder ein ein verlorenes Mädchen. Bleibst du hier, so wirst du nicht mein Mann; und doch kann ich nicht machen, daß ich dich nicht liebe. Geh also, und sollest du mich auch vergessen; gehe Gott an! Was liegt an meinem Leben? Sehen wir uns doch im Garten Eden wieder, wo meine Seele auf dich warten wird.

Fortgehen! rief Josl, indem er sie in die Arme schloß; fortgehen, Zizith und alle Bücher küssen statt deiner rothen Lippen, Abhandlungen über die Frauen studiren, während Einem das schönste Geschöpf Gottes angehört; dem Lernen nachgehen, wenn man das Glück in seinen Armen hat!

Josl, was hör' ich von dir! Spricht so ein Freund Gottes? Liebst du mich um der Schönheit willen? O Unglück! Ich selbst achte Nichts an mir als meine Seele. Erinnere dich was Salomo sagt: Trügerisch ist Anmuth, eitel ist Schönheit; ein gottesfürchtiges Weib ist Lobes werth. Liebst du mich wegen meiner Schönheit, so wirst du mich nicht mehr lieben, wenn mich die Schönheit verlassen hat; denn unsere Weisen haben gesagt: Jede Liebe, welche die Wirkung einer Ursache ist, wird zunicht, sobald die Ursache vergeht". Ich aber, die ich dir mit so reiner Liebe zugethan bin, Josl, ich bitte dich, geh weg von hier.

Ist es meine Schuld, rief der Jüngling, indem er sie noch immer am Herzen hielt, ist es meine Schuld, daß ich dich mehr liebe als Gott? Siehst du, entweder wirst du meine Frau, oder ich tödte mich zu deinen Füßen.

Großer Gott, rief Bründel, was habe ich gethan! Gibt es denn keinen einzigen frommen und gottesfürchtigen Mann auf Erden? Du weißt, Josl, ich habe dich lieber als mein Leben. Ich gehöre dir mit Leib und Seele; aber habe Achtung vor mir, vor der Großmutter, die vor Verdruß sterben würde. Warte bis sie hingeschieden ist, so bin ich dein; obwohl ich dir Ehre und Leben opfere.

Sie machte sich plötzlich aus seinen Armen los und nach oben lauschend, rief sie: „Hörst du den himmlischen Wiederhall? *) Er befiehlt dir zu gehen. Gott liebt uns, Er sei gelobt".

Der junge Mann, ebenfalls im Glauben, er habe eine Stimme von oben gehört, entfloh wie ein Verbrecher und kam am Morgen des nächsten Tages wieder, Bründel um Verzeihung zu bitten.

Geh, antwortete diese, schlag' an deine Brust, bitte Gott um Verzeihung, bereite dich zur Abreise.

Nach Ostern, mein Schatz, reise ich ab. Gott gebe, daß ich nicht am Heimweh sterbe.

Deine Heimath, Josl, ist da wo Gott ist.

Meine Heimath, rief er, ist da wo Bründel ist!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang durch die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

Von R. D.

I.

Einen Bericht über eine bereits geschlossene Ausstellung zu geben, könnte fast so passend scheinen, als zum Tanze aufzuspielen, wenn der Ball geschlossen ist und die Gäste nach Hause gehen. Darum mag hier, zur Beruhigung des Lesers, vor Allem die Erklärung vorangehen, daß ich ihn mit keinem Bericht incommodiren, sondern ihn nur ganz harmlos bitten will, mit mir einen „Gang" durch die Ausstellung zu machen, einen Gang, auf welchem wir außer einem beiläufigen Ueberblick über das diesmal Geleistete und — Nichtgeleistete, noch Mancherlei zu bemerken Gelegenheit haben dürften, das einem sogenannten „Berichterstatter" ganz zu entgehen pflegt. Und wahrlich, der Leser kann nicht froher darüber sein, als ich, denn es ist eine gar mißliche Sache mit einem ernsthaften Bericht über eine Kunstausstellung der Berliner Akademie. Berlin ist bekanntlich die „Stadt der Intelligenz" par excellence, nicht etwa nur weil sie ein „Intelligenzblatt" besitzt, ein Ding, das andere Städte bescheidentlich Geschäftsanzeiger oder dergleichen nennen. Unsere Akademiker glauben offenbar, daß sie, in Ermangelung von künstlerischen Productionen, den Beweis für ihre künstlerische Eigenschaft durch das liebliche far niente führen müssen, weil es dem Lande angehört, welches man „die Wiege der Kunst" nennt, aber sie bedenken nicht, daß eine solche Verpflanzung nach dem Norden zugleich eine deutsche Ueberfeinerung nothwendig macht; ob indeß das Wort „Schlendrian" allzu lieblich in ihren Ohren klingen möchte, steht freilich zu bezweifeln.

Ein Bericht, sag' ich, ist eine mißliche Sache; und darüber will ich zuerst, während wir die Treppe zu den Gemäldesälen hinaufsteigen, dem Leser einige Erläuterungen geben, die in vielem Betracht nothwendig sind. Zuerst also macht die Ausstellungs-Commission einen geordneten und sachgemäßen Bericht schon dadurch unmöglich, daß sie nie den officiellen Termin zur Einsendung der Anmeldungen sowohl wie der Kunstwerke einhält. Am 1. August sollten die ersteren, am 15. die zweiten eingeliefert sein. Die Künstler aber kennen den oben angeführten Wahlspruch der Akademie zu gut, als daß sie nicht die stereotype Androhung einer Zurückweisung ihrer Einsendungen mit einem ebenso stereotypen Achselzucken beantworteten, welches in dem Lexikon der Berliner Gamins so viel bedeutet als: „Bange machen gilt nicht!" Die Folge davon ist, daß noch während der zweiten Hälfte der Ausstellung, nachdem diese schon über einen Monat gedauert hatte, nicht nur Werke gesandt, sondern sogar noch angemeldet werden, ja ersteres sogar noch nach dem Schluß der Ausstellung. Das klingt übrigens nur dem unglaublich, welcher unsere Akademie nicht kennt. Ich sage nach dem Schluß der Ausstellung, nämlich während der Verlängerung derselben über

*) Bath kol, filia vocis; Echo oder geheimnißvolle Stimme.

Digitized by Google

den officiell angekündigten Schlußtermin (1. Nov.) hinaus. Ist bei einem solchen Schlendrian ein geordneter Bericht denkbar, ein Bericht nämlich, welcher, die Ausstellung als ein Ganzes betrachtend, die verschiedenen Kunstgebiete nach Gruppen, und die Gruppen nach den in ihnen hauptsächlich zur Geltung kommenden Vertretern der verschiedenen Richtungen, Schulen u. s. f. kritisch beleuchten wollte? Eine weitere Folge jener Inconsequenz ist die großartige Confusion, welche in dem Kataloge herrscht. Natürlich, würden alle Anmeldungen bis zum 1. August (d. h. einen Monat vor der Eröffnung) eingesandt und die später eingehenden abgewiesen, wie dies mit äußerster und nothwendiger Strenge bei den französischen und belgischen Kunstausstellungen geschieht, so könnte der Katalog mit Sorgfalt und in vollkommener Ordnung hergestellt werden. So aber kommen Nachträge auf Nachträge und zwar ist bereits — ein Umstand, dessen Widersinnigkeit die gänzliche Zerfahrenheit unserer akademischen Einrichtungen in eigenthümlichen Licht stellt — die erste Ausgabe desselben am Eröffnungstage mit einem solchen Nachtrage ausgestattet. — Doch auch dies scheint der Ausstellungs-Commission noch nicht hinlängliche Garantie gegen die Möglichkeit zu gewähren, daß der Berichterstatter oder auch das Publikum die Ausstellung mit einer gewissen Gründlichkeit kennen lerne. So hat sie denn eine Erfindung gemacht, welche allerdings gegen diese Gefahr ein vortreffliches Mittel an die Hand gibt: sie verurtheilt die Bilder nämlich zu einer vorwährenden Wanderung aus einem Saale in den andern. Wollteſt Du, lieber Leſer, ein Bild aufſuchen, das Du gestern besonders wirk gewordet, wegen dessen Du vielleicht allein die Ausstellung heute besuchest und NB. Deine 5 Sgr. bezahltest, und eilest Du, ohne weder nach rechts noch nach links zu sehen, nach Deinem Liebling — so reibst Du Dir vergeblich die Augen, in der Meinung, es sei eine optische Täuschung, daß Dir an Stelle Deines Abendbach ein abscheulicher Gennerich entgegentritt und zum Ueberfluß eine Grimasse schneidet. Aber, wie Du auch spähen magst, Dein Bild bleibt verschwunden. Faß Du Dich auch vielleicht im Saale verrechnet? Bewahre, im Saale nicht, aber in der Ausstellungs-Commission. — Wohlan, Du beginnst nun zu suchen. Aber wie willst Du suchen, bei diesem Menschengedränge, das die etwa zwanzig Säle durchwogt, und unter diesen tausend Bildern, welche vom Boden bis an die Decken die Wände füllen? Wenn man nun bedenkt, daß das Schicksal, umgehängt zu werden, die bei weitem größere Hälfte der Bilder betrifft, ja daß einige im Laufe der Ausstellung ein halb Dutzendmal ihren Platz verändern, so darf man sich nicht wundern, wenn ein Besucher, der die Säle nicht aus bloßer Neugierde, um eben etwas Neues zu begaffen, sondern mit der Absicht einer ernsteren Betrachtung durchwandert, zuletzt die Geduld verliert, wenn er von der Ausstellungs-Commission so systematisch an der Nase herumgeführt wird. Aber wer, fragt der Leser, ist denn diese Ausstellungs-Commission, und wie ist es denn möglich, daß dergleichen nicht gerügt und abgestellt wird?

Die Ausstellungs-Commission besteht aus einigen Akademikern, denen, wie es scheint, ein für alle Mal ein Privilegium dazu ertheilt worden ist: Professor Eybel und Architekturmaler Gärtner sind die eigentlichen activen Mitglieder, dazu kommt dann noch der Vicedirector, der Inspector, der Kastellan u. s. f., welche für ihre Mühe während der Ausstellung aus der Einnahme Beneficien von je 200 Thlr. bis resp. 50 Thlr. bezahlt beziehen. Was aber die Ausstellung der Mißbräuche betrifft, so haben wenigstens die öffentlichen Rügen in der Berliner Presse nicht gefehlt. Aber die Akademie hat darauf keine bessere Antwort gewußt, als gegen die Verfasser derselben eine Injurienklage wegen Verläumdung anzustellen. Dies Schicksal hat unter Anderen zwei der namhaftesten und aufrichtigsten Kritiker, den Dr. M. Schasler, Redacteur der neuen Kunstzeitschrift „Die Dioskuren" wegen seiner, ich weiß nicht, ob in dieser oder in der Vossischen Zeitung, über die Kunstausstellung geschriebenen Berichte, sowie den Dr. E. Kossak, Redacteur der „Montagspost" betroffen. Und um auch in dieser Sache von dem einmal adoptirten Princip möglichster Principienlosigkeit nicht abzugehen, hat der Vicedirector und Secretair, nachdem der Senat der Akademie durch Ablehnung ihres Antrags auf Anstellung einer gerichtlichen Klage die Richtigkeit jener Beschuldigungen stillschweigend anerkannt hatte, auf ihre eigne Hand und trotzdem, daß sie als blos ausführende Beamte gar keine Befugniß dazu haben, im Namen der Akademie eine Klage bei der Staatsanwaltschaft eingereicht. Der Vicedirector, Professor Herbig, ist ein guter Mann, dem dergleichen nicht im Traume einfallen würde, wenn er nicht durch Andere dazu veranlaßt würde. Der Secretair, Geheimerath Dr. Tölken, hatte dagegen wohl persönlichen Grund, etwas böse zu sein. Er hatte nämlich in der Chronik des Katalogs, milde gesprochen, die Taktlosigkeit begangen, darauf hinzudeuten, daß an dem Tode des verstorbenen Professors Carl Begas „die Lohnschreiber" — wie er sich ausdrückt — „schuld seien, welche, zu roh um das Schöne zu begreifen", das Lebensende des Verewigten verbittert hätten. Nun aber scheint ein „Secretair", und wenn es ein Secretair der Akademie, am allerwenigſten das Recht zu haben, gegen Lohnschreiber herzuziehen, da er selber ein solcher ist; vor Allem aber hätte er sich wenigſtens hüten sollen, in seinen eigenen literarischen Produktionen, und namentlich in der genannten „Chronik" zum Kataloge, so beklagenswerthe Fehler zu machen, ja solche Unwissenheit in seinem Fache zur Schau zu tragen, wie er es gethan hat. Dr. Schasler, der gewissermaßen als einer der Hauptvertreter der Berliner Kunstkritik durch die Ausfälle der Chronik provocirt war, hat daher mit Recht, obwohl auch in etwas zu scharfer Weise, diese prätentiöse Oberflächlichkeit gegeißelt. Was Herrn Professor Eybel und Herrn Gärtner betrifft, so hat der erstere einmal vor langen Jahren ein ganz leidliches Bild „der große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin" gemalt und ruht seitdem auf seinen Lorbern aus. Er gibt Unterricht im Zeichnen und Malen der Thiere, besonders der Pferde, an der Akademie, und ist in keinem Betracht mehr als ein mäßiges Talent, das beispielsweise unserm genialen Thiermaler Carl Steffeck nicht das Wasser reicht. Gärtner endlich ist Architekturmaler. Das, glaub' ich, habe ich schon gesagt; nun mag es stehen bleiben, da nichts Weiteres zu bemerken ist.

Man sollte nun kaum glauben, in welcher merkwürdigen Weise diese nur durch ihre Stellung einflußreichen Männer — wobei wir dann auch den Hrn. Inspektor Mauch, der wirklich so unsiehst, als ob er ganz allein die Ausstellungen mache, nicht vergessen dürfen — die armen Künstler tyrannisiren. Bei der bekannten traurigen Beschaffenheit unseres Ausstellungslocals, welches unter der langen Reihe von Sälen nur zwei erträgliche Localitäten mit Oberlicht besitzt, strebten natürlich Alle dahin, ihre Werke in einen dieser beiden guten Säle zu bringen. Daraus entwickelt sich nun ein wahrer Nepotismus. Die Herren von der Akademie geben ihren Schützlingen die besten Plätze; so hat es der Vicedirector Herbig dahin gebracht, daß nicht nur aus seinen eigenen unbedeutenden Produkten eins in den Abtsaal kam, sondern auch daß eine noch geringere Arbeit seines ebenfalls der edlen Malerkunst obliegenden Sohnes, eine „Italienerin in Lebensgröße" in dem großen Saal neben einem Winterhalter'schen Portrait und einer der feinſten Hildebrandt'schen Landschaften seinen Platz behauptete. Letzteres ist denn doch selbſt den Herren von der Ausstellungs-Commission beinahe zu stark gewesen, da, wie ich vernommen, deshalb Herr Gärtner hat austreten wollen. — Es ist nun, wie jeder Künstler weiß, für ein Kunstwerk faſt eine Lebensfrage, welche Nachbarschaft und welches Licht es bei der Ausstellung erhält; und gerade die feineren und gediegeneren Bilder können durch sogenannte Effektstücke geradezu todt gemacht werden. Welche Verantwortlichkeit also eine Ausstellungs-Commission auf sich nimmt, und mit welcher Gewissenhaftigkeit sie in diesen Dingen zu verfahren hat, bedarf für Niemanden einer besondern Auseinandersetzung, mit

Digitized by Google

Ausnahme jedoch, wie es scheint, der betreffenden Stelle selbst. Denn diese kümmert sich wenig um solche ästhetische Fragen.

Noch ein paar Worte zur Geschichte der Ausstellung. Alle stimmen darin überein, und ich auch, daß die Ausstellung zu den glänzendsten gehört, die seit den letzten zwanzig Jahren in der Akademie stattgefunden haben. Um so auffälliger erscheint nun nachträglich die Angst, welche noch wenige Wochen vor Beginn derselben die Herren Akademiker befeelte, daß sie diesmal eine Art Fiasko machen möchten. Zum Theil erklärt sich dies eben aus jenem Mangel an Consequenz in der Aufrechthaltung der gesetzlichen Termine; denn da die Künstler einmal wissen, daß ihre Werke doch angenommen werden, wenn sie auch noch so spät kommen, so übereilen sie sich auch mit den Anmeldungen gar nicht, und so passirt es denn der armen Ausstellungs-Commission, daß sie am Terminstage der Anmeldungen verzweiflungsvoll auf ihre leeren Wände blickt und so die bittern Früchte ihrer eignen Unordnung zuerst schmecken muß. Doch zweifle ich nicht, daß sie sich auch hieran gewöhnen werde und namentlich, durch das Endresultat der letzten Ausstellung für die Zukunft beruhigt, jene Angst als ihrer unwürdig ablegen werde. Diesmal aber mußte diese in der That groß gewesen sein, denn es ist kaum ein irgendwie renommirter Gemäldebesitzer in Berlin, der nicht die schmeichelhaftesten Briefe von Herrn Magé aufzuweisen hätte, in denen er um die hohe Gefälligkeit gebeten wird, eines oder mehre von seinen neueren Bildern auf die Ausstellung zu geben. Trotzdem war in der ersten Woche die Ausstellung, namentlich im Vergleich mit dem bereits 1504 Nummern zählenden Katalog (incl. Nachträge) ziemlich dürftig bestellt, und von den Bildern fehlte mindestens die Hälfte, von den Sculpturen noch mehr. Davon trägt freilich zum Theil wiederum eine andere Erfindung der anordnenden Commission die Schuld, die nämlich, die allmälig sich anfammelnden neuen Bilder nicht, wie sie kommen, auszustellen, sondern zu warten, bis wieder einige Säle damit ausgefüllt werden können. Ob dies Experiment dahin ziele, dem etwa erschlaffenden Interesse des Publikums wieder neuen Stoff zu geben und es dadurch zu wiederholten Besuchen zu nöthigen, weiß ich dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls hat es diesen Anschein und widerspricht zudem auch dem ausdrücklichen Zweck der Ausstellung, daß „sie ein möglichst vollständiges Bild der deutschen Kunstthätigkeit seit den letzten zwei Jahren geben solle." Und wenn die Commission darin wenigstens mit einer gewissen Billigkeit verfahre, und die früher ankommenden Bilder auch früher ausstelle; aber nein, sie hat Bilder, die sogar notorisch zur rechten Zeit eingeliefert waren, erst lange nach der Eröffnung der Ausstellung ausgestellt, während andere, viel später und nach dem vorgeschriebenen Termin angekommene gleich am ersten Tage vor den Augen des Publikums paradiren.

Daß ich Dir, verehrter Leser, der Du diese meine Klagen über die Zustände unserer Akademie so geduldig anhörst, dieselben nicht erspart habe, davon liegt der Grund viel tiefer als in diesen einzelnen Uebelständen einer einzelnen Kunstanstalt. Wahrlich, es hätte mir leid um die schöne Zeit, die wir auf dieses Gespräch verwandt, wenn nicht alle diese Erscheinungen als ebensoviel unverkennbare Symptome zu betrachten wären, daß die bisherige Organisation oder vielmehr Desorganisation der deutschen Kunstzustände überhaupt einer gründlichen Reorganisation bedürftig wären. Bereits hat die Wiener Akademie auf Veranlassung der sehr thätigen österreichischen Regierung verschiedene Versuche dazu gemacht. Die Directoren der k. k. Akademie zu Venedig und Mailand wurden dort vor längerer Zeit zu einer Generalconferenz mit dem Akademiedirector Rubens nach Wien berufen, um einen völlig neuen Plan zu entwerfen, nach welchem die sämmtlichen Akademien Oesterreichs von Grund aus neu eingerichtet werden sollten. Zwar hat dieser Schritt, wie es scheint, bisher zu keinem praktischen Resultat geführt, wenigstens verlautet seit langer Zeit nichts darüber; allein ich zweifle nicht, daß die in Allem, was die Kunstinteressen des Staats betrifft, so überaus thätige und einsichtsvolle Regierung Oesterreichs schon die rechten Mittel finden werde, um dem bisherigen Provisorium in zweckmäßiger Weise ein Ende zu machen. — Ich glaube deshalb, daß eine offene Aufdeckung der Schäden in unsern Kunstzuständen nicht nur sehr zeitgemäß, sondern auch als eine Pflicht der Presse erscheint, um ihrerseits zur Beschleunigung der Heilung mitzuwirken.

Und hiermit betreten wir nun endlich die Ausstellungssäle selber. Sie boten, wie gesagt, in den letzten Wochen ein äußerst glänzendes Bild dar und legten einen erfreulichen Beweis für die Rührigkeit ab, mit welcher gegenwärtig in dieser Sphäre geschaffen wird. Eine ziemlich geschlossene Vertretung fanden die beiden deutschen Hauptschulen, Düsseldorf und München. Unter den Landschaften aus Düsseldorf waren vertreten: die beiden Achenbach's, A. Becker, Bodom, Gude, Leu, Holmberg, Jodin, Jungheim, Klein, R. Krause, Larson, Lange, Lindler, Michelis, Portmann, Pohle, Rausch, Rodde, Rollmann, Ruths, Schulten, Weber, Martin Müller, Graf Kalkreuth u. m. a., unter den Historien- und Genremalern: Camphausen, Bleibtreu, Hünten, Fay, Tidemand, R. Jordan, Hildemann, Beser, C. Hübner, Kels, Leupe, A. Müller, Nießen, Nordenberg, Pfuddemann, Sondermann, Reimer, A. Schrödter, W. Sohn, W. Volkhardt, Frau Marie Wiegmann u. s. f. Von den Münchner Künstlern war eine geringere Zahl vorhanden, jedoch immer noch mehr als auf früheren Ausstellungen; ich nenne beispielsweise Barbe, von Hagn, der seit einigen Jahren von Berlin nach München übergesiedelt ist und ein meisterhaftes „Conversationsstück" eingesandt hatte, Koerle, Graf Krokow, Löffler, Meyer, Rhomberg, Volz, welcher einige wunderschöne Idyllen, Hirtenscenen, ausgestellt hane; Rich. Zimmermann, von Hedel, Morgenstern, Köckert, Müller, A. Zimmermann und R. S. Zimmermann. Aus Wien war nichts vorhanden, aus Dresden dagegen Mehreres, darunter zwei größere Gemälde von J. Hübner „Karl V. im Kloster von St. Juit" und „Friedrichs des großen letzte Tage in Sanssouci," welche seinen besonderen Beifall fanden. Unter den anderen Städten Deutschlands waren Hamburg (Kaufmann), Bremen, Breslau, Königsberg (Rosenfelde, Behrendsen), Frankfurt a. M. (Hausmann, Cornill, Kinzenheimer), Neu-Strelitz, Straßund, Crefeld (Koch), Cleve (Klandbeck, Koelkod), Cöln (Kroeel, von Hanen), Stettin (Mos), Aachen (Carl Schmidt), Ancona (Fran Gappioti-Richarte), Aiona (Gurlitt), Stuttgart (Peters) u. s. s. vertreten. Auch aus dem Auslande waren nur Einzelheiten vorhanden; aus Paris: Troyon, mit einem virtuos gemalten Jagdstück, le Comte mit „Karl IX. in der Bartholomäusnacht," Hanstein, Winterhalter, Marohn, Couturier, mit drei ebenfalls höchst virtuosen Thierstücken, Tyhiewicz; sodann aus Antwerpen: Ruyten, Gustens, Schary, Wagener; und anderen holländischen und belgischen Städten: Jones, de Moier, de Loose, Robde, von Schendel, sämmtlich aus Brässel, Kannemann aus Breda, Genisson aus Brügge, Plepsier aus Amsfort; sodann Frau Jerichaw-Baumann aus Kopenhagen, A. v. Meuren aus Neuenburg, Riedel aus Rom u. s. f.

Berlin hatte natürlich das bedeutendste Contingent geliefert. Und zwar nicht nur in quantitativer Beziehung — die Berliner Künstler mochten etwas mehr als zwei Drittheile der Gesammtzahl ausmachen — sondern auch in qualitativer. Was zunächst die Historienmalerei betrifft, so war, wenn wir die trefflichen, aber verhältnißmäßig kleinen Bilder von le Comte, Camphausen, Bleibtreu, v. Heckel, Hünten, welche allerdings historische Motive behandeln, abrechnen, die große Historie — letzteren Ausdruck im Sinne des Styls gefaßt — nur durch Gustav Richter's Meisterwerk „Christus erweckt des Jairus Töchterlein vom Tode" und Adolph Menzel's „Ueberfall bei Hochkirch" vertreten; zwei Gemälde, über die ich, ihrer großen Bedeutung wegen, später etwas sagen will. Prof. Schrader, wohl unser bedeutendster Historienmaler, hatte diesmal nur ein paar Genrebilder, darunter seinen blinden Milton, der seinen Töchtern das verlorne Paradies diktirt, ausgestellt; Prof. Stilke zwar einige dem Tirol

Digitized by Google

nach historische Bilder, welche aber alles Andere, nur keine historische Behandlung zeigten. — Auch im Genre nehmen die Berliner entschieden den ersten Rang ein, und in diesem erblicken wir den schon genannten J. Schrader, Cretius, F. Meyerheim, Meyer (aus Bremen), Carl Becker, Hosemann, Ambreg, H. Kretzschmer, Kaselowsky u. s. f. Hauptsächlich ist dabei die große Vielseitigkeit der Richtungen hervorzuheben, wodurch die Berliner die Elemente aller andern Schulen, aber in durchaus origineller Weise entwickelt, in sich vereinigen. Es kann in der That nichts Verschiedeneres geben als Gegensätze wie z. B. zwischen dem zarten und liebkosenden Meyerheim mit seiner delikaten, fast miniaturartigen Ausführung und seinen idyllischen Motiven und dem derben, jovialen Hosemann, welcher statt der traulichen Stube der Thüringer Dorfbewohner lieber die Kneipkeller des großstädtischen Pöbels besucht, und statt „Mutterfreuden" eine obligate „Keilerei" malt; keinen schrofferen Contrast als zwischen dem ernsten und vollsastigen Schrader und dem flimmernden und etwas kokelten Ambreg, zwischen dem feinen und beziehungsvollen Cretius und dem farbenglühenden, aber in seinen Motiven etwas nüchternen Carl Becker.

Dieselbe Divergenz der Richtungen finden wir auch im Gebiete der Berliner Landschafter. Während Pape, und in seinem Gefolge Seiffert, Engelhardt, Baumgärtner u. s. f. einem liebenswürdigen Naturalismus huldigen, welcher vor allen Dingen nach Treue des Eindrucks der fein schöngewählten „romantischen" Motive hinstrebt, taucht Ed. Hildebrandt seinen energischen und feinen Pinsel in die Kärrste Gluth der Sonnenunter- und Aufgänge, um mit Verachtung der gewöhnlichen Naturschönheit das Phantastische, Zauberhafte, Gewaltige und wo möglich Ueberwältigende der Naturerscheinungen zur Anschauung zu bringen. Er ist jetzt vom Nordkap zurückgekehrt und hat von da eine reiche Mappe mit Skizzen zurückgebracht, welche wieder Außerordentliches an frappanten Motiven enthalten. Wie anders ist wieder der sublim-poetische W. Schirmer, wie anders der delicate Gräb, wie anders der kräftige und etwas pathetische Max Schmidt, der talentvolle und derbe Girscher, der geniale Hoguet u. s. f. Fast jeder Künstler repräsentirt hier seine bestimmte Richtung, während man z. B. bei den Düsseldorfern, mit Ausnahme sehr weniger einzeln, aber darum auch sehr hoch stehender Künstler wie der beiden Achenbach's, Gude's, Lessing's, Weber's, fast immer den Typus der Schule heraussehnt. Selbst Len ist hiervon nicht ausgenommen, da er den ersten Anstoß zu jener seinen zwar, aber durch die stets ins Silbergraue spielende Betonung fast stereotyp gewordene Manier der Behandlung gegeben hat, welche den meisten Düsseldorfer Landschaften eigenthümlich ist. — Daß Berlin ferner im Thierstück Außerordentliches leistet, kann Niemanden unbekannt sein, der die Meisterwerke Steffecks und Krügers gesehen hat. Im Stillleben hatten wir unter anderen auf der Ausstellung ein kleines Bild von Hoguet, welches den schönsten Arbeiten nicht nur der modernen Belgier, sondern auch der alten Niederländer an die Seite gestellt werden kann. — Um endlich dasselbe Princip noch in einem andern Gebiete zu verfolgen, in der Sculptur nämlich, so herrscht zwischen den bedeutendsten Meistern wie Rauch, Kiß, Drake, Heidel, Bläser, Schievelbein — um nur die hervorragendsten zu nennen — eine so völlige Verschiedenheit sowohl der Stylrichtungen wie der Technik, als ob sie sämmtlich aus verschiedenen Schulen hervorgegangen wären.

Diese Vielseitigkeit nun ist es, welche der Berliner Kunstthätigkeit ein ganz eigenthümliches, so zu sagen kosmopolitisches Gepräge aufdrückt, aber auch den großen Nachtheil mit sich bringt, daß sie gar keinen Mittelpunkt des Lebens, keine Gemeinschaft, keine organische Gliederung zuläßt. Darum aber fällt die quantitativ so bedeutend überwiegende Vertretung der Berliner Künstler auf der Ausstellung um so viel mehr ins Gewicht, während es bei der Repräsentation einer bestimmten Schule oft vollkommen dasselbe ist, ob ein oder ob zehn Künstler derselben vorhanden sind. Trotz der allerdings bedeutenden Zahl fremder, sowohl deutscher als ausländischer Kunstwerke trug die Ausstellung doch wesentlich einen localen Charakter, und so wird es mehr oder weniger mit allen Ausstellungen sein. War es doch mit der gerühmten französischen Weltausstellung vor zwei Jahren nicht anders.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der Ausstellung, welche vor ihrem Schluß gegen 1700 Werke zählte, wollen wir nun einige der hervorragendsten Werke näher betrachten. Die Auswahl wird jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, denn es liegt, wie ich anfangs bevorwortete, keineswegs in meiner Absicht, einen Bericht zu geben.

Politische Volkssage.

Wie anekdotische Sagen als Gemeingut von Jahrhundert zu Jahrhundert getragen und willkürlich angewendet und andern Verhältnissen angepaßt werden, beweist, wenn sie auf Wahrheit beruht, eine Notiz, die sich in englischen Blättern findet. Einem skandinavischen Touristen, der den „Oxonian in Norway" herausgegeben hat, soll nämlich ein Finnländer in Wadsöe im Jahr 1853 folgende politische Volkssage erzählt haben:

Der Czar ließ dem König von Schweden sagen, er solle sich nicht lange grämen, sondern Schweden und Norwegen in Rußland einverleiben lassen. König Oskar schrieb in großer Angst an die Königin Victoria, und diese warnte den Czaren nach Gebühr. Da wollte der Czar gleich das Schwert gegen die Britten ziehen, aber Königin Victoria sagte: Es paßt mir jetzt nicht, warte noch ein Jährchen. Der Czar ward aufgebracht und schickte der Königin einen Sack Gerste mit der Botschaft: In diesem Sack sind mehr Körner, als Du zählen kannst, aber nicht mehr, als ich Soldaten habe; und wenn Die nicht reichen, so hab' ich noch einen Sack Soldaten gegen Dich auszuschütten. Nun schickte Viktoria dem Czaren ein Pfefferfaß und hieß ihn, es in den Mund nehmen; dazu die Botschaft: „Mein Heer ist klein, wie das Pfefferkorn, aber das Korn beißt scharf, und auch mein Heer wird Dich scharf beißen — schärfer als Dir lieb sein wird". So befann sich der Czar und verschob das Fechten um ein Jährchen.

Nun findet sich aber im Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht (c. 1150) folgender Brief des Königs Darius an Alexander (B. 1889—1923):

Darius schrieb in dieser Zeit
Alexandern einen Brief
Und hieß den, welcher zu ihm lief,
Einen Scheffel Mohnes vor ihm tragen
Und ließ dem König dazu sagen,
Er solle zählen jedes Korn,
Es bringe Leid ihm oder Zorn,
Er könne sie nicht zählen;
Also könne er seine Gesellen
Nicht zählen noch die Heeresmacht,
Die er entgegen ihm gebracht.
— — — —
Als Alexander las und fand,
Was in dem Brief geschrieben stand,
Der junge wohlgeborne Mann,
Nahm er den Mohn gar fröhlich an
Und warf ihn in verkehrten Stund'
Begierig in den eignen Mund
Und aß davon ein großes Theil,
Und sprach: „Wie haben gutes Heil;
Der Körner sind soviele hier,
Sie werden nie gezählt von mir".
Er frich in seinen Mund sie gleich
Und sprach: die Körner sind so weich
Und ihr Geschmack so wonniglich,
Ich hoffe, daß im Kampfe ich
Sein Heer wohl werde von dannen
Mit meinen tapfern Mannen.

Digitized by Google

Darauf Alexander (B. 1935 ff.):

Die Hand er in den Beutel stieß,
Wie es ihm da zu Sinne kam,
Und seine Hand voll Pfeffer nahm.
In jenen Boten er dann sprach:
Dies ess Darius, wenn er mag.
Die Körner sind nicht ohne Zahl,
Gar bald gezählet sind sie all.
So bittres trohet von meinen Heeren,
Er wird sich nimmer mein erwehren.

— — — — —

Der Bote von Alexandre ritt
Und wieder zu Darius schritt
Und verkündete ihm das,
Das den Mohn Alexander ob,
Den mit dem Briefe er gesandt,
Und gab den Pfeffer ihm in die Hand.
Den nahm mit Zorn Darius an
Und warf sie Pfefferkörner dann
Mit grimmem Hab in seinen Mund
Und verbiß sie zu der Stund.
Da fing er an zu grimmen sich
Und durch die Nase fuhr's wie Stich.
Gar heftig biß der Pfeffer ihn,
Er fühlte Glut den Leib durchziehen,
Er neigte sich darnieder
Und wünschte, daß Alexander wieder
Wäre ohne seine Schande
Daheim in seinem Lande.

Der Kern der Sagen ist sinnverwüstlich; aber der alte Darius ist zum Kaiser Nikolaus und Alexander zur Königin Viktoria geworden!

H. W.

Neue naturwissenschaftliche Bücher für das größere Publikum.

Besprochen von E. Glaser.

II.

Königsberger naturwissenschaftliche Unterhaltungen. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1856. — Vorliegende in der ökonomisch-physikalischen Gesellschaft zu Königsberg gehaltenen Vorträge verbreiten sich über vorzugsweise interessante Gegenstände und Probleme aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und Astronomie und sind, wie sich aus ihrer leichten und gefälligen Abfassung erkennen läßt, für ein gemischtes Publikum bestimmt. Sie werden eröffnet durch den Vortrag „Aus der Dachstube, von Pfarrer P. von Duisburg". Es ist ein schönes Verdienst um die Naturwissenschaft, die mikroskopische Thierwelt zu erspähen und in möglichst eindringender Weise auch diesen kleinen Wesenheiten den Theil der Aufmerksamkeit zu schenken, den der Naturforscher neben der Beobachtung höherer Organismen ihnen schuldig ist. Wenn in den Wissenschaften das Nützlichkeitsprincip als das Primäre zu betrachten wäre, so könnte man bei der Erforschung dieser kleinen Thierwelt hervorheben, daß sie der dichtenden und bildenden Kunst ein ganz neues Material Phantasie anregender und für Ornamente und Arabesken geeigneter Formen erschließt, eine Idee, die schon Hier, sogar in Illustrationen, ausgesprochen worden ist. Jedenfalls bietet es interessant, wie auf diese Weise die strenge Naturwissenschaft der Poesie und den bildenden Künsten die verschwisterte Hand reicht. Aus der Dachrinne berichtet der Beobachter über das Räderthierchen (Rotifer rodivivus), das von den in Teichen lebenden Thierchen dieser Gattung sich durch die Präcogastive unterscheidet, aus dem Ersatzmagdote durch Frischgefrist und Wärme wieder aufzuwachen. Den Schluß des Abschnittes bilden anziehende Beobachtungen über zwei andere Mikrotherien, den ebendaselbst lebenden Aal und das sogenannte Bärenthierchen. Der Vortrag „über die Metamorphose der Pflanzen" von Conreteur Dr. Dietert sucht zu erörtern, daß bei den Pflanzen die der Reihe nach aus einander hervorwachsenden Theile, wie Samen, Blätter nebst Stengel und Blüthe, ähnlich wie bei Ei, Raupe, Puppe und Schmetterling, nichts anderes sein, als verschiedene Gestalten oder Modifikationen ein und desselben Grundgebildes, man also mit demselben Rechte bei ihnen wie bei den Insekten von einer Metamorphose sprechen könne. Bekanntlich hat schon Goethe in seiner „Metamorphose der Pflanzen" diesen Gedanken für bestimmten Motiven ausgesprochen. Dietert beginnt seine Entwicklungen mit dem Satz, daß man im Frühjahr eigentlich nicht sagen dürfe, die Bäume bekämen Blätter, da sie die Blätter früher dagewesen seien, als der Baum und seine Zweige, ja der ganze Baum erst aus Blättern geworden sei. Er geht dabei aus von der Annahme, daß der Keim mit seinen Cotyledonen nichts anderes, als eine Reihe von Blattorganen sei. Er weist ferner nach, daß auch der Begriff der Wurzel als eines selbstständigen Organes unhaltbar sei, was beispielsweise durch den sogenannten Leuchterbaum (Rizophora Mangle) bewiesen werde, der an den vom Meer überfluteten Küsten der heißen Zone von seinen Aesten mächtige Luftwurzeln zum Boden herabsticht. — Professor Dr. Nesselmann weist in seinem Vortrag „zur Geographie der Thiernamen" auf ebenso getheilte, wie geistreiche Weise nach, daß die geographische Verbreitung der Namens eines Thieres zu der Verbreitung des Thieres selbst in umgekehrtem Verhältnisse stehe; je weiter ein Thier verbreitet und für je mehr Völker dasselbe ein einheimisches sei, desto häufiger und auf desto kürzeren Strecken wechselte der Namen des Thieres; denn jedes Volk bilde sich für das bei ihm einheimische Thier einen eigenen appellativen Namen. So ist das Pferd, Hund, Hase und Maus von anderer Haushöre fast Völkergrenze auch die Grenze eines neuen Namens, wogegen die Namen des Kameels, des Elephanten, des Tigers, des Löwen, welche Thiere von der Natur an einen beschränkten Erdstrich gewiesen sind, sich über weite Völkergebiete und durch die verschiedensten Sprachsysteme hinziehen. Durch die Vergleichung der Benennungen der verschiedenen Thiere in den indogermanischen Sprachstämmen ist die Sache zur Ueberzeugung verfolgt und nachgewiesen. — „Die Schneewürmer und Schneefföhe" von P. L. Elvitt behandeln das Problem, ob diese Thiere mit dem Schnee vom Himmel herabgefallen seien oder ob sie aus der Erde kämen. Interessant ist eine Abhandlung von Moller, einem Nürnberger, welche zu Frankfurt a M. 1673 unter dem Titel: Meditatio de Nivis Lanuginosa cum nive decerpta (Beobachtung über die Schneethiere), worin eines wunderbaren von „abscheulichem Gewürmel" wimmelnden Schneefalls bei Arnsol in Ungarn gedacht und es als ein Wunder bezeichnet wird, daß dabei kein einziger Wurm in die Stadt, sondern nur vor den zwei Stadtthoren auf die Wiesen gefallen sei. Wie der Abvokatus sich hier ganz naiv selbst sein Urtheil spricht, ist vollständig klar. — „Ueber den Mond" von Dr. M. Wichmann ist ein unterhaltender Vortrag, der die bekannten Probleme über das Fehlen der Luft und des Wassers auf diesem Planeten, sowie seinen eigenthümlichen Umschwung um unsre Erde behandelt. Durch eine glückliche Parallele, die er zwischen Mond und Erde von einem imaginären Standpunkte außerhalb beiden Planeten in den seinen Zwecken förderlichen Verhältnis zur Sonne zieht, macht er klar, wie man auf dem Monde scharf und bestimmt hervortreten sehen müsse, was auf der Erde bei gleicher Anschauungsweise wegen ihres Dunstkreises und der Wolken matt, verwaschen und weniger auffallend erscheinen könne. Können wir nun auch darauf schon schließen, daß der Mond keine Atmosphäre hat, so wird dies noch klarer daraus bewiesen, daß bei Gestirnen, über welche der Mond bei seinem Laufe durch den Himmel hinweggeht, keine Spur einer Brechung der Lichtstrahlen, welche nahe am Monderande vorbeistreifen, bemerkbar wird. An die Ueberzeugung, daß der Mond keine Atmosphäre hat, schließt sich weiter, daß er auch kein Wasser haben könne, aus unumstößlich physikalischen Prinzipien. Im Vortrag wird mit plitterreichen Farben die natürlich scharfsichtige Physiognomie der luft- und wasserlosen Mondländer geschildert, auf welchen wir demnach dreier Sinne, des Gehörs, Geschmacks und Geruchs beraubt werden. Der Vortrag ist ein Seitenhieb zu den „Mondgeschichtenerzählern eines Naturforschers," (Schiedsens Studien VII.), welche ungefähr von den phantasiereichen Nachmännern, namentlich von Bechner-Mies, als zu negativ behämpft worden sind. — „Ueber Helmholtz' Beweis für den endlichen Stillstand des Weltalls" von Karl Rosenkranz. Ein polemischer Vortrag gegen die Ansicht von dem endlichen Aufhören der Kraft, welche Helmholtz vor einigen Jahren aufstrach in einer Abhandlung „über die Wechselwirkung der Naturkräfte". Da derselbe die Wärme als eine mechanischer Kraft und Bewegung annimmt, so müsse, folgert er, das gesammte Universum einst stillstehen, weil, wenn auch in sehr langer Frist, ein Moment eintreten werde, in welchem die Temperatur aller Dinge zum Weltlörper sich ausgeglichen und die Friction alle lebendige Kraft vernichtet haben werde. Wenn daraus das Problem eines Perpetuum mobile nicht gefolgt und dies nicht gefunden werden könne, so müsse Alles darauf hingehen, was die Welt in einem Perpetuum stabile sind erhalten zu lassen. Der metaphysikalische Gegenbeweis deß hervor, daß die Wärme von der Bewegung, welcher sie als begleitendes Phänomen bewohnt, gar nicht als ein selbstständiges Produkt abgeleitet werden kann. Da sie nicht außerhalb der Bewegung sei, so folgt nach Rosenkranz's Gegenbeweis, daß mit dem Aufhören der Bewegung auch die Wärme aufhört. Ursache der Bewegung ist aber, abgesehen von der Selbstbewegung lebendiger Individuen, die Schwere, die magnetische und elektrische Polarität, die chemische Anziehung. Diese dynamischen Factoren fallen mit der immateriellen Existenz der Materie zusammen und es ist so allerdings nicht einzusehen, wie ihre Thätigkeit aufhört, als mit der Vernichtung der Materie selbst sollte aufhören können.

Digitized by Google

Bei einem Begräbniß.

Ich stand am offnen Grabe; in fremdem Laut
Nach alter Weise tönte der Schriftgruß,
Den manch Jahrhundert Millionen
Nach in den ewigen Schlaf gerufen.

Statt hatten die uralten Gebräuche all
Um Statt die Leichenrede, und schonend nur
Als sei sie gläubig abgeschieden
Hatte vergönnt sie des Priesters Duldung.

Doch sie, der längst erglänzet ein andrer Heil,
So hehr und heilig ihr, daß in's eigne Haus
Zwietracht sie denn sich trug und Hader,
Sie die so milde doch sonst und gütig,

Sie lag im Sarge, noch von dem Todeskampf
Entstellt die bleichen Züge, so freundlich einst,
Als ob sie zürne eig'ner Ohnmacht
Und dem Triumph der verhaßten Meinung.

Emil Rendtorff.

Feuilleton.

— Die Heidelberger Corps-Studentenschaft hat, sobald sie literarisch auftritt, entschiedenes Pech. Ihre erste Berthrdigungsschrift wegen der Ladenburger Händel entpuppt sich, bei dem ersten Lesung man den eigenen Augen nicht traute. Die empörenden Unarten, welche einige Studenten sich gegen Frauen und Mädchen erlaubt hatten, wurden damit entschuldigt, daß diese Frauen Jüdinnen und ihr Putz geschmacklos gewesen. Nun hat aber noch Niemand gehört, daß das Costüm der Corpsburschen sich je durch guten und edlen Geschmack ausgezeichnet habe; es kann ihnen daher nicht die Mission geworden sein, guten Geschmack in der nächstdürftenden Bevölkerung zu verbreiten. Wäre dies aber auch der Fall, so erschiene doch die Mißhandlung ruhiger Frauenzimmer durch betrunkene Burschen nicht das geeignete Mittel. Vor einigen Wochen ertandt ferner ein weiterer Erlaß der Corpsstudenten, welcher sich mit angenommenem Stolze gegen die übrigen Akademiker aussprach. Aber was in der Welt berechtigt die Mitglieder der Verbindungen zu dieser Sprache? Sind die Männer, welche die deutsche Wissenschaft und das öffentliche Leben zieren, etwa einzig aus der Corpslaterne hervorgegangen? Keineswegs; vielmehr ist es bekannt, daß gar manche Helden des Bierexamens, an der Maulaf spätershin ganz ruhige, gesetzte Beamte geworden sind. Gerade weil das Corpswesen sich einerseits mit der Servilität, andererseits mit dem Aberglauben, dem Pfeil-Kappengnstenthum ganz gut verträgt, wird es jetzt von der Kreuzzeitung in Schutz genommen. Aus demselben Grund haben die Regierungen es zuweilen mit günstigeren Augen angesehen als diejenigen Verbindungen, in welchen eine politische Stimmung sich regte. Erst neuerdings kommen sie zur Ueberzeugung, daß diese Geistesleere den Staat kommandirenden frommen kann, wenn sie von trivialem Uebermuth, als wenn sie von unzeitiger Schwärmerei angeregt. Auch die verbreitete Ansicht, daß unter den Corps-Studenten vorzugsweise ein feisches, jovial beliebtes Zusammentehen gefunden werde, bedarf sehr der Einschränkung. Es sind gewiß treffliche junge Leute unter ihnen; aber durch wissenschaftlichen Trieb, durch poetischen Sinn für's Leben, durch rege Wanderlust und derzleichen jugendliche Züge macht sich die Masse derselben keineswegs bemerklich. Es gibt Dichter so jovialer Lumpenlieder als den Verfehr solcher Studenten, die dannwerlemäßig die Forschern sind. Die Unterhaltung zwischen Billardmarqueure und müder Zubringe mit den Wirthshausbänken kann nicht öder und monotoner sein. — Unter allen Verössentlichungen der Heidelberger war aber die unglücklichste jener Nachricht, den sie in mehreren Blättern ihrem Factotum Georg Ackermann widmeten. Dieser ehemalige Neckarfrieg, wegen seines weiterbauenden Geschicks und Nachts der roten Schiffer genannt, war, trotz der Rettungsmedaillen die er trug, in „rauher Hülle" eine noch gemeinere Seele. So wurde er wenigstens um die Zeit, wo der Schreiber Dieses in Heidelberg lebte, von den Studenten selbst beurtheilt. Nun wird von diesem Subject, das „einer höheren Gewalt erlag," in Ausdrücken gesprochen als sei von einem Gemessen Bücherer oder Steinz die Rede! — Nein, die Corps thäten wohl besser, die ihnen jetzt vergönnte freie Bewegung mit Maß und Ruhe zu genießen. Daß man dem Unwesen erst zu lange Raum gegeben hat, das muß sodann zu schroff und mit dem Aufgebot unwürdiger Mittel einstehlt, mag richtig sein. Auch hatte gewiß der alte studentische Formalismus, unmenschlich doch geregelte Duell, manche Gute im Gefolg. Aber er hat sich überlebt, und es ist vielleicht besser, wenn die Jugend nicht zu sehr austobt, sondern von dem „edlgen" Element im besseren Sinn auch noch Etwas für das Leben übrig behält.

— Die berühmte Sängerin Angelie Schechell klagt in ihren soeben erschienen Denkwürdigkeiten über den Mangel an Scheu bei den jüngsten Schauspielerinnen. Sie erzählt, daß ein junges Mädchen sich bei einem Hoftheater-Intendanten Rath erholte, wie sie es anfangen müsse, um selbst mit pekuniären Opfern sich für die Kunst auszubilden. Es wurde ihr erwidert: „Scheue haben wir keine; Sie sind ja ein gebildetes Fräulein und werden sich leicht in Ihrer Aufgabe zurecht finden. Nehmen Sie nur gleich eine recht große Rolle, worin Sie vom Stoff getragen werden, etwa die Jungfrau von Orleans." — So, fährt Angelie Schechell fort, spricht der Vorsteher einer solchen Anstalt. Ja, ich habe sogar das schon sehr schön finden hören, wenn ein junges Mädchen dergestalt in den Tag hinein debutirt:

„Die Waffen rah'n, des Grieches Stürme sprechen'n,
Auf pun'der Schlacht'n folgt Gesang und Tanz.
Durch alle Straß'n dönt der munter Reich'n,
Altar und Kirche prangt in Festes-Kranz
Und Pferd'n dun'n sich aus braus Zweich'n,
Und um die Stadt windet sich der Fluß."

Dies nimmt sich im Druck sonderbar aus; aber jener Theaterbesucher wird gestehen, daß es für manche Fälle nicht übertrieben ist.

— Klara Bert. Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover 1848. — Die vorliegende Novelle ist sehr fein und anmuthig erzählt; offenbar redet ein Gebildeter zu Gebildeten. Saint-Preux scheint einst: „il faut vous faire, Mademoiselle, je le sens: j'aurais dû beaucoup moins attendre; on plutôt il fallait ne vous voir jamais». Seitdem haben folgerechte Sprachkunden und Auffährungen von Romeo und Julia, die von der Bühne sich in das Leben hineinspielten, eine große Bedeutung in der Literatur erlangt. Auch die hohen, marmorschönen und marmorkalten Heiterinnen Walter Scott's sagen, in der Weise George Sand's dämonischer und modernirt, durch manchen Roman. Den Personen der Novelle fehlen solche bezaubernde und berauschende, anziehende und wieder abstoßende Gestalten rätselhaft bleiben, dem Dichter selbst aber darf seine Heldin nicht imponiren, ihr Charakter muß ihm klar sein, und den Leser im Verlauf der Geschichte klar werden. Dies ist in Spielhagens scharfer Erzählung nicht immer der Fall. Abgesehen davon durchweht die an seinen poetischen Einzelheiten reiche Darstellung ein gesunder männlicher Geist. Noch einige solcher Novellen, in denen der unläugbar sehr begabte Dichter sich hüten möge, den Zweck der Handlung durch allzu zahlreiche Bilder zu hemmen, und sein Name wird unter den erzählenden Talenten der Gegenwart einen vorzüglichen Klang haben. Pr.

— Die ältesten politischen Zeitungen in Deutschland trugen oft an der Spitze gereimte Worte, welche von Zeit zu Zeit wechselten. Vor und liegt die „Ordinari, Wochen- und Postzeitung," die vor zweihundert Jahren erschien; da heißt es denn am Kopf des Blattes, unter dem Post-Reuter:

Durch mich wird berichtet,
Was Neues geschicht:
Was da geschieht am Himmel, auf Erden,
Durch mich wahrhaftig berichtet soll werden. (1680.)

Ich sitz durch die Welt und bringe neue Mähr,
So wahrhaft als ich kann, von Ost- und Westen her.

Die letzte Versicherung ist naiv; aber mehr als das Versprochene kann man von einer Zeitung nicht verlangen.

Bemerkungen.

Der Aufsatz „die deutsche Jugend" wird wegen Mangel an Raum erst in der nächsten Nummer fortgesetzt. — Im vorigen Blatt ist gegen Ende des Aufsatzes S. 382, Sp. 1 zu lesen: Johann Scheffler (der Dichter Angelus Silesius) st. Schaffner. —

Die nicht signirten Artikel des Frankfurter Museums vom Jahr 1836 sind sämmtlich von Th. Creizenach verfaßt, mit Ausnahme der folgenden: Schillers Jugend, Thorwaldsens Alexanderzug, Julius Stockhausen, das Märchen von der eisernen Maske, die Mokkito-Rüke, das hiesige Museum, der Pastor Göze. —

Wir bitten die Einsender ihrer Dichtungen, für den Fall der Nichtaufnahme eine Abschrift zurückerhalten zu wollen.

Herrn Professor A. E. in M—g: in der nächsten Nummer.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 50. Frankfurt a. M., den 13. December 1856. **II. Jahrgang.**

Inhalt.

Brändel. Elsässische Dorfgeschichte von A. Weill. (Fortsetzung.)

Die deutsche Jugend. Eine culturgeschichtliche Studie. (Fortsetzung.)

Joseph von Hammer-Purgstall.

Moriana. Spanische Romanzen, übersetzt von Adolph Ebert.

Feuilleton: Photographirtes Manuscript. — Der Schauspieler Salvini. — Hertha, Roman von Friederike Bremer. — Politische Prophetie. — Brief aus Wien.

Bühnenschau: Kabale und Liebe u. a. Von Q. F.

Brändel.

Elsässische Dorfgeschichte von A. Weill.

(Fortsetzung.)

V.

Am Morgen nach dieser Scene begab sich Brändel zum Rabbiner der Gemeinde.

Rabbi, sagte sie, ich habe eine große Sünde begangen. Ich habe am Freitag Abend ein Licht angezündet.

In der That, mein Kind, antwortete der alte Mann, das ist eine Sünde. Du kennst das Gesetz und weißt wie geschrieben steht: Ihr sollt am Ruhetag kein Feuer in euren Wohnungen anzünden. Aber in Anbetracht deiner Jugend und deiner Frömmigkeit lege ich dir zur Buße nur einen halben Tag Fasten auf.

Und wenn ich weder jung noch fromm wäre?

Da müßtest du von Sonnenaufgang bis zum Untergang fasten.

Ach Gott, erwiederte Brändel, meine Sünde ist noch viel größer. Ich habe ein Feuer angezündet, das ich nicht mehr löschen kann, und durch den Brand ist meine Ehre und mein Leben in Gefahr.

Du hast einen großen Ruf im Dorfe, erwiederte Rabbi Herz. Man nennt dich das gelehrteste, das frömmste, das muthigste Mädchen in der Landschaft. Ich habe für meinen Sohn Aron, der nächstens zwanzig Jahr alt wird, an dich gedacht.

Euer Sohn Aron ist Handelsmann, er studirt das Gesetz nicht.

Leider nein! Bei uns bestimmt man die Söhne nicht dem Alter nach für das Studium; man wartet ab, wie der Beruf sich zeigt. Mein jüngster Sohn hat großes Talent; ihn bestimme ich zum Gelehrten.

Fürchtet Ihr nicht, daß er sich, wie so viele Andere, dem Christenthum zuwende?

Ich habe meine Pflicht zu thun. Das Uebrige steht bei Gott.

Ihr seid verständiger als Josels Vater, der seinen Sohn lieber dem Pferdehandel bestimmt.

Weil du doch davon redest, mein Kind: man hat mir erzählt, daß du dich mit meinem früheren Schüler nicht ganz klug beträgst. Das ist eigentlich meine Sache nicht; aber als Freund deiner Großmutter will ich doch darüber reden. Du hast den Josel gern?

Brändel schlug die Augen nieder.

Und er kann er dich heirathen? Sein Vater hat's gar hoch im Sinn; er wird deine Schönheit und deine Kenntnisse nicht in die Wagschale legen.

Ist es denn eine Sünde, wenn man liebt? fragte Brändel, indem sie langsam das Haupt erhob.

Nein, mein Kind.

Und wenn man liebt zur Ehre Gottes, ist das nicht ein Verdienst in den Augen dessen der uns Alle richtet?

Was meinst du damit?

Ich liebe Josel und wünsche seine Liebe einzig, weil ich ihn dem gemeinen Geschäft entreißen und zu Gott zurückführen will. Er hat mir vorlängst versprochen, das Dorf zu verlassen und sich nach einer Stadt zu begeben, wo es ein Beth Hamedrasch (jüdische Theologenschule) gibt. Unter dieser Bedingung habe ich mich ihm versprochen. Aber ach! Josel ist auch schon von dem Uebel der Welt ergriffen. Er vergißt Gott und liebt nur meine Schönheit. Er kann mich nicht verlassen, behauptet er, und hat Anfälle von Leidenschaft die mich in Schrecken setzen. Ich bin sehr unglücklich, denn ich habe den Jungen recht lieb — ich glaube, er stehe hoch über den anderen jungen Leuten in der Gemeinde. Aber er hat französische Bücher gelesen, und ich gebe beinahe seinem Vater Recht, daß er ihn verhindert, sein Studium weiter zu treiben in einer großen Stadt; denn da gibt es, wie ich höre, noch gar viele gefährliche Bücher und Kenntnisse.

Komm, fromme Tochter, sagte der Rabbiner, daß ich dir meinen Segen gebe. Du bist ein tapferes Mädchen in Israel.

Brändel deckte ihre Schürze wie einen Schleier über das Haupt und blieb halb gebeugt vor dem Rabbi stehen. Dieser legte ihr die Hand auf und sagte laut:

Gott, der Gott Abrahams, Isaks und Jakobs, der Gott der Tugend und der Kraft segne dich, wie er Sarah, Rebekka und Rahel gesegnet hat; er halte dich aufrecht auf deinem heiligen Weg, er lasse sein Antlitz über dich leuchten und sei dir gnädig bis ins tausendste Geschlecht, wie er allen seinen treuen Dienern versprochen hat durch den Mund unseres Lehrers Moses und durch die anderen Propheten.

Brändel trocknete ihre reichlich fließenden Thränen und sprach verhaltnißlich Amen. Beim Abschied fügte sie noch hinzu: Ach, lieber Rabbi, Etwas in meinem Innern sagt mir, daß der junge Mann meiner nicht würdig ist und daß ich mich einem eitlen Götzen opfere.

VI.

Acht Tage lang mußte Josel das Bett hüten. Sein Fuß schwoll an, statt zu heilen. Alle seine Bekannten besuchten ihn, nur Brändel nicht.

Digitized by Google

Als Jemand wie zufällig Joël fragte, warum Brändel sich nicht zeigte, erwiederte ein Anderer: Ah bah, die Liebe lebt vom Schmollen, das ist ein alt-elsässisches Sprichwort. — Joël gab keine Antwort.

Endlich nach zehn Tagen hörte er, daß man Brändel seit zweimal vierundzwanzig Stunden nicht gesehen habe und daß ihre Großmutter sehr traurig sei. Der Jüngling machte sich bittere Vorwürfe und beschloß, sie aufzusuchen, obwohl sein Fuß noch nicht geheilt war. Er fand sie auf dem Bett der Großmutter liegend, blaß, entstellt und kaum noch zu erkennen.

Was hast du! rief er aus; bist du krank?

Sieh mich an, sagte das junge Mädchen, indem sie sich mühsam aufrichtete; bin ich noch schön?

Du bist blaß wie eine Leiche, erwiederte Joël; du erschreckst mich!

Da hast du nun deine Schönheit! Zwei Tage Fasten hat mich in diesen Zustand gebracht. Du möchtest mich nicht umarmen, ich dufte nach dem Grab.

Großer Gott! Welcher Gedanke, zwei Tage zu fasten!

Warte nur; meine Buße ist nicht vollkommen. Ein dreifaches Fasten, das heißt von drei Tagen und drei Nächten hat mir der Rabbi auferlegt, weil ich die göttliche Scham verletzt, weil ich dir erlaubt habe, mich zu lieben.

Das ist unmöglich, rief Joël; der Rabbi hat dazu kein Recht, das ist ein Mord!

Du lästerst, Joël, deine Frömmigkeit ist vom Unglauben angesteckt; der Rabbi hat Recht. Und dann habe ich selbst es durchaus so gewollt; ich wollte dir zeigen, wie eitel und nichtig Jugend und Schönheit sind. Ich werde mir auch das Haar abschneiden.

Dein Haar! rief Joël, indem er ihr mit Heftigkeit näher trat und ihre Flechten in die Hand faßte, als wollte er Sicherheit haben, daß sie noch lang und schön wie vordem wären, — dein Haar! — nicht um fünfzig Rabbiner, nicht um die ganze Thorah!

Unglück! o Unglück! rief Brändel aus; die irdische Liebe richtet dich ganz zu Grunde. Nur weil ich sie ja doch am Tag unserer Hochzeit hätte abschneiden müssen — doch, sieh, Joël, ich weiß gar nicht, ob ich dich noch liebe. Du siehst, ich bin keine schwache Frau. Noch ein solches Wort, und du bist für mich gar nichts mehr.

Verzeihung, rief Joël, indem er vor dem Bett niederkniete; Verzeihung! Es ist wahr, ich habe gelästert. Was willst du? Ich liebe dich bis zum Wahnsinn, ich träume nur dich, ich denke nur an dich!

Und doch mußt du mich vergessen, wie ich mich bemühen werde, dich auch zu vergessen. Ich war eine Thörin, ich glaubte eine gute Handlung zu begehen, indem ich dich zu Gott zurückführte, und nun zeigt sich's, daß ich selbst ein Hinderniß für deine Bekehrung bin.

Aber nein, liebe Brändel, wie noch Oftern herum ist, reise ich ab. Aber wenn du abreisest, so wirst du nicht blos mich vergessen, — daran ist Nichts gelegen, darauf bin ich im Voraus gefaßt; ich kenne das Leiden, die Armuth und jede Entbehrung. Nein, du wirst auch deinen Gott vergessen. Ich kenne dich, du bist zu weltlich; und soll ich dir meine ganze Meinung sagen? du hältst mehr auf dein junges Gesicht als auf deinen Geist. Geh, für mich bist du verloren. Eines von zwei Dingen: entweder du wirst ein großer Rabbiner, und dann heirathest du eine reiche Jüdin von Straßburg oder von Nancy — oder du verläugnest deinen Glauben und fällst einer Christin anheim. Ich habe seit acht Tagen Vieles nachgedacht. Joël, laß mich meine Buße vollenden, vergiß mich. Du magst bleiben oder gehen, Brändel ist nicht dazu bestimmt, deine Frau zu sein; und Brändel, das laß dir gesagt sein, wird noch weniger deine Mätresse.

Kaum hatte sie die letzten Worte ausgesprochen, so sank sie auf das Kopfkissen zurück und verlor ihr Bewußtsein. Joël dachte sie mit Küssen zu erwecken; aber da er sah, wie Brändel selbst in der Ohnmacht ihm ihre Lippen entzog, rief er nach Hülfe. Man nöthigte das junge Mädchen etwas Nahrung zu nehmen; sie war bald wieder bei sich. Joël wurde ersucht, aus dem Hause zu gehen, damit sie schlafen könne.

VII.

Das Purimfest fiel auf auf den Dienstag. An diesem Tag ist in Hagenau Viehmarkt, zu welchem sich die Bauern und die Händler der Umgegend einfinden. Da man nun am Morgen dieses Tags die Esther-Vorlesung anhören mußte, so waren die jüdischen Handelsleute der entlegenen Ortschaften genöthigt, gegen ein oder zwei Uhr nach Mitternacht aufzubrechen, um weder den Markt noch die Synagoge zu versäumen. Obwohl noch nicht genesen, machte sich doch auch Joël um zwei Uhr mit seinem Vater auf den Weg nach Hagenau. Sie waren zu Pferd und hatten gute drei Wegstunden zu machen, die Umwege ungerechnet, zu welchen sie das ausgetretene Wasser in der Ebene nöthigte. Man kommt durch einen dichten Tannenwald, der erst eine Viertelstunde vor Hagenau zurücktritt; an ihn schließen sich theils Krautfelder, theils kleine Sandsteppen, die zum Einüben der Pferde, wohl auch zum Lager für die Cavalerie benutzt werden.

Joël hatte nicht im Sinn alle seine Pferde zu verkaufen; aber da er wußte, daß sein Vater des Festtags wegen die Rückkehr nach dem Dorf beschleunigen wollte, so beeilte auch er sich mit seinen Einkäufen und entfernte sich vom Markt. Außer Zuckermandeln, Plätzchen und erlaubten Fleischwaaren hatte er sich noch vorgesetzt, zur Ueberraschung für Brändel ein neues Kleid zu kaufen. Ein solches Geschenk läßt sich nicht verbergen und wird daher in der Gemeinde als ein Brautgeschenk angesehen. Hierdurch hoffte er sich mit Brändel wieder zu versöhnen und ihre Verzeihung zu erlangen; denn seit dem letzten Besuch hatte sie kein Wort an ihn gerichtet und es war die Rede davon, sie mit dem ältesten Sohn des Rabbiners zu verheirathen.

Aber während Joël sich mit Einkäufen beschäftigte, hatte sein Vater alle Pferde bis auf das letzte verkauft und machte sich den Leiterwagen eines christlichen Nachbars zu Nutz, um mit demselben heimzukehren. Seinem Sohn ließ er sagen, er möchte ihm sobald wie möglich nachkommen; den kranken Fuß hatte er ganz vergessen. Der Bote, welcher dies ausrichten sollte, fand Joël nicht, der sich in den Kaufläden herumtrieb; erst um zwei Uhr entdeckte er ihn, und nun war für die Rückkehr kein Pferd noch Wagen mehr aufzutreiben. Er fand auch keinen anderen Genossen auf dem Heimweg als den rothen Lehme, einen fünfundzwanzigjährigen Burschen von rohem Wesen.

Joël hatte seinen Fuß schon auf dem spitzen Kieselpflaster von Hagenau angestrengt und sollte nun noch drei Stunden weit durch den dicken Wald laufen. Er faßte jedoch bei solchem Mißgeschick ein Herz, ging voran und gab dem Lehme etwas Geld, daß er ihm sein Packet tragen möge. Aber kaum waren sie im Gehölze, so strauchelte er und fiel nieder. Vergebens suchte er sich wieder aufzuhelfen, sein Fuß war mehr als je geschwollen; er zog den Schuh aus und konnte ihn nicht mehr umbinden.

Lehme, sagte er, ich gebe dir zwanzig Francs, wenn du mich nach unserem Dorf trägst. Du bist stark, man sagt, du kannst zwei Kälber vier Stunden lang auf dem Rücken tragen. Ich wiege nicht so viel wie eins.

Ich dich tragen? rief der Schacherer; das ginge unter einer einzigen Bedingung. Aber warum daß du Brändel nicht benachrichtigst? Sie wäre gewiß hier entgegengekommen, und hätte Kraft gefunden, dich fortzuhinken, sie liebt dich genug dazu. — Und er ging.

Lehme, rief Joël, sich auf dem Boden wälzend: bist du gottlos genug, einen gefallenen, wunden Bruder hülflos zu lassen? Bedenk, es ist heute Festtag!

Deste schlimmer, ich habe Eile! Willst du mir zu Liebe Brändel aufgeben? dann trage ich dich auf meinen Schultern bis vor ihr Angesicht.

Digitized by Google

Brändel wird nie im Leben von dir wissen wollen. Sie ist von edlem Stamm; sie würde dein nur spotten.

Das ist meine Sache.

So geh, und mein Fluch geleite dich! du weißt, ich bin Rabbi. Fürchte meinen Fluch, Gott hört seine Auserwählten.

Dieses Wort hielt Lehme einen Augenblick zurück. Was ich für dich thun kann, sagte er, ist, daß ich dir da unten das Neue Kreuz angebe. Dahin suche dich zu bringen, und dahin, will ich deinem Vater sagen, soll er dir ein Pferd schicken. — Er entfernte sich eilig.

VIII.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, Josi, der nicht gehen konnte, schleppte sich auf den Knieen bis nah an das Neue Kreuz; doch konnte er es nicht ganz erreichen, so erschöpft war seine Kraft. O, sagte er zu sich selbst, das ist Strafe des Himmels! Warum habe ich die heilige Lehre für diesen gemeinen Handel hingegeben? Wie war ich so glücklich, so fromm hinter dem Ofen meines Rabbi! Wie weiß waren meine Hände, wie unschuldig meine Gedanken! Und jetzo denke ich nur an den Gewinn und an die Frauen. Ja, ich habe aus dem Becher des Schwindels getrunken. Die Elenden haben mich zum Tanze geführt, mich im Trinken unterwiesen; sie haben mir gesagt, es wäre schmählich, wenn Brändel nicht auch ohne Vermählung die meine würde; sie, die so heilig ist, die ich anbete! Ach, ich bin ihrer nicht werth; ich bin ein Sünder und ein gemeiner Geist. Aber ich werde mich wieder aufraffen! Gottes Finger gibt mir sichtbar ein Zeichen. Ja, ich verlasse dies erbärmliche Leben, ich werde wieder ein Berufener Gottes, ich wasche mich rein von dem Staub, ich werde den ruchlosen Einflüsterungen widerstehen, wie ich ihnen, Gott sei Dank, bis heute widerstanden habe. Ich schicke die Versucher zum Satan. Ich weihe mich Brändel, diesem Engel von oben, mit Leib und Seele; ich weihe mich Gott, der den Menschen nicht nach seinem Vermögen oder nach seinem Wissen, sondern nach der Tugend und den Thaten richtet.

Dann gedachte er seiner gegenwärtigen schlimmen Lage. Der nichtswürdige Lehme, fuhr er fort, dieser rohe Gesell, der an Brändel zu denken wagt, wird meinem Vater keine Botschaft bringen. Erst sehr spät wird man mich suchen gehen. Meine Eltern vermuthen mich gewiß unter den jungen Leuten, die den Abend mit Trinken und Tanzen hinbringen werden. Geschieht kein Zeichen von oben, so muß ich die Nacht über im Walde bleiben. Man hat neuerdings von Wölfen gehört — was thut's? Gottes Wille geschehe! — Er legte sich auf den Rasen nieder.

Josi war nicht furchtsam, aber sein kranker Fuß peinigte ihn entsetzlich. Jeden Augenblick wurde er auf; aber er vernahm nur in beträchtlicher Ferne einige Holzhacker, die mit ihrer Tageslast von Scheitern eben heimgingen. Er rief laut, doch der Gönlichen all allein antwortete ihm. Die Holzträger halten Abends nicht gern auf ihrem Weg inne; mehr oder weniger haben sie irgend einen Waldfrevel verschuldet. Nachdem auch diese letzte Hoffnung verschwunden, stammelte Josi einen Psalm und ein Nothgebet, das er auswendig wußte, so gut es ging vor sich her; denn er bebte und fröstelte. Bald gewann es das Ansehen, als ob ihm, seine Sinne waren umdüstert, er wußte die Gegenstände nicht mehr zu unterscheiden und rollte, fünfzig Schritt vom Neuen Kreuz entfernt, in den Graben hinab.

Josi hatte sich nicht getäuscht, als er an Lehme's Verwendung zweifelte. In der That hatte ihn dieser völlig vergessen, wohl weniger aus Bosheit, als weil er sich gleich bei seiner Ankunft im Dorf an die Züge junger Leute angeschlossen hatte, die von Haus zu Hause gingen, um Haman zu verzehren und Mardochai's Gesundheit zu trinken. Nach einer Stunde war Lehme, gleich seinen meisten Gefährten, völlig berauscht und der arme Josi kam Keinem in den Sinn. Sein Vater und seine Mutter waren selbst bei Verwandten eingeladen, und dachten, ihr Sohn habe wohl auch Gesellschaft gefunden.

Nur Brändel folgte von Weitem den Gruppen und ihrem Lärm; auch an den Fenstern blieb sie stehen, wo sie aus einem Hause Gläserklingen und rauschende Unterhaltung vernahm; aber nirgendwo fand sie eine Spur von Josi. Sie wurde unruhig. Gewiß hätte sie ihn nicht gern in dem Zustand angetroffen, worin sich die meisten jungen Burschen befanden; aber ihr weissagendes Herz ahnte ein Unglück.

Sie wagte nicht sogleich, Einen aus der schwärmenden Schaar nach Josi zu fragen; aber da es zehn Uhr ward, ohne daß er sich zeigte, ging sie endlich zu seiner Mutter und fragte, ob ihr Sohn krank sei.

Josi! rief diese; ich weiß nicht wo er ist; er war nicht beim Essen. Ich glaubte zuletzt er sei bei Euch; er liebt dich so sehr!

Ich habe ihn seit acht Tagen nicht wiedergesehen. Wie kommt es, daß man ihn nirgendwo sieht? Ich war an jedem Hause wo man Purim hält, und habe keine Spur von ihm entdeckt.

Großer Gott! rief die Mutter; und ich habe mich dessen gar nicht versehen. Braves Mädchen, du hast mehr Herz als sein Vater, der Pferde verkauft und ihn gezwungen hat, zu Fuße zu gehen. Ach, mein Engel, wenn er dächte wie ich, würdest du meine Schwiegertochter; Josi findet Keine, die dir an Werth gleich kommt.

Von mir ist jetzt nicht die Rede, antwortete Brändel, sondern von Eurem Sohn. Er sollte zu Fuß zurückkommen, sagt ihr? Also, da sein rechter Fuß noch nicht heil, so ist er sicher unterwegs geblieben. Gott weiß wo er ist! Kommt, Mutter, geht mit mir in die Brauerei, wo alle seine Kameraden tanzen und singen, ohne daß gar darum zu kümmern, daß ein Freund ausbleibt. Das sind sie, die Freunde der Lust und des Vortheils!

(Schluß folgt.)

Die deutsche Jugend.

Eine culturgeschichtliche Studie.

(Fortsetzung.)

IV.

Gott in der Natur.

Gott hat sich zu verschiedenen Zeiten der Menschheit; offenbart, welche ohne sein Eingreifen niemals das Wesen des Ewig-Walten den erkannt hätte. Das Andenken dieser Offenbarungen ist in heiligen Büchern festgestellt und ihr Kern in Glaubenssätzen formulirt. Die Geistlichkeit hatte sich bisher vorbehalten, durch urkundliche Auslegung dieselben vor Mißbrauch zu hüten, und war in Ausübung dieses Amtes gebieterisch und unduldsam geworden. Man nahm daher das Recht in Anspruch, sich dem Göttlichen auf dem Wege des Gefühls zu nähern. Aber das Gefühl ist ein gar subjectives, oft verzärteltes, oft unsicheres Organ für die Auffassung der höheren Dinge. Die erste Freiheitsbewegung bestand allerdings darin, daß man dessen Berechtigung verfocht; aber es in seinem Ueberschwang walten zu lassen, erschien gleich anfangs bedenklich. Da kam Hülfe von anderer Seite.

Es führt nämlich noch ein Weg zur Erkenntniß Gottes; ein Weg, dessen ewige Spur durch keinen Zweifel geschändet, durch kein Machwort verlegt, durch keine unbestimmten Gefühle verdunkelt wird: dies ist die Betrachtung der Natur. Der erste Einblick in dieselbe zeigt uns unerklärliche Wunder, zu deren Quell der staunende Geist sich in Andacht erhebt. Alles Werden, Wachsen und Vergehen weist uns auf ewige Gesetze hin, deren Urheber wir freudig ahnen. Jede weitere Aufklärung über den Zusammenhang ihrer Kräfte und die Zweckmäßigkeit ihres Wirkens erhöht unsere Bewunderung, unseren Dank. Der Verstand fühlt sich befriedigt, denn er stützt seinen Glauben an die ewige Allmacht, Weisheit und Güte auf klare Zeugnisse. Er darf nicht besorgen, daß ein Fortschritt in der griechischen

Digitized by Google

und hebräischen Grammatik oder in der Geschichtskunde seine Religion gefährde, daß eine philosophische Reform ihre Grundlagen antaste. Und noch weniger geht das Gefühl leer aus; denn der freudige Schauer, mit dem es die Gesetze der Natur sich darstellen sieht, stimmt noch mehr zur magisch-süßen Ahnung unendlicher Geheimnisse.

Dieser Gedankengang ist uns, wie der zuletzt entwickelte, heutzutage durchaus geläufig, ja auch er ist zum Gemeinplatz geworden. Wenn nicht mit dem Abc, erhält ihn das Kind doch schon mit den ersten Liedern, die es lernt, namentlich mit solchen, die aus dem Kreise der göttinger Dichter hervoreingen und die noch bei unserer Jugend fortleben. Zu Gott ruft Mensch und Thier, ihm springt der Vogel, ihm hüpft der Fisch; der Grashalm wie das Sonnensystem verkünden sein Lob.

Die Ahnung Gottes aus der Natur, die vor anderthalb Jahrhunderten unsere Voreltern so neu und wunderbar ergriff, ist, sinnig aufgefaßt, eine pädagogische Grundwahrheit geworden. Unter der Unzahl überflüssiger Kindermoden, die alljährlich um die Weihnachtszeit als süßes Gift gespendet werden, befindet sich ein Büchlein, das schon manchen Modewechsel überdauert hat, und das in der That nicht mit der Flut untergehen verdient; es ist das kleine Meisterwerk von Christoph Schmidt: Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Dasselbe verdankt seine Unverwüstlichkeit dem Umstand, daß es auf jenem wesentlich deutschen Grundgedanken beruht: „Gott zeigt sich dem einfachen Sinne nirgends deutlicher, als in der Natur.“ Lobenswerthen dieser Art sind auch dem Kindergemüth zugänglich und können kaum, wie solches bei der dogmatischen Satzung geschieht, durch eine schlechte Predigt verkümmert werden.

Und jenes Gedanke scheint in der That so einfach, als sei er mit dem Menschengeschlecht aufgewachsen. „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes“, sagt schon der biblische Dichter; und an der Hand dieser Wahrheit führt er uns sinnvoll durch alle Reiche der Natur. Auch die deutsche Urzeit hatte denselben Gedanken unbewußt als Gemeinbesitz, da das Volk unter heiligen Bäumen zu seinem Gott betete. Man hat noch neuerdings aus dem Umstande, daß der Deutsche seinen Wald so werth hält, manche wichtige Folgerung gezogen. Anastasius Grün singt:

Wer den Herrn nicht in dem Walde,
Kann ihn auch im Dom nicht ehren,
Und wen nicht die frommen Blumen,
Wird kein Orgelklang bekehren.

Aehnliche Aeußerungen finden sich fast bei jedem unserer neueren Dichter. Ein Schmetterling flegt durch die Kirche, und Jean Paul begrüßt ihn mit dem Spruch: „Fliege nur, hier oder im großen Tempel; du predigst auch!“ Der Leser freut sich allenfalls der sinnreichen Wendung; aber daß ein solcher Gedanke je etwas Kühnes, Ketzerisches gehabt, kommt ihm in unseren Tagen kaum mehr in den Sinn. Eher ließe sich wahrnehmen, daß die fromme Naturbetrachtung in ihrem Schwung zu ermatten beginnt, ja, daß derselbe bedrohlich überhäuft wird.

Aber es gab eine Zeit, wo das Verhältniß ein ganz anderes war. Das deutsche Volk hatte sein Naturleben, sein Waldesrauschen, sein Heidenthum wie sein frohes, jugendliches Christenthum um trockene Lehrdogmatik hingegeben, und im siebzehnten Jahrhundert kam es förmlich auf die Schulbank. Damals hatte das bloße Wort Natur, sobald es mit Gott und Glauben in Verbindung gebracht wurde, einen anstößigen, gefährlichen, dämonischen Klang. Es war als lauere hinter dem bloßen Wort eine unheimliche Schaar von Schwarm- und Rottengeistern. Dieser Bann erscheint uns unbegreiflich; eine große Aufgabe übernahm Derjenige, der ihn lösen sollte!

Diese Aufgabe wurde einem Manne zu Theil, der durch Geburt und Bildungsgang mehr als andere Deutsche jener Zeit frei und unabhängig gestellt, ihr sein Leben zu widmen vermochte. Hob er auch nur schwach den Schleier, that er nur den kleinen ersten Schritt über die Schwelle; war seine ganze Leistung für uns Nachblickende ästhetisch und sittlich nur ein dürftiges Beginnen: doch wurde tausendstimmiger Ruhm, ja Verherrlichung die Unsterblichkeit sein Lohn.

Der Hamburger Reichsbürger Brockes hat in der That ein schönes Leben geführt. Von England her wehte ein wie Seelsalt stärkender Anhauch in seine Republik herüber. Den niederdrückenden Sorgen und dem blöden Bemühen um Amt und Protection war er von frühester Jugend an entrückt. In jede freiere Sphäre der Zeit war ihm ein Einblick vergönnt. Als Knabe schon tummelte er sich auf wilden Rossen im Freien umher und stärkte Körper und Geist für die Reisen, die er später unternehmen sollte. In Halle machte er seine Studien unter Thomasius und dessen Freunden; die erste frische Regung deutscher Wissenschaft erfaßte er mit empfänglichem Sinn. Als die deutschen Waffen bei Höchstädt den eitlen Feind demüthigten, als zum ersten Mal seit langer Zeit wieder ein gerechter Stolz die jungen Herzen schwellte, befand sich Brockes in Paris; gern erinnert er es, daß er als Landsmann der Sieger von den Franzosen scheel angesehen wurde. Inzwischen setzte er die edelsten künstlerischen Uebungen mit sinnigem Fleiße fort. In Leyden lebte er in genauer Freundschaft mit Franz Mieris' Sohne Wilhelm, und später suchte er die Meisterschaft des Details, die vollendete Sauberkeit, welche diese Männer auszeichnet, in die poetische Malerei zu übertragen. Er schrieb vorerst im Geiste der Zeit sein Gedicht „der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus“, das über dreißigmal aufgelegt wurde. Er übersetzte sodann den beißlehemitischen Kindermord (strage dei innocenti) von Marino und half dessen üppigen, sinnreich gezierten Styl in Deutschland einführen. Aber an seinem Hauptwerke, das den Namen Brockes in die Geschichte der deutschen Geistesrevolution unlöslich verflicht, arbeitete er fast ein Menschenalter hindurch. Nach einer schönen, thätig verbrachten Jugend verlebte er die würdigsten Mannesjahre. Er leistete Hamburg große Dienste, indem er als Gesandter in Wien einen schwierigen Auftrag mit Feinheit und Geschick durchführte: er sollte nämlich seine Vaterstadt bei Kaiser Karl VI. wegen eines Umfugs entschuldigen, den sich der Hamburger Pöbel in der katholischen Kapelle der dort wohnenden Oesterreicher erlaubt hatte. Auch wurde er noch Prätor, Oberaufseher des Schulwesens, Ammann von Rispebüttel. Eine seiner späteren Arbeiten war die Uebersetzung von Thomsons Jahreszeiten; doch kann er die Anregung für seinen Naturkultus nicht von dem britischen Dichter erhalten haben, da dieser zwanzig Jahre jünger und da bei dessen ersterm Auftreten Brockes' Richtung schon entschieden war.

Diese für jene Zeit kühne und neue Richtung zeigt sich schon im Titel seines Werkes: Irdisches Vergnügen in Gott. Ein Dichter wagt es geradezu, irdisches Vergnügen zu empfehlen, und erklärt, daß dasselbe in Gott genossen werden könne! Wirklich hat Brockes wegen dieses Buches in Trinius „Freidenkerlexikon“ seine Stelle gefunden. Es erschien in neun weitläufigen Bänden; doch wurden diese wohl schon von den Zeitgenossen selten ganz durchgelesen; wenigstens veranstalteten Hagedorn und Wilkens mit Erlaubniß des Dichters schon 1738 einen Auszug. Ein Jahr später dichtete Triller sein Loblied an Brockes:

Wo will es, großer Brockes, mit dir noch endlich hin?
Wie weit wird sich dein Ruhm noch als ein Adler schwingen?

Soll man heutzutage das Verdienst des „irdischen Vergnügens“ abschätzen, so verfällt man leicht in den schon erwähnten Grundirrthum jeder Geschichtsschreibung, namentlich der literarischen, welche so gern frühere Leistungen nach später entdeckten Gesetzen mißt. Brockes hat weder den Schwung und Wohllaut Günthers, noch die Artigkeit und ruhige Würde eines Canitz. Er versenkt sich in die Einzelheiten der Pflanzenwelt und möchte jedes Stäubchen im Blumenkelch insonders besingen. Schon seine Ueberschriften sind oft pedantisch; z. B. die folgende: „Die uns im Frühling zur Andacht reizende Vergnügung

Digitized by Google

des Gehörs.“ Das Malerische seiner Schilderung besteht oft rein äußerlich in der Aufzählung bunter Gegenstände:

Die Farben von Rubin, Balas,
Smaragd, Beryll und Chrysopras,
Granat, Sardonich, Garnisol,
Von Amethyst und Girasol,
Agat, Beryll und andern mehr
Erblickt man in der Blumen Heer.

Selbst der Duft der Blumen wird anatomirt; in den Violen findet der Dichter die Gerüche von Honig, Mandelmilch, Most, Pfirsichern, Zimmetblüthe vereinigt. Wie finden bei Brockes ein noch entschiedenerer Kennzeichen des Ungeschmacks, indem er durch den äußeren Klang der Worte den Eindruck der Begriffe geben will. Der Frosch ruft „Merks, merks“, und deutet hierdurch in seinem niederen Stande auf die Moral der Naturbetrachtung hin. In dem Kapitel „die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille“ übt unser Dichter eine Toumalerei, die für äußerst sinnreich galt: so lang er den Blitz und den Donner schildert, häuft er die durch den Buchstaben R betonten Sylben in erschreckender Weise; wo er die Ruhe eintreten läßt, hören sie plötzlich auf.

Ein feiter Wolken-Bruch stürzt' eine rasche Flutt
Mit brausendem Geräusch von oben durch die Gluth. —
Noch strahlte Blitz auf Blitz mit fürchterlichem Schein;
Der Donner rollte noch mit gräßlichem Gebrülle. —
Allein im Augenblick nimmt eine sanfte Stille
Die fast betäubte Welt gemach von Neuem ein.

Man denke sich zu den ersten vier Zeilen noch ein paar Dutzend rauschende R, zu den zwei letzten ebensoviele lispelnde L, so hat man den Eindruck des Gedichtes.

Noch charakteristischer ist eine andere Grille der Künstelei, da wo er die Namen der Blumen verwendet, um durch ein Akrostichon den Satz „Gott ist groß“ zu erweisen. Ein Goldlack, Oleander, Thymian und Tulpe können das Wort Gott bilden; auch die Sylbe Zi wird beigeschafft. Die letzte Strophe heißt:

Wenn ich Gentianell zu einer Rose binde,
Orangeschlüthe nebst Kalbei:
So däucht mir, daß ich voller Klarheit,
Als eine unläugbare Wahrheit
Dies: Gott ist groß, drin finde.

Schon die nächste Generation erkannte gar wohl, wie äußerlich diese Beweisführung sei, und was man mittelst derselben auch allenfalls den Gegenstand erweisen könnte.

In ästhetischer Beziehung blieb demnach Brockes als Sänger der Natur bei aller Liebe und Sachkenntniß noch in der Kindheit. Sein Ruf und Einfluß wurde sogar nachtheilig, indem alle poetischen Kräfte, von ihm angeregt, sich der Abschilderung der Natur zuwandten. Erst Lessing setzte die Theorie durch, daß die bloße Beschreibung der vorliegenden Dinge den ächten Eindruck nicht wiedergeben könne; und erst in Goethe's Liedern fand sich das richtige Verhältniß von Natur und Empfindung hergestellt. Der wahre Landschaftsmaler zeichnet nicht ängstlich die Wirklichkeit, sondern er stellt mit Künstlersinn diejenigen Motive zusammen, aus welchen die erregte Stimmung hervorgeht. Die Scenen und Erscheinungen der Natur entsprechen den Regungen in unserem Inneren, und „des Menschen Kraft, im Dichter offenbart“ weiß das Verwandte in Beiden zu verknüpfen.

Sie läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen,
Das Abendroth im ernsten Sinne glüh'n.

Es wäre unbillig, an Brockes deßhalb zu mäkeln, weil er sich zu dieser Auffassung noch nicht erhob; ist sie doch noch den meist günstiger gestellten Dichtern des folgenden Zeitalters unbekannt geblieben. Weder Stolberg noch Bürger, noch selbst Kleist und Hölty haben diesen mächtigen Hebel dichterischer Wirkungen gekannt und benutzt; vor Goethe finden wir äußerst selten solche Naturbilder, die ohne ängstliche Malerei die Stimmung der Landschaft wiedergeben; so etwa in einigen Oden Klopstocks oder in dem Vers von Matthias Claudius:

Der Wald steht schwarz und schweiget
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Weit einflußreicher noch, als Brockes' schwacher ästhetischer Fortschritt bei den Dichtern, war seine sittliche Anregung für das Leben und die Gesellschaft. Er wollte vorerst einzig auf die Schönheit der Natur aufmerksam machen und zeigen, daß dieselbe ein nicht zu vernachlässigendes Mittel zur Erkenntniß Gottes biete. In seiner „Betrachtung des Mond-Scheins“ sagt er:

Ach laßt uns fänftig doch die Werke der Natur,
Die Gottes Werke sind, nicht wie vorhin verachten!
Ach faßet uns zugleich in ihnen doch die Spur,
Auf welcher man sich selbst zum Schöpfer nahl, betrachten!

Dem Fingerzeig des hochberühmten Mannes folgte Jeder, dem freies Denken und lebhafte Empfindung von einigem Werth war. Es erschien kaum ein Buch aus dem Fach der Naturgeschichte, in welchem die Darstellung nicht von den neu gewonnenen Gesichtspunkt ausging. Gleichzeitig mit dem vierten Band des Irdischen Vergnügens erschien das Werk: „Hydrotheologie, oder Versuch durch aufmerksame Betrachtung der Eigenschaften, reichen Anstheilung und Bewegung der Wasser die Menschen zur Liebe und Bewunderung des gütigsten, weisesten, mächtigsten Schöpfers zu ermuntern. Von J. A. Fabricius. 1734.“ Bald folgte Lesser's „Insectotheologie“, Ashwardts „Dronotheologie“ (auf die Lehre vom Gewitter bezüglich) und endlich gar Rathlefs „Aëritheologie“, d. h. ein Versuch, die Herrlichkeit Gottes aus der Natur und dem Leben der Heuschrecken zu erweisen.

Es klebte noch etwas Dogmatismus an dem neuen Natur-Evangelium. Die Form der Beweisführung war noch nicht abgethan, sie wurde nur an neuen Beispielen geübt. Die Schönheit und Zweckmäßigkeit der Naturgegenstände wurde parteiisch hervorgehoben und Alles was diese Auffassung stören kann, als gefährlich in den Hintergrund gestellt. Bei dem Anblick der weisen und vorsorglichen Einrichtungen, die wir in der Sternenwelt wie im Spinnengewebe wahrnehmen, kann, so hieß es, nur ein Thor die denkende Centralkraft läugnen, die Alles mit Bewußtsein geübet hat. Gellert's Fliege sitzt in einem prachtvollen Tempel und philosophirt: dies Gebäude sei wohl nur aus Atomen zufällig so zusammengerollt.

„Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
Allein daß große Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben
Als einen Gott zum Thron erkehen;
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.“

Diese Darlegung zeigt ungefähr die Mittelhöhe der Denkfreiheit, auf welche sich der warme, gefühlvolle Deismus jener Zeit erhob. Spinoza's Werke standen im Winkel der Bibliothelen und wurden nur selten, nur mit scheuer Ablengnung genannt. Auf dem Maekte hätte Niemand gewagt, die Erscheinungswelt im Großen und Ganzen als einen Modus Gottes nachzuweisen.

Wie erschreckend ist hierin die Zeit vorangeschritten! Gegenwärtig haben sich nicht nur viele Naturforscher, sondern noch weit mehr Laien an die einseitige und philosophisch durchaus unhaltbare Ansicht gewöhnt, daß die Auffassung der Natur auch für unseren Begriff Gottes maßgebend sein müsse.

Jedoch schon in ihren ersten schwachen Regungen war die dichterische Naturbetrachtung mit der großen Lehre der Duldsamkeit und Denkfreiheit eng verbunden. Der entpuppte Schmetterling, die ent-

Digitized by Google

faltete Knospe, der schäumende Wasserfall verkündeten die Offenbarung lieblicher und deutlicher, als die Rechthaberei der Dogmatiker und Ketzerrichter es vermochte. Diese neue Offenbarung ließ jeder Religionsform gern was sie Großes, Schönes, Beseligendes hatte; aber in ihr fanden sich allmählig aus jedee Gemeinde die Besten und Freisten zu einer innieren Kirche, zu einer unsichtbaren Loge zusammen. So gefellte sich zur Lehre von der Heegenofrömmigkeit das neuee Princip die Naturfreude; und ein drittes Element trat dalb hinju, das, obwohl seinem Ursprung nach weniger tief, doch um so eingreifender wirkte, als es einzig der Sphäre der praktischen Moral angehört.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph von Hammer-Purgstall.

Die nekrologischen Nachrichten über den kürzlich in Wien verstorbenen großen Orientalisten und Historiker Joseph von Hammer-Purgstall geben bis jetzt nur noch wenige Züge zu einem Gesammtbild seiner literarischen Thätigkeit. Ein solches ist freilich sehr schwer zu entwerfen, da seine Werke zwar sämmtlich von umfassender Gelehrsamkeit, schöner Denkungsart und dichterischem Sinn Zeugniß geben, ihre Kraft aber mehr in den Einzelnheiten, als in einem organischen Grundgedanken besitzt. Selbst diejenigen Arbeiten, die ein begrenztes Gebiet behandeln, wie z. B. seine Schrift über den österreichischen Staatsmann Khlesl, machen hiervon keine Ausnahme. Außerdem umfaßt sein Wirken einen erstaunlich weiten Zeitraum; seine ersten Dichtungen erschienen in Wielands „deutschem Merkur", die erste Uebersetzung sprendete ihm Herder's Adrastea, — und seine letzte Schrift war durch den vorjährigen Feldzug in der Krim veranlaßt! Dies reiche Leben werden wir erst kennen lernen, wenn Hammers Denkwürdigkeiten dem Publikum vorliegen; dieselben sind bereits druckfertig und sollen zweitausend geschriebene Bogen stark sein. Es hat sie, wie seinen übrigen Nachlaß, dem Regierungsrath v. Auer zur Herausgabe anvertraut. Hammer war im Jahr 1774 in Gräz geboren; bekanntlich war er es, der bei einer Gelehrtenversammlung für seine Vaterstadt den Namen Graz vorschlug, der aber noch nicht durchgedrungen ist. Im Jahr 1796 veröffentlichte er sein erstes selbstständiges Buch „Skizzen einer Reise von Wien über Triest u. s. w." Zwei Jahre später wohnte er dem Feldzug in Aegypten als Dollmetscher des englischen Generalstabe bei. Dieses Amt brachte ihm manche Auszeichnungen, und von nun an begleiteten ihn Ehren, Anerkennungen, Ordensverleihungen durch sein ganzes arbeitvolles Leben. Fallmerayer hat kürzlich in der Allgemeinen Zeitung Hammers „Geschichte der Chane der Krim" besprochen und dabei angedeutet, der treffliche Verfasser scheine von Ruhm fast übersättigt. Auch dieses Buch ist nämlich „voll Gedankenblitze und schlagender Wahrheiten", trägt aber mehr als die früheren einen notizenhaften Charakter. Seine „Geschichte der arabischen Literatur" erschien bis zum fünften Band. Sein Hauptwerk, die Geschichte des osmanischen Reiches, konnte allein schon den Beinamen rechtfertigen, den man ihm in Konstantinopel gab: Sade-Zghlu, Sohn der Geduld. Was aber seinen schriftstellerischen Charakter weit anziehender macht, als diese Eigenschaft, ist sein edler, humaner, freier Sinn und seine poetische Begabung. Mit der Meerspinne des Fürsten Metternich stand er nicht im besten Einverständniß. Die Wissenschaft hat sich vielleicht gerade dieses Umstandes zu erfreuen; denn wäre er in seinen Mannesjahren bei Hofe völlig genehm gewesen, so hätte man ihn bei seiner eminenten Kenntniß des Oriente wohl zu politischen Geschäften verwandt und somit seiner stillen, segensreichen Arbeit entzogen.

Die interessanten Angaben, die wir über Hammer in den Blättern finden, beziehen sich meist auf die ihm bezeigten Ehren im Leben und bei der Bestattung. Vor vierzig Jahren schenkte ihm der persische Gesandte ein herrliches Pferd; Hammer verkaufte es, und verwandte den Erlös zu einem Grabstein, den er also weit über ein Menschenalter vor seinem Tod fertig hatte. Ein persisches Diplom hatte ihn als „die Lilie von zehn Sprachen" bezeichnet; demgemäß ließ er auf dem Steine zehn Inschriften, classische Sprüche aus ebensovielen Literaturen des Morgen- und Abendlandes, und zwischen denselben lilienglleiche Verzierungen anbringen. Ein türkischer Orden, den er erhielt, zeigt einen Stern mit dem Spruche: „Er geht nie unter". Hammer deutete den Spruch scherzhaft durch ein Wortspiel, da ihm der Orden an demselben Tage zukam, an welchem er als bezahleter Mann seine erste Schwimmstunde nahm. Ueberhaupt beheilt er bis an sein Lebensende eine seltene Frische und Rüstigkeit. Er war noch im Jahr 1855 in Paris, um gewisse Bücher und Handschriften zu benutzen, die man ihm nicht nach Wien senden konnte. Im Sommer lebte er meist auf Hainfeld, einem seiner Güter in Steiermark; er hatte diese geerbt, als mit dem Tod einer Gräfin von Purgstall das Geschlecht dieses Namens erloschen war. Von hier aus verfügte er sich, wenn der Kaiser Franz Joseph in Gräz verweilte, in diese Hauptstadt, um seines Hofamtes zu walten; er war Hofrischer Oberst-Erbland-Vorschneider. Im Winter wohnte er in Döbling, welches eine starke Wegstunde von Wien entfernt ist, von wo er aber doch oft genug zu Fuß in die Stadt kam. Nicht selten trat ihn der Sonnenaufgang bei der Arbeit. Er war äußerst mäßig und gewissermaßen ein Vegetarianer; er genoß in den letzten zwanzig Jahren von den Producten des Thierreiches nur Fleischbrühe, Milch und Eier. Den Tabak vermied er, soweit dies bei einem halben Morgenländer nur irgend möglich war.

Joseph von Hammers Leiche wurde am 26. November im Dom zu Sanct Stephan eingesegnet und sodann auf den Dorfkirchhof von Weidling neben der Grabstätte des Dichters Lenau eingesenkt. Die Umgunst des Wetteos (vergl. den unten folgenden Brief aus Wien) sowie die Abgelegenheit des Ortes verhinderten eine so zahlreiche Betheiligung, wie sie sonst erwartet werden konnte. Doch fiel es auf, daß weder die Universität noch die Stadt, weder die Geistlichkeit noch das Militär amtlich vertreten waren; ausgezeichnete Mitglieder dieser Körperschaften schlossen sich als Privatpersonen dem Zug an. Von den Gesandtschaften und aus diplomatischen Kreisen fanden sich Viele ein, um einem Todten, dessen Wirken der ganzen gebildeten Menschheit angehört, die letzte Ehre zu erweisen. Sein Sohn Carl, (Hauptmann in der k. k. Armee,) folgte zunächst dem Sarge. Der Dichter Dr. L. Frankl, kürzlich aus dem gelobten Land heimgekehrt, war mit mehreren Zöglingen anwesend. Er hatte Erde aus dem Thal Josaphat mitgebracht, welche von den Leidtragenden in die Gruft gestreut wurde. Joseph von Hammers Antlitz wurde nach Osten gekehrt; er hatte selbst einst für eine ihm zu Ehren geprägte Denkmünze die Umschrift gewählt: „Ich der Morgen noch nicht nahe!"

Goethe sagt im Anhang zum west-östlichen Divan Folgendes über Hammer, mit besonderer Rücksicht auf dessen „Geschichte der schönen Redekünste in Persien": „Wie viel ich diesem würdigen Manne schuldig geworden, beweis't mein Büchlein in allen seinen Theilen. Hier bewahrheitete sich mir abermals die Ersparung, daß wir in jedem Fach von den Mitlebenden auf das Schönste gefördert werden, sobald wir uns ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen. Alles was zu wünschen blieb, ist uns jetzt im reichen Maße geworden durch das unschätzbare Werk. Man fand sich auf einmal wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältnisse man klar im Einzelnen erkennen und beachten konnte, da wo man sonst nur im Allgemeinsten, durch wechselnde Nebelschichten hindurchsah."

Digitized by Google

Moriana.

Spanische Romanzen, übersetzt von Adolf Ebert.

I.

Auf einem Schloß Moriana
Spielt mit dem Mooren Galvan,
Die beiden spielen Dame
Zu mehrerer Freud' ein Mal.
Stets wann der Mor verlieret,
Verlor er eine Stadt:
Wann Moriana verlieret,
Zum Kuß sie sie dann thun gab.
Dem Glück, das dem Mooren wurde,
Versaut er in tiefen Schlaf. —

Da sah von den hohen Bergen
Sie einen Ritter nah'n:
Klomm weinend dort und seufzend,
Die Zähre klimmt heran,
Aus Liebe zu Moriana,
Der Tochter des Königs Morian.
(Einst fingen sie die Mooren
Am Morgen von Sanct Johann,
Als sie Rosen pflückte und Blumen
In ihres Vaters Garten).

Nun hob das Auge Moriana,
Erkannte ihn im Betrachten:
Eine Thräne aus ihren Augen
Auf des Mooren Antlitz rann.
Mit Schrecken erwachte Dieser
Und hub zu reden an:
Was ist das, meine Geliebte?
Wer hat Euch das Leid gethan?
Wenn meine Mooren Euch kränkten,
Tödt' ich sie heut' am Tag;
Wenn Eure Fräulein aber,
Laß ich sie strafen hart;

Es kniete nieder Moriana,
Den Todesstreich zu empfahn,
Aus ihren verweinten Augen
Zu meinen sie läßt nicht nah';
Gefesselt an Füßen und Händen,
Und wenn die Christen es waren,
Besieg' ich sie in der Schlacht.
Mein Geschwader sind die Waffen,
Mein' Erholung ist der Kampf,
Mein Bett die harten Felsen,
Mein Schlummern freie Wacht. —
„Nicht kränkten mich die Mooren,
Es trefft sie keine Strof';
Noch weniger meine Fräulein,
Die sollen sein Leid empfahn
Und ebenfowenig die Christen,
Besiegt sie nicht in der Schlacht.
Die Ursach jener Empfindung
Berich' ich Euch rein und wahr:
Von seinen hohen Bergen
Sah einen Ritter ich nah'n,
Der, glaub' ich, war mein geliebter,
Mein sehr geliebter Gemal."

Da erhob die Hand der Mor,
Er gab ihr einen Schlag,
Daß sie die weißen Zähne
Blutrot verwandelt hat;
Und dann er seinen Hütern
Sie zu enthaften befahl,
Dort wo sie sah den Verlobten
An jener selben Stall.
Als sie gestiehet zum Tode,
Sie diese Worte noch sprach:
„Ich sterbe hier als Christin,
Und habe auch nicht gefagt
Den Namen meiner Liebe,
Den meinen wahren Gemahl."

II.

Daß es zu schanen erbarmt;
Die Haare von reinem Golde,
Die fall den Boden nah'n,
Und ihr entblößter Busen
Wohl weißer als Krystall.

Als nun der Morenkönker
Von solcher Schönheit sie sah,
Da ward er den Lieb' ergriffen,
Die er nicht bergen mag;
Und sprach zu ihr auf Arabisch,
Da daß sie kundig war:
Verzeihet mir, Moriana,
Wollt mir verzeihen, ach!
Es wird mir ja gebeten
Von dem Morenkönig Galvan.
O daß mein Herz doch schaute,
Wie Euch ich befreien kann!
Zwei Leben, ach! zu befreien,
Die hier ich schau' in Qual! —
Moriana sprach: „Du More!

Was ich Dich bitten mag,
Ist, daß Dein Amt Du vollstrecken!
Ohne Zaudern unverzagt."
Da die beiden also reden,
Da plötzlich erscheint der Gemal,
Die Mooren verwundete und tödend —
In erwarten ihn keiner mehr wagt.
Auf seinem Roß der Reiter
Kam nahe an sie heran:
Die Fesseln löst ihr der Heiter,
Der auf das Roß ihr half:
Die drei kamn ellen im Bunde
Fort ohne Widerstand,
Und auf dem Schlosse zu Bretta
Da kommen sie glücklich an.

III.

Verdient' ich doch gewinnend!
Den Kuß Deiner schönen Hand!
Und dann — als in Deinem Schoße
Mein Haupt sanft ruhend lag,
Und als mich Deine Liebe
Einwiegte in süßen Schlaf —
Was dies nicht Liebe, Geliebte,
Wie soll es sein genannt;
Und war es Liebe, Moriana —
Ach daß Du's vergessen kannst! —
Auf einer Thurmes Spitze
Erschien Moriana da,
Und dem verliebten Mooren
Sie diese Erklärung gab:
„Du Morenhund, entfliehe,
Du, der mich zu töten befahl,
Der mich als Mädchen raubend
Erzwang zu seinem Gemal.
Liebkosungen, die ich Dir machte,
Nur zur zum Lohne geschah'n,
In Erwartung des edeln Befreiers,
Der mich zu befreien kam." —
Nun kam der Christ von dem Schlosse,
Griff an den guten Galvan,
Durchstieß ihn mit dem Sperer,
Daß die Seele dem Leib sich entwand.

(Die Originale dieser berühmten spanischen Volksromanzen finden sich in der türkisch erschienenen Primavera y Flor de Romances, herausgegeben von F. Wolf und C. Hofmann, Band 2, S. 25 ff.)

Feuilleton.

Dr. F. A. Lux in Berlin hat kürzlich den ersten glücklichen Versuch durchgeführt, die Photographie zur Vervielfältigung werthvoller Handschriften anzuwenden. Unter den schriftlichen Denkmälern der Vorzeit ist keines ehrwürdiger als der Codex argenteus (Silberhandschrift) zu Upsala, welcher die noch vorhandenen Reste der gothischen Bibel-Uebersetzung des Ulfilas am vollständigsten enthält. Er ist mit silbernen Buchstaben auf purpurfarbenes Pergament geschrieben. Leo hat sich, mit trefflichen Empfehlungen ausgerüstet, an Ort und Stelle begeben um verzugsweise diejenigen Blätter, deren Text eine Unbrauchbarkeit darbot, photographisch darstellen lassen. Das Unternehmen scheint über Erwarten gelückt zu sein.

— **Salvini.** Das Auftreten dieses großen Schauspielers im Theater Cocomero zu Florenz ist für die italienische Geisteswelt ein Ereigniß zu nennen. Bekanntlich steht seine Literatur noch jetzt so entschieden unter dem Banne des conventionellen Styls als die tragische der Italiäner. Nun hat aber Salvini einige Hauptwerke Shakespeare's möglichst getreu übersetzen lassen und ist vorerst, mit ungewissem Erfolg, als Othello aufgetreten. Um dies Wagniß zu würdigen, muß man die Zähigkeit des Wohlstandes und der Vornehmheit kennen, die der florentinische Geschmack einer lebensträftigen dramatischen Sprache und Auffassung entgegenstellt. Die Anhänger der alten Akademieen würden schon das Wort «il Fazzoletto» (das Schnupftuch) in einer Tragödie unerträglich finden. Sie werden sich, wenn Salvini Fortschritte macht, daran gewöhnen müssen. Vielleicht wird der Geist Shakespeare's, getragen von einer so originellen Künstlerkraft, auch in Italien die Schranke des Conventionalismus brechen und dem Streben nach einer objectiv beleben Poesie Raum schaffen.

— **Herthe,** Roman von Fredrike **Bremer.** — König Oskar von Schweden hatte in seiner Thronrede unter den bedürftigsten Reformen auch einen Gesetzentwurf angekündigt, der sich auf die Rechte der Frauen bezieht. Es sollen künftig in Schweden auch unverheirathete Frauenzimmer, wenn sie ein Alter von 25 Jahren erreicht haben, für mündig gelten und ihr Vermögen selbst verwalten können. Doch scheint der Plan für jetzt an den im Lande herrschenden Vorurtheilen gescheitert zu sein. Mit dieser Frage steht die Tendenz des neuesten Romans „Hertha" von Fredrike Bremer in Zusammenhang. Hertha, ein ein charaktervolles Mädchen, die selbst unter dem Drucke der Familienverhältnisse und ungünstiger Gesetze zu leiden hat, die aber dennoch ihre Kühgkeiten zum Besten der Jugend und der Frauen verwendet. Sie ist Wundärztin. Fredrike Bremer besucht sie, daß dies Gewerbe in Stockholm vielfach von Frauen geübt wird. Sie erwähnt namentlich eine Jungfrau Arberg, die sich durch große Geschicklichkeit, wie durch aufopfernde Hülfe in diesem Fach auszeichnet. Wie die vornehmen Herrschaften sie bei schwierigen Fällen im Wagen abholen lassen, so wird sie noch mehr von den Armen und Verwahrlosten als schätzender Engel verehrt. Die Dichterin hofft, durch den Roman „Hertha" zu Gunsten der weiblichen Rechte wirken zu können, und hat

Digitized by Google

sten den versammelten Ständen von Schweden gewidmet. Derselbe ist bereits in einer guten und wohlfeilen Ueberfetzung (in drei Bändchen) bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen.

— **Politische Prophetie.** Es ist ein großer Unterschied, ob man ein Ereigniß im Voraus oder hinterher weissagt. Dieser nicht sehr paradoxe Satz findet seine Anwendung in Bezug auf die Wiedererauferstehung des Bonaparteismus. Als man das Stück „Paris und Helena“ aufführte, d. h. als Napoleon Staub von St. Helena nach Paris gebracht wurde, prophezeiten weise Leute, durch diesen Sieg sei die moralische Macht von Napolons Andenken gebrochen und er selbst im strengsten Sinne des Wortes begraben. Herwegh dichtete damals:

Ein ganzes Volk faß zu Gerichte,
Das Kaisers Lauber ist geflochten;
Es schläft die fränkische Geschichte
Mit ihm im Dom der Invaliden.

Nun haben wir in dem Buche: „Nach fünf Jahren, Pariser Studien von Adolf Stahr“ folgenden Ausspruch: „Die feierliche Zurückführung der Leiche Napoleons belebte in allen Volksschichten auf's Neue die Sympathie für den Erben des Kaisers. Der Riese Bonapartismus hatte wieder die heimliche Erde berührt und spürte eine Erneuerung seiner Kräfte. Das Wort des Gefangenen (in Ham): pendant qu'on délibe les restes mortels du l'Empereur, moi aon veven je suis enterré vivant, fand Wiederhall in vielen Herzen“. In demselben Aufsatz wird auch jener Spruch aus Macbeth citirt:

„Da bas's nun; Glamis, Cawdor, Alles,
Wie es die Zauberfrauen dir verheißen“.

Die Vergleichung mit Macbeth ist unstatthaft; aber die Weissagung liegt nahe, daß die Erbfolge im Reich an irgend ein Haus Banquo übergehen werde. — Eine weitere Prophetie berichtet Adolf Stahr von dem sterbenden Heine; derselbe soll gesagt haben: „Es hilft alles Nichts, die Zukunft gehört unseren Feinden den Communisten, und Louis Napoleon ist nur ihr Johannes“.

— **Aus Wien.** Anfangs December. — Die Wiener haben jetzt die schönste Gelegenheit, ihre sommerlichen Schneedenkmäler in den Straßen der Hauptstadt fortzusetzen. Auf dem Glacis spielt der Sturm Kangball mit den Hüten und Schirmen, und in der Stadt ist Schlittenfahrt an die Stelle des ewigen Wagengerafels getreten. Der Winter schlägt sein weißes Gewand um seinen alten Bekannten, den Thurm von St. Stefan, und schichtet seine Flocken nieder auf den gefährlichen Platz und auf einen schwarzen Wagen, der vor dem Nationalhof seines kummen Fahrgastes harrt. Einem großen Todten, einem Fürsten der Wissenschaft weint das letzte Geleite gegeben. Die von den Wissenschaften des Todes wiederverlassenen Grabgehilfen, die Hammer-Purgstall. Draußen in Weidling, an Lenaus Seite, harrte ein stilles Ruhestättchen des großen Geschehten. Ihm wird sie leicht sein, die Erde des schmutzlosen Dorfkirchhofes! — An Neuigkeiten habe ich heute wenig zu berichten. Es sind zwar verschiedene Novitäten über die Bretter unserer Vorstadttheater gegangen, doch nur um sofort wieder zu ihren Vätern versammelt zu werden. Die Belletristik wühlt mit anerkennenswerther Ausdauer in den Archiven der Kriminalgeschichte. Die Journalisten liegen sich zur größeren Erbauung des publikums zeitweilig in den Haaren und schleudern, gleich Fähnrich Pistol, „harte Worte“ gegen einander, die meistens vor den Schranken des Oberlandesgerichtes erst ihre gehörige Deutung erhalten. Es ist in der That merkwürdig, wie viele Streitsüchtige sich in dem literarischen Hühnerhofe Wiens zusammengefunden haben. Alle Augenblicke steht Illon in Flammen. — Einen bedeutenden Eintrag thut der Saison die Abwesenheit JJ. MM. Bis nach Weihnachten wird der Hof sich in der Zagdwelstadt aufhalten, um zum Carneval in Mailand einzutreffen. — Wien beherbergt bereits viele Fremde in seinen Mauern. Unter den Hörern an unserer Hochschule bemerkt man in neuerer Zeit eine nicht unbeträchtliche Anzahl junger Italiener. Ueberhaupt hat es den Anschein, als wolle deutsche Wissenschaft in Nordlalien sich Bahn brechen. Mitunter recht gelungene Uebersetzungen von Werken deutscher Gelehrter, wie eine in Turin erschienene von Gervinus, und eine mailändische von Liebig scheinen dies zu bestätigen. — Dem Vernehmen nach ist die Reorganisation der lombardo-venetischen Gymnasien und Universitäten nach deutschem Muster nicht nur definitiv beschlossen, sondern sie hat bereits auch die Sanktion Sr. Majestät des Kaisers erhalten. Graf Thun hat damit einen großen Schritt nach vorwärts in seinen Reformen des Unterrichtswesens gethan. Bedenkt man, mit wie vielen äußeren und äußeren Schwierigkeiten er dabei zu kämpfen hatte, so verdient die Beharrlichkeit dieses Staatsmannes die ungetheiltste Anerkennung. Gelegentlich des Concordats aufgetauchte Gerüchte von einem Rücktritte des Grafen sind wieder verstummt. Sein Scheiden aus seinem Wirkungskreise würde gleichbedeutend sein mit einem Systemwechsel, und ein solcher wäre ein Unglück für den öffentlichen Unterricht in Oesterreich. E. M. S.

Bühnenschau.

(29. Novbr.) Schauspiel und Liebe. So könnten eigentlich alle Bühnenstücke heißen, — ich meine ebenso, die hinter den Coulissen, als vor ihnen spielen. Liebe ist ihr allgemeiner Inhalt, und die Kabale, je nachdem es ihr glückt oder mißglückt, macht daraus ein Trauer- oder ein Lustspiel. Das sind freilich alle Dinge; aber was soll man über Alles und Verschiedenes sagen? — Man soll gar nichts sagen. — So will ich wenigstens über die Aufführung reden. Fräulein Janauschek spielte die Lady Milford, Herr Meck den Miller, (auch von Weidner habe ich ihn gesehen an dem Abende, als der vortreffliche Darsteller die Feier seiner goldenen Hochzeit mit der Kunst beging!) und Herr Haase den Hofmarschall von Kalb. Diese drei gewohnten mich wie hochgebaute Tempel inmitten armer Lehmhütten, aus denen nur die und da noch ein sauberes Haus sich hervorthut. Hätte unsere Bühne aber auch eine Gesellschaft von lauter Künstlern, und alle spielen ihre beste Kraft an dieses Stück, sie würden es nicht zu erneuter Gunst emporheben. Das Publikum, für welches Gerstäcker Baum's Kabale und plötzliche Selbstverwechslung, Ferdinand's gläubige Beschränktheit, Louisens verzuckerte Verschlossenheit und die Unnatur der Mitlern zuberreitet waren, — jenes Publikum glich einem rohen gemüthvollen Jüngling aus einer Landpfarr, der die Menschen nach seinen Träumen und die Welt nach den paar Büchern, die ihm die Tochter des Herrn Pfarrers lieh, beurtheilt. Das große Weltdrama spielte nur auf den Gipfeln des Daseins; aber zu diesen gelangte man nicht, man ward auf ihnen geboren. Ueber den Duft um die Höflinge, über Minister und Fürsten konnte man dem Publikum alles Unglaubwürdige weiß machen; es kannte sie nicht, es fühlte sie nur. Ja, das waren schöne Zeiten für den Theaterdichter, als man noch die Personen eines Stückes wie Dekorationen mit schreienden Farben malen, und dem Zuschauer zumuthen durfte, das Unnatürlichste für wahr und das Unmöglichste für physiologisch richtig hinzunehmen. Auch heutzutage macht uns mancher Schriftsteller noch solche Zumuthungen; aber seit jenen Zeiten hat das Publikum das Draußen und Droben besser kennen gelernt, und von bunkert deutschen Stücken pflegen jetzt kaum zehn den Tag ihrer Geburt zu überleben.

Das soll nicht heißen, als wollte ich Schiller's Jugendstücke mit den dramatischen Nebeiten von heute in gleichen Rang stellen. Mögen alle die Herren alle ihre Talente in Eine Summe zusammenzeigen; sie werden noch arm bleiben gegen den, welcher den Geiger Miller dichtete. Solche Charaktere aus dem Volke wußte Schiller am Trefflichsten zu zeichnen. Leider hat er nachher seinen rechten Beruf nur Einmal noch getroffen, — in Wallensteins Lager. Händgreta Schoßfinken und die Lise und die Mieterl..... Oh!..... Da fällt mir ein, daß man vor wenigen Tagen erst die Emilia Galotti gegeben, gerade als ob man die Frankfurter durch den Augenschein belehren wollte, woher Schiller seine beiden Charaktere genommen: — sie sind Verzerrungen der Emilia und Orsina. Aber wie natürlich ist Emilia, wie wahr Orsina! Eine ist rein und edel, ohne zu hommeln; diese gibt vor Liebe und Ehrsucht, ohne daß sie jemand will mit den falschen Diamanten eines lombardinentzaftes und wie die Neue spät nachzuholenden Ehrmuths. Emilia und Orsina sind unbedingt; — allein die Gelehrten haben es nun einmal beschlossen, daß der Lessing kein Dichter sein soll, weil er ein gar zu guter Kritiker ist.

(6. December.) Der Jude, von Cumberland. — Der grade Weg der beste, von Kotzebue.

Herr Haase hat in diesen und einigen anderen Stücken uns aus seinem inneren Reichthum unterschwerte Gaben wiederholt geboten. Inwiefern mufte es den Zuschauern deutlich werden, daß er im niederen Lustspiel nicht vermag, was in der höheren Komödie oder im ernsten Drama. So war sein Commerzienrath Frosch in dem letztgenannten Stückchen nichts weiter als ein unverständiges, jappelnd bewegliches, ziemlich albernes Wesen; aber all das zusammengenommen gibt noch keine solche Gestaltung, wie eine in Turin erschienene von Gervinus, und eine mailändische von Liebig scheinen dies zu bestätigen. — Dem Vernehmen nach ist die Reorganisation der lombardo-venetischen Gymnasien und Universitäten nach deutschem Muster nicht nur definitiv beschlossen, sondern sie hat bereits auch die Sanktion Sr. Majestät des Kaisers erhalten. Graf Thun hat damit einen großen Schritt nach vorwärts in seinen Reformen des Unterrichtswesens gethan. Bedenkt man, mit wie vielen äußeren und äußeren Schwierigkeiten er dabei zu kämpfen hatte, so verdient die Beharrlichkeit dieses Staatsmannes die ungetheiltste Anerkennung. Gelegentlich des Concordats aufgetauchte Gerüchte von einem Rücktritte des Grafen sind wieder verstummt. Sein Scheiden aus seinem Wirkungskreise würde gleichbedeutend sein mit einem Systemwechsel, und ein solcher wäre ein Unglück für den öffentlichen Unterricht in Oesterreich. E. M. S.

Berichtigungen.

In der vorigen Nummer S. 389, Sp. 1, Z. 7 v. u. lese man: den Akademiebretter Ruben st. Rubens.

S. 392. Sp. 2: Klara Vere, Novelle von F. Spielhagen, Hannover 1856 8. 1848.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 51. Frankfurt a. M., den 20. December 1856. **II. Jahrgang.**

Einladung zum Abonnement.

Das „Frankfurter Museum" hat sich in kurzer Frist zu einem geachteten Organ erhoben. Seine Aufgabe setzt es darin, die Bildung in ihrem Fortschritte dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen. Novellen, Erzählungen, Biographien, Schilderungen zur Zeitgeschichte bilden den Hauptbestandtheil des Blattes; faßliche Belehrungen aus den Gebieten der Literatur, der Geschichte und Naturwissenschaften schließen sich an.

Das reichhaltige Feuilleton, welches nur Originalartikel bringt, sowie die dramaturgischen Berichte werden in der bisherigen Weise fortgesetzt. Eine unabhängige Kritik behandelt die neuesten Erscheinungen aus den Gebieten der Literatur und Kunst. Von Neujahr an wird ein Beiblatt, das alle vierzehn Tage auszugeben ist, den letztgenannten Interessen vorzugsweise gewidmet sein. Gleichzeitig werden neue, namhafte Kräfte in den Kreis der Mitarbeiter eintreten.

Der Jahrgang 1857 beginnt mit einem Werk von **Otto Müller**: Castagno, eine Erzählung aus der florentinischen Kunstgeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Frankfurt a. M., im December 1856.

Expedition des Frankfurter Museums.

Inhalt.

Brändel. Elsässische Dorfgeschichte von A. Weill. (Schluß.)

Ein Gang durch die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von D. R. II.

Das Schachtfeld von Waterloo.

Neue naturwissenschaftliche Bücher für das größere Publikum, besprochen von E. Glaser. III.

Feuilleton: Die Frankfurter Oper: das Orchester. — Ein Shakspeare-Dornement. — Ein neuer Lyriker. — Bodenstedt über Kriegspredigten. — Französisches Gericht von Goethe.

Brändel.

Elsässische Dorfgeschichte von A. Weill.

(Schluß.)

Brändel führte die arme Frau in das rauchige, dunstige Schenkzimmer und rief laut: Schämt Ihr Euch nicht, als Kinder guter Juden zu trinken und zu tanzen, wenn der Beste von den Eurigen verloren ist, und Keiner weiß was aus ihm geworden?

Nun, das ist gut, rief von der Bank aus ein Bursche, da ist die Prophetin und will uns eine Vorlesung halten. Sie sollte ihren Joel heirathen, und damit gut. Ich weiß nicht was für ein Gelehrter er ist, aber als Reiter taugt er nicht viel und als Fußgänger ist er keine fünfhundert Francs werth.

Was dich anbelangt, Wolf, erwiederte Brändel, du schätzest die Leute nach dem Gewicht, und von dir ist das ganz vernünftig, denn du bist der schwerste im ganzen Dorf. Aber ihr Anderen, sagt mir, wer hat den Joel in Hagenau gesehen?

Ist denn Joel nicht vom Markt zurückgekommen? fragten sie nun unter sich.

Ihr seht es wohl, antwortete mit Weinen die Mutter, Keiner von Euch hat ihn gesehen. Ihr solltet gehen, Kinder, und nach ihm suchen.

Ich meine, sagte ein junges Mädchen, der rothe Lehme hat mir Mandeln mitgebracht und gesagt, sie kommen von Joel.

Unglücklicher! rief Brändel, indem sie den Rothen an der Hand aus der Ecke hervorzog, du hast Joel zu Hagenau gesehen.

Ja, murrte der Trunkene.

Wo hast du ihn verlassen?

Im Wald.

Im Wald! riefen Einige; und du hast ihm nicht geholfen!

Brändel soll ihm helfen, stammelte Jener; er liegt am Neuen Kreuz.

Behaltet den Mann im Auge, rief Brändel; denn vor acht Tagen ist er mir am kleinen Brunnen begegnet und hat gesagt, er wolle dem Joel einen Streich spielen.

Was hast du mit Joel gemacht? riefen zwanzig Stimmen; und zwanzig Arme erhoben sich gleichzeitig um Lehme's Haupt.

Was geht das Euch an!

Lehme, erwiederte der dicke Wolf, indem er ihn bei der Kehle faßte, du sagst auf der Stelle, was mit Joel vorgeht und was du ihm gethan hast, oder ehe zwei Minuten vergehn, bist du ein todter Mensch!

Diese Worte und diese Bewegung brachte den Berauschten Etwas zur Besinnung. Ich habe ihm Nichts gethan, stotterte er; Wolf, laß mich gehn, ich bin kein Heide, ich bin kein Todtschläger.

Schwöre augenblicklich bei Gott und sonst mögest du ein böses Ende nehmen, daß du ihm nichts zu Leide gethan hast.

Joel ist gefallen; er verlangte, ich sollte ihn auf meinem Rücken tragen. Ich war zu müde, ich habe ihn nahe bei dem Neuen Kreuz liegen lassen. Seitdem habe ich nicht mehr an ihn gedacht.

Digitized by Google

Elender! gottloser Sünder! riefen Alle. Du hast deinen Bruder in der Noth verrathen! — Und in dem Augenblick wurde der Rücken, den Lehme dem kranken Joël nicht hatte bieten wollen, mit Schlägen fürchterlich zugerichtet.

Erbarmen mit ihm! rief Brändel; den da habt Ihr jetzt nicht zu bestrafen, zuerst muß nach Joël gesucht werden. Auf, gute Leute, es gilt ein Leben zu retten. Nehmt Pferde, und so schnell wie möglich durch den Wald!

Durch den Wald? sagte Wolf; er hat dreißig Lieues im Umfang und es ist stockdunkle Nacht. Es ist zwölf Uhr.

Wenn Ihr den Muth nicht habt durch den Wald zu reiten, erwiederte Brändel, — ich sehe schon, Ihr habt ihn nicht, — so geht mir ein Pferd und ich gehe, ich ganz allein.

Was für ein Mädchen! sagte die Mutter. Gott soll sie uns erhalten; so lange sie da ist, ist Gott mit uns.

Das macht, bemerkte ein jüngerer Mann, weil sie wirklich im Stand ist zu thun, was sie sagt. Indessen, Brändel, du bist lange nicht zu Pferd gewesen.

Gebt mir nur ein Pferd, wiederholte sie. Soll ich selbst in den Stall gehn, es satteln und den Zaum anlegen? Sagt mir nur, wer von Euch ein Pferd hat.

Der Herr Maire, anwortete Wolf, hat zwei schöne Hengste; laß dir sie geben.

Gut! Ich gehe zu ihm. Der Herr Maire ist Katholik, aber er hat mehr Herz als Ihr, Feiglinge, Trunkenbolde die Ihr seid!

Dies gesagt, eilte sie davon, indem sie Joëls Mutter und die jungen Helden zurückließ, die nun Rath hielten, ob und wie man dem Freunde zu Hülfe kommen sollte.

Ah bah, sagte Einer, Joël schläft im Grase. Wir warten besser, bis es Tag wird; dann kann man ihn im Wagen zurückholen.

Kein besonderes Vergnügen, sagte ein Anderer, um zwei Uhr Morgens am Neuen Kreuz umherzusuchen.

Wir wollen schlafen gehen, meinte ein Dritter. Vielleicht ist Joël schon zurück. Das Ganze ist nur eine Komödie von Brändel; sie hat gern, daß man von ihr spricht.

Wir können doch nicht schlafen gehen, sagte Wolf, so lang Einer von uns fehlt und vielleicht in Lebensgefahr ist. Joël ist schwächlich; und dann hat er studirt und gelernt; lassen wir ihn im Stich, so kann der Rabbiner uns Alle in den Bann thun und vom Altemor abschließen, daß wir nicht zum Gebet und Segen aufgerufen werden. Auch ordentliche Mädchen würden alsdann Nichts von uns wissen wollen. Wir müssen, Leute; wir müssen uns nach Joël umsehen. Nur, ehe wir gehen, wollen wir noch ein Gebet sagen.

In diesem Augenblick flog Brändel wie ein Blitz auf dem schönen Hengste des Maire am Fenster vorüber. Ihr folgte der jüngere Sohn des Maire, der den anderen Hengst ritt. Brändel saß nach Manneeart auf, wie in dieser Gegend alle Bauernmädchen, die mit Pferden umgehen. Der Maire hatte kaum durch Brändel erfahren, was sie zu ihm führte, als er selbst Hand anlegte, um sein Thier anzuschirren; zudem hatte er, voll Bewunderung für das junge Mädchen, einem seiner Söhne befohlen, ihr zu folgen und über sie zu wachen. Mit Beschämung, daß sie ein Mädchen an Muth und ein Katholik an Menschenliebe übertroffen hatte, machten sich die rüstigsten jungen Leute nun auf, stiegen zu Pferd und eilten weg, nachdem sie sich mit Laternen und Kienfackeln versehen hatten.

X.

Das Verhältniß der Menschen zu den Thieren ist auf dem Land inniger als in der Stadt. Wenn ein Thier sich durch Klugheit oder Schönheit auszeichnet, so wird es gleichsam von der ganzen Dorfschaft adoptirt und als Gemeindeeig gehrt. Dies war auch bei des Maires brannem Hengste der Fall. Das herrliche Thier war ebenso stolz wie fromm. Ein Kind konnte es am Zaum lenken und besteigen; nie hatte es einen Unfall verschuldet. Zudem schien es alle Einwohner des Dorfes zu kennen; sie gingen nicht an ihm vorbei, ohne ihm freundschaftlich zu liebkosen und ihm Schmeichelworte zu sagen. Wie jedes intelligente Thier war auch dieser Hengst ein Original; er unterschied sich durch einige Sonderbarkeiten von anderen Exemplaren der Gattung. Zum Beispiel: er haßte den Sporn. Ein Kind konnte ihn reiten oder führe ihn zur Weide; aber versuchte ein bespornter Reiter ihn zu besteigen, so bäumte und schwenkte er sich alsbald und that alles Mögliche, bis der Reiter erschöpft abstieg, wenn er es nicht vorzog, dreißig Fuß weit abgeworfen zu werden. Der Hengst hatte aber noch eine andere Grille. Obwohl sein Kamerad von gleicher Rage war, hielt er es doch für einen Ehrenpunkt, sich von demselben nie überholen zu lassen. Waren sie zusammen eingespannt, was übrigens selten geschah, so half alles Anziehen Nichts, er war immer zwei Schritt vorwärts. Wurden sie einzeln geritten; so war keine Möglichkeit ihn hinter seinem Gesellen traben zu lassen. Mit einem Sprung gewann er den Vorrang und behauptete ihn hartnäckig.

Brändel war seit ihrem zwölften Jahr nicht zu Pferde gewesen. Von diesem Alter an erlaubt man auf dem Lande den jungen Mädchen einen solchen Zeitvertreib nicht mehr. Sie verließ sich völlig auf den Verstand und das fromme Wesen des Thiers; sie streichelte ihm die Mähne und sprach: geh, lieber Guter; nach dem Neuen Kreuz! Das Pferd, als hätte es jedes Wort verstanden, war im Galopp davongereilt. Da es aber seinen Rivalen nahe hinter sich vernahm, so artete der Galopp zu einem rasenden Dahinrennen aus. Im Flug hatte es den Waldweg erreicht. Brändel rief mit aller Kraft ihrer Stimme: Joël! Joël! — aber bald, bei der entsetzlichen Eile des Rennens, versagte ihr der Athem. Sie klammerte sich an die Mähne, drugte den Kopf auf den Hals des Pferdes; dies aber, einmal losgestebeudert und hinter sich den Nachfolger merkend, wollte nicht mehr still halten. Je mehr Brändels junger Begleiter sich anstrengte, ihr nachzukommen, um so feuriger beeilte der Hengst seinen Lauf.

In beträchtlicher Entfernung ritten einige junge Männer hinter ihnen her. Diese sahen plötzlich einen schwarzen Schatten an sich vorbeikommen. Einen Augenblick nachher kam der Schatten auf seine Fußtapfen zurück, blieb stehen und wieherte. Es war das unglückliche Pferd, das seine Reiterin verloren hatte und nun wie verlegen umherstrich, um Hülfe zu suchen.

„Der Gaul kommt allein," rief man fern, „es ist ein Unglück vorgefallen," und Alle eilten nach der Richtung hin, von wo das Pferd gekommen war. In größerer Sicherheit stiegen die jungen Leute ab, führten die Rosse am Zaum und schritten beim Schein der Kienfackeln spähend voran. Sie suchten eine halbe Stunde lang, bis sie endlich fünfzig Schritte vom Neuen Kreuz das junge Mädchen, bewußtlos und von Blut überströmt, am Fuß eines Baumes fanden.

Während die Einen sich bemühten, Brändel wieder zum Bewußtsein zu bringen, fanden Andere den unglücklichen Joël unten in dem Graben, in den er gerollt war; er phantasirte und rief beständig mit lauter Stimme nach Brändel. Ach! das arme Mädchen athmete kaum noch. Man sah wohl, daß die wesentlichsten Theile schwer verletzt waren; das Blut floß in Strömen aus Mund und Nase; auch die Brust blutete; es war, als wäre sie gegen den Baum geschleudert und gebrochen worden.

Ich hatte ihr wohl gerathen, rief der junge Sohn des Maire, sie solle mich allein fortreiten lassen. Sie hat nicht gewollt; das arme Mädchen! — Er weinte und schluchzte laut.

Man fand neben Joël in einem Packet das neue Kleid, das er seiner Braut bestimmt hatte; man zerriß es, um aus den Streifen Verband für Brändel zu machen. Nachdem diese erste Pflege vollbracht war, schlug man einen Mantel um sie und brachte sie auf ein Lager von Tannenästen und Gras neben Joël, der noch immer irre redete und den man hatte binden müssen. Hierauf bewegte sich der düstere Zug, von Trauerfackeln geleitet, nach dem Dorfe hin.

Digitized by Google

Eine schlimme Nachricht, sagt man, wird bald bekannt. Ob nun die unvermuthete Heimkehr des Hengstes den Einwohnern das Unheil kundgethan, oder ob einige Leute ihr Geschrei hören ließen: noch bevor Brändels entseelter Körper in das Dorf einzog, waren Männer und Frauen, Kinder und Greise in höchster Aufregung auf der Straße versammelt. Einige waren der Meinung, Josl sei von Wölfen halb aufgezehrt worden, andere wollten nur von einem Beinbruch wissen: Keiner vermuthete die entsetzliche Wahrheit. Als man sie endlich vernommen, war im ganzen Dorf ein Schrei des Schmerzes.

Die Krone des Dorfes ist gefallen, rief der Rabbi aus; alle Juden haben zu trauern! — Aber nicht blos die Glaubensgenossen, alle Einwohner beweinten den Tod des tapferen Mädchens. Nur die Großmutter blieb gefaßt.

Sie sagte: Was Gott thut, ist wohlgethan. Bald, liebe Seele, kommt deine Großmutter zu dir ins Paradies. Gern hätte ich noch so lang gelebt, um von dir einen Sohn zu sehen; der hätte gewiß die Spur unseres Ahnen betreten. Es sollte nicht sein. Der Allmächtige hat es anders gewollt, sein Wille geschehe. Gelobt sei der wahrhaftige Richter.

Um Josl kümmerte sich Niemand, außer seine Mutter. Zwei Tage lang verließ ihn das Fieber nicht, und er war der Letzte im Dorf, der Brändels Tod erfuhr.

XI.

Am folgenden Tag fanden sich alle jüdischen Frauen im Sterbehaus ein. Man bereitete der Todten ein Hochzeitgewand, wusch sie mit lauem Wasser und kleidete sie geziemend. Die Männer kamen gleichzeitig zusammen, um ihr den Sarg zu zimmern. Die Juden selbst machen den Sarg für ihre Todten und zwar aus sechs einfachen rohen Brettern; ein Unterschied zwischen Reich und Arm besteht hierbei nicht. Am Tag darauf legte man die Leiche in den Scheim, ohne ihn zu decken; es ist ein alter Glaube, daß der Todte Alles hört, was rings um ihn gesprochen wird, bis zum Augenblick, wo der letzte Nagel in den Sargdeckel eingeschlagen ist. Dieser Glaube ist zugleich ein Schutzmittel gegen vorzeitige Bestattung. Eine Stunde vor Einsenkung der Leiche treten Alle, die den Verstorbenen gekannt, an ihn heran, berühren seine Zehen und bitten ab, was sie ihm etwa im Leben Böses gethan.

Da der jüdische Friedhof im Walde lag, nicht sehr weit vom Neuen Kreuz, bedurfte man eines Wagens. Der Maire bot den seinigen an, und der braune Hengst wurde vorgespannt. Das arme Thier war so sanft und traurig, als hätte es sich um seinen Antheil an dem Unglück. Ein Kind führte es am Zaum. Alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes schlossen sich dem Zug an; die Jüdinnen jedoch, verhüllten Hauptes, hielten sich in einiger Entfernung von den Männern.

Wo das Dorf zu Ende ging, ließ man den Wagen halten und die Männer sprachen mit lauter Stimme ein Gebet, ein jüdisches do profundis, untermischt mit Schluchzen und Klagen. Alle jungen Leute des Dorfes aber folgten der Leiche Brändels bis in den Kirchhof. —

Josl reiste, sobald er genesen war, nach Metz, um Brändels letzten Wunsch zu erfüllen. Bald wurde sein talmudischer Glaube durch das Studium profaner Wissenschaften erschüttert. Mehr als einmal kam ihm ein Gelüste, die Gemeinde zu verlassen; aber Brändels Bild stellte sich immer zwischen sein Herz und seine Ueberlegung.

Josl nimmt nunmehr in der Gesellschaft eine angesehene Stellung ein. Er hat nie verstummt, wenn er nach dem Elsaß kam, Brändels Grab zu besuchen und auf das schmucklose Denkmal seine Jugendfreundin einen kleinen Stein zu legen.

Wenn die Seele von oben herabkommt, um auf dem Grabe des Körpers zu wandeln, so zeigt dies Steinchen ihr an, daß die Ruhestätte von einem Freund besucht worden.

Ein Gang durch die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

Von P. N.

II.

Bist Du schon einmal, freundlicher Leser, in einen jener halbdunkeln und geheimnißvollen gothischen Dome getreten, deren tiefgedämpftes Licht durch die schmalen und hohen Fenster von farbigen Gläsern sonntagen tropfenweise hereinfällt, und ist es Dir dann, wenn Du mit heiligem Schauer den leisen Fuß auf die hallenden Fliesen setzest, passirt, daß plötzlich von oben herab ein voller und tiefer Orgelakkord seine herzerschütternde Harmonie durch die hohen Räume niederwallen ließ: — so kannst Du die ungefähr eine Vorstellung von der wunderbar harmonischen Wirkung des Gemäldes von G. Richter: „Christus erweckt Jairi Töchterlein“ machen. Richter ist noch ein junger Mann, der zuerst auf der Ausstellung von 1852 mit einem bedeutenderen Werke, dem „Porträit seiner Schwester,“ auftrat, welches ihn als einen ausgezeichneten und geistvollen Coloristen erscheinen ließ. Wenn ich sage „geistvoll,“ so will ich dies auf die Farbe als solche beziehen; seine Farbe hat Geist oder wenn man will Seele. Sie ist nicht blos blendend, kräftig, tief und klar, sie besitzt nicht blos materielle Vorzüge, sondern unmaterielle, wie bei Murillo, welcher das innere Leben auch mehr durch die zauberhafte Wirkung des Colorits als durch die Zeichnung (Composition) ausdrückt. Es folgten später, da er durch jenes Porträit en vogue gekommen war, andere Bildnisse, so des „Grafen Pourtalès,“ der „Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin“ (Ausstellung von 1854), welche zwar dieselbe Kraft und Schönheit der Farbe zeigten, in der seelenhaften Wirkung derselben aber dem erstgenannten nachstanden. Ein eigentliches Compositionsgemälde hatte man von Richter noch nicht gesehen; und man glaubte ihn für ein solches nicht besonders geeignet. Gleichwohl hatte er zu den Transparentgemälden der Weihnachtsausstellung im vorigen Jahr, wie sie der Künstlerunterstützungsverein zu veranstalten pflegt, ein Bild beigesteuert „Christus erweckt Jairi Töchterlein“, welches nicht blos dem Publikum, sondern auch dem Könige so gefiel, daß Derselbe Richtern den Auftrag gab, das Thema in einem Oelgemälde auszuführen. Das hat nun Richter gethan, und das obenerwähnte Gemälde ist das Ergebniß dieses Auftrags. Aber Niemand hat eine Ahnung davon gehabt, daß dies Resultat ein so eminentes sein werde. Man hat wohl geglaubt, Richter werde ein in der Farbenwirkung ausgezeichnetes Bild zu Stande bringen, aber Niemand, der ihn genauer kennt, hat ihn für fähig erachtet, ein auch in der Composition und in Allem Uebrigen so hervorragendes zu schaffen, welches in seiner mächtigen Wirkung auf Jung und Alt, auf Künstler wie auf Laien gleich gewaltig und überwältigend sein werde. Was neben der herrlichen Harmonie in der Totalwirkung besonders bewundernswürdig an diesem Bilde erscheint, ist die bei dieser Harmonie doch so verschiedenartige Behandlung des Colorits in den einzelnen Köpfen, in denen er sich, je nach ihrem Charakter, an verschiedene ältere und neuere Meister, doch in selbstständigster Weise, angelehnt hat. Die erwachende Jungfrau ist wie der schöne Horace Vernet, in fast durchsichtiger Klarheit und Milde gemalt, der Kopf des Petrus in der festen, markigen, etwas trocknen Weise der Schule der Caracci, der Kopf des Christus wie ein Guido Reni; und Alles dies stimmt so schön zum Charakter der Composition, daß man diese Feinheit des Farbengefühls anstaunen muß. Dazu kommt der Werth der Composition selbst. Man hat die Wirkung, welche Christus auf dem Bilde auf das im Todesschlaf liegende Mädchen ausübt, eine magnetische genannt, und in der That dürfte kein Ausdruck passender sein für die rein geistige Gewalt, welche die ausgestreckten, mit den innern Flächen aufwärts gekehrten Hände Christi auf die Kopfbewegung des Mädchens ausüben. Sie wird ersichtlich — und darin allein markirt Richter mit seinem Takte das Wunder — durch diese berührungslose Gewalt der Hände, in Verbindung mit dem klaren

Digitized by Google

und siegesgewissen Blick, den Christus auf sie richtet, erhoben. Das Bewußtsein ist noch nicht da, aber das vegetative Leben folgt geborsam dem Machtspruch des Todesbande concentrirt. — Das ist der Mittelpunkt der Handlung, auf deren Wahrheit alles Uebrige beruht: das bald frohe, bald ängstliche Erstaunen der beiden Eltern, welche sich starren Blicks verbergen, als könnten sie an die Wirklichkeit des Wunders nicht glauben, sowie die fromme Theilnahme der drei Jünger, welche Christum begleiten. — Dazu die treffliche architektonische Umgebung, das ganze Arrangement: es ist ein Werk aus einem Guß, und der Guß besteht aus dem edelsten Metall.

Diese Bemerkungen sind besorglich angewachsen; indessen dichtet Bild war das bedeutendste der Ausstellung, und, ein Dutzend andere Werke abgerechnet, vielleicht mehr werth als alle übrigen zusammengenommen. — Wenden wir uns jetzt zu dem Menzel'schen Bilde „Friedrich und die Seinen in der Frühe des 14. October 1758 bei Hochkirch". Es war einige Tage früher ausgestellt, als das Richter'sche Gemälde, und das gereichte ihm zum Vortheil, denn in der Schönheit des Styls wie in der harmonischen Gewalt des Colorits wäre es von diesem verdunkelt worden. Ferner gereichte ihm zum Vortheil, daß bereits im Anfange der Ausstellung, etwa anderthalb Monat früher, als der „Ueberfall bei Hochkirch," welcher am Jahrestage der Schlacht aufgestellt wurde, ein anderes Gemälde von Menzel vorhanden war, welches derselbe im Auftrage des schlesischen Kunstvereins gemalt und das „die Huldigung Friedrichs durch die schlesischen Stände in Breslau am 7. November 1771" darstellte; ein Bild, in dessen Composition und unangenehmem Colorit man den Künstler gar nicht wiedererkannte und das nach dem einstimmigen Urtheil aller Kenner ihm nicht zum Ruhme gereiche. Als er dann mit seinem großen Gemälde auftrat, war die freudige Ueberraschung um so größer. Der „jüngere Künstlerverein," welchem Menzel als Mitglied angehört, gab ihm zu Ehren ein Fest und man hörte, er sei zum Professor ernannt worden. Indeß wie bedeutend das Gemälde auch sein mochte, und wie sehr man mit Recht auf die merkwürdige Lebendigkeit in der Darstellung hinwies, so konnte man sich doch nicht verbergen, daß dem Historiengemälde etwas mangelte, um diesen Titel wahrhaft zu verdienen, nämlich der historische Styl. Menzel's Pinsel und noch mehr sein Griffel besitzt eine Energie in der Auffassung des Momentanen eines Charaktermotivs, daß er hierin vielleicht unerreicht dasteht. Aber das Momentane eben, se energischer es zur Erscheinung gebracht wird, um desto mehr ist es seinem Wesen nach genrehaft. So ist Menzel als Genremaler ein ausgezeichneter Physiognomiker, und zwar nicht nur im Gesichtsausdruck, sondern auch in der Bewegung und Haltung der Figuren, welche den Eindruck machen, als ob sie nach der unbefangensten Natur gemalt seien. Neben seinem genrehaften Gepräge, welches sein Bild zeigt, hat es aber auch den Fehler, daß grade das, was der Titel bezeichnet: „Friedrich und die Seinen," die schwächste Partie der Composition ist: Friedrich selbst besitzt nicht einmal die nöthige Porträtähnlichkeit, und von den Seinen, im entfernen Mittelgrunde des Bildes auf der rechten Seite, auf welcher fast vollkommen Nacht herrscht, sieht man wenig oder nichts. Dazu kommt, daß der geistige und lokale Mittelpunkt des Bildes, nämlich eben Friedrich selbst, so weit in die Entfernung zurück ist, daß er als Nebensache erscheint, während der Vordergrund von einer Menge lebensgroßer Figuren angefüllt ist; Soldaten in ungeordnetem Aufzuge, die die Anhöhe heranklimmen, um am Kampfe Theil zu nehmen. Auf diese richtet sich nun auch die Aufmerksamkeit des Beschauers um so naturgemäßer, als sie ausgezeichnet charakterisirt und mit einer Lebendigkeit und Wahrheit dargestellt sind, die den genialen Künstler bewährt. Aber mehr als alle Details, welche man dem Bilde zum Vorwurf machen konnte, ohne daß dadurch sein Werth als Gemälde aufgehoben oder auch nur geschmälert wird, scheint mir ein Punkt bedenklich, auf den meines Wissens noch Niemand hingewiesen hat, nämlich die Wahl des Motivs. Menzel hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Friedrich den Großen nach allen Seiten seines großen und hohen Charakters zu malen. In dem schönen Bilde: „Friedrich und seine Gesellschafter" auch bekannt unter dem Namen: „das Diner in Sanssouci," welches unser Kunstverein besitzt, schildert er ihn als geistreichen Mann, als den Freund Voltaires, als den homme d'esprit; in seinem „Concert in Sanssouci" (Ausstellung 1852) als den Liebhaber der Musik; in dem schon etwas schwächeren Bilde, welches der Commerzienrath Aravend besitzt: „Friedrich der Große auf Reisen" (Ausstellung von 1854) als den Vater seines Volks; in seinem sehr schwachen „Huldigungsbilde" (1856) als den „Fürsten". Fragt man nun, welche Seite von Friedrich lag der neuesten Darstellung noch als Motiv vor, so kann keine andere Antwort folgen, als die Schilderung Friedrichs als Helden, als Mann des Krieges, der Feldherrngröße. Wohl, und was thut Menzel? Er wählt dazu nicht etwa die Schlacht bei Roßbach, wo die „preußische Wachtparade" den schofsach stärkeren Feind in die Flucht jagte, oder andere nicht schwer zu findende Momente, worin er den Helden in seiner ganzen Größe zeigen konnte, sondern den Ueberfall bei Hochkirch, wo Friedrich nicht nur geschlagen wurde, sondern wo er durch Fahrlässigkeit und Verachtung aller Warnungen die Ersten seines ganzen Heeres aufs Spiel setzte. Und dieser Friedrich ist auch wirklich auf dem Bilde. Statt das auch in der schwierigsten Lage seiner selbst gewissen Feldherrn, sehen wir einen durch Angst zur Verzweiflung gebrachten Soldaten, statt des kampfmuthigen Helden einen wüthend dahinjagenden Menschen, welcher die Soldaten mit Schreien und heftigen Geberden zur äußersten Anstrengung antreibt, und sich dabei allerdings dem Feuer der Oesterreicher tollkühn aussetzt; aber dies macht ihn nicht zum Helden. Die Schlacht bei Hochkirch, eine Schmach Friedrichs, kein Unglück; ein tragischer, nur ein besammenswerther Stoff — das war seine würdige Aufgabe. Das Bild macht von diesem Gesichtspunkt den Eindruck, als wäre Menzel ein Oesterreicher, der Friedrich in seiner Schwäche habe darstellen wollen. Nichtsdestoweniger verfehne ich die Bravour der Malerei keineswegs; das Feuer, welches mit Qualm vermischt die Gruppen beleuchtet, ist in seinen Resteren auf Gesichtern und Häusergiebeln so wahr, die ganze umgebende Staffage mit einer solchen Kraft und Frische behandelt, daß wir von dieser Seite in die Bewunderung des Werkes von ganzem Herzen einstimmen.

Gehen wir weiter. Unter den andern Historiengemälden, deren Zahl übrigens sehr beschränkt ist, sind vorzüglich ein paar gediegene Werke von Wilh. Camphausen hervorzuheben, die zwar nur beschreiben an Umfang, aber in der Auffassung des historischen Charakters sehr bedeutend sind. Der Künstler hat drei Werke eingesandt: „Friedrich der Große" — „General Seydlitz" — „General Zieten"; von diesen ist das erste das tüchtigste. Schon der Gedanke — Friedrich befindet sich mit einigen Begleitern auf einer Rekognoszierung — alle nach dem Feinde ausschauen zu lassen, aber den einen so, daß er sein Auge vor den Strahlen der Sonne mit der Hand schützt, den andern mit einem Fernrohr das seinige eröffnend, und nur Friedrich selbst seinen großen und kühnen Adlerblick ungeschützt und ungestärkt gradeaus und zwischen den weitgeöffneten Lidern in die Ferne senkend: schon dieser Gedanke enthält für die Charakteristik des Helden mehr Bedeutung als das Menzel'sche Bild in seinem Schlachtengetümmel. „Seydlitz" ist mehr genrehaft dargestellt. Er sprengt, die Thompfeife in die Luft hinter sich schleudernd, seinem kräftigen Rappen beide Sporen in die Weichen stoßend, zum Angriff, seiner ganzen Abtheilung voran, als gälte es den Preis in einem Wettrennen zu gewinnen. Auch Hünten's „Preußische reitende Artillerie" und Bleibtreu's zwei Bilder: „die Schlacht bei Kresefeld", in welcher Herzog Braunschweig die Hannöverische Garde im Paradeschritt gegen die Franzosen führte und sie total schlug, und „die Verwundung des Prinzen von Oranien in

Digitized by Google

der Schlacht bei Waterloo", wenn sie schon mehr in das Gebiet der bloßen Schlachtengemälde als in das der Historie gehören, waren doch tüchtige Werke.

Von Julius Hübner (in Dresden) waren zwei Bilder „Friedrich des Großen letzte Tage in Sanssouci" und „Karl V. im Kloster von St. Justo" ausgestellt, welche beide einen großen Mann am Ende seiner Laufbahn, und zwar in körperlicher Zerbrechenheit, darstellen. Ob ein solches Memento mori in Farben grade bei diesen beiden Männern ein würdiger Stoff zur künstlerischen Darstellung ist, möchte ich bezweifeln: das ist eine Verwechselung von traurig und tragisch. Den besten Kommentar und eine schneidende Selbstkritik hat Hübner durch die in den Katalog aufgenommene Beschreibung der beiden Bilder geliefert. Es heißt dort: „Mehr von Krankheit als vom Alter gebeugt, sitzt der Kaiser in der offenen Galerie im Sonnenschein, auf einem alten Rollstuhl, das Brevier und den Rosenkranz in der Hand, in tiefes Sinnen versunken. Zur Seite unten am Stuhl ein paar zierliche Meerkatzen, oben auf der Lehne ein sprechender Papagei, seine Lieblinge, Geschenke der Königin von Portugal. Zu seinen Füßen ein Beet mit Tulpen, seinen Lieblingsblumen. Das Piedestal der Säule trägt seine bekannte Devise: Plus ultra." Und von Friedrich wird gesagt: „Schon im April 1786 hatte der große König, obgleich von hoffnungsloser Krankheit und hohem Alter gebeugt, sein gelebtes Sanssouci bezogen. Noch einmal schien der Scheidende die stille Freude an dieser Schöpfung seiner Jugend genießen zu wollen. In den heißen Nachmittagsstunden des August ließ er sich noch in den letzten Tagen in seinem Lehnstuhl auf die Terrasse an die Sonne tragen, immer begleitet von seinen treuen Lieblingen, den zierlichen Windspielen. Einst hörte man ihn, den Blick zur Sonne gewandt, sagen: Bald werde ich dir näher sein!" Also beide gebeugt, wie der Künstler selbst sagt, und zwar körperlich gebeugt, Karl V. freilich auch geistig; aber solch geistiges Gebeugtsein, das bis zum Kindischsein fortgeht, ist, wie gesagt, nicht tragisch und darum kein Stoff für künstlerische Behandlung, am wenigsten für die Malerei. — Soll ich noch Stille's Bilder „die Hunnenschlacht" und „Kaiser Heinrichs IV. Flucht von der Harzburg" erwähnen? Sie gehören beide der bekannten, langweilig sentimentalen, saft- und kraftlosen Schule an, denen Stille, als Künstler anspruchsvoll genug, hat nichts gelernt und nichts vergessen.

(Schluß folgt.)

Das Schlachtfeld von Waterloo.

Wir fuhren durch die porte de Namur und ließen Ixelles, die schöne Vorstadt Brüssels, mit ihren Schattengärten zur Linken. Ein rascher Abhang brachte uns an den gepflasterten Weg, der nach Charleroi führt, mitten durch ein lachendes Gelände. Den Weg säumen zu beiden Seiten hübsche weiße und rothe Häuschen, von leichtem Gitterwerk umzogen; vor ihnen breitet ein dichter Rasen seinen sammetnen Teppich aus. Hundertjährige Bäume verbreiten Schatten und Kühlung um diese reizenden Wohnungen und hinter ihnen entdeckt man wundervoll bebaute Fluren, von grünen Höhen umgrenzt, die sich allmählig zum Wald von Soigne hinabsenken.

Ich weiß nicht, ob dieser Wald se Räubern oder reißenden Thieren zum Asyl gedient hat; aber er birgt Gäste, die, wenn nicht so gefährlich, doch kaum minder lästig sind. Am Fuß der steinigen Höhe, auf der der Hochwald beginnt, wo der Wagen im Schritt gehen mußte, waren wir alsbald von einer Bande zerlumpter Jungen umringt, deren Geschäft es ist, durch Radschlagen und Purzelbäume das Mitgefühl zu erregen. Kaum von diesen Hanswurſten befreit, sahen wir Führer in Kitteln oder in Uniform, die ihre Schildchen und geschriebene Zeugnisse in allen bekannten Sprachen aufwiesen. Aber der Gipfel war erreicht, und ein Galopp entführte uns zu rechter Zeit.

Der Wald von Soigne oder Soignies, an den sich der Rücken von Wellingtons Armee anlehnte, hat früher einen weiten Raum bedeckt; jetzt aber ist der ganze Theil zur Rechten des Wegs mit Sorgfalt gelichtet und beinah völlig dem Anbau übergeben; und das Gehölz, das zur Linken noch die ersten Häuser von Waterloo dicht umschattete, ja in der Richtung von Papelotte noch darüber hinausging, ist jetzt fast eine Lieue vom Dorf entfernt.

Nachdem wir eine Viertelstunde lang uns durch flaches Land bewegt, kommen wir zu einer Gruppe von Häusern, die gleichsam eine Verlängerung von Waterloo bildet. Der Wagen hält vor einer Herberge, welche die bescheidenen Wohnungen ringsum überragt; wir sind am Weiler Mont-Saint-Jean, hundert Schritt vom Schlachtfeld. — Eine einzige lange Straße von niedrigen Häusern, die auf der Sonnenseite von Spalieren bedeckt sind und an die reinlichen flamändischen Behausungen erinnern, das ist der Ort Waterloo, für alle Zeiten berühmt wie Pharsalus. Unser Herz pochte stärker, als wir vom Erdwall neben der Landstraße erst das Ganze, dann die Hauptpunkte des Feldes der Entscheidung sehen konnten.

Wir waren am Eingang des Pfades, der von der großen Straße nach jenem künstlichen Berge führt, den der letzte König der Niederlande hat aufwerfen lassen. Gerade wo der Pfad abgeht, erinnert ein sehr einfaches Denkmal an den Oberstlieutenant Gordon, Wellingtons Adjudanten, der, wie die lange englische Inschrift besagt, 24 Jahre alt hier erschossen wurde. Gegenüber, an der anderen Seite der Landstraße, ist ein zweites, nicht minder bescheidenes Denkmal „dem Andenken der zweiundvierzig hannoverschen Officiere, die am großen Tag des 18. Juni den Heldentod erlitten," von ihren Waffenbrüdern errichtet worden. Diese beiden Gräber waren sonst mit dem Boden gleichliegend; heutzutage bilden sie zwei begrünte Erdhügel, geschmückt mit Maßlieben und Klee; ungefähr vierzehn Fuß hoch, geben sie das genaue Maß für die Höhe des Erdreiches zur Zeit der Schlacht.

An der Stelle wo Gordons Denkmal steht, blieb Wellington fast die ganze Schlacht über zu Pferd unter einer alten Ulme, wo er Blücher erwartete. Am Fuß dieses Baumes fanden sich die Officiere des englischen Generalstabs zusammen; von hier gingen fast alle Befehle für die Armee der Alliirten aus. Von hier stürzten sich namentlich jene zwei Dragonerregimenter pfeilschnell in den Hohlweg von Belle-Alliance; die Kinnketten der Pferde gelöst, fielen sie wie ein Wetter mitten in die gedrängte Artillerie des Marschalls Ney, zerhieben die Seile, stürzten die Pulverkarren um, säbelten die Kanoniere nieder, bis der wüthende Anbrang sich an der Eisenbrust von Milhaud's Küraſſieren brach, von denen sie vernichtet wurden.

Der denkwürdige Baum wurde von einem englischen Spekulanten verkauft und zu Schachbrettern, Dosen, Handschuhstäbchen, Thebrühchen verarbeitet; er gewann unzählige Liebhaber in den drei Königreichen und brachte seinem klugen Besitzer so und so viele tausend Pfund ein. Man hat nachgewiesen, daß das Holz von 64 ebenso großen Bäumen erforderlich wäre, um diese Artikel liefern zu können, und daß, wenn alle Gegenstände von Wellesley's Ulme neben einander gelegt wären, man mit ihnen fast eine Linie um das Schlachtfeld ziehen könnte.

An den Ort, wo wir uns befinden, rechts und im Rücken von uns, lehnt sich die Fläche, wo die ganze englisch-holländische Armee aufgestellt war; von Natur eine furchbare Stellung, welche die Alliirten vor acht Uhr Abends nicht verließen. Zweimal wurde sie von den Franzosen genommen und mußte zweimal, durch Dazwischenkunft erst Bülow's, dann Blüchers, wieder erstiegen werden. Hier hielten siebentausend französische Reiter. Sie hatten die Division des Generals Picton gebrochen, der auf dem Platze blieb; ebenso Lord Ponsonby's Dragoner; er selbst wurde von einem Gardelancier getödtet. Nun warfen sie den Prinzen von Oranien zurück und bedrängten zwei Stunden lang die englischen Carré's, so daß

Digitized by Google

Wellington andrief: „Fest, Kinder! — Muß ich denn all die braven Leute in Stücke hauen sehen? Nur die Nacht oder Blücher kann und retten?"

Wenige Schritte vor uns liegt die Meierei Haye-Sainte, wir werden sie auf dem Rückweg besehen. Nahe daran beginnt ein unmerklicher Abhang, gleichfam eine Erdfalte, die das Plateau Mont-Saint-Jean vom Plateau Belle-Alliance trennt. Der Hohlweg, den die Wellenlinie anzeigt, war so tief, daß die Tausende von Kugeln, die man zwischen beiden Höhen wechselte, alle über la Haye-Sainte weggingen, dessen oberstes Stockwerk jetzt über die Höhen hinausragt. In diesem Hohlweg ging die Artillerie zu Grunde, welche die Engländer zurückgeworfen hatte. Beim Erklimmen dieses einst steileren Abhangs wurden (zwei Stunden später) die Grenadiere der mittleren Garde von den Kartätschen wie reifes Korn niedergestreckt.

Jenseit der Vertiefung erhebt sich der französische Vorposten Belle-Alliance, und einige Schritte dahinter das schottische Haus, Zeuge von Napoleons Aengsten. Von da neigt sich der Boden allmählig gegen Planchenoit; bei diesem Dörfchen wehrte sich Lobau mit zehntausend Mann tapfer gegen die Preußen. Das Auge verliert sich im unermeßlichen Geschotterein der Ebene nach Genappe, Ligny, Nivelle und Charleroi zu.

In unserer Linken gegen Papelotte hin hat sich das Erdreich weniger verändert, außer daß der Wald von Soignies zurückgetreten ist. Die Ebene dehnt sich bis Gembloux hin. Von dort aus hoffte Napoleon jeden Augenblick Grouchy mit 35,000 Mann hervorbrechen zu sehen, welche die Schlacht anders entschieden konnten!

Endlich zweihundert Schritte rechts von uns, wo der Pfad endet, an dessen Anfang wir stehen, erhebt sich der sonderbare Erdhügel, überragt von dem bekannten riesigen Löwen, den der Prinz von Oranien, als er König geworden, an dem Platz errichten ließ, wo er seine Wunde erhalten. Um diesen Kegel von 250 Fuß Höhe aufzustellen, hat man die ganze Ansicht des Schlachtfeldes verfälscht; Wellington war während darüber, als er nach einigen Jahren den Schauplatz seines Siegs besuchte. Das Gypsmodell des Löwen steht im Brüsseler Museum, Nro. 679. Der Verfertiger ist ein mittelmäßiger Bildhauer aus Mecheln, van Gpeel, der vor drei Jahren starb und dem man auch eine unbedeutende Statue Karls von Lothringen verdankt.

Jedes große Denkmal läßt auf einen Aufseher und jeder Aufseher auf ein Fremdenbuch schließen, in welches die Besucher das Uebermaß ihrer Gefühle niederlegen. Ist dies hier geschehen, so steigt man auf einem Gemsenpfad zur Spitze empor. Hier umfaßt der Blick noch besser als von Gordons Denkmal die drei Akte: Ligny, Quatrebras, Belle-Alliance, welche das Drama Waterloo bilden. Das Schloß etwas vor dem Hügel ist Hougemont, welches die äußerste Rechte der englischen Linien decke. Hier begann der Kampf; es gab viel Todte ohne einen beträchtlichen Siegespreis, von den Oberselbherren kaum beachtet. Die Mauern des Parks, ausgezackt und viel durchbrochen, zeugen noch von der Wuth der Streitenden. Das Schloß wurde von den Flammen ergriffen, und aus der Wiederherstellung kann man sich kaum von seinem vormaligen Grundriß einen Begriff machen.

Während wir es aufmerksam betrachteten, wurde die schmale Plattform des Löwen von einer Schaar Engländer erobert; es war das Contingent, welches der Brüsseler Omnibus allstündlich hier ablieset.

Hart neben der Eingangsthür zum Löwen hat kürzlich die Wittwe eines englischen Unterofficiers in einer besonderen Hütte ein Museum von Waterloo-Artikeln errichtet. Verrostete Degenklingen, verbogene Flintenläufe, blutbeklebte Säbelgriffe, geschwärzte Epauletten, zerhackte Helme und Küraße, bunte Uniformreste jeder Gattung, Patronentaschen und Bayonnette sind an den Wänden gereiht oder an der Decke aufgehängt. Den Ehrenplatz in der Mitte nimmt eine kleine Trophäe ein, die aus des eisernen Herzogs Steigbügel, Zaum und Sporen sammt seinen zwei Pistolen gebildet ist. Ein Bildniß Wellingtons, Kupferstich nach Lawrence, und ein sehr schlechtes Bildniß Blüchers hängen rechts und links vom Kamin; neben letzterem auch Napoleon. Die Inhaberin des Museums, eine lange trockene Engländerin, bot uns zu mäßigen Preisen Uniformknöpfe, abgeplattete Flintenkugeln und anderen Rost an. Die Autographen, die eingerahmt an der Wand hingen, wollte sie nicht abgeben. — In Nivelle gibt es übrigens eine Fabrik von apokryphen Waterloo-Artikeln.

Zwanzig Schritte weiter ist ein Haus eben fertig geworden; es soll zur Beherbergung derjenigen Fremden, namentlich Engländer dienen, welche auf dem Schlachtfeld selbst zu übernachten wünschen.

Wir gingen nach der Landstraße zurück und stiegen einige Treppen auf in den Hof der Meierei la Haye-Sainte. Trutzhähne spazieren gravitätisch neben dem Dunghaufen; aber das alte Thor der Scheune ist noch von den Kugeln der Soldaten Ney's durchbohrt; hier war das blutigste Handgemenge des ganzen Tages. Auf der anderen Seite der Landstraße, etwa sechshundert Schritt entfernt, liegt der Pachthof Belle-Alliance; das hübsche Wohnhaus ist neuerdings weiß getüncht, aber drei bis vier Kugeln stecken noch wie incrustirte Zierrath in der Wand, an der man außerdem die Inschrift liest: „Hier begegneten sich die Feldherren Blücher und Wellington nach beendigter Schlacht und wünschten sich Glück zum Siege."

Noch eine Station, die letzte: einen Büchsenschuß hinter Belle-Alliance erhebt sich das Erdreich ein wenig; auf dieser Erhöhung stand Cambronne, den Rücken an ein Gehege von Fichter und Weisdorn gelehnt, neben ihm nur noch das zweite Bataillon des ersten Regiments der Gardejäger zu Fuß. Er dachte die Flucht des Kaisers decken zu können. Von hier aus rief er dem zwanzigmal stärkeren Feind jenes bekannte Quoa ego zu; gewiß cynischer, aber auch energischer und natürlicher als die hochtrabende Phrase, die ihm die Sage in den Mund legt. Hier schlug die Garde noch eine tiefe blutige Lücke in die Feindesreihen, bis sie zusammenbrach. Von hier gingen die letzten Kanonenschüsse der Schlacht aus; Napoleon gab die Ordre dazu und Gourgaud selbst feuerte sie los. Eine der Kugeln entrik dem edlen Lord Urbridge, Marquis von Anglesea, dem Oberkommandanten des alliirten Heeres, das linke Bein. Er hat später in einem Garten von Waterloo diesem seinem berühmten Bein ein Denkmal errichten lassen, mit Inschrift, Trauerweide und Allem was dazu gehört. Dieses Mausoleum wird täglich von Fremden besucht; der König Georg IV. fand sich dort ein, und Lord Urbridge selbst erschien einmal dort mit seiner ganzen trauernden Familie.

Auf diesem von französischem Blut getränkten Boden erinnert kein Denkzeichen an die Franzosen. Gäbe es Jemanden, der von der Schlacht Nichts wüßte, er würde aus allen Inschriften und Mälern nicht erkennen, mit welchem Feinde die Deutschen und Engländer an diesem Tag zu thun hatten. Nur in der Dorfkirche von Waterloo befanden sich bisher dreißig bis vierzig Marmortafeln, darauf in goldenen Buchstaben die Namen französischer Officiere, die bei Mont-Saint-Jean den Tod fanden. Doch wird die Kirche von oben bis unten repatrirt, und jene Tafeln lagen eben am Boden, voll Staub und in der größten Unordnung.

Zum Schluß nahmen wir vor einem Wirthshaus an der Heerstraße Platz, wo man trefflichen Löwener Bier schenkt. Das Gespräch drehte sich, wie natürlich, um den Krieg und um die große Frage, ob die Früchte solcher Begebenheiten je die blutige Aussaat lohnen können. Der Bass des Estaminet, ein dicker, kupfriger, vergnügter Bursche, wie von Adrian Brauwer gemalt, bemerkte uns unter Anderm: „Ja, meine Herren, hier gibt's merkwürdige Dinge zu sehen! Eine solche Ernte findet man weit und breit nicht mehr. Und welche Ernten! Das hätten Sie im Sommer sehen sollen! Von dem Jahr 1815 war ein Arpent (Morgen) von diesem Boden seine dreihundert Gulden werth. Aber seit das Erdreich so wohl ge-

Digitized by Google

dingt worden ist, haben wir mehr als dreifachen Ertrag; heutzutag wäre ein Arpent kaum für zwölfhundert Gulden zu haben!" — Der Mann hatte das Problem vom Nutzen des Kriegs nach seiner Weise gelöst. A. F.

Neue naturwissenschaftliche Bücher für das größere Publikum.

Besprochen von C. Glaser.

III.

Das Buch der Pflanzenwelt, von Dr. Karl Müller, Leipzig, O. Spamer, 1857. — Dieser Versuch einer kosmischen Botanik, wovon gegenwärtig der erste Band einbweilen erschienen ist, weist die Individuen, Arten (Species), Gattungen und Familien der Pflanzenwelt des gesammten Kosmos in ihrer Vertheilung und wechselseitigen Beziehung nach. Eine solche Auffassung der Botanik ist ein in jeder Hinsicht höchst verdienstvolles Werk. „Wer," sagt der Verfasser, „eingedrang seiner geistigen Vollkommenheit, die Mühe nicht scheut, seine Freuden und Genüsse zu vergrößern, wem es, wie es Allen sein sollte, Bedürfniß ist, in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen die Einheit, in der Einheit die Vielheit, in Allem die harmonische Gliederung zu suchen; wer es weiß, daß das gesiegende Prüfen auch ein genußreiches Schauen und Empfinden ist, den drängt es auch im Gebiete der Pflanzenwelt, die große Composition der Natur, ihre Consonanzen und Dissonanzen aufzufinden".

Der Pflanzenhaut, der sich über die Erdrede hinbreitet, steht darnach als eine Einheit in der Mannichfaltigkeit seiner Glieder vor uns. Dieses Verhältniß wird uns besonders klar bei der Erwägung, daß, gäbe es nur Pflanzenindividuen, es auch nur eine Art geben und die ganze Pflanzendecke einförmig, wie z. B. ein Roggenfeld sein würde, daß ferner, gäbe es nur Pflanzenarten, dieselbe Pflanze ihre Art und ihr Individuum zugleich sein und der Pflanzenteppich der Erde, statt aus einigen Hundertausend Arten, aus Millionen von Arten zusammengesetzt sein würde, indem er so das unheimliche Bild grenzenloser Zerspliterung und fürchterlicher Buntheit ohne den wohlthätigen Frieden der Einheit böte. Der griechische Naturforscher Theophrastus soll in der Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christi Geburt erst 450 bekannte Pflanzen gezählt haben. Bis zum Jahr 1855 sind, nach Müller, über 135,000 Pflanzen bekannt, die sich auf etwa 5000 Gattungen unterstellen, jedoch nicht in einem geraden, reinen Divisionsverhältniß, da es eine Menge Gattungen gibt, die nur durch eine oder sehr wenige Arten vertreten werden, dagegen wieder andere, welche Hunderte, ja Tausende von Arten umschließen, wie z. B. die Disteln und die Kartoffeln.

In längeren Abschnitten verbreitet sich der Verfasser hierauf über die Bedeutung der Wälder im Haushalte der Natur, stets mit Rücksicht auf ihr Verhältniß zum gesammten Kosmos. Der Wald, als Regulator für Wind und Feuchtigkeit, wird bald als Urwald besprochen, wovon der Herrschsitz des Cäsar das geeignete Pendant gewährt in seiner einfachen Eigenschaft als Wolkensammler und Erzeuger eines kalten, unwirthbaren Klimas, bald erscheint er unter Müller's gediegener Darstellung als Beförderer der Vegetation und Verbesserer des Lokmerens in jener Hinsicht. Letzteres wird nachgewiesen durch Bezug auf die bekannten pontinischen Sümpfe, an deren Stelle einst die reichbebauten Fluren der Volsker prangten. Diese Stätten sind übrigen und reichen Lebens sind Einöden der Malaria und des Todes geworden durch das Ausroden der Wälder.

Ein wesentliches Kapitel bilden darauf die Bodenverhältnisse der Pflanzen, worin diese gleichsam als die Wegweiser in dem Labyrinthe der buntdurchwirbelten Bodenarten bezeichnet werden. Erst in der neuern Zeit, seit dem Aufschwung der Chemie, hat man angefangen, diese „Wünschelruthen" zu praktischen Zwecken, wie zum Aufsuchen von Erzen zu benutzen. Müller führt als Beispiel das Galmeiveilchen an, auf den Galmeihügeln des Rheinlandes und Belgiens. Das fünfte Kapitel handelt von den Formverhältnissen der Pflanzen, das sechste von ihren klimatischen Verhältnissen, das siebente von der Art ihrer Verbreitung und Colonisation auf der Erdoberfläche.

Von Wichtigkeit mußte es dem Verfasser bei der ganzen Auffassung seiner Aufgabe sein, den engen Zusammenhang der Pflanzengebiete der Vorwelt mit denen der Gegenwart nachzuweisen. Darum theilt er die Vorwelt zunächst ein in die hervorgetretenen Vegetation in gewisse Perioden (die silurische oder Uebergangsperiode, die Steinkohlenperiode, die permische Periode, die Triasperiode, die Jurapertode, die Kreideperiode, die tertiäre, die diluviale und die Periode des Humus oder der Gegenwart). Das dritte Buch handelt von der Physiognomik der Gewächse unter den drei Anschauungen, der systematischen, typischen und thatsächlichen. Das vierte Buch betrachtet die Pflanzenverbreitung von den Polen zu dem Aequator, indem es zugleich die Pflanzenregionen, Zonen und Vegetationsstilinien bestimmt. Der erste Band, dem in der Kürze der zweite folgen wird, schließt mit den Betrachtungen über Pflanzen- und Thierwelt in ihren gegenseitigen Beziehungen, ihren Bau- und Formverhältnissen. Die Fortsetzung und weiteren Ausführung dieses interessanten Gegenstandes steht der Naturwissenschaften gewiß mit Spannung entgegen, um so mehr, da der Name Müller's im Voraus für die gediegene Behandlung desselben bürgt.

Feuilleton.

— Die Frankfurter Oper: das Orchester. — Wir erlauben uns, dem genannten Institut, gleich entfernt vom Verlangen nach Unerreichbarem, wie von unbedingter Billigung, eine ruhige Besprechung zu widmen. Wir haben ein, unsere Blätter nicht minder als das Publikum angehende Bestrebungen nachzuholen, indem wir die unerläßlichste Grundlage der Opernleistungen, das Orchester ins Auge fassen. — Das tüchtige, selbst ausgezeichnete Kräfte vorhanden sind, sei vorerweg zugestanden; und wenn wir die Tannhäuser-Aufführungen in Betracht ziehen, zeigt es sich auch, daß mit diesen Kräften die Gesammtleitung auf eine den gewöhnlichen Durchschnitt weit überragende Höhe gehoben werden kann. Dennoch aber (gerade jene Aufführungen beweisen es klar) leidet der innerste Kern dieses achtbaren Körpers an Gebrechen, von denen man an zunächst berufener Stelle keine Ahnung zu haben scheint; denn an Abhilfe würde es die Vorstalität der gegenwärtigen Leitung nicht fehlen lassen. Damit man uns aber nicht der Unklarheit in dem, was wir bezeichnen wollen, anklage, weisen wir mit allem Nachdrucke auf das mangelnde Gleichgewicht in den ausführenden Instrumentengruppen hin. — Nach langer, eingängiger Beobachtung setzen wir diesen Grundmangel unbedingt auf Rechnung der Streichinstrumente, die, wenn nicht von der ersten, so doch ganz gewiß von der zweiten Violine an bis hin zu den Contrabässen in entschiedenem Mißverhältnisse zu den Blasinstrumenten stehen, so zwar, daß die letzteren in solchen Sätzen, wo es eine gleichheitlichen Entwickelung der gesammten Tonmacht gilt, fast allein den Reigen führen. Dies zeigt sich namentlich bei rein instrumentalen Sätzen, Ouverturen, Märschen u. dgl. Die Blasinstrumente, nicht ebenbürtig unterstützt von dem virtuosen, füllenden, energischen Mitwirken der zur eigentlichen Basis berufenen Streichmusik, können nie den imponierenden Eindruck erzeugen, dessen oft kleinere Orchester in ungünstigeren Localitäten sich fähig zeigen. Man mache uns hier nicht den Vorwurf einer geschmacklosen Liebhaberei für betäubendes Getöse, für Janitscharenmusik. Wir sind im Gegentheil bereit, der Leitung unseres Orchesters zuzugeben, daß sie, den Opernsitten gegenüber, die von Natur aus selbstständigen Instrumente meist in entsprechenden Schranken zu halten weiß. Gewisse Tonlebhaftigkeiten aber, besitzen sie zum classischen oder modernen, insofern sie es dem Orchester anheim stellen, die Gefühle der Spannung, der Begeisterung, des wogenden Muthes, oder unwillkürlichen Staunens anzuregen: — viele Tonlebhaftigkeiten wollen auch einen gesteigerten Beitgrad der Exekutionwillung. Es soll um uns schweben wie die Macht eines majestätischen Stromes, nur gebändigt durch die Gesetze des Schönen und durch das innere Maß jedes Kunstwerkes. — In einer solchen unwiderstehlich wirkenden Ausführung eines instrumentalen Tongebäudes haben wir es bei mehrfeitiger Beobachtung unser Theater-Orchester niemals dringen hören. Einen Hauptgrund dieses Mangels, wenn man ihn als solchen erkennen will, finden wir in obenerwähnten Mißverhältnisse, dessen Hebung nach manche weitere günstige Folge nach sich ziehen müßte, dieses Erstens jedoch am allerwenigsten dadurch in Abrede zu stellen ist, daß die Zahl der an jedem Pult thätigen Künstler numerisch berechnet, oder vergleichend nachgewiesen werde. — Hierin entscheiden nicht Zahlen allein, vielmehr appellieren wir an den feinen Sinn und Geschmack, an die steten Gesetze des Wohllautes, denen diese haben allgemeinere Verbreitung als man vielleicht glaubt, wenn sie auch nicht in Jedem zur Klarheit sich ausbilden. — Reuiren also und Ergänzung einzelner Instrumente — das hies nur bei den Saiteninstrumenten zu wünschen sei, möchten wir nicht gefagt haben — wie auch der Gruppen unter sich, kunstgerechte Vertheilung und rechtzeitige Entziehung aller Kräfte, im Zusammentreffen mit nimmer müdem Interesse für die Ton- und beziehungsweise rhythmische Natur jedes Werkes — wann und von wem es auch geschrieben sei! Diese Erfordernisse in erster Reihe möchten es sein,

Digitized by Google

welche den an sich kräftigen und gelungen Körper: „Frankfurter-Dreßler“ genannt, zu altem Ruhme und zu vollem Glanze gelangen lassen werden. Freilich wird mit der Größe des Maßstabes, den wir anlegen dürfen, auch der Werth desjenigen steigen müssen, was man aus den Oden her, über den Pülten der Contrabässe und dem Pulte des Dirigenten bietet. n.

— Ein Shakespeare-Document. Nachdem der Graf Essex in Uebereinstimmung mit Southampton und anderen Großen seine Empörung gegen Königin Elisabeth beschlossen hatte, war es den Verschwornen sehr darum zu thun, das Publikum in eine dem Aufstand günstige Stimmung zu versetzen. Demgemäß wünschten sie, daß am 7. Februar 1601, am Vorabend der Unternehmung, im Blackfriars- oder Globe-Theater ein politisches Drama aufgeführt werde. Keines erschien so passend, als der von Southamptons Freund Shakespeare verfaßte „König Richard der Zweite,“ in welchem die Absetzung und Ermordung eines untauglichen Königs dargestellt wird. Ein Freund der Unzufriedenen, Sir Gilly Merrick, unterhandelte deshalb mit den Vorstehern der Schauspielergesellschaft des Lord Kämmerers, zu denen Shakespeare gehörte. Sie hatten bereits ein neues Stück, das mehr Anziehungskraft hatte, für den genannten Abend bestimmt und gaben Sir Gilly zu verstehen, daß eine Abänderung ihren pekuniären Nachtheil bringen würde; derselbe bot ihnen daher eine Entschädigung von 40 Schilling. Wirklich wurde am 7. Februar König Richard aufgeführt und am folgenden Tag brach die englische Empörung aus. Am 18. desselben Monats wurde über die Verhandlung zwischen den Schauspielern und Sir Gilly ein gerichtliches Protokoll aufgenommen und von Augustin Phillips unterzeichnet. Der unermüdliche Shakespeare-Forscher J. Payne Collier hat dies merkwürdige Aktenstück aufgefunden und berichtet darüber in englischen Blättern; das Dichters Person wird in demselben nicht erwähnt. Bald nach Essex Tode dichtete Shakespeare seine große Tragödie der Verschwörung: Julius Cäsar.

— Ein neuer Lyriker. (Leben und Liebe, Gedichte von Ludwig Eichrodt. Frankfurt, H. Keller.) In Ludwig Eichrodt, einem noch jungen badischen Poeten, tritt uns eine schönbegabte und eigenthümliche Dichternaive entgegen; unter dem Gewühl der neuesten kleinen dichterischen Größen, die sich gegenwärtig den Weihrauchkänkern in gilgerothem Gewand vor die Augen stellen, taut er überraschend hervor; er verbirgt, daß sich ihm die Ausmerksamkeit der Besseren zuwende. Die vorliegende Sammlung enthält allerdings Manches, was wir mehr zu dem blos Interessanten und Pikanten, als zu dem wirklich Guten zählen; aber sie bietet auch einzelne köstliche Perlen. Wie innig und leidenschaftlich ist nicht folgendes Lied:

Abendfriede.

Schwebe, Mond, im tiefen Blau
Ueber Berg und Höhn,
Spreite Wasser, blaue Thau!
Nacht, wie bist du schön!

Spiegle, See, den ersten Strahl!
Friedenathmend sind
Durch das wesenhafte Thal
Walle, welcher Wind!

Wie durch einen Zauberschlag
Bin ich umgestimmt
Den Gedanken, die der Tag
Bringt und wieder nimmt.

Daß es auch ein Sterben gibt,
Fühl' ich ohne Schmerz;
Was ich liebe, was mich liebt,
Geht mir still durchs Herz.

Andere Gedichte sind ungewöhnlich anfprechend durch ihre feriche Natürlichkeit und einfache Grazie. Insbesondere bietet Eichrodt auch eine glücklliche humoristische Ader. Schon früher hat er in einer Sammlung „Gedichte in allerlei Humoren,“ die er unter dem Pfeudonym Rudolf Rodt in die Welt sandte, wahre Kobinsonsiäde geliefert, und unseres Wissens rühren auch die Poemata des sel. Herrn Bürgermeyer (in den „Fliegenden Blättern“) von ihm her, worin das schwäbische Spießbürgerthum sehr gelungen rich und mit einer seltenen Formgewandtheit durchgezogen wird. Dieser schalkhaft-ironische Zug schleicht sich denn auch in die hier gesammelten Eichrodt'schen Lebens- und Liebestropfen ein; zu mitunter schlägt ihn der Schalk recht zur Unzeit in den Nacken. Ebenso hat ihn das Streben noch dem Einfachen und Volksmäßigen etwas zu weit geführt. Der Gebrauch von trivialen Ausdrücken, wie der öfters wiederkehrende „Schatz“, „weiberle“ u. a. m., wird die und da störend. Wenn aber auch eine sorgfältigere Feile, eine strengere Auswahl bei dieser Sammlung wünschenswerth wäre (namentlich in Bezug auf die hier aufgenommenen Balladen), so überwiegt doch bei weitem die Freude an dem wahrhaft Schönen, und wir dürfen Ludwig Eichrodt als einen Dichter von seltenen Gaben begrüßen.

A.

— Beim Ausbruch des orientalischen Krieges predigte der Metropolitan von Moskau: „Es gilt den Kampf des Kreuzes gegen die Heiden“. Der Erzbischof von Paris sagte gleichermaßen: „Dieu pour la gloire de Dieu que vous combattez“. Auch der Erzbischof von Canterbury ließ sich vernehmen: „Our saviour, for whose sake you fight, will bless your arms“. Hierauf brichten sich folgende Verse von Friedrich Bodenstedt (f. dessen soeben erschienenen Gedichte, Berlin, Decker, 1856):

Ihr mögt von Kriegs- und Heldenruhm
So viel uns, wie ihr wollt, verkünden;
Nur schweigt von eurem Christenthum,
Gepriesen nur Kanonendonnerstunden!
Bedenkt Ihr Frohen Eures Muths,
So schaut Euch wie die Helden weinend,
Vergleicht soviel Ihr mögt des Bluts,
Nur redet nicht dabei vom Heiland.

Doch ehr' ich wahres Heldenthum,
Auf Eines aber soll Ihr achten:
Ein Andrer ist der Christen Ruhm,
Ein Andrer ist der Ruhm der Schlachten.
Seid was Ihr wollt, nur sein es ganz;
Ein Beispiel nehmt an Gottes Sohne:
Gesinnt wie seine Leidenszeit
Und Cäsar seine Denkenszeit.

— Im Jahr 1770 wurde die Erzherzogin von Oesterreich, Marie Antoinette, durch Procuration mit dem Dauphin vermählt und reiste sodann über Straßburg nach Paris. Im neunten Buch von „Wahrheit und Dichtung“ berichtet Goethe über die Feierlichkeiten, die beim Eintritt der Dauphine in ihr neues Vaterland veranstaltet wurden. „Man hatte,“ erzählt er unter Anderem, „die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß sich keine mißgestalteten Personen, keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf dem Weg der Königin zeigen sollten. Man scheute hierüber, und ich machte ein kleines französisches Gedicht, worin ich die Ankunft Christi, welcher besonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien, und die Ankunft der Königin, welche diese Unglücklichen verscheuchte, in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es passiren; ein Franzose hingegen, der mit uns lebte, kritisirte sehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, wie es schien, nur allzugründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben“. F. Pfeiffer hat dieses Gedicht 1843 in seiner Schrift „Goethe's Feierverse“ mitgetheilt, und hören ist es in den Buch „Goethe's Briefe und Aufsätze, von A. Schöll“ übergegangen, dem wir es einnehmen, obwohl man die Echtheit anfechten wollte.

Lorsque la fils de Dieu descendit une la terre,
Pour bénir les mortels combiés de misère,
On vit de tous côtés se presser sur ses pas
Des boiteux, des perclus gisant sur leurs grabats.
Mais lorsque des Français l'auguste enfance,
Qu'elle pose le pied sur la terre de France,
La police attentive a soin de écarter,
Qu'à son royal regard ne doit se présenter
Ni bossu, ni goutteux, ni pauvre apoplectique,
Ni percluse, ni banéal, ni même rachitique.
Comme ça do chez soi Strasbourg fait les honneurs!
O siècle! O temps! O mœurs!

Goethe selbst schrieb um diese Zeit in sein Tagebuch, das A. Schöll soll vollständig mittheilt, die Bemerkung: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt“. — Im Allgemeinen ist die genannte Schrift (Briefe und Aufsätze von Goethe A. Schöll, zweite Ausgabe, Weimar 1857) zu einer größeren Verbreitung geeignet, als andere Werke der Gesellenliteratur. Der Inhalt ist anziehend und vielseitig, dabei sehr kundig geordnet und erläutert; ganz besonders sind Goethe's Briefe an Kroft hervorzuheben, die den großen Dichter auch als einen theilnehmenden, aufrichtig wohlthätigen Menschen zeigen. Im Straßburger Tagebuch interessirt ein Aufzug aus Mendelssohn Phädon. Der Preis des Ganzen ist auffallend billig: 36 Kreuzer für einen schön ausgestatteten Band von 240 Octavseiten!

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von Aug. Osterrieth in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach und Otto Müller.

Das „Frankfurter Museum" erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen gr. 4°. und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für das ganze Jahr fl. 5. oder Thlr. 3. Pr. Crt., für das halbe Jahr fl. 2. 30 kr. oder Thlr. 1½ Pr. Crt. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

№ 52. Frankfurt a. M., den 27. December 1856. II. Jahrgang.

Einladung zum Abonnement.

Das „Frankfurter Museum" hat sich in kurzer Frist zu einem geachteten Organ erhoben. Seine Aufgabe setzt es darin, die Bildung in ihrem Fortschritte dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen. Novellen, Erzählungen, Biographien, Schilderungen zur Zeitgeschichte bilden den Hauptbestandtheil des Blattes; faßliche Belehrungen aus den Gebieten der Literatur, der Geschichte und Naturwissenschaften schließen sich an.

Das reichhaltige Feuilleton, welches nur Originalartikel bringt, sowie die dramaturgischen Berichte werden in der bisherigen Weise fortgesetzt. Eine unabhängige Kritik behandelt die neuesten Erscheinungen aus den Gebieten der Literatur und Kunst. Von Neujahr an wird ein Beiblatt, das alle vierzehn Tage auszugeben ist, den letztgenannten Interessen vorzugsweise gewidmet sein. Gleichzeitig werden neue, namhafte Kräfte in den Kreis der Mitarbeiter eintreten.

Der Jahrgang 1857 beginnt mit einem Werk von Otto Müller: Castagno, eine Erzählung aus der florentinischen Kunstgeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Frankfurt a. M., im December 1856.

Expedition des Frankfurter Museums.

Inhalt.

Yankee, Virginier, Westman. Von Xaver Eyma.

Ein Gang durch die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von F. D. (Schluß.)

Literarische Schattenrisse. Anna Birovich. Von Ida von Düringsfeld.

Neue Bücher: Beckstein, die Herzoge zu Sachsen-Meiningen. Von M. v. d. W. — Neujahrsgaben: Schad's Museumalmanach; Weller's Dichterstimmen der Gegenwart. Von F. — Mould's Uebersicht der deutschen Nationalliteratur. — Richter's Kinderleben.

Feuilleton: Salvandy. — Der Schmied von Bretna-Green. — Die Stadt Neuenburg. — Gallyula und Nero. — Französische Romane.

Yankee, Virginier, Westman.

Nordamerika hatte drei Staatsmänner, die nicht nur durch Fähigkeit und bürgerliche Tugend, sondern durch wirklich geleistete große Dienste der höchsten republikanischen Stelle, der Präsidentschaft, würdig waren: Daniel Webster, Henry Clay und Calhoun. Alle Drei hatten sich als Vicepräsidenten oder als Mitglieder des Cabinets ausgezeichnet und strebten zeitlebens nach der obersten Würde. Auch durfte sich Jeder von ihnen in einem gewissen Zeitpunkt Hoffnung machen, den größten Kreisstaat der Welt zu regieren. Aber Jeder mußte vor einem geringeren Mitbewerber zurücktreten; der Eine unterlag der Gegenpartei im Wahllampfe, den Anderen ließen seine Freunde im Stich, dem Dritten riefen Klugheit und Vaterlandsliebe zu freiwilligem Rücktritt. Was ihnen entgegenwirkte, war hauptsächlich der Umstand, daß sie zu deutlich, zu vollständig als Vertreter gewisser Grundsätze und Richtungen galten.

Dies beruht nicht blos darauf, daß Webster bei den Whigs, Calhoun bei den Demokraten und Clay bei den Vermittlern die hervorragendste Persönlichkeit war. Nein, sie waren zugleich in auffallender Art die Vertreter der drei weißen Racen, welche in der amerikanischen Gesellschaft eine scharfe Trennung bilden. In der Reihenfolge der Begebenheiten, in der Abwägung der Interessen ist dieser Unterschied von großer Bedeutung und wirkt nothwendig auf die Stellung der Staatsmänner, sobald sie einem jener Typen ihrem Auftreten und ihrer Richtung nach angehören.

Wer sich diesen Einfluß klar macht, wird manche beim ersten Anblick unklare Vorgänge im öffentlichen Leben von Nordamerika leichter verstehen, so wie auch die Urtheile besser würdigen, die mancher Fremde über das große Land und seine Bewohner fällt.

Die drei Typen, von denen wir sprechen, sind der Yankee, der jenen Provinzen entstammt, die früher vereint Neu-England bildeten; der Virginier aus dem Südlande, und der Westman, der fühne Ansauer entlegener Gebiete, dessen ganzes Wesen sich lange Zeit hindurch beim Kentucky-Mann am deutlichsten ausprach. Jeder von ihnen hat besondere Wirkungen geübt und dem von ihm bewohnten Lande sein Gepräge aufgedrückt. Daraus entstehen drei Urtheile, die gleich wahr und gleich falsch erscheinen, je nachdem man den einen oder den anderen Theil der Bevölkerung vorzugsweise kennen gelernt hat. Der Eine nennt die Amerikaner das langweiligste und hochmüthigste Volk das es geben kann. Der Andere meint im Gegentheil, sie seien gebildet, aufgeklärt, elegant und prachtliebend. Ein Dritter bemerkt vielleicht, er habe solche Wilde noch nicht gesehen; er findet sie auffahrend, ungezogen, stolz bis zur Grobheit.

Sprechen wir zuerst vom Yankee. Obwohl das Wort verhältnißmäßig jungen Ursprungs ist, streitet man doch schon über seine Bedeutung. Man sagt gewöhnlich, es sei indianisch verderbt für English. Die amerikanischen Gelehrten geben an, daß Ja-no-keh bei den Urbewohnern des Landes einen sprachlosen Mann bezeichnet habe;

Digitized by Google

und wilde Völker haben oft die ersten Einwanderer, deren Sprache sie nicht verstanden, mit ähnlichen Ausdrücken benannt *).

Der Yankee hat alle Züge seiner Herkunft und der Erziehung seiner Väter beibehalten. Er erinnert noch an die alten Pilger, die harten, strengen Männer, die als Ansiedler in der neuen Welt nur ein Land suchten, wo sie in ihrer Religionsübung ungehindert wären. Das boten in denjenigen Staaten, wo sie zuerst ankamen, fast noch größtentheils den alten Schmutz. Als die Pilger sich in Neu-England einrichteten, dachten sie alsbald an die Gründung eines Staatswesens und einer Gesellschaft von neuer Art. Dieselbe sollte ihrem religiösen Grundgedanken gemäß frei und unabhängig, zugleich aber jedem Gesetz streng unterworfen sein, durch welches die Freiheit und Unabhängigkeit verbürgt war. Sie stellten die Arbeit als den Zweck ihres Unternehmens auf und machten den Unterricht zur Grundlage ihrer Einrichtungen. Sie hatten zwei Ergebnisse in Aussicht: sie wollten beweisen, daß sie nicht Unruhestifter waren, wie man sie in der Heimath genannt hatte; und sie wollten ihrer Ansiedelung Kraft und Raum genug geben, um möglichst viele gleichgesinnte Einwanderer heranzuziehen. Dennoch aber fürchteten sie, der Einfluß neuer Ankömmlinge möchte das Wesen ihrer Gesellschaft gefährden und verwirren; sie unterwarfen daher das Privatleben nicht minder als das öffentliche einer eifersüchtigen Obhut, indem sie die Strenge ihrer Grundsätze noch schärfer darstellten. Das Leben in Neu-England hatte etwas Klösterliches.

So nahmen die Ansiedler dieser Landestheile den Charakter an, der noch heutzutage den Yankee auszeichnet. Derselbe ist also wesentlich der kalte, mißtrauische Amerikaner, gestraubt im Gespräch und Umgang, überlegt, zurückhaltend, der sprachlose Mann, berechnet bis zum Uebermaß. Er hat wenig sympathische Regungen; er gibt selten dem Herzen einige Macht über den Kopf, mag es sich nun um Politik, um Berufsgeschäfte oder um eine Sache des Privatlebens handeln.

Sein ganzes jetziges Benehmen scheint noch durch den Gesichtspunkt bedingt, von dem er seine erste Einwanderung auffaßte; er hielt sich für einen Missionär, in Politik und Religion wie in Handel und Gewerbfleiß. Nicht sobald war die Bevölkerung von Neu-England etwas angewachsen, so daß der nicht besonders reiche Boden kaum mehr genügte, als die Söhne der Pilger sich aufmachten und fruchtbarere Land suchten. Wohin sie kamen, brachten sie jene Sittenstrenge mit, die sie lange Zeit in ganz Nordamerika aufrecht hielten, von der sich aber die neue Bevölkerung jedesmal losmachte, wie sie nicht mehr unter dem Einfluß der nordischen Männer stand.

Eben weil der Yankee auf eigene Kraft angewiesen war, wurde er fabelhaft fleißig und thätig. Robinson auf seiner Insel hat sich nicht besser erprobt als der Yankee, wo er die Natur bekämpfte, mochte er sich in unbegränzte Waldungen verlieren, mochte er einen wilden Feind oder einen ufterlosen Strom vor sich haben. Sein Verdienst war um so größer, als er sich freiwillig Kampf und Beschwerden bereitete. Nach allen Richtungen von Amerika hin hat er die Schleusen der Auswanderung eröffnet. Er gab den Anstoß zu entlegenen Colonien auf diesem weiten Gebiete, wo man noch in der That Wanderzüge unternehmen kann. Er wurde der Vater der neuen Welt; und um so mehr schrieb er sich das Recht und die Pflicht zu, in Allem als Muster zu gelten. Was er anfangs aus Berechnung that, wurde bald eine Naturanlage seines Wesens; er ist noch heute der jüngeren Bevölkerung in allen praktischen Dingen überlegen.

Das Aeußere des Yankee entspricht seiner strengen und berechneten Denkungsart; ist sein Anzug auch nicht nachlässig, so legt er doch in denselben eine Einfachheit, welche Verachtung gegen jeden Luxus, Glanz oder Farbenschmuck anbrücken soll. Nie steckt er Bijouterien an. Man kann nicht angeben, zu welcher Zeit ein Yankee seine Kleider machen läßt; gar oft gehören sie einer vorjährigen Mode an. Er verdammt fast jeden Zeitvertreib, und gestattet höchstens für das Kegel- oder Cricketspiel eine Ausnahme. In der gesetzgebenden Versammlung eines nordischen Staates wurde gegen den Präsidenten Quincy-Adams ein officieller Tadel votirt, weil er im Hotel der Präsidentschaft ein Billard hatte aufstellen lassen.

In allen Dingen sind die Yankees gemessen. Als zuerst die Colonieen sich gegen das Mutterland erhoben, gaben sie vor Allen das Beispiel des Widerstandes und der Feindseligkeit; aber als die Virginier mit größerer Wärme und Begeisterung die Sache weiter trieben, lenkten die Yankees ein. Sie hatten sich für ihren Widerstand eine Grenzlinie gezogen und wollten diese nicht überschreiten. Die politischen Gesinnungen des Yankee sind in Amerika nicht ganz unverächtig. Einen Beweis dafür gibt folgende Thatsache: In der schon ziemlich langen Reihe von Präsidenten der Union zählen wir nur zwei Yankees, John Adams und seinen Sohn Quincy-Adams; Beide sind nur einmal, nur für eine Periode von vier Jahren gewählt worden. Alle anderen Präsidenten waren Virginier oder Westmen, und fast alle Diese wurden auch ein zweites Mal gewählt.

Zu dieser Klasse von Amerikanern gehörte Daniel Webster, geboren 1782 zu Salisbury in New-Hampshire. Er war zweimal Staatssecretär, unter dem General Harrison und unter dem Präsidenten Fillmore.

Der Virginier bildet einen vollendeten Gegensatz zum Yankee. Er besitzt alle äußeren Eigenschaften, welche Diesen fehlen. Er ist mittheilsam, gesprächig und läßt aristokratische Gelüste durchblicken, obwohl die Demokratie gerade im Süden ihren Herd hat. Das ist nicht der Mann, der das Spiel verbietet; er liebt rauschende Vergnügungen, Gesellschaft, Bälle, Festlichkeiten. Er ist sympathisch, warm, begeistert, dienstfertig und gastlich bis zur Prahlerei. Halbe Maßregeln sind ihm zuwider. In der Revolution half er die Entwickelung beschleunigen, indem er sich zuerst an die friedlichen Bemühungen von Massachusetts eifrig anschloß, dann aber zu den Waffen trieb. Während man im Norden noch am gesetzlichen Widerstand festhielt, fahen die Virginier schon weiter und gaben einen Ton an, der nicht mehr so mäßig und bescheiden war.

Lange Zeit verstand man unter dem Virginier einfach nur den Bürger des Staats Virginien. Erst durch allmälige Anknüpfung der benachbarten Staaten und Gebiete breitete sich der Typus aus, der ganz anders als der Yankee'sche geeignet war, die Bevölkerung des Südens anzuleben und sich beizugesellen. Da er unter den creolischen Naturen ganz entschieden verwandtschaftliche Züge vorfand, so gewann er hier festen Boden und dehnte sich mächtig aus. Der Virginier hatte oft mit Abenteurern zu thun und die warme Lebhaftigkeit seines Wesens nahm selbst einen gewissen abenteuerlichen Charakter an. Wie dies auch sein mag, der virginische Typus ist in den Vereinigten Staaten der überwiegende geworden. Ihm gehört Calhoun an, geboren im Jahr 1782 zu Abbeville in Süd-

*) Noch dunkler als der Ursprung des Namens Yankee selbst ist die Geschichte der Nationalmelodie Yankee-Doodle. Nach Einigen wurde dieselbe im Jahr 1755 von einem gewissen Shuburgh, einem Arzt, componirt, der sie für einen berühmten Militärmarsch ausgab; nach Anderen hat sie wirklich einem solchen zu Grunde gelegen, der bei den Hausdorffschen und hessischen Hülfstruppen der Engländer eingeführt war. In England hat man ein älteres Lied nachgewiesen, das mit den Versen beginnt:

Yankee Doodle kam zur Stadt
Auf einem kleinen Pony;
Er steckt die Federn auf den Hut
Und nannt sich Macaroni.

In noch früherer Zeit pflegten friesische Dorfleute alljährlich nach Holland zu ziehen, um als Schnitter drei zu arbeiten; sie sangen beim Wandern oder nach der Arbeit den sonderbaren Refrain:

Jankee dudel, fidel den,
Butternilch und Zehnten!

Anm. d. Red.

Digitized by Google

carolina. Er war zweimal Vicepräsident, unter Quincy-Adams und unter Jackson, ferner Kriegsminister unter Monroe, und Staatssecretär in der Verwaltung des Generals Harrison.

Virginien im engeren Sinn hat der Union eine große Anzahl berühmter Staatsmänner geliefert. Ich nenne hier nur Washington, Jefferson, Monroe, Madison, Lee, Caw, Patrick-Henry. —

Obwohl der Westen zuerst von Yankees bevölkert wurde, schlossen doch jene Ansiedlerschaaren, die auf die ersten Bebauer folgten, sich dem anderen Typus an, der für sie selbst und für ihr wechselvolles, thätiges, kämpfendes, freies Dasein besser paßte. Sie wählten den virginischen Charakter, den der Westman in der Uebertreibung darstellt. Er hat von demselben alle gute Eigenschaften, nur nicht die Höflichkeit, die Verfeinerung, den Luxus, den sympathischen Reiz der ersten Begegnung. Die großen, trefflichen Eigenschaften des Westmannes liegen unter einer rauhen, zu groben Hülle verborgen. Dies erklärt sich leicht.

Die westliche Bevölkerung ist aus Individuen gebildet, die vereinzelt aus allen Winkeln der Union ankamen, die zufallsweise in Gruppen von zehn, von zwanzig, dann von Hunderten, dann von Tausenden zusammentrafen, je nachdem sie sich die Pfade durch endlose Wälder eröffnet hatten. Sie erzählten einander von ihren übermenschlichen Anstrengungen, von ihren Kämpfen mit der Natur und mit wilden Stämmen. Sie besprachen sich über die Beschwerden, die noch zu überwinden waren, über die Hoffnungen, die man auf die Zukunft bauen konnte; und endlich vereinten sie sich, um die unbebaute, von ihnen neu eroberte Welt urbar zu machen, zu begründen und einzurichten. Alle diese Männer hatten grauenvolle Prüfungen überstanden; sie hatten das Leben der Wilden gelebt und gleichsam jedes Andenken der Civilisation verloren. Ihr Körper war an harte Arbeit gewöhnt, ihr Geist war unter solcher Lebensweise rauh geworden; sie hatten nicht mehr Zeit, ihre vergessene Bildung und Erziehung von Neuem anzufangen. Wen sie heranzogen, um die Reichthümer des neuen Landes mit ihnen zu theilen, der mußte sich ihrer sonderbaren Art fügen; denn auch er hatte dieselben Proben, Arbeiten und Kämpfe zu bestehen.

Hieraus entstand eine Gemeinschaft von Leuten eigenen Schlages, immer bewaffnet zur persönlichen Vertheidigung; zur Kirche gingen sie mit der Muskete an der Schulter, Dolch und Pistolen im Gürtel. Eine Kriegercolonie ohne Kriegszucht. Jeder verschaffte sich mit dem Gewehr oder dem Dolche sein Recht. Es dauerte lang bis diese außergewöhnliche Sitte, welche die Nothwendigkeit erzeugt hatte, ihr Uebermaß verlor; ganz verschwunden ist sie noch heute nicht. Indeß gaben sich die Weststaaten Verfassungen und Gesetze; prächtige Straßen und Städte wurden erbaut; die Einwohnerzahl mehrte sich mit erstaunlicher Schnelle. Dennoch ist der Westman in vieler Beziehung noch gegenwärtig was er im Anfang war. Er ist ungeneirt, rauh, derb, unabhängig, stolz auf seine Person und dabei übertrieben zutraulich. Man hat von dem Kentucky-Mann, der lange Zeit als Muster dieser halbcivilisirten Bilden gelten konnte, gesagt, er sei halb Pferd halb Alligator; etwas Ungeheuerliches, der herkömmlichen Menschennatur Entfremdetes.

Das Gefühl der Unabhängigkeit ist bei den Männern des Westens auf den höchsten Grad gesteigert. Die Gebildetsten unter ihnen, von denen man glauben sollte, daß eine treffliche Erziehung sie an Mäßigung gewöhnt habe, sind gerade die Ersten, welche jenes Gefühl in seiner ganzen Ueberspannung kund geben und sich dessen rühmen. Der General Jackson, der sein ganzes Leben hindurch ein vollkommener Westman geblieben ist, nahm seinen Anstand, selbst als er die höchsten Aemter verwaltete, mit Leuten von der untersten Klasse im Wirthshaus zu kneipen. Henry Clay verbrachte gern seine Mußestunden in Kaffeehäusern, wo er mit dem ersten Besten trank, schwatzte und politisirte. In einer Senatssitzung erklärte er in einem sonst trefflichen Vortrag, wie nur jemals einer aus seinem beredten Munde gekommen war: „Ich lebe von Kraut und gesalzenem Schweinefleisch!“ Er sagte die Wahrheit; aber er trug sie nicht ohne Absicht in dieser auffallenden Weise vor; seinen Genossen war die vollkommene Gleichheit auch hierin schmeichelhaft.

Henry Clay, der Westman, war dreimal Bewerber um die Präsidentschaft, nämlich in den Jahren 1825, 1832 und 1844. Später wurde er Staatssecretär unter Quincy-Adams.

Dies sind also die drei sehr scharfen Unterschiede, welche, abgesehen von der farbigen Bevölkerung, die amerikanische Gesellschaft trennen. Wir haben drei berühmte Staatsmänner, die sich vergeblich um den höchsten Rang bemühten, in diese drei Rahmen gefaßt. Hiermit wollen wir nicht sagen, sie seien darum gescheitert, weil sie einer von den drei Klassen angehörten. Wohl aber konnte der Umstand nicht ohne Wirkung bleiben, daß sie ihre Eigenthümlichkeit nicht einmal im Sinne der Parteianschauen zu verläugnen wußten. Webster war in noch überwiegenderem Grad Yankee als er Whig war; Calhoun war zu entschieden Virginier und vergaß darüber zuweilen, daß er die Demokratie zu vertreten hatte. Was Henry Clay betrifft, so war er nicht blos ein zu ausgesprochener Westman: er hatte auch das Unglück, mit seinem großen Talent und seiner ausgezeichneten Persönlichkeit zwischen Hammer und Amboß zweier entgegengesetzten Parteien zu gerathen. Man tröstete ihn, man fühlte die Wunden seines Ehrgeizes, indem man ihm bis zum Ueberdruß wiederholte: er sei mit seiner Rolle als Versöhner und mit seiner Taktik des Compromisses in Zeiten der Gefahr zu nützlich, als daß man die gesetzgebenden Versammlungen seiner Dienste berauben dürfe. Mochte er es nun glauben oder die Täuschung durchschauen: er entsagte von nun an und widmete, wie Calhoun und Webster, seine ganze Redegabe und seine großen Einsichten dem Besten des Vaterlandes.

Ein berühmter Name erhält in Amerika durch die Präsidentenwürde nur sehr geringen Zuwachs an Ruhm und Einfluß. In dieser Beziehung haben Clay, Calhoun und Webster nicht viel verloren. Sie waren im Staatsleben ergraut; sie hatten hohe Stellen verwaltet, gefährliche Krisen durchgemacht und für die Union Außerordentliches geleistet. Jahre lang hatten sie im Congreß die Maßregeln der verschiedenen Regierungen unterstützt oder bekämpft; es bedurfte demnach von ihrer Seite keiner Rechenschaft mehr über ihre Richtung und Gesinnung. Man wußte sie im Gegentheil nur zu genau zu würdigen. In dem ruhmreichen, aber umgrenzten Amt, nach dem sie strebten, fürchtete man eine Denkweise, die sie in ihrer langen Laufbahn zu energisch kundgegeben hatten. Deßhalb zog man ihnen Männer des zweiten Ranges vor, die weniger ausschließlich, weniger nach bestimmter Richtung hin verpflichtet und daher leichter zu beaufsichtigen waren.

Xaver Eyma.

Ein Gang durch die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

Von R. D.

(Schluß.)

Im Genre sind gar reizende Sachen zu nennen, namentlich im ernsten und naiven, sowie auch im humoristischen Genre. Auf dem ersten Gebiete nehmen Tidemand und Jordan eine bedeutende Stellung ein. Des Ersteren „Nachbarn“ und des Zweiten „der Witwe Trost“ gehören zu den gediegensten Werken der modernen düsseldorfer Schule. Von Frau Jerichau-Baumann war ebenfalls ein ergreifendes Bild „Hausandacht“ vorhanden, welches eine Bauernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und Tochter, beim sonntäglichen Gebete darstellt. Die Tochter, eine treffliche charakterisirte Figur voll naturwahrer Derbheit, eine echte aber schmucke Bauerdirne, ließ't den beiden andächtig zuhörenden Alten ein Stück aus dem Neuen Testament vor. Auch der Vater ist eine markige und naturwüchsige Gestalt, die Mutter etwas conventionell im Aus-

Digitized by Google

druck. Die Farbe erschien zwar etwas trocken, aber doch kräftig und harmonisch. Anderer Richtung folgte Carl Hübner's „Sonntagsmorgen im Herbste", ein landschaftliches Genrebild von eigenthümlichem, beinahe fahlem Kolorit, aber sehr gut komponirt. Es stellte den Herrn Pastor auf seinem Wege durch das Dorf nach der Kirche vor, dessen Insassen ihm zum Theil folgen, zum Theil am Wege stehen bleibend ihn mit ebenso ehrfurchtsvollem als linkischem Gruße verrichten. Besonders einige derbe Bauerbursche und Dirnen nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, da ja der Herr Pastor sie auch der seinigen würdigt, indem er sich mit ihnen in ein freundliches Gespräch einläßt. Dies Alles ist so unbefangen und mit liebenswürdiger Naturwahrheit geschildert, daß man sich mit Vergnügen in die Beschauung der recht idyllischen Scene versenkt.

Aber hier stoßen wir auf ein Bild des mit Recht so beliebten Eduard Meyerheim. Es trägt den Titel „Guten Morgen, Vater!" und zeigt im Innern einer thüringischen Bauernstube die Mutter mit ihren Kindern, welche dem draußen am Fenster stehenden Vater das Jüngste entgegenhält. Meyerheim ist klassisch durch die Feinheit seiner Zeichnung und die Liebenswürdigkeit seiner Charakteristik. Dagegen können sich selbst seine Freunde nicht verhehlen, daß seine Bilder mehr und mehr den Charakter des Blechartigen erhalten, was weniger durch die miniaturmäßige Ausführung der Details als durch den Mangel an Tiefe und Kraft im Gesammtkolorit bewirkt wird. In neuer Zeit hat er in Meyer von Bremen, der jetzt in Berlin angesiedelt ist, einen gefährlichen Rivalen erhalten. Denn wenn die Meyer'schen Bilder auch noch nicht die ganze Feinheit in der Zeichnung besitzen, so ersetzen sie dies durch eine größere Wärme und Tiefe des Kolorits, bei gleicher Detailliebe in der Behandlung. Außerdem kann man Meyer nicht absprechen, daß er in der Wahl seiner Motive einen Takt und, was mehr noch ist, eine Zartheit des Instinkts besitzt, welche seiner Komposition einen ungemeinen Liebreiz verleihen. Sein Bildchen „Großmutter und Enkel" und mehre seine „Wirst Du endlich wach!" waren so voll unschuldiger Heiterkeit und Anmuth, daß man sich nicht satt daran sehen konnte. — Ein recht braves Bild war der „Besuch in der Feieragsschule" von Heckel, welches eine Art humoristischen Examens darstellt, das der Herr Pastor mit den Schulkindern, namentlich mit einer hochaufgeschossen aber ziemlich albern und verlegen dreinschauenden Dirne anstellt.

Blicken wir nun auch etwas, mit Uebergehung der Hunderte von Portraits — welche wir nur durch die Nennung der Künstler etwa in der Reihenfolge ihrer Qualität bezeichnen wollen, nämlich: Lenbach, Richter, Winterhalter, Begas, Magnus, Amberg, Caggiotti-Richards, Gräf u. a. m. — in den Bereich der Landschaft umher. — Wenn ich auch, meinem Prinzip getreu, nur die ausgezeichnetsten Werke nennen wollte, so würde damit für die Stellung, welche dieser oder jener Künstler einnimmt, und für die charakteristischen Unterschiede zwischen den Einzelnen wenig gewonnen sein. Die Achenbach's sind bekanntlich ausgezeichnete Landschafter, aber Lex in seiner Weise ebenfalls, und doch stehen sie in der Auffassung und Darstellung der Natur in einem groben Gegensatz; ebenso Hildebrandt und Wilh. Schirmer (Berlin), Pape und Hoguet u. s. f. Es kommt also vor allen Dingen auf die Gruppirung der Künstler überhaupt an, und diese muß sich wieder naturgemäß auf die in der Sache selbst liegende Gliederung des Grundbegriffe fügen. Das ist nicht so gelehrt als es vielleicht den Anschein hat, und bedeutet nichts weiter als daß es sich in der Landschaftsmalerei hauptsächlich um die Art der Anschauung handele, welche man vor dem künstlerisch Darstellbaren der Natur hat. Die meisten Landschafter glauben, es sei genug gethan, ein hübsches Stück Natur recht treu und mit einer gewissen Freundlichkeit wiederzugeben. Die entgegengesetzte Richtung kümmert sich um den Detailstoff gar nicht, sondern will nur die Stimmung, als praktische Gesammtwirkung von Beleuchtung, Luft und Terrain zur Erscheinung bringen. Zwischen diesen Kontrasten gibt es viele Mittelstufen, sa sene Gegensätze selbst können schon einander nicht entbehren. Denn der Naturalismus eines Pape, Kalkmann, Leu, Larson, Bodom u. s. f., ist unter sich schon sehr verschieden, also auch nicht bloße Naturkopirung; er kann ohne eine gewisse Poesie nicht die Wirkung erreichen, welche die Werke dieser Richtung so anziehend macht. Umgekehrt darf der Stimmungscharakter in den Bildern eines A. und O. Achenbach, Gude, Schirmer, Hoguet, Hildebrandt nicht bis zu dem Grade von der Naturrealität abstrahiren, daß er dadurch unwahr würde. Allein das Wesen dieser Gegensatzes besteht eben darin, daß die Ersteren mehr nach einer natürlichen Wahrheit, die Zweiten nach einer poetischen Wahrheit streben, und von diesem Gesichtspunkte aus kann man nicht läugnen, daß die letztere Richtung eine höhere Bedeutung habe, nicht nur weil sie die künstlerische Schönheit über die Naturschönheit setzt, sondern weil sie, um dies thun zu können, auch mehr künstlerische Originalität, mehr schöpferische Kraft der Anschauung besitzen muß.

Am weitesten geht in der Emancipation von der bloßen Naturwahrheit unstreitig Ed. Hildebrandt. Sein Bild „unter den Weiden" war Alles: frappant, glänzend, blendend — nur nicht wahr. Die Weiden hatten eine wahre Urwaldsphysiognomie und die darunter weidenden Kühe einen völlig vorsündflutlichen Charakter. Und dennoch war das Bild, das in einem Theil der Berliner Presse arg mißhandelt worden, voller Feinheiten, welche — ganz abgesehen von seiner eminenten Leuchtkraft — das große Talent des Künstlers bekunden. Macht Hildebrandt dergleichen Mißgriffe, so liegt nicht die Schuld an seiner Fähigkeit zu schaffen, sondern an dem Irrthum seiner Vorstellung vor der Gränze des künstlerisch Darstellbaren in der Natur. Die Natur hat Mittel, um gewisse Effekte zu erreichen, welche durch feine künstlichen Kontrastwirkungen des in einem Maßstabe befindlichen Stoffs erzwungen werden können. Wo der Pinsel erlahmt, helfen ihm die Stelzen nichts. Aber Hildebrandt's ganze Natur treibt ihn zur Erlangung des Unerreichbaren, darum geht er von den Feuerländern nach den Eskimos, um sich der ganzen Natur in allen ihren Effekten zu bemächtigen. Aber was er wiederbringt, sind, so meisterhaft vom Gesichtspunkt der Technik sie sein mögen, immerhin nur blasse Abklatsche der gewaltigen Originaleffekte, welche der Natur zu Gebote stehen. Ueber dieser Effekthascherei, welche bei Hildebrandt eine wahre Krankheit ist und wie alle Schwächen höher von ihm gehalten werden als das, worin er wirklich Meister ist, malt er nun andere Bilder von einer feinen und edlen Wirkung, welche gar nicht aus demselben Pinsel geflossen schienen wie jene. Auch von dieser Richtung hatte er ein Bild auf der Ausstellung, welches zu den schönsten gehört, die er je geschaffen; es war das Bild „Am Weiher"; nichts weiter, als ein nebelhafter Himmel, unter dem sich eine weite aus Wasser und Sumpfland bestehende Ebene ausbreitete, eine alte zweigslose verknorrte Weide am Ufer und ganz vorn ein paar Störche, die Frösche suchten: aber dies Alles mit einer Naturwahrheit und Stimmungskraft vorgetragen, daß man davon in unwiderstehlicher Weise gefesselt wird.

Aber freilich an die Achenbach's reicht Hildebrandt nicht heran; denn es wird seinem Pinsel stets etwas Materielles anhaften, weil ihm mehr an der Intensität als an der Qualität seiner Effektdarstellungen gelegen ist. Das Umgekehrte ist bei den Achenbach's, namentlich bei dem älteren Bruder (Andreas), der Fall. Seine Wirkungen, obschon er ihnen das Bedeutenartige der Natur unbedingt und oft bis zur Entsagung unterordnet, haben dennoch eine Noblesse des künstlerischen Scheins, welche sich nie bis zu Knalleffekten verirren kann. Er hatte nur zwei Bilder auf der Ausstellung, welche bei Weitem nicht zu seinen besten Werken gehörten, und dennoch leuchteten sie gleich Edelsteinen unter Glasperlen; namentlich das kleinere: „Inneres der Laurentuskirche in Düsseldorf" war ein Stein von reinstem Wasser. Sein Bruder Oswald war durch

Digitized by Google

eine herrliche „Mondscheinlandschaft“ vertreten, welche alle Beschauer durch die Kraft ihrer Poesie entzückte. Aus der entgegengesetzten Richtung will ich die Landschaften vom Grafen Kalkreuth hervorheben; es waren sämmtlich ausgedehnte und an Motiven sehr reiche Bilder. Sein „Goldner See in den Pyrenäen“ war sauber ausgeführt und besonders durch naturgetreue Darstellung der Felswände ausgezeichnet. Weniger sagten die andern zu, weil die Wirkung hier meist durch wohlfeile Mittel, wie eine in duftigem Nebel sich verlierende Ferne u. s. f., erreicht war. So namentlich „Turin mit dem Schlosse d'Algle“. Dreher und doch zarter, frischer und doch deklarer ist Pape. Sein „Blick auf den Genfersee“ machte einen ebenso freundlichen wie dichterisch fesselnden Eindruck.

Steigen wir nun zur Veränderung einmal in die unteren Räume hinab, wo die Bildhauerarbeiten aufgestellt sind. Es sind vier oder fünf Säle, in denen sich ein Werk dichtgedrängt an das andere reiht. Aber wir finden Weniges, was uns sofort mit jener unwiderstehlichen Gewalt packt, welche das wahre Gepräge eines geistig bedeutsamen Meisterwerks ist. Wie aber unter den Gemälden die Porträits, so nehmen hier die Büsten eine numerisch hervorragende Stellung ein. Es befinden sich vortreffliche darunter, das ist nicht zu läugnen, wie die „Büste von Corneline“ von Hähnel, die zahlreichen Büsten von Bläser, Wichmann, Elisabeth Ney, einer talentvollen Schülerin Rauchs u. a. Auch die Genrefiguren nehmen viel Raum fort. Die beiden bedeutendsten Werke dieser Art waren die von Sußmann, einem jungen Künstler, der erst kürzlich von Rom hieher zurückgekehrt ist, von wo er dieselben mitgebracht hat. Die eine stellte einen „trunkenen Faun“, die andere ein „Italienisches Landmädchen in der Tracht der Abruzzen“ dar. Vom Standpunkt des technischen Machwerks — beide Figuren waren lebensgroß in Marmor ausgeführt — verdienen die beiden Werke, besonders der Faun, die größte Anerkennung, die ihnen denn auch in vollem Maaße gespendet worden ist. Man hat mit Recht die klassische Schönheit der Formenbildung und die Gründlichkeit des Naturstudiums in den nackten Theilen hervorgehoben; allein es scheint, daß die heutige Bildhauerei, wenn sie sich von der Nachtreterei der Antike emancipiren will, andre Motive zu wählen sich entschließen müsse. Das Kokettiren mit der Antike ist nach gerade langweilig geworden, und möchte in den meisten Fällen nichts weiter als ein bequemer Mantel sein, um die Blöße der eignen Erfindungskraft zu decken. Freilich werden unsere Bildhauer und Maler stets an der Antike zu lernen haben, aber was daran zu lernen ist, beschränkt sich auch auf den klassischen Styl und das wunderbar feine Gefühl für Formenschönheit; was die Motive betrifft, so brauchen die nicht aus den Vorstellungen der antiken oder speciell hellenischen Welt entnommen zu werden. Denn in den Motiven allein steckt nicht die Antike. Man sieht es auch der „Italienerin“ von Sußmann an, daß es ihm, sobald er sich der modernen Welt nähert, an Originalität der Auffassung mangelt. Die Figur ist trotz ihrer lobenswerthen Sorgfalt in der Ausführung doch viel schwächer und ganz unpoetisch, selbst in den Formen nicht schön, obgleich zu groß für eine Genrefigur.

Daß unsre moderne Welt Motive von wahrhaft künstlerischer und erhabener Natur darbietet, wofern dafür der Sinn nicht mangelt, wohl beweist das Meisterwerk des Prof. Hähnel (in Dresden), „Raphael Sanzio“. Das ist ein Werk von wahrhaft großartiger Erfindung und edelster Wirkung. Zwar ist es nur in Gyps ausgeführt, aber sein Eindruck ist so gewaltig, daß man an das Material gar nicht mehr denkt, wenn man sich in seine Beschauung vertieft. Diese Ruhe in der Bewegung, und diese innerliche Bewegung in der Ruhe, beides im schönsten Maaß gehalten, welches der ganzen Auffassung ein Gepräge geistiger Hoheit aufdrückt, flammen nicht aus dem bloß technischen Können, sondern hier ist der Künstler Dichter, geistig schaffend gewesen. Nicht die äußerliche Schönheit der Formen, oder gar ein Anlehnen an den klassischen Styl, sondern die aus dem Innern des Ganzen hervorströmende Beseelung verliehen dem Hähnel'schen Raphael jene Macht des Eindrucks, jene tiefe, fast rührende Gewalt über das Herz des Beschauers, wie sie kein anderes Werk der Ausstellung zu üben vermochte.

Literarische Schattenrisse.

Von Ida von Düringsfeld.

Anna Bibovich.

Es gibt außerhalb der Weltliteratur, welche sich in deutschen, romanischen oder slavischen Sprachen bewegt, noch gewisse abgelegene Literaturen, die man nur kennen lernt, wenn man auf geistige Entdeckungen ausreist. Eine solche ist die dalmatische.

Im Besitz zweier Sprachen, des volksthümlichen Illyrischen und des lungierechten Italiänischen, stellt sie sowohl die Empfindungen des Volkes, wie die Gedanken der Kultur dar. Glücklicher ist sie jedoch, wenn sie wie das Volk spricht. Das dalmatische Volk wird durchaus von den stärksten Nerven der wildromantischen Poesie, die dalmatische Kultur ist noch unmodern. Temnachst müßte, um modern verständlich zu werden, aus ihr heraus in das allgemein-europäische Leben treten.

Anna Bibovich, Dalmatierin von Geburt, erzogen, vermählt, wohnhaft in Dalmatien, ist, was sie der Literatur ihres Vaterlandes gemäß sein mußte: Volksdichterin im Illyrischen, Kunstdichterin im Italiänischen.

Sie hat in Zara, der einzigen dalmatischen Stadt, wo für den Augenblick ein Bücherverlag besteht, in diesem Jahre ein episches Gedicht von achtzehn Gesängen herausgegeben. Diese achtzehn Gesänge fallen zweihundertachtundsiebzig Seiten mit elfsilbnert Octaven. Und das Gedicht heißt Romulus, Romulo auf italiänisch.

Als ich das Buch empfing, setzte ich mich damit nieder und betrachtete es lange und ernstlich. Es war mir merkwürdig. Eine Frau, welche sich heutzutage für Romulus begeistert und in dieser Begeisterung ein Epos von achtzehn Gesängen und elfsilbnert Octaven schreibt — muß das Land, wo das geschehen kann, nicht eines sein, welches unserer atemlosen Gegenwart so seltsam fremd ist?

Es versteht sich, daß ich mir erst gar nicht vornahm, das Gedicht zu lesen. Ich las wohl Anna Bibovich in Dalmatien — da hatte ich Zeit, da waren keine Journale, da war keine Kritik und keine Hast, da waren lange stille Tage und noch längere stillere Abende, und Tage wie Abende wollten ausgefüllt sein. Daher las ich Anka i Stanko von Anna Bibovich; und nicht nur, daß ich es las, ich machte sogar einen Auszug daraus. Aber jetzt, hier, in Deutschland, in der Welt, wo man Tage von achtundvierzig Stunden brauchen könnte, um Alles zu lesen, zu denken und zu schreiben, was man eigentlich müßte; hier konnte ich ebenso gut den Kölner Dom mit meinen Händen fertig bauen, als ein Gedicht in achtzehn Gesängen lesen.

Die Einleitung las ich; sie füllt nur vier Seiten. Die Verfasserin nennt sie: il mio piccolo rendi-conto, was man „meine kleine Rechfertigung“ übersetzen kann. Sie wendet sich damit sowohl an die gentile persone, welche ihr Buch lesen werden, bevor sie es beurtheilen, wie an diejenigen, die bei dem bloßen Anblick des Gedichtes mit „cynischem Erstaunen“ die Augenbrauen heraufziehen werden. Man sieht, unsere Dalmatierin zieht das Schwert zur Vertheidigung, bevor sie noch angegriffen wird; indessen ist das für den sehr erklärlich, der den unaufhörlichen Kriegszustand in der dortigen Literatur kennt. Keine Frage kann ruhig erörtert werden, keine Kritik wird unangefochten gelassen. Bei der geringsten Meinungsverschiedenheit erfolgt ein Zweikampf mit Federn oder gar ein allgemeines Scharmützel, und zwar wird mit einer Hitze und einer Erbitterung gekämpft, wovon wir jetzt nur selten ein Beispiel haben.

Digitized by Google

Auch Anna Bidovich hat einem Angriff nicht entgehen können, trotz ihrer tapfern Vertheidigungsstellung; die Rivista Veneta hat gesagt, Romulus möchte aus Jammer, daß ihm seine letzte Ruhe so gestört würde, im Grabe aufwachen. Dagegen rückt Herr Bidovich in die Schranken und beweist, — daß seine Frau eine große Dichterin sei. Wenn ich Anna Bidovich wäre, so würde ich meinen Mann bitten, der Kritik gegenüber nicht meinen Ritter zu spielen. Das ist ein Kampf, den die Frau allein auszechten muß, nicht als Frau, sondern als Intelligenz. Es ist natürlich, wenn ein Ehemann wünscht, das Publikum möge seine Meinung von den geistigen Hervorbringungen seiner Frau theilen, aber es wird ihm nicht gelingen, wenn das Publikum nicht will. Hoffen und wünschen wir, daß es in Dalmatien mit Herrn Bidovich über Frau Bidovich gleicher Meinung sein möge. Und wäre an dem Gedicht auch nichts groß, als die Geduld, welche dazu gehört, um sich neun Jahre mit einem und demselben Gegenstande zu beschäftigen, so verdiente diese Geduld allein schon Anerkennung, denn sie zeugt von einer seltenen und achtungswerthen Ernstlichkeit.

Anna Bidovich hat diese Geduld gehabt. Es war im Jahr 1847, daß sie durch das Studium der Geschichte auf den Gedanken kam, eine Reihe von Momenten aus dem Leben der bedeutendsten Imperatoren zu schildern. Sie begann mit „Alexander am Hydaspe". Es war zum ersten Male, daß sie sich in Ottaven versuchte. Die Ottave ist das naturgemäße Versmaß des Epos, Anna Bidovich sing an, ein Epos zu träumen. Sie sagte, zögerte und gab endlich „den Verlockungen ihrer Phantasie" nach. Sie sagte zu sich selbst: „und wenn ich auch auf meiner langen Reise Schiffbruch leide, wenn ich meine Arbeit nicht vollende, so wird Niemand mein Scheitern sehen, wie Niemand dem Untergang eines armen Schiffes in der Einsamkeit des Weltmeeres zusieht".

Sie litt nicht Schiffbruch. Fünf Jahr studirte und schrieb sie, die nächsten vier Jahr feilte sie und las ihre Arbeit vor. Sie durchreiste in dieser Zeit Dalmatien, sie war mehrmals in Triest, zweimal in „dem maßestätischen Wien," auch „die italiänischen Lüfte hat sie in dem schönen und wunderbaren Venedig geathmet," und überall las sie „Romulus" vor. Ich denke, indem ich das schreibe, wehmüthig an meine achtzehn Jahre. Damals las auch ich meine „Verse" vor, mit solchem heiligen Glauben an das Vergnügen, welches ich meinen Zuhörern zu machen wähnte! Man muß naiv sein, um das zu können — ich beneide Anna Bidovich.

Aber ich möchte, sie bliebe beim Illyrischen. Die dalmatischen Frauen sind Organe der Volkspoesie; wenn das Grab sich öffnet, so ist es die Tochter, die Schwester, die Verwandte, welche die Todtenklage improvisirt. Und es kommen da wunderschöne Lieder zum Vorschein. Freilich, sie steigen gerade aus dem ringenden Herzen auf, ihre Worte sind ebenso voller Blutstropfen aus der frischen Wunde, darum sind sie so heiß vom schmerzlichen Leben. Anna Bidovich kann nie so dichten, sie hat sich kalt gebildet, das Gold in ihr war nicht stark genug, um sich plastisch formen zu lassen, es konnte nur flach geschlagen werden. Doch immer wird sie natürlicher auf Illyrisch dichten, als auf Italiänisch. Ihre kleine Dichtung, Aura und Stanke, ist, ich bin es überzeugt, frischer und poetischer, als ihr ganzer großer Romulus.

Anna Bidovich kann für Deutschland nur eine literarische Curiosität sein, aber als solche verdient sie Beachtung.

Neue Bücher.

I.

Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen und deren Beziehungen zu Männern der Wissenschaft. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Halle, bei C. C. H. Pfeffer. — Der rühmlich bekannte Verfasser hat uns in diesem Buch von 288 Octavseiten eine wahrheitsgetreue Geschichte des Meiningen'schen Herzogshauses gegeben; daßselbe ist nicht allein als eine Fundgrube für den Historiker zu betrachten, sondern kann eine Perle unterhaltender Lektüre genannt werden. Der Autor handhabt eine rein und klare Sprache, die den Gegenstand zu dem vornehmsten Ton eines Boyse (Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen) bildet. — Das Buch ist in sieben Abschnitte getheilt. Der Erstere enthält: „Meiningens Kunst- und Literaturbestrebungen vor der Zeit des Herzogs Bernhard I.," hierauf folgt: „Herzog Bernhard I. zu Sachsen-Meiningen, seine zweite Gemahlin Elisabeth und seine Söhne erster Ehe", Bekanntlich war Elisabeth eine reichbegabte Dichterin, die vorzugsweise im geistlichen Liede Vortreffliches leistete, wovon die Gesangbücher jener Zeit einen Beweis liefern. Wir erhalten über die Einwirkung der Dichtkunst auf das Hofleben interessante Aufschlüsse. Sodann „Herzog Anton Ulrich zu Sachsen-Meiningen, Kunstfreund und Kunstsammler, und seine Gemahlen". „Aus dem Reise-Tagebuche des jungen Herzogs Karl August zu Sachsen-Weimar 1775". Besonders interessant ist der Theil, welcher die Schweiz behandelt. Der junge Herzog hielt sich einige Zeit in der Residenzstadt der Alpen, in Zürich, auf und lernte die geistigen Größen jener Zeit, z. B. Hirzel, Lavater, Ulteri, Oeßner, Heß u. A. genau kennen; er spricht sich über diese Berühmtheiten sehr bezeichnend aus. Der fünfte Abschnitt behandelt „die sächsischen Liebhabertheater in Meiningen und Hildburghausen unter Anton Ulrich". Von hier an beginnt die geistige Entwickelung der Zeit Schiller's und Goethe's. Der sechste Abschnitt: „W. F. H. Reinwald, sein Verhältniß zu Schiller und das Asyl zu Bauerbach. Schillers Schwester Christophine". Hier werden uns ganz neue, überraschende Mittheilungen über unseren großen Dichter und seine Umgebung vorgeführt, und gewiß gehört dieses Buches Umfanges halber das Werk in öffentliche und in Familien-Bibliotheken. Der Verfasser schöpfte sein Material aus authentischen Quellen, aus Archiven, die aus verschiedenen Rücksichten bis jetzt der Oeffentlichkeit verschlossen waren. Durch diese Mittheilungen bethätigt es sich, daß Herzog Georg es war, der Schiller die Professur an der Universität Jena ertheilte. Hierbei wird uns eine interessante Episode aus Schillers Leben eröffnet, deren Dokumente der Verfasser aus dem geheimen Ministerial-Archive zu Meiningen entnommen hat. Der Verfasser sagt: „Es war kurz nach Schillers Verlobung und der Uebernahme seiner Professur, als Schiller an den Herzog (Georg) schrieb:

„Durchlauchtigste Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr!

Euer Herzoglichen Durchlaucht haben mich durch Uebertragung einer Professur bei der Akademie in Jena zu der höchsten Dankbarkeit verpflichtet. Mein einziges Bestreben wird dahin gerichtet sein, Euer gnädigste Vertrauen, das Euer Durchlaucht in mich setzen, durch meinen Fleiß und meinen Eifer zu rechtfertigen. Aber ehe ich mich dieser Gnade noch habe würdig zeigen können, muß ich die Güte, gnädigster Herr, durch eine neue Bitte mißbrauchen. Ich bin auf dem Wege, eine Heurath zu thun, die das ganze Glück meines Lebens ausmacht; mit einem Fräulein von Lengefeld, einer Tochter der Obersthofmeisterin in Rudolstädtischen Diensten. Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer des Weis bringt, und ich ihr sonst gar keine äußerlichen Vortheile dafür anzubieten habe, so wünschte ich, ihr dieses Opfer durch einen anständigen Rang in etwas zu ersetzen, oder wenigstens fühlbar zu machen. Durch zwei Silben (Hofrath! Anmerk. d. Krit.Ref.), gnädigster Herr, können Sie meinen Wunsch erfüllen, und dieses Geschenk würde aus den Händen Euer Herzoglichen Durchlaucht einen vorzüglich hohen Werth für mich haben. Ich fühle wie kühn meine Bitte ist, da ich kein Verdienst aufzuweisen habe, welches mir Ansprüche darauf geben könnte: aber Ihre Gnade, gnädigster Herr, kann mir Verdienste leyhen (sic), die ich mir erst in der Zukunft erwerben soll.

Nur ein grenzenloses Vertrauen zu Ihrem wohlwollenden Herzen, das sich gegen meine Familie schon thätig gezeigt hat, gab mir den Muth, diese Bitte an Eure Durchlaucht zu wagen. Ich ersterbe mit der tiefsten Verehrung

Jena, d. 2. December 1789.

Euer Durchlaucht
unterthänigst treugehorsamster
Friedrich Schiller".

„Gern erfüllte der Herzog dem edlen Dichter den ihm durch die Verhältnisse gebotenen vertrauensvollen Herzenswunsch, und es wurde ihm an demselben Tage, an welchem sein Schreiben eingegangen war, durch ein herzogliches Dekret der Charakter eines „herzoglichen Hofrathes" verliehen.

Digitized by Google

Die Aeußerung im Briefe Schillers, daß das wohlwollende Herz des Herzogs sich schon so thätig gegen des Ersteren Familie gezeigt habe, ist eine feine Anspielung auf den seinem Schwager Reinwald vom Herzog verliehenen Rathstitel und vielleicht eine kleine Besoldungserhöhung. Am 18. December hatte Schiller von seine Lotte bei Frau von Lengefeld angehalten. Am 20. d. M. schrieb er: „Ich warte ich blos darauf, daß wir mit der Mutter auf einem gewissen Punkte angelangt sind, wo ich die Sache dem Herzoge (hier ist der Herzog von Weimar gemeint) als etwas, das zwischen mir und der Mutter ausgemacht ist, vorbringen kann; dann verliere ich keinen Tag, um auch die meinige mit ihm abzumachen. Der Herzog ist billig, er wird einsehen, daß wir bei meiner Verbindung mit Lottchen doch den Dekonomiecharakter eine Gefälligkeit geschickt; und daß es eigentlich nöthig ist, Lottchen und mir zugleich ein Vergnügen zu machen, thut schon etwas Uebriges".

Am 21. Decbr. schrieb Schiller: „„Einen Charakter muß ich mir geben lassen, sei es von welchem Hofe es wolle". Er wartete nun in seinem stürmischen Drange die mütterliche Einwilligung zur Verlobung gar nicht ab, sondern nahm sie antizipando an und schrieb nach Meiningen. Denn eine seiner Briefstellen vom 26. Decbr. lautet wörtlich: „Gestern erhielt ich die Einwilligung der Mutter". Am 13. Januar 1790 aber subelte er: „und Dokorat bin ich geworden; wegen meiner Orthographie will ich schriftstellerischen Ruhmes besser nicht der Meininger Hof und dem Diplom, so daß ich meiner Frau doch wenigstens einen anständigen Rang anzubieten habe, und das, was sie verliert, weniger fühlbar wird".

Diese letzten Mittheilungen sind dem siebenten Abschnitt des Buches: „Herzog Georg zu Sachsen-Meiningen, sein Hofleben und sein Schutz edler Künste", entnommen. In diesem Schlußcapitel finden sich unter vielem Interessanten auch noch unbekannt gewesene Briefstellen über Schiller und Goethe und Seite 272 sind mit einigen Worten „vierzehn Seiten" des Werkes von Dr. Bybe beträchtet, auf welchen allerdings hervorgeht, daß der Letztere die Höfe Sachsens (vielleicht auch anderer) als Diplomat äußerst leichterig bejandelt.

M. v. d. W.

II.

Neujahrsgaben: deutsche Musenalmanach. Zum Besten des Schillerhauses in Gohlis herausgegeben von Christian Schad. — „Dichterstimmen der Gegenwart. Eine Sammlung von Feder deutscher Lyrik seit 1850, zum Besten der Schillerstiftung, herausgegeben von Karl Weller. — Musenalmanache sind neuerer Zeit ziemlich in Mißcredit gerathen. Die Blüthezeit derselben, ungefähr die Periode von der Erscheinung des Bürger'schen Musenalmanachs bis zu Schamisso's einschließend, ist längst vorüber. Von der Legion derselben, die in jenem Zeitraum seher Herbst zu bringen pflegte, ist der Schah'sche Musenalmanach der einzige Ueberrest, der sich erhalten und es zu einer ansehnlichen Blüthe gebracht hat.

Den interessantesten Theil seines heurigen Inhalts bilden unstreitig die Gedichte aus Heine's Nachlaß; mehrere ein Gemisch von Frivolität und Gefühl, beserte von Geist und Grazie, alle ganz das Heine'sche Gepräge tragend; jedenfalls wird man erstaunen über die Lebensfrische des Dichters, der seine Kraft bis zum letzten Augenblicke auf dem Schmerzenslager zu behaupten wußte. Ist nun auch der größte Theil der Gedichte z. B. „Jammerthal" ganz entschieden anzuerkennen, so ist Hauptfehler in Contrasten, im Zusammenwerfen des Heiligen und Profanen beseht; — so werden doch auch reinere innigere Töne angeschlagen, vor allem die schönen Strophen an seine Frau:

„Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt,
In süßen sich auf dieser Welt" u. s. w.

Hier finden wir eine der seltenen Heine'schen durchaus ungetrübte herzlichkeit und Gemüthstiefe. Auch die Fabeln sind geistreich und anmuthig, wie aus den Dichter beten Tagen, z. B. „der tugendhafte Hund," die „Zucht-Esel," voll Witz und feiner Ironie.

Recht artige Poesien enthält der Musenalmanach noch von Feodor Löwe, Alex. Kaufmann (Lieder an Amata), Ludwig Pfau a. a. Auch hier lebende Dichter haben Beiträge geliefert, worunter Franziska da Rimini von Adolf Dörr sich besonders hervorhebt. — Vorzüglich sind die Uebersetzungen von Louis Arendsschild, und unter den Gedichten von Hoffmann von Fallersleben ist das Lied: „Lebe wohl, vergiß mein nicht," Musik und wogt in der süßesten Tonsüße Bubet.

Bleibt so der Inhalt des Schah'schen Musenalmanachs manches Interessante, so entspricht ihn auch sein Zweck, indem der Herausgeber den Ertrag dem Fonds zum Ankauf des Schillerhauses in Gohlis zugewiesen hat.

Einen gleich anerkennenswerthen und würdigen äußeren Zweck, die Unterstützung der Schillerstiftung, hat der Herausgeber der „Dichterstimmen der Gegenwart" im Auge — und in der That, wenn irgend ein dem Gebiete der Geistesbildung angehörendes Unternehmen Anspruch auf Förderung und Unterstützung machen, wenn irgend eines mit Recht an das Humanitätsgefühl der Zeit appelliren darf, so ist es die Schillerstiftung. Es ist zu hoffen, daß derselben durch das Unternehmen des Herrn Weller wirklich eine namhafte Unterstützung erwachse. Anthologien werden nicht mit den günstigsten Augen betrachtet, seit der Büchermarkt mit zusammengetrockneten Erzeugnissen überschwemmt wird. Die „Dichterstimmen der Gegenwart" unterscheiden sich jedoch in ihrer Intention vortheilhaft von den übrigen Blumenlesen. Es war ferner ein guter Gedanke des Herausgebers, sich blos auf die Lyrik seit 1850 zu beschränken; — er sagt mit Recht, „daß im Strom der Zeit sich manches tiefgefühlte Gedicht, so manches frische, warme Lied, so manches sinnige, lebenswolle Bild verloren geht," und will blos zerstreute, einer längeren Dauer würdige Gut noch rechtzeitig sammeln.

Daß die Dichterstimmen noch nicht allen Anforderungen Genüge leisten, daß sich viel Schwaches in ihnen findet, erkannte der Herausgeber selbst, und entschuldigt es im Nachworte mit der Kürze der Zeit und dem zu bewältigenden Material. Ein weiterer Erklärungsgrund mag darin liegen, daß sein Unternehmen ein erster Versuch ist, der, wie er in Aussicht stellt, fortgesetzt werden soll.

Doch enthält das Buch so feinen reichen und mannichfaltigen Inhalt noch viel des Schönen, z. B. die Gedichte von Aug. Becker, Giebel, Klaus Groth, Reinhart, Rittershaus, Schanz, Storm, Wolf, Weber, Julius Grosse u. a.; namentlich scheint uns das schöne Märchenlied des letzteren: „am Brunnen" zu den Besten zu gehören, was unsere Lyrik in den letzten Jahren hervorgebracht.

F.

III.

— **Geschichtliche Uebersicht der deutschen Nationalliteratur, mit Hinblick auf die gleichzeitigen Kunstbestrebungen.** Ein Handbuch für den Unterricht in Töchterschulen und zur Selbstbelehrung, von Dr. Rz. Wendt, Lehrer am Sophienstift in Weimar. Zwei Bände. Gotha, D. Scheube, 1856. — Rezensirte Handbücher, wie das vorliegende, sind allerdings bereits — wenigstens von Seite nach — in ziemlicher Fülle vorhanden. Weniger aber, welche bei ihren Darstellungen vorzugsweise die Bedürfnisse der höhern weiblichen Bildung im Auge halten, noch weniger, welche auch diesem Standpunkte die Wechselbeziehungen zwischen der Literatur und den Kunstbestrebungen jeder einzelnen Epoche in den Vordergrund stellen. Gerade darin, sowie auch in der Exemplifikation finden wir den Hauptvorzug des sehr empfehlenswerthen Werkes Im Allgemeinen erscheint der Stoff recht übersichtlich gruppirt und namentlich möchten wir auch der gefälligen Scheidewelle in rein historischen Partien lobend gedenken, indem sie Einfachheit mit Klarheit verbindet. Kann man hier und da, namentlich bei dem Modernen nicht vollkommen mit dem literarischen Urtheile des Verfassers übereinstimmen, — auch das Biographische enthält manche Irrthümer, — so sind doch die Proben, welche der Charakteristik jenes bedeutendern Schriftstellers folgen, aus denen Werken sehr verständig und objektiv ausgewählt. Gewicht um dabei anzuführen erscheint ferner der Versuch zu Zusammenstellungen der Dichter und Künstler gleicher Perioden nach ihrer geistigen Verwandtschaft. In den meisten Fällen wird man auch mit dem Verfasser übereinstimmen, wenn man eben die Verschiedenheit kennt. Wer sie jedoch aus diesem Buche kennen lernen will, muß in Bezug auf die Künstler dem gegebenen Worte glauben; denn die Benennung ihrer hervorragendern Leistungen in Versen, Gestalten und Tönen ist wenn noch weitens etwas gar zu kärg gerathen. Die Register, bei einem Handbuche so wünschenswerth, sind recht sorglam gearbeitet. Namentlich den Lehrern höherer Töchterschulen glauben wir Herrn Wernick's Arbeit angelegentlich empfehlen zu dürfen. A.Bs.

IV.

Kinderleben. Mit Illustrationen von Ludwig Richter. Leipzig, Brockhaus. Zweite Auflage. — Wer für kleinere Kinder etwa bis zum achten Jahr) eine poetische Gabe wünscht, kann ihnen unseres Erachtens keine trefflicher wählen als die vorliegende. Dieselben Gemüthsstimmungen für Kinder, die von einzelnen Dichtern selbständig verfaßt sind, werden, wenn sie noch so viel Gutes enthalten, ihren Zweck verfehlen. Denn da man kindliche Köpfe nicht überladen darf, so muß Was ihnen geboten wird, wo möglich nicht blos in seiner Art vollendet, es muß auch Gemeingut sein und ein erprobtes, vollethümliches Gepräge tragen. Demgemäß besteht das genannte Büchlein in seiner Grundlage wesentlich aus Liedern und Versen, die entweder dem Volk entstammen oder durch ihren Werth und die Länge der Zeit deinahe das Ansehen der Volksdichtung erlangt haben. Um nicht einseitig zu werden, hat übrigens der Sammler auch Gedichte aus den in diesem Fache bewährtesten Schriftstellern, wie W. Hey, Karl Enslin, F. Güll eingereiht und illustrirt; er will, soviel an ihm liegt, das anerkannte Neuere zum Besten mit dem guten Alten erhoben. Die Illustrationen sind nicht nur von Ludwig Richter, sondern sie gehören ganz jener edlen Art an, in welcher dieser berühmte Zeichner unerreicht ist und die er nur zu seinem Nachtheil verlassen würde.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Der kürzlich in Paris verstorbene Graf Salvandy ist 61 Jahre alt geworden. Sein Hinscheiden erregt nicht blos bei den Parteigenossen innige Theilnahme; man rühmt ihn noch, daß er fremde Ueberzeugungen ebenso zu achten wußte, wie er an der eigenen Ansicht mit Eifer und Consequenz festhielt. In ihm verliert die einst so mächtige, jetzt unter dem Druck wieder erstarkende doctrinäre Richtung ihren populärsten Vertreter. Zur Zeit der deutschen Invasion zählte er siebzehn Jahre; er verließ heimlich das Lyceum, trat in das Heer ein und wurde in der Schlacht bei Brienne, wo Blücher siegte, verwundet. Napoleon verlieh dem jungen Adjutant-Major in Fontainebleau, wie Tags vor seiner Abdankung, das Kreuz der Ehrenlegion. Unter der Restauration widmete er sich gelehrten Arbeiten; am meisten Anerkennung gewann seine „Geschichte Polens unter Johann Sobiesky". Seine Staatsmannslaufbahn begann nach der Julirevolution; da er Spanien wissenschaftlich bereits kannte, erhielt er im Jahr 1841 den Gesandtschaftsposten in Madrid, später in Turin. Größerer als im Fach des Auswärtigen hat er im Unterrichtsministerium geleistet, dem er zweimal vorstand. Aufrichtige Liebe zu den Studien, Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit zeichneten seine Verwaltung aus. Im Jahr 1845 erhielt er den Grafentitel; seine Gemahlin ist deutscher Herkunft, eine geborene Oberkampf. Als Dichter ist er durch den historischen Roman „Don Alonzo" bekannt geworden. Sein „Jétaor, der christliche Barte" gibt sich als eine gallische Novelle aus ist unter dem Einfluß der in diesen Blättern (Nr. 23 und 24) charakterisirten Thierry'schen Richtung entstanden. — Außer seinen Verdiensten als Staatsmann und Schriftsteller hat Salvandy auch zeitgemäßig durch Anstalten und witzige Ausdrücke in der Pariser Gesellschaft Aufsehen erworben. Er brach sich mit Feindeit, aber klug und bestimmt aus, wie er denn überhaupt von seinem jugendlichen Kriegsfeuer einen ritterlichen Zug beibehielt. Von ihm rührt die bekannte Provbezeichnung her: „nous dansons sur un volcan," die er im Frühjahr 1830 auf einem Ball des Herzogs von Orleans aussprach, kurz bevor Dieser König wurde. Als Royalmiller bulbigte er der freieren öffentlichen Richtung, blieb jedoch ein abgesagter Feind der Umgeburtlichkeiten, die man damals als romantisch bezeichnete. Seine amüsirte Ansteadte an Victor Hugo bei dessen Eintritt in die Akademie war voll verstedter, kluger Sarkasmen. Er sagte ihm unter Anderem: „Vous avez introduit l'art scénique dans notre littérature!" Art scéniques preiß die Schauspunst, unter aber genau wie Arsenik. Welche Rolle Gift und Mord in Victor Hugo's Dramen spielen, ist bekannt.

— Der Schwied von Gretna-Green. Unsere Leser haben durch die Zeitungen erfahren, daß vom nächsten Neujahrstag an die Ehen von Gretna-Green keine Gültigkeit mehr haben. Bevor die letzte Spur einer für die Romantik entzweifelhaften Einrichtung sich verliert, wird eine kurze Auseinandersetzung über dieselbe willkommen sein. Gretna-Green ist ein Dörfchen an der Westküste von Schottland, nahe der innersten Bucht des Solway-Meerbusens (Solway Frith). Es liegt auf dem Boden von Carlisle nach Dumfries und man betritt es unmittelbar nach Ueberschreitung der Gränze. — Früher wurde in England wie in Schottland jedes förmliche Verlöbniß, das in Gegenwart einer obrigkeitlichen Person oder eines anderen unbescholtenen Mannes vollzogen war, als eine gültige Ehe betrachtet. In Schottland besteht diese Satzung noch; für England wurde sie bereits vor hundert Jahren aufgehoben. Daneben aber hielt man eine andere Bestimmung aufrecht, nämlich jene in einem fremden Land nach den dortigen Gesetzen abgeschlossene Ehe auch für Englands Gültigkeit hat. Wenn demnach ein liebendes Paar in der Heimath am Absolute der Ehe verhindert war, so konnte es unmittelbar jenseit der Gränze eine Verbindung schließen, die zwar mit gesetzlichen Strafen belegt, aber doch als Ehe durchaus anerkannt war. So lief der Erbe und Lustschlederlicher Sheridan sich in Gretna-Green trauen; der Prinz von Capua entführte dahin seine schöne Penelope Smith und Arele Villiers, eine Schwägerin der Fürstin Esterhazy, vermählte sich dort mit dem Obrst Jdberston. Die ersten derartigen Ehen wurden vor dem Friedensrichter von Gretna-Green abgeschlossen, der zufällig auch der Dorfschmied des Ortes war. Später wandte sich die Mehrzahl der entflohenen Liebespaare an den benachbarten Pfarrer von Springfield, der aber die Trauung nicht in der Kirche, sondern im Grenzwirthshaus vollzog. Immer jedoch war die erste Tradition so mächtig, daß viele Brautleute am liebsten in der Schmiede von Gretna-Green einkehrten. Obwohl diese Art von Verbindungen durch neue Gesetze einigermaßen erschwert wurde, zählte man doch bis auf die neueste Zeit jährlich achtzig bis hundert Grenzheirathen. Nun aber verlägt neuerdings eine Parlamentsakte, daß Jeder, der sich in Schottland vermählen will, erst 21 Tage im Land muß zugebracht haben. Die Zeit reicht vollkommen hin, um Nachforschungen und rechtzeitigen Einspruch möglich zu machen. Und so wird in vierzehn Tagen der Schmied von Gretna-Green ein ebenso todter Mythus sein als die großen Rolande auf deutschen Marktplätzen.

— Die jetzt so wichtige Schweizerstadt Neuenburg wird von einem kundigen Reisenden, Alfred Müller (in „Schweizerische Touristenblätter," Leipzig, J. J. Weber, 1856) sehr interessant geschildert. Die Stadt, sagt A. Müller, überrascht Jeden, der sie zum ersten Male besucht, durch ihre elegante, aristokratische Physiognomie. Sie zählt zwar kaum 6000 Einwohner; hier öffentlichen Gebäude aber sind von Maßstabe einer solchen von 30—40,000 Einwohnern aufgeführt... Neuenburg ist ganz aus eigener Kraft herausgewachsen und verdankt seine herrlichen öffentlichen Institute ausschließlich dem Patriotismus seiner Bürger und ihrer wahrhaft königlichen Munificenz. Im Anfang dieses Jahrhunderts gründete Portalès das herrliche Spital für Kranke aller Lande und Bekenntnisse und weiter — obwohl Protestant — darin sogar noch eine katholische Kapelle; am Ende des vorigen Jahrhunderts half der edle David Pury dem Gemeinwesen mächtig auf. Als armer Knabe aufgewandert, erwarb er sich als Juwelenhändler in Portugal ein großes Vermögen, sandte dann drei Jahre hinter einander jedesmal hunderttausend Thaler zur Gründung eines neuen Armen- und Krankenhauses und allfährlich dreihundert Louisd'or für die Armen, später große Summen für verschiedene wohlthätige Fonds, für den Bau des Hotel de Ville, für die Anlegung der schönen breiten Handelsstraße, und vermachte am Ende sein ganzes Vermögen von mehr als drei Millionen Franken zur Hälfte den Kirchen, Schulen und Armen-Anstalten, zur Hälfte für die Verschönerung der Stadt. Natürlich eiferten andere reiche Bürger (und deren gibt es sehr viele in Neuschatel) dem gegebenen Beispiele nach, und so erhielt die Stadt eine Reihe der herrlichsten Stiftungen, die man finden kann. (Ich habe nicht nur hier, sondern in sehr vielen Schweizerstädten diese edle Art von Hingebung an das Gemeinwesen gefunden, die in Deutschland in weit geringerem Grade zu Hause ist, eher noch in England und Holland.) — Die geselligen Zustände Neuenburgs entsprechen ganz seinem Aeußern. Seine Bewohner sind wohlhabend, gebildet, von feiner Lebensart. Die Schulen und öffentlichen Versorgungs-Anstalten gewiesen einen trefflichen Rufes, und das in jeder Hinsicht herrlich ausgestattete Gymnasium am See wird von hervorragenden Lehrern gepflegt. Die Gemälde-Sammlung besitzt vorzügliche Bilder, besonders auch von Calame, und das naturhistorische Museum beweist, daß Neuenburg lange der Sitz ausgezeichneter Naturforscher gewesen und theilweise geblieben ist. Agassiz bildete hier eine ordentliche Schule für Naturwissenschaften, und als er selbst — obgleich politisch liberal gesinnt — den ziemlich rohen Treiben der Revolution wich, blieben doch Männer von bekanntem Namen, wie Alexis u. A., zurück.

— Caligula und Nero. Von J. Amyder's Abhandlung über das alte Rom unter dem Kaiserreich (vgl. Nr. 48 des Museums) ist nun die Fortsetzung erschienen. In derselben heißt es über Caligula: „Er bewahrte zuerst Achtung vor dem Senat, beließ Zeglitz er sich nannte, gab reiche Spenden an die Armee und das niedere Volk, so daß der Schatz bald erschöpft war; und dann nahm er seine Zuflucht zu allen Gewaltstreichen, um ihn wieder zu füllen. — Am popular zu erscheinen, gab er dem Volk das Wahlrecht zurück. Es gab schon linke Männer, welche dieser Rückschritt zur Freiheit in Schrecken setzte. Caligula war weiser. Die Pfaffenvertreter des Cäsarismus, denen der Kaiser durch seine Thorheiten selbst und wie oft um seine Absolten streiten, waren ihm als Wächter nicht sehr gefährlich". — Ueber Nero sagt Amydee: „Nero hatte die Mutz zu tanzen, wie Augustus. Dies war die Hauptursache, daß der Staatsschatz bald erschöpft war; durch Nichts, bemerkt Suetonius, richtete er mehr Schaden an, als durch seine Bauten. — Er hatte (nach dem großen Brande) das Bezwingen, Rom neu herzurichten, wie er es verstand. Er eröffnete breite Straßen und ausgedehnte Plätze. — Die zu raschen Aenderungen jedoch haben immer auch ihren Nachtheil; es gab verdrießliche Geister, welche die früheren engen Straßen und hohen Häuser mageren schwinden sahen. Nero vergaß auch nicht, Vergnügungsorte zu bauen für jene Menge, die ihm bei seinen Fahrten auf dem Circus, bei seinem theatralischen Auftreten Beifall klatschte. Ein Epigramm von Martial lautet:

„Olbi es etwas Schönres, als Nero?
Etwas Schlimmres, als Nero's Bäder?"

— Einige Titel neuer französischer Romane: Madame Gilblas, von Paul Féval. — Aventuriéres et courtisanes, von Roger de Beauvoir. — La dame de volupté (Comtesse de Verrue) von Alexander Dümas! So weit sind wir in Deutschland doch noch nicht.

Digitized by Google